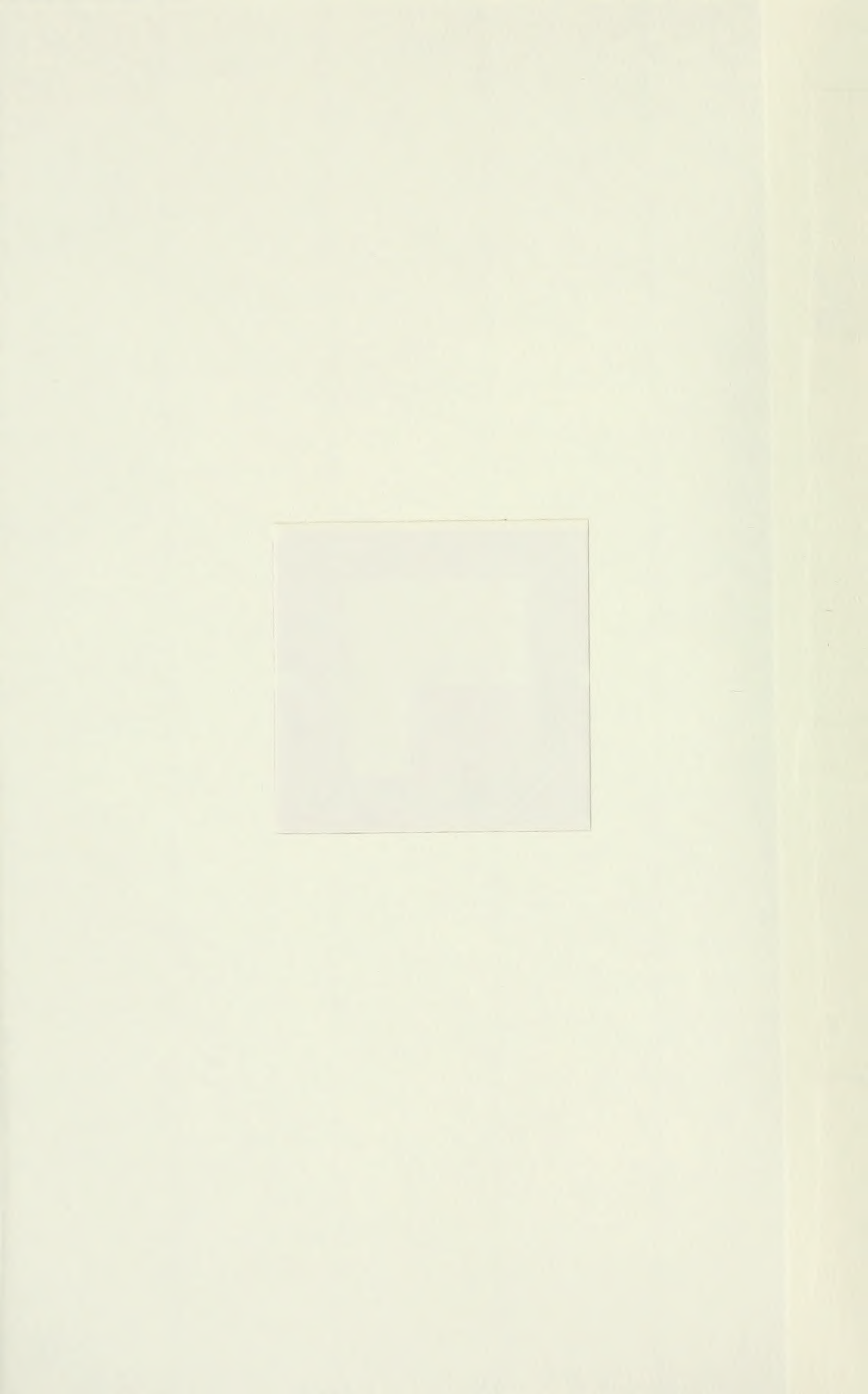








ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.



Vierundzwanzigster Band.

1892.

Mit 11 Tafeln.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.

1892.

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit besonderer Paginirung.

Ein chronologisches Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schlusse der Verhandlungen.

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1892 mit besonderer Paginirung.

Inhalts-Verzeichniss nebst Titel wird mit Nr. 6 ausgegeben.

Verzeichniss der Tafeln.

Verzeichniss der Zinkographien, Lithographien, Autotypien und Holzschnitte im Text.

(A. = Autotypie, H. = Holzschnitt, Z. = Zinkographie.)

1. Zeitschrift für Ethnologie, 1892.

2. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1892.

Seite 458. Drei Feuersteingeräthe und ein bearbeitetes Stück von Renthierhorn vom Schweizersbild bei Schaffhausen (Z.).
„ 459. Silberring aus altslavischem Kurgan bei Smolensk (Z.).
„ 459. Silberner Halbmond der Merier (Z.).
„ 460. Geflochtener Halsring (?Diadem?) aus Silber, aus dem arabischen Handel Russlands (Z.).
„ 461. Kreuzförmiger Nadelknopf der Tène-Zeit aus einem Brandgrabe von Grüneberg, Kr. Ruppin (Z.).
„ 462. Bronze-Halsring von Vehlefanz, Ost-Havelland (Z.).
„ 498. Bronze-Geräthe aus einem römischen Grabe von Zirzlaff, Insel Wollin (Z.).
„ 500. Stierkopfbild vom Ochsenkopf im Fichtelgebirge (Z.).
„ 501. Mittelalterliches Henkelgefäss von Dessau (A.).
„ 503—4. Thon- und Steingeräthe aus Rio Grande do Sul (Z.).
„ 509—10. 7 Geräthe aus Holz, Horn u. s. w. aus einem Grabe bei Oberflacht, Württemberg (Z.).
„ 517. Skizze des beabsichtigten Hauses am Spreeborn bei Ebersbach, Sachsen (Z.).
„ 518. Siegel des Singa-Mangaradja, Sumatra (A.).
„ 536. Glocke von Tasch-Rabah, Bochará, mit einer griechischen Alexander-Inschrift (Z.).
„ 541. Zwerg von Athen (A.).
„ 548. Bronze- und Knochengeräthe aus einem Grabe von Klein-Gerau, Hessen. (Z.).
„ 552. Silberner Schläfenring aus einem Skeletgrabe von Reitwein a. Oder (Z.).
„ 563. Situationsskizze des Schlackenwalls auf dem Donnersberg (Z.).
„ 565. Fels-Zeichnungen und Inschriften vom Brunholdesstuhl, Dürkheim a. d. Hardt (Z.).
„ 567. 7 Grabbeigaben von Schuscha, Transkaukasien (Z.),
„ 572. 5 Steingeräthe von Pilin, Ungarn (Z.).
„ 573. 14 Bronzegeräthe von ebendaher (Z.).
„ 575. 12 Thongeräthe von ebendaher (Z.).

3. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, 1892.

Seite 38, 40—41. 26 Geräthe aus Thon, Bronze u. s. w. von Arneburg, Altm. (Z.).
„ 52. Bronzefund von Elsterwerda, Prov. Sachsen (Z.).
„ 53—55. Funde aus der alten Ansiedlung von Marienwalde, Prov. Brandenburg (Z.).
„ 56—59. Steinkistengrab von Goldbeck, Kr. Stade, Hannover (Z.).
„ 61. Situationsskizze des Burgwalls von Cratzig bei Nassow, Cöslin (Z.).
„ 65. Fibula aus Bronze und Silber von Grüneberg, Kr. Königsberg, Neum. (Z.).
„ 66—68. Neolithische Thongefässe von Kl.-Krebbel, Posen, von Rhinow und Schwedt. Brandenburg (Z.). Vgl. Verhandlungen S. 97.
„ 70—72. Thongefässe und Bronzenadel aus Hügelgräbern von Nienburg, Hann. (Z.).
„ 72—75. Funde auf dem Burgwall von Alt-Ruppin (Z.).
„ 86. Gesichtsurne von Vandsburg, Kr. Flatow, Westpr. (Z.).
„ 87. Urnen von Beyerstedt, Kr. Helmstedt, Braunschweig (Z.).
„ 88. Urnen von Altenwalde, Kr. Lehe, Hannover (Z.).
„ 92. Zwei Steinbeile von Helgoland (Z.).
„ 93. Urnen von Wittstock, Kr. Königsberg i. Neum. (Z.).
„ 94. Bronzen von ebendaher (Z.).

I.

Der Yuma-Sprachstamm

nach den neuesten handschriftlichen Quellen dargestellt

von

ALBERT S. GATSCHET.

Vierter Artikel.

Die drei Yuma-Stämme, von denen ich diesmal neues Sprachmaterial beibringe, sind zwar schon in früheren Aufsätzen in dieser Zeitschrift behandelt worden. Die damals aufgeführte Avesupai-Liste von F. H. Cushing war aber so kurz und die des Maricopa so wenig zuverlässig, dass man unzweifelhaft die in diesem vierten Artikel abgedruckten als nothwendige ·mentare und Ergänzungen zu den frühern begrüssen wird. Das Mo- Vocabular von Dr. med. Wm. H. Corbusier unterscheidet sich von rühern Wortlisten dieses Dialektes dadurch, dass es von einem langjährigen Kenner der Yuma-Sprachen zu Papier gebracht wurde.

Yumadialekte, die für die Wissenschaft ganz neu sind, werden jetzt ..cht leicht anderswo, als etwa in der californischen Halbinsel, aufgefunden werden können. Dagegen ist es immerhin von Nutzen, neue Namen von Stämmen und Stammtheilen (Indianer-Banden ohne Häuptling) aufführen und ihre ethnographischen Eigenthümlichkeiten beschreiben zu können.

Neue oder bisher wenig bekannte Yumastämme finden sich beschrieben in dem Dienstberichte des Capt. S. P. Heintzelmann, datirt von seinem Hauptquartier Fort Yuma, Arizona, 15. Juli 1853, und adressirt an seinen Obercommandanten, Major E. D. Townsend in San Francisco, enthalten auf Seite 34—58 des IX. Bandes der Executive Documents, 34r. Congress, dritte Sitzung (1856—1877), House of Representatives; Octavo (Doc. No. 95).

Die Cocopa-Indianer lebten damals (1851—53) alle in Mexico, auf beiden Seiten des Coloradoflusses, doch meist auf dem Westufer und in den Gebirgen Untercaliforniens, und ihre nördlichsten Lagerplätze lagen alle unterhalb derer der Cuchanos (Kutchán) bis zur Coloradomündung hinunter. Heintzelmann wurde mit drei ihrer Banden bekannt: denen von Chipiti, Colorado und José, welche insgesammt kaum über 300 waffenfähige Indianer zählten. 1852 wurde Chipiti an der Spitze von 125 Kriegern von einer Streifpartie unterhalb „der Algodomes“ angetroffen und nach dem

Lager gebracht. Er erklärte, er sei auf einem Kriegszuge gegen die Yum und Kutchán begriffen, mit denen die Cocopa damals Krieg führten. Kurz vorher, im Herbst 1851, hatten die Kutchán einige Cocopa-Indianer verrätherisch zu einem Schmause eingeladen und dann ermordet. Ihre Volksgenossen rächten sich dadurch, dass sie sich in das Lager der Kutchán einschlichen und ihren Häuptling Macedon und mehrere der angesehensten Männer des Stammes nebst vielen Weibern und Kindern erbarmungslos hinschlachteten. Heintzelmann suchte zweimal, doch vergeblich, eine Aussöhnung herbeizuführen, doch hielten sie wenigstens seither Frieden. Die Yum-Indianer lebten am New River, im südöstlichen Theile des Staates Californien. Dieser Zufluss des Colorado trocknet im Sommer ganz aus, und dann begaben sich die Yum zu ihren Bekannten ausserhalb der unfruchtbaren Wüste. So befanden sich 1853 zwei ihrer Banden bei den Kutchán: etwa hundert Indianer unter Fernando, und (vielleicht) ebenso viele unter Chimiake. Alle die verschiedenen Stammestheile der Yum besassen einen Oberhäuptling, wie auch die der Kutchán, und beide Stämme sprachen nahe verwandte Dialekte. Anderswo werden auch Yum-yum-Indianer erwähnt.

Eine Bande Indianer, genannt Rason's People, hielt sich im December 1851 zwei Tagereisen östlich von Agua Caliente und von dem „Coyote-Dorfe“ auf. Vermuthlich gehörten sie zu den Kutchán.

Yacum-Indianer wohnten damals in einem fruchtbaren Thale zwischen der Californischen Wüste und der Meeresküste, theilweise in Untercalifornien gelegen. Sie waren mit den Cocopa verbündet und zählten damals kaum 200 Köpfe. Sie sind kriegerisch, haben feste Stellungen in den Bergen inne und waren früher den Spaniern und Mexikanern gefährliche Gegner. Man zählt sie zu den Diegueños, und hält sie für identisch mit den von Padre Kino erwähnten Guaícama-opa. Sie werden auch Chacum, Jacum und Ha-coom genannt.

Die Chemehuevis oder Mat-jus (Mátchus) sassen damals in den Gebirgen am Westufer des Colorado, etwa 60 Miles oberhalb Fort Yuma, zwischen den Kutchán im Süden und den Mohaves im Norden, und waren in fünf Banden getheilt. Auf der Ostseite des Flusses, den Chemehuevis beinahe gegenüber, wohnten die Yámpai. Die Kutchán oder Katchán (spanisch Cuchanos) werden jetzt allgemein Yuma-Indianer genannt; sie wohnten zur Zeit der Abfassung des Berichtes am Coloradoflusse, sechszig Miles oberhalb bis vierzig oder mehr Miles unterhalb des Zusammenflusses mit dem brakischen Gilaflusse. Gerade damals war der grösste Theil dieses Volkes auf mexikanischem Boden. Sie nehmen niemals ihren Aufenthalt in den Gebirgen, sondern halten sich bloss in der fruchtbaren Colorado-Ebene auf. Ausserhalb des jährlichen Ueberschwemmungs-Gebietes dieses Stromes wachsen keine Culturpflanzen, innerhalb desselben ist jedoch die Vegetation luxuriös. Die Kutchán-Indianer sind die unzu-

verlässigsten und verrätherischsten unter allen Yumastämmen und haben sich z. B. auch die von ihnen secedirten Maricopa durch ihre Streitsucht zu Erzfeinden gemacht. Unter den Lagerplätzen, die sie früher besetzt hielten, werden auch Santa Isabel an der Mündung des Colorado und Alamo mocho, westlich davon, namhaft gemacht. Tochopa soll der Name ihres Hauptgottes oder „Grossen Geistes" sein, der auch die Menschen ihres Stammes schuf und dort angesiedelt hat. Nebenbei verehren sie Sonne und Mond. Vergl. Heintzelmann, p. 46, dessen Bericht ausserdem viel Ethnographisches enthält.

Bevor ich den neugesammelten Wortvorrath dreier Dialekte vorführe, bringe ich noch „Nationale Stammnamen" und „Geographische Namen des Yuma-Gebietes" zum Abdruck. Als wesentliche Ergänzung zu den ersteren erwähne ich noch die reichhaltige Liste, die Dr. H. F. C. Ten Kate veröffentlicht in seiner Broschüre: Sur la synonymie ethnique et la toponymie chez les Indiens de l'Amérique du Nord. (pp. 11). Amsterdam. Joh. Müller, 1884. 8°. (Aus Mededeelingen der Koninkl. Acad. van Wetenschappen, Afd. Letterkunde, 3. Reeks, Deel I). Ich bemerke noch, dass einige dieser Namen schon früher von mir erlangt wurden und publicirt worden sind und dass ich von einigen anderen Etymologieen erlangt habe, die von denen Ten Kate's abweichen.

Nationale Stammesnamen.

Cochimí: wenn dieser Volksname aztekisch ist, so bedeutet er „Schläfer".

Haíko tahána, „langer Weisser", Mohave-Name für die Spanier und Mexikaner.

Kavél, Mohave-Name für die an den „Needles" wohnhaften Mohaves. Vergl. kavék Süden.

Laimon, Volksname, wird erklärt: laimon, gente que vive dentro: Volk des Inlandes, vom Meeresufer entfernt. Doc. Mex. Hist. V, p. 60.

M'Mat, in Zeitschrift f. Ethn. 1883, p. 128 ist von J. T. Helmsing missverständlich als ein Stammname aufgefasst worden. Kein solcher Stamm existirt dort unter den Yuma-Kutchán oder anderswo und das Vocabular enthält einen Kutchán-Dialekt.

Nyavapai; von Dr. Corbusier für Yavapai adoptirte Orthographie.

Seri; dieser Volksname stammt vom span. sera grosser Korb, vergl. serija kleiner Korb; Stöcklein, Neuer Weltbott, I. Theil 2, S. 75. (1726): „Ein Mann aus der grossen Insul Sera", S. 77. Ethnographie der „Seren", S. 75—82.

Soba ist der Name der westlichen Pima-Indianer, Doc. Mex. Hist. V, 139, und einer Pflanzung bei Caborca.

Tsiméwéva benennen die Mohaves alle Payutes, nicht bloss die südlichsten derselben, die Chimehuevis.

Wi-buka-pa. ist Name für die Yavapai, indem viele derselben auf der Black Mesa, einer zu den Mogollon-Bergen gehörigen Bergpartie wohnten: wi (aus avi gekürzt) Stein, Fels; puk Basis, Unterlage; pa für pai alle, und Volk. Corbusier's Corresp.

Bedeutung geographischer Namen des Yuma-Gebietes.

P. ist Abkürzung von Purísima Concepçion, eines Missionsortes in der californischen Halbinsel, 26° N. Lat. Die so bezeichneten Namen sind Ackeransiedlungen von dortigen Indianern (rancherias), jener Mission zugehörig ums Jahr 1697; entnommen aus Doc. Hist. Mexic. vol. V, p. 183—190 (1857). Einige derselben lagen am Stillen

Ocean, andere auf der Ostseite der Sierra de la Giganta. Mehrere neue Wörter sind für den dortigen Dialekt (Waikuru) aus diesen Namen erhältlich, obwohl einige unter denselben incorrect geschrieben sind.

Aggava caamanc, „Bergbach der Sperber“, arroyo de gabilanes, P.

A'hwa nyuvál, „Gefecht dort“, Mohave-Name der jetzigen Mohave-Agentur. Dort fand einmal ein Treffen zwischen Kutchán und Mohave-Kriegern statt.

Amaní iní, „winkliges Thal mit Mescal“, rinconada del mescale, P.

Ametzil ha caamanc, „Mündung des sandigen Wildstroms“, boca de arroyo arenoso, P.

Awáke paíl'ye, „viele Häuser“; Marikopa-Name der Stadt Phoenix am Rio Salado, Arizona.

Caamancijup, „Verengerung der Wildbäche“ cintura ó angostura de arroyos, P.

Caddehi, „Anfang des Röhrichts“, cabeza de carrizal, P.

Cadegomó, „Bergbach im Röhricht“, arroyo de carrizales, P.

Cadecuijtnipa, „auf den Plateaux des dürren Landes“: sobre las mesas de los malpaises, P.

Cadeudebet, „Ende des Röhrichts“, carrizo que se acaba. P. (auch Cadeudobet geschrieben).

Cahelca, „tiefer Brunnen“, poza honda, P.

Cahelejyu, Cahelijyu, „gesundes Wasser“, agua salobre, P.

Cahelembil, „Vereinigung der Gewässer“, junta de aguas, P.; eine Legua vom Stillen Meere entfernt.

Cahelmet, „Wasser und Land“, agua y tierra, P.

Cahelulevit, „laufendes Wasser“, P.

Camánc nac cooya, „cardenal redondo“, P.

Camanó ca caamanó, „Wildbach des grossen (Strickes?)“, arroyo del cordòn grande, P.

Chuenqui, Pflanzung bei Loreto, Untercalifornien, wird durch „lugar de bledezales“ übertragen.

Cunitcacahel, „Wasser von den hohen Bergspitzen“; el agua de los peñascos grandes, P.

Egusanna (oder: Eguianna) cahel, „Wasserbehälter im Walde“, aguaje del monte, P.

Gama caamánc, „Palmenschlucht“, barranca de palmas, P.

Gama caamanc xa, „Mündung des Palmenbaches“, boca del arroyo de las palmas, P.

Gama caaman iní, „Windungen des Palmenbaches“, rinconada del arroyo de las palmas, P.

Háka táya hahélla. „Wasser gross Fluss“. Avesupai-Name des Coloradoflusses.

Háka tekerákwa, „gebogener oder krummer See“, Yavapai-Name von Pecks' Lake, Arizona. (Corbusier).

Háka thie'lu, „Wasser salzig“, Rio Salado im Yávapai.

Hohotismá-ihisk, „Ort des Steinwerfens“, ein flacher Fels in den Sacatón-Bergen am Gila, als religiöser Platz durch Anhäufung von Steinen verehrt. (H. ten Kate.) Pima.

Idelabuú, „Plateaux im Gebirge“, mesas de las sierras, P.

Idelcagomo-Gebirge, P. „Wildbach der hohen Berge“, arroyo de sierras grandes.

Idelibinagá, „hohes Gebirge“, sierra alta, P.

χas, Marikopa-Name für den Rio Gila (Ten Kate).

Má'hketak oder „Sitz des Profeten“, Pima-Name einer geweihten Stelle am Ostende der Sierra de Estrella, im Pima: Kómert. Hier fand Dr. Ten Kate Opferaltäre mit befiederten „Gebetsstöckchen“, wie sie auch bei den Pueblos von Neu Mexico gebräuchlich sind.

Paya, oder Emetgale axácang, „hohe Baumstämme auf weisser Erde“, palos grandes de tierra blanca, P.

Pitquin ist Pima-Name von Caborca, da dort „der Zusammenfluss zweier Ströme“ von Tubutama und San Ignacio stattfindet. — Doc. Hist. Mex. V, p. 139.

Sacatón, früher von Pimas bewohnt, jetzt Waarenlager am Südufer des Gila. Eine Species von Calamagrostis wird jetzt Sacatón genannt, welches ein Augmentativ des spanisch-Nahua-Wortes zacate, azt. zacatl Gras, Heu, Stroh ist („dickes Gras“).

Taguabacahel, „Teich der trockenen Pitahaya“ (Cactus); aguaje de la pitahaya seca, P.

Tañuetia, im südlichen Untercalifornien, „Ort der Gänse“.

Temedegua, „tapferes Volk“, gente valorosa, P.

Tumacácori, Name einer Pima-Ansiedlung, „gebogene Bergspitze“, Ten Kate, Reizen, p. 160.

Tusonimón, Pimadorf, ist benannt nach einer „Anhäufung von Hörnern des Bergschafes“, cf. Bartlett, Pers. Narr. II, 265.

Uacazil, „Sandhöhle“, cueva arenosa, P.

Úhaga mápägi ámät, Avesupai-Name für das San Francisco-Gebirge.

Vaba-cahel, „Wasser bei der Pflanzung“, „bewässerte Aecker“, agua de la ranchería, P.

Vaza cahel, „Bach der Mezquitesträucher“, agua del mezquite, P.

Vigge, angebautes Land westlich von Loreto: „Hochland“, tierra alta.

Vergleichende Worttafel.

	Avesupai. M. C. Stevenson.	Maricopa. Dr. H. Ten Kate.	Mohave. Wm. H. Corbusier.
Mann (vir)	pá, pá táya	ipátch, ipás	pípa. pl. pípatch
Weib (mulier)	páke	senye-aks	thinyak, pl. thinyáktch
Knabe	hā'me	χumárs	humára
Mädchen	mápshi	meshеχaís	humadatchín, pl huma-datchaíni
Kind, Säugling	—	umarnyóks	humadatcháwa
mein Vater	—	nyikós	enekúta (Sohn)
	—		ene-áya (Tochter)
meine Mutter		ny'táyis	intáya
mein Gatte	—	nyukreáks	inyép nyimhubíga
meine Gattin	kweí iníniga	nyáwe-esh	inyép nyaha-ák
mein Sohn (Vater)	—	a'χumaís	inyép humáya, pl. inyép hatchamá
mein Sohn (Mutter)	—	e'sauwís	ithaúwa
meine Tochter (Vater)	—	a'tchís	inyép masaháya
meine Tochter (Mutter)	—	e'sauwís	humadátchin ithaúwa
mein ält. Bruder	—	nyawík	ahawíkwa (Bruder)
mein jüng. Bruder	—	estyátch	—
meine ält. Schwester	—	entchiná	inyáka
meine jüng. Schwester	—	nyaká	—
Indianer	—	pipa nyekopaís	pípa, pl. pipatch
Volk	—	matchtchámak	—
Kopf	hu-ú, hókiyäl	kwisásh	tchúksa, pl. tchuksa-itcha
Kopfhaar	kawáwa	e-ès	mokóra
Antlitz	páya	idósh	hídho
Stirn	mapúla	kli-imésh	thomopuli
Ohr	sh'múdiga, smáturga	smálkesh	smaílka, pl. smailkátcha
Auge	yú-u, yú	woyo-és	hídho, pl. hidhótcha
Nase	yáyo	iχu-úsh	hihú, pl. hihúvtcha
Mund	yá-a, yá	hiyás	híya
Zunge	yapá-u, ya-pü'l	hipálsh	hipäl'y
Zähne	yó-o, yó	hido-ö's	hithó
Bart	—	yawomís	yävúme
Hals	—	mipokimís	malyukaíkomet
Arm	sódi-i, t'hóti-i	ishalísh	hivipúk
Hand	sálle, shäl	shálke seráps	hisál kotharápa
Finger	shäl ga-awébe	shalke seráps shéndish	hisál
Daumen	sal kobatéa, gaváte	hisháltie watásh	hisálye kubutá
Nägel	siluw'or	keshliwoχósh	hisalye kelyehó
Leib, Körper	páya	—	himát
Brust	yuwáya	—	—
Bauch	—	—	híto
weibl. Brüste	nimáya	nyema-ásh	nyamá
Fussschenkel	mópada, mápada	eskarowísh	híme tcha-áma
Knie	mápuk	kismentósh	me mipuk
Fuss	mi-i, mi	himís	himé
Fusszehen	mi gutakwibi	himíks seráps	hime kotharápa pl.
Knochen	—	shá-aks	nyisáka. pl nyisaktcha

	Avesupai. M. C. Stevenson.	Marikopa. Dr. H. Ten Kate.	Mohave. Wm. H. Corbusier.
Herz	—	hiwásh	híwa
Blut	—	hiχwítch	ahwátam
Häuptling	—	mesheraís	hanidála
Krieger	—	kunemísh	kwanamí, pl. kwanakmí
Freund	—	hataχewík	nowáha, pl. nowátcha
Haus	úwa'h, ú-a'h	ewásh	avá, pl. avátcha
Kochkessel	—	teskíndsh	—
Bogen	—	nyutírsh	utís
Pfeil	—	nyipásh	ipá
Beil	idälkawía	takát	takyä't
Messer	ákwa, àkwá-a	nikwarósh	a'hkwí
Boot, Canoe	—	ikolχósh	kwelhó
Moccasins	wakasi-i, máhinyo	χemenósh	nihamínyo
Tabakspfeife	—	tumekwín	mulyhó
Tabak	ú-uba, u-úwa	úve	a-úba
Himmel	hámasia	má-ish	amáya
Sonne	inyá-a	nyas	anyá
Mond	hälá-a	χilás, χalásh	hálya
Stern	—	χamse	hamosé
Tag	eluwibi	kwaaks	—
Nacht	takiaipa	tinyám	tinyámk
Morgen	häläppa	koleyíwok	—
Abend	yóshē	—	—
Sommer	—	ikepílish	nyakapílya
Winter	—	χetchúrk	'hatchóra
Wind	—	metχásh	matahaík
Donner	—	hukásk	hukátch
Blitz	wu-úga	huráwek	huraba
Regen	á kwimä'dshiga	—	kubaúk
Schnee	á napádsha	—	hopák
Feuer	o-ó-o	ahaus	a-aúwa
Wasser	áha-a, áha	χá	áha, ahá
Eis	—	—	hanopátch
Erde, Land	—	mát	amát
Fluss	hahélla	χaχársn	hawílye
Landsee	—	χenyametaís	—
Thal	—	—	kwanákwa
Berg	amä't	wísh	aví kalyemé
Hügel	—	χoö'rs	aví hapó ropóro
Stein, Fels	—	wiorórsh	aví
Salz	—	ish	athí
Eisen	—	'kwarótish	—
Baum	—	te-ísh	aha-á
Holz	i-i	i-ísh	a-í
Blatt	—	werrewérsh	hamál'y
Baumrinde	—	χannewowī'lsh	hanuthkwíl'y
Gras	yúwil	eskwís	hatchakasáma
Mais	tiyä'tchi	tedī'tch	tadítch
Kürbis	—	kwidúish	a'hmáta
Fleisch	—	himátish	himát

	Avesupai. M. C. Stevenson.	Marikopa. Dr. H. Ten Kate.	Mohave. Wm. H. Corbusier.
Hund	uhát	χát	hat-tchâ'ka, pl. hat-tchâktcha
Büffel	—	síwolis	—
Bär, schwarzer	nĕgór	maχwétis	ma'hwáta
Wolf	—	χatekúltis	—
Coyotewolf	kathâ't	katelwís, χatelwísh	huktchára
Hirsch	akwága	kwa-aksh	akwáka
Biber	—	pirntch	apéna
Hase	—	kúlsh	akulyé
Pferd	wo-oloá, bú-olo	kwáktish	ahát vo-ólovi
Fliege	—	χallesmósh	thiliákmo
Moskito	—	análsh	mailkapáka
Schlange	—	χmawírsh	—
Klapperschlange	élwi, éllui	awísh	ávi
Vogel	—	teseyerekopaí	atchiyéra
Ei	—	t'sye-ure-úris	hitho-ótch
Federn	—	shawílsh	tchilyówam
Flügel	—	—	hivílye
Gans	—	—	yälä'ka
Ente	—	—	hanyiwil
Truthahn	—	—	urót
Fisch	—	—	atchí
Name	—	—	mulya
weiss	imashába	χemálye	nyamasába
schwarz	inyä'ye, inyä'dshe	nyílk	hwanyíl
roth	awáta	χwíttem	ahwát
hellblau	habasúva	χaweshúk	habasó
gelb	akwátha	kwíssem	akwátha
hellgrün	—	werrewérs	habasó
gross	táya; putéga	wetáyim	veltáya, ohumík
klein	ka-itidshídsha	nokík	hitchaúwa
stark, mächtig	—	sperm	ithpéra
alt	—	kureáks (masc.); akoís (fem.)	kwada-ä'k (Personen)
jung	—	meχaís	maháya
gut	áhäna	'χotk	ahót
böse, schlecht	hänata-ópa	nyomík	alaí
todt	—	epúik	hipúik
lebendig	—	yepaík	—
kalt	múna	χetchúrk	hatchúrka
heiss	áduya	epīlyk	hipúnya
ich	inya, ínätch	enyíp	inyetch
du	má-a, mä'tch	maínye	mántch
er	—	sewaínye	húwatche
wir	inätchu wí-i	mateshehámk	inyétchabitch
ihr	—	—	mantchavitch
sie	—	hanyís	inyetchavintch
dieser	—	wedaín	vithánya
jener	—	sewaín	nyanya
jeder, alle, ganz	páya	matchamá	páya, tcha-áma
viel	—	paílik	ataík, atáya

	Avesupai. M. C. Stevenson.	Maricopa. Dr. H. Ten Kate.	Mohave. Wm. H. Corbusier.
wer?	—	mekyénye?	makátch? makápa?
weit, entfernt	—	ekórm	amítcha
nahe	—	χepánik	vídik, hipánik
hier	—	wedí	—
dort	—	sewílye, sewanyemá	nyátha
heute	—	nyáwedam	pítha
gestern	—	tenayá	tunáya
morgen	—	kolleyéwo	nyamathám
ja!	é, e-é!	nyo?	e! eka!
nein!	ópa	kewárk!	kaváro!
eins	síta	shendík	séto
zwei	huwáka, wág'a	χawík	havíka
drei	humúga, mug'a	χamúk	hamóka
vier	hópa, hopá	styumpáp	tchimpápa
fünf	therápa, thätä'pa	saráp	thaṛápa
sechs	türspē, tĕshpē	χemχúk	si-ínta
sieben	howág' ispē	paχkiék	víka
acht	homúg' ishpē	sepχúk	móka
neun	hälathúye, haláthuya	χemχemúk	páya, hailyuthu
zehn	huwáva, 'wába	shaχúk	aṛáp'havik, abbr. aṛáp
elf	sita-gialá	maík-shendík	—
zwölf	huwága gialá	maik-χawík	—
zwanzig	huwáka huwáva	shaχúha χawík	aṛápavik takadútcha havík
dreissig	humúga huwáva	shaχúha χamúk	aṛápavik takadútcha hamók
vierzig	hopăm 'wáva	shaχúha stumpáp	aṛápavik takadútcha tchimpáp
fünfzig	thèrápa wuwáva	shaχúha saráp	aṛápavik takadútcha thárapk
sechszig	türsbē wuwáva	—	aṛápavik takadútcha maik'haséntinyik
siebenzig	'wagtáspe wuwáva	—	aṛ. tak. maik'havík-tinyik
achtzig	humúgaspē wuwáva	—	aṛ. tak. maik'hamuk-tinyik
neunzig	halathúya wuwáva	—	aṛ. tak. halythúik
hundert	'wávu wuwáva	—	takadutcha aṛapahavík
essen	mága	emám	mam
trinken	ethíga	esím	thím
tanzen	—	himák	itchimak
singen	—	hashwárk	hiswárik
schlafen	—	kashmám	smá
sprechen	—	etcheχkwérk	tchawaṛpk
sehen	—	ashá-amk	sámk, sám
lieben	—	ameχánk	—
tödten	—	tepo-ím	tapúyam
sitzen	—	kenák	inák
stehen	—	kewa-a-ú	wáwa
gehen	wótchima	etkewikehík	yém
kommen	báha	χawá-ak	—

	Avesupai. M. C. Stevenson.	Maricopa. Dr. H. Ten Kate.	Mohave. Wm. H. Corbusier.
zu Fuss gehen	—	hememewá-ak	iwárk
arbeiten	—	ayume-éwk	—
stehlen	-	na-ä'rk	tchíta
lügen	--	tchinyík	matatoík
geben	—	nyenáyim	á-im
lachen	--	tchekewárm	tchikaváram
schreien, weinen	—	hemím	himím

Havesupai-Vocabeln.

Von

M. C. STEVENSON.

ya-hápi Kinn
yúgai rápa, ya ka-ódwa Lippen
yu-somä'r, yu-shómi Augenbrauen
huwáka salle zwei Hände
sal kwei kanáye Zeigefinger
säl tuwal köyutchi Mittelfinger
säl kodshakédsha kleinster Finger
yu kwithíga Handgelenk
saleyugá die Hand reichen
sonam anáma Unterarm
wíyapuka Oberarm
sikinya-óka Ellbogen
melakí-i Gurgel
hainyälkol Kehlkopf
mi gubatiya grosse Zehe
mi gutaköʳdsha kleinste Zehe
mulká-a Fussknöchel
sörkamuwída (dasselbe)
sammanahú-u Unterschenkel
māthil Oberschenkel
púdi, púthl Hut, Kopfbedeckung
mí gíyul Hosen; wörtl. „langes Bein“
mi kíyul kuwíbi lange Kamaschen (leggings)
nukwáya Hemd
mú-ul, mūl amāt Antilope
nimíta Berglöwe, Panther
amú-u Bergschaf
u'hwála, kwáka kubite Hirschfell
musóa Hauskatze
múlo Maulthier
miyálla Brod
inyá-a Uhr
ethá-a Adler
hathába Kornbranntwein
ekwá-a smátiga Ohrring
ukwimä'giga ahá Bergschlucht
ó-o sikíya Streichhölzchen
kinä'tchia wollene Decke, Bettdecke
kathátub hä're Hemlock- oder Schierlingstanne
hamisígasiga wékwa der grosse Bär
sukadi-igiága Regenbogen;
inyá-a Sonne;
(Diese zwei, wenn als göttlich gedacht, sind männlichen Geschlechts)
Háya táya háhella der Coloradofluss
áni-a-a Weg, Pfad, Strasse
míula Zucker
kwáthi ikaíga Pistole
kwáthi megíba Patrone
kwadshidishi gé'hpa Scheere
ó-uli Kerze
múlsupe Spaten
kú-u Korb
tabatkál Sattel
kwáyi tkiwó-i Pferdezaum
nuwíli Peitsche
epíga sterben
ínätch mága ich esse
mät'ch mága du isst
páya mámaga alle essen

Ethnographische Notiz.

Der Avesupaistamm zählte im Jahre 1889 214 Köpfe und lebt in der früher beschriebenen tiefen Schlucht, wo hinreichend Land vorhanden ist, um ihnen Mais, Gurken, Melonen, Pfirsiche u. s. w. zu liefern, die aber nur durch ausgedehnte Bewässerung erhältlich sind. Im Sommer leben sie in Hütten von Flechtwerk, im Winter in den Höhlen und Schluchten des sie umgebenden Gebirgsstockes. Die Männer sind erfahrene Jäger, die Frauen verstehen sich trefflich auf das Korbflechten. Sollen Körbe zum Kochen oder Tragen von Wasser dienen, so werden sie inwendig mit Thon überzogen. Sie leben in Polygamie, gleichen übrigens in Sitten und Gebräuchen völlig den Pueblo - Indianern Neumexicos. Der Gott und Culturheros Poskai ankia soll ihnen und den Zuñis, Taos und Mókis ihren Kunst- und Architecturstyl gelehrt haben. Laut einer Notiz in Ten Kate, Reizen, p. 300 soll ihr Name Koχnína „Volk der Piniennüsse oder Pinienkerne“ bedeuten; im Zuñi lautet er Ku-chni-kwe (kwe heisst Volk, Stamm). Sie sind identisch mit den Yavipai javesua bei Garcès (1775—6), vergl. Orozco y Berra, Geogr. p. 41.

Bemerkungen zu der Avesupai-Wortliste.

Diese Wortliste wurde von Frau Matilda C. Stevenson im October 1885 in Oraibi, dem grössten der Moqui Pueblos in Arizona, von durchreisenden Avesupai-Indianern aufgenommen. Sie hatte sich damals an eine der jährlichen archäologischen Expeditionen von Colonel James Stevenson, ihres seither (25. Juli 1888) verstorbenen Gemahls, angeschlossen; zur Notirung der Wörter benutzte sie das vom Bureau of Ethnology, Washington, empfohlene linguistische Alphabet.

Der in mehreren Wörtern vorfindliche Spiritus asper, wie in wág'a zwei, bezeichnet einen Hauchlaut. Das *b* in diesem Yumadialecte ist gleichwerthig mit dem spanischen *v*, d. h. es bildet einen Mittellaut zwischen *b* und *v*, indem die Lippen sich etwas weniger schliessen als bei unserem deutschen *b*. Das alveolare oder palatalisirte l (ᶜl), von Lepsius mit l′ bezeichnet, scheint in diesem Dialekt ebenfalls, doch nur sporadisch, vorzukommen. *á* steht zwischen *a* und *o*, wie im Engl. all, call, kommt aber nur selten in dem Vocabular zur Anwendung, wie auch *th*, das im Mohave häufiger ist.

Pá taya unter Mann bedeutet „grosser“, d. h. erwachsener Mann; táya gross, putéga breit, weit. Paya bei Antlitz und Leib bedeutet „das Ganze, alles zusammen“. Hälappa bezeichnet den frühen Morgen, Tagesanbruch. In Regen und Schnee ist á vermuthlich das abgekürzte áha Wasser, das auch in dem ha- von hahella Fluss enthalten ist. In ó-uli Kerze steckt ó-o Feuer, Flamme. In mámaga, dem Plural von mága essen, ist Reduplication bemerkbar.

Marikopa-Wörter und Sätze.

Von

Dr. H. TEN KATE.

aweăk wandeln, gehen
marreóyum spazieren gehen
kustyéwk ärztlich behandeln
anyopaík, amattawárk müde, erschöpft
Tepí: der Ort Tempe, östlich von Phoenix, Arizona
emetchámepuik ich bin hungrig
mekílye memóm? wo gehst du hin?
nyaík wílye wiyóm? nach wie viel Tagen kehrst du zurück?
kedayúm wewamúm? (dasselbe)
mepíske metke weketóm ich komme gleich zurück
mekílye menyewík? wo wohnst du?
shaχúka shaχúka shaχúk eintausend
sesh Aasgeier, engl. turkey-buzzard

Topographisches und Ethnographisches.

Auf seiner letzten Reise durch den Südwesten der Vereinigten Staaten im Mai 1888 brachte Herr Dr. Ten Kate nebst obigem Vocabular folgende Notizen über die Maricopa zu Papier, die er mir bald darauf gütigst übersandt hat:

Diese Indianer waren damals in den drei folgenden Dörfern auf der Salado-Indianer-Reservation angesiedelt:

a) χauweshetáwes, am linken Ufer des Rio Salado (oder Salt River) in der Nähe der Mormonenansiedlung Lehi.

b) Kwatchampedaú, etwa fünf englische Meilen südwestlich von Phoenix, am linken Ufer des Rio Salado.

c) Hiyaliúlye, etwa sieben englische Meilen westlich von Kwatchampedaú. — Ausserdem sind ein Paar Familien unter den Pimas an der Uebergangsstelle über den Gilafluss angesiedelt. Diejenigen, die sich auf der Salado-Reservation befinden, zählen nach Ten Kate etwas über 200 Köpfe und sind in der Abnahme begriffen.

Zwischen Pimas und Maricopas finden nicht selten Heirathen statt. Im Typus und Charakter sind letztere den Yuma-Kutchán und den Mohaves ziemlich ähnlich, obwohl diese eine elegantere Körperbildung zeigen. Unter den Maricopas kommt ein ausgeprägt mongolischer Typus in seltenen Exemplaren vor, der jedoch dolichocephal ist. Bärtige Individuen sind nicht selten. Ihre Hütten sind Weidengeflechte mit Lehm verpicht und bilden eine Zwischenform zwischen denen der Mohaves und der Pimas. Unter den von Ten Kate notirten Maricopa-Clans oder Totem-Gentes befinden sich:

Sesh oder Aasgeier, Cathartes aura;
χatelwísh oder Coyotewolf;
Nyá-as oder Sonne, χalásh oder Mond, Kwá-aksh oder Hirsch.

Die beiden ersten sind auch Namen zweier Gentes unter den Pima-Indianern[1]). Vor Jahrzehnten unternahmen die Männer von Zeit zu Zeit Reisen (paseados) nach der Stadt Mexico in grössern Gesellschaften und kehrten erst nach Jahren wieder heim. Alle Yumas, und so auch die Maricopas, verbrennen ihre Leichen.

Da sich unter den Pima-Indianern auf der Gila Reservation nicht selten Maricopas vorfinden, so füge ich nach Dr. Ten Kate's Angaben noch die von ihm besuchten Pimadörfer auf jenem Areal bei, mit der Bemerkung, dass sich der Gilafluss, in nordwestlicher Richtung fliessend, erst etwa 18 Meilen unterhalb Phoenix mit dem Salado oder Salt River, an dem obige Maricopa-Dörfer liegen, vereinigt. Das oberste Dorf der etwa fünfzig englische Meilen langen Gila-Reservation ist:

Blackwater, aus zwei Theilen bestehend;

es folgen in westlicher Richtung:

Upper Stótonik; stótonik bedeutet „Ameise".

S'aufpak: „viel Cottonwoodbäume".

Tótsik;

Die Ansiedlung rings um die Pima-Agentur;

Sántan (d. h. Santa Anna).

Hörltchörletchök; soll „Ebene" bedeuten.

Peptchörl;

Wa'hki oder Wáχki, bei Casa Blanca: „Ruine";

Sho-otk: „viel Wasser".

Kawerke wötche, nach dem Hügel Káwerk benannt;

Komertkewetch, nach der Sierra de Estrella, Kómert, benannt, welches Gebirge, 30 Meilen lang, südlich vom Zusammenflusse des Gila mit dem Salado liegt.

Von Lower Stótonik giebt Ten Kate die Lage nicht genau an und drei oder vier andere Pima-Dörfer hat er nicht besucht. Alle die obigen Dörfer liegen südlich vom Gila, mit Ausnahme von S'aufpak, Sántan, Sho-otk und den zwei letztangeführten. Sacatón ist eine Waarenniederlage; siehe unten. Die Gila Reservation wird auch die Sacatón-Reservation geheissen. Soweit Ten Kate.

Der Gila-Fluss wurde schon in früher Zeit von Missionären besiedelt und da diese Missionen nach Aposteln benannt wurden, so nannte Kino den Fluss damals Rio de los Apostoles. Der Unterlauf wird auf älteren Karten auch Rio del Nombre de Jesus und Rio Jesus genannt. Ein von einem anonymen Jesuiten verfasste Beschreibung von Sonora, „Rudo Ensayo", um 1767 datirend, führt als die damals wichtigsten Ansiedlungen

---

1) In seiner neuesten Schrift „Verbeteringen" ist Ten Kate geneigt, diese zwei Gentes eher für Phratrien zu halten. Viel Ethnographisches über die Pimas u. A. ist enthalten in seinen „Reizen en Onderzoekingen", 1885, pp. 151—162.

der Pimas altos folgende an: Tusonimó, Sudacson oder Encarnacion; weiter nach Süden: Stucabitik, Ojio-taibues, Uparch, Tuquisan, Sudacsasaba, Tumac. (Seiten 21. 22; San Augustine, 1863). Der Vermesser Don José Cortez (1799) erwähnt in den Pacific R. R. Reports III, 3, p. 123, dass etwa 1200 Pimas altos am Gila leben und zwar meist in den Ortschaften San Juan Capistrano, Sutaquison, Atison, Tubuscabor, San Serafino de Napcub oder Napgub. Wie man sieht, weichen die heutigen Ortsnamen dort sehr von denen früherer Zeit ab. Von Maricopadörfern finden sich ebenfalls specielle Erwähnungen im achtzehnten Jahrhundert. Dieses Volk scheint damals über die ganze Südseite des untern Gilaflusses zerstreut gewohnt zu haben, und die Pápagos südöstlich von ihnen. Nach dem Berichte des Ver. Staaten Indianer-Bureaus waren 1889 auf Reservationen befindlich 4208 Pimas, 310 Maricopas und 7000 Pápagos, im Ganzen 11 518. Der dortige Agent, C. M. Johnson, behauptet indess, dass die dahin gehörigen Indianer, die sich nicht auf Reservationen befinden, über ganz Südarizona von der californischen bis zur neumexikanischen Grenze zerstreut leben, und dass, zu den Reservations-Indianern addirt, alle wenigstens 15 000 Köpfe zählen müssen.

Betreffs der Maricopa-Ansiedlungen besitzen wir eine lehrreiche Stelle bei Sedelmeyer in seiner Relacion, p. 849. 850, worin er sagt, dass ihre Pflanzungen (rancherías) am Gilaflusse gelegen seien, zwölf Leguas unterhalb des Salado-Einflusses beginnen und sich von da an 36 Leguas dem Flusse entlang erstrecken; den Pima-Namen des Colorado giebt er als Buqui aquimuti an (letzteres Wort, ákemorl, bedeutet Fluss; buqui, von sibuqui (Pima bajo): roth).

Die Namen seiner Maricopa-Ansiedlungen lauten wie folgt: Stucabitic, Norchean, Gohate, Noscaric, Guias, Cocoigui, Tuesapit, Comarchdut, Yayahaye, Tuburh, Caborh, Pipiaca, Oxitahibuis, Aicatum, Pitaya, Soenadut, Aopomue, Atiahigui, Cohate, S. Felipe Uparch, Aritutoc, Urchaoztac, Tubutavia, Tahapit, Amoque, Shobotarcham, Aqui, Tuburch, Tucsares, Cuaburidurch, Oitac, Toa, Caborica, Cudurimuitac, Sudac, Sasabac, Sibrepue, Aycate, Aquimundurech, Toaedut, Tuburch und Dueztumac, wo sich eine warme Quelle, 45 Leguas oberhalb des Einflusses in den Colorado befindet. (Aus: Hub. Howe Bancroft's Works, vol. XVII: History of Arizona and New Mexico; S. Francisco, 1889, p. 365. 366). Zu dieser Liste muss bemerkt werden, dass viele Namen entschieden einen Pima-Klang besitzen, und einige geradezu als Pimadörfer anderwärts aufgeführt sind: Stucabitic, Uparch; Sudac, Sasabac ist ein Name und sollte genannt sein: Sudacsasabac.

Ueber frühere Wanderungen der Maricopas findet sich in einem Manuscripte von George Gibbs (Bur. of Ethnology, Mscr. No. 603) folgende Stelle:

„Die Yumas (d. h. die Kutchán-Indianer) erklären, wenn über ihre

Stammverhältnisse befragt, dass die Maricopas, Cocopas und sie selbst ursprünglich ein Volk waren. Sie geriethen in Streit wegen der Wahl eines Häuptlings und der Art und Weise der Begräbnisse; so wurden die Marikopas gezwungen, sich nach dem Gila zu wenden, wo sie jetzt mit den Pimas zusammenleben, während die Cocopas sich weiter nach der Mündung des Colorado hinzogen und die Kutchäns sich oberhalb ihrer festsetzten. Obwohl Mc Carson die Marikopas 1825 an der Gilamündung gesehen haben will, so wurden sie doch später von Dr. Anderson etwa halbwegs zwischen jener Mündung und ihren gegenwärtigen Ansiedlungen angetroffen, und Hr. Bartlett ist der Meinung, diese Wanderung habe etwa um 1822 stattgefunden. Zur Zeit von Sedelmeyer's Besuch 1744—45 waren die Yumas im Kriege mit den Pimas und Maricopas am mittleren Gila begriffen."

Aus einer Vergleichung der Vocabularien der drei Stämme geht hervor, dass eine bedeutende Verschiedenheit unter denselben stattfindet, so dass eine Trennung schon in früheren Jahrhunderten wahrscheinlich ist, obwohl später eine Wiedervereinigung stattgefunden haben kann. Namentlich sticht das Maricopa angesichts seiner Vielsilbigkeit von dem kurzsilbigen, oft apocopirten Wortvorrath des Cocopa bedeutend ab, zeigt dagegen starke Affinität mit dem Mohave-Dialect.

Ueber ihren Stammnamen ist ausser dem schon in dieser Zeitschrift, 1877, Seite 376 beigebrachten noch beizufügen, dass óp, ópa ein Pima-Wort ist und Volk bedeutet; siehe 1886, Seite 98, wonach die Pimas die Maricopas O-opop nennen. Maríke heisst Bohne im Maricopa und andern Yumadialekten, itemárika Begräbniss im Yavapai, 1883, S. 140, itemárédi, tĕmarĕdi, itamárigum begraben; pá itamárigum eine Person begraben, im Yávapai, 1886, S. 101. Die Bohne wurde wohl maríke benannt, weil ihre Samen Stück für Stück in die Erde gesetzt und „begraben" wurden.

Die Maricopa nennen sich selbst einfach Indianer: Pipátchĕ. In den frühesten Nachrichten erscheinen die Opa als ein von den Cocomaricopas verschiedener Stamm, der wohl gleichsprachig war, aber nicht mit den Cocomaricopas zusammen wohnte. Als eine ihrer Missionen wird San Martin de los Opas erwähnt in Anza's Diario, 1775.

Bemerkungen zum Maricopa-Vocabular.

Herr Dr. Hermann Ten Kate nahm dieses Vocabular von drei Indianern in den Maricopadörfern am Rio Salado im Mai 1888 auf, und bediente sich dabei der spanischen Sprache. Dasselbe ist in seinen Lautverhältnissen vollständiger als die zwei früher von mir veröffentlichten und dient in vielen Fällen zur etymologischen Aufklärung dortiger Wortformen. Das h- hat Ten Kate nicht selten durch χ- ersetzt, wie in χumárs Knabe für homártche (Whipple), in χetchúrk Winter u. a. Das

in diesem Dialekte vorkommende r- scheint von dem deutschen r- abzuweichen; th findet sich hier nicht vor. Das Vorwalten consonantischer Ausgänge der Wörter ist charakteristisch, tritt aber auch beim Kutchán zu Tage. Die Oxytonirung tritt bei Ten Kate weit mehr hervor, als in den Vocabularien von Whipple und Bartlett.

Viele der Verwandtschaftswörter und Namen für Körpertheile sind mit dem Pron. praefixum i-, hi-, e- (mein) versehen, Sein Wort für Winter ist dasselbe wie für kalt; das für Mädchen, meshe χaís, enthält me χaís jung. Sein Wort für Volk, matchtchámak, ist nahezu identisch mit dem für wir und alle, und bedeutet wohl wir alle, oder das Ganze. Grün und Blatt sind durch dasselbe Wort werrewérs ausgedrückt. Der Stamm χat, in andern Dialekten uhát, ahàta, áhat etc. muss ursprünglich Thier oder Lebewesen bedeutet haben und findet sich in Hund, Wolf, Coyotewolf und im Mohavewort für Pferd, ahát, vor. Diejenigen Adjectivformen, welche in -m endigen, sind vermuthlich Verba attributiva, und das -m entspricht hier dem -gium im Yávapai; múni kalt, munúgium ist kalt.

Auswahl von Mohave-Wörtern und Sätzen

nach Dr. W. H. CORBUSIER.

Diese sind meist auf Artikel und Begriffe bezüglich, die auf ethnographische Verhältnisse einiges Licht werfen können.

ava sapét Thürvorhang
avayá Haus- oder Zelteingang
a-au tekwátawi Feuerstelle
avlüpo Säulenpfosten
tchubába drei Steine, auf welchen der Kochkessel überm Feuer steht
hopábi Bett, Schlafstelle
humara hakwílyubi Tragbrett für Säuglinge
tchulkík Pfeilkerbe
tchu-úl Pfeilspitze aus Stein
kopádar Ende der Pfeilspitze
sivíl'y Pfeilfedern
kupét Köcher
hutcháwa Bogensehne
hisál yatér Schutzleder am Handgelenk
a-itchokwát Kriegskeule
ayulatapam Schleuder
hatápmak Steine schleudern
valtát Fischhacken
matkayaínka Harke
akwe hipádar Messerspitze
a'hpe flacher Stein zum Maismahlen, Metate
hamútchi Reibstein auf der Metate
kúpo grosser konischer Samenkorb
kurí geflochtener Brodteller
hapúruwi geflochtener oder irdener Wasserkrug
kwithat konischer Samenkorb, aus dicken Ruthen geflochten
timá weisse Ruthen zum Korbflechten
kohotóna schwarze Ruthen zum Korbflechten
taskín irdener Kochtopf
tedítch mavadr Maismehl
nyihá Suppe, Brühe
hímat hasílk Fleisch auf Kohlen braten
hímat anü'k Fleisch in einer Erdvertiefung rösten
sakumáha Spottvogel
sukwíl Adler
tchimkúla Lachsforelle
amát kokowíthk Horneidechse
hanyá Frosch
hanyigó Ochsenfrosch
atchóranyem Eidechse
hamathúl'y Gila-Salamander
hanapúga gefleckte Schlange
humanáp Schmetterling
nyilye Laus
tchikabonó Spinne
tchikabonó nyáva Spinnengewebe
manís Scorpion
hal'ytát Tarantel
náya Harz, Gummi
análya Mezquitebaum

itchúdik Wallnussbaum
ihóra Weide
hipákakwath californischer Mohn
akít Sonnenblume
venát Yucca baccata
kamatchúlka Traubenwein
a'hmá'h runder Kürbis — Cucurbita perennis G.
kwátch nyume ein Sturm ist im Anzug
mathahwilk Loch im Boden
haiko-hipá ein Weisser, Amerikaner
haiko kwanyíl ein Neger
Hawálye-páya Hualapai-Indianer
kikamakauk die Mohavesprache
hanitchára Oberhaupt aller Mohaves
A'sokit. nom. pr. dieses Oberhaupts
Máta ráhana „Prairie", nom. pr. eines Mohave
ankyát Gottheit
nyavadhík Gespenst, Geist eines Todten
tu'hnyík eine Leiche verbrennen
hätchi-aib eine Leiche begraben
hamályuth Pockenkrankheit
hethil théluthélu Pockennarben
ó-utch Husten
mekúp Gonorrhoea
hipóm Brandwunde
matitchewá Zauberheilkunst
kwathidé Zauberdoctor, Medicinmann
samak Traum
ipan kwathidé „Pfeildoctor"
thaltal'y Indianerflöte
hutúrebik Stab- und Ringspiel
mailkésokwil'y Ball, Spielball
tulyul'yba „Wo ist der Ball"? (ein Ballspiel
mailké Shinnyspiel (Art von Ballspiel)
otâhubik Kartenspiel
otâhu mit Karten spielen
ahán rechtseitig (wörtl. „gut")
kothára linkseitig
maták Norden
anyák Osten
kavék Süden
anyuhávokh Westen
inyetch áhat itchavaúbitch ich habe ein Pferd
inyep inyi-hat hithoptchum das Pferd gehört mir
áhat mitchavaúwa? hast du ein Pferd?
áhat vo-ólovi hiraúwa das Pferd läuft geschwind
ahát tchavésam das Pferd gallopirt
píthi hatchúrik es ist jetzt, heute, kalt
túuai hatchúrapta es war gestern kalt
nyamatham hatchura-ä' es wird morgen kalt sein
ípatch hilyó der Pfeil ist zerbrochen
hime kutchébitch hilyó der Steigbügel ist zerbrochen
mathü'li süss; mathüwílk es ist süss
áyatch mathü'l'y süsse Mezquit-Bohnen
ahatch nyímamk genug Wasser

Ethnographische Notiz.

Es lässt sich wohl annehmen, dass die „Drei Berge", nach denen das Mohave-Volk benannt wurde, zu den ältesten Aufenthaltsorten desselben gehört haben. Dieselben bilden einen Theil eines Gebirges, von Capitän Whipple wegen der säulenförmigen Structur „The Needles" genannt. Dies ist eine Formation von Trachyt und rothem Porphyr, die den Colorado bei 34° 40' Lat. überschreitet und selbst bloss den nördlichen Theil des Mohave-Gebirges bildet, der auf der Ostseite des Thales aus Granit besteht. Eine Abbildung der Needles von H. B. Möllhausen findet sich in dem Werke von Lieutenant Joseph C. Ives, Report upon the Colorado River of the West. 1861. 4°; Geolog. Report by Dr. J. S. Newberry, p. 30. Die daselbst im Vordergrund befindliche Reihe von drei Bergen scheint die Hamúk hávi darzustellen. Südlich von der „Mohave Range" wohnten damals Chemehuevi-Indianer, nördlich davon bis zum Eingang zum Black Canon, oder etwa bis 35° 40', die Mohaves, die einen fruchtbaren Thalboden innehatten. Sie wohnten meist unterhalb Hardyville, das in der Nähe von Fort Mohave, etwa 35° 7' Lat., gelegen ist.

Der Census von 1890 hat eine Summe von 1431 Mohave-Indianern

ergeben, welche auf drei Reservationen vertheilt sind. Ihre Wohnhäuser sind dauerhafter, als die anderer Stämme, und etwa 35 Fuss im Geviert; auf den flachen Dächern halten sie sich besonders gerne auf. Viele runde Vorrathshäuser umgeben die Wohnungen. Für künstliche Bewässerung ihrer Felder sorgten die Mohaves früher nicht, sondern überliessen die Befeuchtung derselben den jährlichen Ueberschwemmungen des Colorado. In trockenen Jahren litten sie daher nicht selten an Hungersnoth.

Anmerkungen zum Mohave-Vocabular.

Das Vocabular, wovon Obenstehendes nur einen Auszug bildet, ist vom Militärarzte Wm. H. Corbusier im Frühjahr 1885 unter den „Mojave oder Hamokába" selbst in Fort Mojave, am mittleren Laufe des Colorado-Flusses, gesammelt worden. Derselbe hatte sich, wie unsere Leser schon wissen, lange zuvor unter anderen Yuma-Stämmen aufgehalten und ihre Dialekte schriftlich aufgezeichnet. Seine Wortsammlung zeichnet sich daher durch scharfe Unterscheidung gewisser consonantischer Laute vor anderen derartigen Sammlungen vortheilhaft aus, und wohl wenige haben vor ihm zwischen th und dh (angelsächsisch þ und ð) einen Unterschied gemacht. Die Gutturalaspirate χ bezeichnet Corbusier meistens mit einfachem *h*. Der alveolare Laut dr kommt auch bei ihm vor. Von ihm rührt auch die Monographie „The Apache-Yumas and Apache-Mojaves" her, welche im American Antiquarian, vol. VIII, p. 276 bis 284 und 325 bis 339, Chicago 1886, 8° gedruckt steht.

Bei mehreren Substantiven hat Corbusier die Pluralform beigesetzt; diese lautet -tcha, oder -tch, das dem Substantiv suffigirt wird, wenn der Plural regelmässig gebildet wird. Dasselbe ist nichts weiter, als das agglutinirte itcha oder itchi: einige, auch Etwas, ein Ding, eine Sache; wir haben es schon als Objectpartikel bei Verben mehrmals erwähnt. So bildet hihú Nase den Plural hihútcha einige Nasen, mehr als eine Nase.

Ueber einzelne Ausdrücke ist zu bemerken:

himát bedeutet zugleich: mein Leib, Körper, Fleisch und Muskel.

hisál, isál heisst meine Hand, mein Finger; hisál kotharápa meine fünf Finger, d. h. meine ganze Hand.

hiví meine Schulter, ist Stammwort von hivipúk mein Arm.

ahwatám Blut, ist eine Verbalform von ahwát roth, und bedeutet: es ist roth.

tinyámk Nacht bedeutet eigentlich: „dunkel", gerade so wie anyaik Morgendämmerung das Wort für hell, licht enthält.

amát ist Boden, Grund; die „ganze Erde" ist amát tchá-ama.

tchilyówam sind Federn an den Flügeln; Feder ist sivilya.

Ueber den Ursprung der Zahlwörter bemerkt der Autor: „Dieselben scheinen von der Sitte herzurühren, an den Fingern zu zählen. Diese

Indianer beginnen ihre Zählungen mit dem kleinen Finger der linken Hand und biegen jeden Finger nach der Zählung um. Der Daumen heisst demnach fünf und Hand zugleich. Der kleine Finger der rechten Hand heisst bei ihnen „der andere“, also sechs; der folgende der Ringfinger: „zwei an der andern (Hand)“ oder sieben; der folgende: „drei an der andern (Hand)“ oder acht. Der Daumen heisst wieder „zwei Hände“ oder zehn. Zwanzig bedeutet: (aráp havík) multiplicirt (takadutcha) mit zwei (havík). Das Hochhalten der offenen Hand bezeichnet fünf, das Hochhalten beider Hände mit gekreuzten Daumen zehn.“

Das Wort maik-, das in G. Gibbs' Vocabular den Zahlen 6, 7, 8 präfigirt ist, muss dort für „die andere (Hand)“ stehen, obwohl „der andere“ im Mohave gewöhnlich mit einer, eins (sénta), „ein anderer“ mit aséntente wiedergegeben wird. Maik- wird der Kürze wegen meist weggelassen; vielleicht entspricht es dem aztekischen tchik- „umgebogen“ in denselben Ziffern (6, 7, 8), von tchiko, tchíku querüber, verdreht.

II.

Nephrit von Schahidulla-Chodja

im Küen-Lün-Gebirge.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 9. Januar 1892.

Von

Professor **ARZRUNI** in Aachen.

Von sämmtlichen aussereuropäischen Lagerstätten anstehenden Nephrits sind diejenigen in der Nähe von Schahidulla-Chodja und Gulbaschén, in den Brüchen von Konakán und Karalá aufgeschlossenen die best untersuchten. Eine eingehende Schilderung derselben hat Hermann von Schlagintweit-Sakünlunski geliefert[1], ebenso der indische Geolog Stoliczka[2]. Es ist ferner bekannt, dass der Nephrit am Küen-Lün nicht nur an der genannten Stelle am Südabhang ansteht, sondern auch an mehreren Punkten des Nordabhanges, so am Sirikia- und am Chotan-Fluss, und dass neuerdings durch den kühnen Forscher, Herrn Grombtschewskij[3], viel westlicher, im Pamirgebiet, am Raskem-Darja, einem von Süden zuströmenden Zufluss des Jarkend-Darja, beiläufig unter 37° 4' nördl. Br. und 46° östl. L. von Púlkowa, eine längst vermuthete Fundstätte entdeckt worden ist. Die Vermuthung beruhte darauf, dass der Jarkend-Darja in gleicher Weise, wie die soeben genannten anderen Flüsse, Nephritgerölle führt, die naturgemäss primären Lagerstätten in den entsprechenden Thälern oder im Hochgebirge selbst entstammen.

In allerjüngster Zeit endlich ist viel weiter östlich, beiläufig unter dem 70. Grad öst. L. von Púlkowa (etwa unter dem 100. Grad östl. L. von Greenwich) eine weitere Fundstätte anstehenden Nephrits angetroffen worden, über die uns jegliche Kunde fehlte. Der Entdecker derselben ist der französische Asienreisende Herr Martin. Da die Nachricht, meines Wissens, in die deutsche Litteratur noch nicht gedrungen ist, so möchte ich das Wesentliche an dieser Stelle kurz mittheilen. In einem vom 5. Januar d. J. datirten Brief an Herrn Daubree in Paris berichtet Herr Martin[4], dass er auf dem Wege vom Kukunor nach dem Nan-Schan-

1) Sitzb. Bayer. Akad. d. Wiss. Math.-phys. Cl. 1873. 2. S. 227-267.

2) Records geol. Survey of India 1874. Das Original ist mir nicht zugänglich gewesen und der Inhalt des Berichtes nur aus Auszügen bekannt geworden.

3) Dieses Forschers Bericht ist in einem Aufsatz des Herrn Muschketow in den „Izwestija" der geogr. Ges. zu St. Petersburg. 1889. 25. S. 454 enthalten.

4) Comptes rendus de l'Acad. des sciences. 1891. 112. S. 1153.

Gebirge (chinesische Provinz Kansu) auf einen Nephritgang stiess, welcher in einem von ihm nicht näher bestimmten weichen Gestein aufsetzt. Diesem Gange dürften die vielen vom Reisenden in den Bächen und Flüssen angetroffenen Gerölle entstammen. Der Nephrit weist verschiedene Farben auf: mattgrün, wassergrün, mattweiss, milchweiss, auch sehr durchsichtig, schwefelgelb (?!) u. s. w. Das Anstehende ist mattgrün oder auch ebenso schön, wie die sibirische, von Herrn Alibert s. Z. nach Paris gebrachte Varietät. (Welche damit gemeint ist, — die helle oder die dunkelgrüne, wird aus dem Wortlaut nicht klar). Am Nordabhang des Nan-Schan, z. B. in den Dörfern Kan-Tschou und In-Tschou (letzteres in Stieler's Atlas nicht angegeben), bemerkte Herr Martin, dass mit dem Nephrit ein ausgedehnter Handel getrieben wird, und sah fast in jedem Dorfe Landleute den Nephrit für die Chinesen verarbeiten. In Su-Tschou bestehen mehrere Werkstätten.

Da nach den Berichten der Geologen die Küen-Lün-Kette an ihren beiden Gehängen einen vollkommen übereinstimmenden Bau und eine gleiche Beschaffenheit besitzt, so durften auch für den Nephrit der verschiedensten Punkte derselben analoge Lagerungsverhältnisse und Bildungsweise und demnach auch eine Uebereinstimmung in den physikalischen und chemischen Eigenschaften vorausgesetzt werden. Im Grossen und Ganzen trifft dies auch zu.

Wir besitzen mikroskopische und chemische Untersuchungen der Gerölle aus dem Jarkend-Darja-Thal, ausgeführt von den Herren Muschkétow, Beck und Nikolájew[1]), sowie vom anstehenden Nephrit von Gulbaschén, welchen Herr von Fellenberg[2]) analysirte, ich[3]) und später Herr Schoetensack[4]) mikroskopisch untersuchten. Ueber den anstehenden Nephrit vom Raskem-Darja liegt nur eine kurze mikroskopische Angabe des Herrn Muschkétow[5]) vor, der ihn für identisch mit dem Material der Gerölle vom Jarkend-Darja erklärt. Auffallend ist aber die ziemlich merkliche Abweichung in der Zusammensetzung des Materials von Gulbaschén und vom Jarkend-Darja.

Die Proben von Gulbaschén, welche sowohl Herrn Schoetensack, als auch mir zur Untersuchung dienten, entstammten der Sammlung der Gebrüder Schlagintweit. Ob Herr Schoetensack über ausreichende Mengen derselben verfügte, ist mir nicht bekannt. Ich für meinen Theil habe mich s. Z. mit einem einzigen Schliff für die mikroskopische Untersuchung begnügen müssen.

1) Beck und Muschkétow, Verh. miner. Ges. St. Petersburg. 1882 (2) 18. S. 33.
2) Vgl. die cit. Abhandl. von H. von Schlagintweit S. 255.
3) Diese Zeitschr. 1883. S. 182.
4) Diese Zeitschr. 1885. S. 164.
5) „Izwestija“ u. s. w. a. a. O. p. 461.

Um so dankbarer bin ich daher Herrn R. Virchow, dass er mich in die Lage versetzte, meine früheren Angaben zu vervollständigen, indem er, als er vor Kurzem in den Besitz einiger Stücke des Nephrits von Schahidulla-Chodja gelangte, mit bekannter Zuvorkommenheit meiner gedachte und mir das in seinen Händen befindliche Material zur Untersuchung anbot.

Von den zwei, mir zur Verfügung stehenden Handstücken bietet das eine in seiner Gestalt nichts Bemerkenswerthes, während das zweite eine parallel begrenzte Platte von 18 *mm* Dicke ist und den Eindruck hervorruft, als entstamme sie einer Spaltenausfüllung, mit anderen Worten: als sei sie ein Stück eines Ganges. Die beiden ebenen Flächen sind mit einer dünnen weissen talkähnlichen Schicht überzogen, die sich viel weicher erweist, als der Nephrit selbst, und sich mit dem Messer leicht abschaben lässt, während jener vom Stahl nicht geritzt wird, vielmehr umgekehrt das Messer auf demselben abfärbt und eine metallisch glänzende Spur zurücklässt. Die weisse Oberflächenschicht, — es wurde etwas davon mit dem Messer abgekratzt, — erweist sich unter dem Mikroskop opak; von kochender Salzsäure wird ihr Pulver äusserst wenig angriffen. Jedenfalls liegt also kein „zeolithisches Mineral" vor, wie Stoliczka annahm.

Die Farbe des Nephrits ist grüngrau, entsprechend Radde's 37 p.; auf der Schlagfläche zeigt er einen feinsplitterigen Bruch und ein bestäubtes Aussehen; auf glatten Schnittflächen ist die Farbe etwas bläulicher als auf dem Bruch und liegt beiläufig zwischen 37 k und 38 k der Radde'schen Skala. Hier und da ist die Masse von weissen opaken wolkigen, also nicht scharf begrenzten, sondern allmählich in die Grundfarbe verlaufenden Adern und Flecken durchsetzt. Eine Andeutung von Schieferung und Parallelfaserung ist unverkennbar.

Zur mikroskopischen Untersuchung wurden je drei Schliffe von jedem der beiden Stücke hergestellt und zwar möglichst nach drei auf einander senkrechten Richtungen: einmal nach der Ebene der Schieferung, dann senkrecht zu dieser Ebene und parallel zur Faserung und endlich senkrecht zu beiden genannten Ebenen.

Herr Brunnée in Göttingen, in dessen Werkstätte (Firma Voigt & Hochgesang) die Schliffe verfertigt wurden, schrieb mir, er habe mit grossen Schwierigkeiten, namentlich beim Querschliff, zu kämpfen gehabt, um genügende Dünne zu erreichen. Da die Beobachtungen des genannten Herrn zur Charakteristik der Cohäsionsverhältnisse des Nephrits dienen können, so möge hier der Wortlaut jener Mittheilung folgen: „. . . Wir haben alles Mögliche versucht, um die Schliffe dünner zu machen. Ich war persönlich mehrere Stunden an einem einzigen Schliff thätig, um mich zu überzeugen, dass dieses Material im Querschnitt nicht besser zu verarbeiten ist. Ein so missliches Material ist mir noch garnicht vorgekommen . . ." Als ich hierauf Herrn Brunnée mittheilte, dass das

Material Nephrit sei und ich aus diesem Mineral selbst schon manchen Schliff angefertigt hätte, niemals aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestossen wäre, sandte er mir einen neuen Querschliff und bemerkte dazu: „Von Steinbeilen aus Nephrit haben wir auch schon manchen Schliff in den verschiedensten Richtungen ohne Schwierigkeit hergestellt, aber dieser Nephrit schleift sich ganz anders und es ist der erste, bei dem wir eine ganz andere Schleifmethode in Anwendung bringen mussten. Auf Glas oder Eisenscheiben haben wir es auch jetzt nicht erreichen können.“ Diese Aussagen sind nicht uninteressant und dürften vielleicht auch dazu dienen, um zu zeigen, dass Nephrite verschiedener Fundstätten infolge ihrer verschiedenartigen Structur abweichend zähe sind, eine abweichende Festigkeit besitzen, und also auch den mechanischen Kräften einen abweichenden Widerstand entgegensetzen. Diese structurellen Verschiedenheiten bei verschiedenen Nephriten habe ich auch mikroskopisch festgestellt und darauf eine Unterscheidung des Materials aus verschiedenen Fundstätten durchzuführen gesucht.

Die mikroskopische Untersuchung der Schliffe ergab für die Structur, mineralische Zusammensetzung und Association des Nephrits von Schahidulla-Chodja das nunmehr zu schildernde Resultat.

Die Masse der Substanz besteht aus einem Aggregat von längeren und kürzeren, in den verschiedensten Lagen zu einander befindlichen Fasern. Die ersteren, sanft wellig gebogen, sind zu parallelstrahligen Bündeln vereinigt, welche z. Th. schnurartig gewunden aussehen, indem die einzelnen Fasern nicht durchweg von einem Ende des Bündels bis zum anderen reichen, vielmehr in verschiedener Entfernung und abwechselnd absetzen. Die kürzeren, welche den grösseren Theil der Schliffläche einnehmen, verlaufen meist geradlinig und sind zu federballartigen Büscheln zusammengewachsen, deren Bau als radialstrahlig zu bezeichnen ist. Im Allgemeinen herrschen Langfaserigkeit und breite Bündel, welchen wie allen feinfaserigen Aggregaten mit Parallelstruktur ein seidenartiger Glanz eigen ist, in den parallel der Schieferung geschnittenen Schliffen vor, hingegen ein unregelmässig faseriger Bau in den senkrecht zur Schieferung geführten Längsschliffen, während sich in den Querschliffen vorwiegend ein feinkörniges, punktirtes Gefüge beobachten lässt, ein Bild, welches sich ohne Weiteres aus der Richtung des Schnittes ergiebt. Aber alle drei Structurarten kehren dennoch in jedem Schliffe, welcher Richtung er auch angehören möge, wieder, wenn auch, wie dies aus Obigem hervorgeht, in ungleichem Maasse. In Anbetracht der nicht völlig ausgesprochenen, sozusagen versteckten Schieferung einerseits und der Zähigkeit und Festigkeit dieses Nephrit andererseits, welch letztere Eigenschaften ja nur als eine Folge der verworren faserigen Struktur und Verfilzung der Fasern anzusehen sind, hätte man einen anderen Bau der Masse auch nicht erwarten können.

Bei den längeren wie kürzeren Fasern lässt sich durchweg ein geringer, wenn auch nicht mit Genauigkeit messbarer Auslöschungswinkel, welcher meist beinahe gleich 0 ist, feststellen. Bei gebogenen Bündeln oder radialfaserigen Büscheln tritt natürlich undulöse Auslöschung auf, die im ersten Falle der Krümmung der Faser folgt, im zweiten von Faser zu Faser überspringt, sobald das Präparat bei gekreuzten Nicols in seiner Ebene gedreht wird.

Die Schliffe sind auffallend arm an Einschlüssen fremder Minerale: kleine schwarze oder braune Pünktchen, die wohl dem Magnetit, bezw. dessen Umwandlungsproduct, dem Limonit (Eisenhydroxyd), angehören, sind in verschwindend geringer Zahl vorhanden. Hier und da sieht man eine farblose in sich verzweigenden und auskeilenden Adern auftretende, mit Querfaserung (d. h. mit Faserung senkrecht zum Verlauf der Ader) versehene Substanz; eine zweite gelb gefärbte, schwach oder kaum doppelbrechende und nur kaum wahrnehmbaren Pleochroïsmus besitzende; endlich ein drittes grünes, stärker doppelbrechendes und deutlich pleochroïtisches Mineral. Alle drei sind als Umwandlungsproducte anzusehen, und zwar die beiden ersteren als Serpentin, das dritte als Chlorit. Die farblose Substanz lässt sich, selbst ohne Analysator, von der sie umgebenden Nephritmasse ihrer Umrisse wegen unterscheiden und hebt sich von derselben trotz ihrer vollkommenen Durchsichtigkeit ab, während sie mit aufgesetztem Analysator lebhafte Interferenzfarben giebt. Wir haben es hier offenbar mit der faserigen Serpentinvarietät, dem Chrysotil zu thun, auf dessen Vorkommen im Nephrit, namentlich in dem sibirischen von den Flüssen Kitój und Býstraja, Herr Muschkétow zuerst aufmerksam gemacht hat[1]). Aehnlich verhält sich die gelbe Substanz: auch sie ist z. Th. deutlich faserig, aber in dünnen Schichten am Rande des Präparats bleibt sie (bei gekreuzten Nicols) beinahe ganz dunkel. Ihre Farbe entspricht etwa Radde's 7t-u. — Das grüne Mineral zeigt rundliche, gegen die Nephritmasse ziemlich scharf abgegrenzte Durchschnitte mit sphärolithischem Bau, wobei die Elemente des Sphärolithen aber verworren liegen und eine weniger faserige als lamellare oder leistenförmige Gestalt besitzen. Die Farbe der parallel der Längsrichtung schwingenden Strahlen ist schmutzig gelbgrün, der senkrecht dazu (in der Querrichtung) schwingenden ausgesprochener gelb, entsprechend etwa Radde's 369 bis 370 bezw. 10t. Das Mineral ist optisch zweiaxig; die Lage der Ebene der optischen Axen fällt mit der Längsrichtung der Lamellen zusammen, nach welcher auch die Absorption die stärkere ist. Ich betone das Vorhandensein des chloritischen Minerals hier besonders, weil es mir nur noch in der Substanz zweier sicilianischen Nephritbeile, von denen mir durch die

1) Verh. Miner. Ges. St. Petersburg. 1882 (2) 18 f. S. 19 und 21.

Freundlichkeit des Herrn A. B. Meyer in Dresden Präparate zu Händen kamen, bekannt geworden ist[1]).

Wichtig sind grössere 0.54 *mm* Länge erreichende Pyroxene mit unregelmässigen Umrissen, longitudinaler Spaltbarkeit und einem bis zu 33° gegen die Spaltrisse ansteigenden Auslöschungswinkel. Sie zeigen bei gekreuzten Nicols lebhafte blaue, blauviolette und rothblaue Interferenzfarben, sind, namentlich an den Enden, der Längsrichtung nach zerfasert und liefern divergentstrahlige, pinsel- oder quastenartige Büschel von secundärer Amphibolsubstanz, welche sich durch ihren kleinen Auslöschungswinkel von den frischeren Pyroxenkernen unterscheidet. Inmitten der secundären Amphibolfasern, der pinselartigen Endigungen eines ursprünglichen Pyroxens läuft manchmal vom Kern aus ein Faden dieses letzteren Minerals bis in die äusserste Spitze des Gebildes, als centraler noch nicht zur Umwandlung gelangter Strang. Typische Querschnitte des Pyroxens mit den beiden sich unter einem Winkel von 87°, bezw. 93° kreuzenden Spaltrichtungen nach den Flächen des primären Prismas (110), wie sie unter Anderem so schön bei Jadeïten zu sehen sind und wie sie Herr Muschketow bei den Pyroxenresten im Nephrit aus dem Jarkand-Thal erwähnt[2]), habe ich nicht beobachtet.

Neben den Pyroxenresten sind in der faserigen Hauptmasse des Nephrits hier und da grössere, namentlich stengelig gestaltete, oft stark gebogene, z. Th. auch quer gegliederte Amphibolkrystalle bis zu 1 *mm* Länge eingelagert. Auch sie sind manchmal an ihren Enden faserig. Diese Erscheinung unterscheidet sich jedoch sehr wesentlich von der Zerfaserung der Pyroxene. Während sie dort eine Folge der Umwandlung ist, muss sie hier auf eine Zerspaltung bei der Deformation der ursprünglich geraden, nunmehr aber gebogenen Amphibolkrystalle zurückgeführt werden. — Die Auslöschungsschiefe der Amphibolstengel erreicht höchstens 15° (gemessen wurde an verschiedenen Krystallen 11—15°). Ihre Interferenzfarben sind hellgelbbraun. Auch diesen Krystallen mangelt ein Pleochroïsmus ebenso vollkommen, wie den Fasern der Hauptmasse des Nephrits und den Pyroxenkernen. — Im Querschnitt ist die Spaltbarkeit des Amphibols nach dem Prisma von 124°, sowie die diesen Winkel halbirende Lage der Ebene der optischen Axen ausgezeichnet deutlich wahrnehmbar. In einem Präparat wurde auch ein äusserst scharf ausgeprägter Amphibolzwilling nach (100) im Querschnitt beobachtet: die Zwillingsnaht ist als eine tadellos gerade verlaufende Linie markirt, während die sehr feinen Spaltrisse nach den Flächen von (110) aus einem Individuum in das andere hinüber setzen. — Gegen die Umrisse der grösseren Amphibolkrystalle lagern sich die Nephritfasern meist normal

1) Vgl. die demnächst erscheinende Arbeit des Herrn **A. B. Meyer** und die auf den Chlorit bezüglichen Angaben des Herrn E. Cohen unter „Sicilien".

2) l. c. p. 37.

an, sodass die ersteren einigermaassen einen Kern bilden, welcher von einer Aureole mit Radialstructur umgeben ist. Auch hierdurch sind die grösseren Amphibolkrystalle von den Pyroxenresten wohl zu unterscheiden. Ob sie primär oder secundär sind, d. h. von vornherein im Gestein enthalten waren oder nachträglich durch Molekularumlagerung aus Pyroxen entstanden sind, wie dies für die Hauptmasse des vorliegenden Nephrits der Fall zu sein scheint, dürfte fürs Erste nicht leicht zu entscheiden sein.

Wenn ich auch, wie aus meinen früheren Mittheilungen[1]) hervorgeht, das Bestehen zweier substanziell (d. h. chemisch) identischer, aber ihrem Ursprunge nach abweichender Nephritvarietäten, — einer primären und einer secundären, d. h. aus Pyroxen durch Uralitisirung infolge dynamometamorpher Processe hervorgegangenen — als möglich hinstellte, so bin ich bei dem vorliegenden Fall geneigt, die letztere Bildungsweise anzunehmen und die breiten parallelfaserigen Bündel auf Umwandlung grösserer, die radialfaserigen Bündel — kleinerer Pyroxenkörner zurückzuführen.

Ich möchte aber hierbei unentschieden lassen, ob nicht schon dem ursprünglichen Pyroxenit mit Nephritzusammensetzung hier und da primärer Amphibol eingeschlossen war und ob nicht dieser es ist, der bei der Umwandlung des Pyroxenits zum faserigen Amphibol (Nephrit) in Gestalt der oben beschriebenen grösseren Krystalle und Stengel erhalten geblieben ist, da er ja naturgemäss als Amphibol die Umwandlung zu Amphibol nicht mitmachen konnte.

Die Mikrostructur des Nephrits von Schahidulla stimmt, wie man sieht, mit der von mir früher gegebenen Beschreibung eines Schliffes, welchen ich einem im Berliner mineralogischen Universitäts-Museum befindlichen Stücke desselben Fundorts (Gulbaschén) entnahm[2]), sowie mit dem von Herrn Muschkétow geschilderten Bau des Nephrits aus dem Jarkand-Thal überein. — Wenn ich in dem ersten Schliff keine Pyroxenreste fand, auf welche aufmerksam gemacht zu haben, Herrn Muschkétows Verdienst ist, und deren Gegenwart ich darauf in anderen Nephriten feststellen konnte, so war ich jetzt in der Lage, sie in um so grösserer Anzahl zu beobachten. — Auch in der Farbe gleicht der Nephrit von Schahidulla demjenigen des Jarkand-Thales, welchen Herr Muschkétow als weiss bis bläulich weiss bezeichnet. Ausser diesen hellen Farben erwähnt der genannte Forscher keine weiteren, und es wird daher nicht ganz klar, wie er darauf den dunkelgrünen Nephrit vom Grabe Timur's in der Gur-Emir-Moschee zu Sarmarkand als dem Jarkand-Thale entstammend anzusehen geneigt ist. Freilich sollen an manchen Fundorten (z. B. in Sibirien und

---

1) Diese Zeitschr. 1883 182 und 188, sowie 1884 (300).

2) Diese Zeitschr. 1883 182, unter „Gulbashén". Dieser von H. von Schlagintweit gebrauchten Schreibweise möchte ich die deutsche mit sch statt des englischen sh vorziehen.

nach der oben angeführten Mittheilung des Herrn Martin, auch im Nan-Schan' Nephrite in den aller verschiedensten Farben nebeneinander vorkommen. Aehnliches über das Mineral des Jarkand-Thales ist indessen, meines Wissens nicht berichtet worden. Herr Muschkétow erwähnt ferner im Timur-Nephrit eingesprengten Pyrit, sowie Calcit und Quarz, — letztere als Zersetzungsproducte. Die Gegenwart des Quarzes stellte er mit Hülfe des Mikroskopes fest und fügt hinzu, dass sie sich auch aus der Analyse, als „Ueberschuss an Kieselsäure" ergiebt, — eine Behauptung, welche die angeführten Zahlen allerdings nicht zum Ausdruck bringen. Pyrit, Calcit, Quarz werden im Jarkander Nephrit nicht erwähnt, und auch in demjenigen von Schahidulla sah ich Nichts davon.

Die Beschreibung des Nephrits von Gulbaschén, welche Herr Schoetensack geliefert hat, ist zu allgemein gehalten, als dass sie die Möglichkeit eines Vergleiches der Mikrostructur seiner Präparate mit derjenigen, die sich aus den meinigen ergiebt, gewährte.

Da von dem Nephrit von Schahidulla nur die vier Analysen von Herrn von Fellenberg (vgl. bei von Schlagintweit a. a. O. S. 255ff.) vorliegen, erschien eine erneute chemische Untersuchung authentischen Materials sehr erwünscht. Dem Hütteningenieur und Assistenten am hiesigen Mineralogischen Institut, Herrn E. Schütz, bin ich für die sorgfältige Ausführung der Arbeit zu grossem Danke verpflichtet, welchen zum Ausdruck zu bringen, ich auch an dieser Stelle nicht unterlassen möchte.

Herr Schütz führte eine vollständige Analyse aus und bestimmte den Gehalt an Kalk und Magnesia doppelt. Das eine Mal wurde die Substanz mit kohlensauren Alkalien (I.), das andere Mal mit Flusssäure (II.) aufgeschlossen. Die in Procenten ausgedrückte Zusammensetzung ist:

	I. pCt.	II. pCt.
Kieselsäure	57,81	—
Thonerde	1,58	—
Eisenoxydul	2,60	—
Manganoxydul	Spur	—
Kalk	13,71	13,92
Magnesia	22,51	22,59
Kali	Spur	—
Natron	Spur	—
Wasser	1,75	—
Summa	99,96	

Combinirt man die unter (II.) angegebenen Zahlen für Kalk und Magnesia mit den für die anderen Oxyde aus (I.) ermittelten und berechnet die Kieselsäure aus der Differenz, so erhält man die mit (III.) überschriebenen Werthe oder, wenn man das Mittel aus (I.) und (III.) nimmt, die unter (IV.) angegebenen Procente:

	III. pCt.	IV. pCt.
Kieselsäure	57,56	57,69
Thonerde	1,58	1,58
Eisenoxydul	2,60	2,60
Kalk	13,92	13,81
Magnesia	22,59	22,55
Wasser	1,75	1,75
Summa	100,00	99,98

Das Wasser, welches durch Glühen, d. h. aus der daraus folgenden Gewichtsabnahme bestimmt worden ist, bedarf indessen einer Correction. Herr Schütz bemerkte, dass die Substanz sich beim Glühen röthete und diese Farbe auch nach dem Abkühlen behielt. Es ist dies ein Zeichen, dass das Eisenoxydul in Eisenoxyd umgewandelt wurde. Die hierbei für 2,60 pCt. Eisenoxydul stattfindende Gewichtszunahme entspricht theoretisch 0,28 pCt., um welchen Betrag demnach die Gewichtsabnahme zu gering ausgefallen sein muss. Der Wassergehalt wäre deswegen nicht zu 1,75 pCt., sondern zu 2,03 pCt. anzusetzen, wodurch die Summe bei (IV.) auf 100,26 pCt. ansteigen würde. Die Umrechnung auf 100 pCt. führt zu nachstehenden Werthen:

	pCt.
Kieselsäure	57,54
Thonerde	1,58
Eisenoxydul	2,59
Kalk	13,78
Magnesia	22,49
Wasser	2,02
Summa	100,00

Zur Controle dieser procentischen Zahlen berechnete ich die chemische Formel und erhielt durch Division der obigen Grössen durch die zugehörigen Molekulargewichte die in der ersten Verticalreihe nachstehender Tabelle enthaltenen Werthe. Die Amphibole sind bekanntlich entweder reine Bisilicate von der Formel $\overset{II}{R}SiO_3$ oder Mischungen derselben mit einem Silicat $\overset{II}{R}Al_2SiO_6$. Berechnet man die gesammte Thonerde als zu einem solchen Silicat gehörend, so muss hierfür von $\overset{II}{R}O$ sowohl, als auch von SiO_2 ebensoviel Molekel entnommen werden, wie an Thonerde vorhanden sind. Die zweite Spalte der Tabelle enthält die darauf bezüglichen Zahlen, welche, in Abzug gebracht, einen in der dritten Spalte angegebenen Rest ergeben. Dieser letztere zeigt eine sehr befriedigende Uebereinstimmung mit dem Verhältniss 1 : 1 für $SiO_2 : \overset{II}{R}O$.

Tabelle siehe umstehend.

Aus den beiden Summen der letzten Zeile ersieht man, dass in dem Nephrit von Schahidulla die Menge des Thonerde-haltigen Silicats $\overset{II}{R}Al_2SiO_6$ zu derjenigen des Bisilicats $\overset{II}{R}SiO_3$ im Verhältniss von 1 : 40,55 steht. Die beiden Zahlen weisen keine einfache rationale Beziehung zueinander auf, was die Mineralchemie auch nicht fordert.

	Mol-Zahl		$\ddot{R}Al_2SiO_6$	$\ddot{R}SiO_3$
Kieselsäure . . .	0,9590		0,0155	0,9435
Thonerde	0,0155		0,0155	—
Eisenoxydul . . .	0,0360			
Kalk	0,2461			
Magnesia	0,5622	0,9576	0,0155	0,9421
Wasser	0,1123			
			0,0465	1,8856

Die Rechnung führt zu einem so günstigen Resultate lediglich, wenn dem Wasser eine den Monoxyden gleiche Rolle zuerkannt und es denselben zugerechnet wird. Mit anderen Worten beweist das Ergebniss, dass diese Art der Berechnung nicht nur berechtigt, sondern die allein richtige ist.

Der Ausfall der Rechnung beweist ferner, dass die mit Hülfe des Mikroskops festgestellten accessorischen Minerale: der grüne Chlorit, der Serpentin, der Magnetit und der aus letzterem hervorgegangene Limonit quantitativ unwesentlich sind, dass aber dem Pyroxen, welcher durch Umwandlung Nephrit lieferte und in ziemlich ansehnlichen Resten erkannt wurde, höchst wahrscheinlich dieselbe chemische Zusammensetzung zukommt, wie dem Nephrit selbst.

Der Analyse des Herrn Schütz gebe ich auf Grund der ausgezeichneten, aus ihrer Berechnung folgenden Ergebnisse unter allen Umständen vor denjenigen des Herrn von Fellenberg den Vorzug. Während diese letzteren zu keinem einfachen chemischen Ausdruck führen, lässt jene ungezwungen und mit grosser Präcision zur Formel eines Minerals der Amphibol-Pyroxen-Gruppe gelangen.

Das specifische Gewicht bestimmte Herr Schütz zu 2,95 bei 15° C.

Meine Ansichten über die Zugehörigkeit des Nephrits zu der Amphibolgruppe und über seine Bildungsweise glaubte ich seiner Zeit deutlich genug ausgesprochen zu haben, um keine Missverständnisse zu veranlassen. Trotzdem hat sich Herr Muschkétow, welchen ich auf einige Unrichtigkeiten in seiner Ausdrucksweise und auf einige Verwechselungen aufmerksam machte, bewogen gefühlt, nochmals auf den Gegenstand zurückzukommen und an meinen Aeusserungen eine, wie mir scheint, wenig glückliche Gegenkritik zu üben[1]). Ich bedauere, dass das Werk, in

1) Turkistan, geologische und orographische Beschreibung nach Beobachtungen während der in den Jahren 1874 bis 1880 ausgeführten Reisen (in russischer Sprache) Bd. I. 1886. p. 381. Es sind seit dem Erscheinen des betreffenden Bandes, wie man sieht, 5 Jahre verflossen: ich hatte indessen keine Gelegenheit gehabt, den hier behandelten Gegenstand inzwischen zu berühren und hielt es andererseits nicht für angebracht, mich aus diesem Anlass allein zu äussern. Irrthümer haben ein auffallend zähes Leben und

welchem mir eine Seite gewidmet ist, in russischer Sprache geschrieben ist und ich weder darauf verweisen, noch die Stellen wörtlich reproduciren kann, sondern übersetzen muss.

Herr Muschkétow hatte früher[1]), wie schon bemerkt, die Gegenwart eines Pyroxens in den Jarkander Nephriten entdeckt und daraus gefolgert: „Die Anwesenheit dieser Krystallausscheidungen lässt die Meinung aufkommen, dass die ganze Masse dieses Nephrits aus mikrostrahligem Diopsid bestehe.“ Von der Haltlosigkeit dieser Annahme hätte der genannte Forscher sich selbst leicht überzeugen können, hätte er bei seiner sonst so sorgfältigen Untersuchung nicht unterlassen, die Auslöschungsschiefe zu prüfen, welche ihm bewiesen hätte, dass er es mit einem Mineral der Amphibol- und nicht der Pyroxen-Gruppe zu thun hat. An einer anderen Stelle geht er einen Schritt weiter[2]) und meint: „man“ sei „zum Schlusse berechtigt, dass der Nephrit ein dichter Strahlstein der Diopsidreihe und keineswegs derjenigen der Hornblende ist“. Auf der nämlichen Seite findet sich dann die Behauptung: „Jedenfalls bildet der Nephrit (was ja auch ganz richtig ist) eine dichte Varietät des Strahlsteins“, indessen mit dem Nachsatze: „der aus verschiedenen Fundorten verschiedenen Mineralspecies anzugehören scheint.“ Herr Muschkétow bemerkt endlich, dass seine „Beobachtungen an den Nephriten aus Jarkand darthun, dass diese zur Diopsidreihe gehören.“ Demnach lässt eine Beobachtung zunächst nur eine „Meinung aufkommen“ und einige Seiten weiter, ohne dass irgend etwas Neues zur Bestärkung dieser Meinung hinzugekommen wäre, wird sie zu einem „berechtigten Schluss“! Ich stellte seiner Zeit fest, dass die ganze Ausführung auf einer Begriffsverwechselung beruhe und dass es einen „Strahlstein der Diopsidreihe“ nicht gebe, weil Strahlstein ein Amphibol und kein Pyroxen sei. Ich führte weiter aus, dass mancher Nephrit wohl aus einem Pyroxenmineral hervorgegangen sein mag, worauf die Zerfaserung der Pyroxenreste hinweist. Dass ich diese Bildungsweise jedoch keinesfalls für alle Nephrite in Anspruch nehmen wollte, geht, wie mir scheint, aus meinen Worten, namentlich aber auch aus dem von mir

fristen oft ihr Dasein neben den Berichtigungen, mögen diese ihnen auf der Spur folgen oder später geschehen. — Auch hier stösst man auf zahlreiche Irrthümer und Verwechselungen und zwar kehren dieselben wieder, welche in der Abhandlung in den Verh. miner. Ges. St. Petersburg 1882 (2) 18 vorkamen, bis auf die Bezeichnung des Jadeït von Barma als Nephrit. So wird u. A. Kawa-Kawa als Tangiwai aufgeführt, die auf ersteres bezügliche Analyse der Herren Melchior und Mayer auf letzteres zurückgeführt und behauptet, dass nach vorgenommener Correctur durch Herrn Berwerth, die Analyse auf Bowenit passt. Also ein Bowenit mit 13,66 pCt. CaO! Es ist gefährlich, Dinge zu referiren, die man selbst nicht gelesen hat.

1) Verh. Miner. Ges. St. Petersburg 1882 (2) 18, S. 38. Wenn ich bei diesem, von den Herren Beck und Muschkétow gemeinsam verfassten Aufsatz nur immer den letzteren citire, so geschieht dies aus dem Grunde, weil vom ersteren nur der chemische Theil herrührt.

2) ibid. p. 57.

gegebenen Schema der Entstehung und Umwandlung der Nephrite[1]) unzweifelhaft hervor.

Herr Muschkétow erwidert nun darauf[2]):

„Herr Arzruni, welcher das von mir zuerst beobachtete Auftreten des Pyroxens in den Nephriten im Allgemeinen bestätigte, schrieb dieser Thatsache eine andere Bedeutung zu, als ich: er erklärt sie durch die sogenannte Uralitisirung, d. h. durch die Umwandlung des Pyroxens in Uralit. Nach Herrn Arzruni wären also alle (so!) Nephrite ursprünglich Pyroxene gewesen und hätten sich erst später in eine Amphibolvarietät umgewandelt. Demnach besteht der Unterschied in den Ansichten bei mir und Herrn Arzruni wesentlich darin, dass ich ein selbständiges und der Bildungsweise nach primäres Auftreten zweier Gruppen von Nephriten: pyroxenischer und amphibolischer annehme, während Herr Arzruni die amphibolischen nur als Product der Uralitisirung eines ursprünglichen Pyroxenminerals zulässt. Ich leugne keinesfalls die Möglichkeit eines solchen im Allgemeinen in der Natur ziemlich verbreiteten Vorganges, obwohl ich in dem Aufsatze des Herrn Arzruni keinen einzigen einigermassen gewichtigen Beweis zu Gunsten seiner Ansicht im gegebenen Falle finde. Von der anderen Seite sehe ich aber auch keinerlei Unwahrscheinlichkeit in meiner Annahme, gegen welche ich ebenfalls in dem Aufsatze des Herrn Arzruni keine einzige positive Widerlegung finde und auch nicht denken kann, dass Herr Arzruni die Möglichkeit einer selbstständigen Entstehung zweier so sehr verbreiteten Mineralspecies nicht anerkennen sollte. Dass er mit mir nicht einverstanden ist, erklärt sich zum Theil durch ein Missverständniss, zum Theil durch eine willkürliche Deutung meiner Worte. Das Missverständniss ist dadurch hervorgerufen worden, dass mein russischer Ausdruck „lutschistyi kámen“, mit welchem ich nur den Charakter der Structur des in Frage stehenden Gesteins angeben wollte, (im deutschen Text unseres Aufsatzes) mit dem Worte „Strahlstein“ wiedergegeben worden ist, welches, wie bekannt, eine selbstständige Mineralspecies bezeichnet. Hierdurch hat sich offenbar der Sinn meiner Worte geändert, was auch Herrn Arzruni Anlass gab, mir solche Schlussfolgerungen zuzuschreiben, von denen ich erst aus seinem Aufsatze Kenntniss erhielt.“

Entweder kämpft Herr Muschkétow gegen Windmühlen oder er ist der deutschen Sprache nicht mächtig genug, um meine Bemerkungen zu verstehen. Nur auf letztere Weise erkläre ich mir, dass er mir die Annahme einer gleichartigen Bildung aller Nephrite und deren secundären Natur imputirt. Es sind ihm offenbar aus demselben Grunde auch die Beweise entgangen, welche ich für die Rolle des Pyroxens in den Nephriten

1) Diese Zeitschr. 1884 (300).
2) Turkistan l. c.

anführte. Beiläufig bemerkt, ist die Ausdrucksweise des Herrn Muschkétow nichts weniger als correct: nicht die Gegenwart des Pyroxens erkläre ich durch Uralitisirung — das wäre ein Nonsens — sondern schliesse auf Uralitisirung aus der beobachteten Umwandlung und Zerfaserung des in Resten erhalten gebliebenen Pyroxens. Was den russischen Ausdruck „lutschistyi kámen" betrifft, so deckt er sich nicht nur völlig mit dem deutschen „Strahlstein", — soviel Kenntniss der russischen Nomenclatur traue ich mir zu, um es zu behaupten, — sondern ist eine wörtliche Uebersetzung des letzteren[1], und wenn Herr Muschkétow denselben in einem anderen Sinne gebraucht, so verfährt er eben willkürlich, alle russischen Fachgenossen werden mir sicher darin recht geben. Wenn man aber auch von der Unzulässigkeit, feststehenden Ausdrücken eine willkürliche Bedeutung zu geben absieht, und mit „Strahlstein" nur ein structurelles Merkmal bezeichnet, so muss ich bekennen, dass Herr Muschkétow, falls er einen „Strahlstein der Diopsidreihe" jemals gesehen hat, viel glücklicher gewesen ist, als ich; denn der Nephrit, welchen er zu dieser Reihe rechnet, ist allen seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften nach ein Amphibol. — Wenn endlich Herr Muschkétow durch meine Folgerungen aus seinen Beobachtungen überrascht ist, so kann ich nur bedauern, dass ihm die logischen Consequenzen aus denselben entgangen sind.

Das Thatsächliche in der Arbeit des Herrn Muschkétow verkenne ich nicht im Mindesten, meine aber, dass er bei seinen Schlüssen etwas voreilig verfahren ist und sicher besser gethan hätte, die Richtigkeit meiner damaligen Bemerkungen zuzugeben, als auf Irrthümern, die ja Jedermann mehr oder weniger begeht, durch complicirte, wenn auch wenig glückliche Beweisführung und Vertheidigung zu bestehen.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, mehrfach auf Unterschiede, welche Nephrite von verschiedenen Fundpunkten hinsichtlich ihrer Structur und der in ihnen eingeschlossen vorkommenden Minerale zu erkennen geben, hinzuweisen und diese Unterscheidungsmerkmale zur Feststellung der Herkunft mancher Nephrite zu verwerthen. Namentlich aber veranlasste mich das typische und constante Verhalten sämmtlicher von mir mikroskopisch untersuchten Nephritobjecte der schweizer Pfahlbauten die mehrfach angenommene Herkunft des zu ihnen verwendeten Materials aus dem fernen Centralasien mit Bestimmtheit zu widerlegen, da mir die centralasiatischen (übrigens auch die sibirischen, neuseeländischen u. a.) Nephrite ein durchaus abweichendes mikroskopisches Verhalten ergaben. Nur die Nephrite aus Alaska fand ich den schweizer Pfahlbau-Nephriten täuschend ähnlich, was, wie ich hoffe, nicht einmal dem wüthendsten und fanatischsten An-

1) Lutsch = Strahl; lutschistyi = strahlig; Kámen = Stein. Es ist übrigens wohl Jedermann bekannt, dass die russische mineralogische Terminologie, als eine im Vergleich zu der deutschen viel jüngere, auch sonst eine Unsumme von deutschen Ausdrücken übersetzt und aufgenommen hat.

hänger des prähistorischen intercontinentalen Verkehrs und der Importtheorie Anlass geben wird, directe und intime Beziehungen zwischen den Bewohnern Alaskas und den Pfahlbauern der Schweiz abzuleiten.

In einem „on Nephrite and Jadeïte“ betitelten Aufsatze haben sich die Herren F. W. Clarke und G. P. Merrill in Washington[1]) auf Grund eigener chemischer und mikroskopischer Untersuchungen, in Betreff der Durchführbarkeit einer Unterscheidung der Nephrite verschiedener Herkunft mit Hülfe des Mikroskops „zum Skepticismus bekannt“. Zur Stütze ihrer Ansicht führen sie an, dass geringe Variationen in Zusammensetzung und Structur nicht nur in weit entfernt liegenden Gesteinen, sondern auch innerhalb eines und desselben Gesteines vorkommen, — Dinge, die an sich ganz richtig und auch mir bekannt sind. Ob aber solchen Verschiedenheiten vom petrographischen Standpunkt, wie die genannten Forscher meinen, keine Bedeutung beizumessen sei, ist eine andere Frage: vorläufig lässt sich nur sagen, dass bisher kein Gewicht auf solche Unterschiede gelegt worden ist. Das obige Bekenntniss ist aber immerhin werthvoll, weil es aufrichtig ist, es ist aber nicht ausgeschlossen, dass der Skepticismus im vorliegenden Falle sich beseitigen liesse durch grössere Uebung im Mikroskopiren.

Auch einer anderen Behauptung der beiden Autoren, — dass das specifische Gewicht das einzige practische Mittel sei zur Unterscheidung zwischen Nephrit und Jadeït, — kann ich nur bedingungsweise beistimmen. Die Bedingungen sind: 1. Sicherheit, dass man bei den zu bestimmenden Objecten nur mit einem dieser beiden Minerale zu thun hat und 2. Nothwendigkeit, die Objekte unverletzt zu erhalten. Die erste ist schwer erfüllbar, weil innerhalb des Intervalles des specifischen Gewichtes 3,00 (angebliches Maximum für Nephrit) und 3,32 (angebliches Maximum für Jadeït) auch noch manche andere Substanzen, die äusserlich Aehnlichkeiten mit den beiden in Rede stehenden Mineralen besitzen, fallen können. Soll aber, die Erfüllung der ersten Bedingung vorausgesetzt, auch noch die zweite eingehalten werden, so bleibt gewiss kein anderes verwerthbares Merkmal übrig, als das specifische Gewicht, welches indessen, wie bekannt, bei nicht absolut reinen und einheitlichen Substanzen stets schwankende Grössen ergiebt. Es kann nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit, nicht aber eine unbedingte Sicherheit in der Bestimmung der Mineralspecies verschaffen und nur dann wirklichen Werth erhalten, wenn es neben anderen Merkmalen berücksichtigt wird. Es kann wohl eine Anleitung geben, nicht aber als untrügliches Bestimmungsmittel verwendet werden. Für mich bleibt immer noch das mikroskopische Verhalten, daneben aber die Probe auf Schmelzbarkeit und Natriumfärbung der Flamme das Entscheidende. Das Mikroskop gewährt die Möglichkeit zwischen Amphibol

1) Proceed. U. S. National Museum. 1888. 11. p. 115. Vgl. namentlich p. 129—130.

und Pyroxen zu unterscheiden und die faserige Amphibolvarietät. Nephrit. zu erkennen, um aber zu erfahren. ob im gegebenen Pyroxen Jadeït vorliegt, muss man zur Flammenreaction und zum Schmelzversuch greifen: Gelbfärbung der Flamme und leichte Schmelzbarkeit entscheidet dann für Jadeït. Darf man das zu untersuchende Object nicht im Geringsten verletzen, so muss man auf eine Sicherheit in der Bestimmung verzichten und sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen. welche dann aber natürlich, je nach dem Beobachter, sich in recht schwankenden Grenzen bewegen und von der Wahrheit wohl auch weit entfernt liegen kann. Ueberhaupt möchte ich das Verfahren, welches bei Körpern mit mannigfaltigen Eigenschaften eine einzige dieser letzteren, und möge sie auch noch so maassgebend sein, herausgreift und sie als sicheres Bestimmungsmittel verwerthen zu können glaubt, principiell als durchaus unwissenschaftlich bezeichnen. Einem ähnlichen Verfahren verdanken wir auch den zweifelhaften Vorzug einer Bereicherung der Terminologie mit so unsinnigen Ausdrücken wie „Nephritoïd", welchen man unbeschadet mit dem allerdings nicht so schön und namentlich nicht „wissenschaftlich" klingenden: „harter grüner Stein" ersetzen könnte.

Besprechungen.

Goetz, Wilhelm. Das nordische Wohnhaus während des 16. Jahrhunderts, sonderlich im Hinblick auf das Schweizerhaus. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von R. Virchow und W. Wattenbach. Heft 131. Hamburg 1891.

Die Schrift von Goetz beschäftigt sich besonders mit dem bürgerlichen Hause und seiner inneren Einrichtung und mit dem Schlossbau, wie beide zu der Zeit der Renaissance in Scandinavien, Deutschland und der Schweiz allmählich aus dem Bauernhause sich ausgebildet haben. Wir finden darin eine erwünschte Ergänzung zu den in jüngster Zeit mit erfreulichem Eifer betriebenen Studien über die ursprüngliche Hausform bei den verschiedenen germanischen Stämmen. Max Bartels.

Heinrich Brugsch. Steininschrift und Bibelwort. Berlin 1891, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. Kl. 8°. 344 S.

Der berühmte Aegyptologe hat in der vorliegenden, ungemein inhaltsreichen Arbeit seine Kunst der Darstellung wiederum in glänzender Weise zur Anschauung gebracht. Die schwierigsten und am meisten verwickelten Aufgaben werden mit spielender Leichtigkeit von ihm gelöst. Die altägyptische Geschichte bietet an sich für das Verständniss der grossen Leserwelt zahlreiche Erschwerungen: nicht nur die Dunkelheit der Ueberlieferung, sondern fast noch mehr die vollkommene Eigenart des Landes und des Volkes erfordern so zahlreiche Erklärungen, dass dem Leser eine ungleich grössere Vertiefung in den Stoff zugemuthet werden muss, als in der Beschäftigung mit der Geschichte eines der uns sonst geläufigen Völker des Alterthums. Dass der Verf. diese Klippen glücklich überwunden hat, muss ihm um so höher angerechnet werden. als er sich einen Abschnitt der ägyptischen Geschichte ausgewählt hat, in welchem zum ersten Mal die Beziehungen der Pharaonen zu den östlichen Nachbarvölkern in voller Stärke hervortreten. Palästina, Syrien und Assyrien werden zur Zeit der Ramessiden in den Kreis der ägyptischen Politik hineingezogen und der Einfluss dieser Berührung macht sich bis tief in die innere Politik und Religionsgeschichte des so lange abgeschlossenen Staates geltend. Manche der Völker, welche dabei in den Vordergrund treten, wie die Hetiter (Cheta, Hittiter), sind noch so wenig gekannt, dass sie bis vor Kurzem mehr wie ein episodisches Aussenwerk in der Entwicklung der orientalischen Kultur erschienen. Der Verf. versucht es, mit kühner Hand den Schleier, wenigstens an einzelnen Punkten, zu lüften und mit grossem Geschick wählt er aus der Reihe der streitenden Völker das hebräische, dessen Geschichte durch die ausführlichen Ueberlieferungen der Bibel auch dem gewöhnlichen Leser verhältnissmässig vertraut ist. Diese Seite der Betrachtung ist in England seit langer Zeit populär und sie hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der englischen Untersucher auf Aegypten zu lenken. Ja, man kann sagen, dass dadurch den ägyptologischen Studien ein grösserer Gewinn zugefallen ist, als den palästinensischen. Der Verf. bringt aus dem reichen Schatz seiner literarischen Kenntnisse und seiner eigenen Entdeckungen eine Fülle von Thatsachen und Vergleichungen bei, welche, speciell für die Zeit und die Geschichte von Moses, den Nachweis zu führen bestimmt sind, dass das „Bibelwort“ auf Wahrheit beruht und dass sich zahlreiche Zeugnisse für die Zuverlässigkeit der Angaben der heiligen

Schrift beibringen lassen. Wir dürfen in dieser Beziehung das Werk des Verf., auch wenn wir nicht jede Deutung desselben als gesichert bezeichnen wollen, der allgemeinen Aufmerksamkeit dringend empfehlen. Insbesondere sei hingewiesen auf die erst kürzlich erschlossene Steininschrift von der Insel Sehêl bei Elephantine (S. 88), in welcher von 7 Hungerjahren die Rede ist, und auf die neue Deutung des Durchzuges durch das rothe Meer (S. 228).

Für die Anthropologen giebt es noch einen besonderen Genuss, der der Mehrzahl der Leser etwas weniger bequem sein dürfte. Es ist dies die Erläuterung der biblischen Völkertafel im 1. Buch Mose Kap. 10 (S. 49). Hr. Brugsch betrachtet dieselbe als eine Darstellung der civilisirten Völkerstämme der ältesten Welt, unter Ausschluss der barbarischen Bewohner der damals bekannten Länder, insbesondere der Neger. Erst die Aegypter fügten zu den drei Rassen der semitischen Völkertafel die Neger als vierte Rasse hinzu, aber diese bildete in der Reihe der Stammväter ihrer Völkertafel nicht das letzte Glied, sondern das dritte, während an den letzten Platz die noch in barbarischen Zuständen lebende und hauptsächlich mit den, nach den nördlich gelegenen libyschen Gebieten Afrikas von Norden her über das Meer ausgewanderten Stämmen in Verbindung gebrachte weisse Rasse gestellt wurde (S. 51). Die Eintheilung erfolgte also auf Grund der Hautfarbe: 1. die Rome, die Rasse Hams, die Hamiten, zu denen auch die Aegypter zählten, die rothe Rasse; 2. die Amu oder Imu, der gelbe oder gelbbraune Semit; 3. die Nehasi, die schwarz- oder braunhäutigen Negerstämme; 4. die Tamehu, die weissfarbigen Japhetiten, die, wie schon erwähnt, von Norden eingewanderten Europäer in den Küstenländern des libyschen Nordafrika. Hr. Brugsch lässt sie von den Hamiten des Nilthals durch eingewanderte semitische Stämme der Tehenu (in der späteren Marmarica) und der Oase des Jupiter Ammon (Siwah) getrennt werden. Diese Eintheilung entspricht den farbigen Bildern, welche noch bis heute auf den Tempelwänden Aegyptens erhalten sind. Aber sie verwirrt sich sehr bald, wenn man sich in das Einzelne einlässt, zumal wenn man den Entwicklungsgang dieser Rassen, speciell den der Hamiten und Semiten, ins Auge fasst.

Die rothen Stämme, die Erythräer, hatten nach dem Verf. ihre ältesten Sitze in den Küstenländern des rothen Meeres, das von ihnen seinen Namen trägt. Ihre Farbe war nach den Wohnsitzen verschieden: das Roth der südlichen Stämme glich dem geronnenen Blute; die im Norden, in Unterägypten, an den phönicischen Küsten und in Cypern sesshaft gewordenen zeigten einen helleren Ton. Die altägyptische Sprache, bis zu ihrem grammatischem Bau hin, stellt eine ältere Stufe des Semitischen dar. Sem ist der ältere Bruder von Ham (S. 53). „Der rothe ägyptische Bruder wanderte schon frühzeitig aus seiner unbekannten Urheimath auf asiatischen (? asiatischem? Ref.) Boden aus, nahm seine Richtung über die südlichen Theile Arabiens, nach dem Westen, zog in das untere Nilthal ein." Sie brachten die Gerste, den Weizen, den Dattelbaum, die Persea mit; als einheimisch betrachtet der Verf. dagegen den Dinkelweizen, die Wassermelone, Lotos, Papyrus und allerlei Stachelgewächse und dornentragende Bäume. Aus ihrer Berührung mit den dunkelfarbigen Ureinwohnern entnahmenn sie die Bekleidung der Priester mit Leopardenfellen und das Sichelschwert der Könige. — Dieser ersten Einwanderung folgten im III. Jahrtausend, also schon in geschichtlicher Zeit, neue Stämme der Rothhäute, aber diese fuhren von den arabischen Küstengegenden aus über das Meer und nahmen ihren Weg nach den Gestaden und Binnenländern Aethiopiens nilwärts. Sie tragen den Namen von Kusch, dem Erstgeborenen Ham's, wie denn auch das älteste Arabien „wie ein echt kuschitisches Land erscheint." Sie erlangten bald das Uebergewicht über die Eingebornen, deren Sitze nordwärts bis zum ersten Wasserfall reichten. Ihre Hauptstadt war Napata am Berge Barkal. — Inzwischen hatte sich „an der ostafrikanischen Küste des Aethiopenreiches, mit dem Mittelpunkt Pwene in der Nähe des heutigen Suakin, bis nach der abessinischen Ostgrenze hin ein neuer Stamm von Rothhäuten festgesetzt." Soweit Ref. versteht, schreibt der Verf. Pwene für Punt; in die Nähe desselben verlegt er das „Land Gottes" und das Paradies (S. 25, 61), sowie Ophir. Der eben erwähnte „neue" Stamm scheint übrigens von dem Verf. zu dem zweiten gerechnet zu werden, denn er wendet sich nunmehr erst zu dem „dritten Schwarm der Rothhäute", der „in ältester Zeit seinen Weg nach den Gestaden des Mittelmeeres nahm", zu den Küsten des späteren Phöniciens (Kanaan)

und nach Cypern, dessen Bewohner in der Mitte des II. Jahrtausends auf den Wänden ägyptischer Gräber und Tempel rothhäutig gemalt sind. Auch aus den assyrisch-aramäischen Landschaften erscheinen Rothhäute (S. 68) neben gelb- und hellfarbigen Menschen (Semiten); der Verf. verweist zur Erklärung auf den aus Kusch nach Babylon eingewanderten Nimrod der Völkertafel (S. 35, 58), den grossen Eroberer, und statuirt ausdrücklich asiatische Kuschiten (S. 59), zu denen er trotz seiner Sprache auch Kanaan (S. 50), sowie eine assyrische Völkergruppe am Oberlaufe des Euphrat rechnet. Wo das in der Bibel als Put, ägyptisch vielleicht Pit, in den Keilinschriften Puta neben Kusch erwähnte Volk unterzubringen sei, lässt der Verf. unentschieden. Er schliesst diesen Abschnitt mit den Worten: (es) „erscheinen die Rothhäute im Lande Kusch, in Aegypten, in Phönicien und in den nördlichen Euphratebenen als die ältesten Träger der Kulturarbeit, als die ersten Gründer grosser Staaten. Nachdem sie ihre Aufgabe gelöst hatten, traten die Söhne Sems in ihre Fusstapfen und Ham wurde zum Knechte Sems" (S. 63). —

Was die Semiten betrifft, so lässt der Verf. sie vom nördlichen Arabien bis zu den armenischen Gebirgen und von den Euphratländern bis zu den Ufern des Mittelmeeres sitzen. In dem südlichsten Theile, von der Grenze Aegyptens bis nach Sodom und dem peträischen Arabien, erwähnen die ägyptischen und biblischen Texte das Volk der Seïriten, welches mit den Edomitern identisch zu sein scheint. Daneben finden sich für die in der Wüste des Isthmus ansässigen arabischen Stämme, nach Brugsch, die Namen Schasu (die Wandernden), Haruscha (noch älter, Menschen auf dem Sande) und Nemascha (Sandläufer). Ueber die ethnologische Stellung der Hetiter lässt sich der Verf. nicht aus; er sagt nur: „Die weisse oder hellrothe Gesichtsfarbe (mit langgedrehten Mundbärten) lässt sie fast als Kinder Japheth's erscheinen, wenngleich die Schrift dies verschweigt" (S. 69).

Ueber die anderen beiden Rassen, die Neger und die Weissen (Japhetiten), möge man das Original nachlesen. Ref. möchte nur noch einen Punkt hervorheben, nehmlich dass der Verf. (S. 72) erklärt: „Die Negerbevölkerung, welche sich bis über die Südgrenze Aegyptens hinaus auf dem alten Heimathsboden ausbreitete, lieferte durch kuschitische Paarung den mehr oder weniger reinen Stoff des heutigen bronzefarbigen Nubiers und des Bedsche-Mannes her. Dem Kennerauge wird der rothe Stich unter dem Bronzeüberzug nicht entgehen, welcher die Hautfarbe beider Typen wie Silberstaub durchzittert."

Leider ist nicht jedem „das Kennerauge" gegeben. Ref. hat sich nach seiner Rückkehr aus Aegypten wiederholt über die Frage der Hautfarbe ausgesprochen (Verhandl. der Gesellschaft für Erdkunde 1888. Nr. 9 und Correspondenz-Blatt der deutschen anthropologischen Ges. 1888, Nr. 10). Seine Beobachtungen ergaben, dass die Hautfarbe der Aegypter gar nicht roth, sondern gelb oder gelbbraun ist: das ausgesprochene Roth ist die Blutfarbe oder, wie Ref. es damals ausdrückte, „durchschimmerndes Blutroth aus den oberflächlichen Gefässen der Haut", und es findet sich daher auch nur bei Männern, welche entblösst gehen und den Einwirkungen von Sonne und Luft anhaltend ausgesetzt sind. Was Hr. Brugsch sagt, ist unzweifelhaft richtig für die Wandgemälde, von denen er spricht, freilich auch nur für die männlichen; aber es ist nur bedingt richtig für die Lebenden. Jedenfalls ist es ein gefährlicher Weg, auf ein so variables Merkmal hin ethnologische Rückschlüsse, z. B. auf die Ableitung der Nubier und der Bedja oder der Nordassyrier, zu machen. Keiner dieser Stämme hat ausgesprochen nigritische Züge an sich, jedenfalls nicht mehr, als die sonst noch vorhandenen Kuschiten. Bei dem ausgeprägten Schematismus der ägyptischen Künstler mag es aber immerhin richtig sein, dass die alten Aegypter die Nordassyrier für Hamiten hielten. Ob sie dazu noch andere Gründe, als die Hautfarbe, hatten, ist nicht ersichtlich.

Sehr zu bedauern ist es, dass Verf. sich über seine Auffassung der libyschen Sprache gar nicht auslässt. Früher schien er geneigt zu sein, letztere als eine der ägyptischen nahe verwandte zu betrachten. Er wäre dies gewiss ein bemerkenswerther Anhalt für die ethnologische Klassifikation. Sollten sich die Aegyptologen überzeugen können, dass der Unterschied der Hautfarbe zwischen Hamiten, Semiten und Tamehu nur ein quantitativer, aber nicht ein qualitativer ist, so wird ihnen auch die primitive Zusammengehörigkeit dieser Rassen nicht als etwas Fremdartiges erscheinen.

Es sei zum Schlusse noch erwähnt, dass der Verf. den Stamm der Hyksos = Hyk-Schasu oder Hyk-Schos, „Könige der Schasu-Araber" setzt und dass er diese Invasion

auf „eine aus Kuschiten und Semiten gemischte Menschenmenge" bezieht, „welche die ihnen gemeinsame Heimath an den südlichen Gestaden des Erythräischen Meeres verliessen, um in das Deltagebiet einzufallen und neue Wohnstätten zu gründen, wobei den energischen Kuschiten die beherrschende Stellung zufiel." Gegenüber den wohl beglaubigten Statuen der Hyksos-Könige dürfte es etwas schwer sein, in diesen die Abbildungen von Kuschiten, also von Hamiten, zu erkennen. Rud. Virchow.

Naville, Edouard. Bubastis (1887—89). Eighth Memoir of the Egypt Exploration Fund. London 1891. Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 4. 71 p. with 54 plates.

Der vortrefflich ausgestattete Band enthält die Ergebnisse der dreijährigen Ausgrabungen, welche der Verf. mit Mitteln des Egypt Exploration Fund in Tell Basta in Unterägypten, in der Nähe von Zagazig, veranstaltete. Sie betrafen die grösstentheils verschütteten Ueberreste der im Alterthum weit berühmten und durch Herodot gepriesenen Tempelbauten von Bubastis, dem Pi-Beseth des Propheten Ezechiel, dem Hauptsitze der Verehrung der katzenköpfigen Göttin Bast. Obwohl die Zerstörung dieses Platzes, der den stets erneuerten Einfällen der östlichen Völker ausgesetzt war, eine fast unglaubliche gewesen ist, so hat der Verf. doch mit unermüdlicher Hingebung die Ausgrabung in einer Vollständigkeit ausgeführt, dass nichts mehr von irgendwie nennenswerthen Alterthümern ununtergesucht geblieben ist. Der grösste Theil der Fundstücke ist in das neue Museum von Ghizeh und in das British Museum in London gekommen, doch sind zahlreiche, zum Theil äusserst werthvolle Stücke in die verschiedensten Museen, Genf, Boston, Sidney, Paris, Einiges auch nach Berlin abgegeben worden. Zu grosser Ueberraschung hat sich bei der Erforschung der Inschriften herausgestellt, dass das Alter von Bubastis ganz weit in das alte Reich heraufreicht: Inschriften der Pyramidenerbauer Cheops und Chefren aus der IV. und Pepi's I. aus der VI. Dynastie sind zu Tage gefördert worden. Dann folgen Inschriften aus der XII. Dynastie, namentlich von Amenemha I., Usertesen I. und III.; in einer der Inschriften von Amenemha kommt der Name der Göttin Bast vor. Sebekhotep I. ist der einzige König aus der XIII. Dynastie, dessen Namen zum Theil in einer Cartouche erhalten ist; der Verf. weist nach, dass die Ramessiden mit einer Art von Wuth die Erinnerung an diese Dynastie, die sie für nicht legitim erachteten, durch barbarische Zerstörung ihrer Inschriften zu vernichten bestrebt waren. Eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen des Herrn Naville betrifft die nun folgende Periode, die so viel umstrittene Zeit der Hyksos. Es ist ihm gelungen, zwei Colossalköpfe von Königen dieser Zeit, mit gewaltigen Resten der dazu gehörigen Statuen, aufzufinden, deren Typus mit denen der Sphinxe von Tanis und anderen Monumenten dieser Periode übereinstimmt. Ref., der gerade in Bubastis eintraf, als der besterhaltene dieser Köpfe gefunden war, hat schon früher bezeugt, dass der Typus ein von dem ägyptischen ganz verschiedener ist und an turanische Form erinnert. Der Verf. giebt eine kritische Uebersicht der Nachrichten über die Hyksos und die Funde aus der Zeit ihrer Herrschaft, welche viele Jahre auf Unterägypten lastete und in welche auch die Geschichte von Joseph fällt. Auch er übersetzt den Namen der Hyksos durch „Fürsten der Schasu"; er leitet die letzteren von einer älteren, schon gemischten Bevölkerung Mesopotamiens ab, welche durch den Einfall der Elamiten aus ihrer Heimath vertrieben waren (p. 18, 28). Der eigentliche Name dieser Einwanderer wird nirgends genannt; der Name Hyksos ist viel später und kommt nirgends in einer Inschrift vor. Hr. Naville fand Inschriften des schon bekannten Königs Apepi und Theile der Kolossalstatue eines bis dahin ganz unbekannten Königs Ian-Ra; er sucht nachzuweisen, dass ein in Bagdad gefundener kleiner Löwe des British Museum die Cartouche dieses Königs trägt. Es ist dabei zu bemerken, dass der Verf. an einer andern Stelle (p. 7), die Frage erörtert, woher die Hyksos die Steine zu ihren Statuen hernahmen. Er hält es für unmöglich, dass sie von Syene oder von Hamamât kamen, aber er macht darauf aufmerksam, dass Hr. de Sarzac eine grosse Aehnlichkeit des Materials in dem altchaldäischen Steinmonument in Telloh mit gewissen ägyptischen Statuen fand, und dass Hr. Oppert in

den Inschriften den Namen Maggan las, der entweder auf die Sinai-Halbinsel oder auf den Persischen Golf hinweise. Wäre es nicht möglich, dass die Hyksos-Monumente in diese Betrachtung einzubeziehen sind? Jedenfalls hat der Verf. sehr recht, eine geologische Untersuchung der genannten Gegenden anzuregen. — Sehr lesenswerth sind die folgenden Kapitel über die Könige der XVIII. (Amenophis II. und III., Khuenaten), der XIX. (Seti I., Rameses II. und Merenphthah) und der XX. (Rameses III. und VI.) Dynastie, deren Schilder, Inschriften und Statuen in Bubastis gefunden wurden und welche zum Aufbau der grossen Tempel beträchtlich mitgewirkt haben. In einer Inschrift von Amenophis II. erscheint auch der wahrscheinlich ältere Name von Bubastis, Perunefer (p. 30). In dieser Zeit herrscht noch der Dienst des thebanischen Ammon Ra in Bubastis. Der Dienst der Göttin Bast, als der herrschenden Göttin, wird erst ersichtlich in der XXII. Dynastie, der der Bubastiten, namentlich unter Osorkon II. Sehr natürlich schliesst sich daran die Heiligung der Katze und für den Verf. die Schilderung des „Katzenkirchhofes" von Bubastis, über welchen in der Berliner anthropologischen Gesellschaft ausführliche Diskussionen stattgefunden haben. Verf. bringt hier (p. 54) ausgiebige Beweise vor, dass die Hauptmasse der Katzen verbrannt wurde. Nach den Osorkons beginnt der Verfall von Bubastis. — Ob die geduldige und erschöpfende Local-Untersuchung oder die gelehrte Erklärung der Funde durch den Verf. höher zu veranschlagen sind, müssen die Aegyptologen von Fach entscheiden. Ref., der das Glück hatte, den Verf. an der Arbeit zu sehen, darf seiner Bewunderung über die Durchführung einer solchen Riesenarbeit offenen Ausdruck geben. Möge es Herrn Naville, der stets auf neue Arbeit ausgeht, gelingen, einen gleich dankbaren Platz aufzufinden, wie Bubastis, mit dessen Geschichte sein Name auf immer verbunden bleiben wird. Rud. Virchow.

Jacob, Georg. Die Waaren beim arabisch-nordischen Verkehr im Mittelalter. Berlin. 1891, Mayer & Müller. 8. 31 S.

Der Verf. hat der zweiten Auflage seiner Abhandlung: „Welche Handelsartikel bezogen die Araber im Mittelalter aus den nordisch-baltischen Ländern?" schnell ein Supplementheft folgen lassen. Dasselbe füllt auch einige der Lücken aus, welche Ref. (diese Zeitschrift S. 233) in Bezug auf diese Abhandlung bezeichnet hatte, insbesondere giebt er eine Uebersicht des Importes, der aus den arabisch-persischen Ländern nach dem Norden ging. Er nennt diesen Import jetzt „die iranische Ausfuhr nach dem Norden" (S. 12), weil die Blüthe dieses Handels, der schon in einer Zeit begann, als Persien noch den Arabern gehörte, in die Zeit des Sâmâniden-Reiches fiel. Er geht dabei ausführlich auf die Bemerkungen ein, welche Ref. (Zeitschr. 1886, S. 288) gemacht hatte, namentlich unter Hinweis darauf, dass mit den arabischen Münzen ein unerschöpflicher Reichthum silberner Schmucksachen über die nordisch-baltischen Länder verbreitet wurde. Er entschuldigt sein früheres Stillschweigen damit, dass bis jetzt eine Unterscheidung der byzantinischen Industrie von der arabischen, die sich, zumeist in engster Anlehnung an die griechische, aus dieser entwickelte, nicht möglich sei. Er erklärt, dass er bei einem grossen Theil der Filigran-Arbeiten an eine arabische Provenienz glaube (S. 13), aber er weiss nur ein Paar syrische Schmucksachen nach Le Bon und moderne Filigran-Arbeiten von Beirut und aus dem Norden Persiens anzuführen. Ref. möchte dagegen bemerken, dass seines Wissens byzantinische Silberarbeiten dieser Art ebensowenig bekannt sind und dass byzantinische Münzen in den Hacksilberfunden zu den grossen Seltenheiten gehören. Auch handelt es sich bei dem arabischen Schmuck der Hacksilberfunde keineswegs nur um Filigran-Arbeiten; die grossen geflochtenen Halsringe, die Armbänder und manche andere, besser erhaltene Stücke zeigen einen so eigenartigen Charakter, dass sie neben den viel mehr zerfetzten Münzen das Hauptinteresse darbieten. Woher sollte das viele Silber in den Flachländern östlich von der Elbe gekommen sein? Da gelegentlich auch kleine Barren von Silber vorkommen, so könnte man an eine inländische Fabrikation denken, aber wohin sollten wir dieselbe verlegen? Die Frage über die Herkunft der Metallspiegel, welche ganz vereinzelt in einigen nordischen Ländern gefunden sind (S. 21), hat in der

letzten Zeit durch die Erörterungen über die kaukasischen Metallspiegel eine andere Richtung genommen: es kann deshalb auf verschiedene neuere Publikationen in dieser Zeitschrift und in den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft verwiesen werden. Von den Kauri-Muscheln kann es nicht zweifelhaft sein, dass sie wahrscheinlich der Hallstatt-Zeit angehören. Im Uebrigen weiss der Verf. auch nur Möglichkeiten für die Ausfuhr aus Persien aufzuführen. Hoffen wir, dass es ihm bei weiterer Verfolgung seiner verdienstlichen Studien gelingen werde, die wichtigen Fragen, die er in Angriff genommen hat, weiter zu klären. Schon jetzt bilden seine Collectanea über die Ausfuhrprodukte des Nordens manche schätzbare Correktur und Erweiterung der früheren Zusammenstellungen.

Rud. Virchow.

Comte R. de Hulst. La civilisation musulmane sous les khalifes. (Extr. de la Rivista quindicinale). Alexandrie 1891. gr. 8. 25 p.

Verf., der durch seinen langen Aufenthalt im Orient, namentlich in Aegypten, eine ausgedehnte Kenntniss der heutigen Muselmänner erlangt hat, giebt in einer am 7. November 1891 im Athenäum gehaltenen Conferenz eine übersichtliche Skizze der überwiegend arabischen Civilisation, welche der Islam während der Herrschaft der Chalifen durchgemacht hat und als deren Centren Mecca, Damascus, Bagdad und Cairo zu betrachten sind. Er bespricht in anschaulicher Weise die staatliche Organisation in den verschiedenen Phasen ihrer Ausgestaltung, sowohl die militärische als die administrative, sowie den Einfluss, den sie auf Wissenschaft, Kunst, Gewerbe u. s. w. ausgeübt hat. Ganz besonders interessant sind seine Schilderungen der localen Umgestaltung, welche die Staatsgewalt in Aegypten durch das Aufkommen der Localgewalt erlangt hat. Rud. Virchow.

Schumacher, Karl. Eine pränestinische Ciste im Museum zu Karlsruhe. Beiträge zur ältesten Kultur- und Kunstgeschichte. Heidelberg 1891. Aug. Siebert. 4. 84 S. mit 3 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen.

Verf. bespricht in der vortrefflich ausgestatteten Abhandlung, im Anschlusse an eine prächtige Ciste von Präneste, in sorgfältigster Weise und mit sehr vollständigem archäologischem Apparat eine ganze Reihe von ähnlichen Cisten, welche sich an dieselbe, zum Theil sehr eng, angliedern. Er geht jedoch auch auf die älteren Formen ausführlich ein, wie sie namentlich durch die Funde von Bologna in grosser Zahl bekannt geworden sind. Obwohl er seine Arbeit nicht weiter nach Norden ausdehnt, als bis zu der Ciste von Moritzing und den oberitalischen Situlen (S. 61), so darf doch daran erinnert werden, dass sowohl die ältere, als die jüngere Form der Cisten bis in unsere Mark, ja bis in die Küstengegenden der Ost- und Nordsee hinanfreichen, dass sie also auch für unsere heimische Archäologie eine gewisse Bedeutung haben. Für die chronologische Datirung benutzt Verf. in erster Linie die auf den eingeritzten Zeichnungen abgebildeten Spiegel, eine Gattung von Geräthen, über welche er schon in dieser Zeitschrift eingehende Bemerkungen beigebracht hat. Er unterscheidet eine ältere, durch grössere flache Scheiben (Platten) mit nur wenig aufwärts hervortretendem Rande und etwas besserer Zeichnung, sowie durch halblange Griffe ausgezeichnete Form, die er dem IV. und dem Anfange des III. vorchristlichen Jahrhunderts zuweist, und eine jüngere mit kleineren, bisweilen etwas convexen Scheiben mit scharfabstehendem Rande und langem, meist in einem Thierkopfe endigenden Griffe, welche sich allmählich im Laufe des III. Jahrhunderts entwickelte, aber bald nach der Mitte desselben dadurch variirte, dass der Metallgriff von der Scheibe losgelöst wurde. In dieser Form blieben die Spiegel während der ganzen römischen Epoche. Danach gestaltet sich auch das Urtheil über die pränestinische Ciste. Er ist der Meinung, dass die Verzierungen der letzteren nach dem Muster der bemalten griechischen Thongefässe hergestellt worden sind (S. 24), und zwar vorzugsweise nach den im südöstlichen Etrurien gefertigten Nachahmungen attischer Vasen. Ausführlich wird die Entwicklung der Cisten-

form, als des bis jetzt wichtigsten Merkmals der chronologischen Stellung der einzelnen Gefässe, abgehandelt (S 32). Er beginnt mit den Bologneser Cisten des V. Jahrh., welche aus Holz mit Bronzebeschlägen bestanden; sodann wendet er sich zu den pränestinischen, die aus einem einzigen Bronzeblech gearbeitet sind und bis in das III. Jahrhundert reichen. Dorthin zählt er auch das Karlsruher Exemplar. Weiterhin erörtert er die älteren Cisten (S. 38), welche in ihren Ornamenten „Thierstreifen" zeigen: zuerst die Silberciste von Praeneste, die er dem Ende des VII. oder Anfang des VI. Jahrh. zuschreibt, sodann die Bologneser aus der Villanova-Periode, namentlich die auch für uns so interessanten ciste a cordoni, für die er phönicische, wenigstens orientalische Einflüsse, vielleicht von der Balkan-Halbinsel her, annimmt (S. 48). Wegen der weiteren, sehr interessanten Einzelheiten müssen wir auf das Original verweisen. Rud. Virchow.

Georg Gerland. Atlas der Völkerkunde. (Berghaus Physikalischer Atlas, Abth. VII). Gotha, 1892, Just. Perthes. Mit 15 kolorirten Karten in Kupferstich mit 49 Darstellungen.

Die neue Bearbeitung dieses Atlas darf als eine der schätzbarsten Erscheinungen bezeichnet werden. Der Verf., dessen ausgedehnte Kenntnisse auf ethnologischem Gebiete seit Jahren anerkannt sind, hat mit ungewöhnlichem Fleisse und seltenster Sorgfalt die bis jetzt bekannten Thatsachen über die geographische Vertheilung nicht nur der Rassen und Völker, sondern auch der physischen Merkmale, der Sprachen und Religionen, der Krankheiten u. s. w. darzustellen versucht. Sein Atlas wird künftig eines der bequemsten Hülfsmittel schneller Orientirung auf diesem so schwierigen Gebiete sein. Ref. hat nur eine Ausstellung zu machen. Das Bestreben zusammenfassender Darstellung führt hie und da zu einer unerwünschten Häufung verschiedenartiger Gegenstände auf einer Tafel, welche, wenn möglich, bei späteren Ausgaben durch eine mässige Vermehrung der Zahl der Karten beseitigt werden sollte. Ref. weist insbesondere hin auf Taf. III., wo in der unteren Hälfte allerlei künstliche Verunstaltungen des Körpers in einem so bunten Durcheinander vorgeführt werden, dass selbst für Sachkenner die Trennung der einzelnen Formen höchst schwierig wird, und wo trotzdem die künstlichen Deformationen des Kopfes ausgelassen sind. Die Tafel IV, welche der Geographie der Krankheiten gewidmet ist, muss nothwendig in mehrere aufgelöst werden. Dabei könnten die ganz beschränkt auftretenden Krankheiten, z. B. Ergotismus, Yaws, recht wohl fortbleiben. Eine besondere Revision verdienten die Malariagebiete. So macht der Verf. die ganze Ostseeküste zu einer zusammenhängenden Malariazone, der gegenüber Italien als fast immun erscheint. Anscheinend lässt er auch in Aegypten die Malaria bis weit nach Oberägypten hinein herrschen. Dagegen sind von ganz besonderem Werthe die vergleichend chronologischen Karten, welche die Veränderungen der Besiedelung grosser Gebiete im Laufe der geschichtlichen Zeit sehr anschaulich erläutern. Jedenfalls empfehlen wir, gegenüber den nur zu zahlreichen Publikationen dilettantischer Compilatoren, das gediegene Werk der Aufmerksamkeit der ernsthaften Forscher und vor Allem der Lehrer.

Rud. Virchow.

III.

Der aegyptische Smaragd

von

OSKAR SCHNEIDER (Dresden)

nebst einer vergleichenden mineralogischen Untersuchung der Smaragde von Alexandrien, vom Gebel Sabara und vom Ural

von

A. ARZRUNI (Aachen).

Die 1883 in den Naturwissenschaftlichen Beiträgen zur Geographie und Kulturgeschichte veröffentlichte, 1887 auch für sich erschienene Arbeit über Anschwemmung von antikem Arbeitsmaterial an der Alexandriner Küste hat bereits darüber berichtet, dass ich in den Jahren 1867—1869 am Strande des östlichen, sogenannten neuen Hafens von Alexandrien, an dem sich seinerzeit das Bruchionviertel mit den Palästen der ptolemäischen Könige und der römischen Kaiser und Prätoren ausdehnte, ein überraschend reiches Material von edlen und halbedlen Mineralien und Gesteinen, von Blutkorallen, Gläsern und Emaillen in rohem, sowie halb und ganz verarbeitetem Zustande gefunden habe, das den Werkstätten der Palast-Juweliere in den Palästen des Bruchion, sowie der Insel Antirrhodos und der Lochias-Halbinsel entstammen muss. Es boten sich mir dort Smaragd, Sapphir, Chrysolith, Türkis, Lasurstein, Kordierit, Granat, Amazonenstein, Flussspat, Leucit, Onyx, Chalcedon, Achat, Flint, Hornstein, Jaspis, Eisenkiesel, Quarz und Bergkrystall, Amethyst, Serpentin, Gabbro, Talk und Talkschiefer, Anhydrit, Kalk, orientalischer Alabaster, Obsidian, Bleiglanz, Kieselkupfer, Granit, Glimmerschiefer, Syenit, Diorit, Hornsteinporphyr, antiker rother Porphyr, antiker grüner Porphyr, Edelkoralle, Gläser und Emaillen[1]). Dieser Fund verdiente schon deshalb besondere Beachtung, weil nur der Araber Masudi († 957) in seinen Goldwiesen das Vorkommen so geschildert hat, dass er es wirklich gekannt zu haben scheint, während die europäischen Reisenden Thevet, Thevenot und Monconys nur von dem Auftreten von meist geschnittenen Edelsteinen im Ruinenschutte der alten Alexandria berichten, augenscheinlich den Angaben der Fellachen folgend, denen sie die betreffenden Gemmen abgekauft hatten. Die Ge-

1) Der Stamm der Sammlung ist vor Kurzem in den Besitz der Königl. Skulpturensammlung zu Dresden übergegangen.

lehrten der französischen Expedition unter Napoleon haben, obwohl sie Alexandrien und seine Umgebung lange und eingehend nach Alterthümern absuchten, von jenen interessanten Mineralstückchen nichts gemerkt, ebensowenig irgend einer der neueren Forscher, selbst nicht der treffliche Stuttgarter Geologe Fraas, der freilich nur während kurzer und vielleicht ungünstiger Zeit dort beobachtet hat; denn in grösserer Menge fand sich das Edelgestein nur nach Sturm und hohem Wogengange der See. Zehn Jahre nach meiner Rückkehr aus Aegypten, 1879, hat wohl Dr. Mook einiges wenige Rohmaterial von Smaragden, Chrysolithen u. s. w. aus Alexandrien an Dr. Fischer in Freiburg eingesandt, doch war auch das nicht von Mook selbst gesammelt, sondern bei einem Händler erkauft worden, der ebenfalls, wie wir bald zeigen werden, den besonderen Fundplatz seiner Waare nicht gekannt haben dürfte. Es scheint also, dass seit Masudi's, hinsichtlich der eigentlichen Fundstätte leider nicht genügend klarer und mit Sagen stark vermengter Schilderung erst wieder durch meine vorläufige Mittheilung in der Isis zu Dresden am 20. Januar 1881 und durch die oben erwähnte Abhandlung auf den Mineralreichthum des Bruchionstrandes hingewiesen worden ist.

Mein Sammeln an der Alexandriner Küste fand im Frühjahre 1869 durch meine Rückkehr nach Europa ein allzu schnelles Ende, und die grossen und festen Hoffnungen auf weitere Ergänzung meiner Sammlung, mit denen ich den ägyptischen Boden verliess, sind leider unerfüllt geblieben; denn die verorientalisirten Freunde in Alexandrien kamen nie zur Ausführung der versprochenen Nachlieferungen, und als ich die betreffende Arbeit 1883 in Druck brachte, war, — ohne dass ich es ahnte, — die interessante Fundstätte bereits für unabsehbare Zeit, wahrscheinlich sogar für immer, allem Forschen und Sammeln verschlossen: Dr. Alphons Stübel, der bei Gelegenheit einer Winterreise nach dem Orient im Herbste 1889 auf meine Bitte hin seine immerdar so bewundernswerth gründliche Forscherthätigkeit dem Bruchionstrande zuwenden wollte, — ein Beginnen, dessen Ergebnissen ich mit lebhafter Freude und hochgespannten Erwartungen entgegensah, — konnte mir nur die Mittheilung senden, dass jener schmale Küstenstreif selbst und der seichte Golf bis auf Hunderte von Schritten hinaus mehrere Meter hoch mit dem Brandschutte überschüttet sei, der bei der Beschiessung Alexandriens durch die englische Flotte und der von Arabi-Bey geförderten Plünderung im Jahre 1882 geschaffen und an jener, ausserhalb der jetzigen Stadt und doch unmittelbar an derselben, gelegenen Stelle abgelagert worden sei. Nie wird die dort, im innersten Theile der stark geschlossenen Bucht des fast gezeitelosen Mittelmeeres, schwach und träge brandende Woge es fertig bringen, diese Trümmermassen ins freie Meer hinaus abzuschwemmen; nie auch wird man daran denken können, dieselben zu durchbrechen, um die unter ihnen begrabenen, immerhin spärlich gesäeten Reste aus alter

Zeit zu suchen; so erscheint es uns denn als ein besonders glücklicher Zufall, dass wir Gelegenheit fanden, die Angaben des braven Masudi zu bestätigen, der sonst dem Verdachte ungebührlicher Aufschneiderei verfallen wäre.

Einen Rest Alexandriner Edelsteinfindlinge brachte aber Dr. Stübel doch mit heim, den er auf sekundärer Lagerstätte gefunden; denn er erwarb bei einem jüdischen Antiquitätenhändler in Cairo gegen 30, zum Theil hervorragend grosse, zum Theil auch besonders schönfarbige, rohe und 6 zugerichtete Stücke, worunter zwei mittelgrosse sechsseitige Perlen, von Smaragd, rohem und verarbeitetem Lasurstein, rohem Chrysolith, hellblauem Chalcedon und blaugrünem Feldspat, Perlen von Amethyst, Granat, Achat und grünem Jaspis, sowie Kieselkupfer und Glasflüsse, Alles im Wesentlichen dem gleich, was ich vom Alexandriner Strande beschrieben habe. Es ist mir gemäss meiner Kenntniss der dortigen Verhältnisse ganz zweifellos, dass dies Material, wie das von Dr. Mook an Fischer geschickte, einer der beiden Sammlungen entstammt, die zu meiner Zeit in und bei Alexandrien bestanden: die eine, unbedeutende, war im Besitze des Kaufmanns Goetzlof in Ramle, wohl desselben Herren, der nach dem Bericht von Fraas später die Erforschung des Bernsteingebietes im Libanon sich angelegen sein liess, nun aber nach Stübel's Erkundigungen bereits seit Jahren verstorben ist; die andere, weit umfangreichere und sehr viele Arten von Mineralien und Felsarten enthaltende, hatte ein Belgier van Grote, damals Inspektor auf dem Ramleer Bahnhofe zu Alexandrien, zusammengebracht, der ja unmittelbar über der bewussten Fundstätte hauste und dieselbe nach jedem Sturme durch Fellachen absuchen liess. Als ich die letztere Sammlung durchmustern und ihr einiges mich Interessirende entnehmen durfte, bildete sie ein buntes Sammelsurium nicht bestimmter Steinmassen in Korb und Kasten, und so ist sie sicher auch bis zum Tode des damals bereits kränkelnden Grote geblieben und dann in die Hände eines jüdischen Trödlers gekommen, bei dem Dr. Mook 1879 in Alexandrien und Dr. Stübel 1889 in Cairo Reste gefunden haben mögen; theilte doch auch der Cairiner Händler Dr. Stübel mit, dass er früher in Alexandrien gewohnt und daselbst die Findlinge angekauft habe. Da Götzlof mit Grote befreundet war, so dürfte er von diesem die Kunde von dem merkwürdigen Fundplatze und vielleicht auch die daher stammenden Mineralien selbst erhalten haben.

Unter den Edelsteinen, mit denen an der Bruchionküste die brandende Welle spielte, herrschte nun an Zahl der Stücke der Smaragd in ganz auffallender Weise vor, der mit deshalb in der oben erwähnten Abhandlung von mir auch an erster Stelle nach Beschaffenheit, Herkunft und kulturgeschichtlicher Bedeutung besprochen worden ist. Diese Erörterung musste

4*

aber bezüglich der ursprünglichen Fundstätte des Rohmaterials ohne endgültigen Abschluss bleiben; denn während ich fest überzeugt war und bereits 1881 in der Isis ausgesprochen hatte, dass die Alexandriner Smaragdfindlinge dem Gebel Sabara in Oberägypten entstammen müssten, wurden von Prof. Fischer in Freiburg, entsprechend seiner Stellung in archäologisch-mineralogischen Fragen, starke Zweifel gegen so nahe Herkunft erhoben und zu voller Entscheidung mikroskopische vergleichende Untersuchungen der Smaragde von Alexandrien, vom Gebel Sabara und von Sibirien, sowie der Muttergesteine verlangt. Fischer berichtete mir im December 1880 brieflich, dass er von Sabara-Smaragd, der, in europäischen Museen grösste Seltenheit, nicht in Berlin, aber in Paris in der Ecole des Mines, im Museum und in Privatsammlungen zu finden sei, von da ein kleines Stückchen erhalten, es sei ihm aber „bei dem bisher gewonnenen Materiale auch selbst durch mikroskopisch-optische Studien und Vergleichungen noch nicht möglich gewesen, die sich ihm aufdrängende wichtige Frage zu lösen, ob etwa im ägyptischen Alterthum auch schon sibirischer Smaragd bekannt gewesen sein möchte". Ein Freund von ihm (nach einer andern Stelle der Briefe wohl Descloizeaux) habe in Paris die Mook'schen Smaragde von Alexandrien mit ächt ägyptischen und sibirischen verglichen, sei freilich auch zu keinem definitiven Entscheid gekommen, neige sich aber ein wenig zu dem Gedanken an Sibirien. Jedenfalls empfehle er mir dringlichst Vorsicht und warne mich vor Aussprüchen, wenn ich deren nicht so sicher wäre, wie dass $2 \times 2 = 4$ sei. Nachdem er einmal die mikroskopisch-mineralogischen Studien auch in der Archäologie zur conditio sine qua non gemacht habe, könne jede Abhandlung, die sich über Mineralogisches äussere und die Fragen nicht auf diesem Wege löse oder zu lösen suche, nur mehr hypothetische Aussprüche versuchen.

Ich habe dem gegenüber auf Seite 8 und 9 meiner Naturwissenschaftlichen Beiträge unter Anderem erklärt, dass ich der Meinung sei, man müsse mit solchem In-die-Weite-Schweifen sehr vorsichtig sein, weil auch hier das Gute sehr nahe liegen könne, und weil, wenn das der Fall, aus irrigen Voraussetzungen falsche Folgerungen von eminenter kulturgeschichtlicher und ethnographischer Bedeutung hergeleitet werden könnten. . . . Ich glaube, dass den Resultaten der mikroskopisch-mineralogischen, vergleichenden Studien nur der Werth von Hypothesen beigemessen werden könne, wenn und so lange der Mineralgehalt der betreffenden Landschaften nicht oder nur ungenügend bekannt sei. Die letztere Aeusserung wendete sich auch gegen Fischer's Ausspruch, dass gleich dem Smaragd auch der grüne Feldspat, den die Aegypter seit den ältesten Zeiten zu Amuletten verarbeitet haben und den auch die Bruchionküste lieferte, Sibirien entstamme, weil man aus Aegypten kein Rohmaterial kenne und er (Fischer) sowohl, wie Descloizeaux, durch mikroskopische Vergleichung von Alexandriner

grünen Feldspaten mit sibirischen zu dem Ergebniss gekommen seien, dass jener sehr nach Sibirien hinweise.

Obgleich fest überzeugt, dass Fischer hier auf Irrwegen wandele, musste ich mir seinen Einwürfen gegenüber doch die Aufgabe stellen, durch Herbeischaffung von zweifellos den oberägyptischen Minen entstammendem Smaragd jene vergleichende Untersuchung der drei in Frage kommenden Smaragde zu ermöglichen, — ein Vorhaben, das freilich in Anbetracht der überaus grossen Seltenheit des Sabara-Smaragdes in den europäischen Sammlungen recht aussichtslos erschien, um so mehr, da mir jede Verbindung fehlte, um von den, anscheinend allein im glücklichen Besitze solchen Materials sich befindenden, Pariser Museen Proben zu erhalten. Ich wandte mich nun wohl an einen Italiener, Lanzoni in Cairo, in dessen, an ägyptischen Funden reichen Mineralienkästen ich Sabaragestein mit Smaragd und Beryll gesehen hatte, erhielt aber keine Antwort und erfuhr darauf durch das deutsche Konsulat, dass Lanzoni gestorben und seine Schätze in das Turiner Museum gekommen seien, in dem sie verpackt ruhen sollten. Nach diesem verfehlten Versuche glaubte ich jede Hoffnung aufgeben zu müssen; da warf mir förmlich der Zufall das Ersehnte in den Schooss: Auf einer Reise nach Italien im März 1884 besuchte ich das Museum zu Mantua und fand in demselben mehrere Zimmer voll ägyptischer Gegenstände, von denen mir Bädecker vorher nicht das Geringste verrathen hatte; in dem einen dieser Zimmer aber standen grosse Glaskästen mit ägyptischen Gesteinsstücken, die, verstaubt, ordnungslos und mit ganz vergilbten Namenszetteln, augenscheinlich nicht berührt wurden, seit sie vor langer Zeit da hineingelegt worden waren. Und darunter erblickte ich, — wer beschreibt meine schier unbändige Freude! — drei grosse Handstücke quarzreichen Glimmerschiefers mit in Masse eingeschlossenen Smaragdkrystallen, sowie eine ansehnliche Schachtel voll kleinerer smaragdführender Gesteinsbrocken, all' das Krystallisirte unverkennbar ächter ägyptischer Smaragd. Bald hatte ich von dem Custoden erkundet, dass die sämmtlichen Alterthümer und Steine von dem, in Castelgoffredo unweit Mantua geborenen Giuseppe Acerbi, der 1825 bis 1840 österreichischer Generalconsul in Aegypten gewesen, der Stadt Mantua hinterlassen worden seien. Später erfuhr ich dann auch, dass Acerbi Gesteinsmaterial von dem Reisenden Brocchi erhalten habe, der 1823 am Gebel Sabara gewesen war.

Mein lebhafter Wunsch, die betreffenden Gesteinsstücke zunächst einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, scheiterte an der zeitweiligen Abwesenheit des Direktors Dr. Giacometti. Später richtete ich an diesen von Dresden aus die Bitte, mir, wenn nöthig, durch Einsendung an das Dresdener Museum, den ganzen Vorrath von ägyptischem Smaragd zur Ansicht zu stellen, da leicht irgend einer der Krystalle an sich oder durch ansitzende Mineralien zur Lösung der strittigen Frage besonders beitragen

könne. Zu einem so gründlichen Vorgehen konnte sich indess die Stadtbehörde von Mantua, der die Entscheidung zukam, leider nicht entschliessen, doch sandte sie mir in immerhin sehr dankenswerther Weise eine Reihe von Probestückchen, die Professor Arzruni, der sich zu meiner Freude zur Vornahme der vergleichenden Prüfung bereit erklärt hatte, für Herstellung der nöthigen Dünnschliffe durchaus genügten, auch durch ansitzende Mineralien wichtige Aufschlüsse boten, — und damit war denn die Möglichkeit der endgültigen Beantwortung der auch in principieller Hinsicht wichtigen Streitfrage gegeben.

Der Smaragd-Sendung hatte Dr. Giacometti eine Liste der in Mantua liegenden Smaragd-Vorkommnisse nach Acerbi's Etiketten beigefügt, deren Veröffentlichung mir angebracht erscheint. Die ersten Nummern entbehren der Fundortsangabe, doch ist zweifellos, dass auch diese Stücke von dem Gebel Sabara stammen, an dessen Südfusse der Fundort Sacketto liegt, wie wir später sehen werden. Die Mantuaner Sammlung besitzt demnach:

1. Rohe Smaragde (S. primitivi): der eine unregelmässig, apfelgrün; der andere ein sechsseitiges Prisma mit ebner Endfläche, einige Längsstreifen auf einer der Flächen.
2. Drei Smaragdgerölle (rotolati), blassgrüne Farbe, durchsichtig.
3. Smaragden, Prismen peridodecaedri(!?), von grüner Farbe, halbdurchsichtig.
4. Gneis mit Smaragden von Sacketto in der Wüste am Rothen Meere.
5. Smaragd in Glimmerschiefer von Sabara. Besucht von Cailliaud.
6. Bruchstücke aus dem Smaragdbergwerk von Sacketto.
7. Gneis mit Smaragd von Sacketto.
8. Smaragdmasse mit Quarz von Sacketto.
9. Bruchstücke, die den smaragdführenden Stücken von Sacketto entsprechen.
10. Aechtes Smaragdplasma von Sacketto.
11. Smaragd in Quarz von Sacketto. Besucht von Brocchi.
12. 3 Bruchstücke von Glimmerschiefer mit Smaragden.
13. Smaragden in Quarz, eingeschlossen im Glimmerschiefer von Sacketto.
14. Smaragden in freien Krystallen.
15. Quarz mit Smaragd und Strahlstein aus den Bergen von Sacketto.

(16. Smaragdbergwerk der Provinz Dho Hassen, an 150 Miglien nördlich von Saana, der Hauptstadt von Yemen.)

Von den Nummern 5, 6, 8 und 10 erhielt ich Proben, die, soweit sie nicht für die mikroskopische Untersuchung verbraucht worden sind, in meiner Privatsammlung liegen.

Wir wollen nun, die in den Naturwissenschaftlichen Beiträgen gegebenen kurzen Notizen stark ergänzend und erweiternd, den ägyptischen Smaragd nach Möglichkeit vollständig besprechen und dieser Monographie die Ergebnisse der Arzruni'schen vergleichenden Untersuchung anfügen.

Meine Smaragd-Ausbeute am Bruchion-Strande umfasste etwa 180 Stück, worunter 24 bearbeitete und polirte, und der Stübel'sche Ankauf lieferte mir zur Ansicht noch 35 Exemplare mit 6 vorgerichteten. Von den geschliffenen bilden die meisten durchbohrte Schmuckperlen von kugliger, ovaler, flacher zweikantiger, oder sechsseitig prismatischer Form; letztere sind lediglich durch oft nur geringe Abstumpfung der Kanten aus natürlichen Krystallen hergestellt und stets in deren Längsaxse durchbohrt, entsprechend dem, was Plinius über den Beryll, — der ja nichts anderes, als hellfarbiger Smaragd ist, — berichtet hat, indem er sagt: „Die Berylle erhalten sämmtlich durch die Hand des Künstlers ihre sechsseitige Gestalt (!), weil die durch stumpfe Einförmigkeit matte Farbe durch den Reflex der Flächen und Winkel gehoben wird. . . . Einige nehmen an, dass die Berylle gleich winkelig entstehen und dass sie durchbohrt einen besseren Anblick gewähren, weil ihnen das weisse Mark genommen wird.“ Fünf undurchbohrte, flach geschliffene Steine meiner und einige ähnliche der Stübel'schen Sammlung stellen vielleicht unvollendete Perlen dar oder sollten zu Schmuck in Metall gefasst werden.

Die Farbe der Alexandriner Findlinge schwankt zwischen weisslichgrün, das selten ist, durch gelblich-, bläulich-, apfel- und grasgrün bis zur typischen, doch selten recht satten Smaragdfarbe. Die rohen Krystalle sind fast stets zur Verarbeitung ausgebrochen, liegen also selten noch ganz im Muttergestein, weshalb ein etwas grösseres Stück mit Glimmernestern durchsetzten Quarzes, in welchem ein etwa 1,5 *cm* langer, schön dunkelgrüner Krystall und mehrere kleine Bruchstücke von Smaragd stecken, sowie einige Brocken Glimmerschiefer mit vielen Krystallen besondere Beachtung verdienen; oft aber zeigen sie grössere oder geringere noch ansitzende Partien von Quarz, Glimmer oder Hornblende, selten von Feldspat oder zwischen den Prismen von Krystallaggregaten eingelagerten geringen Mengen kohlensauren Kalkes oder Spuren von Eisenspat; eine der Perlen besteht zu drei Viertheilen aus schwarzer Hornblende. Manche Krystalle umschliessen einen dunklen, mit Glimmer oder Hornblende durchsetzten, andere einen weisslichen und ebenfalls undurchsichtigen Kern, das „weisse Mark“ des Plinius. Der in Stübel's Besitz befindliche grösste der Einzelkrystalle zeigt eine grösste Querachse von 18 *mm*, andere sind 1 *cm*, die schwächsten etwa 3 *mm* dick; alle zeigen, wie der Smaragd ja zumeist, ein sechsseitiges Prisma, oft mit der bei diesem Edelstein häufigen Vertikalstreifung, und, wenn die Enden erhalten sind, das Pinakoid als basische Fläche, ohne jegliche Abstumpfung, falls nicht eine, an einer Stübel'schen sechsseitigen Perle sichtbare Abstumpfungsfläche, deren Glanz durchaus natürlich zu sein scheint, auf eine Deuteropyramide gedeutet werden muss. Die in Acerbi's Katalog befindliche Notiz von Smaragden mit zwölfseitigen Prismen möchte controlirt werden. Die Ausbildung der Krystalle ist meist gleichmässig, doch finden

sich auch nicht wenige Formen mit ungleichen Nebenaxen und selbst von fast dreieckigem Querschnitt. Einige scheinbar unregelmässige Krystallgebilde dürften auf Zwillingsbildung zurückzuführen sein. An einigen der Prismen ist eine nach vorhergegangener Zertrümmerung erfolgte Wiederverwachsung zu erkennen. Die grösseren Smaragdstücke sind theils Krystallaggregate, theils mehr oder minder mit Quarz und Glimmer gemischte krystallinische Massen ohne deutlich ausgebildete Einzelkrystalle. — Ich meine, das Vorstehende genügt, um die an der Alexandriner Küste gefundenen Smaragde zu charakterisiren; sehen wir uns deshalb nun um, was von diesem Edelsteine der Boden des ägyptischen Kulturlandes sonst noch geliefert hat.

Lepsius hat in seiner Abhandlung über die Metalle in den ägyptischen Inschriften geäussert: „Schwerlich wurde der ächte Smaragd zu Amuletten verarbeitet, dazu war er zu hart“, erklärt aber in einer dem Anhange zu dieser Arbeit später beigefügten Anmerkung, dass er einen kleinen, sorgfältig in bestem Stile geschnittenen Skarabäus gesehen habe, der ihm geschienen habe aus Smaragd oder ächtem Beryll geschnitten zu sein. Diese Bemerkungen des berühmten Aegyptologen müssen den Glauben wecken, dass, wenn überhaupt altägyptische Smaragdartefakte vorhanden seien, dieselben jedenfalls zu den grössten Seltenheiten gehören; dies ist jedoch nicht der Fall. Vor mehr als 20 Jahren erwarb ich selbst in Aegypten einen inschriftlosen, aber sonst gut geschnittenen, durchbohrten Smaragd-Skarabäus von 15 *mm* Länge, 10 *mm* Breite und 7 *mm* Dicke, und sah im damaligen Bulaq-Museum einen nach Mariette aus der Ptolemäerzeit herrührenden, jetzt aber der 20. Dynastie zugeschriebenen eiförmigen Smaragd in einem kunstvoll gelötheten Goldnetze, aus gleichem Steine gefertigte mystische Augen und ein wohl der römischen Periode zuzurechnendes Armband mit einem Smaragd. Auf meine Anfrage theilte mir in neuerer Zeit Herr Emil Brugsch freundlich mit, das jetzt von Bulaq nach Gizeh übergesiedelte vicekönigliche Museum besitze eine grosse Zahl von Amuletten, z. B. mystischen Augen, Lotosschäften, Täfelchen u. a. aus dem Materiale, das sie als Smaragdwurzel bezeichneten; bessere, dem Smaragd näherkommende Stücke von dunklerer Farbe, zu runden und sechsseitigen Perlen verarbeitet, fänden sich besonders in der griechisch-römischen Epoche. Von seinem liebenswürdigen Anerbieten, mir Probestücke zu erwerben, Gebrauch machend, erhielt ich dann 17 Gegenstände, von denen 6 (4 Amulette und 2 Perlen) aus grünem Feldspat, 5 (ein der Form nach unbestimmbares Stück von der Farbe hellgrünen Feldspats und 4 sechsseitige smaragdgrüne Perlen) aus Glas und 6 (4 Perlen, eine Ohrglocke und ein kleines Amulet in Gestalt einer Vase) aus Smaragd bestehen. Diese durch Professor Arzruni bestätigte Bestimmung der unter dem Titel Smaragd eingegangenen Objekte zeigt, dass wahrscheinlich Alles oder doch sicher der grösste Theil dessen, was im Museum zu

Gizeh auf Smaragdwurzel angesprochen wird, aus grünem Feldspat und viele der dortigen „Smaragdartefakte" aus Glas gefertigt sind. Das aber beweist, ebenso wie jene obige und so manche andere Aeusserung von Lepsius, wie nothwendig es ist, dass bis zu gewissem Grade mineralogisch geschulte, insbesondere auf Untersuchung einer gewissen Reihe von Mineralien und Gesteinen eingeübte Aegyptologen die Museen ägyptischer Alterthümer durchbestimmen. Das bedeutendste der mir so zugegangenen 6 Smaragdstücke ist eine mächtige, etwas unregelmässig sechsseitige, wohl nicht aus einem Krystall, sondern aus, mit wenigen Quarzkörnern durchsetzter, schönfarbiger, krystallinischer Smaragdmasse geschnittene, in der Längsaxe durchbohrte Perle von 28 *mm* Länge, 16 *mm* Breite und 8 *mm* Dicke. Das zweitgrösste ist eine, an einem (antiken?) doppelten Ringe von Golddraht hängende, spitz keulenförmige, jedenfalls aus einem Krystall gearbeitete Ohrglocke, 22 *mm* lang und bis 10 *mm* dick, von helllauchgrüner Farbe, die in für Smaragd sehr auffallender Weise zumeist hellröthlichbraun gewölkt ist. Den vier sechsseitigen, scharfkantigen, smaragdfarbigen Glasperlen gleichen zwei andere, welche Dr. Stübel in Cairo kaufte, und einige weitere, die Herr W. Putscher in Dresden während der fünfziger Jahre von Aegypten heimbrachte; auch eine meiner Alexandriner grünfarbigen Glasperlen hat sechskantige Form. Sie sind insofern für uns von Interesse, als sie mit vollster Sicherheit erweisen, dass die Aegypter Smaragdkrystalle vor Augen gehabt haben müssen, als sie diese Glasmassen formten und färbten; wird doch auch von Plinius der Smaragd ausdrücklich und zwar in erster Linie unter den Edelsteinen aufgeführt, welche die alten Aegypter trefflich nachahmten. Die Färbung ist, wie die durch Professor Dr. Stahlschmidt in Aachen vorgenommene Analyse festgestellt hat, durch Kupferoxyd erfolgt, was den Ergebnissen der von Lepsius angeregten Untersuchung grüner ägyptischer Gläser und ebenso den Angaben des im 5. Jahrhundert verstorbenen Aegypters Olympiodoros entspricht; in einem von mir an der Bruchionküste aufgelesenen hellgrünen, durchsichtigen Glase hat Herr Prof. Dr. Hempel in Dresden dagegen Eisenoxydul als färbendes Mittel nachgewiesen. An einer, von Dr. Stübel in Achmim, einem Hauptsitze der oberägyptischen Antiquitätenhändler, gekauften Schnur verschiedenartiger Schmuckperlen fand ich auch eine solche aus einem kleinen, sehr breit geformten Smaragdkrystall, und vor mir liegen noch ein kleiner Geier und ein gut geschnittener, hockender Sphinx, letzterer 21 *mm* hoch, 6 *mm* breit und 15 *mm* dick, die beide Dr. Stübel bei jenem Händler in Cairo kaufte. In der kleinen ägyptischen Sammlung zu München konnte ich zwei durchbohrte und zwei undurchbohrte Smaragdperlen nachweisen, deren 3 kuglige Form und zum Theil eingewachsenen Quarz zeigen, während die vierte noch die Prismenflächen des Krystalls erkennen lässt. Im etrurischen Museum des Vatikans sah ich an einer, in neuerer Zeit bei Ostia ausgegrabenen Goldkette zwei

durchbohrte hellfarbige Smaragdkrystalle mit abgeschliffenen Kanten. Das neapolitanische Museum besitzt mehrere völlig gleiche, und in der Dresdner Skulpturensammlung birgt der Kasten römisch-griechischer Schmucksachen einen durch Golddraht in ein quadratisch ausgeschnittenes, als Ohrgehänge gebrauchtes Goldblech befestigten, starken und schönfarbigen Smaragdkrystall, der, wie die zu München, Rom und Neapel, den bei Alexandrien gefundenen Perlen durchaus gleicht. In neuester Zeit aber erwarb die Dresdener Sammlung dazu noch eine prachtvolle, geflochtene goldene Halskette[1]) aus dem Fayum, an der sich als Gehänge fünf prächtig grüne, recht durchsichtige, starke Smaragdkrystalle mit in üblicher Weise abgeschliffenen Kanten befinden, gepaart mit darüber angebrachten rundlichen Granat(?)-Perlen und abwechselnd mit Gehängen aus je einer ächten Perle mit einer darüber eingefügten runden Smaragdperle; es sind diese 5 Krystalle wohl die schönsten Stücke ägyptischen Smaragds, die ich gesehen habe. Die Herstellungszeit dieses interessanten Schmuckstückes ist jedoch nach der Art der Ausführung und nach der Aehnlichkeit dieser Kette mit solchen, die auf den berühmten Graf'schen Porträtbildern aus dem Fayum dargestellt sind, wohl nicht in ältere Zeit, als in die der letzten Ptolemäer oder in die Periode der Römerherrschaft zu verlegen. Viel älter, dabei aber auch viel unscheinbarer, sind 25 kleine, unregelmässige Smaragdperlen, die Herr Putscher mir in seiner werthvollen Mineraliensammlung zeigte; sie bilden den Rest einer viel grösseren Zahl gleicher Perlen, die, zu einer Kette aufgereiht, von ihm vor bald 40 Jahren einer Mumie in Oberägypten entnommen wurden; auch etwa 20 Stück rohe Smaragde, die meinen Alexandrinern völlig gleichen, hat derselbe Herr damals in Aegypten erworben, ohne leider den Ort des Ankaufs genauer notirt zu haben. Leo Africanus erwähnt bei Besprechung der oberägyptischen Stadt Barbanda, dass man in deren Ruinen viele Brocken von Smaragd finde. Pococke sagt über die Trümmerstätte des alten Koptos: „Man findet hier dann und wann Edelgestein, besonders aber die Wurzel oder den Abgang von Smaragd; er ist blassgrün". Sonnini erzählt in seinen Reisen in Ober- und Niederägypten, dass ihm in Chemmis, dem heutigen Achmim, der koptische Priester viele zu Amuletten verwendete durchbohrte Stücke von Smaragd gezeigt habe und man solche in den Ruinen von Tentyris (Dendera) finde. Thevet und Thevenot bestätigen das Vorkommen von geschnittenen Smaragden in den Schuttmassen des alten Alexandrien und Rozière erwähnt in der Déscription de l'Égypte, dass in den Ruinen verschiedener Städte Unterägyptens die Fellachen und in den Halden der „noch unbekannten Brüche" die Ababde Smaragde bis zu 15 *mm* Stärke fänden.

1) Vgl. die Beschreibung und Abbildung in den Archaeologischen Jahrbüchern, Bd. V, Anzeiger S. 94.

ebenso auch die Fellachen Idole, besonders Skarabäen. Das schönste Stück, das Rozière sah, war ein Stein von 5—6 Linien Durchmesser, tadelloser Reinheit und der schönsten Farbe mit einem Amorkopf (?) en relief. Auch soll nach ihm die „königliche Bibliothek“ in Paris mehrere antike Smaragd-Intaglios besitzen, und Millin berichtet in seiner Einleitung in das Studium der geschnittenen Steine, dass in Paris ein Smaragd aufbewahrt werde, der in ägyptischer Weise geschnitten sei und ein mystisches Auge darstelle.

Soviel konnte ich bisher nachweisen, und ich meine, es genügt, um zu erkennen, dass ägyptische Smaragdartefakte nicht allzu selten sind und bei genauer Durchsicht der Sammlungen ägyptischer Alterthümer sicher in weit grösserer Zahl werden aufgefunden werden, als man jetzt ahnt. Wenn das erfolgt und sorgsam die Zeit der Herstellung der einzelnen Steinobjekte nach der Arbeit und nach dem Alter der betreffenden Mumien festgestellt sein wird, werden wir wohl auch klarer darüber sehen, für welche Perioden des ägyptischen Alterthums die Verarbeitung des Smaragdes durch Gräberfunde erweisbar ist. Jetzt lässt sich nur sagen, dass die meisten bekannten ägyptischen Smaragdgegenstände auf die Zeiten der Ptolemäer- und Römerherrschaft hinweisen, und dasselbe gilt von den über ägyptische Smaragdarbeiten handelnden Berichten der Alten, soweit dieselben uns zweifellos deutbar geworden sind. Diodorus Siculus giebt uns die Notiz, dass, als Alexander der Grosse ein Orakel in Aegypten befragte, 80 Priester ein Bildniss aus Smaragden durch den innern Tempelraum getragen haben, und nach Curtius war, wie Minutoli in seinen Reisen in Aegypten hervorhebt, dieses mystische Bild des Ammon im Weissagetempel in Libyen (Siwa) von höchst ungewöhnlicher Gestalt: aus Smaragden und anderen Edelsteinen zusammengesetzt, glich es am meisten einem Nabel. Ptolemäus Philadelphus soll nach Josephus, um die jüdischen Gesetze zu erhalten, nach Jerusalem einen goldenen Tisch geschenkt haben, mit unzählbaren Edelsteinen aus seinem Schatze geziert und in der Mitte der Platte mit einem Stern von Edelsteinen geschmückt, von denen ein Karfunkel und ein Smaragd besonders erwähnt werden. Nach einem anderen Berichterstatter (zufolge Bellermann) wusste Ptolemäus dem Lucullus bei dessen Landung in Aegypten nichts Kostbareres anzubieten, als einen Smaragd, in den sein Bildniss eingegraben war. Plinius endlich versichert, dass man in Aegypten Smaragdamulette in Form von Adlern (! Geiern? Sperbern?) oder Käfern für besonders zauberkräftig gehalten habe.

Um bezüglich der vorptolemäischen Zeit auf unsere Frage nach Smaragdgewinnung und -Verarbeitung der Aegypter Antwort zu erhalten, müssen wir die hieroglyphischen Texte mit Hülfe der Herren Aegyptologen durchmustern, — eine sehr mühsame und doch nicht zu voll genügendem

Ergebniss führende Arbeit, da die Enträthselung der von den alten Aegyptern für die Mineralstoffe gebrauchten Bezeichnungen sehr schwierig und daher die Deutung vieler derselben von Seiten verschiedener Gelehrten verschieden ausgefallen ist. Ich ziehe hauptsächlich das in Betracht, was Lepsius in seiner Arbeit über die Metalle in den hieroglyphischen Inschriften, Heinrich Brugsch und Dümichen in verschiedenen ihrer Veröffentlichungen, sowie Wendel in seiner 1888 veröffentlichten Dissertation über die in altägyptischen Texten erwähnten Bau- und Edelsteine geboten haben, und was mir kürzlich Dümichen auf meine Anfrage über einige mich interessirende Texte in liebenswürdiger Weise brieflich mitgetheilt hat.

Der Altmeister Lepsius hat die Ansicht ausgesprochen und wohlbegründet, dass der Smaragd von den alten Aegyptern mit mafek ma, d. i. ächter Mafek, oder mafek en ma = Mafek in Aechtheit, benannt worden sei, während mafek schlechthin aus dem sinaitischen Berglande stammende grüne Kupfererze, wie Malachit und Berggrün, und mafek iri-t mit solchem Kupferoxyd gefärbten Glasfluss und die durch Pulverisiren desselben hergestellte beste grüne Malerfarbe bezeichnet habe. H. Brugsch suchte erst (in seiner Geographie des alten Aegyptens) unsern Edelstein in dem als Tribut aus dem nubischen Distrikte Behen erwähnten smer oder asmer, während er hinter mafek den sinaitischen Türkis vermuthete; später aber deutete er (in seinem Wörterbuche) das Wort smer auf Smirgel und schloss sich in seinem Werke „Prinz Friedrich Karl im Morgenlande“ und in seiner kürzlich erschienenen Aegyptologie betreffs mafek Lepsius' Meinung an, die auch Dümichen wiederholt voll und ganz vertreten hat. Birch hat 1877 in der Zeitschrift für ägyptische Sprache den Ausdruck sesem oder qesem mit Smaragd übersetzt. Wendel endlich hat den Worten von Lepsius ganz ungebührliche Gewalt angethan, indem er (S. 25) sagt, derselbe habe „nachgewiesen, dass der Name mafek nur den Malachit, Beryll und andere grüne Edelsteine, wie die, diese imitirenden Glasflüsse bezeichnen könne“, und (S. 96): „nach Lepsius bezeichnet dieser mafek ma den Malachit, Beryll und das Berggrün, vielleicht auch den Smaragd, während der unächte mafek die grüne Farbe und die grünen Glasflüsse umfasst.“ Offenbar ist dadurch Lepsius' Ansicht ganz entstellt, indem die Fassung des Smaragdes unter den Begriff mafek entweder ganz beseitigt oder doch als fraglich hingestellt wird, während Lepsius doch ausdrücklich mafek ma für Smaragd und nur für solchen erklärt hat. Es scheint, dass sich Wendel zu dieser Verdrehung nur dadurch hat hinreissen lassen, dass er die von Lepsius verworfene, von ihm selbst aber vertheidigte Hypothese stützen wollte, Smaragd werde durch das hieroglyphische Wort uat bezeichnet. Es tritt also nun an uns die Frage, ob wir uns für mafek, qesem oder uat zu entscheiden haben, welche nachgewiesenermaassen alle drei Namen grüner Mineralien waren.

Um einen festen Boden für unsere Untersuchung zu gewinnen, erinnern wir zunächst daran, dass der Smaragd auch in seiner oft nicht sattfarbigen ägyptischen Abart das an Farbe, Glanz, Härte und Durchsichtigkeit bei weitem edelste Mineral war, das den alten Aegyptern zum Zwecke des Steinschnittes zu Gebote stand, und dass diese durch ihre lebhafte Vorliebe für schöngefärbtes und hartes („ewiges“!) Arbeitsmaterial und die durch uralte Kunstpflege erlangte Erfahrung vollauf im Stande waren, die hohen Vorzüge des Smaragdes vor allen anderen „Grünsteinen“ zu erkennen und zu schätzen. An dem Tempel von Dendera und anderwärts werden nun die acht kostbarsten Mineralstoffe, die das ägyptische Alterthum kannte, aufgeführt unter der gemeinsamen Bezeichnung: „alle ächten Edelminerale mit ihren Namen“, und unter diesen auch mafek en ma, ächter mafek, und in Tribut- und Opferlisten treffen wir ebenfalls wiederholt mafek mit dieser auszeichnenden Beifügung und zwar zumeist an gleicher, vierter Stelle, nach Gold, Silber und Lasurstein, hie und da selbst vor dem letzteren an dritter; im Tempel zu Philae wird die Isis genannt: „Gold der Götter, asem (d. i. nach Lepsius Goldsilber) der Göttinnen, mafek aller grossen Götter“. Uat und qesem aber kommen in jenen, nur die vornehmsten Edelsteine aufzählenden Listen gar nicht vor, und weder uat noch qesem finden sich irgendwo einmal mit jenem Beiwort „ächt“ versehen, durch das sie von den anderen, weniger edlen Grünsteinen, als da waren Amazonit, Jaspis, Malachit und Kupfergrün, in auszeichnender Weise unterschieden würden; auch sind sie wohl nie zu Schmucknamen der höchsten Götter benutzt worden. Der ächte mafek war also augenscheinlich einer der edelsten Mineralstoffe, die man kannte; in uat und qesem aber müssen minder edle Steinarten gesucht werden. So entspricht dem mafek en ma wohl sicher der edelste aller ägyptischen Grünsteine, der in seinen guten Stücken sattfarbige, glänzende, harte Smaragd, dem uat wahrscheinlich der matterfarbige, schwach glänzende, weichere Amazonit oder grüne Feldspat, dem qesem vielleicht grüner Jaspis oder — wie Dümichen meint — eine grünfarbige Thonerde, aus der namentlich kleine Osirisfiguren gefertigt wurden. Von der Deutung des mafek auf Smaragd ganz abzusehen und auch den mafek en ma auf Malachit als Schmuckstein zu deuten, wie dies Erman, Wendel und Eisenlohr (in Bädeker: Oberägypten) thun, scheint uns durchaus nicht gerechtfertigt, weil durch Lepsius wohl „ein kleines traubenförmiges Stück Malachit“ im Haldenschutte vor den alten Kupfergruben im Wadi Maghara des Sinai gefunden worden ist, grössere, bearbeitbare Stücke dieses Minerals aber bisher in Aegypten nie beobachtet und, was für unsere Betrachtung viel wichtiger und entscheidender ist, nie Malachitartefakte in den altägyptischen Gräbern entdeckt worden sind, während man, wie wir oben gezeigt haben, Smaragdperlen und Smaragdamulette altägyptischen Ursprungs bereits in grosser Zahl kennt. Gewiss im Anschlusse an die Denk- und Darstellungsweise

der alten Aegypter spricht Theophrast von dem „falschen Smaragd, der in Erzgruben vorkomme“, d. i. also dem Malachit (mafek) im Gegensatz zu dem „ächten Smaragd“ (mafek en ma). So zählt auch Plinius den ägyptischen Smaragd unter den besten (ächten) Arten auf und fährt dann fort: „die übrigen Arten findet man in Kupferbergwerken“; auch er rechnet also den Malachit nicht zu dem Smaragd in Wahrheit oder Aechtheit, wenn er auch für ihn den Ausdruck falscher Smaragd nicht gebraucht. Wenn endlich Wendel vermuthet, dass der in dem Ausdrucke uat kema d. i. Grünstein des Südens liegende Hinweis auf die Heimath des uat auf die „von den Römern mons Smaragdites genannte Gegend des Berges Zabarah“ sich beziehen dürfte, so hat er damit wahrscheinlich das Rechte getroffen, doch wird dadurch für die Gleichung uat = Smaragd durchaus noch kein Anhalt gewonnen, denn auch der von den Aegyptern so viel verarbeitete grüne Feldspat, den wir in uat vermuthen, muss den granitischen Gebirgen Oberägyptens entstammen, weshalb ich denn bereits in meiner oben erwähnten Abhandlung in den Artikel über Amazonenstein die Bemerkung aufnahm: „das Muttergestein der Alexandriner Stücke weist mit grösster Wahrscheinlichkeit auf das Sabara-Gebiet hin“; berichtet doch auch Cailliaud in seiner Voyage à l'oasis de Thèbes p. 60, dass er am Tage, bevor er zum Berge Sabara kam, sich auf einem Boden befand, der im Wesentlichen aus grünlichem Felsitfels bestand.

Auf Grund all' dieser Erwägungen stehen wir fest zu Lepsius' Ansicht: mafek ma, ächter Mafek, oder mafek en ma, Mafek in Aechtheit, ist Smaragd; ja wir vermuthen, dass auch, selbst wenn in Tribut- und Opferlisten chesbet und mafek ohne Bezeichnung der Aechtheit gebraucht, aber in dem dabeistehenden Bilde durch einen Haufen kugliger Stücke, nicht durch die Ziegelform der Mineralfarben dargestellt sind, stets oder doch oft in chesbet und mafek Lasurstein und Smaragd zu suchen sind. Denn alle diese Texte sind doch hieratische, also, wie die Abbildungen der späteren Zeit, in bestimmter, geheiligter Form und Bedeutung erstarrt, in ein bestimmtes, immerdar sich wiederholendes Schema gezwängt, dessen Inhalt jeder stets in gleicher, hergebrachter Weise auffasste: „Gold, Silber, Blaustein und Grünstein“ hiess deshalb wohl, wenn nicht durch Beifügungen in Wort oder Bild eine andere Lesart ausdrücklich verlangt wird, stets Gold, Silber, Lasurstein und Smaragd. Und wenn wir an der Innenwand des sogenannten Schatzhauses Ramses III. zu Medinet Habu neben dem mafek in Aechtheit noch erwähnt sehen „mafek in Stücken“, — wie uns das Dümichen in seinen historischen Inschriften Band I, Tafel XXX bis XXXIV in Abbildung zeigt, — so bedeutete das erstere vielleicht Einzelkrystalle, die den Edelstein im vollsten Sinne, in seiner vollen Ausbildung und Schönheit nach Gestalt, Farbe, Glanz, Reinheit und Festigkeit repräsentiren, das zweite aber nicht individualisirte, dichte, krystallinische Stücke von Smaragd, mehr oder minder gemischt mit Brocken der Grund-

bestandtheile des granitischen Muttergesteins, die eigentliche sogenannte Smaragdwurzel, die von den neueren Forschern im Sahara oft erwähnt wird und sich in Menge neben losen Smaragdkrystallen bei Alexandrien vorfand, auch aus den verarbeiteten Smaragdstücken der Bruchionküste und der altägyptischen Gräber herauszuerkennen und leicht von dem vollendet krystallischen Rohstoff zu unterscheiden ist.

Ueber den Fundort des mafek handelnde Stellen der hieroglyphischen Wandinschriften, die zugleich von grosser Bedeutung für die Klarstellung des Begriffes mafek selbst sein können, sind bisher bereits in grösserer Zahl bekannt; die meisten derselben weisen aber nicht nach Aegypten. In den durch ihren Bilder- und Inschriftenreichthum berühmten Gräbern der hohen Würdenträger Hui, Rechmara und Zanuni, wie auf der sogenannten statistischen Tafel Thutmes III. in Karnak, in den Berichten der Sethosfeldzüge und anderen historischen Urkunden treten als Bringer des mafek stets Fürsten der Retennu auf, deren Wohnsitze man im heutigen Syrien zu suchen hat, das keine Smaragdgruben aufweist. Das braucht uns nun an der Deutung des mafek auf Smaragd nicht irre zu machen, denn, wie diese Völker den in Badachschan, dem alten Baktrien, heimischen Lasurstein über das alte Handelsemporium Babylon bezogen und als chesbet von Babelo nach Aegypten lieferten, so konnten sie auch auf dem Wege des Handels die uns noch unenträthselt gebliebenen skythischen und baktrischen Smaragde, die Plinius ausdrücklich für die besten erklärt, sich verschafft und als willkommenen Tribut zu den nach kostbarem Steinmaterial immerdar lüsternen ägyptischen Herrschern gebracht haben. Zu einer gleichen Annahme muss uns eine Textstelle in dem Tempel zu Dendera führen, in der von mafek von Chal die Rede ist. Lepsius hat in seiner Abhandlung über die Metalle diesen Ländernamen mit Arabien übersetzt; da nun, wie auch Kiepert in seiner alten Geographie annimmt, die altägyptische Bezeichnung für das eigentliche Arabien Punt gewesen zu sein scheint, in alter Zeit aber der Nil als Grenze Asiens und Africas (Libyens) angesehen wurde, und so auch heute noch das Gebirgsland zwischen Nil und rothem Meere den Namen arabische Wüste trägt, so könnte Chal wohl auf dies Gebiet, die wahre Fundstätte des Smaragdes, bezogen werden. Aber jene Uebertragung des Wortes Chal, die vielleicht nur auf einem Versehen beruht, ist unmöglich, da Chal nach zahlreichen Texten ein Land des westlichen Asiens nordöstlich von Aegypten am Mittelmeere bezeichnen muss und im griechischen Theile des Dekretes von Canopus durch Phönicien wiedergegeben ist. Es hat also von dem mafek en chal dasselbe zu gelten, was über das von den syrischen Retennu gebrachte mafek gesagt wurde. Wir würden freilich durch die Hypothese, dass durch die Bewohner Syriens und Phöniciens Smaragde von Inner- oder Nordasien nach Aegypten geführt worden seien, auf den Gedankengang Fischers gerathen, und da stellt sich uns sofort die Thatsache ent-

gegen, dass alles, was wir an Rohmaterial, Perlen und Amuletten von Smaragd aus ägyptischem Boden gesehen haben, dem Smaragd des Sabara zweifellos identisch war, während bei der von den Inschriften behaupteten öfteren und reichlichen Zuführung asiatischer Smaragde sich unter dem erwähnten Materiale auch Proben fremdartigen, nach Plinius merklich edleren Smaragdes hätten finden sollen. Es hat sich mir dadurch ein Gedanke aufgedrängt, den ich, obwohl er dem für die Zuverlässigkeit seiner Urkunden begeisterten Aegyptologen frevelhaft erscheinen dürfte, doch als schüchterne Vermuthung zu äussern mich genöthigt sehe: Ich halte es nicht für unmöglich, dass die politisch und hieratisch officiell gewordene Formel in schematischer, immer gleicher Weise in den Tributlisten die kostbarsten Mineralstoffe mit aufzählte, ohne sich um die Richtigkeit des Einzelnen zu kümmern, so dass der Sinn des Ganzen etwa wäre: „alle möglichen Kostbarkeiten.“ Uebertreibungen der Art finden wir in den Zahlen- und anderen Angaben der altägyptischen Kriegsberichte noch häufiger und in weit grossartigerem Maassstabe, als in so manchem neuerer Zeit. Der Tempel zu Dendera enthält ferner in seinen Schatzkammern Wandgemälde, in denen die Länder personificirt dargestellt sind, aus denen damals, in der ptolemäisch-römischen Epoche, die Aegypter die für den Tempeldienst nöthigen Stoffe bezogen, und benennt die den ächten mafek tragende Figur mit Leschet oder Roschet, einem Land- oder Provinznamen, den Dümichen für die in Ptolemäer- und Römerzeit gebrauchte Bezeichnung des in der Periode der Pharaonen Mafekland genannten Distriktes der Sinaihalbinsel hält. Auch den Ortsnamen Becha, von dem ein Grünstein erwähnt wird, deutet Dümichen auf diesen Distrikt. Jenen selben Namen meint wohl Wendel, der aus einer älteren Veröffentlichung Dümichen's die Stelle citirt: „Boschet, das Land des Mafek, ist der wahre Platz des Grünsteins des Ostens“, und dann fortfährt: „Auch sonst wird öfters als Bezugsquelle des Grünsteins des Ostens das Land Roset angegeben, d. i. ein Distrikt der Sinaihalbinsel.“ Sicher aber ist die Deutung von Roschet auf das sinaitische Gebiet der Kupferbergwerke im Magharathale und bei Serbut el Chadem auch nach Dümichen's eigener Angabe noch nicht, und der Ausdruck Grünstein des Ostens würde uns auch noch nicht zwingen, den Fundort in der sinaitischen Halbinsel zu suchen, da auch das Smaragdgebiet des Sabara nahe der Ostküste des Landes unfern dem rothen Meere liegt und vom Nil aus nur durch eine siebentägige Reise nach Osten zu erreichen war; insbesondere in jener Zeit, wo der Schwerpunkt der Herrschaft und die Residenz der Könige in Theben lag, konnte sich für das Sabaragebiet recht wohl die Bezeichnung Ostland einbürgern. Zu meiner Freude und Genugthuung fand ich, als ich meine Darstellung schon abgeschlossen hatte, dass ich mich mit meiner Laienmeinung doch in sehr guter ägyptologischer Gesellschaft befinde, denn H. Brugsch erklärt in seinem Dictionnaire géographique de l'ancienne

Égypte, dass das Land oder das Gebirge von Bah der Name einer Gegend im Osten Aegyptens sei, in der Mitte der Berge zwischen dem Nil und dem rothen Meere, sehr berühmt durch den Reichthum seiner Steinbrüche und Bergwerke; mythologisch sei das Land von Bah das Ostland par excellence und sehr oft ersetze Bah das Wort Ab, d. i. Osten. Auch den Ausdruck Bahen deutet Brugsch auf die Berge östlich von Coptos, die dem Sabara entsprechen würden, und Gleiches gilt von den Bergen von Beh. In dem Supplement aber zu seinem oben citirten Werke sagt er: „Die (ptolemäischen) Inschriften sprechen von einem Steine, kommend von Beh und genannt grüner Stein von Beh, der nicht verschieden ist von mafek oder hib, von dem die Denkmäler nicht aufhören zu sprechen, indem sie ihn als ein Produkt der Landschaft Leschet oder Reschet aufführen: Leschet, das bergige Land, ist das Land des Steines mafek und der wahre Fundplatz des glänzend grünen Steines." Wir sehen also, dass Brugsch alle jene Namen, welche Dümichen auf die Sinaihalbinsel bezieht, auf das Bergland der arabischen Wüste deutet, in dem der Sabara liegt, „der wahre Fundort des glänzend grünen Steines", d. h. des Smaragdes. Klarer und bestimmter weist, wenn wir Dümichen's Auffassung folgen, nach der Sinaihalbinsel eine Widmungsinschrift Ramses' III., die da meldet, dass er „nach dem Lande des Mafek für die göttliche Mutter Hathor, die Herrin des Mafek, zugeführt habe Silber, Gold und kostbare Linnen, damit sie ihm zuführe staunenswerthe Kostbarkeiten ächten Mafeks in zahlreichen Beuteln." Hier scheint denn doch mit voller Bestimmtheit betont zu sein, dass im Gebirge der sinaitischen Halbinsel, von der ein Bezirk seines Reichthums an grünen Kupferoxyden halber als Mafekland bezeichnet wurde, auch ächter Mafek, also Smaragd, gefunden worden ist, was auch, obwohl man jetzt keine Fundstätten dieses Edelsteins dort kennt, nicht für unmöglich erklärt werden kann, da jene Bergzüge zum grössten Theile aus granitischen Gesteinen bestehen, und weil auch andere dortige Bergwerke der Alten, wie die des Türkises, bis in die neueste Zeit verschollen geblieben sind. Freilich bleibt auch hier die Möglichkeit, dass im Sinne von Brugsch das Sabaragebiet als mafek-Land bezeichnet worden ist, entweder allein, oder neben dem sinaitischen Gebiete der grünen Kupfererze, oder dass es der Schreiber mit der Schärfe der Bezeichnung nicht genau genommen und von mafek ma statt von mafek berichtet hat: es sind solche Ungenauigkeiten in Wort und Bild bei der Massenfabrikation der riesige Flächen bedeckenden Inschriften- und Bildmassen wohl erklärlich und thatsächlich auch vielfach erwiesen. Eine Darstellung in dem Grabe des Hui, der den Titel eines Prinzen von Kusch, d. h. eines Statthalters von Aethiopien führte, zeigt uns die Fürsten von Kusch, darbringend eine Schüssel mit mattgrünen Mineralstücken: es ist daher gewiss verlockend, bei diesen „Grünsteinen" an den an der Grenze Aethiopiens thatsächlich gebrochenen Smaragd zu denken. Da aber gerade bei dieser

Opfergabe die urschriftliche Benennung fehlt, so kann man den fraglichen Stoff mit vielleicht noch grösserem Rechte auf den stets matt und meist hell gefärbten Amazonit oder auf den qesem deuten, welche letztere Beischrift sich in der That auch bei einer anderen ähnlichen Darstellung findet. Aus allen den bisher angeführten Ortsangaben erlangen wir, falls wir nicht in zwei Fällen unbedingt Brugsch folgen, keinen klaren Hinweis auf das Sabaragebiet, dagegen dürfte ein solcher in einer Inschrift des Tempels von Redesie enthalten sein. Dieser wurde bereits von Seti I. nebst einer Brunnenanlage an dem alten Wüstenwege erbaut, welcher, sich dann theilend, nach Osten zu den Smaragdgruben am Sabara und nach Südost zu den jenseits der äthiopischen Grenze liegenden Goldbergwerken führte. In den Wandinschriften dieses kleinen Heiligthums ist der Gott Ammon-Ra redend eingeführt, indem er zum Dank für die Widmung des Tempels die Worte spricht: „Ich gebe Dir die Goldländer und die Berge, indem ich Dir verleihe, was in ihnen ist an Goldsilber (asem, Electrum), Lasurstein und mafek.“ Es liegt, obwohl ähnliche Wendungen sich in ägyptischen Weihinschriften oft finden, nach Lage der Verhältnisse doch sehr nahe, hier in dem Mafek führenden Berge den Sabara zu suchen; auch Lepsius hat jene Worte auf die das Ziel der Wüstenstrasse bildenden Berge bezogen, doch, da er die Smaragdgruben, wie wir später sehen werden, nicht anerkannte, nur die goldführenden äthiopischen Berge im Auge gehabt (siehe a. a. O. S. 65 und 66) und deshalb aus jener Textstelle fälschlich geschlossen, dass „in den Goldländern, d. i. in den äthiopischen Bergen auch mafek gewonnen worden sei.“ In Wahrheit lagen die Goldbergwerke an dem einen, die Smaragdgruben an dem anderen Ende der sich gabelnden Strasse.

Betreffs der Zeit, in welcher mafek en ma bekannt und in Verwendung genommen worden ist, fehlt es leider in Lepsius' mehrfach citirtem Werke an genügendem Anhalt; mir aber mangelt die Zeit und Gelegenheit, die ganze, reiche, dahin einschlagende Litteratur zu vergleichen, deshalb kann ich nur Weniges bieten. Nach einer schriftlichen Mittheilung Dümichen's ist bereits zur Zeit des Pyramidenbaues aus dem Mafeklande der Sinaihalbinsel ächter Mafek bezogen worden; ob darunter aber in diesem Falle Smaragd oder unter dem Mafeklande die sinaitische Halbinsel zu verstehen sei, erscheint mir, wie ich schon früher erläuterte, als nicht ganz sicher. Lepsius hat 1872 im Haupttheile seiner Arbeit über die Metalle behauptet, dass mafek-Amulette in den hieroglyphischen Texten überhaupt nicht erwähnt und Smaragde in ägyptischer Zeit schwerlich zu Amuletten verarbeitet worden seien, da sie dazu zu hart seien; sie seien wohl nur polirt und etwa in Ringen getragen worden, wie er auch einer herrlichen Harfe, gefertigt aus Silber, Gold, Lasurstein, Smaragd und allerlei edlen Steinen auf Grund einer Inschrift gedenkt. Dem gegenüber ist aber auf den, einen Tempelschatz zur Zeit Ramses' III. schildernden

grossen Papyrus Harris zu verweisen, in dem nicht nur „Fingerringe von (mit) mafek" und „Amulette aus schönem Gold, eingelegt mit ächtem chesbet (Lasurstein), ächtem mafek (Smaragd) und allerlei Edelsteinen" aufgeführt, sondern auch ausdrücklich „von ächtem mafek ein Skarabäus, gefasst und befestigt mit Gold", und aus gleichem Stoffe geschnittene Nilfigürchen erwähnt sind. Ist so für die 20. Dynastie die Verarbeitung des mafek nachgewiesen, so führen uns auf die 19. die Tempelinschrift zu Redesie aus der Zeit Seti's I. und eine Notiz von Wilkinson, lautend: „Die Minen ihrer eigenen Wüste lieferten ihnen in der That die Smaragde, die sie brauchten; und diese wurden verarbeitet, so früh mindestens, wie die Herrschaft von Amenophis III. oder 1425 v. Chr." Und Perrot (Aegypten S. 773) überliefert uns eine Inschrift aus der Zeit des der 18. Dynastie angehörenden Thotmes III., die einen gestorbenen Würdenträger berichten lässt: „Uebertragen ward mir mancherlei Werk im Tempel des Osiris (zu Abydos) in Silber, Gold, Blaustein, Grünstein und sonstigen Edelsteinen. Das Alles lag unter meinem Verschluss und Siegel." Für die Zeit um 1500 v. Chr., nach Lepsius' Rechnung, ist also die Herstellung nicht nur von geschliffenen Schmucksteinen, sondern auch von geschnittenen Amuletfigürchen aus mafek wohl beglaubigt; und dass in allen den fraglichen Fällen unter mafek Smaragd verstanden werden muss, ergiebt sich aus dem früher Gesagten, vor allem aber daraus, dass Amulette aus Malachit noch nicht haben nachgewiesen werden können.

Aus der Römerzeit stammen die von Dümichen in seiner Baugeschichte des Denderatempels und in Bädecker's Oberägypten angeführten Inschriften im Silberzimmer des Tempels zu Dendera, die uns auch über die Verwendung der edlen Steine belehren. Wir entnehmen der Darstellung des berühmten Aegyptologen das Folgende: Im Innern der Thür ist der, in das Gemach eintretende Kaiser dargestellt, wie er der Hathor ein Schmuckkästchen überreicht, von dem in der hieroglyphischen Beischrift zu den Füssen des Herrschers gesagt wird, dass es Gold, Silber, Lasurstein und Smaragd enthalte. Die Göttin dankt dem Fürsten mit den Worten: „Ich schenke Dir die Berge im Erzeugen Dir die Steine zum Entzücken für Alle zu schauen." Die Randinschriften ertheilen uns weiteren Aufschluss über die ehemalige Verwendung des Raumes. So heisst es: „Er hat erbaut das Silberzimmer für die Goldene als ein Bauwerk für die Ewigkeit, ausgeschmückt hat er es mit einer Menge von Steinen, mit allen den staunenswerthen Kostbarkeiten der Berge, um zu verwenden sie im Denderatempel zu allerlei Arbeiten.... Man bedarf ihrer, um zu machen aus ihnen die Ausrüstungen daselbst nach den heiligen Vorschriften bei Ausführung der Arbeiten für das Dreimal des Tages (d. h. für die dreimal des Tages stattfindenden Opferceremonien). Alle die nennenswerthen Kostbarkeiten, ausgestellt sind sie in seinem Innern als die dreifach schönen auf beiden Seiten des Silberzimmers der Herrin.

welches ausgerüstet ist mit seinem Bedarf gemäss dem Ausspruche der Vorfahren in Bezug hierauf." In jenem Raume wurden, wie wir aus den Inschriften zu erkennen glauben, von Goldschmieden in streng vorgeschriebener Weise und unter besonderer Leitung des Oberpriesters allerlei kleine Statuetten, Halsbänder und Armringe für die Götterbilder, Amulette und sonstige im Tempeldienst vorkommende Werthgegenstände gefertigt. —

Ueber die Symbolik und die darauf gegründete Verwendung der grünen Farbe speziell und damit der grünen Steine bei den alten Aegyptern belehrt uns H. Brugsch in der zweiten Auflage von Steininschrift und Bibelwort in seiner geistreichen Weise folgendermaassen: „Grün, die beliebteste Farbe in Aegypten, bildet den Gegenstand vieler inschriftlicher Hinweise auf seine symbolische Bedeutung. Grünfarbige Mineralien, vom Smaragd und Malachit an bis zum Kupfergrün hin[1]), und vor allem die Pflanzenwelt galten als Sinnbild der Erfüllung in Aussicht stehender Hoffnungen, die von der Saat auf dem Felde ihren Ausgang nahmen. Die grüne Saat verheisst die Ernte, eine frohe Hoffnung auf den Eintritt des Segens. Grün ward deshalb das Symbol der Freude und Lust, und bei den Aegyptern von Alters her „grünte" selbst das Herz beim Anblick des „gleich wie Smaragd leuchtenden Ackerbodens." Ausdrücke, wie: „Der Himmel ist blau und die Erde grün", dienen in den Texten der Steininschriften des Tempels zu Dendera nicht selten zur Umschreibung der freudigsten, weil hoffnungsreichsten Stimmung von Göttern und Menschen. Die grüngesichtige Hathor-Venus der ägyptischen Denkmälerwelt hatte deshalb ihre eigene Bedeutung, grade wie das ihr geheiligte Land des grünen Gesteins, des Malachit. Wie man sich nach diesen Auseinandersetzungen überzeugen wird, ist unsere „grüne" Hoffnung nichts weniger, als modernen Ursprungs. Die Ringsteine und sonstigen Schmuckgegenstände aus Smaragd oder anderen grünfarbigen Steinen, welche die Aegypter, besonders die Frauenwelt, an ihren Fingern oder auf der Brust oder an den Armen so häufig zu tragen pflegten, finden in diesen Andeutungen ihre genügende Erklärung."

Wir verstehen nun den grossen Kenner ägyptischen Lebens, wenn er an anderer Stelle uns mittheilt: „Wenn auf einem Leichensteine der Todten, einer vornehmen Aegypterin, folgende Worte in den Mund gelegt sind: „Ich hielt mich fern vom Quarz und zog den Grünstein vor", so heisst das etwa: „Was mir Unglück bringen konnte, das vermied ich, was mir Hoffnungen erweckte, das legte ich an." Entsprechend der hohen Schätzung, in der die grüne Farbe stand, gehörte sie auch zu den vier heiligen Farben, welche die Ausschmückung der Tempel bis zu den Flaggen an den Mastbäumen der Pylonen, den Teppichen, Vorhängen und selbst Gewändern der Priester beherrschten.

1) An einer anderen Stelle gleichen Inhalts sagt er richtiger: „Der grüne Stein, sei es in seiner ächten Gestalt als Edelstein oder Smaragd, sei es als Malachit oder als Glasfluss, diente u. s. w."

Wir müssen unsern Ausflug auf das Gebiet der Aegyptologie abschliessen; ich meine, er hat uns, wenn auch nicht mit voller Gewissheit, so doch mit grosser Wahrscheinlichkeit, erwiesen, dass der ägyptische Smaragd von den alten Bewohnern seines Heimathlandes mit mafek ma oder mafek en ma, vermuthlich auch oft mit mafek schlechthin bezeichnet worden ist und dass man ihn möglicherweise schon in ältester Zeit von der Sinaihalbinsel geholt, jedenfalls aber mindestens bereits um 1500 v. Chr. aus dem Sabara gewonnen und in den Schatzkammern der ägyptischen Tempel verarbeitet hat.

Ueber die genügend sichere Kunde, welche man in der römischen Kaiserzeit ausserhalb Aegyptens von dem ägyptischen Smaragd und seinem oberägyptischen Fundorte hatte, belehren uns die folgenden Stellen griechischer und lateinischer Berichterstatter:

Plinius (Histor. natural. XXXVII, 17) sagt: „Den dritten Rang (unter den Smaragden) behaupten die ägyptischen, welche auf den Höhen bei der Stadt Coptos aus den Felsen gehauen werden... Die skythischen und ägyptischen besitzen eine solche Härte, dass man sie gar nicht verletzen kann." Zu den minderwerthen (nach Theophrast falschen) Smaragden, die aus Kupferbergwerken stammen (also Malachit), rechnet er die äthiopischen, die 25 Tagereisen von Coptos vorkämen und nach Juba lebhaft grün, aber selten rein oder gleichfarbig seien.

Solinus Polyhistor erwähnt Aegypten als Fundort von Smaragd, ohne nähere Angaben zu machen.

Aelian (De natura animalium VII, 18) berichtet, dass die Römer die gebirgigen Gebiete bei Coptos der Smaragdbergwerke halber bewachten.

Lucian (De dea Syria) führt unter den Edelsteinen, mit denen dies Götterbild geschmückt war, auch Smaragde und die Aegypter unter den Völkern auf, die edle Steine in Handel brachten.

Strabo (XVII § 45) spricht von dem Gebiete zwischen dem Nil und dem rothen Meere, durch das der Handelsweg von Coptos nach Berenike und Myoshormos führte, und fügt hinzu: „Auf dieser Landenge sind auch die Steinbrüche des Smaragdes und anderer kostbarer Steine, für welche die Araber tiefe Hohlgänge graben." Ausserdem erwähnt er XVI, 20: „Es wird behauptet, dass sich Smaragd und Beryll in den Goldbergwerken (Aethiopiens) finde", eine Fabel, die auch bei arabischen Schriftstellern auftaucht und sich auf den sogenannten äthiopischen Smaragd des Plinius beziehen dürfte.

Ptolemaeos, der berühmte Alexandriner Geograph des zweiten Jahrhunderts, bestimmt im fünften Kapitel des vierten Buches seines bekannten Werkes die Lage des „Smaragdus mons" mit 64° 50' Länge und 25° Breite, welches letztere sehr wohl stimmt.

Olympiodoros, der im ägyptischen Theben geboren war und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebte, hat (nach des Photius Excerpten aus seinem Geschichtswerke) geschrieben, er habe erfahren, dass in dieser Gegend auch die Smaragd-Bergwerke seien, aus denen den Königen der Aegypter der Smaragd in Menge zukam. „Und die Meister der Fremdlinge", fährt er fort, „luden mich ein, dieselben anzusehen, aber das auszuführen, war nicht möglich ohne besondere königliche Verordnung". Ueber diese Notiz und einige andere äussert sich auch Létronne in dem Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, indem er sagt: „Zur Zeit der römischen Kaiser waren diese (Smaragd-) Minen eingefügt in den Berenicidischen Kreis und der Mons Smaragdus erhielt davon den Namen mons Berenicidis. Eine Inschrift, die Nestor l'Hôte auf dem Wege von Kosser gefunden hat, zeigt, dass sie zur Zeit des Tiberius unter der Aufsicht eines Grubeninspektors (*μεταλλαρχης*) standen, der angestellt war, alle Steinbrüche und Bergwerke zu inspiciren; und eine Stelle des Olympiodoros lehrt uns, dass man sie im 5. Jahrhundert nur besuchen konnte, wenn man mit einem vom Kaiser erlassenen Befehl ausgerüstet war. So war also der Zugang dahin schwierig, sei es, dass man den Arbeitern die Versuchung entziehen wollte, Smaragde zu entwenden, um sie den Fremden zu verkaufen, sei es, dass diese Arbeiter, wie die der Porphyrbrüche, Verbrecher waren, welche abzusondern nöthig war."

Betreffs des Mittelalters und des Anfanges der neuen Zeit müssen wir uns an orientalische Schriftsteller halten, von denen wir zuerst zwei Perser und dann eine Anzahl Araber sprechen lassen wollen, deren Zeitalter ich zum Theil nicht feststellen konnte.

Ibrahim Ben Uassaf Schah sagt in seinem Buche über die Vorzüge Aegyptens vor allen anderen Ländern, 3 Monate sei der Boden Aegyptens grün, wie die Smaragde, und zählt dann 30 kostbare Dinge auf, die Aegypten allein besitze, darunter aber zu allererst die „orientalischen Smaragde."

Mohammed Ben Mansur, der im 13. Jahrhundert lebte, berichtet in seinem von Jos. v. Hammer aus dem Persischen übersetzten Buch der Edelsteine: „An der Grenze der Schwarzen und noch zum Reiche Aegypten gehörig ist der Smaragdbrunnen, wo dieselben aus Talk und dann aus rother Erde herausgegraben werden."

Der wohl im achten Jahrhunderte verstorbene Araber Al Dschahed soll nach Makrisi die ägyptische Smaragdmine für die einzige erklärt haben, die auf der Welt existire.

Die um 940 abgefassten Schriften der Lauteren Brüder behaupten, wohl nach Strabo, der Smaragd werde in den Goldgruben gefunden; er

sei gut gegen Augenschwäche, und wer ihn als Gürtelknopf oder zum Siegelring gebrauche, sei sicher vor Epilepsie.

Masudi, der um die Mitte des 10. Jahrhunderts starb, verdanken wir die erste ausführlichere Schilderung des ägyptischen Smaragdes und seiner Fundstätte; wir geben sie im Folgenden wieder nach den Uebersetzungen von Meynard und Courteille, sowie von Quatremère: „Die Smaragdmine ist in dem obern Said gelegen, in der Provinz Keft, und man muss diese Stadt passiren, um sich zu den Gruben zu begeben. Der Ort, wo sie sich findet, heisst Kharba (Ruine). Es ist eine bergige Wüste, gehütet von den Bedscha, die im Voraus eine Durchgangsgebühr erheben von denen, die auf die Smaragdsuche ausgehen. Einige Bewohner von Said, sehr unterrichtete Leute, welche die Grube besucht hatten und diese Art kostbaren Steins vollständig kannten, haben mir versichert, dass der Smaragd nach der Jahreszeit, dem Zustande der Luft und dem Wehen des oder jenes Windes, an Grösse ab- oder zunehme, und dass auch seine grüne Farbe am Beginne des Monats wachse und, wenn der Mond voll ist, im Maximum ihres Glanzes stehe. Der Platz der Smaragdmine, der Kharba heisst, ist an 7 Tagereisen weit von den bewohnten Landstrichen entfernt; die nächsten Städte sind Kus, Keft und andere Orte von Said. Der Smaragde, die man dort gewinnt, giebt es 4 Arten. Die schönste und theuerste von allen ist die, welche man mar nennt. Sie ist von schönem Wasser und blendendem Grün, das gewöhnlich dem der am meisten ausgefärbten Rübe gleicht, ohne jeden Flecken oder schwarze Schattirung. Die zweite Art heisst See-Smaragd (bahri). Man nennt sie so, weil die Könige der Seestaaten, als da sind Indien, Sind, Sendsch und China, diesen Smaragd unendlich schätzen und ihn gierig zu erlangen trachten, um damit ihre Diademe, ihre Kronen, ihre Ringe und ihre Armspangen zu schmücken. Dieser Smaragd behauptet den zweiten Platz hinsichtlich der Schönheit. Seine Farbe und sein Glanz nähern sich denen des ersten; das Grün dieser Art gleicht den jungen Blättern, die am Grunde und am Ende der Myrthenzweige hervorbrechen. Die dritte Smaragdart ist die, welche man die westliche (magrebi) nennt. Man hat ihr diesen Namen gegeben, weil die Könige des Westens, wie die der Franken, der Lombarden, der Spanier, der Galizier, der Gascogner, der Slaven und der Russen sich um diesen Stein mit Eifer streiten und dafür eben so hohen Preis anlegen, wie die Könige von Indien und China für die zweite Art. Die vierte Art, die die matte (asamm) heisst, ist die am wenigsten schöne und theure, da ihr Grün bleich ist und sie wenig Glanz hat; sie umfasst mehrere Abarten, welche sich durch ihre mehr oder weniger deutlich grüne Färbung unterscheiden. Um aber mit wenig Worten eine Idee von den Eigenthümlichkeiten zu geben, welche die Schönheit der Smaragde ausmachen und ihnen höheren Preis verschaffen, will ich bemerken, dass derjenige Smaragd, dessen Glanz

der leuchtendste, dessen Grün das lebhafteste und reinste, ohne irgend eine Beimischung von schwarz, gelb oder anderer Farbe ist, und der dazu keinen Fleck zeigt, in jeder Art der schönste und geschätzteste ist. Man findet Smaragde von dem Gewichte von 5 Mithkal[1]) bis zur Grösse einer Linse. Dieser kostbare Stein eignet sich, um Halsketten und anderes Geschmeide daraus zu fertigen; er hat aber mehrere Arten von Fehlern aufzuweisen, einen Riss, einen fremden Mineralbrocken und weissliche Adern, die ihn im Innern durchziehen. Alle Mineralogen und Juweliere stimmen darin überein, dass, wenn eine Naja, eine Viper oder eine andere Schlange einen Smaragd anblickt, ihre Augen platzen; dass, wenn man einen von einem dieser Reptile gebissenen Menschen 2 danek[2]) dieses Steines verschlucken lässt, er von der Wirkung des Giftes nichts mehr zu fürchten hat, und dass endlich man keine Schlange in der Nachbarschaft der Mine sieht. Der Smaragd ist ein zarter, zerbrechlicher Stein, der sich durch den Diamant ritzen lässt. Die griechischen Könige und nach ihnen die Fürsten von Rum legten diesem Steine grossen Werth bei und zogen ihn allen andern vor wegen seiner Eigenschaften, seiner wunderbaren Eigenthümlichkeiten und seiner spezifischen Leichtigkeit, die kein anderer Edelstein in gleichem Grade besitzt. Die Mehrzahl der Smaragde findet sich in Adern unter der Erde. Man sucht nach ihnen mit Eifer, wenn sie recht gerade, lang und ohne irgend ein Loch sind. Die, welche man im Boden oder im Thon eingeschlossen findet, sind weit geringer, als die andern. Zwei der Arten, nämlich den westlichen und den matten, kann man manchmal an der Oberfläche antreffen, in den Thalgründen und an den Bergen, welche die Mine umgeben. Es bedarf übrigens vieler Erfahrung und Geschicklichkeit, um die vier Arten von Smaragd, von denen wir gesprochen haben, zu unterscheiden." Schliesslich erwähnt Masudi noch, dass von Indien Smaragde in Aegypten eingeführt würden, die Smaragde von Mekka genannt würden, weil sie über diese Stadt nach Aegypten kämen.

Ibn Haukal berichtet um das Jahr 950: „Auf der Südseite (!) des Nils ist ein Platz, Said genannt, wo Gruben sind von Chrysolith und Smaragd, weit in der Wüste; und ausser diesen giebt es keine Gruben dieser Edelsteine."

Edrisi († 1160) giebt zunächst eine Schilderung der wahren Smaragdmine, indem er im vierten Theile des 1. Klimas sagt: „Nicht weit von der Stadt Assuan, auf der südlichen Seite des Nils ist ein anderer Berg, an dessen Fuss sich die Smaragdgrube befindet, in einer von Wohnstätten entlegenen Wüste; und man findet auf dem ganzen Erdkreise nirgend Smaragd, denn aus dieser Grube, die in der That von solchen, die da

1) 1 Mithkal = $1\frac{3}{7}$ eines Dirhems, welcher = 7 Gramm.

2) 1 Danak = $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{6}$ einer Drachme, welche = 3,2 Gramm.

graben, sehr besucht ist: nachdem er aus dieser Mine genommen ist, wird er in alle Lande ausgeführt." Er versichert dann nach der Besprechung des 10., letzten Theiles des 1. Klimas wiederum: „In demselben Klima befindet sich auch die Grube des Smaragds, der auf dem ganzen Erdkreise nirgendwo gefunden wird, als in der genannten Grube." Es scheint, dass er in beiden Fällen dieselbe Mine meint, und dieselbe nur ihrer besonderen Wichtigkeit halber am Schlusse der Besprechung des 1. Klimas nochmals erwähnt.

Dem 13. Jahrhundert wahrscheinlich verdanken wir den eingehenden Bericht des Cairiner Edelsteinhändlers Achmed Teifaschi, der in seiner Blumenlese von Gedanken über Edelsteine sich folgendermaassen vernehmen lässt: „Der Smaragd findet sich an den Grenzen zwischen Aegypten und Aethiopien in einem Berge, welcher hinter Syene liegt und sich gegen das Meer hin ausbreitet. An diesem Orte bemerkt man die Minen dieses Edelsteins, aus denen er durch Stollenarbeit in Stücken, die mehr oder minder gross sind, gewonnen wird. Es hat mir der Chef der Mineralogen von Aegypten, der von Seiten des Sultans mit der Oberaufsicht über diese Minen betraut war, mitgetheilt, dass das Erste, was sich in den Minen des Smaragdes zeigt, ein schwarzer Stein ist, von ihnen Talk genannt, der, wenn er dem Feuer ausgesetzt und erhitzt wird, wie Schwefelkies wird. Wenn man dann weiter gräbt, so trifft man auf weichen und röthlichen Sand, in dem man den Smaragd entdeckt. Derjenige jedoch, den man in diesem Sande oder Kiese findet, besteht nur in kleinen Steinchen, die man Ringsteine nennt, weil jedes derselben passend für ein Ringkästchen erscheint. Im Gegensatze dazu haben die grossen und ganzen Stücke des Smaragdes, die sich in den Adern und Gängen der Minen finden, bei den Juwelieren und Steinkennern den Namen Rohr. Es giebt 4 Arten des Smaragdes, von denen die erste heisst Zababi, die zweite die basilikumfarbige, die dritte die rübenfarbige, die vierte die seifenfarbige. Die kostbarste, vornehmste und werthvollste dieser verschiedenen Arten des Smaragdes ist in jeder Hinsicht der Zababi. Er besitzt ein sehr sattes Grün, nicht gemischt mit irgend einer anderen Farbe, und hat ausserdem erstaunlichen Glanz und schönes Wasser. Man hat diesem Stein den Namen Zababi gegeben, weil seine Färbung der des Zabab[1]) gleicht, eines Insekts, das man in der Frühjahrszeit in der Rose findet und das vom schönsten Grün ist, das es giebt. Die zweite Art wird die basilikumfarbige genannt, weil sie blassgrüne Farbe hat, gleich der des Basilikumblattes. Die dritte Art nennt man rübenfarbig, weil sie in ihrer Färbung einer Rübe ganz ähnlich ist. Die vierte und letzte Art des Smaragdes endlich heisst man die seifenfarbige, denn sie ist etwa mit derselben Farbe aus-

1) Zabab ist nach Antonio Reineri eine metallisch grüne Schmeissfliege, die unsere Lucilia caesar L. an Glanz und Farbenschönheit weit übertrifft.

gestattet, wie unsere Seife. Der Zababi ist, wie wir vorhin schon angegeben haben, jedenfalls der glänzendste, der strahlendste und anmuthendste von allen. Der grösste Fehler des Zababi und der anderen Arten besteht in Verschiedenheit der Farbe, der Art, dass in einem einzigen Steinchen oder Stück dieses Edelsteins jede Stelle in der Färbung verschieden ist von der anderen. Unter seine Fehler zählt man auch die Ungleichmässigkeit der Form; dieselbe ist sowohl ihm, als dem Hyazinth und allen anderen kostbaren Edelsteinen eigen. Schliesslich ist einer seiner Fehler die von ihm nicht trennbare Borste, welche einen verborgenen Sprung oder Riss anzeigt, der sich an der Oberfläche offenbart. Der Smaragd Zababi hat in sich eine Eigenschaft, die die grösste ist von allen, die ihm zukommen, denn durch sie unterscheidet man den ächten vom falschen.“ Teifaschi erwähnt nun jene schon von Masudi behauptete Wirkung des Smaragdes auf die Augen giftiger Schlangen, schildert, wie er sich durch einen Versuch von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt habe, und erwähnt als weiteren Nutzen des Smaragdes Stärkung und Aufhellung der Sehkraft, Bewahrung vor Epilepsie, Heilung von jeder Vergiftung, vom Blutsturz und Blutspucken, von Dysenterie und Magenschmerzen, Abwehr der giftigen Thiere und bösen Geister, und „er thut gut in den Schwierigkeiten und den Aengsten der Zeugung und der Entbindung.“ Eingestreut ist die für uns interessantere Bemerkung, dass der Smaragd leicht lösbar und theilbar in verschiedene Theile, gering von Gewicht und im höchsten Grade glänzend und glatt sei. In dem Kapitel über Werth und Preis des Smaragdes heisst es dann weiter: „Es ist nöthig, zu wissen, dass jede dieser erwähnten Kräfte und Vorzüge ohne Zweifel dem Zababi in weit höherem Maasse zukommt, als allen anderen Arten des Smaragdes, und dass er aus solchem Grunde am meisten kostet. Der Werth aber des ächten Zababi beträgt, wenn es sich um ein Stückchen oder Steinchen handelt, das eine Dramme[1]) wiegt, 4 Golddenare für jeden Karat[2]); aber dieser Preis nimmt mit der Grösse bei diesen Smaragdstücken zu, desgleichen je nach der Güte und Vorzüglichkeit seiner anderen schon beschriebenen Eigenschaften. Die Ermässigung, die der Zababi erhält in Bezug auf seinen Preis, ist immer geringer, als die, welche man bei anderen Arten des Smaragdes und irgend welchen anderen kostbaren Steinen gewöhnlich gewährt, weil er ein im höchsten Grade vornehmer Edelstein und mit erhabenen Tugenden und Nützlichkeiten begabt ist, deren Wesen und Kraft sich in höherem Maasse in den grösseren Stücken findet. Was die übrigen Arten des Smaragdes betrifft, so haben diese keinen so weitgehenden und übermässigen Werth. Eines Tages, erzählte der Kadi Maan el-din, der ehemalige oberste Verwalter des Sultans über

1) Die Dramma ist dasselbe, wie die Drachme (3,2 Gramm).

2) Ein Karat gleich 0,206 Gramm, etwa 4 Gerstenkörner schwer.

die Minen seines Reiches, fand man in einer Smaragdmine einen Krystall des sogenannten rübenfarbigen Smaragdes, der zerschlagen und in den Händen des Arbeiters zerbrochen war; wir sammelten die verschiedenen Stücke, die, auf die Waage gelegt, 88 Dramme wogen. Später wurde in dem unteren Theile desselben Ortes ein Stück Zababi gefunden im Gewicht von 6 Mitkal, welches ich in den Schatz oder das Museum des Sultans trug. Es erzählte gleichermaassen Teifaschi, dass er einst von einem Kaufmann ein Stück des sogenannten basilikumartigen erworben habe, das, nachdem es geschliffen und gut gereinigt worden war, 12 Mitkal wog. Ich kaufte es roh, sagt er, für 1000 Dramm[1]) baaren Geldes und trug es zum Sultan, der als unumschränkter Selbstherrscher in Damaskus regiert. Dieses Stück Smaragd wurde auf 3000 Dramm laufenden Geldes geschätzt, kostete aber mehr.“ Ich bin bei der vorstehenden Wiedergabe der Schilderung des Achmed Teifaschi der von Antonio Reineri besorgten italienischen Uebersetzung gefolgt, fand aber in den Anmerkungen Hartmann's zu des Edrisi Africa ein Stück jenes Berichtes so abweichend wiedergegeben, dass ich annehmen muss, Hartmann habe eine wesentlich anders lautende Abschrift der Abhandlung des Teifaschi vor Augen gehabt, als Reineri. Das von Hartmann lateinisch übersetzte Bruchstück meldet: „Der Ort, von dem der Smaragd gebracht wird, ist an den Grenzen Aegyptens und Aethiopiens bei Syene. Es ist da ein Berg, welcher die Form einer Brücke vorstellt. In dieser Brücke sind Gruben, aus denen der Smaragd gegraben und ausgeführt wird, der in kleinen Brocken, wie zerbröckelter Kies, im Staube der Grube liegt. Oft aber geschieht es, dass er sich mit dem Grunde des Berges selbst verwachsen vorfindet und von da herausgebrochen werden muss, welcher Smaragd von allen der beste ist. Die kleinen Brocken aber des Smaragdes in dem Staube sind leicht zu finden; denn wenn jener Staub durch ein Sieb geschüttet wird, wird das, was im Siebe zurückbleibt, abgewaschen, wie der Staub geschlemmt wird, der Silber enthält, und so werden allmählich die Edelsteine gefunden. Es giebt aber auch welche, denen eine dem Stibium ähnliche harte Kruste von schwarzer Farbe anhaftet; solche Smaragde aber sind lebhaft grün und haben sehr viel Wasser. Was aber von Smaragden im Staube gefunden wird, heisst im Verkehr der Edelsteinhändler Ringstein. Was dagegen aus dem Grunde gebrochen wird, läuft unter dem Namen Rohr, und dieser letzte Smaragd ist der vorzüglichste und beste, wie wir bereits erwähnten.“

Im vierzehnten Jahrhundert meldet zunächst

Ibn el Vardi: „Am untersten Theile eines Berges, der auf der Südseite des Nils emporragt, findet sich die Smaragdgrube, und ausser dieser von Einwohnern leeren Wüste giebt es auf der ganzen Erde keine Smaragdgrube.“

1) Die Dramme oder Dramma ist als Geld etwa gleich 32 Pfennigen.

Ebn Ayas erwähnt, wie Minutoli nach Langlès angiebt, dass „man in den äusseren Oasen Smaragdgruben gefunden habe, die bearbeitet worden seien, um die Steine nach Aegypten zu bringen.“

Ibn Nuri Bakui soll bemerkt haben: „Im Lande Boga findet man Gruben von Smaragden, die die Händler in die anderen Länder bringen. Diese Gruben sind in den Gebirgen. Die schönsten Smaragde, die man gewinnt, sind grün; es sind das die, die man Salaki nennt.“

Schems ed-din Dimeschki († 1327?) lehrte, dass der Smaragd bis zur Grenze des zweiten Klimas vom Aequator aus, d. h. bis zu 17° 12′ nördl. Br. nicht vorkomme; diese Grenze liegt so weit vom Sahara, dass Dimeschki wohl zunächst oder mit an den äthiopischen Smaragd des Plinius gedacht haben dürfte. In demselben Jahrhundert aber gab

Schehab ed-din Abul Abbas Achmed in seinem Werke „Mesalek-al-absar“ die folgende genauere Schilderung, die er von Abder-rahim erhalten hatte, welcher bei der Mine als Notar angestellt gewesen war. „Die Smaragdmine ist in der Wüste gelegen, die an die Stadt Assuan grenzt. Sie wird beaufsichtigt von einer Verwaltungsbehörde, der Schreiber und Notare beigesellt sind, und der Sultan bezahlt die Arbeiter und trägt alle Kosten der bergmännischen Arbeit und der Herauslösung der Smaragde. Dieser Stein findet sich in sandigen Bergen, die man durchgraben muss und die mehr als einmal zusammengebrochen sind und die Bergleute zermalmt haben. Alle Smaragde, die aus der Grube kommen, werden nach Cairo gebracht und dann in die verschiedenen Länder gesandt. Man braucht acht Tage gewöhnlichen Marsches, um von Kus zu der Smaragdmine zu gelangen. Rings herum und in der Nachbarschaft hausen die Bedscha, welche beauftragt sind, das Bergwerk zu hüten und die Arbeiten fortzusetzen. Es ist inmitten einer Kette von Bergen, welche im Osten des Nils vorherrschen, im Norden eines ungeheuren Felsen, Karkaschenda genannt, der einen Theil dieser Kette selbst bildet und sich über all die andern Berge erhebt. Die Wüste, welche die Mine umgiebt, ist völlig abgelegen und entfernt von jedem bewohnten Orte. Man findet kein Wasser, als in der Entfernung einer halben Tagereise, und auch das ist nur eine Lache, gebildet durch Regenwässer, die sich vergrössert oder vermindert, je nachdem die Regen mehr oder weniger reichlich waren. Dieses Bergwerk ist inmitten einer langen Höhlung, gebildet von weissem Steine, der dem Smaragd als Muttergestein dient, und von dem man drei Arten zählt: die erste heisst Kampfertalk, die zweite Silbertalk und die dritte Stein von Dscherui. Man zerschlägt diesen Stein, um den Smaragd zu gewinnen, der darin eingeschlossen ist. Man unterscheidet drei Arten von Smaragd. Der kostbarste, den man Dubabi nennt, ist von ausserordentlicher Seltenheit. Der Notar Abder-rahim hat mir versichert, dass er während der ganzen Zeit, da er in seinem Amte thätig war, niemals auch nur einen einzigen Smaragd dieser Sorte hat aus der Mine gewinnen

sehen. Die Zahl der Arbeiter ist keineswegs fest bestimmt; man stellt deren mehr oder weniger an, je nachdem der Regierung die Fortsetzung der Schürfungen mehr oder minder am Herzen liegt. Wenn man einen Smaragd findet, wirft man ihn in heisses Oel, dann legt man ihn in Baumwolle, die man mit einem Stück Leinwand oder anderem Stoffe umwickelt. Man übt in dieser Mine die äusserste Ueberwachung aus. Jeden Tag werden die Arbeiter im Augenblicke des Abganges mit der peinlichsten Genauigkeit untersucht; sie wenden aber soviel Ränke an, dass es ihnen trotz alledem gelingt, Smaragde zu entwenden." Er versichert auch, einen Smaragd gesehen zu haben, der in der Mitte vom schönsten Grün war, das nach den Rändern in reines Weiss überging.

Einen weiteren Anhalt bietet dann im 15. Jahrhundert

Makrisi, welcher schreibt: „Das Land, welches die Bedscha bewohnen, beginnt bei dem Flecken Kharba, bei welchem sich die Smaragdmine befindet. Dieser Platz ist in der Wüste von Kus gelegen, ungefähr 3 Tage von dieser Stadt. Nach Al Dschahed ist diese Mine die einzige, die in der Welt existirt. Der Smaragd findet sich in tiefen und dunklen Höhlungen, in die man mit dem Lichte von Lampen eindringt und nachdem man Seile angeknüpft hat, die behufs der Rückkehr zur Führung dienen; ohne das würde man Gefahr laufen, sich zu verirren. Grabend mit der Hacke, findet man den Smaragd inmitten des Gesteins; er ist umhüllt von einem Muttergestein, das ihm an Farbe und Beschaffenheit nachsteht ..... Als man den Emir Neschku gefangen nahm, fand man bei ihm zwei sehr schöne Smaragde, von denen jeder ein Rottel[1]) wog..... Im Jahre 704 der Hedschra fand man in der Mine einen Smaragd, der 165 Mithkal wog. Der Pächter der Mine verbarg diesen Stein und trug ihn zu einem fremden Fürsten, der ihm 120 000 Dirhems dafür bot. Als der Mann sich weigerte, ihn dafür zu verkaufen, nahm jener ihm denselben und schickte ihn dem Sultan; der Pächter aber starb vor Kummer. Dieses Bergwerk hörte nicht auf abgebaut zu werden, bis der Wesir Abdalla ben Sanbur gegen das Jahr 760 der Hedschra unter der Regierung des Hassan ben Mohammed ben Kelaun die Arbeiten aussetzen liess."

Schems ed-din ben Abil-sorur aber berichtete später, dass noch Ibrahim Pascha, der gegen Ende des 10. Jahrhunderts der Hedschra (um 1580) regierte, als er die Provinzen von Said durchreist habe, zu dem, Smaragdbrunnen genannten Orte gekommen sei und da eine grosse Menge Smaragde gewonnen habe.

Wenn wir die vorstehenden arabischen Schilderungen durchmustern und mit den später zu besprechenden neueren Berichten vergleichen, so erkennen wir, dass in jenen die Lage des Bergwerks am Sabara und die

1) Rottel ist ein orientalisches Gewicht von verschiedener Grösse; in Marokko ist es = 540 Gramm = 1 Pfund und 14 Unzen.

geognostischen Verhältnisse desselben im Grossen und Ganzen genügend richtig dargestellt sind. Es steht uns daher über jedem Zweifel, dass sich die Araber die Kenntniss von der Smaragdmine am Sabara gewahrt und diese, wenn auch mit Unterbrechungen, bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts ausgebeutet haben.

Abendländische Schriftsteller berichten dann, dass auch nach dieser Zeit dem Sabara noch Smaragde entnommen wurden.

Prosper Alpinus, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts starb, versichert in seiner Historia Aegypti naturalis: „Dass die kostbarsten aller Smaragde in der ägyptischen Provinz Gait (Said) gegraben werden, ist allen, die Aegypten bewohnen, wohlbekannt. Und es ist in der That in Gait, in der unmittelbar an Aegypten nach Süden grenzenden Provinz, das ist dem Reiche, wo einst Inarus geherrscht haben soll, der Smaragdbrunnen, welchen man Bir el Smerud nennt, in dem Tag für Tag für den Kaiser der Türken Smaragde gegraben werden, und obwohl die Grubenarbeiter mit grösstem Eifer überwacht werden, dass sie nicht die kostbaren Steinchen unter der Hand entwenden, sind dieselben doch so verschlagen und listig, dass sie oft die vorzüglichsten Steine verbergen, die sie dann unsern Händlern verkaufen. In diesem Bergwerke ist zur Zeit, da Messir Pascha Statthalter in Aegypten war, ein sehr schöner, ausnehmende Vollkommenheit und Vorzüglichkeit erreichender Smaragd gefunden worden, den der Statthalter Aegyptens öfters den sehr berühmten Venetianer Konsuln, die in Vertretung der Venetianischen Nation da weilten, gezeigt hat; welches Smaragdes Preis, wenn diese Steine jetzt ebenso hoch im Preise ständen, wie vordem gewesen zu sein feststeht, auf 400 000 Goldstücke zweifellos geschätzt werden würde. Fast unzählige und verschiedenartige aus (mit?) Smaragd gefertigte Geräthe (vasa!) findet man beim Könige der Türken, und einige sehr schöne sind in dem Jahre, in dem wir nach Cairo kamen, zu dem Vizekönige von Aegypten von einem gewissen, aus königlicher Familie stammenden Statthalter desselben, der damals die Provinz Theben verwaltete, gebracht worden; und bei diesem war eine solche Fülle von Smaragden, dass es den Glauben übersteigt, einige von den unsrigen aber haben sie zugleich mit mir gesehen. Die Aegypter und Araber nennen ihn selbst Smerud, nicht aber, wie Garcias von Orta fälschlich glaubte, Zamarut.“

Joannis de Laet erwähnt in seinem Werkchen De gemmis et lapidibus vom Jahre 1647: „Es ist auch von einem besonders berühmten Edelsteinhändler bemerkt worden, dass in Aegypten nach der Stadt Cairo heimlich von Aethiopen Smaragde zum Verkauf herbeigebracht werden, woraus leicht zu schliessen ist, dass sie nicht weit von jener Stadt gefunden werden. Denn wenn jemand erzählt, er habe ausserhalb der Stadt etliche von einem

Landbewohner gekauft, der sich dann schleunig entfernt habe, so ist es nicht wahrscheinlich, dass sie durch den Handel aus Indien erlangt worden sind." Diese Notiz des Laet ist um so interessanter, da Boëtius de Boot, der seine weit umfangreichere Gemmarum et lapidum historia 1609 herausgab, behauptet hat, dass alle orientalischen Smaragde aus Indien kämen. Die von Laet benutzte Quelle aufzufinden, ist mir bisher leider nicht geglückt.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint dann das Smaragdbergwerk, wie schon weit früher die Brüche des rothen Porphyrs und andere wichtige Minen der Alten in den Gebirgen der arabischen Wüste, verschollen zu sein, denn Dapper in seiner „umbständlichen und eigentlichen Beschreibung von Africa" aus dem Jahre 1670 und Varenius in seiner Geographia generalis von 1671 erwähnen es nicht und Maillet (+ 1738), der längere Zeit in Aegypten weilte, versichert nach Quatremère (— ich fand in der mir zugänglichen Ausgabe die Stelle nicht —), „dass die Mine verloren und der Ort, wo sie liege, völlig unbekannt sei." So schreibt ferner Pococke in seiner Beschreibung des Morgenlandes, in dem er 1737 bis 1738 reiste, bei der Besprechung von Coptos: „Man findet hier dann und wann Edelgesteine, besonders aber die Wurzel und den Abgang von Smaragd. Er ist blassgrün, und man hat einen Smaragd zu Cairo, welchen man den Smaragd von Said nennet, welcher weder sehr durchscheinend noch hellgrün ist. Strabo saget, es gebe daselbst verschiedene Gruben von Smaragd und anderen köstlichen Steinen, worinn die Arbeiter arbeiteten. Ptolemaeus redet hier auch von einem Smaragdberge und die Smaragdgruben wurden in der Charte des Patriarchen angeführt. Die Araber sollen nach denselben gegraben haben; da sie aber dem türkischen Kaiser zugehören, so ist man sehr vergnügt darüber, dass man nicht weiss, wo sie sind, weil dieser den Nutzen ziehen und die Unterthanen in den Gruben um einen kleinen Lohn würden arbeiten müssen." Jedenfalls nach jener Charte des Patriarchen hat Pococke aber doch in der seinem Werke beigegebenen Karte von „Egypten nach dem Zustand der alten Zeit dargestellt" nördlich vom 26° n. Br. eingeschrieben: „Maden uzzumurud, Fodinae smaragdi, Smaragdorum mons", und D'Anville sagt in seinen Mémoires sur l'Égypte ancienne et moderne vom Jahre 1766: „In den türkischen Karten finde ich Maaden Uzzumerud, was Smaragdmine bedeutet, entsprechend dem Smaragdus mons im Ptolemaeus."

Einen leider nicht genügend energischen Versuch, die Frage zu klären, unternahm James Bruce, indem er, „weil die Ababdes so viel Sonderbares von dem Smaragdberge erzählt hatten", 1770 von Kosser mit einem Segelboote dem Ufer entlang nach Süden fuhr und zunächst auf der Insel Siberget, die von den Eingeborenen räthselhafterweise Smaragdinsel genannt wird, dann aber auch weiter nördlich an der Küste landete und sich zu den Zumrud-Brunnen führen liess. In seinen Reisen zur Entdeckung

der Quellen des Nils lesen wir: „Wir gingen (vom Strande) 3 Meilen in einem völlig öden Boden, auf dem nur hin und wieder einige Akazienbäume stunden, bis wir den Fuss der Berge erreichten . . . . Am Fusse des Berges ungefähr 7 Ellen über der Erdfläche sind 5 Gruben oder Löcher, keines über 4 Fuss Durchschnitt, die Zumrud-Brunnen genannt, woraus die Alten die Smaragden gebrochen haben sollen. Es fehlte uns an Werkzeugen und auch an Lust (!), in eine hinabzusteigen, weil die Luft darin wahrscheinlich ungesund sein mochte. Ich las verschiedene Düllen und Stücken von Lampen auf, wovon man Tausende in Italien antrifft, und einige, wiewohl sehr abgenutzte Stücke von dem zerbrechlichen Krystall, welcher der Siberget und Belur von Ethiopien, und vielleicht der Zumrud und von Plinius beschriebene Smaragd, aber keineswegs der ächte, seit der Entdeckung der neuen Welt bekannte Smaragd ist, dessen Hauptkennzeichen jenes Vorgeben gleich widerlegt, indem der wahre Smaragd aus Peru dem Rubin an Härte gleichkommt" (!!). An anderer Stelle bezeichnet er das, was er fand, als „Splitter und Stücke einer grünen, durchsichtigen Substanz, die zwar grün, aber doch adrig und wolkig und keineswegs so hart wie Bergkrystall waren, allerdings ein mineralisches Produkt, aber nicht viel härter als Glas." Die Darstellung des englischen Reisenden lässt nicht mit Sicherheit erkennen, ob er wirklich an dem Smaragdberge gewesen ist. Die von ihm mit dem Namen Smaragdinsel in die Karte eingetragene Insel liegt etwa unter 25° n. Br., also viel weiter nördlich, als die wahre Insel Siberget am Golfe von Berenice, der mons smaragdus aber ist ebenfalls unter dem 25. Grade und damit richtig angegeben. Das Mineral, das er an der fraglichen Stelle gefunden hat, ist allerdings wohl sicher kein Smaragd gewesen, sondern wahrscheinlich Chrysolith oder selbst nur Strahlstein, die beide in der Felsmasse des Sabara vorkommen; dass er bei seinem flüchtigen Besuche der Fundstätte und seinem oberflächlichen, ungenügenden Forschen keine Smaragde gefunden hat, ist aber selbstverständlich kein Beweis dafür, dass dort keine vorhanden gewesen seien. Wir möchten glauben, dass Bruce wirklich am rechten Orte war, da er die Lage des Berges richtig angiebt, und bedauern, dass es ihm zu genauerer Untersuchung „an Lust fehlte" und dass er nach so dürftiger Beobachtung an so interessantem Orte äussern konnte: „Nachdem meine Neugier in Ansehung dieser Berge befriedigt war, kehrte ich zu meinem Boote zurück." So hat denn seine Forscherfahrt nach dem Smaragdberge und sein Bericht die Klärung der Sache nicht gefördert, sondern derselben nur geschadet, denn, durch ihn verführt, hat der gelehrte Blumenbach, obgleich er die früher erwähnte Notiz des Prosper Alpinus kannte und anführt, doch in seinen Anmerkungen zu Bruces Reisen unter dem Stichwort „Aegyptischer Smaragd" behauptet: „Dass es etwas Anderes sein müsse, als der bekannte Edelstein, der jetzt fast blos aus Peru nach Europa gebracht wird, das wissen wir alle. (!) Aber was es nun

dagegen eigentlich für ein Fossil ist, ist die bis jetzt unentschiedene Frage."

Von grösserer, aber bedenklicher Entschiedenheit ist dann schon Gregorovius Wad, der in seinem Werke Fossilia aegyptiaca musei Borgiani von 1794 meint: „Dieser sehr seltene (grüne) Feldspat ist vielleicht einer von den 12 Smaragden, deren Plinius Erwähnung thut, und zwar jener dichte und nicht ganz durchsichtige, der um Coptos, eine Stadt der Thebais, in Hügeln gegraben wurde."

Im Jahre 1811 hat dann wohl Quatremère in seinen Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte und zwar insbesondere in dem darin enthaltenen Mémoire sur la mine d'émeraudes Auszüge aus den Schriften von Masudi, Makrisi, Prosper Alpinus, Maillet und Bruce, sowie aus dem Mesalek el absar zusammengestellt, doch führte diese ja auch sehr lückenhafte Studie die Frage der Entscheidung kaum näher. Da wurde das Räthsel plötzlich in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise gelösst durch den Franzosen Cailliaud. Wir schildern die durch ihn bewirkte Wiederauffindung der Smaragdbergwerke nach der auf Grund seiner Tagebücher nach seinem Tode erschienenen Voyage à l'oasis de Thèbes.

Cailliaud, ein Goldschmidt aus Nantes, kam, nachdem er bereits, nach edlen Mineralien suchend, Südeuropa durchstreift hatte, 25 Jahr alt nach Aegypten, lernte in Alexandrien den französischen Consul Drovetti kennen und wurde von demselben dem türkischen Statthalter Mohammed Ali vorgestellt. Dieser thatkräftige Regent war durch Kopten auf die Schwefellager an der Küste des rothen Meeres nördlich von Berenice aufmerksam gemacht worden und hatte dieselben durch seinen Mudir in Esne untersuchen lassen. Dass dieser wenig gefunden, liess Mohammed Ali noch nicht die Hoffnung aufgeben, im eigenen Lande reiche Schwefelminen zu erschliessen, und so kam ihm das Anerbieten Cailliaud's, in Aegypten im Dienste der Regierung nach verwerthbaren Mineralien zu suchen, sehr erwünscht. Cailliaud fuhr auf dem Nil bis Redesie, miethete dort 6 Mann der in der benachbarten Felswüste hausenden Ababde mit 8 Dromedaren, versah sich mit Lebensmitteln für einen Monat und brach dann am 2. November 1816 nach Osten auf. Der alte kleine Tempel von Redesie, durch Wasserbecken gekennzeichnete alte Stationen, Felsinschriften und als Orientirungsmarken auf den Höhen errichtete Steinpyramiden verriethen die uralte Bedeutung des durch öde Thalgründe ziehenden Weges. Nach einem Marsche von 52 Stunden, der in 7 Tagen ausgeführt worden war, nahte die Entscheidung, zu deren Schilderung wir Cailliaud selbst das Wort lassen. Er schreibt: „Wir kamen am 8. Nov. am Fusse eines mächtigen Berges an, von den Ababde Zabarah genannt, er ist an 7 Meilen vom rothen Meere und an 45 Meilen südlich von Kosser. Meine Führer sagten mir, dass es in dem Berge ungeheure unterirdische Gänge gäbe. In das

Thal eintretend, sah ich zu meiner Linken die Spuren eines alten mohammedanischen Friedhofs und viele Ruinen von Wohnungen, was mich in einer so abgelegenen Wüste überraschte. Bald kam ich an die Gänge; ich erkannte in ihnen sofort Bergwerke. Ich wusste noch nicht, was für ein Bergwerk es sein könne; ich hatte nur Gänge von Glimmer, von Talk und von Schiefer angetroffen, welche die Granitmassen durchsetzten, die diesen Gebirgsstock bildeten. Ich beorderte sofort drei Ababde, am Eingange einer der Höhlungen zu schürfen. Als ich mich auf die Schottermassen gesetzt hatte, um mich von den an diesem und den vergangenen Tagen erlittenen Anstrengungen auszuruhen, fiel mein Blick auf ein Bruchstück von dunkelgrünem Smaragd. Wie gross war meine Freude und meine Ueberraschung! Alle Müdigkeit vergessend und ungeduldig, in diesen Stollen einzudringen, feuerte ich die Ababde an und machte mich selbst mit ihnen ans Werk; bald konnten wir uns in die Mine eindrängen. Ohne Zögern zündete ich Fackeln an und stieg, begleitet von meinem Dolmetscher und einem Ababde hinab in einen sehr geneigten Gang. Nach 100 Schritten machte die zu plötzliche Neigung des Tunnels den Weg gefährlich. Der Ababde kehrte erschreckt um; mein Dolmetscher zögerte, da er den Durchgang zu eng fand, und blieb zurück; ich stieg ganz allein drei Viertelstunden abwärts; nach dieser Zeit fand ich den Weg versperrt durch eine Ablagerung enormer Massen von Glimmer, die sich von der Decke abgelöst hatten. Ich war allein, um sie zu entfernen und den Weg freizumachen; ich war an 400 Fuss unter der Erde vorgedrungen durch viele schwierige und selbst gefährliche Strecken. Diese Arbeit war über meine Kräfte; ich musste darauf verzichten. Ich wollte wieder hinaufsteigen, unzufrieden, nichts entdeckt zu haben, als ich in den Glimmermassen ein sechsseitiges Smaragdprisma bemerkte; ich löste es mit Sorgfalt los, indem ich es in seinem Muttergestein liess. Noch an zwei Stunden irrte ich in diesen engen Tunneln umher, was meinen Dolmetscher beunruhigte. Die grosse Entfernung, in welcher ich mich von ihm unter der Erde befand, erlaubte mir nicht mehr, sein wiederholtes Rufen zu hören; er sandte nach einem Seile, das er in die Tiefe hinabgleiten liess, in der Meinung, dass es bis zu mir fallen und mir einige Hülfe gewähren könne, um heraufzusteigen; keiner meiner Leute aber wagte hinabzusteigen. Mein Licht war auf dem Punkte mich im Stiche zu lassen; nachdem ich einen Augenblick ausgeruht hatte, nahm ich den Weg nach oben, den ich mühsam erklimmen musste. Mitten in dem tiefen Schweigen, das da herrschte, drang endlich die Stimme meines Dolmetschers zu meinen Ohren: durch dieselbe geleitet, drang ich bis zu ihm. Seine erste Frage war: „Haben Sie viele Smaragde?“ Ich antwortete: „Nein“, aber in einem Tone, der ihn überzeugen musste, ich hätte meine Taschen damit vollgestopft: das strafte ihn mehr, als die Vorwürfe, die ich ihm hätte machen können. Am 9. verbrachte ich den ganzen Tag damit, in dem Berge

Nachforschungen anzustellen; ich fand mehr als 40 Höhlungen, gleich der, in die ich am Tage vorher hinabgestiegen war. An diesem Berge sind mehrere Behälter, in Bänke von Talk gehauen, die den Granit durchsetzen. Diese Behälter, bestimmt, das Regenwasser zu halten, waren trocken; seit zwei Jahren hatte es in diesem Theile der Wüste nicht geregnet. Die Minen, verlassen seit vielen Jahrhunderten, finden sich ohne Zweifel meist verschüttet durch Schuttmassen des Berges und durch die Steine, welche die Giessbäche mit sich reissen. Der Berg, welcher an den erwähnten grenzt, ist gleichermaassen mit Aushöhlungen erfüllt, die sich bis zu grossen Tiefen erstrecken. Das Smaragdlager ist, soviel ich habe erkennen können, in Gängen von schwarzem Glimmer und glimmerigem Thonschiefer, welche die Granitmassen dieser Berge durchziehen . . . Am 10. November durchging ich noch einige der Tunnel; in dem einen derselben gelangte ich mit vieler Mühe und auf einem sehr engen Pfade, bei 80 Fuss unter der Erde, zu einer kleinen Bodenfläche, auf der ich glücklicherweise anhielt, um wieder zu Athem zu kommen, denn mein schwaches Licht liess mich zu meinen Füssen einen furchtbaren Abgrund bemerken, in den ich unfehlbar gestürzt wäre, wenn ich einige Schritte weiter gethan hätte. Diese Aushöhlung ist geräumig genug, dass 300 Menschen auf einmal da arbeiten könnten. Ich wollte da hinabsteigen; ich rief Leute und verlangte Seile, aber niemand antwortete; ich war zu meinem grossen Bedauern genöthigt, die Nachforschungen aufzugeben, da ich sie weder allein, noch mit abergläubischen und leicht zu erschreckenden Menschen verfolgen konnte."

Cailliaud besuchte dann noch die in der That des Abbaues nicht werthen Schwefellager von Gebel Keprit und kehrte auf anderem Wege nach dem Nil und nach Cairo zurück, wo er am 10. Januar 1817 anlangte. Auf seinen Bericht beschloss Mohammed Ali sofort, ihn mit geeigneten Arbeitern nochmals an die Minenstätte zu senden; die Herbeiholung von Bergleuten aus Albanien, Syrien und dem griechischen Archipel erforderte aber sehr viel Zeit, so dass man erst am 9. August 60 Arbeiter beisammen hatte, mit denen Cailliaud in Begleitung des vizeköniglichen Bergmeisters nach Oberägypten fuhr. In Redesie wurden dann noch 50 Ababde mit 120 Kameelen angeworben, was wiederum längere Zeit in Anspruch nahm. Am 3. November 1817 brach die Karawane auf und war am Abend des 10. am Gebel Sabara. Da man in Folge des damals verzögerten Eintritts der Winterregen kein Wasser antraf, entstand sofort offener Aufruhr gegen Cailliaud und den Bergmeister und, als man zu einer der Cailliaud von früher her bekannten Cisternen geeilt war, wüstes Handgemenge zwischen den Albanesen, die den wenige Schläuche Wasser enthaltenden Brunnen besetzt hatten, und den Griechen. Ein Theil der Leute beschloss, alsbald zum Nil zurückzukehren, aber die Kameele versagten den Dienst, und so warf sich Alles erschöpft auf den Sand und überliess sich der Verzweiflung. Cailliaud aber eilte noch bei Nacht

mit 6 Kameelen zur Küste und brachte dieselben, nachdem er im Sande des Strandes brackiges Wasser gefunden, mit Wasser beladen zurück. Inzwischen hatte auch der Bergmeister durch Teufung etwas Wasser erschlossen, so dass man allenfalls auskommen konnte. Man schickte nun die Mehrzahl der Kameele und 40 der Ababde zum Nil zurück, und als die weiteren Versuche, mehr Wasser zu gewinnen, fehlschlugen, sandte man einen Theil der Arbeiter nach, so dass Cailliaud schliesslich mit 40 Mann den Minenabbau begann. Er berichtet über denselben: „Man fand Smaragd in Gängen von glimmerigem Thonschiefer und Lagern von schwarzem Glimmer; auch findet er sich in zufälligen Hohlräumen mehrerer Granitsorten; die klarsten findet man in dem durchsichtigen Quarz. So verstrichen 30 Tage: aber mit so wenig Leuten hatte ich nur eine schwache Kenntniss dieser Bergwerke gewinnen können; sie sind so beträchtlich, dass die Arbeiten bis 800 Fuss unter der Erde fortgeführt sind: es finden sich da Aushöhlungen, die geräumig genug sind, dass 400 Menschen auf einmal da arbeiten können.“

Darauf unternahm Cailliaud eine Rekognoscirungstour nach der Südseite des Sabara-Stockes, die zu überraschenden Ergebnissen führte. Es heisst darüber: „Am 22. (December) bestiegen wir, der Bergmeister, ich und der Dolmetscher, die Dromedare, um in den Umgebungen einige Nachforschungen auszuführen, und wir wandten uns nach Süden, bis 7 Meilen vom Berge Zabarah. Wir fanden Berge derselben Natur mit Smaragdbergwerken, weit beträchtlicher, als die früheren. Sie umfassen vielleicht 1000 Höhlungen. Steinerne Strassen von langer Ausdehnung waren angelegt, um den Verkehr zu erleichtern. So konnten die Kameele die Lebensmittel für die Arbeiter bis auf den Gipfel dieser Berge tragen, wo die Eingänge der Stollen sind. Endlich trifft man überall die Spuren sehr erheblicher Arbeiten, die augenscheinlich das Werk der Alten sind. Mit so wenig Arbeitern konnten wir es nicht unternehmen, diese zahllosen Tunnel zu öffnen. Eine halbe Meile südlich von diesen Minen entdeckte ich die Ruinen einer kleinen griechischen Stadt, heute von den Ababde Sekket Bendar el Kebir genannt. Ungefähr 500 Häuser aus trocknem Stein stehen noch; 3 Tempel sind in den Fels gehauen oder aus dortigem Stein errichtet worden[1]). Meine Ueberraschung, in der Wüste, in so weiter Entfernung, eine solche Stadt und vor allem noch aufrechtstehende Häuser zu finden, war ausserordentlich. Ich ging von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer. In diesen verlassenen Räumen fand ich noch verschiedene Werkzeuge, wie Lampen von gebrannter Erde, Bruchstücke von Vasen schöner Form aus Erde, Glas u. s. w. und rund ausgehöhlte, geriefte Steine, die als Mühlsteine gedient haben . . . . Diese Stadt wurde

1) Die Inschriften an dem einen dieser Tempel stammen nach Letronne aus der Zeit des Kaisers Gallienus um die Mitte des 3. Jahrhunderts.

wahrscheinlich erbaut für die Arbeiter, welche in den Smaragdminen arbeiteten.“

„Nach der Rückkunft zum Zabarah,“ berichtet Cailliaud weiter, „besuchte ich die Schiefergänge, welche neu ausgeräumt worden waren. Diesmal war ich recht glücklich: in zwei Tagen lieferte uns einer dieser Gänge 5 Pfund Smaragde: aber die Mehrzahl war von hellem Grün, wolkig und rissig: die stärksten waren $^3/_4$ Zoll auf 1 bis $1^1/_2$ Zoll Länge. Die Krystallform ist ein abgestutztes, sechsseitiges Prisma, das Muttergestein ein glimmeriger Thonschiefer. Sie liegen in tauben (?) Adern, welche Felsmassen von Thonschiefer, Glimmer oder Quarz durchziehen, unterbrochen von Granitmassen. Ich fand in diesen Minen viel Strahlstein in einer Gangmasse von perlmutterglänzendem Talk (an anderer Stelle ist auch Staurolith im Talk erwähnt) und schwarzen Turmalin. Hornblende und gut krystallisirte Granaten im Granit, endlich Blöcke von rothem Porphyr. Es scheint, dass die Alten zu wenig darauf ausgingen, ihre Gewinnungsarbeiten bequem zu machen; denn diese Stollengänge würden in Europa als fast ungangbar betrachtet werden. Man muss sich einzwängen durch kleine, sehr enge Pfade in der Richtung schiefer Linien, oder vielmehr sich gleiten lassen, bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche; auf diese Weise kommt man bis zu 400 und 500 Fuss, durch hundert kleine Gänge, in denen man sich in jeder Richtung wendet, je nach der Richtung des Schiefer-, Talk- oder Glimmer-Ganges. Da, wo der Schiefer sich in grösseren Massen findet, konnte man Höhlungen anlegen, weit genug, um 400 Menschen arbeiten zu lassen; von da erstrecken sich hundert neue Wege, ausgehend von einer solchen Aushöhlung, bis zu grossen Tiefen und bilden unentwirrbare Labyrinthe. Was konnte ich zu vollbringen hoffen in diesen unermesslichen Brüchen, beschränkt auf 30 Mann? Man würde heute 5000 Arbeiter beschäftigen können, um sie auszuräumen. Ich fand in diesen Minengängen griechische Lampen, Seile, Hebel aus Holz, viele Körbe aus Palmblättern und andere Gegenstände, deren sich die Alten zur Ausbeutung der Bergwerke bedienten. Eine Ueberlieferung berichtet, dass Ali-Bey die Brüche auch noch vor ungefähr 80 Jahren (also um 1740) ausgebeutet hat. Ich erkannte leicht vier Schürfungen, wo man in neuer Zeit hat arbeiten lassen, und zwar durch die Farbe der Talke und Schiefer, die dabei herausgekommen sind: man unterscheidet diese letzteren leicht von denen, die durch die Alten herausgebracht worden sind und welche die Einwirkung der Luft mit einem viel dunkleren Farbentone gefärbt hat. Ausserdem gehören mehrere Reste von Wohnungen in dem Thale von Zabarah, ein Theil einer Moschee, arabische Inschriften und muselmanische Gräber dieser neuen Epoche an.“

Etwa 5 französische Meilen nördlich von Sabara fand Cailliaud ebenfalls viele Ruinen von Wohnstätten, aus trockenem Stein erbaut mit geringerer Kunst als die bei Sekket, keine Tempel, keine Inschriften, doch

einige Mahlsteine. Die Ababde nannten diesen Ort Bendar el Sogheir d. h. kleine Stadt. Zunehmende Hitze und steigender Wassermangel nöthigten zum Verlassen der Arbeitsstätte, und so brach denn Cailliaud am 11. Januar 1818 mit dem Bergmeister, dem Dolmetsch und 10 der Arbeiter auf, während die übrigen zunächst fortarbeiten sollten, bis die Kameele vom Nil wieder zurückkämen, um sie zu holen. Ihr Aufseher brachte noch 4 Pfund Smaragde mit. „Diese Smaragde waren, wie die früheren, von hellem Grün, manchmal, doch selten, satt grün, wolkig und erfüllt mit Rissen. Diese Steine sind im Handel in Cairo und Constantinopel bekannt, bald in dicken Stücken, deren Schnitt eben ist, bald in durchbohrten Stückchen für Ohrgehänge. Die Zaumzeuge der Pferde des Sultans sind auch bedeckt mit solchen Smaragden; sie alle stammen aus den Brüchen Aegyptens.“ Dies Zeugniss des edelsteinkundigen Cailliaud, der in Constantinopel war, ehe er nach Aegypten kam, ist jedenfalls bedeutungsvoll: es bestätigt die Meldung der arabischen Berichte, dass lange Zeit für die türkischen Sultane am Sabara Smaragde gewonnen worden sind.

Zum Schluss berichtet Cailliaud noch: „Ich hatte den Bergmeister veranlasst, die ganze Umgebung durch- und absuchen zu lassen, überzeugt, dass die Arbeiter Smaragde unterschlagen hatten: er fand auch in der That ein halbes Pfund dieser Steine, welche sie in ihre Kleider genäht hatten; sie hatten selbst mit ihnen Pistolenläufe gefüllt und deren in ihre Patronen gesteckt. Wir reichten dem Vizekönige 10 Pfund Smaragd, von denen ein Theil von heller Farbe war; er konnte den Werth dieser ganz rohen Steine nicht schätzen. Wir sagten ihm, dass wir aus Wassermangel gezwungen gewesen seien, die Wüste zu verlassen, worauf er entschied, dass man, doch mit weniger Leuten, wieder dahin zurückkehren und die Gruben suchen lassen müsse, welche die Alten benutzt haben müssten.“

Es wurde denn auch sofort an die Ausrüstung einer neuen Expedition gegangen, deren Theilnehmer, wie wir sehen werden, von dem nächsten Forschungsreisenden, der den Sabara besuchte, dort angetroffen wurden; Cailliaud aber hat sich der Theilnahme entzogen, was uns nicht wundern kann, da er sich in seinem Tagebuche wiederholt dahin ausgesprochen hatte, dass es nutzlos sei, mit wenigen Leuten in jenen riesigen verschütteten Minen zu arbeiten; nun aber sollte ja mit noch weniger Arbeitskräften vorgegangen werden, als er zur Verfügung gehabt hatte.

Auf den grossen Foliotafeln des Cailliaud'schen Werkes finden wir ausser einer Karte der Wüste zwischen dem Nil und dem rothen Meere (von Kosser bis Berenice) noch einige unsere Arbeit besonders berührende Darstellungen, wie Ansichten und Pläne von Sekket und den daselbst befindlichen kleinen Tempeln, und gut ausgeführte Abbildungen von Mineralien von Sekket und Sabara, nach Stücken, die jedenfalls in Paris ruhen, darunter Glimmerschiefer mit Talk gemischt, einschliessend Prismen ge-

streiften Smaragds von blassgrüner Farbe und einen schönen Smaradkrystall von 11—12 *mm* Dicke in schwarzem Glimmer.

Die Kunde von den Entdeckungen Cailliaud's und insbesondere die an dieselben anknüpfende, freilich durchaus irrige Meinung, dass mit Sekket die Reste des doch am Meere zu suchenden berühmten Berenice gefunden worden seien, erweckten in dem damals in Oberägypten weilenden, um die Erforschung der alten Denkmäler im Nilthal hochverdienten Belzoni den lebhaften Wunsch, das angebliche Berenice genauer zu untersuchen. Bei Theben lernte er einen der im Smaragdbergwerke beschäftigten Bergleute kennen, der an den Nil gekommen war, um Lebensmittel zu holen, und als er krank geworden, bei einem damals im Thale der Königsgräber weilenden Arzte Hülfe suchte. Derselbe versprach, Belzoni zu den Minen zu führen, und so begab sich denn dieser mit dem Engländer Beechey baldigst auf die Reise; die Resultate dieser, sowie anderer Forschungsreisen Belzoni's sind zunächst in englischer Sprache und 1821 auch französisch veröffentlicht worden unter dem Titel: Voyage en Égypte et en Nubie. Wir finden in diesem Werke folgende unsere Arbeit berührende Bemerkungen:

„Am Fusse des Zabarah hatten etwa 50 Menschen ihr Lager, die mit der Ausbeutung der Gänge beschäftigt waren. Diese unglücklichen Bergleute waren gezwungen, ihre Nahrungsmittel von Esne an den Ufern des Nils zu erwarten. Manchmal aber setzten die Verzögerungen der Zufuhrkarawanen, die 7 Tage zu reisen hatten, sie einem entsetzlichen Mangel aus. Wenn unglücklicherweise die Ababde, von denen sie, hauptsächlich wegen Ausschreitungen, die einige von ihnen begangen hatten, scheel angesehen wurden, ihnen aus Rache eine Zufuhr wegraubten, riskirten sie alle vor Hunger in diesen Wüsten umzukommen. Es gab da keine Cisternen, als in der Entfernung einer halben Tagereise von den Gruben; das waren zwei kleine Brunnen, deren einer trinkbares Wasser enthielt. Obwohl die Arbeit bereits vor 6 Monaten begonnen worden war, hatte sie doch noch keinen Erfolg gehabt. Ermattet von Mühen und Sorgen, verwünschten die Arbeiter ihr Schicksal. Sie hatten sich mehrmals gegen ihre Führer erhoben und bei einer dieser Emeuten zwei derselben getödtet. Die von den Alten gegrabenen Minen waren alle verschüttet durch Abrutschungen des darüberliegenden Bodens, und man konnte nur mit viel Gefahr da eindringen. Durch Oeffnungen, deren einige nicht mehr Breite hatten, als der menschliche Körper, musste man kriechend hineingelangen. Am Tage unserer Ankunft hätte ein Arbeiter in diesen unterirdischen Räumen beinahe umkommen müssen. Während er in einen alten Gang eindrang, schnitt ihm ein Erdsturz den Rückzug ab und hätte ihn fast auf dem Flecke getödtet; durch grosse Anstrengungen aber brachte man es fertig, ihn lebend herauszuziehen. Wir gingen, den Zugang der Gruben zu besichtigen; er glich dem der gewöhnlichen Gräber in Gurna. Ich bemerkte, dass die Höhlungen derart

angelegt waren, dass man den Bändern von Glimmer und Marmor (!!) folgte. Man hatte da sehr tief in den Berg gegraben, um die Gänge mit Smaragden zu finden. Der Berg ist durch und durch durchwühlt; aus der Masse des Abraumes, den man daraus zog, kann man auf die ungeheure Ausdehnung der Hohlräume schliessen. Ein regelrechter Plan hat die Alten bei diesen Aushöhlungsarbeiten nicht geleitet; dieselben sind bald mehr oder weniger geneigt, bald senkrecht und bald waagerecht, je nach der Richtung der Glimmerbänke. Ich vernahm von den Bergleuten, dass sie nach Maassgabe ihres Vordringens in den Berg die beiden Bänke von Marmor (! Talk?), welche den Glimmer einschliessen, sich nähern sahen, bis sich dieselben vereinigten, und dass es diese Vereinigungsstelle sei, die die meiste Aussicht biete, Smaragde zu finden. In den Felsmassen, welche isolirte Hügel bilden, beobachtete ich, dass die Adern von Marmor und Glimmer sich alle nach innen wendeten; sie mussten sich ungefähr im Mittelpunkte der Hügel vereinigen, wo sich wahrscheinlich die Lager der Edelsteine finden. Ich war nicht glücklich genug, deren aufzufinden, und die Grubenleute selbst hatten auch noch keine gefunden trotz sechsmonatlicher Nachforschungen. Der Aufseher zeigte mir allerdings davon einige Probestücke, sie waren aber von geringer Art, und er hatte noch nichts anderes gesehen, als Grundmasse (les matrices) dieser edlen Steine. Er war indessen entschlossen, fortzuarbeiten, und ich habe einige Monate später erfahren, dass es ihm gelungen ist, Smaragde zu finden, doch in geringer Zahl. Wenn ich darüber urtheile nach denen, die ich gesehen habe, so sind auch sie von geringer Güte.“ In den Steinhäusern von Sekket erkannte auch Belzoni nur Wohnungen der Minenarbeiter, nicht das alte Berenice, dessen Reste er am Strande des gleichnamigen Golfes nachwies; er war ein trefflicher und findiger Alterthumsforscher, aber, wie sein Bericht erkennen lässt, ein schwacher Naturforscher.

Dasselbe hat wohl auch von dem nächsten Forscher zu gelten, der in Kürze den Sabara besuchte; es war der Engländer Wilkinson, der in seiner Topography of Thebes sich in folgender dürftigen Weise äussert: „Die Smaragdminen sind weit weniger interessant, als man voraussetzen möchte. Sie sind nach und nach aufgeschlossen worden von den alten Aegyptern, den Kalifen, den Mamelucken und dem jetzigen Pascha, haben aber nicht Smaragde von irgend welchem Werte geliefert (!?). Sie liegen in Glimmerschiefer, und zahlreiche Schächte von beträchtlicher Tiefe sind ausgehöhlt worden an dem Fusse des Berges: der am weitesten nach unten sich erstreckende fällt im Winkel von 37° bis zu einer Entfernung von ungefähr 360 Fuss bei 318 Fuss horizontaler Länge und 215 Fuss senkrechter Tiefe. Im Süden des Gebel Sabara befindet sich das ausgedehnte Dorf Sekket, bestehend aus den Hütten und Häusern der Grubenarbeiter; abgesehen von den Minen machen dasselbe ein in den Felsen gehöhlter Tempel und einige Inschriften besonders für den Alterthumsforscher interessant.“

Ein Naturforscher von Fach dagegen war der Italiener Brocchi aus Mailand, der in den Jahren 1822—23 die wüsten Gebirge östlich vom Nil durchstreifte, vom 22. bis 29. März in Sekket und Sabara weilte und seine Beobachtungen in dem erst lange nach seinem Tode, 1841, veröffentlichten Giornale delle osservazioni fatte ne' viaggi in Egitto etc. niedergelegt hat. Wir entnehmen seiner betreffs der Gesteine sehr eingehenden Schilderung nur das für unsere Betrachtung Nothwendige, indem wir hie und da auch das wörtlich Aufgenommene kürzen. Saketto (Sekket) liegt in einem weiten Thale, Wadi Nugras, das zunächst von Hügelland umgeben ist. An den Gehängen verstreut sind zahlreiche ebenerdige Wohnungen aus Stein ohne Mörtel, mit hohen Thüren und bis 4 Fenstern, verschieden erhalten, mit eingebrochenen Decken. Ausserdem finden sich zwei Tempelchen an den Schottergehängen, ausgehauen in einen recht weichen Talkschiefer; der grössere muss eine Fassade mit 3 Säulen gehabt haben, von denen die beiden an den Seiten aus dem Felsen gehauen waren. Die Berge zur Seite des Wadi Nugras bestehen aus manchmal in Glimmerschiefer übergehendem Gneis, hie und da mit Adern und Nestern von Quarz und weisslichem Feldspat, sowie mit Turmalin und kleinen röthlichen, stark zersetzten Granaten, und aus Talkschiefer mit specksteinähnlichen Einschlüssen, Strahlstein und Turmalin. Höhere Berge von Granit mit Aphanit- oder Serpentinnestern schliessen die Landschaft ab. „Jetzt kommen wir zu den Smaragden, die der Hauptzweck der Reise waren. Es ist kein Zweifel, dass sie einst in diesen Bergen gegraben worden sind. In fast allen Erhöhungen, hauptsächlich in denen, die das Thal im Norden des Ortes selbst begrenzen, findet man in grosser Anzahl unterirdische Räume von verschiedener Höhe. Diese Ausgrabungen haben die Form von Brunnen, manchmal senkrecht, meist aber in geneigter Ebene, der grösste Theil gewunden, unregelmässig und eng. Der grösste, den ich gesehen habe, liegt nahe dem Gipfel einer Erhöhung zur Rechten des Thales und über den Ruinen einiger Häuser. Er ist rechteckig, hat eine Seite von 12, die andere von 6, und eine Tiefe von 33 Fuss. Viele dieser Brunnen verzweigen sich in Stollengänge, von denen manche anstossende unter sich Verbindung haben. Die Smaragde finden sich im Talkschiefer oder im Gneis, doch muss ich bemerken, dass ich weder solche Edelsteine, noch Höhlungen in dem normalen Gneis angetroffen habe, vielmehr nur in jenem gröberen, der gebildet wird von einer Masse braunen Glimmers, in dem Adern und Nester von Feldspat und Quarz unregelmässig eingeschlossen sind, und der die vorherrschende Felsmasse dieses Berge sist. Die Smaragde sind nicht in besonderen Bänken und Gängen gelagert, sondern finden sich zerstreut in der Gneismasse, ohne Unterschied sowohl in reinem Glimmer als in Quarz eingeschlossen. Wenn es auch scheint, dass die Ausgrabungen dem Laufe eines Ganges folgen, so ist es mir doch nie gelungen, zu sehen, dass der Fels, in welchem sie

ausgeführt sind, verschieden sei von dem, der die Masse des Berges bildet. Man kann daher annehmen, dass diese Edelsteine in grösserer Menge im Gneis verstreut sind, in einem Theil mehr, im andern weniger, und dass, wo sie reichlicher sich zeigten, man die Aushöhlung vornahm und sie auf derselben Spur fortsetzte. Ich habe den Smaragd selbst in dem weisslichen Strahlstein gefunden, der im Glimmerschiefer eingeschlossen ist. Dieser Edelstein zeigt sich in allen Abstufungen des Grün, vom Blassgrün bis zum Grasgrün; häufig findet man ihn auch von weisser Farbe, entweder rein oder schwach gewässert, mit einem sehr lichten grünlichen Tone. Viele Stücke von dichtem, undurchsichtigem oder wenig durchsichtigem Smaragd habe ich hauptsächlich in der Ebene der Thäler gefunden. Nicht selten sind regelmässig krystallisirte Bruchstücke, und auch vollkommene Krystalle habe ich in dem Muttergestein gefunden; aber sowohl durch Farbe, als auch durch Durchsichtigkeit werthvolle kamen mir nur in kleinen Körnern vor. Kurz, im Laufe von drei Tagen machte ich wohl, theils durch eigene Arbeit, theils mit Hülfe der Leute unserer Begleitung, eine reiche Ausbeute von Smaragdbrocken und von in die Felsmasse eingeschlossenen Stücken, aber eines, würdig bearbeitet zu werden, kam mir nicht in die Hände. Da unter den antiken, bearbeiteten Gemmen in den Sammlungen sehr wenige von Smaragd sich finden, — so wenige, dass bis in die neueste Zeit bezweifelt wurde, ob die Alten diesen Stoff gekannt hätten —, so möchte man glauben, dass bearbeitbare Stücke von einiger Grösse auch in früheren Zeiten selten gewesen seien. Da man aber damals die Smaragde von Peru nicht kannte, hatten auch die kleinen Körnchen Werth. In Sakketto habe ich einige Berylle gefunden; sie unterscheiden sich durch die starke Furchung der Prismenflächen. Durch grosses Glück erbeutete ich ein grosses Stück Smaragd in einer dichten Masse von regelmässiger rechteckiger Form: es ist 5 Zoll lang, 4 Zoll 2 Linien breit und 2 Zoll drei Linien dick. Seine Farbe ist nicht lebhaft, aber es ist sehr gesund und ohne Sprünge. Das Sakketto nächste Wasser ist die Quelle von Abu-Hade, mehr als eine halbe Karawanentagereise von dort entfernt.“ Den nächsten Weg von Sakketto über die Berge nach Sabara berechnet Brocchi auf 3 Stunden, Ueber letzteres berichtet der Reisende: „Sabara liegt in einem kleinen Thale ohne Ausgang: da es nicht sehr leicht sein würde, den Eingang dieser Thalweitung zu erkennen, so wurden auf den Gipfeln der Erhöhungen, welche sie einschliessen, hie und da Steinsäulen errichtet, um als Signale zu dienen. Man sieht in dem Thale die Ueberreste einer grossen Anzahl von Hütten, erbaut aus Steinwerk auf trockene Manier, aber nicht wie die von Sakketto, welche mit grösserer Solidität, mehr Geschmack und mehr Regelmässigkeit erbaut und dazu viel geräumiger sind. Man sieht klar, dass die letzteren von einer ganz anderen, viel civilisirteren Bevölkerung gebaut worden sind.“ An Felsarten beobachtete Brocchi zu unterst gelblichweissen, kleinkörnigen, glimmerarmen, mit

vielen Quarzadern durchsetzten Granit, darüber Gneis, mit Quarzadern durchzogenen Glimmer- und Talkschiefer und glimmerhaltigen Thonschiefer. Alle Ausgrabungen, welche gemacht worden sind, um Smaragde zu gewinnen, sind im Glimmer- und Talkschiefer ausgeführt in der Richtung des Plattenbruches des Schiefers und folgen der Neigung der Schichten, indem sie von Ost nach West sinken. „Die Aushöhlungen sind ebenso zahlreich im Westen, wie im Osten des Thales. Bald stellen sie geneigte und gewundene, für gewöhnlich sehr enge Tunnel dar; bald beginnen sie mit einem senkrechten Schacht, der, nachdem er bis zu gewisser Tiefe abgeteuft ist, sich in geneigte Gänge theilt. Die sehr grossen Haufen von herausgefördertem und am Gehänge aufgehäuftem Schutt lassen auf die Ausdehnung der Ausgrabungen schliessen. Indem ich in verschiedene eingedrungen bin, habe ich immer gesehen, dass diese Minen der Neigung der Schieferschicht folgen und sich in ihren Schooss vertiefen, ferner, dass sie gewöhnlich in der am leichtesten spaltbaren und zerbrechbaren der Schieferschichten ausgearbeitet sind. Einer der türkischen Minenarbeiter, der mich begleitete und in der Mine gearbeitet hatte, zeigte mir die Stelle, wo ein Smaragdkrystall, anderthalb Fuss lang, von der Dicke des Zeigefingers, aber aus nicht zusammenhängenden Stücken bestehend und wie gegliedert, herausgebrochen worden war. Als diese Stücke nach Cairo geschickt wurden, fand man, dass sie sich nicht zur Bearbeitung eigneten. Die eine der beiden auf Befehl des Pascha zwischen 1816 und 1817 wieder in Betrieb gesetzten alten Minen wurde in der Hauptsache so bearbeitet, dass man die Ablagerungen wegräumte, welche sie verstopften, weil man vermuthete, dass die Verstopfung aus Böswilligkeit ausgeführt worden sei, um eine reiche Ader zu verbergen. Aber als man auf die Schicht traf, die noch nicht berührt war, und die Schürfung fortsetzte, fand man wohl einige Smaragde, jedoch in geringer Menge. Man muss bekennen, dass die Aufräumungen, welche in der Mine gemacht worden waren, um sie nutzbar zu machen, von dem Minenchef mit Verständniss ausgeführt worden sind. Die Smaragde von Sabara haben denselben Fehler, den man an denen von Sakketto bemerkt, das will sagen, sie sind rissig, voll von Sprüngen oder Spalten. Sie sind von ihrem Ursprunge an so gebildet gewesen, denn ich habe mehrere, so zu sagen gegliederte Prismen gesehen, bei denen die Zwischenräume zwischen den Stücken mit dem Glimmer ausgefüllt sind, in den sie eingelagert sind. In Sabara giebts kein Wasser, ausser etwa 3 Stunden im Westen, aber das ist sehr gut. Kannte man in alten Zeiten diese Minen? Ich zweifle stark daran, da man da weder ein ägyptisches, noch ein griechisches Baudenkmal findet, im Gegensatz zu dem, was man bei Sakketto sieht. Ich habe im Gegentheil Scherben von Tellern mit arabischen Charakteren und einen Kirchhof nach mohammedanischem Brauch, mit Gräbern, die durch eine aufrecht auf die Kante gestellte Steinplatte bezeichnet sind, in einem angrenzenden Thale gefunden.“ Im

Anschlusse daran sucht Brocchi nachzuweisen, dass die von Quatremère mitgetheilten Stellen ebenso gut auf Sakketto, wie auf Sabara bezogen werden können, doch scheint uns diese Beweisführung nutzlos, da diese Aeusserungen arabischer Schriftsteller ja ebenfalls nur von Ausbeutung der Minen in der mohammedanischen Epoche reden. Dass in altägyptischer und ptolemäischer, vielleicht auch römischer Zeit nur die Minen bei Sekket, in mohammedanischer aber die bei Sabara ausgenutzt worden sind, ist wohl möglich, obwohl die gewaltigen Hohlräume der Sabara-Minen dagegen zu sprechen scheinen, doch handelt es sich in beiden Fällen ja um denselben Bergstock, den des Gebel Sabara. Brocchi ist auf seiner weiteren Reise in Nubien gestorben; seine auf dem ersten Ausfluge gemachte Sammlung von Gesteinen und Mineralien hatte er wahrscheinlich vor dem Beginn der letzten grösseren Reise seinem Generalkonsul Acerbi in Aufbewahrung gegeben oder ganz überlassen, der dieselbe später der Stadt Mantua schenkte. Es dürften sich deshalb im Museum dieser Stadt ausser den smaragdführenden Stücken und Brocken auch zahlreiche Belegstücke der Gesteine des Sabara finden.

Von Nestor l'Hôte, der Aegypten behufs archäologischer Forschungen bereiste, enthält die Revue des deux mondes von 1841 einen Brief vom gleichen Jahre über die Smaragdminen. Er schildert seine Reise nach Kosser und die durch den ewigen Widerstand seiner Begleiter auf 9 Tage ausgedehnte Reise von da bis zum Sabara als sehr beschwerlich durch Klima, schlechtes Wasser und die Widerspenstigkeit der ihn begleitenden Ababde, und „findet weder Inschriften, noch Bauwerke, noch selbst Smaragde.“ Dann heisst es weiter: „Diese nach einander von den Aegyptern, den Griechen und den Kalifen und neuerdings von Mohammed Ali geöffneten und wieder aufgegebenen Gruben scheinen niemals Smaragde von einigem Werth geliefert zu haben. Heutzutage trifft man, wenn man viel sucht und die Adern von Glimmer und Quarz, die ihnen als Muttergestein dienen, durchsucht, kaum einige Stückchen von Smaragdwurzel (primule d'émeraude), und das einzige, das ich gefunden habe, übersteigt nicht die Grösse eines kleinen Stecknadelknopfes.“ Er hat dann, obwohl körperlich und geistig aufs höchste erschöpft, auch Sekket besucht und das Vorhandensein der Minen, zweier Tempelchen in dorischem Stile und der Arbeiterhäuser bestätigt. Eingedrungen in die Minen ist er nicht; sein Bericht leidet, wie seine dortigen Untersuchungen, an grosser Oberflächlichkeit.

Im Jahre 1844 hat dann Helekyon Bey, der damalige Präsident der polytechnischen Schule zu Cairo, den Gebel Sabara besucht und soll da zahlreiche Berylle gefunden haben.

Ob Figari Bey, als er im Auftrage der ägyptischen Regierung Material für seine wissenschaftlich werthlosen und von Fehlern wimmelnden Studii scientifici sull' Egitto sammelte, selbst an den Fundstätten des

Smaragdes war, ist mir nicht sicher bekannt, doch ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, um so mehr, da er dem Gebel Sabara eine Höhe von 6021 Fuss nach barometrischer Messung zumisst und eine solche Beobachtung wohl von keinem Besucher des Gebietes vor ihm ausgeführt worden ist. Er führt in seinem Werke an: „Smaragd in den Landschaften Zabbora und Zakketto, wo man riesige Grubengänge durch gerade Minen in jeder Richtung ins Innere führend beobachten kann. Dort zeigen sich ganze Nester von Glimmerschiefer und Gneis, in denen man meist die Smaragde fand, und noch jetzt finden sich davon sechsflächige Prismen, aber immer von unreinem Wasser, da Krystalle von schönem und durchsichtigem Grün äusserst selten sind."

Ob der Ende der sechziger Jahre in Cairo lebende Italiener Lanzoni die in seiner Sammlung liegenden, zum Theil schönen Smaragd enthaltenden Gesteinshandstücke vom Sabara selbst an demselben geschlagen hat, wie er versicherte, habe ich anderweit nicht feststellen können.

Es erübrigt nun noch, einiger weiteren Berichterstatter zu gedenken, die, ohne selbst am Sabara gewesen zu sein, an die Existenz der ägyptischen Smaragdminen glaubten und dieselben den früheren Darstellungen gemäss schildern. Es sind dies:

Burckhardt, der bereits in den nach seinem Tode 1819 erschienenen Travels in Nubia die Entdeckung Cailliaud's zustimmend rühmt;

R(ühl) von L(ilienstern), der in seiner graphischen Darstellung zur ältesten Geschichte von Aethiopien und Aegypten (1827) auf den Karten den Smaragdus mons an die rechte Stelle setzte;

Clot Bey, der im Aperçu général sur l'Egypte (1840) sagt: „In der Umgebung von Berenice, einem am rothen Meere von Ptolemaeus Philadelphus gegründeten Seehafen, und annähernd unter derselben Breite, wie Syene, finden sich die reichen, im Alterthum ausgebeuteten Smaragdminen; sie sind am Berge Zabarah gelegen..... Es existirte deren eine auch auf dem linken Ufer (des Nil) bei Tatah in Oberägypten"; welcher letzteren Behauptung ich gerechte Zweifel entgegensetze, — obwohl ich einst auch auf einer Karte Aegyptens eine gleiche Notiz fand, — da die leicht besuchbare Stelle bekannter sein und der Smaragd dort in tertiärem Kalkstein oder dem sogenannten nubischen Sandstein auftreten müsste;

Linant-Bey, der langjährige Generaldirektor der ägyptischen Wasser- und Wegebauten, auf dessen Karte bei Edfu eingetragen steht: „Von diesem Punkte führt eine alte Strasse mit Stationen, Denkmälern und verfallenen Brunnen zu den Smaragdminen bei Berenice und am Gebel Eliba." Der letztere Hinweis auf den weit südlich vom Golf von Berenice liegenden Gebel Elba ist mir unverständlich, da ich nirgends sonst eine Andeutung gefunden habe, dass auch dort Smaragde getroffen worden seien; ich verweise ferner auf

Pruner in Aegyptens Naturgeschichte (1847);

Parthei in den Wanderungen durch das Nilthal;

von Kremer, der neben den Gruben am Sabara auch die 6 deutsche Meilen von Kosser entfernten Smaragdgruben am Gebel Zumurrud erwähnt, deren Vorhandensein, obwohl sie auf manchen Karten und in manchen Werken sich finden, doch wohl nicht über jedem Zweifel steht;

Brugsch in der Geographie des alten Aegyptens;

Kiepert im Lehrbuch der alten Geographie;

Dana in seinem System of mineralogy von 1855, in welchem steht: „Der Berg Zalora (!) in Oberägypten liefert eine weniger ausgezeichnete Abart des Smaragds und war der einzige Fundort, der den Alten bekannt war“;

C. F. Naumann in seinen trefflichen Elementen der Mineralogie;

Gumprecht in dem Handbuch der Geographie von Stein und Hörschelmann;

von Kloeden in seinem Handbuch der Erdkunde;

Stephan, des Deutschen Reiches Generalpostmeister, im heutigen Aegypten;

Robert Hartmann in mehreren über die Nilländer handelnden Veröffentlichungen;

Andree und Scobell auf ihrer Karte von Africa;

Habenicht auf der Specialkarte von Africa (1885);

Lenz in seiner Mineralogie der Griechen und Römer (1861); die von ihm beigefügte Behauptung: „In unserer Zeit hat man die Arbeit wieder aufgenommen und bringt die schönen Smaragde über Kosser in Handel“ dürfte wohl nur durch vage Gerüchte veranlasst worden sein; wenigstens habe ich während meines Aufenthaltes in Aegypten von 1867—69 trotz guter Verbindungen nichts erfahren und auch in der Literatur keinen weiteren Hinweis gefunden.

Diesen Gläubigen stehen freilich auch so manche Zweifler gegenüber, gleich den schon erwähnten Blumenbach und Gregorovius Wad. Manche haben überhaupt geleugnet, dass die Alten ächten Smaragd gekannt hätten, wie Dutens in den Abhandlungen von den Edelsteinen und Veltheim in seinen Werken über die Vasa Murrina, über den Smaragd des Nero und über Reformen in der Mineralogie, in welcher letzteren Arbeit er, auch auf Tavernier verweisend, sich vernehmen lässt: „Ich glaube, dass die Alten unsern eigentlichen Smaragd nie gekannt haben, wie denn einen unstreitig ächt antik geschnittenen und wahren Smaragd mir gewiss Niemand aufweisen soll.“ Diese Meinung eingehend zu bekämpfen, halten wir nicht für nöthig, sondern verweisen nur auf Krause in seinem Pyrgoteles, auf Corsis trattato delle pietre, auf Blümners Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern Band III., auf Lenz, Mineralogie der alten Griechen und Römer

und auf die in den Sammlungen liegenden Smaragd-Intaglios, von denen Lessing in seinen Briefen antiquarischen Inhalts sicher mit Unrecht behauptet hat, dass es keine wahren Smaragde seien; auch glauben wir diese Frage von allgemeinerer Bedeutung durch unsere Besprechung mit erledigt zu haben.

Andere wollen nur nicht an den ägyptischen Smaragd glauben und dazu gehört neben dem Vater der neuen Geographie und einigen Kunsthistorikern gerade eine Anzahl unserer bedeutendsten Aegyptologen, die wir besonders gern für unsere Ansicht gewinnen möchten.

Carl Ritter bemerkte 1817 in seiner Erdkunde, dass Africa noch keinen Edelstein geliefert zu haben scheine; es sei ihm nirgends etwas davon in älteren und neueren Werken zu Gesicht gekommen (!), soviel auch im Innern Afrikas nach Gold gesucht werden sei, wo man gewiss die Edelsteine nicht ausser Acht gelassen haben würde, — und er äusserte später die ganz verfehlte Ansicht, dass Cailliaud höchst wahrscheinlich nicht Smaragd, sondern Heliotrop (!!) am Sabara gefunden habe; ein Blick in Cailliaud's Bericht genügt, um zu erkennen, dass von solchem lauchgrünen, roth gefleckten, undurchsichtigen Jaspis gar keine Rede sein kann.

K. O. Müller behauptet in dem Handbuch der Archäologie der Kunst (1855): „Der Smaragd der Alten ist in der Regel plasma di smeraldo, welches besonders von den neuerlich wieder bearbeiteten Gruben zwischen Koptos und Berenice kam.“

Kluge's Notiz im Handbuch der Edelsteinkunde: „Cailliaud wollte im Gebirge Zabarat die alten Smaragdgruben wiedergefunden haben“ klingt auch wenig vertrauensvoll.

Lepsius sagt in seiner Abhandlung über die Metalle von dem Zebara: „Man hat hier die alten Smaragdgruben wiederzufinden geglaubt; das hat sich aber nicht bestätigt (cf. Augsburger Allgemeine 1844 Nr. 347 Beilage). Aber der Berg hat viele und tiefe, meist verschüttete Minengänge, in welchen offenbar ein kostbares Mineral gewonnen wurde.“ Er meint dann, es sei vielleicht Gold (!!) gewesen. Jener augenscheinlich von Nestor l'Hôte's Schilderung beeinflusste Artikel in der Augsburger Allgemeinen hatte den kritischen Blick des grossen Aegyptologen getrübt, dem wir betreffs mancher mineralogischen Urtheile auch früher schon haben entgegentreten müssen.

Erman hat in seinem neuen stattlichen Werke über Aegypten des ägyptischen Smaragdes und seiner Fundstätte gar nicht gedacht, während die anderen mineralischen Produkte des Nillandes Erwähnung gefunden haben.

Ebers spricht von den „alten Smaragdgruben, die Cailliaud am Fusse des Gebel Sabara wieder entdeckt haben will, obgleich sich dort nur hier und da etwas edler Serpentin und Heliotrop (!) findet“; und

Dümichen ist nach einer brieflichen Notiz der Meinung, dass am Gebel Sabara sicher keine ächten Smaragde gefunden worden seien.

So starken Gegnern gegenüber muss ich das Möglichste thun, um meine Ansicht zu erhärten. Ich führe zunächst für mich ins Gefecht zwei gelehrte und kundige Herren:

In des Antonio Reineri Bemerkungen zu Achmed Teifaschi heisst es: „Ich will nur sagen, dass die Beschreibung, welche Teifaschi vom Smaragd Zababi giebt, sehr wohl auf die beste Art des Smaragdes passen kann, und dass in den Ruinen der alten Stadt Alexandrien manche kleine Stücke dieses Edelsteins sich finden, die an Schönheit denen von Brasilien und Peru nicht nachstehen. Wenn in der Gegenwart weder in Asien, noch in Africa sich eine Mine dieses schönen und ächten Smaragdes mehr findet, so folgt daraus nicht, dass es nicht einst so gewesen wäre und dass es nicht noch sein könnte in dem verborgenen Innern der Erde.“ Und

Russegger, der in Sachen des Bergbaus, wie in den ägyptischen Verhältnissen gleich erfahren war, schrieb über die Smaragdfrage: „Das Misslingen der durch Cailliaud eingeleiteten Untersuchungen beweist gegen das Vorkommen der Smaragde nichts. Die getroffenen Anstalten waren ganz im Sinne der ägyptischen Regierung, d. h. man wollte etwas, ohne über das Was und Wie weiter nachzudenken. Man sandte eine Menge Leute hin, die in den alten Gruben planlos herumwühlten. Cailliaud entfernte sich. Belzoni fand die Arbeiter bereits im traurigsten Zustande, die Regierung, da sie nicht augenblicklich die herrlichsten Smaragde scheffelweise erhielt, dachte gar nicht mehr an sie, sie empörten sich, sollen ihre Aufseher erschlagen haben, und liefen endlich davon, woraus man in Cairo das Resultat zog, es finden sich keine Smaragde.... Das Vorkommen der Smaragde und Berylle daselbst unterliegt keinem Zweifel, und es kann sich nur darum handeln, ob man einst Smaragde von grösserer Schönheit und in grösserer Menge fand, als jetzt sich zeigen. Diese Frage ist an und für sich leicht mit Ja zu beantworten, wenn wir den Umfang bergmännischer Arbeiten am Saburah dem Umstande entgegenhalten, dass man gegenwärtig höchstens nur Spuren dieses Edelsteins daselbst findet, und dass verrückte Generationen durch Jahrhunderte ihren Spuk dort getrieben haben müssten, hätten sie solche Arbeiten für nichts zu nichts unternommen. Ausserdem geben die arabischen Schriftsteller positive Nachrichten von schönen Smaragden, die am Saburah gefunden wurden.“

Sodann verweise ich auf meine Funde ächten Smaragdes am Bruchionstrande und die gleichen anderer Forscher im Ruinenschutte der alten Alexandria und verschiedener oberägyptischer Städte, sowie auf die thatsächlich vorhandenen altägyptischen Artefakte aus Smaragd. Es mögen ferner die Berichte der hieroglyphischen Texte, der Griechen, Lateiner

und Araber, sowie der neueren Forscher in Erwägung gezogen, ebenso auch die Abbildungen von Sabara-Smaragd in Glimmerschiefer und Talk auf Tafel IX des Cailliaud'schen Werkes verglichen werden. Die Versicherung Fischer's und Descloixeau's, dass in verschiedenen Pariser Sammlungen ächter ägyptischer Smaragd vorhanden sei und Fischer solchen von da erhalten habe, hat gewiss ebenfalls hohe Bedeutung; von entscheidender, jeden Widerspruch ausschliessender Beweiskraft aber ist die, hier als Anhang angefügte Untersuchung der von Brocchi am Gebel Sabara gesammelten Smaragde durch den als Autorität in solchen Fragen allgemein anerkannten Professor Arzruni.

Schliesslich will ich noch über das, was ich selbst von Smaragd des Sabara gesehen habe, berichten und damit zugleich Allen, die sich für die Frage interessiren, Gelegenheit geben, sich durch den Augenschein von der Existenz ächter ägyptischer Smaragde vom Sabara zu überzeugen. Die ersten Handstücke mit Sabara-Smaragd sah ich im Winter 1868 bis 1869 in der reichen Sammlung ägyptischer Gesteine, welche der damals im Koptenviertel zu Cairo wohnende Italiener Lanzoni besass. Das eine der beiden Stücke, welche Lanzoni selbst dem Sabara entnommen zu haben versicherte, bezeichnete die von Figari geschriebene Etikette als „Esmeraldi, Sabarah“, und im Bestimmen der Fundstätten ägyptischer Mineralien soll Figari nach Lanzonis Versicherung sehr zuverlässig gewesen sein; in meiner im Anblicke der Sachen selbst gefertigten Liste der Lanzoni'schen Sammlung habe ich hinzugefügt: „Smaragde, sechsseitige Säulen mit Basis ohne Abstumpfung, in grobkörnigem Granit (oder Gneis?) mit weissem Feldspat; weissliche und braungelbe Partien, auch in Bändern, die Eisenspat zu sein scheinen.“ Der Farbe nach glichen diese Smaragde den besten der Alexandriner Findlinge. Das zweite Handstück erklärte Figari's Bestimmung als Albite con Turmaline, vicin. de Sabarah, während meine Notiz dasselbe als grobkörnigen Granit mit hellbläulichweissen Beryllkrystallen von der Form der Sabara-Smaragde hinstellt. Ausserdem enthielt jene Sammlung vom Sabara noch verschiedene Stücke von Gneis, Glimmerschiefer, Talkschiefer und Quarz, zum Theil mit Turmalin und Strahlstein, alles Vorkommnisse, die Cailliaud's und Brocchi's Schilderung der Sabara-Gesteine entsprechen. Die von mir 1884 in Mantua aufgefundenen, von Brocchi gesammelten und durch Acerbi dahin geschenkten Materialien von Sabara und Sekket konnte ich, da das Glas der Vitrine und die Gegenstände selbst stark verstaubt waren, und in Abwesenheit des Direktors der Sammlung die Kästen nicht geöffnet werden konnten, nicht genau mustern; soviel aber liess sich doch erkennen, dass das Muttergestein und die Smaragde völlig dem glichen, was ich bei Alexandrien gefunden hatte, und die mir später aus dem Mantuaner Museum überlassenen Proben bestätigten diese Beobachtung durchaus. In neuester Zeit endlich erfuhr ich auf meine Erkundigung, dass sich in

der „mineralogischen Sammlung des Staates“ zu München zwei Stücke von Sabara-Gestein mit Smaragden befinden, die aus der Privatsammlung des Dr. Ringseis stammen sollen, der König Ludwig I. auf weiten Reisen als Leibarzt begleitet hat. Ich eilte nach München, fand durch meinen lieben, alten Freund Professor Groth vollste Gelegenheit die fraglichen, der Etikette nach von Zalora stammenden Stücke eingehend zu besichtigen, und erkannte in ihnen hochinteressante Belegstücke des Sabara-Vorkommens, auf die das Münchener Museum stolz sein darf, denn weder die übrigen deutschen Sammlungen, noch die des Wiener Hofmuseums können sich, soviel mir bekannt, rühmen, Sabara-Smaragd im Muttergestein zu besitzen. Das eine, grössere, der beiden Stücke ist eine kleine Spanne lang, und besteht aus Gneis (?) mit grossen, linsenförmigen Feldspatausscheidungen. Die Hauptmasse zeigt weissen Feldspat, wenig Quarz, dunklen Magnesia-Glimmer, unzählige schönfarbige Smaragdkrystalle, die zuweilen im Glimmer, besonders massenhaft aber da liegen, wo sich Anreicherungen von Quarz zeigen, und viele eingesprengte krystallinische Partien von erbsengelbem, an der Oberfläche rostfarben oxydirtem Mesitin oder Eisenspat, dessen Anwesenheit mich sofort lebhaft an das erinnerte, was ich an dem Lanzoni'schen Stücke gesehen und in Spuren an den Alexandriner Findlingen vermuthet hatte. Das zweite Handstück der Münchener Sammlung wird von einem etwa eine halbe Spanne langen Feldspatnest mit sehr wenig dunklem Glimmer und mehr Quarz gebildet, zwischen welchem letzteren hauptsächlich viele, sehr schön gefärbte und zum Theil recht ansehnliche Smaragdkrystalle liegen, unter denen sich auch gebrochene finden, die durch Quarz wieder verkittet sind. Diese Münchener Stücke sind so schön, so charakteristisch, so beweiskräftig, dass ich allen, die meine Darstellung noch nicht überzeugt hat, zurufen möchte: „Geht und seht!“

Aus alledem, was wir in dem Vorstehenden über den ägyptischen Smaragd zusammengetragen haben, ergeben sich unserem Erachten nach folgende Thatsachen:

1. Die Alten kannten sicher ächten Smaragd.
2. Der mafek ma oder mafek en ma der hieroglyphischen Texte war ächter Smaragd.
3. Der ägyptische Smaragd wurde von den alten Insassen des Nillandes mindestens bereits seit der 18. Dynastie gewonnen und zu Schmucksachen und Amuletten verarbeitet.
4. Die Gruben dieses Smaragdes lagen am Nordgehänge und an der Südseite des Gebel Sabara, welcher der mons Smaragdus oder mons Berenicidis der Alten ist.
5. Die Gewinnung der Smaragde aus den Bergwerken am Sabara ist von den Aegyptern, Ptolemäern, Römern, Arabern und Türken

bis zum 17. Jahrhundert, oder vielleicht selbst bis 1740 zeitweise betrieben und 1816—17 durch Mohammed Ali nochmals versucht worden.

6. Die Smaragdfindlinge vom Bruchionstrande entstammen nicht, wie Fischer annehmen zu müssen glaubte, Sibirien, sondern den altägyptischen Gruben am Sabara, was an sich klar erschien, durch die folgende Mittheilung Arzruni's aber über jeden Zweifel erhoben wird.

Vergleichende Untersuchung der Smaragde von Alexandrien, vom Gebel Sabara und vom Ural

von **A. Arzruni.**

Neben culturhistorischen Betrachtungen und Beweisführungen zur Lösung der Frage über den Ursprung des an die Küste von Alexandrien angeschwemmten Smaragdes lässt sich noch ein anderer, rein mineralogischer Weg einschlagen. Ein Vergleich dieser Gerölle mit den aus anstehendem Gesteine stammenden Vorkommnissen desselben Minerals musste nothwendig zu irgend welchen Aufschlüssen führen. Ausser den hierbei in erster Linie zu berücksichtigenden ägyptischen Fundstätten vom Gebel Sabara und Gebel Sakketto, dürfte indessen nur noch der uralische Smaragd mit einigem Rechte in Betracht gezogen werden, da auf dem alten Continent, wenigstens gegenwärtig, kein anderes Auftreten dieses Minerals bekannt ist, welches durch die Tiefe der Farbe auch nur annähernd dem Alexandriner Materiale an die Seite gestellt werden könnte. Dies schliesst natürlich das Vorkommen auch heller Varietäten am Ural nicht aus. Für die Salzburger (Habachthaler) und norwegischen (Eidsvolder) Smaragde wird wohl selbst von den Anhängern des vorhistorischen oder frühhistorischen Transportes keine Bedeutung in Anspruch genommen. Deshalb schien es überflüssig, das Material dieser europäischen Fundorte in die vergleichende Untersuchung hineinzuziehen und die etwaigen Unterschiede von dem Alexandriner festzustellen.

Die mikroskopische Methode schien mir die einzige zu sein, welche verwerthbare Ergebnisse versprach, weil sie allein eine Berücksichtigung so wichtiger Merkmale, wie es der Bau des Smaragdes und seine Association mit anderen Mineralen sind, ermöglicht.

Ueber die mikroskopischen Eigenheiten des Berylles (einschliesslich des Smaragdes) sind die Literaturangaben recht karg. Die neueren zusammenfassenden Werke (F. Zirkel, Die mikroskopische Beschaffenheit der Mineralien und Gesteine, Leipzig 1873, S. 204; F. Fouqué et A. Michel-Lévy, Minéralogie micrographique, Paris 1879, p. 297—298) fügen zu den Angaben D. Brewster's (Philos. Mag. 4th. ser. 25, 179, 1863) und Herrn Clifton Sorby's (Sorby and Buttler, Proceed. Royal

Soc. 1869. 295) kaum etwas hinzu. Nach denselben sind die zahlreichen, im Beryll vorkommenden Flüssigkeitseinschlüsse regelmässig in gewissen Schichten parallel den Prismenflächen geordnet. Der Inhalt dieser Einschlüsse besteht entweder aus Salzlösungen mit Ausscheidungen eines in Würfeln krystallisirenden Minerales, oder auch aus zwei mit einander nicht mischbaren Flüssigkeiten (Kohlensäure und Wasser), welche die röhrenförmigen Hohlräume mit hexagonalem Querschnitt nicht gänzlich erfüllen, sondern eine Libelle führen. Diesen Einschlüssen schrieb Brewster eine so starke Druckwirkung auf die Beryllsubstanz zu, dass er auf diesen Druck das Auftreten eines in vier Sectoren getheilten ringförmigen Lichtscheines beim Betrachten einer Kerzenflamme, sowie das Verschwinden des schwarzen Kreuzes im Interferenzbilde zurückführte. Die Herren Fouqué und Michel-Lévy beobachteten ausserdem unregelmässige, nahezu parallel dem Prisma (1010) und der Basis (0001) verlaufende Sprünge, welche eine Umwandlung des Berylls zu Caolin begünstigen. Dieselbe Umwandlung war es wohl auch, welche Brewster an dem einen Ende eines indischen Berylls sah, dessen Beschaffenheit er mit dem Ausdruck „foul“ bezeichnete.

Die obigen Angaben können in Bezug auf den Bau des Berylls im Wesentlichen als erschöpfend angesehen werden. Auch im Nachstehenden wird zu denselben nicht viel hinzuzufügen sein. Dagegen scheint es berechtigt, das Hauptgewicht auf die mit dem Beryll associirten Minerale zu legen, wobei nicht nur auf die Hauptbestandtheile des Muttergesteins, sondern auch auf dessen bezeichnende Nebengemengtheile Rücksicht zu nehmen ist, zumal diese letzteren es sind, die oft ein Mittel an die Hand geben, um zwei ihrer wesentlichen Zusammensetzung nach als identisch anzusehende Gesteine auseinander zu halten und zu charakterisiren.

Ueber das Anstehende der ägyptischen Smaragde liegt mir keine Angabe vor. Allem Anscheine nach ist ihr Muttergestein ein Magnesia-Glimmerschiefer, welcher an einzelnen Stellen durch Hinzutreten von Augit und Hornblende von der normalen Zusammensetzung eines Quarz-Glimmer-Gemenges abweicht. Ueber das Wesen des den Smaragd beherbergenden uralischen Gesteines liegen im Gegentheil zahlreiche verbürgte Angaben vor, nach welchen es ebenfalls ein Glimmerschiefer ist. (Vergl. Schriften der Kais. russ. mineralog. Ges. St. Petersburg 1842, I., 1. Abth. S. LV—LX, Taf. B. und C.; S. CXXVI—CXXIX, Taf. A.a.; Grewingk: Die Smaragdgruben des Urals und ihre Umgebung. Verh. Kais. russ. mineralog. Ges. St. Petersburg, Jhrg. 1854, S. 206—233; G. Rose: Reise n. d. Ural u. s. w. I. 483, 1837 und II, 504, 1842).

Die nachstehenden Einzelbeobachtungen stützen sich auf reichhaltiges Material an Geröllen von der Küste von Alexandrien, auf Stücke vom Gebel Sabara und von Sakketto aus dem Museum zu Mantua und auf viele uralische, z. Th. im Gestein eingewachsene Smaragde. Zur Unter-

suchung des mikroskopischen Baues und der Associationen ist eine ausreichende Anzahl von Dünnschliffen verfertigt worden, welche die an den Stücken angestellten Beobachtungen zu ergänzen geeignet waren. Mehrfach wurden auch orientirte Schliffe benutzt. um die Lage der Einschlüsse. bezw. etwaige sonstige Regelmässigkeiten im Bau des Smaragdes festzustellen.

Smaragd von Alexandrien.

Die mit blossem Auge wahrnehmbaren. mit dem Smaragd associirten Minerale sind: farbloser bis schwach grauer Quarz. hell- bis dunkelbrauner Glimmer mit sehr kleinem Winkel der optischen Axen und negativem Charakter der Doppelbrechung, und hie und da schmutzig graugrüne Hornblende. Alle diese Bestandtheile des Gemenges. welche auf einen Hornblende-führenden Glimmerschiefer als Muttergestein des Smaragdes schliessen lassen, zeigen keine regelmässigen Krystallbegrenzungen. Der Glimmer und die Hornblende weisen aber die ihnen eigenthümlichen Spaltbarkeiten auf. Die Horblende besitzt ausser der gewöhnlichen. prismatischen, auch diejenige nach der Fläche a (100). wie aus goniometrischen Beobachtungen an zwei Spaltblättchen hervorgeht. Ich erhielt nehmlich für 110 · 100 die Werthe: 27° 22′, 27° 15′ und 28° 55′, im Mittel also 27° 51′. statt des theoretischen 27° 45′. Ebensolche Spaltblättchen nach der Prismenfläche ergaben als Auslöschungswinkel beiläufig 11°. Neben Hornblende tritt auch Augit von gleicher, schmutzig dunkel graugrüner Farbe auf, lässt sich aber nur unter dem Mikroskop als solcher erkennen.

Der Smaragd, entweder in Glimmer oder in Quarz eingewachsen. zeigt einen prismatischen Habitus, eine regelmässige Begrenzung nach dem Prisma (10$\bar{1}$0) und eine mehr oder minder vollkommene Spaltbarkeit nach der Basis (0001), aber auch unregelmässige. dieser Fläche annähernd parallel verlaufende Sprünge. Seine Farbe durchläuft die ganze Reihe der Töne von Tief-Smaragdgrün bis Farblos. Unter dem Mikroskop ist der Beryll vom Quarz schwer zu unterscheiden. doch ist letzterer entweder ganz frei von Einschlüssen. oder enthält nur äusserst feine. in unregelmässig verlaufenden Reihen geordnete, wie solche öfter bei Quarzen der Granite angetroffen werden. Der Beryll ist dagegen reich an grösseren Einschlüssen, die in senkrecht zur Hauptaxe geführten. bezw. zur Basis wenig geneigten Schnitten. entweder regellos oder in Hexagonen gelagert sind. In Schnitten nach der Hauptaxe erscheinen sie in reihenweise. parallel derselben geordneten langen Fäden. Ellipsen. gestreckten. scharfkantig umrissenen oder an den Enden gerundeten Rechtecken und Keulen. welche alle nur ausnahmsweise ihrer Längenerstreckung nach quer. also etwa der Basis parallel gerichtet sind und die ersteren Reihen unter nahezu rechtem Winkel durchkreuzen. Diese Einschlüsse sind röhren-

förmige, mit Flüssigkeiten und Gasen erfüllte Räume, deren Umrisse sich ausserordentlich scharf abheben und, in Folge der Lichtreflexion, dunkel berändert erscheinen.

Hier und da nimmt man bei ihnen doppelte Umrisse wahr, wie solches bei gleichzeitigem Auftreten zweier mit einander nicht mischbaren Flüssigkeiten beobachtet wird. Die überstehenden Libellen sind nicht beweglich. Manche dieser Röhren sind vom Schnitte getroffen, ihres ursprünglichen Inhaltes entledigt und statt dessen oft mit feinem Smirgelpulver angefüllt.

Der wohl dem Biotit zuzurechnende, in frischem Zustande dunkelbraune bis schwarze Glimmer nimmt bei der Zersetzung hellere Farben an und erscheint im Dünnschliff entweder in mehr oder weniger schwach pleochroitischen, beiläufig Radde's 51 bis 48 entsprechenden blondfarbigen, der Spaltungsfläche (001) parallelen Lappen, oder in deutlich pleochroitischen, geraden und welligen, sich an die festeren Minerale des Gemenges anschmiegenden, oder auch zwischen diesen sich klemmenden Leisten, Fasern und strahligen Büscheln, mit feinen, nach der Basis verlaufenden Spaltungsrissen. In den letzteren Schnitten ist der beiläufig senkrecht zur krystallographischen Axe *c* schwingende Strahl stärker absorbirt, als der zu diesem parallel (d. h. zu den Spaltrissen senkrecht) schwingende. Des ersteren Farbe ist ziemlich intensiv, manchmal dem Ton 41 der Radde'schen Skala entsprechend, während der zweite beinahe farblos erscheint. Der Winkel der optischen Axen ist recht klein; das Interferenzbild mit negativem Charakter, selbst bei merklich veränderten Blättchen, ziemlich scharf. Zahlreiche Zirkonsäulchen und Körner sind im Glimmer enthalten und meist mit angeblich von einer Ansammlung „organischer Substanz" herrührenden sogenannten „pleochroitischen" Höfen umgeben[1]). Die Höfe

1) Diese beiden Bezeichnungen sind wenig zutreffend. „Organische Substanz" könnte die irrige Vorstellung erwecken, dass über ihren Ursprung Gewissheit besteht, während es nicht einmal erwiesen ist, dass die die eigenthümliche Erscheinung hervorrufende Substanz eine Kohlenstoffverbindung ist, ja, ob diese Erscheinung überhaupt auf eine Substanz zurückzuführen ist. Bekannt ist nur, dass die Höfe beim Glühen, bezw. Glühen und Behandeln mit Säuren, verschwinden. „Pleochroïtisch" sind die Höfe auch nicht, vielmehr scheinen sie wegen des Pleochroismus des sie beherbergenden Wirthes mit dieser Eigenschaft versehen zu sein, was namentlich beim Glimmer deutlich hervortritt. Nur in denjenigen Schnitten erscheinen die Höfe pleochroitisch, in welchen der Glimmer selbst deutlichen Farbenwechsel und wahrnehmbare Unterschiede in der Absorption der beiden in der Schnittebene schwingenden Hauptstrahlen zeigt, also in Schnitten senkrecht zur Basis, während eine Aenderung der Farbe der Höfe in parallel der Basis getroffenen Glimmerblättchen dem Auge manchmal kaum empfindlich ist. Ganz zutreffend ist Herrn Rosenbusch's Bemerkung (Mikr. Physiogr. 1885. I. 481), dass die Höfe mit dem Glimmer gleichzeitig heller und dunkler werden und „stets ihr Minimum von Dunkelheit haben, wenn das Licht senkrecht zur Spaltbarkeit des Glimmers schwingt." Eigenthümlicher Weise hat dagegen der sonst so scharf beobachtende Herr E. Cohen weder in seinem Aufsatze „über pleochroitische Höfe im Biotit" (N. Jahrb. für Miner. etc. 1888. I 165), noch in den Erläuterungen zu seinen „Mikrophotographien" auf diesen Zusammenhang der Absorption in den Höfen und in dem Glimmer hingewiesen, obwohl derselbe in typischster Weise aus seinen Abbildungen (Taf XXXVI. Fig. 3 u. 4) hervorgeht. Uebrigens

rufen den Eindruck von Warzen hervor. Sie sind in Schnitten nach der Basis von dunkelbrauner Farbe, in den Querschnitten grünlich-schwarz beim Durchgang der Strahlen parallel den Spaltrissen des Glimmers, und hell bis farblos bei einer Drehung des Präparates in seiner Ebene um 90°. Die Umrisse der Höfe sind entweder rund oder elliptisch, und zwar oft stark gestreckt, je nach der Gestalt und Lage des Einschlusses, um welchen sie sich gebildet haben. Als Maximallänge der Höfe wurde 0.154, als Breite 0.074 *mm* gemessen, während die grösste beobachtete Länge der Zirkonsäulchen 0.093 *mm* betrug. Bei einigen Höfen wurde ein concentrischer Bau beobachtet, indem ein dunklerer brauner Kern von einer heller braunen, durchaus concentrischen Hülle ringförmig umgeben war. Einer der Höfe, obwohl in einer Glimmerplatte, parallel der Basis befindlich, zeigte dennoch Unterschiede in der Intensität der Farbe beim Drehen des Präparates, was indessen mit einem auffallend, und für diese Lage des Schnittes durchaus unerwartet starken Pleochroismus des Glimmers zusammenhängt.

Bemerkenswerth und für die Erklärung des Wesens der Höfe vielleicht nicht unwichtig ist ferner folgender Fall: An einer Stelle stossen verschieden orientirte Glimmerblättchen an einander, wobei mehrere Höfe halb in einem Blättchen parallel der Basis, halb in einem schräg getroffenen liegen. Verändert man nun die Lage des Präparates gegen die Schwingungsebene des Nicols, so zeigen sich die Höfe in einer ihrer Hälften weniger, in der anderen stärker farbenwechselnd.

Der graugrüne Augit ist, wenn auch schwach, dennoch merklich pleochroitisch. Als Auslöschungsschiefe gegen die Spaltrisse wurden an verschiedenen Stellen zwischen 11 und 26° schwankende Werthe gemessen. Einige der Schnitte mit kleineren Auslöschungswinkeln zeigen den Austritt einer optischen Axe fast in der Mitte des Gesichtsfeldes, wobei nach der Lage der Büschel zu urtheilen, die Ebene der optischen Axen den Spaltrissen parallel verläuft. Die Farbe dieser Schnitte ist beiläufig 37m Radde's; bei gekreuzten Nicols sind für sie gelbviolette Polarisationsfarben und eine rauhe Oberflächenbeschaffenheit bezeichnend. In schrägeren Schnitten mit grösserem Auslöschungswinkel wurden die Farben 38o in der Längsrichtung und 38t in der Querrichtung (bezw. 37q und 37s) beobachtet. Einige zerstreute Zirkonsäulchen mit abgerundeten Enden und von einer Maximallänge von 0.074 *mm* sind von Höfen umgeben. Letztere

ist es hier am Platze, hervorzuheben, dass dieser Zusammenhang zwischen dem Farbenwechsel der Höfe und dem Pleochroismus des Wirthes ganz allgemein zu sein scheint und um so auffälliger ist, je deutlicher dieser auftritt. Nachdem vorstehende Bemerkungen niedergeschrieben waren, kam mir in dem schönen Werke der Herren Michel-Levy und Lacroix: „Les minéraux des roches". Paris 1888 auf p. 121 eine Stelle zu Gesichte, aus welcher ich ersehe, dass auch diese Forscher auf dem hier vertretenen Standpunkte stehen, welchen Herr Michel-Lévy später (Comptes rendus. Acad. des sciences. Paris 1889. 109. p. 973) nochmals ausdrücklich betonte.

treten, ebenso wie diejenigen des Glimmers, mehr oder weniger hervor, je nachdem der Wirth sich gegen den Nicol in der grösseren oder geringeren Absorption befindet.

In den vorliegenden Schliffen ist die Hornblende nicht charakteristisch, und es dürfte ein Theil des zum Augit gestellten Minerals ihr angehören. In einem der Schliffe wurden einige Partien von Plagioklasen mit sich spitz spindelförmig verjüngenden Zwillingsstreifen, daneben ein einheitlich und gleichzeitig mit einer Serie der Plagioklaslamellen auslöschender Feldspath (Orthoklas?) beobachtet.

Hier und da treten schwarze, wahrscheinlich dem Magnetit angehörende Erzkörner auf. Sie sind theilweise in Limonit umgewandelt, welcher auch sonst in kleineren gelbfarbigen Haufen und grössere Theile des Präparates färbend erscheint.

An einer Stelle wurde endlich als Zersetzungsprodukt auch Calcit in Häuten und radialfaserigen Aggregaten erkannt.

Smaragd vom Gebel Sabara.

Das den Smaragd führende Gestein besteht aus dunklem Glimmer und gelblichem Quarz in mosaikartigen Aggregaten. Man dürfte es wohl als Biotitschiefer bezeichnen.

Die Eigenschaften der einzelnen Gemengtheile sind vollkommen dieselben, wie bei denjenigen der Alexandriner Gerölle. Der Glimmer, mit kleinem Winkel der optischen Axen und negativer Doppelbrechung, ist in basalen Schnitten nicht merklich pleochroitisch, von einer zwischen den mittleren Tönen der Reihen 5 („Orange“) und 33 („Braun“) der Radde'schen Scala schwankenden Farbe. In normal oder schräg zur Basis getroffenen Schnitten ist er dagegen sehr stark pleochroitisch: orangebraun für die parallel der Basis schwingenden Strahlen und beinahe farblos für die zu ihr senkrecht schwingenden. Auch hier sind zahlreiche farbige Höfe, vorwiegend um Zirkonsäulchen, wahrzunehmen, die dunkelbraun oder grünlichschwarz erscheinen, wenn der Glimmer sich in der Stellung der grössten Absorption befindet, und schwächer gefärbt sind oder ganz verschwinden beim Durchgehen der Strahlen mit Schwingungen senkrecht zu den Spaltrissen des Glimmers. Manche Höfe stossen zusammen, verfliessen in einander und zeigen dann bei zwei Zirkonkernen biscuitförmige Umrisse. Sonst treten sie in regellosen Haufen auf und besitzen eine Maximallänge von 0,137 *mm*. Auch Höfe mit doppelter Umrandung und concentrischem Bau, hellerer Hülle und dunklerem Innern, wie bei den Glimmern der Alexandriner Gerölle, sind hier beobachtet worden. Der Glimmer findet sich nicht nur in vereinzelten Blättchen, sondern auch in grösseren Anhäufungen von z. Th. welliger Beschaffenheit. — Der Beryll, mit unregelmässigen, zueinander nahezu parallel

und senkrecht verlaufenden Rissen nach (0001) und (1010), zeigt meist graue, gelbe, blaue oder violette Polarisationsfarben, wenig scharfe Auslöschungen, wandernde Schatten, welche auf Druckerscheinungen schliessen lassen. Die Einschlüsse sind nicht zahlreich und nicht durchweg merklich regelmässig geordnet. — Der Quarz, in mosaikartigen Aggregaten, lässt sich vom Beryll schwer unterscheiden. Für ihn dürften Schärfe der Auslöschung und Mangel an Einschlüssen maassgebend sein.

Durch das ganze Präparat ist Limonit in rostgelben Körnchen verbreitet oder die übrigen Gemengtheile theilweise färbend und in deren Risse eindringend.

Smaragd von Sakketto.

Nach seinen Gemengtheilen — Biotit, Hornblende und Quarz — ist das den Smaragd enthaltende Gestein ein Amphibol-Biotit-Schiefer. An manchen Stücken sieht man den Smaragd nur von Quarz mit wenig Biotit begleitet. Solche Stücke entstammen vielleicht Biotit-armen Quarzgängen im Schiefer. Neben Hornblende tritt auch Augit auf.

Der Biotit ist braun, kaum merklich zweiaxig, optisch negativ, mit schwächerem Pleochroismus, als derjenige der alexandriner Exemplare. In Schnitten senkrecht zur Basis ist die Farbe 34o parallel den Spaltrissen und 35v bis weiss senkrecht dazu. Auch hier sind farbige Höfe um Zirkonkrystalle, wenn auch in geringerer Menge, angetroffen worden. Diffundirtes Eisenoxydhydrat färbt zum Theil den Glimmer.

Die Hornblende von graugrüner Farbe und schwachem Pleochroismus — etwa 38i in der Längsrichtung und 37o quer — zeigt in Spaltblättchen nach (110) gegen die Spaltrisse eine Auslöschungsschiefe von beiläufig 10° 30'. Unter dem Mikroskop wurden Winkel zwischen 11° und 19° abgelesen. Die herrschenden Polarisationsfarben sind grellgrün und violettroth. Manche Krystalle sind langgezogen, quergegliedert und gebogen, oder zeigen eine fein- und verworrenfaserige Struktur, wie sie dem Nephrit, bezw. dem Aktinolith eigenthümlich ist und vielleicht auch hier auf sekundäre Bildung aus Augit (durch Uralitisirung) schliessen lassen darf. Die grösseren einheitlichen Fetzen zeigen sowohl in vertikalen, als auch in Querschnitten eine recht deutliche, geradlinig verlaufende Spaltbarkeit. In basalen Schnitten durchkreuzen sich zwei Spaltrichtungen unter 125—126° (statt des theoretischen Werthes von 124° 30'); die Auslöschung ist eine diagonale, die Ebene der optischen Axen fällt mit der Halbirungsebene des stumpfen Winkels der Spaltrichtungen zusammen.

Bemerkenswerth sind die Parallelverwachsungen des Glimmers mit der Hornblende, bei welchen häufig das eine Mineral die Verlängerung des anderen bildet, und die Spaltrisse des einen im anderen sich fortsetzen. Demnach würde die Basis des Glimmers mit einer Prismenfläche der

Hornblende in eine Ebene fallen oder mindestens die Vertikalaxe der letzteren parallel der Basis des Glimmers gerichtet sein.

Der Augit ist von der Hornblende schwer zu unterscheiden, da er dieselbe schmutzig graugrüne Farbe und denselben schwachen Pleochroismus besitzt. Entscheidend sind für ihn die weniger scharf hervortretende Spaltbarkeit, die Auslöschungsschiefe von 25—26°, die typischen gelbvioletten Polarisationsfarben, die rauhe Oberfläche. Man könnte geneigt sein, alle graugrünen Partien dem Augit zuzurechnen, wenn nicht die charakteristische Spaltbarkeit der Hornblende in basalen Schnitten und die geringen Auslöschungswinkel von 10—11° in den von den Stücken losgelösten Spaltblättchen unzweideutig für Hornblende sprächen, abgesehen von den faserigen Partien, welche ebenso unzweifelhaft auf Aktinolith hinweisen. Ob nun alle Hornblende, auch die grosskrystallinische, secundären Ursprungs sei, lässt sich schwer entscheiden.

Was den Beryll selbst betrifft, so ist er rechteckig zerklüftet, oft bestäubt (kaolinisirt?), und weist ab und zu schaligen Bau auf, wobei die Umrisse der Schalen scharfbegrenzte Sechsecke mit Winkeln von 120° erkennen lassen. Er ist arm an deutlichen Einschlüssen, welche dann aber typisch faden- und röhrenförmig und mit Flüssigkeit gefüllt oder auch leer sind. In einem Schliff erscheinen die Einschlüsse als Rechtecke mit doppelten Umrissen und Libellen. Die meisten sind aber unregelmässig gestaltet und vertheilt. Die staubigen Einschlüsse sind oft in fächerförmig divergirenden Reihen geordnet. Die Polarisationsfarben ähneln denjenigen des Orthoklases. Wandernde Schatten, Krümmungen und mosaikartiger Bau bei wohlumrissenen Krystallen zeugen von stattgehabten Druckwirkungen.

Der Quarz, der neben Beryll in mosaikartigen Körnerhaufen auftritt, zeigt die bekannten scharfen Auslöschungen und feine, in spitzconvergirenden Reihen geordnete Einschlüsse, deren Wesen sich auch bei stärkeren Vergrösserungen nicht ermitteln liess. Wahrscheinlich sind es Flüssigkeitseinschlüsse.

Smaragd aus den Smaragdgruben an der Tokowaja, Ural.

Die mir vorliegenden Stufen zeigen den Smaragd in einem dunklen, grünbraunen Glimmer eingelagert, in welchem ferner röthlichgrauer Orthoklas und violetter Fluorit auftreten. Der Beryll ist von grüner, weisser oder auch gelblichweisser Farbe. Einige seiner Krystalle sind schalig gebaut, wobei ein weisser Kern von zuckerkörniger Beschaffenheit von einer grünen und festen Hülle umgeben ist. Der Glimmer ist in dünnen Lamellen schmutzig grüngrau mit kaum wahrnehmbarem Pleochroismus, kleinem Winkel der optischen Axen und negativer Doppelbrechung. Manche Glimmerblättchen sind aber deutlich zweiaxig mit einem Winkel, der zwischen 22 und 25° schwankt. Der Orthoklas von der Farbe 32u

(„zinnobergrau") Radde's zeigt auf seinen Flächen (namentlich auf den Schnittflächen) einen auffallenden, seidenähnlichen Schiller und auch Lamellen secundären Muscovits. Unter dem Mikroskop erkennt man eine starke Caolinisirung, sowie Zwillingsbildungen, sowohl nach dem Karlsbader, als auch nach dem Manebacher Gesetz. Das erstere bestätigt eine Zwillingslamelle, welche, wie der Hauptkrystall, eine Auslöschung von 16—17° gegen die Zwillingsgrenze, bezw. gegen die Verticalaxe ergiebt. Daneben macht sich auch eine verticale Faserung bemerkbar, welche auf eine Absonderung nach der Zwillingsfläche *k* (100) hinweist. Die Manebacher Zwillinge sind nach den Einlagerungen von Lamellen parallel der Basis kenntlich. Ihre Neigung zur Verticalaxe wurde in einem Schnitt nach *M* (010) beiläufig zu 116½° (theoretischer Werth = 116° 3') gemessen, und die Auslöschungsschiefe gegen die Zwillingsgrenze von beiden Seiten zu 3½—4½° bestimmt.

Der Beryll zeigt bald schaligen, bald moirirten Bau. Ersterer äussert sich oft in feinen parallelen geradlinigen Streifensystemen, welche indessen sämmtlich einheitlich und parallel auslöschen. Die typischen Einschlüsse sind nicht zahlreich, dafür aber auffallend gross, und erreichen 0.100 *mm* und mehr. Die Röhren sind noch länger und ziehen sich oft durch das ganze Gesichtsfeld, so dass sie über 1 *mm* Länge betragen. Bei den Flüssigkeitseinschlüssen sind doppelte Umrisse nicht selten.

Quarz ist unter dem Mikroskop mit Sicherheit nicht wahrgenommen worden.

Hinzugefügt mag werden, dass nach Grewingk's Angabe (a. a. O. S. 224) die besten Smaragde erfahrungsgemäss in der Nähe von festem Orthoklas, „Strahlsteinstöcken" und Fluorit gesucht werden.

Die Ergebnisse vorstehender vergleichender Untersuchung lassen sich in folgende zwei Sätze zusammenfassen:

1. Die Smaragde der alexandriner Küste zeigen in ihrer Association alle Merkmale der anstehenden Vorkommnisse Aegyptens. Sie lassen sich hinsichtlich ihres Ursprunges auf Gebel Sabara sowohl, als auch auf Sakketto zurückführen, die von einander nur unwesentliche Abweichungen zeigen. Charakteristisch ist für alle drei ägyptischen Fundstätten das Zusammenvorkommen mit Biotit, der durch seine farbigen Höfe ausgezeichnet ist; ferner ist den alexandriner Stücken und denjenigen von Sakketto das Auftreten von Hornblende und Augit gemeinsam. An den wenigen zur Verfügung stehenden Brocken vom Gebel Sabara sind diese beiden Minerale allerdings nicht angetroffen worden. Bedenkt man aber, dass sie auch nicht in allen Stücken von Sakketto vertreten sind, und nur an 5—6 Geröllen von Alexandrien bemerkt

wurden, obwohl von denselben an 200 Stück vorlagen, so erhält ihr Fehlen in den Stücken vom Gebel Sabara eine geringere Bedeutung und ist als wohlerklärlicher Zufall auszulegen. Als von ebenso geringer Bedeutung sind die wenigen Plagioklaspartien in dem einzig vorliegenden Schliff vom Gebel Sabara zu betrachten.

2. Das uralische Smaragdvorkommen unterscheidet sich von den ägyptischen sowohl durch die begleitenden Minerale, als auch durch die Charaktere derjenigen von ihnen, die diesem, wie jenem Vorkommniss gemeinsam sind. Abgesehen von den selteneren Begleitern des uralischen Smaragdes (wie Phenakit, Alexandrit, Diphanit u. A.), fehlen die mit ihm fast stets vergesellschafteten den ägyptischen Fundorten entweder gänzlich (Fluorit), oder spielen in denselben eine kaum beachtenswerthe Rolle (Orthoklas). Der Glimmer des uralischen Smaragdes hat eine abweichende Farbe, weist keine Höfe auf, und ist, z. Th. wenigstens, mit ansehnlichem, messbarem Winkel der optischen Axen versehen.

Es dürfte daher die Annahme, der alexandriner Smaragd stamme möglicherweise vom Ural her, als eine ebenso irrige, wie so viele andere, von den Anhängern des prähistorischen Transportes verfochtene, bezeichnet werden. —

IV.

Die Göttergestalten der Maya-Handschriften.

Von

Dr. P. SCHELLHAS in Berlin.

In der im Jahre 1886 in dieser Zeitschrift erschienenen Abhandlung über die Maya-Handschrift der Königl. Bibliothek zu Dresden habe ich zum ersten Male versucht, eine Reihe typischer Gestalten jener Handschrift festzustellen und die ihnen zukommenden Hieroglyphen zu ermitteln. Soweit waren auch die damaligen Resultate im Allgemeinen zutreffend. Schwieriger und zweifelhafter als diese Feststellungen war die Frage nach der mythologischen Bedeutung der einzelnen Figuren, nach ihrem Platze in dem Mayapantheon, wie uns dasselbe überliefert ist.

Ich habe damals geglaubt, in einzelnen Figuren bestimmte Gottheiten der Mayas erblicken zu müssen, und habe nach dieser Richtung hin einige Conjekturen gewagt. Zwei dieser Vermuthungen lagen so auf der Hand, dass sie als unzweifelhaft richtig angesehen werden können; das gilt von dem mit dem aztekischen Mictlantecutli so viel Aehnlichkeit zeigenden Todesgott und der Gottheit, die durch das Sonnenzeichen kin charakterisirt ist, und die ich demnach für den Sonnengott hielt. Andere Gottheiten sind mir streitig gemacht worden, ganz besonders die häufigste Figur der Dresdener Handschrift, der von mir sogenannte „Gott mit der Schlangenzunge", den ich für Kukulcan ansehen zu müssen glaubte, während Dr. Seler überzeugt war, dass es der Regengott der Mayas sei. Auch einige andere Figuren, z. B. den von mir sogenannten Mondgott, hat Dr. Seler nicht zugeben wollen; er hat vielmehr den Itzamná und andere dunkle Gestalten der Mayamythologie dafür substituirt.

Was nun seither auf dem Gebiete dieser Fragen geleistet worden ist, hat mir jedenfalls die Ueberzeugung aufgedrängt, dass es mit unserer Kenntniss der Mayamythologie sehr misslich steht, und dass alles überlieferte oder sonst zu gewinnende Material nicht im Entferntesten zur Erklärung der Darstellungen in den Handschriften ausreicht. Dr. Seler zieht sehr gern die aztekische Mythologie zur Erklärung der Mayagottheiten heran. Indessen bei eingehender Betrachtung kommt man doch dahin zu sagen, dass die Unterschiede ausserordentlich gross sind, und dass von

einer Identificirung einzelner Mayagötter mit Figuren des aztekischen Pantheons nur in seltenen Fällen die Rede sein kann. Neben der Vielsprachigkeit hat in Central-America offenbar auch eine Vielmythologie (sit venia verbo) bestanden, wie schon ein Blick auf das Ueberlieferte lehrt. Einzelne mythologische Ideen sind allerdings weit verbreitet, wie z. B. die Gestalt der „gefiederten Schlange." Grade die entsprechende Figur bei den Mayas, Kukulcan, will Dr. Seler zu einer Heroengestalt von lokaler Bedeutung machen. Das widerspricht indessen doch so so sehr allen Schlüssen, die man aus einer vergleichenden mittelamerikanischen Mythologie ziehen muss, dass selbst bestimmte, dahin gehende Ueberlieferungen der Quellen nicht den Ausschlag geben können. Wenn Kukulcan an einem bestimmten Orte besonders verehrt worden ist, und vielleicht im Laufe der Zeit sogar ausschliesslich an diesem Orte, so kann das die verschiedensten Ursachen haben, beseitigt aber keineswegs die Thatsache, dass die Gestalt der gefiederten Schlange in Mittel-Amerika weithin und bei den verschiedensten Völkern als Gottheit der Weltschöpfung oder als Culturbegründer vorkommt. Man darf über der Detailforschung nicht die weiteren Gesichtspunkte aus dem Auge verlieren.

Alles in Allem: Was wir von der Maya-Mythologie wissen, hat sich zur Erklärung der Handschriften nicht bewährt. Es ist ganz ähnlich, wie mit dem Landa'schen Alphabet. Diese Thatsache muss immer wieder den Gedanken erwecken, dass die Maya-Codices verschiedenen Culturgebieten entstammen; und ob gerade das, was uns von den yucatekischen Mayas zur Zeit der Eroberung überliefert ist, auch auf diese Culturgebiete passt, ist zweifelhaft.

Ob man nun unter diesen Umständen irgend einer mythologischen Figur der Maya-Handschriften irgend einen hypothetischen Namen beilegt, ist von sehr zweifelhaftem Werth. Namen, wie Itzamná, Kukulcan, Ekchuah u. s. w. sind blosse Vermuthungen; so wenig ich heute noch daran festhalte, in dem „Gott mit der Schlangenzunge" den Kukulcan der Mayas zu sehen, so wenig kann ich mich aber auch davon überzeugen, dass die Seler'schen Hypothesen Chac, Itzamná u. s. w. auf festeren Füssen stehen. Auf diesem so difficilen Gebiet wird man leicht ein arger Skeptiker, und das dürfte der richtigste Standpunkt sein.

Demnach scheint es mir am zweckmässigsten, den mystischen Apparat mythischer Namen fürs Erste bei Seite zu lassen und die Figuren der Handschriften einfach (ähnlich wie seiner Zeit die Schriftzeichen ohne die Landa'sche Ueberlieferung) aus sich selbst heraus, in, ich möchte sagen, inductiver, naturwissenschaftlicher Weise festzustellen und zu registriren. Am vortheilhaftesten scheint es, die Gestalten, wie ich in meiner ersten Publikation über diese Forschungen gethan habe, mit Buchstaben zu bezeichnen, die ich, in der Reihenfolge, wie damals angefangen, hiermit in Vorschlag bringen möchte. Sie ersetzen, wie in der Algebra, das Un-

bekannte durch ein x und gewähren dieselben Vortheile, wie jenes Zeichen in der Rechnung mit dem Unbekannten: sie ermöglichen es, das ganze Material zu ordnen und zu registriren, ohne dass man sich an dem Unbekannten zu stossen braucht. Ohne solche Bezeichnung kommt man kaum durch, da selbst bei der kühnsten Namengebung immer noch eine ganze Anzahl von Gottheiten namenlos bleibt.

Es sei nun hier die damals begonnene Arbeit der Feststellung und Registrirung der Götterfiguren weiter fortgesetzt, wiederum mit besonderer Berücksichtigung der Dresdener Handschrift, die in diesem Jahre durch ihren auf dem Gebiete der Maya-Forschung unermüdlich thätigen Herausgeber, Prof. Förstemann, schon eine zweite Auflage erlebt hat. Wichtige Beiträge zu dem hier behandelten Gegenstande enthalten auch die Aids to the study of the Maya Codices von Cyr. Thomas (6. Ann. Rep. of the Bur. of Ethnology, Washington, 1888).

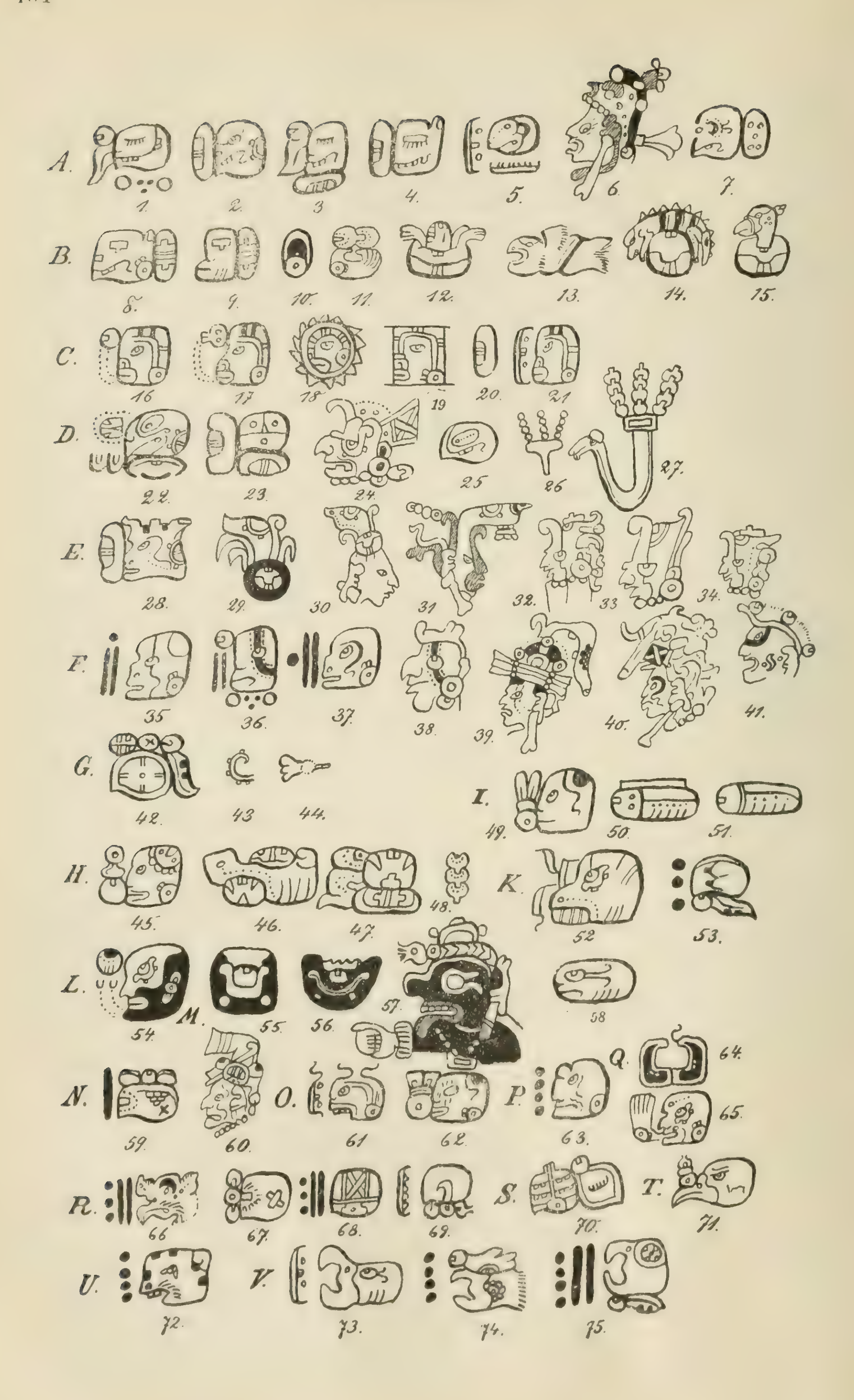
Vorweg sei bemerkt, dass schon in meiner ersten Abhandlung die Mehrzahl der Gottheiten festgestellt ist. Wenn Dr. Seler seiner Zeit meinte, es seien „noch bedeutend mehr", so ist er im Irrthum gewesen[1]. Die damals festgestellten Typen sind die hervorragendsten und als solche fast vollzählig, eine Thatsache, die zugleich zeigt, wie unvollkommen unsere Kunde von der Maya-Mythologie sein muss. Denn wenn man demnach als wahrscheinlich annehmen muss, dass uns die hervorragendsten Gottheiten der Mayas in bildlicher Darstellung bekannt sind, so ist es um so auffallender, dass unsere Ueberlieferungen von der Maya-Mythologie so wenig darauf passen, dass kaum drei von den Gottheiten sicher zu benennen sind, und manche von den am häufigsten vorkommenden uns ganz und gar räthselhaft bleibt.

Ich möchte mir erlauben, im Anschluss an die frühere Bezeichnung die folgende Reihenfolge vorzuschlagen, und will gleich bei den einzelnen Figuren einige weitere Beiträge zur „Naturgeschichte der Mayagötter", daran anknüpfen. Ich prätendire nicht, wichtige neue Entdeckungen zu bringen, sondern will nur geordnetes Material liefern für die Erforschung dieses dunklen und schwierigen Gebietes.

A. Der Todesgott.

Er ist offenbar eine der wichtigsten Gestalten der Maya-Mythologie, nicht nur er selbst ist überaus häufig abgebildet, auch seine Attribute

1) Dr. 4a bis 12a ist keine Reihe von 20 verschiedenen Göttern, wie Dr. Seler in dieser Zeitschrift 1887, S. 231 meint, sondern es wiederholen sich mehrfach dieselben Gestalten, so dass die Zahl im Ganzen sehr zusammenschrumpft. Dr. 46 bis 50 Mitte und unten enthält auch nicht, wie ebenfalls Dr. Seler a. a. O. sagt, eine Reihe von Götterhieroglyphen. — S. 46, 47 und 48 enthalten solche Reihen überhaupt nicht, und auf S. 49 und 50 sind höchstens die Zeichen von etwa 8 verschiedenen, sämmtlich wohlbekannten Gottheiten zu entdecken.



A. 1. 2. 3 4. 5. 6. 7.
B. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15.
C. 16 17 18 19 20. 21
D. 22. 23. 24. 25 26 27.
E. 28. 29. 30 31 32. 33 34.
F. 35 36. 37. 38. 39. 40. 41.
G. 42. 43 44.
I. 49. 50. 51.
H. 45. 46. 47. 48.
K. 52 53.
L. 54. M. 55. 56. 57. 58
N. 59. 60. O. 61 62. P. 63. Q. 64. 65.
R. 66 67. 68. 69. S. 70. T. 71.
U. 72. V. 73. 74. 75.

finden sich an sehr vielen Stellen, wo seine Abbildung fehlt. In der Dresdener Handschrift erscheint er in verschiedenen Typen, stets mit dem fleischlosen Schädel und (ausgenommen Dr. 9c) mit den sichtbaren Wirbelknochen des Rückgrats. Einigemal (Dr. 12b, 13b) ist er mit aufgetriebenem Unterleib dargestellt. Ein charakteristisches Stück seiner Bekleidung ist der steife Federkragen, der nur bei ihm, seinem Genossen F und seinem thierischen Symbol, der Eule, von der noch die Rede sein wird, vorkommt. Einmal, Dr. 9c, ist er weiblich. Sein Kopfschmuck ist im Cod. Dr. verschieden; in dem ersten Theile der Handschrift, der sich anscheinend auf Schwangerschaft und Geburten bezieht (s. die Frauendarstellungen S. 16ff.) trägt er mehrmals eine Figur auf dem Haupte, die gerade in diesem Theile des Dr. sehr häufig ist, und anscheinend eine Schnecke darstellen soll (vgl. Dr. 12b, 13b), die bekanntlich in symbolischer Beziehung zu dem Geburtsakt stand. Dieser Verschiedenheit der Darstellungen im Cod. Dr. gegenüber ist es sehr auffallend, dass im Cod. Tro und Cort. nur ein einziger, stets gleicher Typus des Todesgottes vorkommt.

Seine Hieroglyphen sind sicher festgestellt (Fig. 1—4). Weshalb er stets durch zwei Hieroglyphen bezeichnet wird, ist nicht zu erkennen. Im Uebrigen sind diese Hieroglyphen stets dieselben, Varianten sind fast gar nicht vorhanden. Auch Dr. 9c, wo er weiblich dargestellt ist, enthalten sie keine Abweichungen, die das veränderte Geschlecht bezeichnen könnten. Ob die Figur , die auch in seiner Hieroglyphe vorkommt, immer ein ausgerissenes Auge darstellen soll, erscheint mir zweifelhaft. Ein charakteristischer Schmuck des Todesgottes sind nämlich kugelförmige Schellen oder Klappern, die er an Händen und Füssen, am Kragen und als Kopfschmuck trägt, und diese Schellen haben ebenfalls die obige Form. Sie sind, wie man Dr. 11a ganz deutlich sieht, mit Bändern befestigt, die um den Unterarm bezw. das Bein geschlungen werden. Dr. 15c sind diese Schellen schwarz, was doch wohl für ausgerissene Augen nicht passen würde. Dann sind die ausgerissenen Augen, wo unzweifelhaft solche dargestellt sind, nämlich Dr. 3, Tro 26* und 27* oben, doch von etwas anderer Form, und das Zeichen , das Dr. Seler ebenfalls als ein solches Auge ansieht, kommt nicht blos bei dem Todtenkopf, sondern auch bei Hieroglyphen vor, bei denen man kaum an dergleichen denken kann, so namentlich in der häufigen Gruppe Fig. 53. Ich bin vielmehr geneigt, in der letzteren Figur den Kopf und den Kriechfuss der Schnecke zu sehen, mit dem dieselbe unläugbar grosse Aehnlichkeit hat. Selbst die darüber stehende Hieroglyphe (hier das Tageszeichen oc) erscheint dann wie das Gehäuse der Schnecke.

Nach aztekischer Anschauung war der Todesgott der Gott des Nordens, wo das Todtenreich lag. Man sollte erwarten, den Todesgott auch in den Maya-Handschriften stets als Nordgottheit aufgefasst zu sehen. Indessen

das ist nur ein Mal der Fall, nämlich auf der bekanten Schlussdarstellung des Cod. Cort. An anderen Stellen ist er dagegen mit anderen Himmelsgegenden in Beziehung gebracht, so Dr. 14a mit dem Westen oder Osten[1]. Dr. 27c mit dem Westen. Interessant ist aber, dass einmal in einer Reihe der Weltgegenden seine Hieroglyphe in Verbindung mit der Zahl 10 direkt an Stelle des Zeichens für den Norden steht, es ist dies Tr. 24* unten.

Mit dem Todesgott stehen eine Reihe anderer Figuren der Maya-Mythologie in Beziehung. Es ergiebt sich dies zum Theil daraus, dass seine Hieroglyphen mitunter bei anderen Figuren vorkommen, dann aber aus der Wiederkehr gewisser anderweitiger hieroglyphischer Symbole, die sich auf den Todesgott beziehen. Dazu gehört besonders das Zeichen Figur 5, das Dr. Seler als Ideogramm der Eule erklärt. Diese Deutung ist wohl zutreffend, obgleich es allerdings bei dem häufigen Vorkommen der Hieroglyphe ein wenig auffallend ist, dass nirgend in sämmtlichen Handschriften unter den vielen abgebildeten Vögeln eine Eule in ganzer Gestalt sich findet, während andere mythologische Gestalten aus dem Thierreich, wie der Hund, der Moanvogel u. s. w. häufig als Thiere erkennbar wiedergegeben sind. Indessen spricht die Hieroglyphengruppe dafür, wenn man annimmt, dass sie den Kopf der Eule darstellen soll und deren Ohr[2]) (links) und Gebiss (unten) als charakteristische Merkmale eines mit Ohren versehenen Raubvogels.

Die Figuren, die mit dem Todesgott in Beziehung stehen, sind nun die folgenden:

1. Sein Genosse, der Gott F, ein Seitenstück des aztekischen Xipe. Von ihm wird an seiner Stelle noch die Rede sein.

2. Der Moan-Vogel. S. unten unter R.

3. Der Hund. S. unter S.

4. Eine menschliche Figur, in der ich schon früher den Priester des Todesgottes vermuthet habe. Siehe Dr. 28 Mitte, Dr. 5b und 9a. Die letztere Figur ist ein wenig zweifelhaft. Sie trägt eine Binde über den Augen und erinnert dadurch an den aztekischen Itztlacoliuhqui. Eine ähnliche Gestalt mit verbundenen Augen kommt in den Maya-Handschriften nur noch einmal vor, nämlich ebenfalls im Dr., S. 50 Mitte. Dass die Figur Beziehungen zum Todesgott hat, geht daraus hervor, dass sie Dr. 9a auf dem Mittelstück der Halskette das cimi-Zeichen trägt. Es sei übrigens

---

1) Das Zeichen der betreffenden Himmelsgegend ist vollständig verlöscht. Es kann indessen nur Ost oder West sein, da eine Reihe von 4 Gottheiten, die mit den Himmelsgegenden in Beziehung gebracht sind, auf Dr. 14a und 15a vorliegt, und von den Zeichen der Himmelsgegenden auf S. 14a Nord und Süd noch erkennbar sind. Die anderen Himmelsgegenden sind beide nicht mehr zu sehen.

2) Cod. Tro 18*a scheint mir zu beweisen, dass diese Hieroglyphe das Ohr bedeutet. Vgl. meine Abhandlung: „Vergleichende Studien u. s. w." Internationales Archiv für Ethnographie 1890, S. 18.

hervorgehoben, dass auch der aztekische Sündengott Itztlacoliuhqui mit Symbolen des Todes erscheint.

5. Eine vereinzelte Figur, Dr. 50a (die rechte, sitzende Figur). Als Kopfschmuck trägt dieselbe den Schädel, der genau in derselben Weise dargestellt ist, wie in den aztekischen Handschriften (s. Fig. 6).

6. Eine weitere vereinzelte Figur ist mit dem Todesgott zusammen zweimal dargestellt Dr. 22c. Die Abbildung ist so verwischt, dass man nicht erkennen kann, was dieselbe bedeutet. Die Hieroglyphe ist Fig. 7. Es scheint der Affe gemeint zu sein, der auch in Darstellungen mexicanischer Codices mitunter in Beziehung zum Todesgott gebracht wird. Auch bei der Darstellung der erhängten Frau, Dr. 53b, finden sich Symbole des Todesgottes in der Schrift, ebenso bei der Figur ohne Kopf Dr 2 (45) a.

7. Endlich die Eule, die allerdings, wie schon erwähnt, dadurch etwas zweifelhaft wird, dass sie nirgends in den Abbildungen realistisch und erkennbar dargestellt ist. Ihr Kopf auf einem menschlichen Körper erscheint mehrfach im Dr. als ein Substitut der Todesgottheit, so Dr. 18c, 19c, 20a und 20c und a. a. O., und bildet eine regelmässige Begleit-Hieroglyphe des Todesgottes in der schon erwähnten Gruppe von drei Zeichen Fig. 5.

B. Der früher sogenannte „Gott mit der Schlangenzunge".

Seine Hieroglyphe ist sicher festgestellt. (Fig. 8, 9.) Ueber seine Bedeutung bin ich trotz der eingehenden Erörterungen Dr. Seler's noch nicht klar, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich hier um eine viel wichtigere und universellere Gottheit handelt, als den vierfachen Chac, das Seitenstück des aztekischen Tlaloc. Es ist richtig, dass der Gott B bei allen vier Himmelsgegenden vorkommt, indessen dasselbe ist auch mit dem Gott C der Fall. Diese letztere Gottheit (mit den Linien im Gesicht) scheint viel mehr als der B eine Gottheit der Weltgegenden zu sein; es soll dafür an seinem Platze noch weiteres Material beigebracht werden. Hier sei nur erwähnt, dass der Gott C offenbar in einer unbekannten Beziehung zu B steht, und dass beide die einzigen Figuren der Mayahandschriften sind, die bei allen vier Himmelsgegenden dargestellt werden.[1])

Die Gestalt des B ist bei den verschiedenen Himmelsgegenden stets dieselbe, nur seine Attribute: Geierkopf, Eidechse, Fisch und Maulwurf (? anscheinend ein in der Erde wühlendes Thier, oder vielleicht auch ein spriessendes Maiskorn), s. Fig. 12—15, als Symbole der vier Elemente, wechseln, und er selbst ist mitunter mit schwarzem Körper dargestellt, so Dr. 29c, 31c, was in den Hieroglyphen durch das Zeichen Fig. 10 (eines der vier Zeichen, auf die ich schon in meiner ersten Abhandlung aufmerksam machte, und in denen Dr. Seler wohl mit Recht die Farben der Welt-

1) Ganz vereinzelt allerdings auch einmal der Gott F (s. Tro. 29*c).

gegenden vermuthet) zum Ausdruck kommt. Schwarz ist B ferner noch einmal dargestellt Dr. 69.

Die grosse Fülle seiner Symbole erschwert die Charakterisirung, und es ist geradezu unmöglich, einen einheitlichen mythologischen Grundgedanken herauszufinden. Mit der Schlange wird B ziemlich oft in Beziehung gebracht, ohne dass er mit dem eigentlichen Schlangengott H Verwandtschaft zeigt. Dr. 33b wird er von der Schlange verschlungen, wie auch die Hieroglyphen deutlich erkennen lassen, denn sie enthalten die Gruppe Fig. 11, die sich aus den Schwanzgliedern der Klapperschlange und der geöffneten Hand als Sinnbild des Ergreifens und in sich Aufnehmens zusammensetzt. An derselben Stelle kommt ein Zeichen vor, das sich auf eine weibliche Gestalt zu beziehen scheint: Fig. 61 (s. unten O), die ihrerseits wieder irgendwie mit der Schlange verwandt ist. Das Zeichen findet sich noch einige Male Dr. 23. Die Hieroglyphe stellt einen Kopf mit oben zusammengebundenem Haarschopf dar, und die betreffende Figur mit diesem Haarschopf ist abgebildet Tro. 6*b (2. Figur), eine Darstellung, welche die Richtigkeit der vorstehenden Erklärung beweist. B selbst ist einmal mit Schlangenkörper abgebildet Dr. 36a. Auf der Schlange sitzend, kommt er, wie schon erwähnt, ebenfalls vor, und Dr. 66a ist er zwei Mal (1. und 3. Figur) mit einer Schlange in der Hand abgebildet.

Auf dem Moankopf sitzt er Dr. 38c, auf einem Kopf mit dem Zeichen cauac Dr. 39c, 66c, auf dem Hunde 29a. Alle diese Darstellungen sollen den Sitz in der Luft über den Regen, Gewitter und Tod bringenden Wolken andeuten, von denen der Blitz herunterfährt. Aehnlich ist auch vielleicht der Gegenstand mit dem Knochenkreuz des Todesgottes zu erklären, auf dem er Dr. 66c. sitzt. Wie der Fisch in symbolischer Bedeutung zu ihm gehört, so ist er Dr. 44 (1) beim Fischfang dargestellt. Wasser, Luft, Feuer und Erde sind ihm unterthan.

Sein Gesicht mit der grossen Nase und der seitlich heraushängenden Zunge (oder Zähnen?) ist Dr. 44(1)a (1. Fig.) als Maske gedacht, die sich der ihn repräsentirende Priester bei religiösen Ceremonien umbindet.

Dr. Seler nimmt, wie es scheint, an, dass der Gott B mit der von mir hier mit K bezeichneten Gottheit mit der grossen verzierten Nase identisch ist. Das ist indessen irrig. Der Gott K ist eine selbständige, durch eine besondere Hieroglyphe bezeichnete Gottheit, die allerdings, ebenso wie der C mit dem Gotte B in einer unbekannten Beziehung steht. Das Nähere darüber s. bei K.

Dr. Seler will ausser den vier Chacs der Weltgegenden noch zwei weitere für die Richtungen von oben nach unten und von unten nach oben hinzufügen. Die von ihm angeführten Hieroglyphen (s. diese Zeitschr. 1891, S. 106, Fig. 5—7.) mögen das „Herabkommen von oben“ bedeuten, aber Zeichen der 5. und 6. Himmelsrichtung giebt es in den Mayacodices nicht. Dr. Seler stützt sich darauf, dass die von ihm angeführten

Zeichen auf den sog. Anfangsseiten des Cod. Tro. und Cort. in der Reihenfolge der Weltgegenden vorkommen. Das würde ein Beweis sein, wenn dies immer der Fall wäre. Man vergleiche aber Tro. 14 Mitte und unten: dort sind ganz gleiche Reihen von Weltgegenden, aber das angebliche Zeichen der 5. oder 6. Himmelsgegend fehlt, und statt dessen stehen andere unbekannte Zeichen da, die man mit gerade soviel Wahrscheinlichkeit als Hieroglyphen überzähliger Himmelsrichtungen ansehen könnte.

Endlich sei noch erwähnt, dass der Gott B niemals mit Todessymbolen erscheint; er ist offenbar eine Gottheit des Lebens und Erschaffens im Gegensatz zu den Mächten des Todes und der Vernichtung.

C. Der Gott mit dem ornamentalen Gesicht.

Er bildet eine der merkwürdigsten und schwierigsten Gestalten der Mayahandschriften und liefert zugleich einen schlagenden Beweis für unsere mangelhafte Kenntniss der Mayamythologie, da er unzweifelhaft eine der wichtigsten Gottheiten darstellt und trotzdem sich mit keiner der uns überlieferten Göttergestalten identifiziren lässt. Seine Hieroglyphe ist sicher festgestellt: Fig. 16. Die kreisförmige Figur an der Stirn des Hieroglyphenkopfes kann wohl wieder kaum ein ausgerissenes Auge darstellen. Vielmehr lässt eine Variante, die sich im Tro. findet: Fig. 17, darauf schliessen, dass es sich um eine ideographische Darstellung des Ausgiessens eines Gefässes handelt, dessen flüssiger Inhalt in den Mund der Götterfigur strömt. Eine andere Variante dieses Präfixes kommt Tro. 13* b vor: Fig. 20, und anstatt des Präfixes findet sich auch an einer Stelle, Tro. 12*c, die Zahl 13! Der Kopf allein, ohne jeden Zusatz ist auch einige Male zu finden, indessen nicht in den Schriftzeichen, sondern nur in den Abbildungen, z. B. Cort. 10 unter Tro. 13* unten.

Was nun die Bedeutung dieser Gottheit anlangt, so glaube ich in ihm eine Personifikation eines Himmelskörpers von astronomischer Wichtigkeit erkennen zu müssen und wage in aller Vorsicht die allerdings kühne Vermuthung — die ich lediglich zur Prüfung vorlegen will — dass der Polarstern gemeint sei. Dagegen spricht allerdings der Umstand, dass er bei allen vier Himmelsgegenden dargestellt ist. Die Gründe für diese Hypothese sind die folgenden:

1. Ein Gestirn ist jedenfalls durch die Gottheit personifizirt. Cod. Cort. 10 unten ist sein Kopf dargestellt von einem Strahlenkranze umgeben, der gar nichts anderes bedeuten kann, als ein Gestirn, s. Fig. 18. Auf derselben Seite unten die dritte Abbildung von links zeigt wiederum den Kopf der Gottheit in einer Art Seil am Himmelsgewölbe hängend. Er erscheint ferner Cod. Tro. 20, 22 und 23 Mitte (Fig. 19) in dem bekannten viereckigen Schilde, welches den Himmel darstellt, und zwar in der Reihe derjenigen Zeichen, in denen Prof. Förstemann Planeten-

zeichen vermuthet. Tro 17* oben sitzt er auf dem bekannten Baume des Gottes B, der den hohen, himmlischen Sitz bezeichnet. Schon diese Stellen weisen mit Bestimmtheit darauf hin, dass ein Himmelskörper der Idee dieser Gottheit zu Grunde liegt. Dazu kommt nun noch:

2. Der Kopf der Gottheit kehrt in den tabellenartigen kalendarischen Zusammenstellungen der sog. Anfangsseite des Cod. Tro mit ihrer Fortsetzung im Cort. S. 22 in ganzen Reihen wieder, ganz ebenso auch an der verwandten Stelle Tro. 14 Mitte und unten. Sein Kopf ist ferner in dem Zeichen des Nordens (s. Fig. 21) enthalten; die Seler'sche Deutung dieser Hieroglyphe als eines beliebigen Kopfes, der von einem offenen Rachen verschlungen wird, dürfte unrichtig sein. Ein Blick auf die Varianten des Nordzeichens lehrt, dass der in demselben enthaltene Kopf nichts anderes ist, als der Kopf des Gottes C, ganz abgesehen davon, dass es schon an und für sich unwahrscheinlich ist, dass ein Kopf mit so charakteristischen Merkmalen weiter nichts bezeichnen sollte, als einen Menschen im Allgemeinen.

Es ist schon beim B erwähnt worden, dass die Gottheit C mit diesem in irgend einer Beziehung zu stehen scheint. In der That findet sich auf denjenigen Seiten der Dresdener Handschrift, wo B bei den vier Himmelsgegenden dargestellt ist (z. B. Dr. 29ff., besonders Dr. 32c), fast stets auch die Hieroglyphe des C in der Schrift. Ja, die Hieroglyphe des C wird sogar ebenfalls mit denjenigen Zeichen verbunden, in denen Dr. Seler die symbolischen Farben der Weltgegenden vermuthet. Dass auch sonst der C ebenso wie B bei allen vier Himmelsgegenden vorkommt, ist schon erwähnt; eine solche Stelle ist z. B. Cort. 10 und 11 unten.

Endlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass auch der Gott C irgend eine Beziehung zur Schlange zu haben scheint, vergl. Dr. 36b (1. und 3. Bild).

D. Der von mir früher so genannte Mondgott,

den Dr. Seler für Itzamná ansehen will. Seine Hieroglyphe ist Fig. 22, fast stets folgt ihr das Zeichen Fig. 23, das anscheinend zur Bezeichnung des Gottes D gehört. Ich muss gestehen, dass ich noch immer der Ansicht bin, dass wir es hier mit einem Nachtgott zu thun haben, wie schon das von Sternen umgebene akbal an der Stirn zeigt. Die Gründe, die für den Itzamná sprechen sollen, scheinen mir nicht triftiger als die meinigen; wie denn Dr. Seler sogar in manchen Fällen eine Vermuthung ausspricht, ohne die Gründe überhaupt ausführlich darzulegen, und gerade die Gründe sind in diesen Fragen oft wichtiger als die Hypothese selbst; das zusammengestellte Material werthvoller als die daraus gezogenen, oft sehr anfechtbaren Schlüsse. Die Hieroglyphe des Gottes ist sicher. Er scheint in einer unbekannten Beziehung zu der Wassergöttin I (siehe diese),

mit der Schlange als Kopfschmuck, zu stehen, vergleiche Dr 9c, wo diese Göttin dargestellt ist, die Schrift aber das Zeichen des D bringt. Oder aber es ist hier der Gott D dargestellt mit den Attributen der Göttin I.

Ich muss ferner auch dabei bleiben, dass das Zeichen Fig. 25 den Mond bedeutet. Ein Pendant zur Sonne an einer unzweifelhaften Himmelsdarstellung, die ersichtlich Tag und Nacht unterscheidet, kann bei einer einfachen, von überflüssiger Tüftelei freien Betrachtungsweise nichts anderes bedeuten, als den Mond. Dr. Seler hat Recht, wenn er meint, dass der Mond mit der Zahl 20 nichts zu thun hat. Aber angenommen, Selers Deutung des obigen Zeichens als Symbol für 1 Mannheit = 20 sei richtig; was hindert, dass dasselbe Symbol in anderer Bedeutung auch den Mond bezeichnet? Die Begriffe Mann und Mond sind in den mythologischen Vorstellungen verschiedener Völker und sogar in manchen Sprachen etymologisch nicht allzu weit von einander entfernt. Und was sollte das Zeichen Mann neben der Sonne am Himmelsgewölbe? Denn mit dem Tode, wie Dr. Seler meint (diese Zeitschr. 1887, S. 239), hat das Zeichen entschieden nichts zu thun. Kin bedeutet Tag und Sonne, akbal, Nacht, das obige Zeichen den Mond. Gegen die Deutung der Mond-Hieroglyphe als den „abgeschnittenen Kopf des Feindes" lässt sich vor allem einwenden, dass die Hieroglyphe des Todesgottes schon dasselbe bedeutet. Warum sollten für denselben Gegenstand zwei verschiedene und ganz charakteristisch unterschiedene Zeichen verwendet worden sein? Ich glaube, Dr. Seler sieht zu vieles als „abgeschnittenen Kopf" an; es kommen in den Maya-Hieroglyphen so viele Köpfe vor, dass man sicher bei jedem von ihnen an eine bestimmte mythologische Personifikation denken muss.

Der Gott D steht den finsteren Mächten der Vernichtung fern: er erscheint niemals mit Todessymbolen. Er wird einmal, wie es scheint, in eine Beziehung zum Gotte C gebracht, nämlich Dr. 8c, was sehr gut passt, wenn man in beiden Gottheiten Gestirne erblickt. Charakteristisch für ihn ist das Greisengesicht, der eingefallene, zahnlose Mund. Im Cod. Cort. und Tr., wo er überaus häufig vorkommt, ist sein besoderes Merkmal, an dem er stets mit Leichtigkeit zu erkennen ist, der einzelne Zahn im Unterkiefer (s. Fig. 24) vgl. auch Dr. 8c, wo ebenfalls der einzelne Zahn zu sehen ist. Dr. 9a (1. Figur) hält er eine Art Weihwedel mit den Schwanzgliedern der Klapperschlange in der Hand, wie ihn Landa Cap. 26 bei der Kindertaufe beschreibt (Fig. 26, s. auch Cort. 26; Fig. 27).

E. Eine männliche Maisgottheit.

Er trägt auf dem Haupte das Zeichen kan und darüber den Maiskolben mit Blättern. S. Dr. 9b (linke Figur), 11b, 12a u. s. w. Die Hieroglyphe ist sicher festgestellt (Fig. 28). Er ist identisch mit den besonders im Cod. Cort. und Tr. häufig vorkommenden Figuren, deren Köpfe

in eigenthümlicher Weise nach oben verlängert und nach rückwärts gebogen sind, vgl. Cort. 15a, 20c, 40 unten, Tro 32*b (Fig. 32—34) und besonders die Darstellung Dr. 50a (Fig. 31), die sehr deutlich ist. Dieser Kopf ist aus der konventionellen Zeichnung des Maiskolbens hervorgegangen; man vergleiche die Abbildungen der Maispflanzen im Cod. Tro. S. 29b (Fig. 29) mit dem Kopfschmuck des Gottes Dr. 9b (Fig. 30) 9a, 12a; was so ursprünglich Kopfschmuck war, ist schliesslich in die Form des Kopfes selbst übergegangen, so dass dieser selbst nun als spriessender Maiskolben erscheint, vgl. die oben citirten Darstellungen (Fig. 32—34). Dass diese langschädeligen Götter in der That mit dem E identisch sind, zeigt klar die Stelle Dr. 2 (45) c, 1. Figur. Dort ist die dargestellte Figur, die ganz und gar den Darstellungen im Cod. Tro. und Cort. gleicht, durch die dritte Hieroglyphe der dazu gehörigen Schrift ausdrücklich als der Gott E bezeichnet.

Damit erklärt sich denn auch die Hieroglyphe dieser Gottheit: es ist der in die conventionelle Form des von Blättern umgebenen Maiskolbens gebrachte Kopf derselben.

Im Cod. Cort. S. 40 ist diese Getreidegottheit — ein Seitenstück des mexikanischen Centeotl — mit einem hohen und schmalen, vor ihr stehenden Gefäss abgebildet, das sie in den Händen hält. Es ist möglich, dass man dabei an einen Getreidebehälter zu denken hat; allerdings haben an derselben Stelle auch andere Götterfiguren solche Gefässe in Händen. Immerhin ist es interesserant, dass auch an der bereits erwähnten Stelle Dr. 50a der Gott E ein solches schmales und hohes Gefäss in den Händen hält. Allem Anschein nach handelt es sich in der Dr. 50a dargestellten Scene um den Conflikt des Getreidegottes mit einer Todesgottheit. Die letztere, die sitzende Figur rechts, ist durch einen Schädel als Kopfschmuck charakterisirt (Fig. 6) und scheint Drohungen oder Befehle an den Gott E zu richten, der in der Haltung eines Erschrockenen und Geängstigten vor ihr steht.

Im Uebrigen hat auch der Gott E mit den Mächten der Unterwelt nichts zu thun; er ist ein Gott des Lebens und Gedeihens, Todessymbole finden sich niemals bei ihm.

F. Der Begleiter des Todesgottes,

ein Seitenstück des mexicanischen Xipe. Seine Hieroglyphe ist ebenfalls ganz sicher (Fig. 35—37); sie enthält die Zahl 11. Eine Variante derselben, wo anstatt der 11 dieses Zeichen: steht, findet sich Dr. 7b. Man kann ihn bezeichnen als den Gott mit der schwarzen Linie im Gesicht (mit einer einzelnen Linie von oben nach unten, im Gegensatz zu C, dessen Gesicht von zahlreichen parallelen Linien durchzogen ist). Diese Linie ist für ihn charakteristisch, ganz wie

bei dem aztekischen Xipe. Sie läuft bald als dicker schwarzer Strich im Bogen über die Wange, so Cort. 42, bald umgiebt sie nur das Auge: Dr. 6a, bald zeigt sie sich als eine punktirte Doppellinie, so Dr. 6b. Auch die Hieroglyphe des Gottes zeigt diese Linie und zwar in ebendenselben Varianten, wie er selbst. S. die zu den Darstellungen Dr. 6a. 1. und 3. Figur, gehörigen Hieroglyphen der Gottheit, bei denen die Linie ebenfalls von den sonstigen Formen abweicht (Fig. 37—41).

F ist, wie gesagt, eine Todesgottheit; zu seinen Symbolen gehört das bekannte Zeichen Fig. 5, das so häufig bei den Hieroglyphen des A begegnet. Er ist mit dem Todesgott zusammen beim Menschenopfer dargestellt: Cort. 42; eine ganz gleiche Abbildung der beiden Götter des Menschenopfers ist Cod. Tro. S. 30d gegeben; auch hier sitzen sie einander gegenüber. Die Identität dieses Begleiters des Todes mit der durch die Hieroglyphe mit der Zahl 11 bezeichneten Gottheit beweisen die Stellen Tro. 19 unten (ganz rechts, ohne Abbildung, nur Hieroglyphe, s. Fig. 36), Dr. 5b, 6a, b und c und viele andere. An einigen der citirten Stellen (Dr. 5a und b) ist er durch einen ungewöhnlich grossen Ohrpflock ausgezeichnet. Seine Hieroglyphe findet sich neben der Hieroglyphe des Todesgottes Dr. 6c, wo er selbst nicht abgebildet ist.

Die Aehnlichkeit dieser Maya-Gottheit mit dem aztekischen Xipe ist eine Thatsache, die für die mythologische Forschung höchst interessante Perspektiven eröffnet, und sie ist um so bemerkenswerther, als der Gott F im Dr. sowohl wie im Tro—Cort. ziemlich häufig vorkommt, so dass man ihn als eine der wichtigeren Gottheiten betrachten muss.

Auch F kommt ein Mal in vierfacher Wiederholung bei allen vier Weltgegenden vor: Tro 29*c (nur sein Zeichen).

G. Der Sonnengott.

Seine Hieroglyphe (Fig. 42) enthält als Hauptbestandtheil das Sonnenzeichen. Ueber seine Bedeutung herrscht wohl kein Streit. Auffallend ist allerdings, dass eine Gottheit, die doch ihrer Natur nach als eine sehr wichtige betrachtet werden muss, verhältnissmässig so selten dargestellt ist. Er kommt in Cod. Dr. nur an einigen Stellen vor, z. B. 22b, 11c, und im Cod. Tro—Cort. ist unter den Figuren keine zu finden, die mit Sicherheit als der Sonnengott angesehen werden könnte; in keiner Handschrift ausser der Dresdener begegnet eine Göttergestalt, die auf dem Körper das Sonnenzeichen kin trägt. Allerdings kommt aber seine Hieroglyphe vor, so z. B. Cort. Tro. 31c.

Er scheint mit den Mächten des Todes nicht ganz ohne Beziehung zu sein; das Eulenzeichen (Fig. 5.) findet sich bei ihm einmal Dr. 11c. Charakteristisch für seine Darstellungen ist ausser dem Sonnenzeichen kin, das er auf dem Körper trägt, eine eigenthümliche Nasenverzierung (Fig. 43).

die, wie man aus einem Vergleich mit anderen ähnlichen Darstellungen im Dr. sieht, nichts anderes ist, als ein grosser und besonders kunstvoller Nasenpflock. Derartige Schmuckstücke sind gerade in dem sorgfältig gezeichneten ersten Theil des Cod. Dr. ziemlich häufig. Vgl. Dr. 22b, mittlere Figur, 21 Mitte, 17b, 14a, b; sie haben mitunter auch die Gestalt einer Blume, z. B. 12b Mitte, 11c links, 19a (s. Fig. 44). Bemerkenswerth ist endlich, dass auch der Gott G bisweilen mit einer schlangenähnlichen, aus dem Munde herausragenden Zunge dargestellt wird, z. B. Dr. 11b und c.

H. Die Schlangengottheit.

Die Hieroglyphe enthält oben rechts eine Schlangenschuppe (Fig 45). Einige bemerkenswerthe Varianten kommen vor, so Dr. 11a, wo anstatt des üblichen Zeichens vor dem Kopfe der Gottheit, ähnlich wie bei dem Gott F, eine Zahl, und zwar hier eine 6, erscheint, und Dr. 21c, wo an ihrer Stelle dieses Zeichen: vorkommt, ebenfalls ganz wie beim F (s. o.). Sollte zwischen der Zahl 11, bezw. 6, und diesem Zeichen irgend ein bedeutungsvoller Zusammenhang bestehen?

Deutlich dargestellt ist die Gottheit Dr. 11a, 12b und 20b, dort sieht man an ihrem Kopfe dieselben Schlangenschuppen, wie in dem Hieroglyphenzeichen. Welche Bedeutung diese Schlangengottheit eigentlich hat, ist nicht zu erkennen; die Beziehungen zur Schlange aber sind überall sichtbar. So ist er Dr. 4a mit einer solchen in der Hand abgebildet. Die Gestalten Dr. 6a, 7b sind zweifelhaft. Allerdings hat die letztere Figur Aehnlichkeit mit der von Dr. 4a (siehe die tätowirte Linie am Munde). Ebenso zweifelhaft sind die Darstellungen Dr. 12c und 14a.

Seine Hieroglyphe findet sich auch einmal bei der Göttin, zu deren Attributen die Schlange auf dem Kopfe gehört (I), s. Dr. 15b, und bei der Schlange mit dem Kopfe des B: Dr. 35b. Auch ausser der Hieroglyphe dieses Gottes finden sich noch mehrere Zeichen in der Schrift, die sich unzweifelhaft auf die Schlange beziehen. Offenbar spielte dieses Reptil in den mythologischen Vorstellungen der Mayas eine bedeutende Rolle. Dass das Tageszeichen chuen: den aufgesperrten Rachen der Schlange darstellt, deren beide grosse Giftzähne sehr deutlich erkennbar sind, scheint mir unzweifelhaft und wird besonders durch die Stelle Tro 17b (1. Figur) bestätigt. Die dortige Abbildung zeigt einen Mann, den eine Schlange in den Fuss beisst, während er das Beil erhebt, um sie zu tödten. Die darüber stehenden Hieroglyphen enthalten die Gruppe Fig. 46, die offenbar den Kopf der Schlange mit zum Beissen aufgesperrtem Rachen darstellt. Die darauf folgende Hieroglyphe (Fig. 47) besteht in ihrem linken Theile aus den Windungen einer Schlange, daneben folgt noch einmal chuen, der aufgerissene Rachen mit den spitzen Zähnen. Ein ähnliches Zeichen wie die erstere der beiden Gruppen

kommt auch Dr. 8a beim Todesgott vor, ferner 9a und beim Moan 10a: ein Schlangenkopf mit Zähnen. Ebenso wie die Windungen der Schlange kommen auch die Schwanzglieder der giftigen Culebra cascabel als Hieroglyphe vor, z. B. Dr. 61 links Mitte (Fig. 48). Von ihrer Verwendung bei einem priesterlichen Geräth, einer Art Weihwedel, ist schon oben die Rede gewesen. Die Hieroglyphe des Tages chuen hat jedenfalls mit dem Affen, den Dr. Seler (Charakter der aztek. und der Maya-Handschriften, in dieser Zeitschrift 1888, S. 72ff.) als Patron dieses Tages hinstellt, nichts zu thun.

I. Die Göttin mit der Schlange auf dem Haupte.

Ihre Figur kommt ziemlich häufig vor: eine bestimmte Hieroglyphe lässt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Einige Wahrscheinlichkeit spricht für die Zeichen Fig. 49—51. Sie fehlt im Cod. Cort. gänzlich. Im Dr. kommt sie vor: 9c. 15b. 18a. 20a. 22b. 23b. 39b. 43b. 67a und 74. Sie ist stets weiblich. Einmal. Dr. 15b. steht in der zugehörigen Schrift das Zeichen des Schlangengottes H, ein anderes Mal das des D (Dr. 9c).

Ich muss gestehen, dass mir die Identität aller der oben citirten Figuren nicht über jedem Zweifel erhaben ist (vgl. unten O). Charakteristisch und unzweifelhaft gleichbedeutend sind die Darstellungen Dr. 39b. 43b. 67a und 74. Hier handelt es sich um eine alte Frau mit rothbraunem Körper und krallenartigen Füssen, die ein Wassergefäss ausgiesst. Aehnlich ist die Figur auch dargestellt im Cod. Tro. S. 27. 34*c. und Dr. 67a, wo sich auch die oben erwähnte Hieroglyphe (Fig. 50. 51) ermitteln lässt, die sich anscheinend auf diese Gottheit bezieht.

Höchst wahrscheinlich ist diese Gestalt als eine Wassergöttin aufzufassen (s. namentlich Tro. 27. wo sie ganz unzweifelhaft als solche erkennbar ist. und Dr. 74), wie ja auch die Schlange, die zu ihren Attributen gehört, ein Symbol des bewegten, wellenbildenden Wassers ist. Als Göttin des in seiner Ueberfülle in Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen verderblichen Elements ist sie denn auch Dr. 74 mit dem Knochenkreuz des Todesgottes bezeichnet.

K. Der Gott mit der ornamentalen Nase.

Er ist, wie schon beim B erwähnt, nicht mit diesem identisch. Seine Hieroglyphe ist Fig. 52. Allerdings steht er mit dem Gott B in enger Verbindung. Er kommt vor Dr. 25 Mitte, hier vielleicht als Priester gedacht, der eine Maske mit dem Gesicht das Gottes trägt, ferner Dr. 7a. 12a. (mit seiner Hieroglyphe und der des E), 26 unten (mit einer Variante des Zeichens). Die Gestalt ohne die Hieroglyphe begegnet Dr. 3. Als ein Attribut oder ein charakteristischer Zusatz seines Namenszeichens scheint die bekannte Gruppe Fig. 53 aufgefasst werden zu müssen, sie

kommt bei ihm häufig vor (Dr. 3, 7a, 10b, rechts, ohne Abbildung, 12a). Seine Hieroglyphe allein, ohne Abbildung, findet sich Dr. 10b, 49 Mitte und unten, 58 unten links und Tro. 8*b; mit einem abweichenden Zusatz Dr. 24, 3. Vertikalzeile. Eine kleine Variante zeigt sich auch Dr. 69 oben rechts.

Dr. 65a Mitte ist B dargestellt. In der Schrift sieht man dagegen die Hieroglyphe des K, und zwar von einer Hand dargereicht. Die nächste Figur auf derselben Seite rechts stellt den Gott B dar mit dem Kopfe des K auf seinem eigenen und demselben Kopfe nochmals in der Hand. In der dazu gehörigen Schrift finden sich demgemäss auch die Zeichen des B und des K, und zwar das letztere in einer Hand. K scheint ferner abgebildet zu sein Dr. 46 unten; allerdings ist die Stelle etwas verwischt. Die Hieroglyphe fehlt dort, sie findet sich aber auf der vorhergehenden Seite 45, Mitte.

Ausser der schon erwähnten Stelle, die den Gott K mit B zusammen darstellt, begegnen noch solche Doppelgottheiten in Cod. Per. 13, wo B den Kopf des K in der Hand hält, Dr. 34b, wo er dessen Haupt auf dem seinigen trägt, und Dr. 67a, wo er ihn in einem Seile zu tragen scheint. Ein Mal kommt aber auch eine Abweichung von diesen offenbar gleichbedeutenden Darstellungen vor: Dr. 49 oben sieht man eine weibliche Gestalt, über deren Haupt sich das Haupt des Gottes K erhebt.

L. Eine schwarze Gottheit,

deren Hieroglyphe (Fig. 54) durch das schwarze Gesicht charakterisirt ist. Dr. Seler (in dieser Zeitschrift 1888, S. 6 u. 44, 45) hält ihn anscheinend für identisch mit der nächsten Gottheit M, was indessen nicht richtig ist. Ob dieser Gott (oder die Gottheit M) den Cacaogott Ekchuah darstellt, wie Cyrus Thomas meint (Aids to the study of the Mayacodices S. 358), scheint mir noch nicht genügend klar zu sein; einige der von Dr. Seler dafür beigebrachten Gründe haben allerdings, soweit es sich um den Gott M handelt, manches für sich.

Der von M wohl zu unterscheidende, ebenfalls schwarze Gott L ist dargestellt und mit seiner Hieroglyphe in der zugehörigen Schrift bezeichnet Dr. 14b und c, 46b, die Figur hat das charakteristische schwarze Gesicht. In ganz schwarzer Gestalt findet er sich Dr. 7a. Die Hieroglyphe allein kommt noch vor Dr. 21b und 24, 3. Verticalzeile, an ersterer Stelle in einer Variante, nämlich ohne das ymix-Zeichen vor dem Kopfe. Im Cod. Tro-Cort. fehlt er.

M. Eine zweite schwarze Gottheit,

die mit der vorigen einige Aehnlichkeit hat. Ihre Hieroglyphe ist Fig. 55, 56; sie scheint ein schwarz umrändertes Auge darzustellen, ob-

gleich die Figur des Gottes selbst eine ganz andere Zeichnung des Auges aufweist (s. Fig. 57). Der Gott kommt im Cod. Dr. nur drei Mal vor: Dr. 16b (mit einem Knochen in der Hand) in Bild und Zeichen. Dr. 13c mit einem Thier zusammen, ohne die Hieroglyphe, und Dr. 43a (mit Zeichen), seine Hieroglyphe allein endlich noch Dr. 56 oben links in einer Gruppe und variirt.

Ueberaus häufig ist er dagegen im Cod. Tro, der sich sehr eingehend mit dieser Gottheit beschäftigt. Während er im Cod. Dr. (16b) mit schwarz und weiss gestreiftem Körper dargestellt ist, S. 43a sogar ganz weiss, erscheint er im Cod. Tro. stets vollständig schwarz. Seine charakteristischen Merkmale sind ausserdem:

1. Der rothbraun umränderte Mund.
2. Die grosse, herabhängende Unterlippe. An dieser ist er auch Dr. 43a sicher zu erkennen.
3. Die beiden gebogenen Linien am Auge rechts.

Gegen seine Auffassung als Ekchuah, den Gott der Cacaopflanzer, scheint mir nur sein kriegerisches Aeussere und Gebahren im Cod. Tro zu sprechen, er ist nicht nur in der Regel bewaffnet dargestellt, sondern auch häufig im Kampfe, wobei er einige Male von seinem Gegner mit der Lanze durchbohrt wird. Er kommt vor im Cod. Tro. — und zwar auf manchen Seiten zwei bis drei Mal — S. 2, 3, 4, 5, stets mit der Hieroglyphe, dann ohne dieselbe 6, 7, 19, 14*b, 17*a, 18*b, und wiederum mit Hieroglyphe 22*a, 23*a, 25*a; endlich nochmals ohne dieselbe 29*a, 30*, 31*, 32*, 33*, 34*. Die letztere Stelle zeigt nun, dass es im Cod. Tro zwei schwarze Götter giebt. Ich will, weil die Figur des zweiten mit dem Gotte M leicht verwechselt werden kann, den zweiten schwarzen Gott gleich an dieser Stelle einschalten, und zwar ohne ihn schon mit einem besonderen Buchstaben zu bezeichnen, weil sein „Charakterbild" noch „schwankt." Es ist nicht ganz sicher, ob es sich um eine Figur handelt; vielmehr scheinen ausser dem M mehrere schwarze Gestalten vorzukommen. M ist stets bestimmt zu erkennen an dem umränderten Mund und der herabhängenden Unterlippe: Figuren, die diese Merkmale nicht haben, sind nicht mit ihm identisch, so z. B. Tro. 23, 24, 25, 21*, 34*. Die Stelle Tro. 34*a zeigt nun insofern zwei, anscheinend verwandte, Göttertypen, als dort eine schwarze Gottheit, mit sichtbarem Rückgratknochen und den Zügen eines alten, zahnlosen Mannes, sowie mit einem Scorpionsschwanz, auf der Brust den deutlich erkennbaren Kopf des M trägt. Diese schwarze Gottheit mit dem vereinzelten Zahn im Unterkiefer, wodurch sie dem Gotte D im Cod. Tro ähnelt, kommt noch vor in demselben Cod. S. 21 (zwei Mal).

Auch im Cod. Cort. kommt der Gott M vor: S. 15, wo er mit dem Beil gegen den Himmel schlägt und dadurch Regen hervorruft, ferner S. 28 unten (2. Figur). Es sei noch erwähnt, dass ausser seiner oben er-

wähnten Hieroglyphe sich noch ein anderes Zeichen auf ihn zu beziehen scheint, nämlich Fig. 58 (siehe Tro 5a und Cort. 28 unten). Der Kopf dieses Zeichens enthält dieselben gebogenen Linien am Auge, wie sie die Gottheit selbst zeigt.

N. Eine Gottheit mit den Zügen eines alten Mannes.

Dr. Seler hat dieselbe bereits richtig erkannt (in dieser Zeitschrift 1891, S. 132): er hält die Gestalt für einen Jagdgott. Warum, ist nicht genügend gesagt und daher nicht zu beurtheilen. Die Gestalt (s. Fig. 60) ist durch einen besonderen Kopfschmuck charakterisirt, der eine bekannte Hieroglyphe umschliesst. Es ist dieselbe, die in den von Prof. Förstemann gefundenen chronologischen Zeichen (s. diese Zeitschrift 1891. S. 145. Fig. 6 u. 7) eine Rolle spielt; Dr. Seler nimmt sie im vorliegenden Falle als Zeichen für den Edelstein. Der Gott findet sich Dr. 17a, und ferner 21c mit einer Frau; hier erkennt man auch seine, schon von Dr. Seler angegebene, ziemlich auffallende Hieroglyphe: Fig. 59, die wohl seinen Festtag bedeutet (5. Zac). Er kommt ferner vor Dr. 37a (mit derselben Hieroglyphe) und vielleicht auch Dr. 23c (ohne Zeichen). Die Hieroglyphe zeigt sich auch Dr. 12c, und zwar zusammen mit der des E. Die dargestellte Figur scheint aber in der That der Gott N zu sein, wenngleich er allerdings beträchtliche Abweichungen von seinen sonstigen Darstellungen erkennen lässt.

O. Eine Göttin mit den Zügen einer alten Frau.

Sie ist namentlich im Cod. Tro ziemlich häufig und ist in ihrer Hieroglyphe, Fig. 62, besonders durch die Falten am Auge charakterisirt. Dr. Seler, der bereits auf diese Figur aufmerksam gemacht hat, vermuthet die Erdgöttin in ihr. Ihre Darstellungen sind durch den einzelnen Zahn im Unterkiefer (als Zeichen des Alters) gekennzeichnet, so z. B. Tr. 5*c, 6*b, 11*b und c, was sie mit dem Gotte D gemeinsam hat. Im Dresdensis kommt sie nicht vor; in wieweit freilich die bei der Göttin I erwähnten zweifelhaften Frauengestalten mit ihr identisch sein könnten, lässt sich nicht sagen. Eine Hieroglyphe im Dr., die sich anscheinend auf diese Göttin O bezieht, ist Fig. 61, von der schon oben unter B die Rede war. Dass diese Hieroglyphe die Göttin O bezeichnet, scheint daraus hervorzugehen, dass die Letztere mit demselben hochgebundenen Haarschopf, wie ihn die Hieroglyphe des Kopfes darstellt, Tro 6*b (2. Bild) abgebildet ist, wo sich auch in der dazu gehörigen Schrift die obige Hieroglyphe vorfindet. Im Dr. ist dieses Zeichen namentlich S. 23 mehrere Male wiederholt, und auch dort handelt es sich um eine Frauengestalt, allerdings mit der Schlange auf dem Kopfe.

P. Eine ganz vereinzelte Figur mit den Zügen eines alten Mannes findet sich Dr. 21c mit einer Frau zusammen. Die Hieroglyphe ist Fig. 63, sie enthält die Zahl 4. Weder die Figur des Gottes noch sein Zeichen kommen, wie es scheint, sonst weiter vor.

Q. Eine weitere vereinzelte Gottheit ist die durch einen eigenthümlichen Kopfschmuck charakterisirte Figur Dr. 20b. Ihre Bezeichnung in der Schrift geschieht durch zwei zusammengehörige Hieroglyphen, Fig. 64. 65. von denen die letztere noch einmal beim K vorkommt: Dr. 7a. Sie scheint das Blasen aus dem Munde, das Schreien oder Sprechen zu bezeichnen.

R. Der Moan.

Er gehört zum Todesgott, als ein Symbol und Begleiter desselben. Seine Hieroglyphe (Fig. 66) enthält die Zahl 13 (s. darüber Seler in dieser Zeitschrift 1891 S. 122), andere Formen sind Fig. 67—69. Er ist dargestellt in Dr. 7c, 10a, 11a, 16c, 18b, seine Hieroglyphe ohne Bild zeigt sich Dr. 8b. Moan als Vogel, in ganzer, realistisch wiedergegebener Abbildung findet sich auf dem Kopfe der Frau 16c (1. Figur) und 18b. Auf dem Kopfe des Moan sitzt der Gott B Dr. 38c; die dritte Hieroglyphe der zugehörigen Schrift bezieht sich auf diese Darstellung. Ganz wie im Cod. Dr. 16 und 18 erscheint der Moan-Vogel im Tro. S. 18*c auf dem Haupte einer Frau. Seine Zugehörigkeit zum Todesgott ist durch das cimi-Zeichen ausgedrückt, das er über dem Kopfe trägt (z. B. Dr. 10a), und ferner durch das regelmässige Vorkommen von Symbolen des Todesgottes in den Schriftzeichen, die sich auf ihn beziehen.

S. Der Hund.

Seine Hieroglyphe s. Fig. 70. Er ist, wie Dr. Seler zuerst bemerkt hat, Symbol des Todesgottes und Träger des Blitzes. Das letztere folgt ganz klar aus der Darstellung Dr. 40b, wo er durch seine Hieroglyphe gekennzeichnet ist. Er ist ferner dargestellt: Dr. 7a, 13c rechts, 21b, mit seinem Zeichen, 29a, 30a (gehört mit 31a zusammen: der Gott B hält den gebundenen Hund an den Hinterpfoten), 39a, ohne die Hieroglyphe, 47 unten, mit derselben in einer Variante.

Dr. 36a trägt er das akbal-Zeichen auf der Stirn. In der darüberstehenden Schrift findet sich eine abweichende Hieroglyphe für ihn: die dritte der Rubrik. Sie zeigt (etwas schwer erkennbar) auf der Stirn des in ihr wiedergegebenen Hundekopfes das Zeichen akbal, auf dem Hinterkopf das Zeichen kin, als Symbole des Wechsels von Tag und Nacht. Dasselbe Zeichen mit Zusätzen kehrt wieder Dr. 74 (letzte Zeile, 2. Zeichen) und einmal beim Todesgott: Dr. 8a. Der Hund als Blitzthier mit dem

akbal - Zeichen im Auge statt auf der Stirn kommt auch vor Cod. Tro 23*a: seine Hieroglyphe ist hier wieder eine ganz andere (die 3. der Rubrik).

Dass der Hund zum Todesgott gehört, zeigt unzweifelhaft das regelmässige Vorkommen von Hieroglyphen, die sich auf diese Gottheit beziehen, in den zu ihm gehörigen Schriftzeichen, so besonders der Fig. 5.

T. Ein adler- oder geierähnlicher Vogel,

dessen nähere Bestimmung den Zoologen überlassen bleiben muss. Er ist deutlich abgebildet als mythologische Gestalt Dr. 8a. Er erscheint ferner, und zwar weiblich, zusammen mit dem Hunde Dr. 13c, auch 19a. An der ersteren Stelle ist seine Hieroglyphe leider fast zerstört; sie ist sehr auffallend und kehrt in den sämmtlichen Handschriften sonst nicht wieder. Der Körper dieser Thiergottheit ist schwarz und weiss gestreift, Dr. 38b sogar fast ganz schwarz. Dortselbst zeigt sich eine zweite Hieroglyphe für diese Gestalt (Fig. 71), dieselbe kommt auch vor, und zwar mit der Zahl 4, Dr. 56b. Dr. 36b ist der Raubvogel mit der Schlange kämpfend dargestellt, seine Hieroglyphe in der zweiten Form ist vorhanden; die Schlange ist durch das chuen, den aufgesperrten Schlangenrachen bezeichnet (1. Zeichen der Rubrik).

Endlich sei noch erwähnt, dass der Kopf dieses Vogels als eines der vier Symbole des Gottes B erscheint, vielleicht als Symbol der Luft, so Dr. 29c, 30b, 34a, und dass er, worauf mich Herr Prof. Förstemann aufmerksam gemacht hat, häufig als Kopfschmuck vorkommt, so Dr. 11a, 11b, 12b und 14b. Zu erwähnen ist hier auch der naturalistisch dargestellte Vogel, der das Auge des Menschenopfers frisst: Dr. 3, Tr. 26*a und 27*a.

U. Der Jaguar

ist ebenfalls ein Thier mit mythologischer Bedeutung. Er ist dargestellt Dr. 8a, seine Hieroglyphe ist das 3. Zeichen der Schrift, ferner Dr. 26 oben. Im Tro kommt er vor S. 17 unten, mit einer Hieroglyphe, die seinen Kopf darstellt und die Zahl 4 enthält (Fig. 72), ferner ohne Hieroglyphe S. 20 unten, 21 und 22 unten.

V. Die Schildkröte.

Sie erscheint, ähnlich wie der Hund, als Blitzthier, s. Dr. 40b Mitte. Ihre Hieroglyphe ist Fig. 73, 74. Auch dieses Zeichen verbindet sich mit der Zahl 4, die merkwürdig oft bei Thieren vorkommt (aber nicht nur bei vierfüssigen). Das Zeichen der Schildkröte ohne die Zahl s. Cort. 17a, wo sie auch in der Abbildung vorhanden ist. Interessant ist nun, dass diese Zeichen eine Monatshieroglyphe erklären: der Monat Kayab (und auch wohl Pop) enthält den Kopf der Schildkröte als wesentlichen

Bestandtheil, vgl. Fig. 75. Sie kommt im Cort. noch mehrfach vor: S. 13, 19, 37, 38. S 19 mit Hieroglyphe (auf der unteren Seitenhälfte oben, 1. Zeile und rechts am Rande). Dr. 69 oben sieht man das Zeichen der Schildkröte mit dem Zeichen kin als Auge und der Zahl 12, darunter sitzt B mit schwarzem Körper auf der Schlange, auf derselben Seite kommt das Zeichen noch einmal vor; beide Male übrigens anscheinend als Monatshieroglyphe. —

Damit sind die mythologischen Figuren der Maya-Handschriften fast vollständig aufgezählt. Irrthümer mögen noch immer vereinzelt bei der Identificirung begangen sein; im Wesentlichen jedoch ist das Material richtig vertheilt. Was noch ausserdem in den Handschriften an mythologischen Gestalten vorkommt, sind Einzelheiten von geringer Bedeutung. Ganz besonders gilt das von der Dresdener Handschrift, die mit den hier aufgezählten Typen nahezu vollkommen erschöpft ist; mehr noch unbeschriebene Figuren mögen wohl im Cod. Tro Cort. stecken, dessen wenig sorgfältige Zeichnungen die Identificirung sehr erschweren. Hervorgehoben sei auch, dass natürlich nicht alle Figuren in den Codices Götter darstellen; auch menschliche Gestalten kommen vor, wie z. B. Dr. 16 ff. und die Krieger Dr. 60. Ausserdem kommen noch vereinzelt Thiere vor, die wohl auch z. Th. mythologische Bedeutung haben mögen, die aber deshalb übergangen sind, weil sie naturalistisch dargestellt sind, während die Idealisirung (mit Menschenkörper, mit Fackeln, hieroglyphischen Zeichen am Kopfe u. s. w.) als sicheres Kriterium der mythologischen Bedeutung angesehen worden ist.

Die nähere Feststellung der Bedeutung der einzelnen Göttertypen, zu deren Construktion ich hier einiges Material hoffe zusammengetragen zu haben, auf dem Grunde vergleichender Forschungen in der Mythologie Central-Americas wäre eine weitere Aufgabe. Leider ist meine Zeit durch eine ganz heterogene Amtsthätigkeit so in Anspruch genommen, dass ich nicht daran denken kann, dieser interessanten, aber umfangreiche Vorarbeiten erfordernden Aufgabe in absehbarer Zeit näher zu treten. Die werthvollen Arbeiten Dr. Seler's haben sich ja z. Th. schon auf hierher gehörige Fragen gerichtet, und nach dieser Seite hin dürften wichtige Resultate zu erwarten sein.

Nachtrag. Während des Druckes dieser Abhandlung erhalte ich eine amerikanische Zeitschrift mit einer Ankündigung von Prof. Cyrus Thomas, dass er den Schlüssel der Mayaschrift gefunden habe, und dass diese Schrift danach im Princip phonetischen (!) Charakters sei. Bei aller Hochachtung, die ich vor Herrn Thomas hege, muss ich dieser merkwürdigen Kunde gegenüber die gewichtigsten Zweifel äussern, bis die angebliche Entdeckung in extenso vor uns liegen wird.

V.

Ueber neuerlich aufgefundene Keilinschriften in russisch und türkisch Armenien.

Von

WALDEMAR BELCK und **C. F. LEHMANN.**

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 30. April 1892.)

1. Vorläufiger Reisebericht

von

Waldemar Belck.

Im April vorigen Jahres trat ich eine grössere Reise in Asien an, deren Zweck die wissenschaftliche Erforschung Alt-Armeniens, zumal in archäologischer Hinsicht, war, wobei es sich für mich auch namentlich um die Auffindung und event. nähere Untersuchung prähistorischer Gräberfelder und der sonst noch vorhandenen Ueberreste von Merkmalen aus der alten und ältesten armenischen Geschichte handelte. Ueber meine Reiseroute will ich hier nur ganz kurz bemerken, dass mich dieselbe durch den weitaus grössten Theil des transkaukasischen Hochplateaus führte, welches nach allen Richtungen hin durchstreift wurde. Anfangs September überschritt ich dann bei Igdir die russisch-türkische Grenze und ging über Bajazet, Diadin, Uetsch Kilissa zum Sipan Dagh, von wo aus ich über Artisch (Erdschisch) und Van fast den gesammten See umritt. Nach längerem Aufenthalte in dem durch seine Felsenbauten und zahlreichen Keilinschriften berühmten Van, der zu einer Durchforschung des weiter östlich liegenden türkischen Gebietes bis zur persischen Grenze benutzt wurde, führte der weitere Weg über Agthamar, Bitlis, Musch, Hassankala nach Erzerum. Meine Absicht, von dort aus über das Gebirge nach Trapezunt zu gehen, wurde durch eintretendes kaltes Wetter und heftigen Schneefall vereitelt, so dass ich mich Ende Oktober beeilte, über Hassankala, Sarikamisch und Kars nach Russland zurückzukehren. Dort herrschte bis in die ersten Tage des November hinein, trotz der bedeutend hohen Lage des Plateaus, noch freundliches mildes Wetter, das mir noch die Erforschung der Ruinen der am Arpatschaiflusse gelegenen alt-

armenischen Königsresidenzen Erowantagert und Erowantaschat und der Götterstadt Bakran gestattete. Erst kurz vor der hochberühmten Ruinenstadt Ani, dessen Lokalitäten zum zweiten Male einer gründlichen Untersuchung von mir unterworfen werden sollten, ereilte mich der Winter mit seinen Schneestürmen, die jede weitere Arbeit illusorisch machten und zum schleunigen Rückzuge nach dem gastlichen Tiflis über Alexandropol, Deligan und Akstafa zwangen.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die einzelnen Resultate der umfangreichen Reise, bei der etwa 5000 *km* (fast ausschliesslich zu Pferde) zurückgelegt wurden, einzugehen; ich beschränke mich vielmehr darauf, der geehrten Gesellschaft Mittheilung zu machen von den bis jetzt unbekannt gewesenen Keilinschriften, die aufzufinden ich glücklich genug war. Ich muss dabei gestehen, dass ich diesen Erfolg zum grossen Theile der opferfreudigen Liebe und Theilnahme des armenischen Volkes und namentlich der Geistlichen verdanke, die oft stunden-, ja selbst tagelange Wege nicht scheuten, um mich zu den Inschriften zu führen. Allen diesen Männern statte ich an dieser Stelle meinen tiefempfundenen Dank ab.

Ich hatte es mir von vornherein zur Aufgabe gemacht, die nördliche Verbreitungsgrenze der Keilinschriften festzustellen, aber meine unausgesetzten Nachforschungen im Gouvernement Elisabethpol, das den grössten Theil des östlich vom Goektschai-Sees[1]) zwischen Kura und Araxes gelegenen Gebietes umfasst, ergaben nur ein negatives Resultat: niemand hatte je das von mir Gesuchte erblickt, oder auch nur davon gehört.

Glücklicher war ich im Gouvernement Eriwan, wo ich am felsigen Ufer des Goektschai in der äussersten Südostecke beim Dorfe Sagalu eine zwölfzeilige Inschrift entdeckte, die leider für meine damalige mangelhafte Kenntniss der Charaktere und geringe Uebung im Copiren derartiger Inschriften viel zu sehr zerstört war, als dass ich sie hätte copiren können. Weiterhin besuchte ich an den Ufern dieses Sees noch die bereits bekannten Inschriften von Alutschalu (oder richtiger Koelani Girlan) und Ordaklu, bei denen aber meine Copien mehrfach Verbesserungen ergaben. Ich bemerke hierbei, dass die felsigen Partien des Goektschai-Südufers, an dem sich, nach den vorhandenen Resten zu schliessen, schon in uralter Zeit wichtige Niederlassungen befunden haben müssen, uns bei genauerer Durchsuchung gewiss noch viele Keilinschriften liefern werden. So wurde mir schon in Alexandropol von einem zuverlässigen Herrn das Vorkommen einer Inschrift bei Eiri wank (Wank armenisch = Kloster) mitgetheilt, die ich aber in Ermangelung eines ortskundigen Führers trotz eifrigen Suchens nicht auffinden konnte. Auch lässt sich an den Steilufern eine genaue Untersuchung nur bei Benutzung eines Bootes vornehmen.

1) So zu schreiben, und nicht wie die Russen „Goktscha", denn „Goek" = blau und „Tschai" = Wasser, Fluss, also Goektschai = blaues Wasser, blauer See, wie er auch bei den Tataren seines tiefblauen Wassers wegen heisst.

Das noch unzugänglichere Nordufer des Goektschai ist bislang noch gar nicht auf das Vorhandensein von Keilinschriften hin untersucht worden. Die Nachforschungen auf dem Hochplateau zwischen Araxes und Alexandropol, Arpatschai und Kars führten ebenfalls zu einem negativen Resultat, so dass die 9 Werst NNW. von Alexandropol beim Dorfe Ganlidscha oder Kaladscha auf dem die spärlichen Ueberreste der uralten Burg Asad tragenden Basaltrücken eingehauene Inschrift auch von mir als die nördlichste, uns bislang bekannt gewordene bezeichnet werden muss.

Es lässt sich auch kaum annehmen, dass der König Argistis, der uns hier und in Ordaklu von seinen Kriegsthaten berichtet, noch weiter nördlich über die hier der Kura vorgelagerten Gebirge, zumal über die am Lelwar so hochgelegenen Plateaus, fortgezogen sein wird, wo ihm die tapferen Bergvölker jedenfalls ernstlichen und aussichtsvollen Widerstand entgegensetzen konnten. Eine bei Sarikamisch, dem russischen Feldlager nahe der türkischen Grenze (auf dem Wege von Kars nach Erzerum), aufgefundene, später in das kaukasische Museum nach Tiflis überführte Inschrift, die, weil ausserordentlich stark zerstört, bisher als für die Wissenschaft verloren galt, deren Entzifferung mir aber nach langem Studium theilweise gelungen ist, rührt von demselben Könige her und zeigt uns den Weg, welchen er auf seinem Siegeszuge von Süd nach Nord eingeschlagen hat (s. u. sub Nr. 20). Den schon bekannten Inschriften von Armavir und den Dörfern am Nordabhange des grossen Ararat konnte ich Neues nicht hinzufügen. Um so reicher gestaltete sich die Ausbeute im türkischen Armenien, zumal in den Dörfern und Klöstern am Van-See, in denen ich vielfach Inschriftensteine als Baumaterial verwendet fand. Ich gebe nunmehr die Liste der neuen Inschriften, chronologisch nach den Königen geordnet:

A. Ispuinis.

1. Dreizeilige Inschrift auf einem Säulenstück in der Kirche zu Patnotzt am Nordabhange des Sipan Dagh.
2. Zwei Inschriften im Dorfe Sewastan, etwa 6 Werst südlich von Van im Hause a) von Sarkis Gregorianz, b) von Nikogos Arutinianz (oder Arutinow).

B. Ispuinis und Menuas.

3. Im Dorfe Muchrapert, gegenüber der Insel Agthamar, im Hause von Muchsi Murad, eine Inschrift von 6 Doppelzeilen.

C. Menuas.

4. Zwei Inschriften in der Kirche zu Patnotzt.
5. Eine neunzeilige Inschrift auf dem Kirchhofe des Dorfes Kizil (oder Güsül)geia, etwa 6 Werst südlich von Patnotzt.

6. Eine Inschrift über der Eingangsthür der Kirche im Kloster Mezhopa Wank oder Astwadsasin (= Mutter Gottes), etwa 30 Werst östlich von Patnotzt auf dem Wege nach Artisch (oder Erdschisch), mindestens 23 Zeilen enthaltend.
7. Zwei Inschriften, eine zu 31, die andere zu 23 Zeilen in Seitennischen der Kirche zu Arzwapert, etwa 8—10 Werst NO. von Artisch.
8. Zwei Inschriften in den Kirchen des Dorfes Güsack, an der NO.-Ecke des Van-Sees, die eine von 32 Zeilen, die andere von 10 Zeilen.
9. Eine Inschrift in der Kirche von Sikkéh, dicht bei Van.
10. Eine Inschrift vor dem Eingange zur Kurschun-Moschee in Van.
11. Eine Inschrift auf einem Säulenstück im Hause des Mescham Aga in Van.
12. Vier Inschriften in Artamid: a) vierzehnzeilig im Garten des Abdurrahman Bairam oglu; b) dreizeilig ebendaselbst; c) neunzeilig in einem Seitenthale bei Artamid, sehr zerstört, und schon von Schulz deshalb als für die Wissenschaft verloren betrachtet; d) vierzeilig im Garten des verstorbenen Topal (s. u. S. 133ff. und S. 141—151).
13. Eine vierzeilige Inschrift neben der Hausthür des Chadschi Oannes in Ischchanikom, am Eingange des Heiotzor (= Thal der Armenier) (s. u. S. 150).
14. Eine vierzehnzeilige Inschrift auf einer Felswand beim Dorfe „unteres Meschingert“, im Haiotzor, ausserordentlich zerstört, aber doch entzifferbar.
15. Zwei Inschriften im Dorfe Noorkerch, dicht bei Muchrapert und Agthamar.
16. Drei Inschriften im Kurdendorfe Anzaff, etwa 8—10 Werst östlich von Van.

Nicht sicher bestimmbar:

17. Zwei Inschriften in den Kirchen von Güsack, wahrscheinlich auch von Menuas herrührend.
18. Eine Inschrift in der Kirche zu Sikkéh.
19. Eine Inschrift auf dem Kirchhofe des Dorfes Güganz im Haiotzor.

D. Argistis.

20. Die jetzt im Tifliser Museum befindliche Inschrift von Sarikamisch.

E. Sarduris II.?

21. Von der Inschrift bei Koelani Girlan oder Alutschalu am Goektschai-See, die ebenfalls arg zerstört ist, gelang es mir,

als Namen des Königs „Sarduri“ . . . . . zu entziffern; da bald hinterher die Silbe „ni“ folgt, so bleibt es zweifelhaft, einmal, ob es sich um Sarduris selbst, oder um seinen Sohn handelt; andererseits, ob die Inschrift von Sarduris' II. oder einem anderen, die Ufergebiete des Goektschai beherrschenden Theilfürsten Sarduri's, bezw. von dessen Sohn, herrührt.

F. Rusas.

22. Wohl die wichtigste aller neuerdings entdeckten Inschriften. Sie soll nach Aussage der Eingebornen von einem französischen Forscher photographirt worden sein; der bisherige englische Consul in Van, Herr Pollard Devey, besitzt ausser meiner, ihm überlassenen Copie auch noch einen Abklatsch der Inschrift. Sie befindet sich etwa 6 Werst östlich vom Dorfe Toni, das seinerseits etwa 12—14 Werst östlich von Van liegt, in menschenleerer, öder Gebirgsgegend, auf der halben Höhe des Steilabfalles einer tiefen Schlucht. Sie ist dreiunddreissigzeilig (der Anfang fehlt leider), und verspricht auch philologisch reiche Ausbeute (s. u. S. 141ff. 150f.).

Ausser diesen, von mir selbst besuchten, insgesammt 31 neuen, d. h. noch nicht veröffentlichten Inschriften, erkundete ich noch genau die Existenz von mehr als 10 weiteren, z. Th. sehr grossen Inschriften, deren Aufsuchung mir leider die vorgerückte Jahreszeit nicht mehr gestattete. Es unterliegt für mich ferner keinem Zweifel, dass ausser an den Ufern des Goektschai auch auf den Abhängen des Allagoes und des Ararat, sowie in der Umgebung des Van-Sees bei gründlicher Durchforschung sich noch viele Keilinschriften vorfinden werden. Besonders gute Ausbeute versprechen auch Ausgrabungen in den Ruinen Armavirs, wo bereits mehrere grosse Inschriften gefunden wurden, in Topra Kaléh unmittelbar neben Van[1]), im Terrain beim Kloster Schuschanz, wenige Kilometer östlich von Van, wo neuerdings wiederholt Bruchstücke von Inschriftsteinen aus sehr geringer Tiefe zu Tage gefördert wurden, und in der Umgegend des Dorfes Astwadsaschen (= Götterdorf) im Haiotzor, am Fusse des Bergzuges, der die noch deutlich erkennbaren Ruinen der alten sagenhaften Feste Haikapert (= Burg des Haig, des Stammvaters der Armenier, bei der angeblich der Kampf zwischen Haig und Bel stattfand)[2]) trägt.

1) Hier wurden 1879 vom englischen Consul Clayton Ausgrabungen vorgenommen, deren Ergebnisse aber in Folge höchst mangelhafter Beaufsichtigung zum allergrössten Theile von den dabei beschäftigten Arbeitern bei Seite gebracht wurden. Die keineswegs erschöpfend durchgeführten Ausgrabungen förderten u. A. zwei prachtvoll verzierte, mit Keilinschriften bedeckte Weiheschilde des Königs Rusas zu Tage, ferner einen (von den Arbeitern gestohlenen) Opferwagen, von dem einzelne Theile heute noch in Van käuflich zu haben sind. Auch das Berliner Museum besitzt einen Theil der dort gefundenen Gegenstände.

2) Siehe Moses von Chorene, übersetzt von Lauer. S. 20.

Einer ganz besonderen Beachtung werth sind auch die cyclopischen Mauern, auf deren Höhe das Bett des sog. Schamiramsue (Semiramis-Canal) angelegt ist (s. u.). Die Inschriften unter 12, 13 und 14 lassen kaum einen Zweifel darüber, dass dieser grossartige, noch heute so, wie vor Jahrtausenden, benutzte Wasserkanal vom Könige Menuas erbaut worden ist. (S. 137 ff.). Eine systematische Durchsuchung der nächsten Umgebung dieses Canals wird gewiss noch weiteres Beweis- und Inschriften-Material ergeben, namentlich empfehle ich die Gärten von Artamid mit ihren riesigen, anstehenden Felsblöcken einer genauen Beachtung. Sehr vernachlässigt wurde auch bisher von den Forschern die Umgebung des Van-Sees zwischen Tadwan und Patnotzt; mir ist dort die Existenz von wenigstens drei grossen Inschriften bekannt, deren bedeutendste sich in Melasgert befindet, wo sie bei der Wiederinstandsetzung eines alten Brunnens entdeckt sein soll. Da sich dort auch mehrere griechische Inschriften auf den Ruinen der alten Burg befinden sollen, wie mir ein durchaus glaubwürdiger, sehr sprachenkundiger, höherer armenischer Geistlicher versicherte, so verdient jene Gegend eine ganz besondere Beachtung.

Nach Sayce's und anderer Forscher Annahme soll uns in dem Namen „Melas- oder auch Manasgert“ (gert armenisch „Stadt“) der Name des Königs Menuas erhalten sein. Die Stadt heisst bei den Armeniern nur Manasgert, und Moses von Chorene[1]) erzählt uns, dass am Van See, wo nach ihm die Provinzen Ararat und Man beginnen, das armenische Satrapengeschlecht „Manavas“ geherrscht habe.

Da nun, worauf mich Herr Dr. Lehmann aufmerksam macht, in solchen alten Satrapengeschlechtern sich mehrfach die alten Dynastieen der vormals selbständigen Völkerschaften erhalten haben, so ist nicht ausgeschlossen, dass sich beide Anschauungen vereinigen lassen und dass sowohl Moses von Chorene, wie die moderne Forschung sich auf der richtigen Spur befinden.

Ehe ich das Wort Herrn Dr. Lehmann überlasse, der freundlichst übernommen hat, einen vorläufigen Bericht über einige der wichtigsten von den neu gefundenen Inschriften zu erstatten und Proben derselben nach meinen Copien zu veröffentlichen, möchte ich noch Herrn Professor Dr. Rudolf Virchow meinen wärmsten Dank aussprechen, der mit lebhaftestem, oft genug auch praktisch bethätigtem Interesse meine Forschungen unterstützte und mir dadurch die Erlangung der vorliegenden Resultate ermöglichte.

1) Moses von Chorene, übersetzt von Lauer. S. 23

2. Inschriftproben nebst vorläufigen Bemerkungen
von **C. F. Lehmann.**
Mit topographisch-archäologischen Beiträgen von **W. Belck.**

Die Entzifferung der in einer weder indogermanischen noch semitischen Sprache abgefassten Inschriften von Van haben wir vornehmlich Guyard[1]) und Sayce[2]) zu verdanken. Das Verständniss hat dann eine weitere wesentliche Förderung durch D. H. Müller[3]) erfahren.

Die Bekanntschaft mit den Arbeiten dieser drei Gelehrten bildet die nothwendige Voraussetzung für jegliche Beschäftigung mit den altarmenischen Keilinschriften.

Die Lesung der Schriftzeichen stand von vornherein fest, da sie mit den s. g. neuassyrischen Zeichen so gut wie völlig identisch sind. Den Sinn der Inschriften zu ermitteln, ermöglichte zunächst — worauf bereits im Jahre 1863, lange vor Guyard's und Sayce's Arbeiten, Oppert hingewiesen hatte[4]) — der Umstand, dass für eine ganze Anzahl von Begriffen, die im Assyrischen durch s. g. Ideogramme wiedergegeben werden, im Armenischen dieselben Ideogramme verwendet werden, so dass man den Sinn einer solchen Zeichengruppe kennen kann, ohne über ihre armenische Aussprache unterrichtet zu sein. Sofern nicht Parallelstellen vorliegen, in denen zweifellos der durch ein bestimmtes Ideogramm ausgedrückte Begriff phonetisch geschrieben erscheint, geben wir diese Ideogramme nur nach dem Sinne oder in Capitälchen mit ihrer assyrischen Aussprache wieder. Es bezeichnet also z. B. ABLU „Sohn", ILU „Gott" die Ideogramme für diese Begriffe, deren assyrische Aequivalente ablu, ilu sind, während uns die armenische Aussprache einstweilen unbekannt ist.

Auch assyrische, phonetisch geschriebene Wörter werden ihrerseits unverändert als Ideogramme in die altarmenischen Inschriften aufgenommen, so z. B. wahrscheinlich ru-ḳu (= ass. rûḳu, fern), wie D. H. Müller er-

1) Journal Asiatique, 1880 Mai-Juin. Mélanges d'Assyriologie, Paris 1883, p. 113ff. — Journal Asiatique VIII. Série, Vol. I. p. 261ff. II. p. 306ff. III. p. 499ff.

2) The cuneiform inscriptions of Van deciphered and translated by A. H. Sayce. Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. XIV, part 3. p. 377 – 732. (Zu citiren einfach als Sayce). Ferner ausser mehreren kleineren Publicationen ein Nachtrag unter demselben Titel ebenda Vol. XX. part 1 p. 1—48. (Zu citiren als „Sayce, Nachtrag"). —

3) Siehe zunächst: D. H. Müller: Vorläufige Mittheilungen über eine von Professor Joseph Wünsch in der Nähe von Van entdeckte Keilinschrift. Wiener Akademie der Wissensch. Anzeiger der philos.-histor. Classe. 18. Juni 1884 (Nr. XVI). — Dann die Hauptarbeit: „Die Keil-Inschrift von Aschrut-Darga, entdeckt und beschrieben von Professor Joseph Wünsch, publicirt und erklärt von Dr. David Heinrich Müller. Denkschriften der Wiener Akad. der Wissensch. 1888, Separat Wien 1886. — Vergl. dazu die Recension von Oppert, Zeitschr. f. Assyriologie. I. S. 104ff. und D. H. Müller's Erwiderung darauf: Bemerkungen über die Van-Sprache ebenda S. 223ff.

4) Commentaire a la Grande Inscription de Khorsabad s. v. Haldia. — Vergl. Zeitschr. f. Assyriol. II. S. 105.

kannt hat[1]). Hierher dürfte auch — was meines Wissens bisher noch nicht bemerkt ist — armen. ḫu-ra-(a-)di-e „Krieger" (s. Sayce Index p. 705 s. v.) gehören, in welchem ich das bekannte assyr. kuradê „Krieger" wiedererkennen möchte; ob die Gruppe ḫu-ra-di als Ideogramm anzusehen ist oder als Lehnwort, das in die lebende Sprache übernommen wurde, kann freilich nicht von vornherein entschieden werden.

Die Wiedergabe des ass. ku durch arm. ḫu hat nichts Auffallendes. Denn das altarmenische Lautsystem hat sich natürlich mit dem des Assyrischen, einer Sprache gänzlich anderen Stammes, nicht gedeckt. Die assyrischen Schriftzeichen sind unpassende und unbehülfliche Ausdrucksmittel für die armenische Sprache.

In der vorstehend berührten Eigenthümlichkeit besteht also zwischen dieser altarmenischen und der assyrischen Schriftsprache ungefähr dasselbe Verhältniss, wie zwischen der (babylonisch-) assyrischen und der sumerischen Sprache. Das geht so weit, dass die ältesten armenischen Keilinschriften, die Sarduris' I., auch dem Wortbestande nach ganz assyrisch geschrieben sind, aber wahrscheinlich armenisch zu lesen waren, ganz wie wir in Babylonien Inschriften finden, die in sumerischer Sprache abgefasst sind und doch vielfach in semitischem Babylonisch zu lesen waren: die sumerischen Wörter und Wortformen wurden als Ideogramme für die entsprechenden Bestandtheile der assyrischen Sprache verwandt. Die Analogie mit den Pehlevî-Texten, die aramäisch geschrieben sind, aber partho-persisch gelesen wurden, liegt auf der Hand[2]). Insofern aber die im Armenischen verwendeten Ideogramme der assyrischen Schrift ursprünglich der sumerischen Sprache und Schrift entstammen, besteht auch zwischen dem Armenischen und dem Sumerischen, soweit die Schrift in Betracht kommt, eine indirekte Beziehung: und so könnte man das Ideogramm für Sohn mit demselben Rechte durch TUR (Sohn heisst sumerisch tur) wiedergeben, wie durch ablu. Für das Nähere über diese eigenthümlichen Verhältnisse verweise ich auf meine Abhandlung über die „Existenz der sumerischen Sprache", die als viertes Kapitel meinem Buche Šamaššumukîn[3]) Theil I. einverleibt ist. Dort wird auch S. 66f. speciell das Verhältniss der armenischen zu den assyrischen Inschriften in Betracht gezogen.

Bekanntlich ist uns nachgerade eine ganze Anzahl von vorderasiatischen Sprachen, die sicher weder dem indogermanischen, noch dem semitischen Sprachstamme angehören, in keilinschriftlichen Proben erhalten. Die Annahme, dass unter den Sprachen und unter den Völkerschaften, die sie verwendeten, Verwandtschaft bestehe, liegt natürlich ausserordentlich

1) Aschrut Darga S. 25 zu Z. 19.

2) Th. Nöldeke: Aufsätze zur persischen Geschichte S. 151ff.

3) Šamaššumukîn, König von Babylonien 668—648 v. Chr. Inschriftliches Material über den Beginn seiner Regierung. Leipzig 1892 Theil I S. 57—173.

nahe. Allein die Versuche, dieselben zu einem grossen Sprachstamme, dem „alarodischen“, zusammenzufassen, sind jedenfalls noch als verfrüht zu bezeichnen, da die einzelnen Sprachen noch viel zu wenig bekannt sind, um weitgehende Vergleichungen (s. u.) anzustellen. Für die Sprache der armenischen Keilinschriften von Van hat sich aber neuerdings eine Beziehung ergeben, auf die man mit etwas grösserer Zuversicht verweisen kann. Das durch den Fund von el Amarna uns bekannt gewordene Mitannische, eine chetitische Sprache, zeigt in den Bildungselementen und im Lexicon — der Name des Wettergottes, mitannisch Tesupaš, in der Sprache der Keilinschriften von Van Teiš(e)baš, darf hier allerdings nicht zu stark ins Gewicht fallen, da Culte und Götternamen vielfach wandern und entlehnt werden — mehrfach so nahe Anklänge an die Sprache von Van[1]), dass man hier von der Wahrscheinlichkeit einer Verwandtschaft reden kann[2]).

Gerade bei Gelegenheit dieser Beobachtung musste es schmerzlich empfunden werden, dass die Sprache der Keilinschriften von Van noch sehr wenig bekannt und erforscht ist, woran zum grossen Theil die Spärlichkeit des Materials und die Eintönigkeit der Inschriften die Schuld trägt. Die Vermehrung des Materials, die wir dem unermüdlichen Forscherfleiss des Herrn Dr. Belck verdanken, und der dadurch gegebene Anlass zu erneuter Beschäftigung mit dieser Sprache kommt daher gerade einem lebhaft empfundenen Bedürfnisse entgegen.

Die Könige, von denen die altarmenischen Inschriften uns Kunde geben, sind Sarduris I. (Sohn des Lutipris), Ispuinis, Menuas, Argistis I., Sarduris II. [zusammen etwa 835—745 v. Chr. (?)]. Das Reich, welches den Assyrerkönigen[3]), namentlich Salmanassar III. (782—772) und seinen Nachfolgern viel zu schaffen gemacht hat und der assyrischen Macht eine Zeit lang als ein zum Mindesten ebenbürtiger Nebenbuhler gegenüberstand, wurde durch Tiglatpileser III. (743) aus dieser Machtstellung verdrängt. Von weiteren Beherrschern dieses Gebietes sind uns die Namen Argistis II., Erimenas(?), Rusas und Sarduris III., des Zeitgenossen des Assyrerkönigs Asurbanabal (669—626), dessen neue von Belck entdeckte Inschrift uns noch beschäftigen wird (S. 141 ff.), bekannt geworden.

Die Könige selbst nennen ihr Land Biaina. Ihre Hauptstadt ist Tuspa(na)[4]) („Tuspapolis“), *Θωσπία*. Die Assyrer bezeichnen den Volksstamm, der „das Gebiet der Berglandschaften vom Van-See bis zum Araxes

1) S. Jensen, Zeitschr. f. Assyriologie VI, S. 59 f. S. 65 ff.

2) Dass die Sprache der altarmenischen Keilinschriften nicht das Mindeste zu thun hat mit dem heutigen Armenischen, einer indogermanischen Sprache, bedarf nach allem Angeführten kaum der Erwähnung. Die Behauptung einer Verwandtschaft der Van-Sprache mit dem heutigen Georgischen (Sayce, p. 411. Hommel, Zeitschr. f. Keilschriftforschung, S. 333) vermag ich nicht auf ihre Berechtigung zu prüfen.

3) Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums § 342.

4) D. H. Müller, Die Keilinschrift von Aschrut-Darga 11.

und der Ebene dieses Flusses selbst"[1]) bewohnte als Urartu (Herodot *Ἀλαρόδιοι*), — daher der hebräische Name des Landes אררט Ararat. Die Anwohner des Van-Sees sind somit einer der verschiedenen Stämme, in welche das Volk der Alarodier zerfiel.

Welches aber ist der einheimische und eigentliche Name dieses Volksstammes? Nach meiner Ueberzeugung sind es die s. g. nördlichen oder pontischen **Chaldäer**, die *Χαλδαῖοι* des Sophokles[2]), des Xenophon[3]) und des Strabo[4]), die uns in den Anbetern des Gottes **Chaldi(s)** der Inschriften von Van entgegentreten. Es liegt hier ähnlich wie im Assyrischen der der Fall vor, dass der Name des Hauptgottes und des Volkes gleich sind oder an einander anklingen. Auch die in Elam wohnenden Kassiten verehrten einen Gott Kaššû[5]). Für diese Auffassung lassen sich auch inschriftliche Beweise beibringen, denn in seinen Annalen[6]) spricht Argistis in einer häufig wiederkehrenden Phrase[7]) von der Beute, die dem (ILU) Chaldi-a, dem „Chaldi-Volke" (Sayce, Müller), zugefallen, und (ILU) Chaldi-na, die Chaldi-Stadt[7]), ist ohne Zweifel identisch mit Tuspa(na)-Van. Als ich diese meine Erklärung des Namens der nordischen Chaldäer vor Kurzem Herrn Prof. Eberhard Schrader vortrug, theilte derselbe mir mit, dass vor Jahren Alfred von Gutschmid ihm gegenüber brieflich einmal auf die Möglichkeit hingewiesen habe, dass zwischen dem Namen der pontischen Chaldäer und dem Gottesnamen Chaldi(s)[8]) ein Zusammenhang bestehe. Es freut mich, von diesem Zusammentreffen der Anschauungen hier Kunde geben zu dürfen[9]). Mit dem ursprünglich in Südbabylonien wohnhaften Volke der Chaldäer und mit der in Babylon sich findenden Priesterschaft[10]) gleichen Namens[11])

1) Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums § 247 sub 1. S. 298.

2) Stephanus von Byzanz, p. 680, 14 s. v. *Χαλδαῖοι· εἰσὶ δὲ καὶ Χαλδαῖοι ἔθνος πλησίον τῆς Κολχίδος. Σοφοκλῆς Τυμπανισταῖς· Κόλχος τε Χαλδαῖός τε καὶ Σύρων ἔθνος.* Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Herrn Prof. Th. Noeldeke. — Vgl. Nauck, Tragicorum Graecorum fragmenta. Editio II. Soph. Nr 581 (p. 270).

3) Xenophon, Anabasis IV, 3, 4. V, 5, 17; vgl. VII, 8, 25.

4) Strabo XII, 549.

5) Delitzsch: Die Sprache der Kossäer S. 29, 51. Statt Kossäer muss es Kassiten heissen s. Oppert, Ztschr. f. Assyr. III, 421 ff. V. 100 f. Lehmann, Šamaššumukîn Th. I., S. 63, Anm. 2.

6) D. H. Müller, Aschrut-Darga S. 20.

7) S. z. B. die Inschriften Sayce XXXVII, Z. 16 (p. 574), Z. 3, 23, 49. LVI, p. 666 Fragment VI. Z. Inschrift v. Aschrut-Darga Z. 5.

8) Der Nominativ endet in der Sprache von Van auf s. — Sayce p. 412.

9) Die Sprache der Keilinschriften von Van, für welche Jensen (a. a. O. S. 65 f. Anmerk. 1) den Namen „ortäisch" vorgeschlagen hatte, wäre also eigentlich als chaldäisch zu bezeichnen. Doch wird man auf den regelmässigen Gebrauch dieses Namens, der zu befürchtenden Verwechselung und Verwirrung halber, verzichten müssen. Es muss wenigstens immer hervorgehoben werden, dass von der Sprache der pontischen Chaldäer die Rede ist.

10) Vergl. Šamaššumukîn Th. I. S. 171. II. S. 113 und die dort Citirten.

11) Daher können auch A. von Gutschmidt's Ausführungen, wonach die biblischen Chasdim mit den Karduchen identisch wären und die Bezeichnung der Chaldäer als Gesammtnamen aller arischen Stämme nicht blos des Pontos, sondern auch des Tigristhales

haben diese pontischen Chaldäer nichts zu schaffen. Denn der ursprüngliche Name derselben ist Kašdu bib. כֶּשֶׂד (Genesis 22 [Nöldeke]) כַּשְׂדִּים und erst durch einen dem Babylonisch-Assyrischen eigenthümlichen Lautwandel von s zu l vor Dentalen[1]) ist daraus Kaldu geworden, woran sich das griechische Χαλδαῖοι anschliesst. Ebenso hat natürlich der bei Strabo a. a. O. verzeichnete Versuch, den Namen der pontischen Chaldäer etymologisch aus dem der Chalyber herzuleiten, nur den Werth eines Curiosums[2]).

(Kurdistân) und des unteren Euphratthales zu gelten hätte, nur noch ein historisches Interesse beanspruchen. Die südbabylonischen Chaldäer sind ein semitischer Stamm, die pontischen Chaldäer gehören weder zu den Semiten noch zu den Indogermanen. (Gutschmidt's Abhandlung (s. kleine Schriften VI. S. 433f.) stammt aus den fünfziger Jahren, ist also auch weit älter als seine oben erwähnte Mittheilung an Herrn Prof. Schrader.

1) S. Šamaššumukîn Th. I. S. 157ff.

2) Dagegen erschien es mir in hohem Grade erwägenswerth, ob nicht der Name auch des Volkes der Chaldäer (nicht blos des Chaldi-Landes und der Chaldi-Stadt) geradezu in den Inschriften vorkommt. Neben Chaldis, „dem Herrn" (euri, vergl. mitannisch ipri [Jensen]), der obersten Gottheitt, kommt eine Anzahl von Gottheiten vor, die — nach Function und Cultusstätte verschieden — den gleichen Namen tragen und in ihrer Gesammtheit als Chaldi-Gottheiten (Dativ Pl. Chaldini) bezeichnet werden; man vergleiche dazu das Verhältniss der verschiedenen als Bêl „Herr" bezeichneten Gottheiten mit dem Bêl κατ' ἐξοχὴν im babylonischen und assyrischen Pantheon. (Šamaššumukîn Th. II. S. 35f.). Daneben kommt aber ebenfalls mit dem Determinativ der Gottheit vor die Form Chaldinini, in welcher das eine ni nicht Casusendung sein kann, sondern das Suffix der Zugehörigkeit ni darstellen muss. Wir haben es also in Chaldinini mit dem Dativ Pluralis eines abgeleiteten Nomens Chaldini zu thun. Diese Chaldini hat man bisher ebenfalls nur als Gottheiten aufgefasst: Sayce: „to those belonging to Chaldis" („the gods belonging to the family of Chaldis") oder: „to the children of Chaldis." — Müller (S. 20) fasst sie als Chaldi-Gottheiten, Guyard (Mélanges d'Assyriologie p. 119f.), spricht von den als „Chaldéens" bezeichneten „divinités subalternes". Dass durch Chaldinini göttliche Wesen bezeichnet werden können, scheint die Inschrift Sayce V, 15/53, 17/54 ausser Zweifel zu stellen — wenn anders Original und Transscription hier in Ordnung sind: die Formen Chaldini und Chaldinini sind in den Wiedergaben nachweislich nicht immer streng aus einander gehalten — wo die den Ḫal-di-ni-ni bestimmten Opfer erwähnt werden. Aber unter den Kindern oder Angehörigen des Gottes Chaldis brauchen deshalb nicht immer göttliche Wesen verstanden zu sein. Es könnten sowohl die Gesammtheit der den Einzelnen beigegebenen schützenden Gottheiten, wie die Volksangehörigen selbst, unter dieser Bezeichnung begriffen werden. Auf entsprechende Vorstellungen im Bab.-Assyrischen scheinen Ausdrücke, wie „sein Gott und seine Göttin zürnen mit ihm" (Zimmern, Babylonische Busspsalmen S. 9. Z. 14), und die auf bab.-ass. Siegelcylindern häufigen Darstellungen des Betenden, der von fürsprechenden oder schützenden Gottheiten vor den (resp. einen) Gott geführt wird, zu deuten.

Da verdient es nun Beachtung, dass die „Chaldi-Zugehörigen" mit zwei verschiedenen, regelmässig wiederkehrenden Epithetis belegt erscheinen: wir finden die Phrasen: Ḫal-di-ni-ni uš-ma-ši-ni und Ḫal-di-ni-ni al-su-i-ši-ni. Es erscheint mir nach Prüfung aller in Betracht kommenden Stellen nicht unwahrscheinlich, dass im ersteren Fall die göttlichen Chaldi-Kinder, im anderen ihre irdischen Schützlinge, die deshalb so genannten Chaldäer zu verstehen sind. Heisst es z. B., wie regelmässig in den Annalen des Argistis I. (vgl. Müller S. 26; Sayce XXXIX, 48/49. 70/71. XL, 81 und XLI, 1 etc. und zu Anfang der Inschrift von Ordaklu [unten S. 149]) Ḫal-di-ni-ni al-su-i-ši-ni Argistis ali: „zu den Chaldikindern . . . spricht Argistis", so würde das danach bedeuten: der König spricht zu seinen Unterthanen, theilt ihnen in einem Erlass seine Thaten und Erfolge mit. Mehrfach beginnt eine Inschrift, wie z. B. unsere Canalinschrift Nr. 12a (Sayce XXVII Duplicat p. 535 Anm.), mit: Chaldinini ušmašini, damit wären nach unserer

Wir gehen nun über zu den

Inschriftproben.

An erster Stelle ist auf den beigegebenen Autographieen von meiner Hand S. 149 eine bereits bekannte und von Sayce[1]) veröffentlichte Inschrift, die von Ordaklu[2]), wiedergegeben. Sie ist gewählt worden, weil ausser Herrn Belck's Copie auch ein von diesem gefertigter Abklatsch der Inschrift mir vorgelegen hat. Dadurch wird einmal, wie durch eine Stichprobe, eine Controle von Herrn Belck's Copien durch das Original ermöglicht, — eine Controle, die äusserst günstig für Herrn Belck's Copien ausfällt, was um so mehr die rückhaltloseste Anerkennung verdient, als Herr Belck sich der Keilschriftforschung nicht von Hause aus beflissen hat, sondern erst durch seine Berührung mit den Inschriften diesem Gebiete seine Aufmerksamkeit zuzuwenden veranlasst war.

Zweitens beweist der Abklatsch, dass die Inschrift thatsächlich neunzeilig ist und dass nicht, wie Sayce als sicher annahm, Bischof Mesrop beim Copiren hinter Zeile 6 eine Zeile ausgelassen hatte. Ferner lautet der Stadtname in Z. 4 nicht Iš-ti-ma-ni-e, sondern statt ma ist ku zu lesen: Iš-ti-ku-ni-e[3]).

Wichtiger sind natürlich die von Belck (S. 124) aufgezählten, bisher nicht publicirten Inschriften. Ueber einen bisher verkannten, historisch-archäologisch, geographisch und sprachlich gleich wichtigen Punkt erhalten wir von vornherein volle Klarheit durch die

Canalinschriften des Menuas.

Als Canalinschriften im eigentlichen Sinne sind zu bezeichnen die von Belck Nr. 12 sub a–d, 13 und 14 genannten Inschriften, die wir (mit Ausnahme von Nr. 14) unten (S. 149—151) an zweiter bis sechster Stelle veröffentlichen. Ausserdem gehört dahin die von Schultz zwischen

Annahme die Schutzgötter des Volkes gemeint, denen der König sein Werk weihte: aber bestimmt ist es zum Gebrauch, bezw. angefertigt im Namen der Chaldäer, der Unterthanen des Königs, daher denn diese (z. B. Nr. 12a Z. 4/5; Sayce XXVII, Dupl. Z. 5/6, 16/17) in derselben Inschrift erscheinen, bezw. angeredet werden: als Ḫaldinini alsuišini Me-i-nu-a-ni, „zu den Chaldäern, die dem Menuas zugehören" (? (spricht Menuas). Die Bedeutung von ušmaš(ini) ist unklar: „gnädig", wie man gewöhnlich übersetzt, ist lediglich von Sayce, wie er selbst sagt, gerathen. Alsuiši(ni) ist vielleicht mit alsui(ni), mit welchem Worte das assyr. Ideogramm für gross (assyr. rabû) wechselt, verwandt. Bezeichnen sich die armenischen Chaldäer selbst als „die grossen, die mächtigen" oder ähnlich, so würde man durch diese Aeusserung eines ungewöhnlichen nationalen Selbstgefühls an Xenophon's Charakteristik dieser Χαλδαῖοι als ἄλκιμοι καὶ ἐλεύθεροι gemahnt. Ausführlicheres andererorts.

1) Muséon III. 2. April 1884. Vergl. Sayce, Nachtrag p. 25f.

2) So oder Ortaklu ist nach Herrn Belck S. 123 — dem ich die Gewähr für alle neuarmenischen Ortsnamen etc., da ich des heutigen Armenischen unkundig bin, überlassen muss, — statt Ordanlu, wie Sayce nach Mesrop und Patkanoff bietet, zu lesen.

3) In Zeile 5 findet sich zwischen ti und ni auf dem Abklatsch und in Belck's Copie noch die Spur eines wagerechten Keils, möglicher Weise der Rest des im Uebrigen abgeriebenen Zeichens i. Doch ist, wie ich auch in der Autographie angedeutet habe, diese Ergänzung zweifelhaft, da der Raum zwischen beiden Zeichen verhältnissmässig knapp ist.

Artamid und Vastan gefundene, von Sayce (S. 527 unter Nr. XXII) behandelte Inschrift, die mit Belck's Nr. 12a wörtlich übereinstimmt und nur einige Varianten in den Lauten und Formen und geringe Abweichungen in der Abtheilung der Zeilen (ebenfalls 14 an der Zahl) zeigt. Vergleiche ferner die in dem Nachtrag u. S. 139f. erwähnten Inschriften.

Das in diesen sämmtlichen Inschriften vorkommende armenische Wort **pili**, von D. H. Müller als „Inschrift" gedeutet, bezeichnet den **„Canal"**.

Vierzeilige Inschrift aus Artamid
(oben S. 125 Nr. 12 sub d. Autographien S. 129).

„Im Garten des verstorbenen Topal gefunden. Sehr gut erhalten. Auf einem Felsblock in der hier etwa 30′ hohen Nordmauer des Schamiramsue, am Westende der Stadt. Sehr grosse Charaktere. Die Inschrift, die bislang durch aufgehäuften Schutt verdeckt war, ist erst im vorigen Jahr bei dessen Wegräumung entdeckt worden" (Belck).

1. (ILU) Ḫal-di-ni-ni uš-ma-ši-ni
Den Chaldi-Kindern[1]) — — — — —

2. ᵐMe-nu-a-š(e) ᵐIš-pu-i-ni-ḫi-ni-š(e)
(hat) Menuas Sohn des Ispuinis

3. i-ni pi-li-e . . a-gu-ni
diesen Kanal gebaut.

4. ᵐMe-nu-a-i- pi-li ti-ni.
Menuas-Canal (ist) sein Name.

Mit dieser Inschrift lautete gleich die Inschrift des „etwa $3^1/_2$′ (engl. Fuss) langen und 1′ hohen Steines (oben S. 125 sub 13, Autographie S. 150), der in Ischchanikom links von der Eingangsthür zu Hadschi Oannes Hause gefunden ist und vom Schamiramsu stammen soll, was die Inschrift bestätigt." Der einzige Unterschied besteht in der Schreibung

ᵐIš-pu-u-i-ni-ḫi-ni-š(e) statt des ᵐIš-pu-i-ni-ḫi-ni-š(e)

der Inschrift von Artamid, also in der Verwendung der gewöhnlicheren Form neben einer bereits belegten Variante. —

Die ebenfalls in Artamid „auf einer schrägstehenden Felswand im Garten des Abdurrahman Bairam Aga oglu befindliche Inschrift" (drei etwas zerstörte Zeilen, Autographie S. 149) stimmt mit der letzteren wieder bis auf die Zeilentrennung überein, wie die Umschrift zeigen mag:

1. (ILU) Ḫal-di-ni-ni uš-ma-ši-ni ᵐMe-nu-a-še
2. ᵐIš-pu-u-i-ni-ḫi-ni-š(e) i-ni-pi-i-l[i]
3. a-gu-ni ᵐMe-nu-a-i pi-li ti-ni.

Abweichend ist nur die Längenschreibung pi-i-li für pili = Canal in Zeile 2.

1) Vgl. o. S. 132 Anm. 2.

Vierzehnzeilige Inschrift.

Ebenfalls aus Artamid, aus dem Garten des Abdurrahman Bairam Aga oglu stammt die vierzehnzeilige Inschrift (oben S. 125, sub 12 a. Autogr. S. 150). Sie steht „etwa 10 *m* von der ersteren Inschrift entfernt", auf einem mächtigen Felsblock von 12′ Länge und etwa 6′ Höhe. Die Inschrift ist 4′ 19″ lang, 2½′ breit; sie war ganz mit Moos überwachsen und deshalb kaum erkennbar.

Consul Devey hatte sie wiederholt gesehen, aber für unentzifferbar gehalten. Vierzehn sehr zerstörte, kaum leserliche Zeilen: sehr grosse Charaktere"[1]).

Sie lautet in Umschrift und Uebersetzung:

1. (ILU) Ḫal-di-ni-ni uš-m[a-ši-]ni ^{m}Me-nu[-a-š(e)]
   Den Chaldikindern (hat) Menuas

2. ^{m}Iš-pu-u-i-ni-[ḫi-]ni-š(e) i-ni pi-i-l[i]
   Sohn des Ispuinis diesen Canal

3. a-[gu]-ni Me-nu-a-i pi-i-li ti-i-ni
   erbaut. Menuas - Canal (ist) sein Name.

4. (ILU) Ḫal-di-ni-ni al-su-i-ši-ni ^{m}Me-nu-a-ni
   Zu (?) den Chaldikindern — — — — — die angehören (?) dem Menuas

5. . . . nu[2]) DAN.NU . . . . nu al-su-i-ni
   dem König dem mächtigen, dem König dem grossen,
   . . . . . nu MÀTU Bi-i-a-i-na-e
   dem König des Landes Biaina,

6. a-lu-si (ALU) Tu-uš-pa-a-e-na (?)
   dem Fürsten[3]) der Stadt Tuspapolis (?),

7. ^{m}Me-nu-a-š(e) a-li-e: a-lu-š(e) i-ni DUB.TE
   Menuas spricht: wer diese Inschrifttafel

8. tu-li-i-e a-lu-š(e) pi-tu-li-e a-lu-š(e)
   wegnimmt, wer den Namen wegnimmt, wer

9. a-i-ni-e-i i-ni-li du-li-e a-lu-še
   in den Staub (??) dieselbe thut, wer

10. u-li-š(e) ti-i-u-li-e i-e-š(e) i-ni
    anderer (?) behauptet (?): ich (habe) diesen

11. pi-i-li a-gu-bi(?) tu-ri-ni-ni (ILU) Ḫal-di-š(e)
    Canal gebaut, den Mann möge Chaldis

1) Mit dieser Inschrift berühren sich am Nächsten sowohl die von Sayce Nr. XXII. wie die von Belck unter Nr. 15 genannte Inschrift.

2) Das Wort für König endet sicher auf nu; nach Sayce hiesse „König" geradezu nuš.

3) So Guyard „Etudes vanniques" Journal Asiatique VIII. serie 3. vol (1884) p. 499). D. H. Müller, Aschrut-Darga S. 11.

12. (ILU) Teïsbas (ILU) . SAMSU ILU *pl.* ma-a-ni
der Gott Teïsbas der Sonnengott, die Götter (ihn)
(ILU) SAMSU-ni
öffentlich (?)

13. pi-e-i-ni me-i[1]) a[r-ḫi]-u-ru-li-a-ni me-i
den Namen den seinen, die Familie die seine,

14. i-na-i-ni me-i na-ra-a a-u-i-e u-lu-li-e
die Stadt (?) die seine, dem Feuer und dem Wasser preisgeben.

Nur durch die Zeileneintheilung und das Fehlen des in Z. 4—6 der vorliegenden Inschrift Gesagten unterscheidet sich von dieser Belck's Inschrift Nr. 12b (S. 125 Autographie auf S. 151). Sie befindet sich „in einem Seitenthal bei Artamid, dicht am Schamiramsue (unterhalb desselben), auf einem grossen Felsblock. Die Inschrift ist sehr zerstört, kaum noch erkennbar (schon von Prof. Schulz als unentzifferbar bezeichnet!) etwa $6^1/_2$' lang und etwa 2' hoch, grosse Charaktere; neun Zeilen." —

Zu diesen Canalinschriften ist zu bemerken:

Für die Erklärung wesentlich ist das in den sämmtlichen Inschriften vorkommende pili. Wie bemerkt, hatte D. H. Müller[2]) dieses Wort mit „Inschrift, Gedenktafel" übersetzt. Seine Argumentation geht den folgenden Weg. Zum Ideogramm DUB . TE Gedenktafel in der Inschrift von Kharkhar (Sayce XLIV) bemerkt er, dass dessen phonetischer Werth in der Sprache von Van pili sei. „Dies kann man", so fährt er fort, „ersehen aus Sayce XXII", — die also unserer vierzehnzeiligen und neunzeiligen Inschrift am nächsten kommt, — wo es Z. 2—3 heisst: „ini pi-li aguni Menuaï pi-li ti-ni": „Menuas hat diese Inschrift gesetzt und sie Menuas-Inschrift genannt", während daselbst Z. 7 in der Schlussformel die Phrase vorkommt: aluše ini DUB . TE tulî, „wer diese Gedenktafel entfernt" und daselbst Z. 9—10: aluše uliše tiulî ieše ini pi-li agubi, „wer Anderer behauptet: ich habe diese Denktafel errichtet."

Dass D. H. Müller, dem wir so werthvolle Fortschritte im Verständniss der Inschriften von Van verdanken, sich hier auf falscher Fährte bewegte, war, wie mir scheint, von vornherein daran zu erkennen, dass seine Erklärung die Annahme zur Voraussetzung hat, Menuas habe einer Inschrift, die als von ihm herrührend ausdrücklich bezeichnet wurde, noch besonders den Namen Menuas-Inschrift beigelegt. Der Name kann nur einem ausserhalb der Inschrift stehenden Gegenstand angehören, auf welchen diese Bezug hat. Wie nun Müller gelegentlich der Veröffentlichung der Inschrift von Aschrut-Darga aus der Inschrift und aus Herrn

1) Meï „sein", eig. „von ihm", Gen. des Pronom. absol.
2) Die Keilinschrift von Aschrut Darga. S. 23.

Prof. Wünsch's Beschreibung von deren Standort geschlossen hat, dass unter su-si (Z. 2) „die aus dem Felsen gehauene Kapelle"[1]) zu verstehen ist, in der die Inschrift angebracht ist, so hat Belek (s. o.) zunächst nach dem Stand und Fundort der Inschriften die Vermuthung ausgesprochen, dass pili „Canal, Wasserleitung" bedeute.

Jegleichen Zweifel wird der folgende ausführliche Bericht von Herrn Belek über den Canal und den Standort der Inschriften an demselben beheben.

Ueber den Schamiramsue.

„Ueber diesen hochinteressanten Aquaedukt sind genauere Nachrichten bisher sonderbarer Weise nicht in die Oeffentlichkeit gebracht worden, ich erlaube mir daher hierüber einiges zu bemerken. Die Quelle, welche diesen sogen. Semiramis-Canal speist, entspringt am Fusse einer felsigen Bergkette von mehreren hundert Metern relativer Höhe, welche die südliche Grenze des, Haiotzor genannten unteren Koschabthales bildet, etwa 1,5 *km* vom Kurdendorfe „oberes Meschingert" entfernt. Dort sprudelt die sehr starke und ausserordentlich kohlensäurereiche Quelle, deren Wasserquantum Mitte Oktober, also zur trockensten Jahreszeit, nach meiner Schätzung auf reichlich 1500 *l* pro Sekunde zu veranschlagen war, zur Frühjahrszeit aber mehr wie das Doppelte betragen soll, aus vielen Felsenspalten hervor und fliesst gleich darauf mit bedeutendem Fall über felsigen Boden hinweg, wodurch starkes Geräusch verursacht wird. Auf den ungeheuren, oberhalb der Quelle auf dem Bergabhange lagernden Felsblöcken sollte sich nach Angabe des englischen Consuls in Van, Mr. Devey, eine grosse, arg zerstörte Keilinschrift befinden, die er selbst gesehen haben wollte, ich aber trotz eifrigsten mehrstündigen Suchens mit meinen Leuten und den Dörflern nicht auffinden konnte. Freilich lässt sich aber nach der ganzen Sachlage hier a priori eine Inschrift des erbauenden Königs vermuthen. Die Quelle, welche durch Bohrung jedenfalls stark vergrössert werden könnte, floss vor Erbauung des Canals auf direktestem Wege nach Norden in den nur etwa 5 *km* entfernten Koschabfluss; das alte Bette ist auch heute noch fast überall deutlich erkennbar und wird theilweise von den Dörflern als Rinne für abgezweigte kleinere Canäle benutzt.

„König Menuas liess nun die Quelle unmittelbar an ihrem Austritt abfangen, leitete sie zunächst zum oberen Meschingert (gert armenisch = Stadt), wo sich in alten Zeiten nach der Ueberlieferung der Armenier eine grössere Stadt befunden haben soll, in einen mächtigen mit kleiner Stauvorrichtung versehenen Sammelteich und weiterhin behufs Ueberführung über den Koschab auf den folgenden etwa 4 Kilometern in **erhöhtem** Bette fort zum unteren Meschingert, wo ein aus mächtigen Baumstämmen

1) Aschrut-Darga S. 9.

zwar ziemlich roh, aber doch sehr dicht zusammengefügter Holzkanal in etwa 3 *m* Höhe über den Fluss gelegt ist.

„Bis zum Koschab läuft auch der Canal unter mancherlei starken Krümmungen in der Hauptrichtung: Nord, dann aber biegt er unmittelbar hinter der Ueberführung scharf nach Westen um, da er dort den das Haiotzor im Norden begrenzenden Bergzug erreicht hat, an dessen Fusse hier der Koschab hart entlang strömt. Beim unteren Meschingert führt eine grosse Holzbrücke über den Canal, der gleich darauf an hohen steilen Felsenwänden vorbeifliesst. Dort befindet sich ca. 100 *m* westlich von der Brücke in einer Höhe von etwa 15 *m* über dem Canal an leicht zugänglicher Stelle auf einem grossen Felsblock eine durch Wind und Wetter arg zerstörte vierzehnzeilige Keilinschrift (Nr. 14). Von hier ab läuft der Canal ununterbrochen am Fusse der erwähnten, zum Van-See hin sich allmählich verflachenden Bergkette, wesentlich in westlicher Richtung, bis nahe zum Dorfe Ischchanikom hin, eine Strecke von ca. 22 *km*, auf der er die Dörfer Gölblassan, Gämm, Karawanz, Enghel und Maschkeldek berührt. Bei Ischchanikom (s. Inschrift Nr. 13) dreht der Canal allmählich ganz nach Osten um und läuft auf dem nördlichen Abhange desselben Bergzuges bis Artamid weiter, vorbei an den Dörfern Churkum, Köschk, Surp Wartan und Charabakoi (= „zerstörtes Dorf“, hier soll früher die armenische Stadt Awelkerch existirt haben). Bald hinter Artamid beim Dorfe Sewastan biegt dann der Kanal nach Norden um und verläuft sich schliesslich, wenige Kilometer südlich von Van, auf den dortigen Feldern, die in früheren Zeiten sehr wahrscheinlich die Gärten und Häuser der Stadt Van trugen, jetzt aber grösstentheils unbebaut daliegen (vgl. S. 145). Die Länge des Canals von Ischchanikom bis Artamid beträgt etwa 21—22 *km*, und von Artamid bis zu seinem Endpunkte am Meeresufer weitere 21—22 *km*, insgesammt also ca. 70 *km*, ungerechnet die starken Krümmungen, die namentlich zwischen Surp Wartan und Artamid dem Canal 6—10 *km* Länge mehr geben, so dass die Gesammtlänge desselben sicher 75—80 *km* betragen dürfte. Bis Artamid besitzt der Canal ein recht bedeutendes Gefälle und ist deshalb auch sehr reissend, späterhin ist dasselbe weit geringer. Vom unteren Meschingert bis Surp Wartan ist der Bau des Canals, weil meist in lockerem Erdreich erfolgt, keinen besonderen Schwierigkeiten begegnet, dann aber war bis Artamid ein äusserst schwieriges Terrain zu überwinden, fast durchweg felsiger Boden, zerrissen durch tiefe, weit einschneidende Schluchten. Ueber die letzteren fort hat man häufig genug den Canal in sehr eigenthümlicher Weise geführt, indem man fortlaufend am Rande der Schluchten breite cyclopische Mauern vom Grunde herauf bis zu der erforderlichen Höhe aufführte, auf deren Oberfläche dann das Canalbett angelegt wurde. Diese Mauern, welche oft eine Höhe von 10—15 *m* und darüber erreichen, sind aus kleinen und grossen Felsblöcken ohne Bindemittel aufgeführt, und auf diesen letzteren findet

man in der Nähe der Erdoberfläche mitunter Inschriften, die offenbar auf den Canal Bezug haben. Da bei meiner dortigen Anwesenheit die späte Jahreszeit zur eiligen Weiterreise drängte, war es mir nicht möglich, dem zwischen Surp Wartan und Artamid in äusserst starken Krümmungen verlaufenden Canal fortgesetzt zu folgen, um alle vorhandenen Inschriften festzustellen. Letztere sind, wenn die für die Aufführung der Mauern verwendeten Steine hierfür nicht geeignet waren, auch häufig auf in der Nähe befindlichen grossen Felsblöcken oder Felswänden angebracht. Es scheint nun, dass König Menuas, von dem alle Canalinschriften sprechen, diese Inschriften an allen den Punkten hat anbringen lassen, die dem Bau besondere Schwierigkeiten bereitet haben; vielleicht auch liess er das Fortschreiten des Canals während einer bestimmten Zeitperiode durch eine beigesetzte Inschrift bezeichnen. So finden wir bei der erwähnten Canalüberführung über den Koschab eine Keilinschrift, eine andere soll beim Dorfe Karawanz existiren, die dritte fand ich zwar im Dorfe Ischchanikom, der Besitzer erklärte aber, sie vor ca. 20 Jahren von Schamiramsue geholt zu haben. Weiterhin berichteten die Leute vom Vorkommen derartiger Inschriften in Churkum, wo der grosse Schriftstein leider von den unverständigen Kurden in viele kleine Stücke zerschlagen worden ist, von zweien in Surp Wartan, von einer in Charabakoi. In der Nähe von Artamid war bisher nur eine auf den Canal bezügliche Inschrift bekannt, es gelang mir dort, die besprochenen vier weiteren aufzufinden; von Artamid ab bot dann der Canalbau im weichen Erdreich keine besonderen Schwierigkeiten mehr, es fehlen weiterhin alle Inschriften, deren Anbringung in dem ebenen Terrain auch nicht ohne Weiteres erfolgen konnte. Hervorheben will ich nur noch, dass bei Sewastan, dem letzten vor Van vom Schamiramsue berührten Dorfe, in die Felswand einer naheliegenden niedrigen Bergkette eine grosse, für die Aufnahme einer Inschrift bestimmt gewesene Tafel eingehauen ist, ganz in Form eines Thoreinganges, so wie Meher Kapussi (Meheritour) und Aschrut Darga, die leider durchaus leer ist. Vielleicht dass sie dazu bestimmt war, ein Resumé aller auf die Erbauung des Canals bezüglichen Daten zu geben, eine Arbeit, an der Menuas durch seinen Tod, Argistis aber durch seine Kriegs- und Eroberungszüge gehindert wurde. Jedenfalls ist dieser Aquaedukt als eine grossartige Schöpfung zu betrachten, die in ihrer soliden Ausführung auch heute noch einem grossen Theile der im Haiotzor belegenen 42 Dörfer das für die Felder und Gärten unentbehrliche Berieselungswasser liefert und dabei gleichzeitig 20 Mühlen (früher existirten mehr als 40) betreibt."

Zu allem Vorstehendem bietet folgender Nachtrag Dr. Belck's die erwünschteste Bestätigung:

„Die vorliegende Abhandlung war bereits für den Druck fertig gestellt, da erhielt ich durch die deutsche Botschaft in Constantinopel einen Brief des Herrn Consuls Devey, datirt vom 10. November 1891, zugestellt, in

welchem mir der letztere Mittheilung macht von der Auffindung weiterer Inschriften am Schamiramsue. Ich muss hierbei bemerken, dass Herr Devey und ich die Inschriften Nr. 12d und Sayce Nr. XXII. und XXIII. wegen hereinbrechender Dunkelheit, z. Th. bei dem trüben Lichte eines Wachsstockes copirt haben. Am anderen Vormittage hatte ich vollauf mit der Entzifferung der zerstörten Inschrift Nr. 12a zu thun, dann drängte die Zeit zur Weiterreise, ich konnte eine eingehendere Untersuchung der Canalmauern bei Artamid nicht mehr vornehmen, musste das vielmehr Herrn Devey überlassen, dem ich für Abklatschzwecke auch meinen ganzen Papiervorrath übergab. Letzterer hat nun beim Umhersuchen am Tage unmittelbar neben Nr. 12c und Sayce Nr. XXII. und XXIII. noch vier weitere Inschriften auf Steinen in der Canalwand entdeckt, zwei dreizeilige und zwei vierzeilige, die dem Texte nach durchaus mit meinen Nrn. 12b und d übereinstimmen. Damit ist die Zahl der allein in unmittelbarer Nähe Artamids vorhandenen Canalinschriften nunmehr auf neun gestiegen."

Es liegt von Herrn Devey's Hand eine Copie der dreizeiligen Inschrift vor, die ich hier der Controlle halber ebenfalls transscribire.

1. (ILU) Ḫal-di-ni-ni uš-ma-ši-ni ᵐMe-nu-a-še
2. ᵐIš-pu-i-ni-ḫi-ni-š(e) i-ni pi-li-(e)[1])
3. a-gu-ni ᵐMe-nu-a-i pi-li ti-ni.

Man sieht, dieselbe deckt sich mit der von Belck copirten Inschrift Nr. 12b (o. S. 134) vollkommen.

Dass Menuas ein solches Werk stolz mit seinem Namen belegte, ist erklärlich; nicht minder, dass er in Inschriften, die sich nach Aufstellungsort und Inhalt nicht direct auf den Canal beziehen, (wie in Sayce XXIX, 13 Z. 7) und in der Inschrift von Arzwapert (S. 125 sub Nr. 7, I. Z. 19–20), unter der Aufzählung seiner Thaten den Bau des Canals nicht vergisst: pi-li-e a-gu-(u-)bi-(e): „ich habe einen Canal gebaut."

Damit ist die Bedeutung dieser Inschriften klargestellt. Dass im Einzelnen noch Vieles unsicher, werden die reichlich gesetzten Fragezeichen beweisen. Ich habe in dieser vorläufigen Mittheilung mehrfach die Uebersetzungen meiner Vorgänger befolgt, ohne durchweg von deren Richtigkeit überzeugt zu sein.

Nur Eines sei besonders bemerkt: Das in sämmtlichen Inschriften vorkommende ti-ni bezeichnet sicher die Namengebung. Aber mit Sayce und Müller darin ein Verbum zu sehen, verbietet, wie mir scheint, Z. 4 der Stele des Rusas (S. 151), welche lautet: . . . [t]e-ru-bi ti-ni Ru-sa-i-su-e: Rusas spricht hier (s. S. 143) in directer Rede: terubi, „ich habe angelegt". Wäre ti ein Verbum, so müssten wir statt des Suffixes der 3. Pers. ni, das der ersten, also ti-bi, erwarten. Ist ti ein Sub-

1) Fehlt in einem Exemplar.

stantivum (vergl. dazu auch mitannisch ti. „Wort“[1]), also ti-ni „sein Name (ist)“, so fällt mit dieser Schwierigkeit auch eine von den wenigen bisher angenommenen Ausnahmen von der Regel weg, dass in der Sprache der pontischen Chaldäer das Verbum auf u endigt. Ti („Name, Benennung“), bezieht sich vielleicht auf leblose Gegenstände, da der Name der Person, wenigstens so weit er geschrieben steht, pi heisst.

Die Inschrift der Stele des Rusas.

Um die interessante und schwierige Inschrift des Rusas, wie das auch Herrn Dr. Belck's Wunsch entspricht, möglichst schnell der Gesammtheit der Forscher bekannt zu geben, wird dieselbe an letzter Stelle in Autographie veröffentlicht (S. 151 f.).

Die Beschreibung des Inschriftsteins und seiner Lage, die sich als äusserst wichtig für die Bestimmung des Inhalts erweisen wird, giebt Herr Belck wie folgt:

„Die Inschrift befindet sich in wilder Gebirgsgegend, ca. 23 Werst östlich von Van und ca 6 Werst vom christlichen Dorfe Toni, in dem 20 Nestorianer- und 10 Armenier-Familien in friedlicher Gemeinschaft hausen. Der Weg dorthin führt von Van aus allmählich ansteigend bis an den Fuss des steil ansteigenden Warrakberges und dann an der Rückseite (Ostseite) desselben in einer Schlucht an einem kleinen Bächlein aufwärts zunächst nach Toni, wobei wir an zwei grossen, für die Gärten in Van von der Regierung angelegten Thalsperren vorbeikommen. Gleich hinter Toni nimmt das Land einen wilden, öden Charakter an, überall hohe, steil abfallende Gelände, sehr schmale Schluchten, in denen sich die Abhänge treffen, häufig genug ungeheure Kessel, Steinwände bildend, dabei fast ohne Vegetation. Nach etwa dreiviertelstündigem Ritt erblickt man vor sich den Keschisch Göll (Priester-See), eine künstliche Stauung für Regenwasser, die ebenfalls für die Gärten in Van angelegt worden ist (vgl. S. 144); das sehr grosse Bassin enthielt damals (am 1. Oktober) gar kein Wasser. Nunmehr steigt man sogleich rechts den steilen, reichlich unter 45° abfallenden Hang, an dessen Rande man schon seit längerer Zeit hingeritten ist, etwa 130—160 *m* hinab, und bemerkt dann die Keilinschrift, welche sich noch etwa 30—40 *m* über der Sohle der Schlucht befindet. Das Monument ist namentlich deshalb so interessant, weil es sich auch heute noch — im Gegensatze zu sehr vielen fortbeweglichen Inschriften — auf dem Platze befindet, wo es vor mehr als 2500 Jahren aufgestellt wurde, in eintöniger, menschenleerer Gebirgsgegend, in der nie eine menschliche Niederlassung bestanden haben, noch je existieren kann, mitten auf einer ausserordentlich steilen Berglehne, deren Ersteigung sehr schwer fällt, und auf einem sonst gar nicht weiter herbereiteten oder geebneten Platze. Es besteht aus einem grossen Felsblock von circa

[1] Jensen a. a. O. S. 66

4 Fuss Länge und Breite und ca. $1\frac{1}{2}'$ Dicke, sehr schön und glatt behauen, der als Sockel dient und deshalb für die Aufnahme des Schriftsteines in der Mitte ein durchgehendes Loch von ca. 2' Länge und $1\frac{1}{4}'$ Breite enthält, in welches das verjüngte Ende des Schriftsteines hineinpasste. Vor diesem Loche befindet sich eine etwa 2 Zoll tiefe, tellerartige Vertiefung von etwa 8 Zoll Durchmesser, deren Bedeutung und Zweck mir nicht ganz klar geworden ist. Auf diesem Sockel stand eingesetzt der Schriftstein, dessen oberes Ende leider weggebrochen ist, so dass sich gar nicht übersehen lässt, wieviel von dem Anfange der Inschrift fehlt. Der noch vorhandene, beschriebene Theil des Steines ist ca. 6' lang und nur ca. 2' dick; er besteht aus schwarzem, ausserordentlich hartem Material. Die Inschrift ist zwar sauber ausgeführt, aber die einzelnen Charaktere sind in Folge der Härte des Materials kleiner und flacher hergestellt und deshalb nicht so deutlich erkennbar, wie bei den anderen von mir copirten Schriftsteinen; ausserdem ist die Inschrift an den Längskanten des Steines, zumal am Ende der Zeilen, recht häufig zerstört. Ich vermuthe nach Analogie zahlreicher anderer derartiger, von mir copirter Schriftsteine, dass der Stein ursprünglich eine oben abgerundete Form hatte, also eine Stele war, und dass man das fehlende Stück bei eifrigem Nachsuchen vielleicht auf dem Boden der Schlucht noch finden dürfte. Ganz unverändert ist das Monument auch sonst nicht geblieben, vielmehr haben die Dörfler, welche unter ihm grosse Schätze vermutheten, mit vieler Mühe erst den schweren Schriftstein herausgehoben (möglich, dass bei dieser Operation, die erst vor $2\frac{1}{2}$ Jahren erfolgt sein soll, das obere Ende abgebrochen ist), und dann den gewichtigen Sockel einige Fuss von seiner ursprünglichen Lagerstätte entfernt, so dass jetzt beide Steine neben einander liegen. Die Nachgrabungen sollen nur einen Bärenschädel zu Tage gefördert haben. Falls das Monument nicht einen Grenzstein vorstellen soll, so hat es vielleicht auf den vor undenklichen Zeiten angelegten Keschisch Göll Bezug, das würde wenigstens nach dem Ortsbefunde das Wahrscheinlichste sein.“

So weit Herr Dr. Belck. Ich füge dem meinerseits hinzu:

„Bei einer Inschrift, die ausser ihrer Verstümmelung noch so starke Abweichungen von dem Tenor der bekannten Inschriften aufweist, kommt die Bearbeitung nahezu einer Entzifferung gleich, die vollends durchzuführen, eine weit längere Bekanntschaft und Beschäftigung mit der Inschrift erfordern würde. Immerhin glaube ich als erste Schritte zum Wege nach diesem Ziele das Folgende anführen zu dürfen.

Zu Z. 18 lesen wir: ᵐRu-sa-š(e) a-li „Rusas spricht“; in Z. 8/9 mit Ergänzungen, die durch den Vergleich eben mit Z. 18 gesichert werden: ᵐRu-sa-[š(e)] [a]-li i-u „Rusas spricht also:“ — eine in den Inschriften von Van nicht seltene Phrase. Mit diesen Worten gewinnen wir den Anfang von zwei Abschnitten der Inschrift. Wir können mit ziemlicher Sicherheit schliessen, dass dieselbe sich innerhalb der Inschrift

mindestens noch zweimal befunden hat, einmal gegen den verlorenen Anfang, einmal zur Einleitung der Fluchformel, die am Ende der Inschrift[1]) zu erwarten wäre. Weiter erkennen wir, dass, da zu Anfang der Z. 9 nur die Silbe a zu ergänzen ist, der Anfang der Zeilen zumeist bis auf ein erstes Zeichen intact ist. Schliesslich sind wir sicher, dass das, was Rusas in der Inschrift mittheilt, in directer Rede, in erster Person gesprochen erscheint. So folgt denn in Z. 18 auf „Rusas spricht" direct: terubi, 1 Ps. sg. von teru: „ich habe eingerichtet, angelegt". Darauf folgt i-ku-ka-ḫi-ni. D. H. Müller[2]) hat gezeigt, dass ikukani šale bedeutet „in demselben Jahre". Hier (wie in Z. 6) haben wir dasselbe Wort ikuka aber vor dem Suffix ni erscheint noch das Suffix der Zugehörigkeit ḫi[3]), „in dem demselben zugehörigen Orte, resp. zu der demselben zugehörigen Zeit, also etwa: „gleichzeitig" oder „an derselben Stelle", wenn auch die Function dieses Suffixes gerade an dieser Stelle nicht völlig klar ist. Was Rusas eingerichtet hat, sagt uns Z. 19. Es sind Pflanzungen, Gärten, Waldungen verschiedener Art, alle gekennzeichnet durch GIŠ, das Ideogramm für „Baum, Holz" (assyr. iṣu). An zweiter Stelle findet sich das aus den Inschriften von Van bereits bekannte Ideogramm für „Weinstock." Darauf folgte eine mit GIŠ . TIR, dem Ideogramm für „Waldung, Hain", assyrisch kištu[4]) beginnende Gruppe[5]).

Wenn Rusas nun Weingärten und Waldungen anlegte und uns darüber in einer am Keschisch-Göll, einem künstlichen Wasserreservoir, aufgestellten Inschrift berichtet, so wird damit die Wahrscheinlichkeit bedeutend erhöht, dass wir es in dem Keschisch-Göll mit einer zur Bewässerung dieser Pflanzungen bestimmten Anlage zu thun haben. Als Bestätigung darf man es begrüssen, dass gleich im Anfang des erhaltenen Theiles der Inschrift (Z. 2) von Gewässern A$^{pl.}$ die Rede ist. Das Ideogramm für „Wasser" kommt freilich meines Wissens hier zum ersten Male in den Inschriften von Van vor, — wie denn überhaupt der Bestand der zur Niederschrift der Vansprache verwendeten, aus dem assyrischen bekannten Ideogramme

1) Dieses Ende der Inschrift befindet sich vielleicht noch jetzt auf der Rückseite der Stele. Herr Dr. Belck, der bei erneuter Durchsicht selbst zu der Erkenntniss gekommen ist, dass die Inschrift, so wie sie vorliegt, unvollendet abbricht, hat bereits die nöthigen Vorbereitungen zu einem Versuch, den Stein zu wenden, getroffen. Gleichzeitig werden erneute Nachforschungen nach dem fehlenden Obertheil der Stele gemacht werden, so dass Hoffnung auf eine Vervollständigung der interessanten Inschrift vorhanden ist.

2) Aschrut-Darga 20.

3) Sayce, S. 434.

4) Brünnow, A classified list of . . . cuneiform ideographs Nr. 7661.

5) Ich vermuthe, dass im Folgenden das Zeichen sa mit dem senkrechten Keil zusammenzuziehen ist, zu dem, in den Inschriften von Van bisher noch nicht nachgewiesenen, bekannten assyrischen Zeichen kar, dass also kar-u-še die nähere Bezeichnung der Waldung enthält und š(e) darin die Nominalendung repräsentirt. Im folgenden GIS . A . . . wäre dann etwas Neues enthalten; doch sei auch auf die Möglichkeit hingewiesen, dies beiden Zeichen zu der Silbe kal, dan zusammenzuziehen.

durch unsere Inschrift wesentlich bereichert wird, — ist aber in seiner Eigenschaft als Ideogramm durch das folgende Pluralsuffix, in seiner Bedeutung durch die assyrischen Inschriften vollkommen gesichert. Sumer. a wurde für ass. mû pl. mê (hebr. מַיִם) verwendet. Dasselbe A, „Wasser“, möchte ich auch Z. 26 vor dem Pluralsuffix und in der Z. 28 vor dem Rest desselben ergänzen, umsomehr, als in Z. 28 unmittelbar darauf das Ideogramm für „Fluss“, A. GUR, ass. nâru folgt.

Weiter erscheint nun auffallend oft in der Inschrift das Wort mRu-sa-ḫi-na in verschiedenen Casus rep. mit verschiedenem Suffixen:

Zeile 5. mRu-sa-ḫi-na ... (?).
„ 9. mRu-sa-ḫi-na.
„ 13. mRu-sa-ḫi-na-ka-i (vergl. Sayce p. 429).
„ 22, 32. mRu-sa-ḫi-na-u-e.
„ 29. mRu-sa-ḫi-na-i-di (?).

Ru-sa-ḫi heisst (vergl. S. 143) dem Rusas angehörig, na ist Suffix für „Stadt, Gegend“, identisch mit dem von Müller[1]) nachgewiesenen Worte na, „Stadt.“ Der Name giebt uns also Kunde von einer städtischen oder stadtähnlichen Anlage, die Rusas Namen führte, also von ihm angelegt sein muss; das regelmässige Fehlen des Städtedeterminativs vor dem Worte wird sogleich seine Erklärung finden (S. 147 sub 4). Mit Rusaḫina werden aber, z. B. in Z. 11, in nächster Verbindung genannt die Einwohner von Tušpa-na (Tušpapolis) = Van. „Einwohner“ wird hier durch „Kinder“ ausgedrückt, d. h. durch das Ideogramm für „Mensch“ ass. amelu, als Determinativ, und das für „Kind“ assyr. mâru, letzteres hier ebenfalls in den Inschriften von Van zu ersten Mal belegt.

Einmal so weit gekommen, wandte ich mich in der Erkenntniss, dass für den Fortschritt im Verständnisse der Inschriften von Van das Heil in der genauen Beachtung der topographischen und archäologischen Verhältnisse liegt (vergl. o. S. 137), an Herrn Dr. Belck mit folgender Anfrage:

Die Inschrift spreche von einer Rusa-Stadt, die mit Tušpana-Van in nahen Beziehungen stehe, und von Anpflanzungen, die der König gemacht habe. Meines Wissens seien bisher Inschriften und Denkmäler von Rusas nur in Topra-kaléh gefunden, hier aber in sehr reichlichem Maasse (s. S. 126 u. Anm. 1). Ich glaubte daher in Topra-kaléh das alte Rusaḫina erblicken zu müssen und bäte ihn, mir mitzutheilen, ob die topographischen Verhältnisse derartig wären, dass der Abfluss des Keschisch-Göll die Gartenanlagen in Topra-kaléh bewässern könnte, in welchem Falle ich für die Annahme, dass die Stele über die Anlage des Keschisch-Göll sowohl, wie der von ihm zu bewässernden Rusaḫina-Topra-kaléh berichte, die höchste Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen müsste.

Darauf antwortete mir Herr Belck, d.d. Frankfurt a. M., 24. April 1892:

1) Aschrut-Darga 10f.

. . . „Es freut mich ausserordentlich, dass Ihre Vermuthungen ganz richtig sind. Zwar besitze auch ich keine Specialkarte hier, nach der ich Ihnen eine genaue Skizze hätte anfertigen können, allein das beiliegende, aus der Erinnerung gezeichnete Blättchen, wird schon genügen, um Ihnen zu zeigen, dass der Abfluss des Keschisch-Göll sehr gut nach den nothwendiger Weise auf der Südseite des Topra Kaléh-Felsens angelegten Weingärten gerichtet gewesen sein kann. Ich bin s. Z. dem Abfluss nicht weiter gefolgt, weiss deshalb nicht genau anzugeben, welche Ortschaften er berührt, dagegen entsinne ich mich sehr deutlich, auf meinen Streifzügen zwischen Kochbanz, Sikkéh, Schuschanz und Van überall auf die noch deutlich erkennbaren Ueberreste eines in den Humus eingegrabenen Wassercanals gestossen zu sein, der aber, worauf mich der Consul Devey aufmerksam machte, seit unvordenklichen Zeiten ausser Gebrauch sein soll. Jetzt nehmlich werden hauptsächlich die zwischen Van und dem Keschisch-Göll belegenen Dörfer von letzterem aus mit Wasser versorgt, während Van sein Wasser von Quellen auf der Südseite des Warrak-Gebirges und durch sogenannte persische Wasserleitungen auch vom Nordfusse her bezieht. Bezüglich der „Rusa-Stadt" könnte ausserdem nur noch die Umgebung des heutigen Schuschanz (am Westabhange des Warrak-Gebirges) in Frage kommen, wo, wie auch in meinem Bericht (oben S. 129) hervorgehoben, vielfach Keilinschriften und andere Antiquitäten gleich unter der Erdoberfläche gefunden werden, so dass die Annahme, hier hätte einmal eine grössere Niederlassung bestanden, gerechtfertigt erscheint. Allein die von dort stammenden Inschriften weisen sämmtlich Namen wie Ispuinis und Menuas auf, also weit ältere als Rusas, während andererseits in Topra-Kaléh (S. 126 u. Anm. 1) nur Inschriften von Rusas gefunden worden sind, obgleich gerade die Fundstelle dieser Inschriftenobjekte, nehmlich mehrerer dem Chaldis geweihter Schilde, die in den aufgedeckten Ruinen des Chaldistempels gefunden wurden, die denkbar günstigste Gelegenheit geboten hätte, auch ältere Inschriften auf Weiheschilden, wenn solche dort überhaupt jemals vorhanden gewesen wären, aufzufinden. Gerade dieses Fehlen älterer Inschriften scheint mir bei den mir genau bekannten örtlichen Verhältnissen zu beweisen, dass Rusas der Erbauer des Tempels und des Palastes, wenn ein solcher dort überhaupt ausserdem noch vorhanden gewesen ist, sein muss. In diesem Falle würden unter den Gärten in der Inschrift diejenigen der heutigen Gartenstadt Van zu verstehen sein."

Ferner bemerkt Herr Belck, „dass die frühere **Gartenstadt** Van südlich von der Citadelle gelegen habe; dort, wo auch der Menuascanal in den See mündet und wo sich heute leider nur ganz unbebaute wüste Flächen, bedeckt mit unzähligen Scherben, befinden. Das Volk erzählt, dass sich dort früher die Stadt befunden habe, wofür ja auch der Verlauf des Canals spricht; wann indessen die heutige Garten-

stadt (dort wohnen einzig und allein die Armenier, ca. 20 000 Seelen, die Türken wohnen am Südabhange des Citadellenberges) erbaut worden sei, darüber war nichts in Erfahrung zu bringen . . . Hierbei besinne ich mich auf eine in Van verbreitete Ueberlieferung, nach welcher der die Citadelle mit ihren zahlreichen Keilinschriften (Argistis) tragende, isolirte Bergrücken in früheren Jahren mit dem Zemzemdagh und somit auch dem Topra-kaléh genannten Theil desselben ein Ganzes bildete, das dann durch ein Erdbeben in seine heutigen Theile zerrissen worden sein soll. Vielleicht war es nun ein derartiges Naturereigniss, welches die Veränderung der ursprünglichen und den Aufbau der jetzigen Gartenstadt Van veranlasste. Ich bemerke dabei noch, dass Topra-kaléh von der Citadelle etwa 4 *km* entfernt (östlich) liegt."

„Schliesslich wäre noch zu erwähnen, dass die am Ende des Haiotzor bei dem Dorf Astwadsaschen „Götterdorf" gelegene Ruine Haïkapert „Festung des Haïg (oder Haïk)", die sich als Ueberrest einer ausserordentlich umfangreichen, sehr stark befestigten Burg erweist, innerhalb deren Umfassungsmauern sehr gut mehrere Tausend Leute wohnen konnten, auch noch keinen bekannten Erbauer hat. In Astwadsaschen, wo jedenfalls die Idole von Alters her fabricirt worden sind, wurde vor mehreren Jahren auf den Aeckern eine Inschriftplatte von Sarduris II. aufgefunden. Der Bebauungsplan des Haïkapert ist genau derselbe wie von Topra-kaléh, das wichtigste Gebäude, der Tempel, stand auf dem östlichsten Punkte; dieselbe Beobachtung kann man an dem Burgberge von Armavir machen und verschiedentlich auf der Insel Agthamar, deren felsiger Rücken ganz ebenso bebaut war. Es fragt sich nun noch eins: „Sagt Rusas, dass er einen Canal und eine Stadt erbaut habe, die durch ersteren bewässert wird?" Wenn ja, so ist jeder andere Ort als Topra-kaléh ausgeschlossen; andernfalls wäre es ja nicht unmöglich, dass wir uns Haïkapert als Rusastadt zu denken hätten, das freilich sein Wasser direct aus dem Koschab entnimmt[1]). Ich bemerke noch als etwas sehr Wesentliches, dass es nicht anging, den Semiramis-Menuas-Canal einfach nach Topra-kaléh hin zu verlängern, denn diese Lokalität liegt bedeutend höher als die frühere Gartenstadt, vielmehr wäre es für diesen Zweck erforderlich gewesen, dem Canal schon mindestens von Ischchanikom ab einen ganz anderen Lauf mit geringerem Gefälle zu geben, wobei man noch mehr in das Gebirge mit seinen Schluchten hineingerathen wäre, als es jetzt schon, zumal bei Artamid, der Fall ist. Einer solchen Arbeit gegenüber erscheint die Anlage der Keschisch-Göll-Leitung mit ihrer sich durch die natürliche Lage ergebenden Abflussrinne als Spielerei, und Rusas wählte mit der Ausführung dieses Projectes jedenfalls das Schnellere und Billigere. Ich würde also dahin resumiren: Die alte Gartenstadt Tosp musste aus irgend einem Grunde, sehr leicht möglich in Folge eines Erd-

1) Von mir gesperrt. C. L.

bebens, aufgegeben werden; Rusas gründete am Fusse von Topra-kaléh Neu-Tosp = Rusastadt, und um die erzürnten Götter zu besänftigen, erbaute er ihnen auf der Spitze des Topra-kaléh einen befestigten Tempel. Das für die Bewässerung der neu angelegten Gärten erforderliche Wasser beschaffte er durch Anlegung der Keschisch-Göll-Stauung und verewigte schliesslich alle diese Thaten durch Aufstellung des Schriftsteins am Keschisch-Göll . . . .“

So weit Herr Belck. Ich hebe meinerseits noch einmal die Punkte hervor, die für meine unter Belck's Zustimmung aufgestellte Identification von Rusaḫina mit Topra-kaléh sprechen:

1. Nur in Topra-kaléh sind bisher Inschriften des Rusas gefunden.
2. Haikapert, das für die Rusas-Gründung in Betracht zu ziehen wäre, empfängt sein Wasser direct aus dem Koschab; es wäre also kein Grund, in dieser Inschrift, die an einer zwecks künstlicher Bewässerung angelegten Stauung auf Bergeshöhen aufgestellt war, von jener Oertlichkeit unausgesetzt zu reden.
3. Dagegen bedurfte die Oertlichkeit von Topra-kaléh einer besonderen Bewässerungsanlage, weil es unmöglich war, den Schamiramsue dorthin zu führen.
4. War Rusaḫina, was für die Oertlichkeit von Topra-Kaléh zutrifft, nur eine Anlage, die als Theil von Tuspana aufgefasst werden konnte, so ist damit das Fehlen des Städtedeterminativs vor dem Namen Rusaḫina auf's Beste erklärt

Ist aber Rusaḫina = Topra-Kaléh, so muss die Anlage des Keschisch-Göll der von Rusaḫina vorausgegangen sein, da die Bewässerung die Vorbedingung der Bewohnbarkeit der Gegend war; demgemäss muss darüber in dem vor der Hand fehlenden Anfang der Inschrift berichtet sein. Ganz zu Beginn des erhaltenen Theiles (Z. 2) ist nun, wie bereits betont, von „Gewässern“ die Rede. Z. 4 aber lautet: [t]e-ru-bi ti-ni Ru-sa-i-ṣu-[e] (vgl. Z. 10, 21, 26). Terubi heisst: „ich habe angelegt.“ Zu ti-ni Ru-sa-i-ṣu-e (?) . . . . (?) drängt sich ohne weiteres der Vergleich mit den Canalinschriften des Menuas auf: Menuaï-pili tini „Menuas-Canal ist sein Name.“ Ru-sa-i ist, wie Me-nu-a-i, Genitiv: ti-ni „sein Name“ (oben S. 140f.) ist vorangestellt, während es in den Canal-Inschriften dem Namen folgt. Der Schluss liegt ausserordentlich nahe, dass, wie der Stadttheil Rusaḫina, so diejenige Anlage den Namen des Rusas trägt, in deren unmittelbarer Nachbarschaft die Stele aufgestellt ist, d. h. mit anderen Worten, Rusaïṣuë . . (?) der alte Name des Keschisch-Göll ist, so dass in den auf Rusaï folgenden Silben ṣu-e . . (?) das pontisch-chaldäische Wort für „See, Wasserreservoir, Bassin“ vorläge.

Nachtrag.

Nachdem der vorstehende Artikel zum Druck gegeben war, wurde ich durch die Bibliographie in Heft 1 von Bd. VII. der Zeitschrift für Assyriologie (S. 83f.) aufmerksam auf das so eben unter folgendem Titel erschienene Reisewerk: „Relation des Missions scientifiques de MM. H. Hyvernat et P. Müller-Simonis 1888—1889. — Du Caucase au Golfe Persique à travers l'Arménie, le Kurdistan et la Mésopotamie par P. Müller-Simonis suivie de notices sur la géographie et l'histoire ancienne de l'Arménie et les inscriptions cunéiformes du Bassin de Van par H. Hyvernat.“ Washington D. C. 1892. Der „Catalogue des inscriptions cunéiformes“, den dasselbe enthält, giebt (p. 560ff.) auch eine Aufzählung von etwa dreissig verschiedenen Orten, an denen bisher unveröffentlichte Inschriften nachgewiesen sind. Unter diesen befindet sich eine Anzahl der von Dr. Belck (S. 125) aufgeführten und copirten Inschriften. Theils haben sie die Verfasser selbst gesehen und sind sie von Hyvernat copirt worden, theils ist die Kunde von deren Vorhandensein nur durch Dritte zu ihnen gedrungen. Jedenfalls werden sich Hyvernat's und Belck's Copien auf's Erfreulichste ergänzen. So z. B. steht Belck's Copien von vier Inschriften aus Artamid nur die Kunde von einer — Hyvernat damals nicht zugänglichen — Inschrift an diesem Orte gegenüber (p. 562 sub IX.), und am Besuch der Inschrift von Toni, d. i. der Rusas-Stele, sind die Verfasser durch die ungünstige Jahreszeit und einen herannahenden gewaltigen Schneesturm verhindert worden (p. 215f. p. 562 sub X.).

Inschrift von Ordaklu.

Canalinschrift des Menuas (Nro. 12b)

Canalinschrift des Menuas. (Nro. 12a)

1) Am Deutlichsten erhalten [cuneiform]. So richtig Belck. — 2) Zu sehen nur: [cuneiform] vgl. Sayce XXXVII 20'. — 3.) B: [cuneiform] — 4) Vgl. Nro 3 Z. 3. —

Canalinschrift des Menuas. (Nro. 12a)

1

5

10

Canalinschrift des Menuas (Nro. 13.)

1

1) ? Belck:

Canalinschrift des Menuas. (Nro. 12c)

1

5.

Inschrift der Stele des Rusas. (Nro. 22.)

So Belck!

So Belck.

3

?

?

?

?

Loch

?

10

?

Inschrift der Stele des Rusas. (Fortsetzung.)

Besprechungen.

Christian Jensen. Die Nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner. Hamburg, 1891. Verlagsanstalt und Druckerei, Act.-Ges. (vorm. J. F. Richter). 8°. 392 S. mit 61 Abb. im Text, einer Karte und 7 Tafeln mit vielfarbigen Kostümbildern.

Der Verf., Lehrer in Oevenum auf Föhr, seit 1878 ein Bewohner und aufmerksamer Beobachter der Westseeinseln, hat in dem stattlichen und von der Verlagsanstalt in vortrefflichster Weise ausgestatteten Bande ein höchst anschauliches und in den interessantesten Einzelheiten durchgeführtes Bild dieses eigenartigen Theiles unseres Vaterlandes geliefert. Mit Sorgfalt hat er die grosse und weitschichtige Literatur der nordfriesischen Inseln für seine Arbeit verwerthet und mit seinen eigenen, reichen Erfahrungen zu einer einheitlichen Darstellung verschmolzen. Von besonderem Werthe war für ihn der Umstand, dass einer der besten Kenner und Sammler, der vor 12 Jahren verstorbene C. P. Hansen zu Keitum auf Sylt, ihm während seiner letzten Lebensjahre näher getreten war und dass er nach dessen Tode die Aufzeichnungen, Zeichnungen und Sammlungen desselben vollständig benutzen konnte. So ist ein Werk entstanden, das sicherlich für lange Zeit als ein zuverlässiges Quellenbuch dienen und künftigen Geschlechtern eine Fundgrube für die Kenntniss dieser hinschwindenden Welt sein wird. Aber auch das lebende Geschlecht wird neues Interesse gewinnen an diesen Inseln, an deren Bestande die Woge des Meeres täglich und stündlich nagt, und an den Resten des alten Stammes der Nordfriesen, die von Jahr zu Jahr kleiner werden und deren schwacher Nachwuchs durch die moderne Kultur mehr und mehr seiner Eigenthümlichkeiten beraubt wird. Nach der Zusammenstellung des Verf. (S. 388) sind auf den Inseln noch 2150 Häuser mit 2193 Familien vorhanden, von denen 1304 friesisch sprechen, während in 131 Familien gemischte Sprache vorkommt. Auf Föhr und den Halligen nimmt die plattdeutsche Sprache von Jahr zu Jahr zu; nur auf Sylt und Amrum hält sich friesische Sprache und Sitte in bemerkenswerther Reinheit. Aber mit Bekümmerniss sieht der Verf. den Tag herannahen, wo „die edlen Namen von Friesland und Friesen den fernen Nachkommen als ein Klang aus dem Mittelalter, als ein Gerücht aus alten Zeiten in die Ohren dringen werden“ (S. 386). Ein friesisches Wörterbuch, das der Verf. gemeinsam mit Hansen in Angriff genommen hatte und dessen Vollendung er in nahe Aussicht stellt, wird wenigstens zuverlässige Kunde von der alten Sprache erhalten.

Die vorliegende Schrift bringt in ihrem ersten Theile eine vollständige Beschreibung des Wattenmeeres und der Inseln, wie sie waren und wie sie jetzt sind. Die tragische Geschichte der Verluste, welche die letzteren im Laufe der historischen Zeit erlitten haben, wird durch eine sauber ausgeführte Karte erläutert. Die Schilderung der Nordseebäder auf Sylt, Föhr und Amrum, welche in letzter Zeit eine neue Quelle des Wohlstandes für die Bevölkerung eröffnet haben, bildet den Lichtpunkt dieser Schilderungen. Dann folgt im zweiten Theil eine eingehende Auseinandersetzung über das Leben der Bewohner, zunächst über ihre Beschäftigung (Seefahrt und Fischerei, Landwirthschaft und Hausindustrie, Vogelkojen und Entenfang, Austernbänke und Austernfang), sodann über Nationaltracht, Sitten und Gebräuche, einschliesslich den Häuserbau und die Hauseinrichtung.

Unter diesen Kapiteln vermisst Ref., wie leider so häufig, eine genügende Darstellung der physischen Eigenthümlichkeiten der Bevölkeruug, oder, anders ausgedrückt, die Anthropologie der Nordfriesen. Abgesehen davon, dass der physische Mensch die Grundlage jeder derartigen Betrachtung bilden sollte, haben wir an den Nordfriesen das besondere Interesse, dass ihre Stellung zu den Nachbarstämmen des Festlandes und zu den Friesen der deutschen und holländischen Nordküste noch immer höchst unklar ist. Die Geschichte lässt uns hier im Stich und die wenigen Anknüpfungen, welche die Sage erhalten hat, bieten wenig Ersatz. Der Verf. giebt auf S. 101 ein Bild des Riesenloches (Riisgap), einer Schlucht, welche die Dünen bei Wenningstedt auf Sylt durchbricht und durch welche „einst Angeln, Sachsen und Friesen hinausdrängten, sich nach Britannien einzuschiffen." Aber wer verbürgt die Richtigkeit dieses „welthistorischen Ereignisses"? Wer weiss es, ob schon damals Friesen auf diesen Inseln sassen? Eine ethnologische Vergleichung der Nordfriesen mit anderen Stämmen, auch in England, wird allein eine sichere Unterlage für das endliche Urtheil gewähren.

Sehr dankenswerth sind die Mittheilungen über das nordfriesische Haus (S. 194—206), von dem leider, wie es scheint, über das 17. Jahrhundert hinaus nichts erhalten ist. Die mitgetheilten Grundrisse lassen nichts erkennen, was an den altsächsischen Grundplan erinnert. Sowohl auf Sylt, als auf Föhr scheidet ein quer durchgehender Flur die Wohnräume nebst Küche auf der einen von den Wirthschaftsräumen (Stall, Tenne, Heuraum) auf der andern Seite. Der Flur oder die Vordiele heisst auf Sylt Taal (wohl Diele? Ref.) und Litjtaal, auf Föhr und Amrum Mathâlam (Masâlam) und Stianham. Eine genauere Beschreibung, namentlich des Heerdraumes und seiner ursprünglichen Gestalt, sowie der Dreschtenne, des Daches u. s. w. wäre höchst wünschenswerth. So ist nur aus der Abbildung des Hauses von Oevenum von 1600 (S. 199) ersichtlich, dass ein Walmdach den Giebel abschloss, dagegen scheint jeder Giebelschmuck und auch das Rauch- (Ulen-) Loch zu fehlen.

Auch die Hauseinrichtung ist etwas cursorisch abgehandelt, namentlich vermisst Ref. eine eingehende Schilderung des alten Hausgeräthes und der Erzeugnisse des Hausgewerbes. Ganz beiläufig ist auf S. 147 ein Mangelbrett vom Jahre 1647 mit Hausmarke abgebildet, dessen Fläche in herrlichster Fülle mit Kerbschnitzerei bedeckt ist, die es mit den Schnitzereien der Polynesier aufnehmen kann, ja die eine wunderbare Aehnlichkeit mit gewissen Schnitzwerken der Hervey- und Marquesas-Insulaner bietet. Unser Trachten-Museum besitzt treffliche Stücke dieser Art. Aber derartige Arbeiten hätten es wohl verdient, in grösserer Zahl in der vorliegenden Arbeit wiedergegeben zu werden, gerade so wie die prächtigen Schnitzereien in Walrosszahn, welche die Leute auf ihren Grönlandfahrten herzustellen gewohnt waren. Diese sind aber nicht einmal erwähnt worden.

Am ausführlichsten und mit besonderer Vorliebe ist das Kapitel: „Das Kind in Brauch und Sitte" abgehandelt worden (S. 215—73). Für folkloristische Studien ist dies ein ungemein wichtiger Abschnitt. In Sylt und den Halligen fischt man die Kindlein aus dem Wasser und zwar aus dem Meere, auf Amrum aus dem Süsswasser; nur in Föhr vermittelt der Storch, der die Kinder aus dem Sumpfe holt. Auch hier kehren die wunderbarsten Anklänge aus den fernsten Insel- und Küstenstämmen wieder.

Das Mitgetheilte wird genügen, um wenigstens eine Uebersicht des reichen und mannichfaltigen Inhalts zu geben, der jedem Leser Neues und Anregendes in Fülle bringen muss. Möge es dem fleissigen Verf. vergönnt sein, seine trefflichen Arbeiten weiter führen und vollenden zu können! **Rud. Virchow.**

Moriz Hörnes. Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben. 1892. 8. 672 S. mit 72 ganzseitigen Illustrationen und 323 Abbildungen im Text.

Das grosse Werk, von dessen Beginn wir schon früher (1891, S. 236) Nachricht gegeben und dem wir damals eine kurze Besprechung gewidmet hatten, liegt jetzt vollendet

vor. Der günstige Eindruck, den die ersten Lieferungen machten, ist nur gesteigert worden. Im Augenblick giebt es wohl kein Werk, welches mit so viel Detailkenntniss und so umfassender Berücksichtigung der weitschichtigen Literatur eine gleich übersichtliche Anschauung von dem Gesammtbestande der anthropologisch-archäologischen Forschung ermöglicht. Wenn eine Seite der Betrachtung, die linguistische, unverhältnissmässig zurücktritt, so mag sich dafür eine genügende Erklärung finden in der widerspruchsvollen und vieldeutigen Auffassung, welche die Linguisten den entwickelungsgeschichtlichen Ueberlieferungen der Völker zu Theil werden lassen. Nichtsdestoweniger wird es erforderlich sein, künftig auch die Bedeutung der Sprachforschung für die älteste Völkergeschichte mehr zur Geltung gelangen zu lassen. Gegenwärtig ist der Verf. geneigt, die Quelle der Cultur für die alte Welt nach Babylonien zu verlegen und den Semiten die höchsten Ehren zuzusprechen. Und doch erwähnt er selbst (S. 153) die Zeugnisse, welche für eine vorsemitische Cultur, auch in Babylon, sprechen und diese den turanischen Stämmen der Akkadier und Sumerier beilegen, für welche er den alten Namen der Scythen wieder hervorholt. Aber welcher Grund lässt sich denn beibringen, diesen Turaniern die Priorität der culturellen Erfindungen zu nehmen und sie den Semiten beizulegen, in deren Beurtheilung alle Forscher übereinstimmen, dass ihnen die Gabe der Erfindung am wenigsten zu Theil geworden sei? Er verlegt die Erfindung der Bronze nach Mesopotamien und gesteht nur dem „uralten Bergwerks- und Metallfabriksgebiet zwischen dem Euphrat-Tigrislande und der Küste des schwarzen Meeres" das Recht zu, „als die einzig mögliche Mittelstation und als das natürliche Verbindungsglied zwischen dem vorderasiatischen Orient und dem mittleren Europa" gedient zu haben (S. 357). Er bezieht sich dabei auf eine Schilderung des Ref. über dieses Gebiet, aber er übersieht dabei, dass gerade der Ref. das Meiste dazu beigetragen hat, die phantastischen Vorstellungen über das natürliche Vorkommen von Zinn in diesem Gebiete zu zerstreuen. Verf. bleibt dabei, mit Tomaschek von den „Zinngruben Georgiens" zu sprechen (S. 355). Aber wo in aller Welt sollen diese Zinngruben gelegen haben? Während Alles dafür spricht, dass die Metalltechnik in Centralasien erfunden ist, lässt er umgekehrt, wieder mit Tomascheck, die Kenntniss der Bronzemischung von Mesopotamien aus zu arischen Stämmen in Iran gelangen und nach Osten ausstrahlen, so dass selbst Westsibirien von da aus mit der Bronze bekannt geworden sei. Hier liegt offenbar ein Circulus vitiosus vor. Nichts erscheint doch mehr selbstverständlich, als dass die Bearbeitung der Erze und die Gewinnung der Metalle und der Metallmischungen da erfunden ist, wo das natürliche Mineral in bequemer Form zu Tage tritt. Will man durchaus von dem Altai und der centralasiatischen Bergkette absehen, so wären Taurus und Antikaukasus gewiss sehr geeignete Plätze für eine solche Thätigkeit, wenn die „Zinngruben Georgiens" existirten. Mesopotamien dagegen besitzt keine der natürlichen Voraussetzungen, auf welche sich das Urtheil stützen könnte. Aber ausdrücklich sollen nach dem Verf. die Küstenländer des Schwarzen Meeres erst später eine höhere Bedeutung gewonnen haben, nachdem die Hauptsache in den Ebenen von Mesopotamien gethan war.

Wir haben diesen Punkt etwas ausführlicher erörtert, weil er einerseits den Angelpunkt für die Auffassung des Verfassers von der Metallcultur, die doch nahezu mit Cultur überhaupt identisch ist, bildet, andererseits zugleich ein Beispiel dafür bietet, wohin eine rein constructive Behandlung dieser grossen Fragen, im Gegensatze zu der nüchtern-naturwissenschaftlichen, führt. Einigermaassen wiederholt sich das bei der Darstellung des diluvialen Menschen. Der Verf. weiss, dass es mindestens zweifelhaft ist, ob der Schädel von Canstatt nicht einem merovingischen Gräberfelde angehört (S. 194), aber er bleibt „angebrachtermaassen" dabei, dass er demselben Typus angehöre, wie der Neanderthaler. Seit wann bestimmt denn „die Wissenschaft" Schädeltypen bloss nach Schädeldächern? Dass einzelne Gelehrte dies gethan haben, ist richtig, aber was sollte aus der Craniologie werden, wenn sie sich allein auf Calvarien aufbauen müsste? Gerade ein solches „Generalbuch", welches die Gebildeten mit den Hauptergebnissen der Forschung bekannt machen will, müsste in einer Verwerthung singulärer und noch dazu unvollständiger Funde doppelt und dreifach vorsichtig sein.

Glücklicherweise wird die Darstellung des Verf. in dem Maasse objectiver, als sie sich den Perioden nähert, in welchen das archäologische Material in grösserer und immer

grösserer Fülle zuströmt. Es ist begreiflich, dass seine Schilderungen in der Hallstatt-Periode culminiren (Kap. 8. S. 519). Sowohl der Reichthum der Hinterlassenschaft aus dieser Periode und ihre weite Verbreitung über südliche und nördliche Länder, als auch die genaue Bekanntschaft des Verf. mit den Schätzen seines engeren Vaterlandes, das über die Alpen sowohl nach Oberitalien, als nach Bosnien und der Herzegowina hinüberreicht, begünstigten in hohem Maasse den hier zum ersten Male gemachten Versuch, eine vergleichende Schilderung für das ganze Gebiet zu geben. Mit grosser Entschlossenheit vindicirt der Verf. den Anspruch, Mittelpunkt und Träger dieser Cultur gewesen zu sein, den Illyriern. Ref. ist nicht abgeneigt, diese Auffassung zuzulassen. Durch seine eigenen Arbeiten auf dem Gebiete der Craniologie ist er dahin geführt worden, illyrische Stämme bis über die Alpen nordwärts wohnen zu lassen, und ihre Verwandtschaft mit den Venetern anzuerkennen. Trotzdem ist er überrascht durch die Sicherheit, mit welcher der Verf. vom rein archäologischen Standpunkte aus seine These aufstellt, die der herkömmlichen Vorstellung von der celtischen Natur der Bewohner Noricum's auch in der Hallstattzeit geradeswegs entgegensteht. Es wird wohl noch manches Stück ehrlicher Arbeit geliefert werden müssen, ehe diese These allgemeine Anerkennung findet. Weiss man doch aus vielseitiger Erfahrung, wie selten die archäologischen und ethnologischen Gebiete sich decken, und wie häufig gerade die archäologische Mode den Sieg über hergebrachte Besonderheiten der Stämme davonträgt. Dass dies dem Verf. genügend bekannt ist, beweist z. B. die durchaus objektive Art der Betrachtung, die er dem Gräberfelde von Koban im Kaukasus zu Theil werden lässt (S. 532). Indess auch hier kann er die Neigung zur Synthese nicht ganz verwinden. Obwohl er zugesteht, dass man hier, „nach welcher Seite man sich auch wenden mag, ins Ungewisse geräth“, so glaubt er doch als „Thatsache“ annehmen zu dürfen, dass „die Gegenden vom Kaukasus ähnliche Einwirkungen erfahren haben, wie Griechenland im Zeitalter der mykenischen Cultur“, und dass „namentlich das flächenbedeckende Muster der mehrreihigen Spiralgeschlinge für einen Zusammenhang dieser entlegenen Gegend mit den chamito-semitischen Culturgebieten an den Ostküsten des Mittelmeeres“ spreche. Ref. bekennt, dass auch ihm ähnliche Gedanken oft gekommen sind, aber er hat sie stets zurückgestellt, da der Nachweis bis jetzt noch nicht geliefert worden ist, dass Chamiten oder Semiten die Erfinder der „Spiralgeschlinge“ waren. Hätten z. B. die Semiten und selbst die Chamiten dieses Ornament von Turaniern überkommen, so würde die ganze Argumentation ihr Fundament verlieren.

Immerhin ist es eine glänzende Leistung, welche der Verf. hier dem gebildeten Leserkreise bietet und wir können es dankbar anerkennen, dass ein solcher Versuch im Grossen einmal gemacht worden ist. Vielleicht würde derselbe noch fruchtbarer ausgefallen sein, wenn der Verf. wenigstens für die Hauptarbeiten, auf welche er sich stützt, die Titel angegeben oder ein, wenn auch auf diese Arbeiten beschränktes Literaturverzeichniss geliefert hätte. Da ihm hoffentlich die Gelegenheit zu einer neuen Ausgabe nicht fehlen wird, so darf ihm dieser Wunsch wohl ans Herz gelegt werden. Ein anderes Desiderat betrifft die „ganzseitigen Illustrationen.“ Diese sind offenbar für den Neuling wenig belehrend, zuweilen vielleicht selbst verwirrend. Sie bieten im Rahmen von Genrebildern eine grosse Mannichfaltigkeit von Gegenständen, deren Gestalt selbst der Kenner nicht immer zu bestimmen wissen wird, da ein Stück das andere mehr oder weniger verdeckt. Die Einzelbilder, welche auch in der technischen Ausführung ungleich besser gerathen sind, gewähren dem Auge eine weit vorzüglichere Grundlage für die Aufnahme dauernder und sicherer Eindrücke.

Rud. Virchow.

VI.

Mythologische Bezüge zwischen Semiten und Indogermanen.

(Mit einem Excurs über die Stiftshütte.)

Von

Direktor **W. SCHWARTZ.**

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. Mai 1892.)

Die vergleichende Mythologie bahnt der prähistorischen den Weg, welche die Anfänge der Glaubensgeschichte der Menschheit aufzudecken und psychologisch zu begründen bestrebt ist.

Die Vergleichung analoger mythischer Vorstellungen und Bilder ermöglicht zunächst, die Anschauungen festzustellen, denen sie entsprossen sind, und bringt überhaupt ihr Verständniss uns näher, was um so bedeutsamer wird, je weiter ab von unserem, ja überhaupt von jedem, der Cultur entsprungenen Denken jene primitiven Zeiten liegen, in denen zugleich mit der Sprache der religiös-mythische Entwickelungsprozess der Menschheit begann, so dass es für die meisten Einzelheiten erst immer einer speciellen psychologischen Vermittelung bedarf, um die Situationen, aus denen sie entstanden, richtig zu erfassen.

An diese grundlegenden Principien in Betreff des Ursprungs der mythischen Vorstellungen reihen sich übrigens sofort weitere Fragen über das Verhältniss der Völker zu einander, deren Traditionen zu derartigen Vergleichungen Veranlassung geben.

Sind nehmlich die mythischen Bilder naheliegend, wie wenn z. B. zwei Völker den Regenbogen als einen Bogen, den Blitz als ein Geschoss ansehen, ist ferner eine Combination verschiedener in der Sache gleichsam von selbst gegeben, wie wenn in den erwähnten Beispielen der fliegende Blitz als ein von jenem Bogen entsandter Pfeil erachtet wurde, so ist noch kein Grund vorhanden, aus solchen Analogieen auf irgend welche historische Beziehung zwischen den Völkern, bei denen sie hervortreten, zu schliessen. Es hält sich eben derartiges in dem Rahmen einer allgemein menschlichen Apperception, so dass an verschiedenen Stellen es in gleicher Weise entstanden sein kann.

Anders stellt es sich aber schon, wenn Bilder absonderlicher oder wunderbar phantastischer Art bei verschiedenen Völkern, namentlich in grösserer Zahl, sich decken, und vor Allem, wenn sich weiter ähnlich im Laufe der Zeit entwickelte Glaubenselemente und Gebräuche oder gar Culte daran schliessen. Dies spricht dann für eine gewisse gemeinsame Entwickelung innerhalb der dahinschlagenden Phasen oder wenigstens für Beziehungen irgend welcher Art, welche zu Zeiten zwischen jenen Völkern stattgefunden haben.

Die Forschung erhält dann neben dem mythologischen einen ethnologischen Charakter und ihre Resultate werden um so bedeutsamer, je weiter sie in die Urzeiten zurückgreifen, in Betreff deren die nur auf literarische Zeugnisse späterer Zeiten sich aufbauende Culturgeschichte uns vollständig in Stich lässt. Und wenn in Betreff jener kraniologische, sprachvergleichende und prähistorisch-archäologische Untersuchungen neuerdings angefangen haben, das Dunkel, welches jene Zeiten deckt, etwas zu erhellen oder wenigstens der Forschung den Weg zu weisen, so werden die mythologisch-ethnologischen Studien, richtig betrieben, an ihrem Theil dazu beitragen, die Hauptaufgabe der Anthropologie zu lösen, nehmlich, die Continuität in der Entwicklung der Menschheit bis zu ihren Anfängen zu verfolgen und sie in ihren Hauptzügen als in der Natur des Menschen begründet darzulegen, so dass, wenn wieder eine Menschheit hinausgestellt würde in die Welt, sie sich in ähnlichen Phasen entwickeln würde.

Verschiedentlich bin ich nun schon bei derartigen Untersuchungen allerhand Bezügen der Art speciell zwischen Semiten und Indogermanen nachgegangen[1]). Denn, wenngleich im Alten Testament Alles mehr oder minder vom monotheistisch-ethischen Standpunkt aus gefasst wird, so blickt doch gelegentlich auch hier in allerhand Bildern und Vorstellungen immer noch ein natürlich prähistorischer Hintergrund eigener Art hindurch, gerade wie auf archäologischem Gebiete der goldene Nasenring, den Rebekka trägt, oder der Umstand, dass Saul von David 100 Vorhäute der Philister als eine Art Scalpe verlangt, ehe er ihm die Michal zum Weibe gebe, an primitiv rohere Urzeiten erinnert, deren Gewohnheiten dann allerdings die historische Zeit je länger je mehr abgestreift

1) S. u. a. Schwartz, Ursp. d. Myth. Cap. VIII. („Alttestamentarische Parallelen".) „Poet. Naturan." I. 78. 103ff. 220f. II. 92 114. und „Prähist. Studien" 298 über sagenhafte Züge in der Geschichte Simsons (vgl. Steinthal, „die Sage vom Simson" in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie II., S. 129ff. und Riehms Fremdwörterbuch des biblischen Alterthums unter Simson am Ende): — dann meine Aufsätze über den sogenannten Sonnenbaum als Centrum einer alten, eigenthümlichen Weltanschauung. Prähist. Studien 292f., sowie in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie von Steinthal und Lazarus XX. 95f., desgl. den Aufsatz über die Wünschelruthe in der Zeitschrift des Berl. Vereins für Volkskunde II. S. 71ff. und das. die Anm. über Moses Stab.

hat. Nicht bloss die Wunderthaten des Simson — der noch in seinem Namen „der Sonnenmann“ sogar an einen mythischen Sonnenhelden, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, gemahnt, — weisen noch bei aller historischen Gewandung manches alt-mythische Element auf, wenn er z. B. mit einem Esels-Kinnbacken seine Feinde schlägt, aus dem nachher, um den durstigen Helden zu erquicken, ein Quell entspringt; auch wenn Moses, den Jehova den Israeliten, wie es heisst, „zu einem Gott“ gesetzt, oder der Engel des Herrn durch ihres Stabes Schlag „Wasser“, bezw. „Feuer“ aus dem Felsen wecken, — so erneut sich nur gleichsam an ihnen „in der Tradition“ ein Wunder, welches nicht nur die Israeliten, sondern auch andere Völker am Himmel im Gewitter wahrzunehmen glaubten, wenn des Blitzes Ruthe aus dem Wolkenberg den Regenquell oder das himmlische Feuer hervorzuzaubern schien. Das jüdische Volk hat eben auch in dieser Hinsicht seine prähistorische Zeit gehabt, die vor allem Schriftthum liegt und voll der primitivsten Naturanschauungen war, die gelegentlich immer noch wieder hindurch blicken.

Aus diesem Gebiete beabsichtige ich nun im Folgenden einen Vorstellungskreis zu behandeln, der in seinen Anfängen die Signatur eines allgemein menschlichen Charakters trägt, so dass die Grundanschauung noch heutzutage oft genug selbst in unserer Mitte in voller Unmittelbarkeit reproducirt wird, der aber in seiner mythischen Weiterentwickelung nicht nur bei den Semiten, sondern analog bei den Indogermanen mannichfache Sprossen getrieben und allerhand Glaubenssätze producirt hat, innerhalb derer bei allem Auseinandergehn in den Formen bei beiden Völkern sich eine gewisse historische ursprüngliche Beziehung nicht verläugnen dürfte.

Ich gehe von einer bei uns gang und gäben Vorstellung aus. Wenn in kalter Jahreszeit bei besonders rauher Luft gelblich-graue Wolken am Himmel tief herabhängen, so hört man oft die Redensart: „es liegt (noch viel) Schnee in der Luft.“ Das ist ein unmittelbar aus der Anschauung und Erfahrung entstandener, einfacher Ausspruch, dem, wie überhaupt bei solchen Bildern, nicht weiter in dem Sinne nachgegangen wird, wie man sich die Sache realiter eigentlich zu denken habe, sondern in dem einfach nur ein angebliches Faktum constatirt wird. Die mythenbildende Zeit knüpfte nun aber sofort mit der Phantasie an und führte sich das Bild in einer Art von Erklärung weiter aus. So wird im Alten Testament im Anschluss an den erwähnten Ausspruch ganz gewöhnlich von den Vorrathskammern oder Schatzhäusern des Schnees oder Hagels, sowie des Regens, dort oben gesprochen. Damit beginnt die mythische Entwickelung der Sache, bezw. der Vorstellungen, denn der Ausdruck „Vorrathskammer“ oder „Schatzhäuser“ setzt ein Wesen voraus, dem jene angehören und der ihren Inhalt gelegentlich auf die Erde ausschüttet.

Der Heide substituirte, dem Naturkreis entsprechend, leicht in einem derartigen Falle als ein solches den Wind, bezw. die am Himmel, in Wolken gehüllt, angeblich dabei auftretenden riesenhaften Wesen, wie man solche Wolkenbildungen noch jetzt in Deutschland stellenweise, gleichsam mit einem mythisch anklingenden Namen bezeichnet, wenn man in der Mark von einem gewaltigen Mummelack, der am Himmel heraufkommt, redet, in Süddeutschland dafür in gleichem Sinne den entsprechenden Ausdruck Pöpel (was sich einpuppt) gebraucht, wie auch dem entsprechend die nordische Mythologie ein ganzes Geschlecht solcher Reif- und Schneeriesen aufweist, die ihre Rolle im Wechsel der Erscheinungen am Himmel zu spielen schienen.

War man aber schon zur Auffassung der Sonne als eines dort oben regierenden mächtigen Wesens gekommen, so substituirte man dieses und so lässt z. B. die Tradition in Thüringen Frau Holle dabei eine Rolle spielen, wie es in einer Redensart nachklingt, wenn es noch heutzutage heisst:

„Frau Holle schüttelt die Betten aus,
Da fliegen alle Federn raus.“

Im Alten Testament aber, wo die Naturkräfte meist nur als Offenbarungen des einigen Gottes gelten, wird die alte Vorstellung jener himmlischen Vorrathskammern mit Jehova selbst in Verbindung gebracht und gleich, dem Geiste des Alten Testamentes gemäss, moralisch gedeutet. Jehova öffnet die Kammern des Schnees oder Hagels, wenn er zürnt, wie er umgekehrt auch den Himmel verschliesst, dass es nicht regne, während, wenn er gnädig ist, er den befruchtenden, Mensch und Thier erquickenden Regen herabsendet. „Bist Du zu den Vorraths- oder Schatzkammern des Schnees gekommen,“ lässt Hiob 38, 22 Jehova sagen, „oder hast Du die Schatzkammern des Hagels gesehen, den ich spare für Zeiten der Bedrängniss, auf den Tag des Streites und und Kampfes?“ (d. h. des Kampfes wider gottlose Menschen)[1]. — Dasselbe Bild nimmt Jesus Sirach auf, wenn es 43, 14 bei ihm heisst: „Auf sein (Jehovas) Geheiss lässt er (der Himmel) den Schnee herabeilen und beschleunigt seine rächenden Blitze, dadurch öffnen sich die Schatzkammern (die Schätze des Himmels) und die Wolken fliegen wie die Vögel daher. Durch seine Kraft verdichtet er die Wolken, und Hagelsteine fallen zermalmt herab.“ Auch für den Wind wird eine solche Kammer

1) In Betreff der alttestamentarischen Citate bin ich dem Herrn Rabbiner Dr. Bloch in Posen, sowie meinem Collegen Herrn Oberlehrer Dr. Braune zu Dank verpflichtet, indem sie mich mit Rath und That behufs Feststellung einer im Einzelnen möglichst korrekten Uebersetzung unterstützten. Im Allgemeinen ist neben Luther's die von de Wette zu Grunde gelegt worden.

erwähnt Psalm 135, 7: „der Wolken heranzieht vom Ende der Erde, Blitze zum Regen macht, Wind hervorholt aus seinen Vorrathskammern“, wozu stimmt, wenn es Jeremias 10, v. 13 heisst: „Wenn es donnert, ist Menge Wassers am Himmel; und er ziehet Wolken heran vom Ende der Erde, Blitze bereitet er zum Regen und holet den Wind hervor aus seinen Vorrathshäusern.“ — Moses 5, 28, 12 preist insbesondere den Regen als den „guten Schatz“ Jehovas im Himmel: „Und der Herr wird Dir seinen guten Schatz (Schatzkammer) aufthun, den Himmel, dass er Deinem Lande Segen gebe zu seiner Zeit.“

In den meisten dieser Stellen wird für Vorraths-, bezw. Schatzkammer das Wort Otzar, plur. Ozeroth = θησαυρός, θησαυρεῖον gebraucht. Charakteristisch spricht nun Hiob (37, 9) dem gegenüber noch von einer verborgenen Wetter- und Gewitterkammer, die als die innere „geheime“ Kammer mit dem Worte Cheder bezeichnet wird.

„Aus der geheimen Kammer her“, heisst es, „kommt das Wetter“ (Szuphah). Auch 9, 9 ebendaselbst ist noch von geheimen Kammern des Südens die Rede, was sich wohl daran anschliesst, denn der Süden war den Israeliten, wie Indern und Germanen, die hauptsächlichste Gewittergegend, wie es auch Sacharja 9, 14 heisst: „Und der Herr, Herr wird die Posaune blasen (donnern) und wird einhertreten als die Wetter vom Mittag.“

Jene innere, zuerst erwähnte geheime Gewitterkammer — ich halte mich nur an sie, da die zweite Stelle, obwohl, wie ich glaube, mit Unrecht eine andere Deutung gefunden hat[1]) — wird nun aber höchst bedeutsam zu einem Ausgangspunkt eines ganz eigenthümlichen, mythologischen Anschauungskreises, der bei den Indogermanen theils als selbstständiges Glaubenselement, theils in verschiedenen mythischen Niederschlägen erscheint, bei den Semiten aber höchst bezeichnend in anderer Weise in Beziehung zur sogenannten Stiftshütte tritt.

Gewöhnlich dachte sich nehmlich der Naturmensch das Gewitter u. A. als ein tolles, wunderbares Treiben dort oben, welches durch allerhand zauberhafte Instrumente hervorgerufen werde.

Im Brausen des Sturmes vernahmen so die Esten die Töne einer himmlischen Sackpfeife, die zum wilden Tanz der Winde und Wolken aufspielt, wie eine ähnliche Scenerie sich dann auch in dem nächtlichen Hexensabbath auf dem Brocken abspielt, bei welcher der Fackeln Glanz noch an die aufflammenden Blitze erinnert, welche die Gewitternacht er-

1) Meiner Ansicht schliesst sich Herr Bloch an, wenn er über die zweite Stelle unter Hinweis auf das oben erwähnte Citat aus Sacharja mir schreibt, dass er auch lieber die dort erwähnten „Kammern des Südens“ auf die „Kammern des Sturmes“ beziehen wolle, obwohl die alten chaldäischen Erklärer (Targumim) schon sie auf Sternenhäuser beziehen wollten; aus der Stelle an sich sei aber nichts zu entnehmen.

leuchten[1]). Im Donner hörte man bei anderen Völkern den Schall einer gewaltigen Pauke oder Posaune, ein Bild, das noch öfter auch im Alten Testamente wiederkehrt, dann auch bei den angeblichen, bacchantischen Umzügen der phrygischen Göttermutter eine bedeutsame Rolle spielt. — Wie man ferner den Blitz, d. h. den gezackten Wetterstrahl, als ein zauberhaftes Geräth oder eine Waffe im Kampf der Elemente gegen die Mächte der Finsterniss dort oben ansah, galt derselbe als ein angeblich „leuchtender Stab“ („Speer“) oder „Hammer“, und überhaupt als das wirkende Medium in den wunderbaren Erscheinungen des Gewitters. Im Besitz dieser Instrumente, des Dudelsacks, wie des Hammers oder Stabes, beruht die Kraft und die Macht der Gewitterwesen, und wenn sie längere Zeit (z. B. im Winter) nicht am Himmel sichtbar wurden, dann schliefen entweder die betreffenden Wesen oder waren fort oder die Geräthe waren ihnen entwendet, dass sie selbige erst wiedergewinnen mussten.

So geht durch die Mythologieen der Zug, dass die Gewittergeräthe von ihren Besitzern für gewöhnlich vorsichtig gehütet, versteckt oder hinter so und so vielen Schlössern verborgen gehalten werden. Sorgfältig hütet der estnische Donnergott seine Sackpfeife, wie Thor seinen Hammer Miölnir, gerade wie auch des Zeus Blitzgeräth in dem Kampf mit dem Typhon von dem einen, wie von dem andern, „in einer Höhle“ verborgen wird; es ist dies eben ein charakteristischer Zug, der an demselben haftet.

Sind dies aber verschiedene primitive Bilder, in denen bei den verschiedenen Völkern jene allgemein gehaltene Vorstellung zum Ausdruck kommt, so begegnet sich nun in der geheimen Kammer, in der nach dem Alten Testament das Wetter beschlossen ist, also in einem, doch schon gewissen Culturverhältnissen entnommenen Bilde mit der semitischen speciell die griechische und deutsche Sage.

J. Grimm hat schon darauf aufmerksam gemacht[2]), dass, wenn in den Göttergestalten der griechischen Here, sowie der nordgermanischen Freyja, verschiedentlich homogene Beziehungen hervortreten, es auch höchst charakteristisch sei, dass beiden eine geheimnissvoll verschlossene Kammer beigelegt werde. Von dem Gemach der Here berichtet uns Homer Il. 14, 166ff., indem er es uns im übrigen als ihr Putzzimmer schildert:

> Und sie enteilt ins Gemach, das der Sohn, ihr trauter Hephästos,
> Schön ihr gebaut, und die Pforte voll Kunst an die Pfosten gefüget,
> Deren verborgenes Schloss kein anderer Gott noch geöffnet[3]).

1) Poet. Naturan. II. 59ff. Jannsen, Estnische Märchen II 1888. Nr. 4 und daselbst die Anm. — Zeitschrift f. Völkerpsychologie 18, 402ff.

2) Myth. [2] 284 f.

3) βῆ δ' ἴμεν ἐς θάλαμον, τόν οἱ φίλος υἱὸς ἔτευξεν,
Ἥφαιστος, πυκινὰς δὲ θύρας σταθμοῖσιν ἐπῆρσεν
κληῗδι κρυπτῇ, τὴν δ' οὐ θεὸς ἄλλος ἀνῷγεν

Aehnlich heisst es von der Freyja, sie habe ein so schönes und starkes Gemach, dass, wenn die Thür verschlossen war, niemand ohne ihren Willen hineinkommen konnte, weshalb Loki, als er ihr das Halsband Brisingamen rauben wollte, sich in eine Fliege wandelte und durch ein gebohrtes Loch hineinschlüpfte. Dass dies aber auch hier ein altmythischer Zug ist, zeigt nicht bloss die analoge Scenerie, wenn ebenso Odin als Schlange zu der „in der Höhle verborgenen Gunlöd schlüpft, um ihr den Göttertrank zu rauben“ [1]), sondern auch, dass gleichfalls überall auf deutschem Boden in den mannichfachsten Variationen die Sage „von der verbotenen Kammer“, die allerhand Schätze oder Graus berge, oder wie es auch heisst, „von der verborgenen Thür“ noch nachklingt bis zur bekannten Blaubartsage hin.

Wenn dies volksthümliche Spielarten desselben mythischen Bildes sind, so ergiebt sich doch, dass das geheime Zimmer der Sonnen- und Wolkenfrauen, der Freyja wie der Here, ursprünglich das uns bekannte Gewittergemach war, das nur bei ihnen mit der Zeit eine andere Bedeutung bekam, als die Herrschaft über das Wetter mehr oder fast allein in die Hände der ihnen verwandten männlichen Wesen überging. So weiss die nordgermanische Sage noch von einer Höhle des Donnergottes Thor im Süden, woher auch im Norden Europas die meisten Gewitter kommen, zu erzählen, vor allem aber wird dem „donnernden Gemahl der Here“, dem Zeus, in höchst bezeichnender Weise noch geradezu eine solche geheime Gewitterkammer beigelegt, wie wir sie im Alten Testament kennen gelernt haben.

Zur Zeit des Aeschylos existirte noch eine solche volksthümliche Vorstellung, wenn er in seinen Eumeniden 7, 91 f. die Sonnenjungfrau Athene sagen lässt, sie kenne allein von allen Göttern die Schlüssel der Gemächer, in welchen der Donnerstrahl besiegelt sei.

In der Vorstellung einer besonderen „geheimen Gewitterkammer“ dort oben begegnen sich also Semiten und Indogermanen.

Wenn es aber nur ein Paar Stellen sind, in denen uns gerade diese Bilder noch concret in alten Zeugnissen entgegentreten, so dürfte es doppelt gerechtfertigt sein, auch noch vereinzelten Spuren nachzugehen, welche die hierher schlagenden Vorstellungen noch volksthümlicher weiter ausführen.

Wie es im Alten Testament im Allgemeinen heisst, Jehova öffne die Schatzkammern des Schnees und Hagels oder erschliesse den guten Schatz oder den Himmel, bezw. verschliesse ihn, je nachdem es regnen solle oder nicht, so zeigt der Talmud das Bild noch mythisch volksthümlich weiter ausgeführt, wenn in ihm, wie bei den Griechen dem Zeus, der Schlüssel zum

1) Prähist. Studien 254.

Wetterstrahl, ebenso dem Jehova insbesondere der Schlüssel des Regens in die Hand gegeben wird, „den er denn auch vor allem selbst hüte und in Keines Hand, welchen er gesendet, gegeben“ [1]), wie es ja dem entsprechend auch Jerem. 14, 22 heisst: weder einer der Götzen der Heiden könne regnen lassen, noch der Himmel Güsse senden, sondern Jehova allein.

Aber nicht bloss von einem Schlüssel, der die himmlischen Wasservorräthe (namentlich im Blitz) erschliesst, ist im Talmud die Rede, sondern auch von einem Schlüssel des Paradieses, sowie namentlich der Hölle, als welche die uns bekannte Gewitterkammer in einer mehr religiös-ethischen Vorstellung als das Machtgebiet des himmlischen Herrn, der die Welt richte, mit ihren grausigen feurigen Erscheinungen, wie wir sehen werden, im Sinne einer Art himmlischer Folterkammer gefasst wurde, so dass alles in dieser Hinsicht fast auf die Vorstellung „eines himmlischen Pförtners“, wie sie selbständig dann auf römischem Glaubensgebiet im Janus zum Ausdruck kam, hindrängte, eine Vorstellung, die dann in der Lehre vom sogenannten himmlischen Schlüsselamt eine neue ethische Fortsetzung fand.

Ehe ich aber weiter dies und namentlich Parallelen bei den Indogermanen verfolge, muss ich erst die Gestalt des Jehova, sowohl in ihrem natürlichen Hintergrunde, als in ihrer weiteren Entwickelung in ihren Hauptumrissen zeichnen, aus denen erhellt, wie alles in der Natur, namentlich die gewaltigen Erscheinungen des Gewitters, auf ihn bezogen wurde und in ihm Anfang und Ende der Welt beschlossen, Alles nur seinen Zwecken zu dienen schien, so dass, wenn das Volk Israel meinte, dieser Gott sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, der sie aus der Knechtschaft befreit und, seitdem er sich Moses auf Horebs Höhen offenbart, unter ihnen wohne und die Zukunft der Welt ihnen verheissen habe, hiermit der Glaube an den einigen, lebendigen Gott, dessen Träger das Volk Israel für die Menschheit wurde, gegeben war.

Wenn Jehova den Israeliten bei ihrem Auszuge in einer Wolke des Tages voranzog, die des Nachts dann feurig wetternd über ihnen stand, und aus der Wolkensäule (im Donner) zu ihnen redete und sich durch das ganze Alte Testament in den erhabensten Schilderungen diese seine Machtverherrlichung im Gewitter hindurchzieht, so sind dies ursprünglich nicht bloss poetische Bilder, die sich an Jehova, als den mächtigsten Gott, den Gott der Götter, der dort oben throne, anschlossen, sondern Entfaltungen eines lebendig volksthümlichen Glaubens, nach welchem gleichsam in der Wetterwolke realiter, wie in einer Art Gewitterkammer, der Gott wohne. Dies ist der natürliche Hintergrund des Glaubens; wie überhaupt der vergeistigte Monotheismus nicht der Anfang, sondern erst das Resultat der hebräischen Geschichte ist, das dann im Christenthum seine welthistorische Bedeutung erhalten hat [2]).

1) Eisenmenger I. 169. II. 897.

2) Duncker, Geschichte des Alterthums. I. S. 213. Anm 1.

„Der Herr des Gewitters wohnt in der Wolke und ihm nahezutreten, vor allem ihn zu schauen, ist gefährlich, ja tödtlich" — das sind nehmlich wieder ein paar charakteristische Urvorstellungen der prähistorischen Zeit, in denen semitischer Glaube dem indogermanischen sich anschliesst.

Wenn das letztere Moment gleichsam am rationellsten sich auf semitischem Boden im Anschluss an die sog. Stiftshütte ausgebildet hat, so klingt es auch auf dem Gebiet z. B. des Griechenthums noch nach in der heiligen Scheu, die sich an das sogen. Adyton oder Abaton knüpfte, in der die Gottheit throne, wie auch bei Homer weiter der allgemeine Glaube hervortritt, (χαλεπόν) bös sei es, die Götter sichtbarlich zu schauen.

Doch verfolgen wir erst etwas im Einzelnen die erwähnten Anschauungen des in der Wolke verborgenen Gottes. Wie der Gewittergott der Finnen Ukko, — denn auch diese berühren sich in vielen Uranschauungen mit den Indogermanen, — „der in der Hitzwolke" wohnende, der indische Feuergott Agni, „der in der Höhle (der Wolke) seiende, dahineingesetzte oder verborgene" heisst, bei Nonnus der in der Wolke weilende ἐνδόμυχος φλόξ des Blitzes zu einem ἐνδόμυχος Ζεύς in Parallele tritt, Homer, wie Vergil den Zeus, bezw. Jupiter in der Mitte der dunklen Regennacht weilen und von dort Blitz und Donner, gleichsam aus seiner Gewitterkammer, — ich erinnere an das geheime Gemach für den Wetterstrahl, zu dem nur noch Athene den Schlüssel hatte, — schleudern lässt, so offenbart sich Jehova nicht bloss auf dem Sinai im Gewitter, sondern überall brechen den obigen Scenerieen analoge Bilder hervor, welche einen entsprechenden allgemeinen Volksglauben bekunden.

Wie schon beim Auszug aus Aegypten, als noch nicht von der sogen. Stiftshütte die Rede ist, Jehova in einer Wolken- und Feuersäule dem Volke vorangeht, es schützend und ihm den rechten Weg weisend, so wird er immer in unmittelbarer Anschauung inmitten der Gewitterwolke weilend, ja geradezu wohnend gedacht. So heisst es Psalm 50, 3: Unser Gott kommt und nicht schweiget er: Feuer frisst vor ihm her und rings um ihn stürmet es sehr (de W. — „und um ihn her" ein grosses Wetter. L.), gerade wie es vom Jupiter bei Vergil Georg. I. 328 ff. heisst:

> Ipse pater media nimborum in nocte corusca
> Fulmina molitur dextra.

Entsprechend ist die Schilderung Psalm 97, 2: „Gewölk und Wolkennacht ist um ihn her. — Feuer geht vor ihm her und verzehret ringsum seine Feinde." — Charakteristisch wird besonders Psalm 18, 9 und 12. „Es stieg Rauch aus seiner Nase, und Feuer frass aus seinem Munde, Kohlen brannten aus ihm. — Und er fuhr auf dem Cherub und flog und schwebt auf des Windes Fittichen. Er machte Dunkel zu seiner Hülle, rings um sich her zu seinem Zelte („Hütte" Hitzig). Regen-

nacht, (Wassersammlung in der entsprechenden Stelle. 2. Sam. 22, 12) dichtes Gewölk. Aus dem Glanze vor ihm her fuhren seine Wolken, Hagel und Feuerkohlen. Und es donnerte Jehova im Himmel, und der Höchste gab seine Stimme von sich, Hagel und Feuerkohlen. Er schoss seine Pfeile und zerstreute sie und der Blitze viel und verwirrte sie“ (de W.). Luther lässt die „Regennacht“ („die Wassersammlung“) aus dem Spiel, übersetzt aber sonst für uns anschaulicher. „Sein Gezelt um ihn her war finster und schwarze dicke Wolken, darinnen er verborgen war.“ Die Regen- und Wassermassen sind aber doch bezeichnend für das mythische Bild, welches die himmlischen Wasser als Realität zunächst auffasste und sie in übernatürlicher, zauberhafter Weise ebenso verwendet glaubte, wie die dunklen Wolkenmassen. Kehrt doch Aehnliches auch in den Mythologieen der Indogermanen wieder, dass z. B. wie Jupiter media in nimborum nocte, so auch Agni in den himmlischen Wassern weilt, Hephästos in denselben sogar zeitweise seine Schmiede hat[1]). Heisst es doch Psalm 104, 2 f. auch: „Er (Jehova) spannt den Himmel wie ein Gezelt, er bälket („täfelt“ Eisenmenger) mit Wasser sein Obergemach, d. h. „mit dem Wasser über der Veste“, wie 1. Mos. 1, 7 gesagt wird[2]).

Das sind alles volksthümlich primitive Anschauungen, welche den oben geschilderten von den himmlischen Vorrathshäusern des Regens, Schnees und Hagels, sowie von der geheimen Gewitterkammer homogen sind und sich gegenseitig tragen, während, je geistiger Jehova gefasst ward, derartiges zurücktritt und der Himmel von einem allgemeinen, dem entsprechenden Standpunkt aus nur als seine Wohnstätte, sein Palast oder sein Tempel dort oben gefasst wird, wie es z. B. Psalm 11, 4 heisst: „Jehova ist in seinem heiligen Palast, Jehova, des Thron im Himmel, seine Augen schauen, seine Wimpern erforschen die Menschenkinder“. Eigenthümlich verbindet sich dem Tempel die alte Naturanschauung Jehovas, wenn es Offenb. Joh. 11, 19 heisst: „Und es ward geöffnet der Tempel

1) Ueber die Gewitterschmiede siehe Poet. Naturan. II. 182. Wenn ich daselbst als eine politische Parallele die Verse Blombergs angeführt habe:

„Mir träumt in einer schwülen Mitternacht,
Längst pocht es dumpf in ihrer Donnerschmiede“,

so kann ich jetzt noch eine volksthümlich mythische Anschauung hinzufügen, wenn es in den estnischen Sagen bei Janssen II. S. 196 heisst:

„Sie, die kleinen Unterird'schen,
Donners verborgene Schmiede,
Schafften Nachts an ihrem Werke,
Abends an der schweren Arbeit,
Tags, da pflegten sie zu feiern.“

Es sind die am Himmel heraufgekommenen Sternenzwerge, die in den Wolken ihre Nebelkappen sich angeblich überziehen und dann im Gewitter schmieden.

2) Analog ist der babylonisch-assyrische „Wächter der Wasser.“ Riehm, Handwörterbuch des bibl. Alterthums, unter „Hölle“ S. 629.

Gottes im Himmel und die Lade des Bundes des Herrn ward gesehen in seinem Tempel. Und es geschahen Blitze und Donnerschläge und Erdbeben und grosser Hagel."

An die Offenbarung auf dem Sinai aber schliesst sich nun die Errichtung der sogenannten Stiftshütte nach dem himmlischen Vorbilde, welches Moses geschaut (2. 18, 40), in der Jehova inmitten seines Volkes wohnen sollte. Man hat wohl mit Recht in der von Mose angeblich gebotenen speciellen Ausführung derselben einen anachronistischen Zug in Bezug auf das von David errichtete Zelt gefunden, welches die Bundeslade mit den Gesetzestafeln in sich barg. Doch berührt dies unsere Untersuchung nicht, denn jedenfalls wird verschiedentlich z. B. 2. Moses 33 ff. ein Zelt erwähnt, in dem Moses mit Jehova verkehren sollte, und das desshalb das „Zelt der Zusammenkunft", nehmlich der Zusammenkunft Gottes mit Moses, bezw. seinem Volke, heisst, an das sich Gottes Erscheinen in der verschiedensten Weise knüpft, wie es dann dem späteren Allerheiligsten verblieb, nur eben sich mehr an die Bundeslade und den sogen. Gnadenstuhl schloss.

Der natürliche Hintergrund, den ich oben gezeichnet, bricht aber auch hier überall hindurch. „Wenn Moses zu dem Zelte kam", heisst es 2. Moses 33, 9 ff., so stieg die Wolkensäule hernieder und stand in der Thür des Zeltes und redete mit Mose. Und alles Volk sah die Wolkensäule stehen in der Thür des Zeltes, und alles Volk stand auf und es beugte sich ein jeglicher in der Thür seines Zeltes. Und Jehova redete mit Mose, Angesicht zu Angesicht, sowie ein Mann redet mit seinem Freunde, und er kehrte dann zum Lager zurück."

Geht dieser Zug der Anwesenheit Jehovas im Allerheiligsten durch das ganze Alte Testament, so fand er einen besonderen Ausdruck noch in den Cherubsbildern, dem Hauptschmuck sowohl der Bundeslade, wie überhaupt dann des salomonischen Tempels. Ich habe schon im „Ursprung der Mythologie" ihre Beziehung zum Gewitter dargelegt, sei es, dass, wie in der Schöpfungsgeschichte, der Cherub als Engel mit dem „zuckenden Blitzschwert" an der Thür des himmlischen Paradieses steht oder die Cherubim in geflügelten, halb thierartigen, an die Gewittererscheinungen sich anschliessenden Gestalten, als Wächter um den Thron Jehovas oder als Träger des in des Sturmes Brausen in seiner Herrlichkeit erscheinenden Gottes gelten, wie die Vision Hesekiels ihr Auftreten dann auch unter Feuer, Blitz und Donnern ausführt[1]. Wie ich damals mich in Betreff des Cherubs an der Paradiesesthür auf zum Theil ähnliche Anschauung Gerlach's beziehen konnte, so kommt auch Riehm jetzt in seinem Handwörterbuch des biblischen Alterthums zu analogen Resultaten in Hinsicht auf den Ursprung der ganzen Vorstellung, wenn er sie gleich anders dann

1) Ursp. der Myth. 280ff.

ausführt. Er sagt nehmlich zu Anfang seiner Darstellung: „dabei scheinen die Cherube, obschon als lebendige Wesen gedacht, von Hause aus in näherer Beziehung zu stehen zu dem, die Majestät des Herrn offenbarenden Gewitter," ebenso, wie er auch später, als er von des Hesekiel Vision redet, hinzufügt: „Endlich sei auch noch darauf hingewiesen, dass auch in jener Cherubsvision noch die ursprüngliche Beziehung der Cherube zum Wetter, in welchem der Herr in der Natur erscheint, sich geltend macht." Riehm fasst eben nur Alles gleichsam als Accidentien der Erscheinung Jehovas u. A. im Gewitter, während es volksthümliche Grundanschauungen sind, welche die Cherubim in einer immer gehobeneren Vorstellung zu Trägern des dort oben wohnenden und sich sichtbarlich im Wetter offenbarenden Gotteswesens machte.

Eine Bestätigung der behaupteten Entwicklungsphase bekundet sich auch darin, dass die Vorstellung von dem jüngsten Gericht, welches Jehova hält, und vor Allem der Hölle bei den Israeliten, wie bei den indogermanischen Völkern, wie ich schon oben angedeutet habe, aus denselben Natur- und Anschauungskreisen sich entwickelt hat, indem man die feurigen Gewitter-Erscheinungen, z. B. das Peitschen mit dem Blitz, als hervortretende Momente einer Art himmlischer Folterkammer fasste. Man hat das bisher verkannt, weil man von der Hölle, als einer Unterwelt, ausging. Diese letztere Vorstellung und die Uebertragung der betreffenden himmlischen Scenerie auf dieselbe entstand aber erst, wenn man und wo man die Todten in der Erde barg und diese so als der künftige Aufenthaltsort derselben erschien. Alle die Bilder aber, mit denen das Todtenreich ausgestattet wird, sind nicht freie Schöpfungen der Phantasie, sondern weisen in ihrem typischen Charakter und übereinstimmenden Grundzügen auf die Gewitterscenerie, als eine grimme Gerichtsstätte des Zorns, der Peinigung und der Qualen hin, die in der Welt der Schatten, der Gewitternacht, sich dort oben entfalte. Wenn es Jer. 30, 23 heisst: „Siehe, es wird ein Wetter des Herrn mit Grimm kommen, ein Ungewitter wird sich zusammenziehen und den Gottlosen auf den Kopf fallen," so ist das nicht ein vereinzeltes Bild, sondern mit Recht bemerkt Gerlach dazu: „Das Gewitter ist der Naturtypus des Gerichts. Der Herr erscheint im Gewitter als Richter, der die Unreinen verzehrt u. s. w." Finsterniss, Wasser und Feuer, deutlich noch an das himmlische Terrain erinnernd, spielen desshalb immer an jenem (himmlischen) Strafort die Hauptrolle und werden in der verschiedensten Weise verwandt erachtet, um die Stätte zu einer Stätte des Grausens für die Bösen zu machen. Zu den dunklen Gefilden des Hades mit dem Heulstrom Kokytos und dem Gluthbach Pyriphlegethon stimmt es so, wenn in der Bibel bei der Hölle von der äussersten Finsterniss die Rede ist, wo Heulen und Zähneklappern sein wird, in welche die Gottlosen werden verstossen werden, von dem ewigen Feuer oder dem Backofen, in den sie

geworfen und dergleichen mehr[1]). Erinnert dies schon an die Gewitterkammer, welche so als feurige Folterkammer gefasst wird, so bestätigt der Talmud auch noch unsere Ansicht, dass die Hölle ursprünglich am Himmel sichtbar zu werden schien, wenn er auch noch die anderen, uns bekannten himmlischen Kammern in die Scenerie hineinzieht. Nach ihm ist u. A. die Hölle halb Feuer, halb Hagel, und seind viel Feuer-Flüsse darinnen, heisst es. „Ein Feuerstrom kommt unter dem Thron Jehovas hervor und ziehet brennende Kohlen mit sich und wird auf die Häupter der Gottlosen in der Hölle geworfen. Es sind aber auch dort noch andere Flüsse des tödtlichen Giftes, und wenn ein Mensch dieselben anrühret, „so zerberstet er, und die zerstörenden Engel schlagen ihn und richten ihn alle Augenblicke, und zwar ein halb Jahr in dem Feuer und ein halb Jahr in dem Hagel und in dem Schnee; die Kälte aber ist ihm beschwerlicher als das Feuer.“ Der Engel aber, der einen Jeden mit einer feurigen Peitsche schlägt, heisst Kuschiel. „Und die Stimmen der Gottlosen schreien und sprechen Weh! Weh! und ist Niemand, der sich ihrer erbarme.“

Der Talmud hat auch noch geradezu die Vorstellung von einer oberen Hölle, wie die von einem oberen Paradiese, gegenüber einer entsprechenden unteren Stätte bewahrt, und das Gefühl, dass von jener die Scenerieen, wie ich oben behauptet, auf diese übertragen worden, bricht noch bei ihm hindurch, wenn er u. A. sagt: „Das Feuer der Hölle kommt von dem Feuer der oberen Hölle in die untere Hölle[2]).

Daran knüpfen sich noch andere Züge, die von dem gezeichneten Hintergrund leicht verständlich werden. Nicht bloss die Vorstellung, dass Hölle und Paradies an einander grenzen, bei Griechen, wie bei den Israeliten, war dem Himmel entlehnt, sondern bei beiden Völkern knüpfte sich auch an die verschlossenen Himmelskammern die Vorstellung eines Gefängnisses, in dem u. A. der Gewittergott selbst von den allmächtigen Sturmesmächten oder vice versa diese von jenem zu Zeiten in Banden geschlagen zu werden schienen. Geht auf das erstere das mythische Bild, wenn Ares von den Sturmesriesen, den Aloaden, in einem ehernen Gefängniss einmal in Banden geschlagen zu sein galt, so ist das Umgekehrte der Fall, wenn Jehova nach Petrus und Judas die gefallenen Engel „mit Ketten der Finsterniss“, wie Zeus die Titanen „in der Hölle gebunden“ zum Gericht bewahren sollte. Wie bei dem geheimen Gemach, in das ohne des Besitzers Willen Niemand herein und hinaus konnte, die Pforten, bezw. der Schlüssel derselben und der Ort, wo er aufbewahrt wird,

1) Es ist nur eine Variante für den himmlischen Backofen, wenn nach dem Talmud künftig keine Hölle mehr sein wird, sondern die Sonne in ihrer Gluth die Gottlosen verbrennen sollte, denn an Sonnengluth und rauchähnlichen Wolken hatte sich eben jene erstere Vorstellung entwickelt. Ueber das Letztere 2. Moses 19, 18.

2) Eisenmenger II. 327. 365.

eine Hauptrolle spielt, so kehrt auch Aehnliches bei der Hölle wieder, und Johannes ist nur consequent, wenn er Christus, als dem wieder lebendig Machenden, die Schlüssel des Todes und der Hölle in die Hand legt.

Dass aber auch dieses Moment ursprünglich in den gezeichneten Naturkreis hineingehört und nur eine andere Version des Schlüssels zur Gewitterkammer war, dürften auch hier analoge prähistorische Anschauungen bei den Griechen bestätigen. Wie sie uns mit dem Umstand, dass Athene allein wisse, wo Zeus die Schlüssel zum Wetterstrahl verberge, die Bedeutung der alttestamentarischen geheimen Gewitterkammer erst voll erschlossen haben, so haben sie uns auch einen hierherschlagenden Zug höchst bedeutsamer Art erhalten.

Wenn bei den Griechen Hades oder der Zeus *καταχθόνιος*, d. h. der am Horizont heraufziehende und desshalb aus den Tiefen aufsteigende Gewittergott, ebenso wie Jehova, als der Todtenrichter erscheint und als Pförtner der Hölle zu einem *κληδοῦχος* wird, so tritt ihm in dieser Hinsicht neben Minos und Rhadamanthys als Substitut beim Gericht vor allem Aiakos zur Seite, den die Sage höchst charakteristisch vor allen als *δίκαιος* bezeichnet, in dem also die Vorstellung des „gerechten Himmelsrichters“ noch besonders zum Ausdruck kommt. Nun kehrt bei ihm ein ähnlicher Zug, wie bei der Athene und dem Zeus, wieder, er soll (nach Apollodor) die Schlüssel des Hades bewachen. Das sind nicht bloss homogene Bilder, sondern mit ihnen rücken sich auch „Gewitterkammer“ und „Hölle“ und die „geheimen Schlüssel“ zu beiden, wenn der Himmel sich im Blitz öffnete und sie sehen liess, bei den erwähnten Völkern im Ursprung näher.

Was aber in der griechischen Tradition uns nur noch als ein versprengter Ueberrest einer altmythischen Vorstellung entgegentritt, hat in der jüdisch-christlichen Auffassung nicht bloss eine tiefere symbolische Deutung in solchen Stellen erfahren, wie die aus der Offenbarung Johannis citirte, sondern das sogenannte Schlüsselamt, die Kraft zu lösen und zu binden, hat sich an diesem Bilde entwickelt. Wie dem römischen Heidenthum Himmel, Meer, Wolken und Erde, kurz die ganze Welt unter des Janus Hand beschlossen galt[1]), so knüpfte sich nach den bekannten Worten Christi zu Petrus das entsprechende römisch-katholische Dogma an die neuen Pontifices Roms, die als Nachfolger Petri galten. Das christliche Volk griff zum Theil freilich bei dem Himmelspförtner Petrus wieder auf den natürlichen Ursprung zurück, indem es ihn zu einer Art Wetterherrn machte, der die Schätze des Himmels auf- oder verschliesst. Denn wenn die Kinder am Rhein z. B. singen: Peter, schliess die Thür zu — Wirf den Schlüssel über den Rhein — Morgen soll gut Wetter sein[2]), so

1) Vergil, Fasten I. 117 f

Quidquid ubique vides, coelum mare, nubila, terras;
Omnia sunt nostra clausa patentque manu.

2) Mannhardt, Germ. Mythen 390.

wird Petrus aufgefordert (wie Jehova), den Regen zu verschliessen, dass gutes Wetter bleibe, und damit dies sicher geschehe, den Schlüssel weit weg zu werfen, denn „der Rhein“ als solcher ist nur des Reimes halber in die Strophe gekommen.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu den zuerst entwickelten Vorstellungskreisen zurück, die wir in ihren homogenen Anfängen bei den Semiten, wie bei den Indogermanen verfolgt haben, so sind noch ein paar dabei hervortretende bedeutsame Momente hervorzuheben. Wie die Gewitterwolke als eine geheime Kammer erschien, in der das Wetter beschlossen, so knüpft sich auch bei den Gefahren, die Blitz und Donner bringen, an dieselbe und das in ihr weilende himmlische Wesen der Begriff des Unnahbaren. Wie „Gottes Antlitz zu schauen“ nach dem Alten Testament todtbringend war, durfte auch kein Ungeweihter sein Haus, dessen irdisches Substitut die Stiftshütte war, betreten; seine heilige Lade zu berühren, brachte Tod. Am grossartigsten entwickelt sich dieser Charakter in der Scenerie auf dem Sinai, wo Jehova zu Moses sagt (2. 33, 20): „Mein Angesicht kannst Du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich siehet,“ wie auch Manoah zu seinem Weibe sagt (Richter 13, 22): „Wir müssen des Todes sterben, dass wir Gott gesehen haben“, und auch Usia todt niederstürzt, als er die Lade des Herrn berührt. Nur der geweihte Priester durfte einmal im Jahr beim grossen Sühnopfer das Allerheiligste betreten, musste aber da noch mit Räuchern dasselbe erfüllen, um nicht Gott leibhaftig zu schauen, wie es 3. Mos. 16, 13 heisst: „Und er thue das Rauchwerk auf das Feuer vor Jehova, dass die Wolke des Rauchwerks den Deckel auf dem Gesetz bedecke, dass er nicht sterbe.“ Dem entsprechend verhüllt auch Moses sein Antlitz, denn er fürchtet sich, Jehova anzuschauen, als derselbe sich ihm 2. Mos. 3, 6 als den Gott seiner Väter zu erkennen giebt.

Dem ersteren, dass Niemand die Gottheit schauen dürfe, entspricht nun genau die griechische Vorstellung, wie sie uns bei Homer Il. XX 131 entgegentritt, wo es heisst, „gefährlich ist es, die Götter sichtbarlich zu schauen.“ Demgemäss macht auch Anchises, als ihm Aphrodite leibhaftig nach dem homer. Hymnos erscheint, es wie Moses, indem er nicht bloss erschreckt die Augen wegwendet, sondern auch sein Antlitz verhüllt. Und wenn er trotzdem die Besorgniss äussert, wegen des Verkehrs mit der Göttin untüchtig zu werden, so lässt die Sage, was dort vermieden schien, auch wirklich nachträglich geschehen, indem er von des Zeus Blitz „gelähmt“ sein sollte, was dann in besonderer Weise damit motivirt wird, dass er von dem Verkehr mit der Göttin geplaudert habe.

Unter dem oben entwickelten Reflex erhält ebenso nun auch das sogenannte Adyton, ein geheimes Zimmer in griechischen wie römischen Tempeln, seine besondere Bedeutung und tritt als eine Art Prototyp zu dem Allerheiligsten in analoge Beziehung zu ihm. Hat es sich besonders

bei mantischen und mysteriösen Gottesdiensten erhalten, so tritt doch überall hervor, dass es einst weitere Kreise zog, und der Aberglaube, dass, wer dagegen gefrevelt und es betreten, das Gesicht oder das Leben verloren habe, gemahnt noch insbesondere an angeblich entsprechende Wirkungen wie beim Allerheiligsten.

Auch das Adyton war nehmlich ursprünglich die eigentliche Wohnung des Gottes und desshalb nur den Priestern zugänglich. Charakteristisch tritt es besonders in dieser Hinsicht bei uralten arcadischen Culten hervor, wie bei dem des Poseidon zu Mantinea und des lykäischen Zeus. So traf den Aepytos angeblich das Schicksal, als er den Tempel des Poseidon zu Mantinea zu betreten wagte, — von dem Pausanias berichtet, wie auch noch zu seiner Zeit Niemand ihn betreten durfte, — dass er des Gesichtes beraubt wurde und bald nach diesem Unglück starb. In Betreff des Heiligthums des Zeus Lykaios lasse ich Preller reden. Er sagt: „Zeus thronte auf dem Gipfel des Berges, den man Olympos oder den heiligen Gipfel nannte und wo der geweihte Bezirk das *Ἄδυτον* (Abaton) bei Lebensstrafe von Niemandem betreten werden durfte. Innerhalb desselben, glaubte man, werfe kein Gegenstand einen Schatten“ u. s. w.

Wie im Alten Testament die Stiftshütte als die irdische Wohnung Jehovas endlich in die himmlische oft übergeht, so dass man nicht weiss, welche eigentlich gemeint sei, so wird nicht bloss bei Homer (Il. 5, 445) von einem „grossen“ Adyton des Apollo geredet, in das der verwundete Aeneas zur Heilung entrückt ist, sondern in naiver Ausmalung der Scenerie, als wäre es im Götterpalast im Himmel, ist neben der Schwester Artemis auch die Mutter Leto noch da, um den kranken Helden zu pflegen. Ueberall treten so analoge Ankläge hervor.

Auch eine geheime Lade tritt bei den Griechen auf, in der ein Götterbild oder irgend ein Palladium bewahrt wird[1]). Charakteristisch ist besonders die Ciste, welche in dem Athene-Mythos eine Rolle spielt und das Erechtheus-Kind, sowie die geheimnissvolle Schlange der Göttin sollte enthalten haben, wo dann, als die Hüterinnen gegen das Verbot die Ciste öffnen und von Angesicht zu Angesicht das Bild schauen, Geistesstörung oder gleich der Tod sie ergreift. Sie haben — denn das ist der ursprüngliche Sinn des Bildes — in diesem Falle das angeblich im Gewitter neugeborene Lichtwesen dort oben geschaut, das, wie Asklepios vom Blitz umflossen gefunden sein sollte, so von den Ringeln der himmlischen Blitzschlange umgeben schien. Eine Lade barg in irdischer Substituirung, was, ursprünglich in den Wolken beschlossen, jedem irdischen Auge entzogen werden zu müssen schien.

1) Für eine derartige Parallele spricht sich auch Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie XX. 78 aus: „Man darf annehmen, dass die Lade Jehovas demjenigen Analoges enthielt, was die Cisten der heidnischen Götter in sich schlossen.“

Auch im Gebrauch klingen die entwickelten Vorstellungen bei den Indogermanen noch gelegentlich nach. Es reiht sich z. B. denselben nur an, wenn auch die deutsche Hertha (oder, wie man nach Grimm sagt, die Nerthus) bei ihrer Feier nach Tacitus Bericht verhüllt herumgefahren ward und nachher die Sklaven, die bei der Waschung gesehen, was kein menschliches Auge, ohne zu sterben, schauen sollte, getödtet wurden.

Ueberschauen wir zum Schluss die gepflogenen Untersuchungen, so bestätigen sie den von mir schon wiederholt aufgestellten Satz, dem auch Dillmann in seiner Abhandlung: „Ueber die Herkunft der urgeschichtlichen Sagen der Hebräer" Ausdruck giebt, wenn er, von anderen Momenten ausgehend, sagt: „Es giebt einen ganzen Kreis von mythologischen Vorstellungen und Sagen, welcher den indogermanischen und semitischen Völkern gemeinsam ist." Die Frage freilich, welche Dillmann weiter daran reiht, wie diese Gemeinschaft zu erklären, ob in vorhistorischen Zeiten in gewissen Gegenden ein Austausch zwischen ihnen stattgefunden oder ob auch eine gemeinsame Urheimath beider anzunehmen ist, bedarf noch verschiedener Untersuchungen, bei denen es, insofern sie auf das mythologische Gebiet einschlagen, vor allem darauf ankommen wird, die religiösen Vorstellungen der dabei zur Sprache kommenden anderen Völker — in erster Linie natürlich die der anderen semitischen Stämme, — nach Möglichkeit gleichfalls unter dem Reflex des volksthümlichen, „an die Natur" sich anschliessenden Hintergrundes und nicht, wie es bisher meist geschehen, nach den entwickelten, mehr historischen Zeiten zu prüfen. Immerhin dürften die innerhalb der von mir gezeichneten Kreise gewonnenen Resultate in ihrem volksthümlichen Charakter neue Perspectiven nach den verschiedensten Seiten eröffnen, und weiter denselben nachzugehen Veranlassung geben.

Dies gilt nicht bloss von den urzeitlichen Verhältnissen, sondern auch von der mehr historischen Entwickelung des Volksglaubens, wie er im Alten und Neuen Testament in gewissen Vorstellungen sich bekundet, die man nur verstehen kann, indem man auf die daneben gehenden volksthümlichen Traditionen zurückgreift, an welchen sich die Ideen einer entwickelteren Zeit gleichsam emporrankten. Je weiter zurück, desto mehr prävalirt der Mythos; je mehr die geistige Entwickelung vorschreitet, desto mehr wird er bloss gleichsam zum Rahmen, zum Contour, und die Idee entfaltet immer freier ihren Siegeslauf.

Treten uns doch schon im Alten Testament, trotzdem ein rother Faden sich durch das Ganze zieht, die verschiedensten Zeiten und Anschauungsschichten entgegen.

Wenn die Erzählungen von Simson gleichsam als ein Torso und eine Reminiscenz der ältesten Urzeit in der historischen Gewandung eines für sein Volk kämpfenden Gotteshelden dem Heldenbuch der Israeliten eingereiht dastehen, während sie, wie schon oben angedeutet, in ihren wunderbaren Hauptbildern an Mythen von Kämpfen und vom Untergang eines sogenannten Sonnenhelden in den Wettern dort oben am Himmel in einer zwar primitiv-wilden, aber doch grossartigen Conception erinnern, so treten uns in den ältesten Büchern des Alten Testaments in Betreff der Auffassung der mit dem Gewitter stehend verbundenen Erscheinungen von „Feuer" und „Regen" andere Auffassungen gleichsam in einzelnen mythischen Genrebildern typisch entgegen. Das himmlische Feuer, wie der Regenquell, werden, wie oben erwähnt, durch den Schlag eines Zauberstabes, nehmlich der Blitzruthe, geweckt, — eine uralte, weit verbreitete heidnische Vorstellung, die dann in vielen Mythen irdisch localisirt erscheint. Wie der Engel des Herrn vor Gideon Feuer mit dem Stecken aus dem Felsen schlägt, so lässt Moses mit seinem Zauberstabe aus dem Felsen eine Quelle hervorsprudeln, das irdische Correlat des Regenquells, wie auch der Fels, der Berg ursprünglich auf den Wolkenberg ging.

Derartige Vorstellungen verschwinden aber mit den Büchern Moses und dem der Richter immer mehr, und es treten fortan an ihre Stelle mehr andere Bilder, wie wir gesehen haben, von den himmlischen Kammern der Winde, des Wetters u. dergl., während dann im Anschluss an die Offenbarungen Jehovas auf dem Horeb, als er den neuen Bund mit dem Volke Israel schliesst, in der aus Finsterniss und Wolkenwassern gewölbten Hütte oder Zelt er selbst fortan in majestätischer Conception aller daran sich reihenden Erscheinungen erscheint, fressendes Feuer ihm voraus, von Stürmen, Blitz und Donner umrauscht.

Hiermit tritt in die Naturanschauungen der Monotheismus mit aller Entschiedenheit, je länger, je mehr ein, wenngleich noch oft genug alte Bilder anklingen. Aber es war nicht bloss wie bei den heidnischen Völkern nur ein Gott, der sich in seinen Werken dort oben offenbarte, sondern speciell ihr, des Volkes Israel Gott, in dessen Mitte er auch, wenngleich unsichtbar, in der Stiftshütte fortan wohnte, der, wie er den Vätern einst in schwerer Noth geholfen, so auch ihnen helfen werde, wenn sie auf seinen Wegen wandelten, der aber in seinem Zorn sich rüste, um über die sündige Menschheit Gericht zu halten.

Das Bewusstsein einer solchen persönlichen Lebensgemeinschaft, welche der Ausgangs- und Mittelpunkt der Religion des Volkes Israel dann wurde, wie es sich in der Geschichte desselben immer mehr ausbaute und, wenn es zu erlöschen drohte, durch die Propheten immer wieder erneut und lebendig gemacht wurde, hat auch im Volksglauben noch eine besonders charakteristische Anlehnung an die Natur gefunden, auf die ich noch hinweisen will. Der unsichtbare Herr dort oben,

der unnahbare, dessen Antlitz zu schauen Gefahr bringt, so dass der Mensch sein Gesicht vor ihm verhüllt, er redet „im Donner“ vernehmlich zu seinem Volke und thut in ihm seinen Willen kund.

Auch sonst erscheint bei den Heiden der Donner als die Stimme des Himmels; bei dem Volke Israel begründet sich aber darauf — und das zieht sich auch durch ihre ganze Geschichte. — der Glaube geradezu an eine Art von gegenseitiger Verständigung dabei zwischen Jehova und seinem Volke, „ein Glaube, der an nervös erregten Zuständen, wie sie den Menschen bei furchtbarem Gewitter und namentlich Donnerschlägen, in denen Himmel und Erde unterzugehen scheinen, oft noch ergreifen, in einer gewissen Ekstase eine Nahrung fand[1]). Tritt doch eine ähnliche auch bei anderen Völkern unter dem Reflex der sie sonst beherrschenden religiösen Vorstellungen in den verschiedensten Arten hervor, z. B. in den kleinasiatischen Religionen unter Anschluss an allerhand eigenthümliche Gewittermythen vom entmannten Atys in den wildesten Riten, die in der Raserei bis zur Selbstverstümmelung gingen[2])

So knüpfen sich auch im Alten Testament alle Visionen und Ekstasen der Propheten bis zu dem sogenannten „Zungenreden“ im Neuen Testament an Gewittererscheinungen, in denen der Geist Gottes

1) Unter den verschiedensten Formen wiederholt sich gleichsam immer wieder die Scene 2. Moses 19, 16 ff. „Und es geschah am dritten Tage — da geschah Donner und Blitz, und eine schwere Wolke auf dem Berge, und der Posaunenschall sehr stark und es zitterte das ganze Volk. — Und der Posaunenschall war fort und fort sehr stark. Mose redete und Gott antwortete ihm im Donner.“

2) Prähist. Studien 281. 343. Von der gewaltigen Erregung, welche noch heutzutage mitten im grössten modernen Culturleben oft Menschen bei besonders starkem Gewitter ergreift, zumal wenn sie nicht unter Dach und Fach sind, habe ich mir ein Beispiel aus dem Jahre 1884 notirt. Da hiess es in einem Bericht (Nordd. Zeitung Nr. 331): „Das Gewitter am Mittwoch Abend hat kaum seines Gleichen in den Berliner Annalen. Eine volle Stunde vor Ausbruch desselben war der westliche und südwestliche Himmel in ein zuckendes, wogendes Flammenmeer getaucht, aus dem die seltsamen Conturen der Gewitterwolken sich gespenstisch abhoben. Endlich gegen halb zehn Uhr wurde es ernst. Greller und intensiver zuckten die Blitze, die Strassen und Plätze mit fahlem Licht förmlich überfluthend, heftige Windstösse ballten die von drei oder vier Punkten sich nähernden Gewitter zusammen und der erst dumpf grollende Donner erhob seine Alles übertönende Stimme immer lauter und wuchtiger. Aengstlich suchten Mensch und Thier die Heimstätten und Zufluchtsorte. Und nun öffnete der Himmel seine Schleusen und wolkenbruchartige Regengüsse entluden sich über die Stadt, während die Blitze zu einer aufflammenden Lohe sich vereinigten und die Donnerschläge in wildem Durcheinander und ununterbrochenem Getöse die Gebäude in ihren Grundfesten erbeben machten. — — Draussen im Ausstellungspark bekam eine auf der grossen Veranda am See sitzende Dame in Folge der entsetzlichen Wetterschläge nervöse Anfälle und begann laut zu weinen und zu schreien. — — Noch viel schlimmer gestaltete sich der Verlauf des Unwetters für die vielen Hunderte, welche mit den Eisenbahnzügen unterwegs waren. — In den Localzügen von hier nach Potsdam herrschte eine vollständige Panik. Selbst beherzte Männer konnten sich in dem jeden irdischen Lärm übertönenden Aufruhr der Elemente des Grauens nicht erwehren, und die Frauen und Kinder heulten und schluchzten vor unerträglicher Angst. Mehrere Ohnmachtsanfälle waren zu verzeichnen u. s. w.“

die Gläubigen zu erfassen schien, so dass ihr ganzes Wesen davon ergriffen, sich mit aller Kraft von einer, durch den Glauben befruchteten Phantasie den geweckten religiösen Empfindungen hingab[1]).

Ich habe dies zum Schluss angedeutet, um damit auch noch darauf hinzuweisen, wie nicht bloss bei den Semiten sich Fäden finden, die sie mit dem indogermanischen Glaubensgebiet verbinden, sondern andere wieder nach andern Seiten sich knüpfen, die dann weiter durch verschiedene Mittelglieder zu analogen Prototypen bei den „primitivsten" Völkern zurückführen, ähnlich wie ich es vom Dämonen- und Gespensterglauben der Indogermanen nachgewiesen habe[2]). Denn die erwähnte Raserei der Gallen, welche sich an dem wilden Schlag des Tympanon, auch einer Nachahmung des Donners, entwickelt, findet weiter dann noch eine rohere Analogie in der Ekstase, die den Schamanen beim Tönen seiner Zaubertrommel ergreift und ihn angeblich mit den Geistern in Rapport bringt.

Wenn die Weltgeschichte eine Geschichte der Sonderung der Menschen in ihrer „historischen" Entwickelung ist, so scheint die vergleichende Mythologie, fast mehr noch als die Sprache, in aufsteigender Linie auf eine Zeit zurückzuführen, wo eine gewisse Gemeinsamkeit embryonischer Urvorstellungen religiöser Art herrschte, aus denen dann, indem sie von den verschiedenen, sich bildenden Volkstypen verschieden im Laufe der Zeiten festgehalten und vergeistigt wurden, sich die Keime und Formen eines höheren Götterglaubens in den mannichfaltigsten Gestaltungen entfalteten.

---

1) Vergl. die Artikel über Ekstase, Propheten und das „Zungenreden" bei Riehm.

2) „Indogerm. Volksglauben" 229ff. u. 169ff.

Besprechungen.

H. Nabert. Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Glogau. 1891. Carl Flemming. Fol.

Die um das Kartenwesen in Deutschland hoch verdiente Verlagshandlung hat in dem Maassstabe von 1 : 925 000 in 8 Sektionen, deren Stücke zusammengesetzt eine mächtige Anschauungskarte gewähren, die treue Arbeit eines der besten deutschen Männer, des im Jahre 1890 zu Frankfurt a. M. gestorbenen Professors Heinrich Nabert an die Oeffentlichkeit gebracht. Das Material ist zu einem Theil, nehmlich für die westlichen, südlichen und südöstlichen Grenzgebiete, von dem Verf. selbst auf zahlreichen Reisen in den Jahren 1844, 1848, 1879—87 zusammengebracht; Reiseberichte des Dr. Lotz und amtliche Quellen aus Oesterreich, Russland, Preussen, Sachsen, der Schweiz und Belgien sind hinzugezogen worden. Leider hat der Verf. die Veröffentlichung nicht mehr erlebt; die von ihm vollständig zusammengestellten Stücke sind erst nach seinem Tode an der bewährten Hand des Herrn R. Böckh an das Licht getreten. Das entscheidende Verdienst dabei gebührt dem Deutschen Schulverein, der auf seiner Hauptversammlung zu Wiesbaden 1887 den Beschluss fasste, die Veröffentlichung des wichtigen Werkes mit seinen Kräften zu fördern. In der That ist die Karte nicht nur an sich in hohem Maasse lehrreich, sondern sie ist auch sehr geeignet, zu zeigen, wie dringend nothwendig die Hülfe ist, welche dieser Verein den Deutschen in den Nachbarländern bringt. War es doch eine bewusste Aufgabe, die der Verf. sich gestellt hatte, auch die Rückgänge des Deutschthums deutlich zur Anschauung zu bringen. Namentlich für Russland wollte er zeigen, „welch grossartige Dienste unser Volk der Gesittung und Entwickelung des Welttheils geleistet hat, und welche Opfer der Menschheit gebracht worden sind und noch weiter zugemuthet werden." Eine parallele Darstellung der Verhältnisse in America würde eine wünschenswerthe Vervollständigung des, für unser nationales Bewusstsein recht schmerzlichen Bildes sein. Ob sich aus einer solchen Darstellung praktische Folgen ergeben werden, mag die Zukunft entscheiden, möglicherweise werden sie, wie gerade jetzt in Russland, das Gegentheil von dem ergeben, was wir zu hoffen berechtigt waren. Immerhin ist es auch für uns von grosser Bedeutung, genau zu wissen, bis wohin sich der unmittelbare Einfluss unserer Nationalität erstreckt hat: einmal wird die Anerkennung kommen, die man uns in der Gegenwart vielfach versagt. Und so möge denn die denkwürdige Karte der Theilnahme aller Deutschen auf das Wärmste empfohlen sein. Rud. Virchow.

Heinrich von Wlislocki. Aus dem inneren Leben der Zigeuner. Ethnologische Mittheilungen. Mit 28 Abbildungen. 8vo. 220 Seiten. Berlin, 1892. Emil Felber.

Es wird wohl wenige Menschen geben, auf welche die Poesie des Zigeunerlebens nicht einen ganz besonderen Reiz auszuüben vermöchte. Ist doch auch unstreitig das Volk der Zigeuner eines der in ethnographischer Beziehung interessantesten in dem gesammten Europa; dieses Volk, das, obgleich seit langen Zeiträumen mitten unter civilisirten Völkern wohnend, es doch verstanden hat, sich trotz der christlichen Taufe und seiner christlichen Vornamen sein uraltes Heidenthum und seine uralten Sitten und Gebräuche bis in die

Neuzeit hinüber zu retten und zu erhalten. Wir sind daher wohl dem Verfasser zu Danke verpflichtet, dass er uns nun schon durch mehrere Werke mit dem Wesen der Zigeuner vertraut zu machen bestrebt war (vergl. Band 22, S. 169). Er kennt sie genau, denn er hat wiederholentlich unter ihnen gelebt, gleichsam als einer der Ihrigen, und hat sie auf ihren Wanderzügen begleitet. Er beherrscht auch ihre Sprache und ihre Dialekte vollkommen, und so vermag er aus eigener Anschauung und nach eigener Beobachtung zu sprechen. Die vorliegende Schrift des Verfassers, welche letzterer in bescheidener Weise in dem Vorworte als „Kleinigkeiten aus dem Schnappsack eines Zigeuners" bezeichnet, ist wohl geeignet, einige wichtige Ergänzungen für unsere Kenntnisse in der Völkerkunde zu liefern. Gleich das erste Capitel, das von den Krankheitsdämonen handelt, zeigt uns, dass auch die Zigeuner die Krankheiten als eine Wirkung von bestimmten bösen Geistern auffassen. Sie haben für dieselben eine ganz bestimmte, feststehende Genealogie und sie kennen auch ihre Gestalten, die dann auf gewisse Kleidungsstücke gestickt, oder auf Holztäfelchen eingebrannt, als Heilmittel an der Kranken oder als Vorbeugemittel an der Gesunden Leibe befestigt werden müssen. Da die ursprünglichen neun Krankheitsdämonen mit einander Ehen eingegangen sind, und viele Kinder gezeugt haben, welche den Eltern zwar ähnlich, aber nicht völlig gleich sind, so erklärt es sich, dass dieselbe Krankheit bei verschiedenen Menschen in verschiedener Stärke auftreten kann, je nachdem der dieselbe verursachende Dämon eine grössere oder geringere Kraft von seinen Eltern ererbt hat. Das zweite, ebenfalls mit Abbildungen versehene Capitel, das uns einige Handarbeiten der Zigeuner vorführt, liefert wiederum einen neuen Beleg dafür, dass die von uncivilisirten Völkern verwendeten Ornamente nicht der individuellen Laune des Verfertigers ihren Ursprung verdanken, sondern dass ihnen eine feststehende, ganz bestimmte symbolische Bedeutung innewohnt. Es ist das eine Thatsache, welche gewiss auch einmal für die Urgeschichte ihre Bedeutung gewinnen wird. Dem Höhencultus ist ein längerer Abschnitt gewidmet. Wir lernen darin die Kosmogonie der Zigeuner kennen und wir erfahren aus ihren vielfachen, hiermit in Verbindung stehenden Gebräuchen und strengen Vorschriften und Opferverpflichtungen, wie tief und unerschüttert die Zigeuner noch in dem Heidenthume stecken. Der in jüngster Zeit vielbesprochene Blutzauber ist bei den Zigeunern noch überraschend häufig bei allen möglichen Gelegenheiten im Gebrauche, worüber auf den Text verwiesen werden muss. Auch giebt der Verfasser hierbei eine Erklärung für den Glauben an die Zauberkraft des Blutes, wie er sie aus dem Munde einer als Zauberin berühmten siebenbürgischen Zigeunerin empfing.

Sehr lehrreich ist das Capitel über Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache, aus welchem wir ersehen, welch ein verwickeltes Zeichensystem sich bei den Zigeunern ausgebildet hat, durch die sie es ermöglichen, den ihnen nachfolgenden Stammesgenossen die ausführlichsten Berichte über ihre Absichten oder über allerlei für sie wichtige Begebenheiten zukommen zu lassen. Da diese Zeichen wenigstens bei allen osteuropäischen Zigeunerstämmen die gleichen sind, so wird man ihnen wohl ein sehr hohes Alter beimessen dürfen. Sie werden für geheiligt gehalten und selbst feindliche Stämme werden dieselben niemals zerstören. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, dass man bei entsprechender Aufmerksamkeit auch bei den Naturvölkern ähnliche Maassnahmen wird auffinden können. — Eine reichhaltige Uebersicht bietet das Capitel Thierorakel und Orakelthiere, jedoch ist dasselbe zu einer auszüglichen Besprechung nicht geeignet. Das der Wetterprophezeiung gewidmete Capitel lässt eine reiche Fülle guter Naturbeobachtungen erkennen und wird auch wohl dem Zoologen manches Interessante darbieten. Da es sich aber eben um Naturbeobachtungen handelt, so ist es wohl begreiflich, dass vieles den Zigeunern nicht allein eigenthümlich ist, sondern auch bereits von anderen Völkern gesehen und berücksichtigt wurde. — In dem von der Feuerbesprechung handelnden Abschnitte werden uns die Abbildungen einiger Feuertalismane, sowie einige Feuersegen vorgeführt und wir lernen den heiligen Georg als Schutzpatron in Feuersgefahr und die Zigeuner als von ihren Nachbarvölkern besonders hochangesehene Feuerbeschwörer kennen. Gleichsam als Anhang führt uns das letzte Capitel die wechselnden Schicksale einer einst gefeierten, endlich aber in Elend und Armuth gestorbenen Zigeuner-Schönheit vor, von deren hoher geistiger Begabung eine reiche Sammlung von ihr ver-

fasster Gedichte Zeugniss ablegt. Einige derselben hat der Verfasser gleichsam als Illustration zu der Lebensgeschichte der Dichterin in deutscher metrischer Uebersetzung und im Original-Wortlaute beigefügt. Dieselben gestatten einen ziemlich deutlichen Einblick in das Seelenleben dieses absonderlichen Weibes. Max Bartels.

Gg. Hager und J. A. Mayer. Kataloge des Bayerischen National-Museums. Vierter Band. Allgemeine kulturgeschichtliche Sammlungen. Die vorgeschichtlichen, römischen und merovingischen Alterthümer. Mit 350 Abbildungen in Photolithographie und Lichtdruck auf 27 Tafeln. 4°. 272 S. (M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung) München 1892.

Schon in dem Titel sind die drei Haupt-Abschnitte angegeben, in welche dieser neue Katalog eingetheilt ist, dem als Einleitung eine kurze Entstehungsgeschichte der betreffenden Sammlungen beigegeben wurde. Der erste Abschnitt, die vorgeschichtlichen Alterthümer behandelnd, ist in die beiden Abtheilungen Gruppenfunde und Einzelfunde geschieden. Die letzteren sind zusammengestellt als Schmuck- und Toilettengeräthe, Waffen und Werkzeuge, Verschiedenes und Thongefässe. Der Abschnitt, welcher von den römischen Alterthümern handelt, bespricht gesondert die Steindenkmäler, die Bautheile, die Särge, die Thongefässe, die Gläser und die Metallgegenstände. Bei diesen letztgenannten sowohl, als auch in dem dritten Abschnitt, die merovingischen Alterthümer, ist wiederum die Eintheilung in Gruppenfunde und Einzelfunde beibehalten worden. Es handelt sich nicht um eine einfache Aufzählung der Gegenstände, sondern es ist namentlich bei den Gruppenfunden zuvor eine kurze Beschreibung der Oertlichkeit gegeben, in welcher der Fund gemacht worden ist, nicht selten mit dem Wortlaute der ursprünglichen Originalberichte. Mit grosser Sorgfalt ist auch der Versuch angestellt worden, innerhalb desselben Gruppenfundes die Fundgegenstände nach den einzelnen Gräbern zusammenzustellen. Der genauen Beschreibung des einzelnen Stückes sind die Maasse beigefügt, sowie auch genaue Literaturangaben, wo dasselbe bereits beschrieben, beziehungsweise abgebildet worden ist. Auch findet sich bei nicht wenigen Gegenständen der Nachweis, in welchen Sammlungen man analoge Stücke zu suchen hat. Aus dem Gesagten ist es wohl ersichtlich, dass es sich um eine mit grossem Fleisse ausgeführte mühevolle Arbeit handelt, die in Verbindung mit der reichen Zahl der Abbildungen ein gutes Hülfsbuch für vergleichende Studien abzugeben geeignet ist. Die Figuren sind klar und deutlich und einige sind sogar in Farben ausgeführt. Die ganze Ausstattung, namentlich auch in Bezug auf Druck und Papier, ist eine vornehme, dementsprechend aber auch der Preis dieses Kataloges nicht gering: er beträgt 10 Mark. Max Bartels.

Duval. Histoire d'Edesse. Paris 1892.

Nach Bakrou II. (sauvé par la juive Koutbi) und Mitherrschaft des ersten Manou, — (dann Manou II. als Maha) —, besteigt der erste Abgar (der „boiteux") den Thron, und Abgar IX. „fut le premier roi chrétien", wie (in der Legende) Abgar V. (Oukhâma), von Addai geheilt, in Sendung durch St. Thomas, dessen Körper aus Indien zurückgebracht wird, 232 (suivant la „passio Thomae"), 373 (bei Ephrem) oder 394 (in der Chronik). Auf Abraham (S. 104) führt der Ain-al-khalil (wie noch heute zu sehen). A. B.

Florenz. Zur japanischen Literatur der Gegenwart (Mitth. d. dtsch. G. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, 47).

Gegen das 1881/82 veröffentlichte Shintaschi-sho (Shintaischi, Gedichte im modernen Styl) ist seit 1888 wiederum eine Reaction eingetreten (besonders durch Ikebukuro veranlasst). A. B.

Dorsey. Omaha- und Ponka-Letters. Washington, 1891. (Herausgegeben vom „Bureau of Ethnology").

Im Anschluss an die Veröffentlichungen in den Contributions to North-American Ethnology folgen hier die noch übrigen Briefe der Sammlung, interesting on account of their sociologic references (sowie linguistisch). A. B.

Dr. F. Jacobs en J. J. Meijer (Kontroleur). De Badoej's. s'Gravenhage, 1891. (Herausgegeben durch H. K. J. voor d. T., L., en V. v. N. J.)

Dieser vielumschriebene, aber (von kurzen Notizen abgesehen) noch unbeschriebene Volksrest (bei Untergang des Reiches Padjadjaran geflüchtet), bewahrt, in Rückerinnerung an glänzende Vergangenheit (und in Hoffnung gleichsam auf Wiederbau des zerstörten Gotteshauses), den Glauben, „dat eens de Messias in de Preanger zal verschijnen en in de Wijnkoopsbaai, die om die reden dan ook de Palaboehan ratoe (Königsbaai) heet, zal landen en wederoom een groot Soenda-rijk zal stichten; deze Ratoe Soenda is niemand anders dan Praboe Sili Wangi, Padjadjaran's laatste voorst, die, zooals zij beweren, niet gestorven, doch als een andere Christus ten hemel is gevaren (ngahijang), om ter zijner tijd weer op aarde te verschijnen en de Soendaneezen onder éene vaan te vereenigen" (S. 8). Es wird hiermit ein so correct zutreffender Beitrag zur Lehre von den ethischen Elementargedanken geliefert, dass man die Hinneigung zum Buddhismus als „Gemüthskrankheit" (S. 20) gern übersehen mag, zumal solch sanfte Namensbezeichnung für die Mehrzahl der Religionen kaum passen dürfte (nach heidnischer Auffassung wenigstens). A. B.

Aymonier. Les Tchames et leurs Religions. Paris, 1891.

Eine in der Geschichtsgeographie Indo-China's störend klaffende Lücke ausfüllend, bringt zugleich diese Monographie werthvollste Beiträge zu den Durchkreuzungen einheimischer (auf Brahmanismus und Buddhismus rückweisender) Religionsvorstellungen mit anamitisch-chinesischen (unter späterem Zutritt des Islam). Die auf Eindeichungen, auf Ent- oder Bewässerungen bezüglichen Functionen der Ong-Banoek (S. 66) tragen den pontificalischen Charakter (unter den ethnischen Priesterklassen). Die Analogien zu den Besessenheiten (und zugehörigen Exorcisationen), im Hexenwesen (der Kamelai) etc. liegen überall auf der Hand (S. 108 u. a. O.). Zu der beim Verletzen der Erde geleisteten Entschuldigung (S. 69) dient die Fiction (wie beim Tödten des verehrten Bären unter den Ainos u. dgl. m.). Das Zweikönigthum verknüpft sich mit traditionellen Bräuchen (cf. V. d. öst. As., I., 475).

Niemand besser — oder besser: Niemand anders — als der Verfasser, der durch langen Aufenthalt eingelebt in seine Umgebung, sie mit verständigem Forscherblick durchschaut, hätte der Ethnologie solch ein willkommenes Geschenk bieten können Mögen noch manche ähnliche folgen. A. B.

Pilling. Bibliography of the Algonquin Languages. Washington, 1891.

Der fünfte Band dieser vom „Bureau of Ethnology" herausgegebenen Publication, mit lehrreichen Informationen gefüllt, gleicht den übrigen. Unter Evans (James) findet sich (S. 186) die Erfindungsgeschichte der „Syllabic characters" besprochen, für deren Druck eine Presse nach „Norway House" hinausgesandt wurde (1891), und unter Mason (W.) eine Erörterung der durch dessen Uebersetzung angeregten Controverse (S. 340). Im dritten Bande (wo mit dem Irokesischen das Cherokee verbunden ist) findet sich das auf das einheimische Alphabet Bezügliche und dessen Zusammenstellung durch Sequoyah oder Guess („his dreamy meditations on this invention" extended from 1809—21, when he completed his works). A. B.

VII.

Ein Beitrag zur Anthropologie der Turkvölker. Baschkiren und Meschtscherjaken.

Von

Dr. S. WEISSENBERG in Elisabethgrod, Russland.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. Juni 1892.)

(Hierzu Taf. VI.)

Einleitung.

Die Baschkiren und Meschtscherjaken werden linguistisch zu den Turkvölkern gerechnet; ob dies auch anthropologisch richtig ist, wird diese Arbeit zeigen. Die Baschkiren wohnen in einer Gesammtstärke von 757 000 Mann in den Gouvernements Orenburg, Perm, Samara, Ufa und Wjatka zerstreut; sie sind Nomaden. Die Meschtscherjaken, deren man nur 137000 zählt, werden in russische und tatarische eingetheilt, je nachdem sie sich mit den ersteren oder den letzteren vermischt haben. Sie wohnen in den Gouvernements Kasan, Orenburg, Pensa, Perm, Saratow, Tambow und Ufa. Sie befinden sich jetzt in einem Uebergangsstadium, indem sie etwas Ackerbau und Gewerbe treiben. Die Meschtscherjaken von Orenburg, zu denen auch die von mir Gemessenen gehörten, unterscheiden sich ethnologisch fast gar nicht von den Baschkiren. Sie haben von ihnen Sitten, Religion und Sprache angenommen, und Heirathen unter beiden gehören zu den alltäglichen Erscheinungen. Ja, die ethnologische Verschmelzung geht so weit, dass die Meschtscherjaken ihren Volksnamen verleugnen. Auf meine Frage über die Volkszugehörigkeit bekam ich immer die Antwort: „Baschkir“, und nur nach langen Unterredungen und mit Hülfe der ächten Baschkiren gelang es mir, die Meschtscherjaken (die von den Baschkiren als Mescheren bezeichnet wurden) von denselben zu trennen. Die Baschkiren stützten sich dabei, wie mir schien, hauptsächlich auf die Aussprache. Schon aus diesem lässt sich schliessen, dass man es nicht mit reinen, sondern mit stark gemischten Völkerschaften zu thun hat.

Die Baschkiren sind bis jetzt, so viel mir bekannt, von Ujfalvy (12 Mann aus verschiedenen Gegenden), von Malieff (30 aus dem Gouvernement Ufa) und von Nasaroff (161 aus dem Gouvernement Orenburg, in zwei

Excursionen gemessen: davon sind aber nur die vollständigen Messprotokolle von 85 Mann aus der ersten Excursion veröffentlicht, für die übrigen sind in einer anderen Arbeit die Indices angegeben) anthropologisch untersucht worden. Ueber die Meschtscherjaken giebt es nur eine Arbeit von Zograf (49 Mann aus dem Gouvernement Perm). Ich habe Baschkiren (68 Mann) und Meschtscherjaken (15 Mann) nicht an Ort und Stelle, sondern in einer südrussischen Stadt gemessen, wo sie der dort stehenden Garnison angehörten. Sie stammten sämmtlich aus dem Gouvernement Orenburg, Kreis Tscheljabinsk. Ich glaube, dass meine Resultate ein besonderes Interesse und hohes Vertrauen verdienen, da die Gemessenen alle in einer eng begrenzten Altersperiode (von 21 bis 25 J.) standen. Für die Verschaffung der Möglichkeit zum Messen bin ich den Collegen K. und M. zu Dank verpflichtet.

Was die Methoden der Messung anbetrifft, so hielt ich mich hauptsächlich an das Virchow'sche Schema (Anthropologie und prähistorische Forschungen in Neumayer's Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen). Während der Messungen hatten die Leute nur Unterhose und Hemd an.

Um die Maasse nicht einzeln für sich zu besprechen, gebe ich im Folgenden sämmtliche für jedes Maass erhaltenen Werthe in aufsteigenden Reihen geordnet an. Dies gewährt den Vortheil, dass man nicht nur Minimum und Maximum, sondern auch die Schwankungen zwischen ihnen und das Verhältniss der Mittelwerthe zu allen zusammensetzenden überblicken kann. Die Hauptmaasse theile ich noch ausserdem in Gruppen ein. Dieses Verfahren gestattet häufig einen Einblick in die verwickelten Verhältnisse der Mischvölker.

Wo es möglich ist, vergleiche ich meine Resultate mit denjenigen anderer Autoren. Für die Baschkiren begnügte ich mich meistens mit den Nasaroff'schen Mittelzahlen, die fast vollkommen mit den meinigen übereinstimmen. Für die Meschtscherjaken giebt es leider kein genügendes Vergleichsmaterial, da Zograf erstens keine Mittelzahlen anführt und zweitens die Leute sich bei seinen Messungen nicht auskleiden wollten; er bestimmte die Ausgangspunkte durch die Kleider hindurch. Seine Körpermaasse verlieren dadurch jeden Werth. Die Mittelwerthe für die Kopfmaasse berechnete ich nach seinen Zahlen selbst, dabei habe ich Subjekte, die unter 20 Jahr alt waren, ausgeschlossen. Die Mittelzahlen von Malieff und Ujfalvy sind von mir aus dem vortrefflichen Werke Charusin's (Die Kirgisen u. s. w.) entlehnt worden.

Literatur.

1. Ch. E. de Ujfalvy de Mezö-Kövesd. — Les Bachkirs. Expéd. scientif. franc. en Russie etc. Vol. III. Paris, 1880.

2. N. Malieff. — Eine anthropologische Skizze der Baschkiren. Arbeiten der Gesellschaft der Naturforscher an der Universität Kasan. Bd. V. Lief. 5. Kasan, 1876 (russisch).
3. P. Nasaroff. — Zur Anthropologie der Baschkiren. Tagebuch der anthropol. Abtheilung der kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften u. s. w. zu Moskau. 1890. S. 37 (russisch).
4. P. Nasaroff. — Zur Anthropologie der Baschkiren. Ibid. S. 350.
5. N. Zograf. — Die Meschtscherjaken des Gouvernements Perm. Protokolle der anthropologischen Ausstellung. Lief. 48. Moskau 1879 (russisch).
6. A. Charusin. — Die Kirgisen der Horde Bukej's. Arbeiten der anthropologischen Abth. d. kaiserl. Ges. u. s. w. zu Moskau. Bd. XIV. Lief. 1. 1891 (russisch).
7. J. Ranke. — Der Mensch. Bd. II. Leipzig, 1887.
8. P. Topinard. — L'Anthropologie. Paris, 1884.

Der anthropologischen Abtheilung der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften u. s. w. zu Moskau, sowie Herrn Prof. N. Zograf bin ich für die liebenswürdige Zusendung ihrer Arbeiten zu Danke verpflichtet.

Allgemeiner Theil.

Körpergrösse (Höhe).

Um dem oben geschilderten Verfahren Folge zu leisten, stelle ich nach Topinard vier Gruppen auf und berechne, wie viel Procente der Gemessenen auf jede Gruppe entfallen. Aus Bequemlichkeit bilde ich für die Meschtscherjaken keine besonderen Gruppen, sondern markire sie durch fetteren Druck. B. bedeutet hier, wie im Folgenden, Baschkiren. M. = Meschtscherjaken.

Bis 1600 *mm*. Klein.

1555	1570	**1575**	**1580**	B. 7 = 10,3 pCt.
1580	1585	1590	**1590**	M. 4 = 26,7 „
1595	1600	**1600**	—	

1601 bis 1650 *mm*. Untermittelgross.

1605	1610	1610	1610	**1610**	**1610**	
1620	1620	**1620**	1625	1625	1630	
1630	1630	**1630**	1635	1640	1640	B. 21 = 30,9 pCt.
1640	1640	**1640**	**1640**	1645	**1645**	M. 7 = 46,7 „
1650	1650	1650	1650	—	—	

1651 bis 1700 *mm*. Uebermittelgross.

1660	1660	1660	1665	1665	1665	
1670	1670	1670	1670	1670	**1670**	
1675	1675	1675	1680	1680	1680	B. 32 = 47,0 pCt.
1680	1680	1680	1680	1680	1680	M. 2 = 13,3 „
1680	1690	1690	1690	1690	1695	
1700	1700	1700	1700	—	—	

Ueber 1700 *mm*. Gross.

1705	1720	1720	**1720**	1725	B. 8 = 11,8 pCt.
1730	**1730**	1740	1760	1780	M. 2 = 13,3 „

Die Mittelgrösse der 68 Baschkiren war 1661, bei einem Maximum von 1780 und einem Minimum von 1555 *mm*. Die Differenz zwischen Minimum und Maximum beträgt also 225 *mm*.

Die Nasaroff'schen Baschkiren hatten eine Mittelgrösse von 1657 *mm*; dabei liess sich eine geringe Schwankung der Mittelgrösse nach den verschiedenen Stämmen konstatiren. Malieff fand die Mittelgrösse = 1666, Ujfalvy = 1700 *mm*.

Die Körpergrösse der 15 Meschtscherjaken schwankt zwischen 1575 und 1730 *mm*, bei einer mittleren Grösse von 1636 *mm*. Differenz 155 *mm*. Die über 20 Jahre alten Meschtscherjaken Zograf's hatten eine Grösse von 1654 *mm*.

Die Mittelgrösse der Baschkiren zeigt eine Schwankung von nur 43 *mm*, diejenige der Meschtscherjaken von 18 *mm*. Diese wird sich vielleicht durch die verschiedenen Wohnsitze, — ob Berg- oder Steppenbewohner, ob mehr nördlich oder südlich, — erklären lassen, da diese Faktoren, wie bekannt, einen Einfluss auf die Körpergrösse ausüben. Die bedeutenden individuellen Schwankungen lassen sich aber nicht auf diese Weise erklären. Dieselben betragen 225 *mm*, nach Nasaroff 1829 – 1481 = 348 *mm* bei den Baschkiren und 155 *mm*, nach Zograf 1820 – 1540 = 280 *mm* bei den Meschtscherjaken. Im Allgemeinen sind die Baschkiren grösser als die Meschtscherjaken, die ersteren gehören mit ihrer Mittelgrösse von 1661 zu den Uebermittelgrossen, die letzteren mit einer Mittelgrösse von 1636 zu den Untermittelgrossen[1]). Bei einer genaueren Analyse der Zahlen stellt sich aber Folgendes heraus:

	Untermittelgross		Uebermittelgross	
	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.
B.	41,2	(40,5)	58,8	(59,5 nach Nasaroff)
M.	73,4	64,4	26,6	(35,6 nach Zograf).

Berücksichtigt man, dass die Mitglieder beider Völker sich fast alle unter denselben Lebensbedingungen befinden, indem die Baschkiren Nomaden und die Meschtscherjaken Ackerbauer sind, so kann man diese ungleichmässige Vertheilung der Körperhöhe, sowie die grossen individuellen Schwankungen nur durch die Annahme einer Mischung verschiedenartigster Elemente erklären. Und zwar sind den Baschkiren in bedeutender Menge — 40 pCt. — Untermittelgrosse, den Meschtscherjaken in einer etwas geringeren Menge — 30 pCt. — Uebermittelgrosse beigemengt.

1) Die Malieff'schen Baschkiren und die Zograf'schen Meschtscherjaken stehen dicht an der Mittelgrösse.

Bei der Berechnung der Körpergrösse nach dem Alter ergiebt sich keine gleichmässige Reihe. Ich fand die Grösse bei 21jährigen Baschkiren = 1658; bei 22jährigen = 1667; 23jährigen = 1659; 24jährigen = 1676 und 25jährigen = 1648 *mm*. Auch Nasaroff fand keine Regelmässigkeit. Da die Zahl der Meschtscherjaken eine geringe ist, so stellte ich keine Berechnungen über Verhältniss zwischen Alter und Körpergrösse an. Bei Zograf steigt die Körpergrösse mit dem Alter, aber die 45—68jährigen sind höher — 1665 *mm* —, als die 25—45jährigen mit 1649 *mm*. Zograf sucht das durch das regelmässigere Leben der Alten in ihrer Jugend zu erklären (Enthaltsamkeit vom Branntweingenuss). Ich glaube aber, dass auch diese Unregelmässigkeiten durch die Verschiedenheit der zusammensetzenden Elemente entstehen, deren Einfluss nur bei einer sehr grossen Zahl von Messungen verschwinden kann.

Körpergewicht.

Die allgemeine Körperernährung war meist eine gute; die Meschtscherjaken sind etwas schwächer gebaut, als die Baschkiren. An und für sich hat ja das Körpergewicht keine grosse Bedeutung, da es von vielen Factoren abhängt, hauptsächlich von der Wohlhabenheit. Jedoch glaube ich, dass meine Zahlen ein gewisses Interesse beanspruchen, insofern sämmtliche Gemessene nach Alter, Stand und Beschäftigung eine einheitliche Gruppe bilden. Die einzelnen Gewichte waren, wie folgt:

B.	54,45	56,89	57,40	57,66	59,45	59,96	60,47
	60,47	60,47	60,47	60,47	60,99	60,99	62,01
	62,01	62,52	62,52	63,04	63,04	63,04	63,55
	64,06	64,57	64,57	65,09	65,60	65,60	65,60
	65,60	65,60	65,60	65,60	65,60	65,60	66,11
	66,11	66,11	66,11	66,11	66,11	66,62	66,62
	67,14	67,14	67,14	67,65	67,65	67,65	68,16
	68,16	68,16	68,67	69,19	69,19	69,70	69,70
	69,70	70,21	70,72	71,24	73,29	73,29	73,80
	75,34	75,34	76,87	77,90	78,41	Mittel =	66,06 *kg*
M.	54,84	55,86	56,12	58,42	58,94	59,45	60,99
	63,55	64,06	64,57	65,60	66,62	68,16	70,72
	75,85	Mittel =	62,92 *kg*.				

Trotz der Einheitlichkeit der Gruppe zeigen die Gewichte eine ziemlich grosse Schwankung. Die Baschkiren sind im Allgemeinen um 3,14 *kg* schwerer, als die Meschtscherjaken, was aber nicht allein auf die verschiedene Körpergrösse, die nur um 25 *mm* differirt, zu beziehen ist. Ich sagte schon oben, dass das Körpergewicht von vielen Factoren abhänge. Im speciellen Fall hängt das Gewicht eines Individuums von der Grösse, Breite und Fülle seines Körpers und vom specifischen Gewicht der Gewebe ab. Diese vier Factoren sind aber keine beständigen. Die Grösse und Breite und ihr Verhältniss zu einander wechseln nach Rasse, Alter und Geschlecht; die Körperfülle ist hauptsächlich von der Lebensweise und der Ernährung abhängig, während das specifische Gewicht nach dem Alter

— Knochen und Muskelbildung beim Jüngling und Mann. Gewebeschwund beim Greise — variiren muss. Auf das Letztere hat auch wahrscheinlich die Qualität der Nahrungsmittel und das Geschlecht einen Einfluss. Nach dem Maasse des Zusammenwirkens dieser vier Factoren wird das Körpergewicht kleiner oder grösser sein. Als Vergleichsmaass dient das Grössen-Gewichtsverhältniss, welches zeigt, wie viel Gramme Körpergewicht auf je 1 *cm* Körperlänge fallen. Nach dem Obigen muss dieses Verhältniss nach Rasse, Alter und Geschlecht verschieden sein. Aber auch bei Angehörigen einer Rasse von gleichem Geschlecht und Alter wird das Grössen-Gewichtsverhältniss nach Beschäftigung, Wohlhabenheit und Körperlänge variiren. Bis jetzt sind diese Fragen wenig berücksichtigt worden. In der letzten Zeit suchte ihnen Mies[1]) auf eine kopfzerbrechende und, wie mir scheint, ungenügende Weise näher zu treten. Es wäre aber doch von Interesse, wenigstens das specifische Gewicht des Europäers nach Alter und Geschlecht zu bestimmen. Sehr interessante Resultate haben die Untersuchungen von Gould und Majer ergeben. Gould bewies eine beträchtliche Rassenschwankung des Grössen-Gewichtsverhältnisses mit einem Minimum von 364 bei den Spaniern und einem Maximum von 422 bei den Irokesen. Majer machte auf den Einfluss der Wohlhabenheit aufmerksam, indem seine bayrischen Conscribirten in den ärmeren Gegenden ein Grössen-Gewichtsverhältniss von 319, in den mehr bemittelten Districten ein solches von 363 zeigten.

An einem so geringen und gleichartigen Material, wie das meinige, konnte ich nicht viel Berechnungen anstellen. Ich suchte nur den Einfluss der Körpergrösse auf das genannte Verhältniss zu bestimmen. Da mit der Höhe im Allgemeinen auch die Breite wächst, so muss dieses Verhältniss im Grossen mit der Körperlänge zunehmen. Die Berechnungen bestätigen das. Ich bekam:

Körpergrösse	bis 160	160,1 – 165	165,1 – 170	170,1 und darüber	Mittel
Grössen-Gewichtsverhältniss . B.	386	390	402	409	398
" " . M.	362	381	396	425	386

Im Allgemeinen haben beide Völker ein sehr hohes Grössen-Gewichtsverhältniss; sie stehen den Vollblutnegern und den Mulatten Gould's am nächsten.

Die Baschkiren zeigen eine grössere Mittelzahl. Berücksichtigt man, dass beide bei gleicher Körpergrösse gleichen Brustumfang (s. d.) haben, d. h. dass beide bei gleicher Höhe auch gleich breit sind, so scheint mir der Schluss berechtigt zu sein, dass die grössere Mittelzahl der Baschkiren ihrem grösseren specifischen Gewicht entspricht. Und so ist das bedeutend

1) Die Höhenzahl des Körpergewichts. Verhandl. der Berl. Ges. für Anthr. u. s. w. 1891, S. 110.

grössere absolute Gewicht der Baschkiren als Folge ihres grösseren Wuchses, ihrer grösseren absoluten Breite und ihres grösseren specifischen Gewichtes zu betrachten.

Hub- und Druckkraft.

Die Hubkraft habe ich in folgender Weise gemessen: Durch den einen Schenkel des Collin'schen Dynamometers zog ich ein ungefähr 75 *cm* langes Seil, dessen beide Enden Schlingen zur Aufnahme der Füsse bildeten. Durch den anderen Schenkel führte ich eine Kette, die an einem Ende mit einem Haken versehen war. Durch das Eingreifen des Hakens in die verschiedenen Glieder der Kette konnte ich einen mehr oder weniger weiten Kreis bilden, der zum Durchlassen des Kopfes und der Schulter diente. Ich liess eine zum Heben bequeme Körperstellung einnehmen, welche sich nach vielen[1]) Messungen als folgende erwies: die Beine etwas gespreizt und in den Knieen gebeugt, Rumpf ungefähr 30 bis 45° gegen die Horizontalebene geneigt, Arme gegen die Oberschenkel angestemmt. Nun brachte ich die Füsse in die Schlingen, führte die Kette über Kopf und Schulter auf den Rücken, von dem sie durch ein Polster getrennt war, und liess die Leute sich allmählich aufrichten, wobei sie mit den Händen an ihren Schenkeln förmlich emporkletterten. Leider war mein Dynamometer zu schwach, er zeigte nur bis 180 *kg* an und fast die Hälfte der Gemessenen zog mit einer beneidenswerthen Leichtigkeit über diese Zahl hinaus, so dass ich für mein Instrument Angst hatte. Ich gebe hier die Zahlen für den Einzelnen an:

B.	55[2])	82	119	120	120	120	130	135	135	136
	142	142	142	142	142	145	146	150	155	156
	158	159	160	162	162	170	170	171	172	175
	175	175	175	178	180, die übrigen 32 B. = 48 pCt. zogen über 180 *kg*.					
	M.	125	127	135	135	137	155	161	164	
		165	175	176, die übrigen 4 = 27 pCt. hatten über 180 *kg*.						

Leider lässt sich kein Mittelwerth bestimmen. Unzweifelhaft sind aber die Baschkiren kräftiger, da fast die Hälfte von ihnen eine Hubkraft über 180 hat, während von den Meschtscherjaken nur ein Viertel diese Hubkraft zeigt.

Die Druckkraft habe ich beiderseits gemessen. r. und l. bedeutet rechts und links bei demselben Individuum; die Reihe ist nach den Zahlen für die rechte Hand geordnet.

(Tabelle siehe umstehend.)

Auch die Druckkraft der Baschkiren ist bedeutender als die der Meschtscherjaken. Im Allgemeinen ist die rechte Hand etwas stärker als

1) Etwa 100. Ich werde vielleicht darüber in einer besonderen Arbeit referiren.
2) Bei diesem Soldaten bestand Verdacht auf Simulation.

B. r.	l.	r.	l.	r.	l.	r.	l.	r.	l.	M. r.	l.	r.	l.
Kilogramm													
20	20	36	40	42	42	45	45	50	49	24	22	Mittel B.	
26	26	37	42	42	42	45	45	51	47	24	24	41,8	41,2
31	24	37	36	42	42	46	52	52	54	30	30	Mittel M.	
34	38	38	38	42	36	46	46	52	46	31	31	37,5	36,4
34	34	38	38	42	38	46	48	52	56	34	32		
34	34	38	34	42	44	48	43	54	45	38	42		
34	40	38	38	43	40	48	42	58	58	38	40		
34	31	38	38	43	38	48	48			40	32		
35	35	38	38	43	43	48	42			40	36		
36	38	38	38	43	43	48	46			41	41		
36	42	38	38	44	31	50	50			43	42		
36	40	40	40	44	44	50	50			44	44		
36	40	40	40	44	34	50	50			44	40		
36	38	40	40	44	46	50	50			45	45		
36	38	40	44	45	42	50	42			46	45		

die linke, bei den Meschtscherjaken deutlicher als bei den Baschkiren. Das Verhältniss beider Hände ist aus folgendem klar:

	$r > l$	$r = l$	$r < l$
B.	20 = 30 pCt.	30 = 45 pCt.	17 = 25 pCt.
M.	7 = 47	6 = 40	2 = 13

Die Hälfte der Baschkiren hat gleich starke Hände, während die andere Hälfte in fast gleichen Theilen entweder eine stärkere rechte oder eine stärkere linke Hand hat. Bei den Meschtscherjaken ist das Verhältniss ein anderes: die rechte Hand ist in der Hälfte der Fälle die stärkere, bei 40 pCt. sind beide Hände gleich stark, und nur bei 13 pCt. prävalirt die linke.

Schliesst man den ersten Baschkiren, der im Verdachte zu simuliren stand, aus, so schwanken doch noch die Maasse bei beiden Völkern fast um das Doppelte. Die Zahl der Schwächlichen mit einer Hubkraft unter 100 und Druckkraft unter 30 beträgt bei den Baschkiren nur 2. Von den Meschtscherjaken hatten 2 die obige Druckkraft bei einer Hubkraft von 125 und 127 *kg*.

Farbentypus.

Ich notirte zuerst den allgemeinen Eindruck, den der Untersuchte auf mich in Bezug auf die Farben der Iris und der Haare machte, und zwar nach folgenden Principien: helles Haar, blaue Iris = blond; dunkles Haar, braune Iris = brünett; die übrigen Combinationen wurden als „gemischt" bezeichnet. Nachher trug ich noch besonders die Farben der Kopfhaare, der Barthaare, der Iris, der Bindehaut und der Brusthaut ein. Die Haut bezeichnete ich mit hell und dunkel; das Dunkle war ein Gemisch von braun

und gelb. Folgende Tabelle wird über die Vertheilung der Farbentypen Aufschluss geben:

Brünette.

Iris hellbraun bis dunkelbraun, Haar
- schwarz: B. 52, M. 6, darunter mit dunkler Haut 46, 5
- dunkelbraun: B. 6, M. 1

B. 58 = 85 pCt.
M. 7 = 47

Blonde.

Iris hellblau bis dunkelblau, Haar
- hellbraun: B. 1, M. 1
- blond: B. 1, M. 5

B. 2 = 3
M. 6 = 40

Gemischte.

Iris blau, Haar dunkel: B. 3, M. 1
Iris braun, Haar hell: M. 1
Iris grau, Haar dunkel: B. 5

B. 8 = 12
M. 2 = 13

Die Baschkiren gehörten also in überwiegender Mehrzahl den Brünetten an, und zwar den ächt brünetten mit dunkler Iris, schwarzem Haar und dunkler Haut, während die Meschtscherjaken zu fast gleichen Theilen auf blond und brünett vertheilt waren. Auch hier lassen sich Zeichen der stattgehabten Mischung constatiren, bei den Baschkiren bedeutend weniger, als bei den Meschtscherjaken.

Was die Farbe der Bindehaut betrifft, so war dieselbe bei B. 61 und M. 14 weiss, bei B. 7 und M. 1 hatte sie einen Stich in's Gelbliche. Die letzteren hatten eine dunkle Haut[1]).

Behaarung.

Der Bart erscheint ziemlich spät, nach Zograf erst mit dem 26. Lebensjahre. Ich fand einen gut entwickelten Bart bei einem Baschkiren und einem Meschtscherjaken, die beide 23 Jahre alt waren. Ausserdem fand ich noch eine Andeutung von einem Bart bei 7 Baschkiren und 2 Meschtscherjaken. Einen Schnurrbart hatten nur 37 Baschkiren und 10 Meschtscherjaken, derselbe war oft ziemlich schäbig. Dieses Verhältniss ändert sich aber mit den Jahren. Zograf und Nasaroff fanden den Bart bei reiferen Individuen von mittlerer Entwickelung. Die Farbe des Schnurrbartes war bei 13 Baschkiren und 3 Meschtscherjaken etwas heller, als die der Kopfhaare. Bei einem Baschkiren, der zu den „gemischten" gehörte, hatte derselbe eine röthliche Farbe. Nasaroff giebt bei 6 Baschkiren Bart und Schnurrbart von rother Farbe an.

1) Zograf und Nasaroff bestimmten die Farben der Haut, der Iris und der Haare nach den Broca'schen Tafeln. Da dieselben mir jetzt nicht vorliegen, so kann ich auch nicht die von ihnen Untersuchten in Gruppen eintheilen. Das Verhältniss zwischen Blonden und Brünetten wird bei ihnen wohl dasselbe sein, was ich aus folgendem schliesse: Zograf fand bei 20 unter 49 eine braune Iris und Nasaroff bei 67 unter 85 schwarzes Haar.

Die Körperbehaarung ist eine sehr spärliche. Am häufigsten sind die Unterschenkel behaart: B. 44 und M. 13. Die Linea alba war in ihrer ganzen Länge bei B. 4 und bis zum Nabel bei B. 4 und M. 3 behaart. Bei B. 1 und M. 2 waren das Brustbein, bei B. 1 die Unterarme behaart.

Was die Form der Haare betrifft, so war das Kopfhaar immer dünn und schlicht, nur ein Baschkire hatte welliges Haar. Auch Nasaroff fand das Kopfhaar nur bei einem, das Barthaar aber fast bei der Hälfte der von ihm untersuchten Baschkiren von welliger Form.

Athemfrequenz.

Um die Zahl der Athemzüge zu bestimmen, legte ich meine Hand auf das Epigastrium und zählte die Bewegungen des Zwerchfells. Das hat den Vortheil, dass die Leute dabei keine Ahnung haben, dass man ihren Athem zählt. Die Athemfrequenz schwankte zwischen 12—34 bei den Baschkiren und 15—27 bei den Meschtscherjaken. Die mittlere Athemzahl betrug 18 bei den Baschkiren und 19 bei den Meschtscherjaken.

Pulsfrequenz.

Die Zahl der Pulsschläge in der Minute schwankte von 52 bis 75 bei den Baschkiren und 40 (52[1])—85 bei den Meschtscherjaken. Die mittlere Zahl betrug 63 bei den ersteren und 64 bei den letzteren.

Temperatur.

Ich liess das Thermometer in der Achselhöhle mindestens 10 Minuten liegen. Im Mittel erwies sich die Temperatur für beide = 36,8°, mit Schwankungen von 36,1—37,5 bei den Baschkiren und von 36,3—37,4 bei den Meschtscherjaken. Nasaroff giebt die Temperatur der Baschkiren = 37,1° und die Pulszahl = 86 an, hat also höhere Werthe, als ich. Ich führte die Messungen im März, Nasaroff im Sommer aus. Ob das die Ursache der Differenz ist, oder ob noch andere Factoren (Orts-, Nahrungs-, Beschäftigungswechsel) mitspielen, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Kopf.

a) Kopf- und Halslänge.

Die Differenz zwischen der Scheitel-Sitz- und der Schulter-Sitz-Höhe ergiebt dieses Maass, welches folgende Zahlen aufweist:

1) Die Zeitdauer zwischen 2 Pulsen war bei diesem Subject so gross, dass es mir in Erwartung eines jeweiligen Schlages ganz unangenehm zu Muthe wurde. Der Puls war deutlich dicrot. Eine flüchtige Untersuchung des Herzens ergab nichts Abnormes. Uebrigens war der Betreffende ein tüchtiger Soldat. Die Zahl in Klammern bedeutet die zweitminimale Zahl.

B. 25 26 26 26,5 27 27 27 27 27
27 27 27,5 28 28 28 28 28 28 28
28 28 28 28 28 28 28,5 28,5 28,5 28,5
29 29 29 29 29 29 29 29 29 29
29 29 29 29,5 29,5 29,5 29,5 29,5 30 30
30 30 30 30 30 30 30 30 30 30
30 30,5 31 31 31 31 32 32 32 *cm*.

Mittel 28,9 *cm* = 17,4 pCt. der mittleren Körpergrösse.

M. 26 27 28 28 28 29 29 29
30 30 30 30 30 30 31 *cm*.

Mittel 29 *cm* = 17,7 pCt. der mittleren Körpergrösse.

Nach den Zahlen von Nasaroff beträgt die Körperhöhe 1661,5, die Acromionhöhe 1383 *mm* = 27,9 *cm*.

Die eigentliche Kopflänge vom Scheitel bis zum Kinn ist nach demselben = 19,25 *cm*.

b) Schädel.

Sämmtliche Kopfmaasse bestimmte ich, wo es nicht anders angegeben ist, mit dem Virchow'schen Tasterzirkel. Ich that dies aus verschiedenen Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann[1]).

Längenbreitenindex.

Die grösste Länge des Schädels betrug:

B. 168 169 170 172 172 174 174 175 175 175
176 177 177 177 178 178 179 179 180 180 180
180 180 180 180 180 180 180 180 180 180 181
181 181 181 182 182 182 182 182 183 183 183
183 184 185 185 185 185 185 186 187 187 188
188 188 190 190 190 190 190 190 191 191 193
193 193 195 *mm*. Mittel 182 *mm*.

M. 173 174 176 176 178 179 179 179 180
180 182 184 187 190 191 *mm*. Mittel 180 *mm*.

Für die grösste Breite bekam ich folgende Zahlen:

B. 142 143 144 144 145 145 145 146 147 148
148 148 148 148 149 149 149 149 150 150 150
150 150 150 150 150 150 150 150 150 151 152
152 152 152 152 152 152 153 153 153 153 153
154 154 154 154 154 155 155 155 155 155 156
156 156 156 156 156 157 157 157 157 157 158
158 159 160 *mm*. Mittel 152 *mm*.

M. 138 140 145 146 147 148 149 150 150
150 150 153 154 155 156 *mm*. Mittel 149 *mm*.

Beide Maasse sind ziemlich gross; Nasaroff und Zograf bekamen noch grössere. Die Mittelmaasse lassen auf überwiegende Brachycephalie schliessen. Die Indices sind folgende:

1) Auch hauptsächlich darum, weil sämmtliche Autoren, mit deren Resultaten ich die meinigen vergleichen kann, nach französischer Methode mit dem Tasterzirkel gemessen haben.

B. 75,6 75,9 76,6 77,8 77,9 78,9 78,9 78,9 79,3
79,4 79,6 79,8 80,1 80,5 80,6 80,7 80,8 80,8 81,1
81,4 81,4 81,7 81,8 82,1 82.2 82,2 82,3 82,3 82,4
82,7 82,8 83,1 83,2 83,3 83,7 84,1 84,2 84,3 84,3
84,4 84,4 84,7 85,0 85,1 85,1 85,2 85,2 85,3 85,5
85,7 85,7 85,9 86,1 86,3 86,3 87,2 87,2 87,3 87.4
87,4 88,1 88,1 88,4 88,8 89,1 89,1 89.3 90,2

M. 76,1 78,4 78,5 80,2 80,5 81,6 82,1 82,4 82,7
84,3 84,6 86.1 86,1 86,2 86,7

In folgender Tabelle habe ich die Breitenindices sämmtlicher bis jetzt gemessener Baschkiren und Meschtscherjaken zusammengestellt.

Autor	Zahl	dolichoc.	mesoc.	brachyc.	hyperbr.	Mittel
Meine Baschkiren . . .	68	—	12 = 18 %	31 = 45 %	25 = 37 %	$\frac{152}{182} = 83{,}5$
Nasaroff's „ . . .	85	2 = 2 %	17 = 20 „	41 = 49 „	25 = 29 „	$\frac{153}{185} = 82{,}5$
Malieff's „ . . .	30	—	12 = 40 „	18 = 60 %		$\frac{152}{186} = 81{,}7$
Summa .	183	2 = 1 %	41 = 22 %	140 = 77 %		—
Meine Meschtscherjaken	15	—	3 = 20 %	8 = 53 %	4 = 27 %	$\frac{149}{180} = 82{,}8$
Zograf's „	44	—	13 = 30 „	30 = 68 „	1 = 2 „	$\frac{154}{189} = 81{,}5$
Summa .	59	—	16 = 27 %	43 = 73 %		—

Die Indices zeigen eine grosse Unbeständigkeit: die Schwankungen betragen 14,6 bei den Baschkiren und 10,6 bei den Meschtscherjaken. Aus der Tabelle ergiebt sich, dass die Dolichocephalie eine sehr seltene Erscheinung ist; dabei stehen die zwei dolichocephalen Baschkiren mit ihren Indices von 74,5 und 74,3 hart an der Grenze der Mesocephalie. Ungefähr 75 pCt. der Baschkiren und Meschtscherjaken gehören den Brachycephalen an, wobei die Hyperbrachycephalie bei den Baschkiren etwas überwiegt. Letztere ist bei den Zograf'schen Meschtscherjaken sehr selten.

Höhenindex.

Die Kopfhöhe bestimmte ich mit einem Winkelmaass, wobei der Kopf sich in der deutschen Horizontalen befand. Die einzelnen Maasse sind:

B. 115 115 115 116 117 117 118 118 120 120 120
120 120 122 122 122 122 122 123 123 123 123 123
124 124 124 124 124 125 125 125 125 125 125 125
126 126 126 126 126 126 126 126 126 126 126 127
127 127 128 128 128 128 130 130 130 130 130 130
130 132 132 133 133 134 137 138 140 *mm*. Mittel = 125 *mm*.

M. 112 120 120 122 123 123 123 125 125 125 125
125 130 130 133 *mm*. Mittel = 124 *mm*.

Die Höhe des Schädels ist gering, was im Vergleich mit dem ziemlich grossen Längendurchmesser auf häufige Chamaecephalie hinweist. Dieses Maass hat Nasaroff, wie es scheint, etwas zu gering berechnet: seine Mittelzahl ist 115 *mm*, was einem Höhenindex von nur $\frac{115}{185} = 62.2$ entspricht. Zograf giebt keine Zahlen an: nach seinen Tabellen lässt sich die Kopfhöhe berechnen, aber diese ist entschieden zu gross. Maasse von 160 und sogar 180 *mm* sind keine Seltenheit: ich habe darum seine Zahlen unberücksichtigt gelassen. Die Höhenindices der von mir gemessenen Leute sind folgende:

chamaecephale:

61,2	**61,5**	62,2	63,5	63,9	64,2	64,5	65,3	65,4	65,4	
65,4	65,8	65,9	66,3	66,3	66,3	66,3	66,5	66,7	66,7	
66,8	**66,8**	67,0	67,0	**67,0**	67,4	67,4	67,4	67,6	67,6	B. 48 = 71 pCt.
67,8	**67,8**	**67,9**	68,1	68,1	**68,2**	68,3	68,3	68,3	68,4	M. 12 = 80 „
68,5	68,5	**68,7**	**68,7**	68,8	68,8	68,9	68,9	69,1	**69,1**	
69,2	69,2	69,4	69,4	**69,4**	69,6	69,9	69,9	70,0	**70,0**	

orthocephale:

70,1	70,4	**71,0**	71,1	71,4	71,4	71,6	71,8	71,9	B. 16 = 23 pCt.
72,2	72,4	72,4	72,6	73,1	73,3	74,6	74,7	**74,7**	M. 2 = 13 „

hypsicephale:

75,1	75,3	75,6	76,6	76,7	B. 4 = 6 pCt. M. 1 = 7 „

Drei Viertel der Gemessenen war chamaecephal, Hypsicephalie fand sich nur bei 6 pCt. Damit stimmt auch der mittlere Höhenindex überein: derselbe ist bei den Baschkiren = 68.7, bei den Meschtscherjaken = 68.9. Die Differenz zwischen Minimum und Maximum ist 15.5 bei den ersteren und 13,6 bei den letzteren.

Um das Bild zu vervollständigen, gebe ich noch folgende Maasse an:

1) Die Entfernung der äusseren Ohröffnungen von einander:

Baschkiren:	Mittel 136; Min. 120, Max. 150 *mm* (Nasaroff).
Meschtscherjaken:	„ 134; „ 124, „ 150 „ (Zograf).

2) Die Stirnbreite (die geringste Entfernung zwischen den Lineae semicircul.):

Baschkiren:	Mittel 106; Min. 96, Max. 120 *mm* (Nasaroff).
Meschtscherjaken:	„ 109; „ 98, „ 122 „ (Zograf).

3. Die Stirnhöhe:

Baschkiren:	Mittel 67; Min. 47, Max. 88 *mm* (Nasaroff).

Horizontaler Kopfumfang.

Die Kurzköpfigkeit der Baschkiren und Meschtscherjaken entsteht, wie aus den oben mitgetheilten Zahlen zu sehen ist, hauptsächlich durch die grossen Werthe des Breitendurchmessers. Dies ist auch die Ursache des sehr bedeutenden Kopfumfanges, der übrigens ziemlich constante Werthe aufweist:

B. 53 53 53,5 53,5 54 54 54 54 54 54,5 54,5
54,5 54,5 54,5 54,5 55 55 55 55 55 55 55 55
55 55 55 55 55 55 55,5 55,5 55,5 55,5 55,5 56
56 56 56 56 56 56 56 56 56 56 56 56
56,5 56,5 56,5 56,5 56,5 56,5 57 57 57 57 57 57
57 57 57 57 57,5 57,5 57,5 58 58,5 *cm.*

Mittel 55,6 *cm*, nach Nasaroff 56,3 *cm.*

M. 52 53,5 54 54 54 54 54 54,5 54,5 55,5 55,5
56,5 56,5 56,5 57,5 *cm.*

Mittel 54,8 *cm*, nach Zograf 56,7 *cm.*

Querer Kopfbogen.

Auch die Grösse dieses Maasses wird, wie die des vorigen, hauptsächlich durch den Breitendurchmesser bedingt. Denn trotz der Chamaecephalie ist der quere Kopfbogen ziemlich gross.

B. 33 33 34 34 34,5 34,5 34,5 34,5 34,5
34,5 34,5 35 35 35 35 35 35 35 35
35 35 35 35 35 35 35 35,5 35,5 35,5
35,5 35,5 35,5 35,5 35,5 35,5 35,5 35,5 35,5 35,5
36 36 36 36 36 36 36 36 36 36
36 36 36 36 36,5 36,5 36,5 36,5 36,5 36,5
36,5 36,5 36,5 36,5 36,5 37 37 37 38

Mittel 35,5 *cm*, nach Nasaroff 34,3 *cm.*

M. 33 34,5 34,5 34,5 35 35 35 35 35
35 35,5 35,5 36 36 36 Mittel 35 *cm*[1]).

Die Schwankung ist auch hier eine unbedeutende. —

Anhangsweise gebe ich noch das Maass für den sagittalen Bogen, derselbe ist nach Nasaroff 33,1 *cm* und nach Zograf 33 *cm* gleich.

c) Gesicht.

Was die Gesichtsformen anbelangt, so werden die beigegebenen Photographien über diesen Punct wohl einen besseren Begriff geben, als eine lange Beschreibung. Ich möchte nur Folgendes bemerken. Im Allgemeinen machten die Meschtscherjaken einen weniger mongoloiden Eindruck: von mehr als 6 bei ihnen habe ich notirt, dass sie nichts oder nur sehr wenig an Mongolen Erinnerndes in ihrem Gesicht hatten, während dasselbe sich unter 68 Baschkiren nur von 2 sagen lässt. Das für die Mongolen so characteristische Hervorstehen der Wangenbeingegend ist bei den Meschtscherjaken nicht constant: es war bei 6 deutlich, bei 5 weniger deutlich und bei 4 gar nicht vorhanden. Von den Baschkiren zeigten dieses Merkmal deutlich 58, weniger deutlich 7 und 3 gar nicht. Ich möchte noch hervorheben, dass bei den Subjecten mit deutlich vorstehenden Wangenbeinen die grösste Gesichtsbreite nicht dicht, sondern 2—3 *cm* vor der Ohröffnung lag, so dass bei der Betrachtung en face der Tragus gar

1) Nach Zograf beträgt der quere Kopfbogen nur 29 *cm*, was unzweifelhaft falsch ist. Nach Charusin (l. c. S. 268) soll Zograf bei der Bestimmung dieses Maasses nicht von der Ohröffnung, sondern vom oberen Ohransatze ausgegangen sein.

nicht oder höchstens nur seine Spitze zu sehen war. Das scheint mir für die Mongolen charakteristisch zu sein; bei Europäern habe ich es nur selten beobachtet.

Die Länge (Höhe) des ganzen Gesichtes (Haargrenze-Kinn) ist nach Nasaroff für die Baschkiren = 186 *mm.*

Gesichtsindex.

Für die Jochbreite bekam ich folgende Zahlen:

B.	133	134	134	135	136	137	140	140	140	140
140	140	140	140	140	140	140	140	140	140	140
141	142	142	142	142	143	143	143	143	143	143
143	143	143	143	143	143	144	144	145	145	145
145	145	145	145	145	145	146	146	146	147	147
147	147	147	147	148	148	148	150	150	150	150
150	150	152	Mittel 143 *mm.* Nach Nasaroff 144 *mm.*							
M.	130	132	133	134	137	138	138	138	139	140
140	145	147	148	149	Mittel 137 *mm.* Nach Zograf 141 *mm.*					

Gesichtshöhe:

B.	107	108	109	110	110	111	112	114	114	114
115	115	116	117	117	117	117	117	117	117	118
118	118	119	120	120	120	120	120	120	120	120
120	120	120	121	122	122	122	123	123	123	123
124	124	124	124	125	125	125	126	126	126	126
126	126	127	127	128	128	130	130	130	132	132
134	135	137	Mittel 122 *mm.* Nach Nasaroff 119 *mm.*							
M.	110	110	113	114	116	116	117	118	118	120
120	121	121	122	125	Mittel 117 *mm.*					

Ich lasse jetzt die Gesichtsindices folgen, die eine ganz gewaltige Schwankung von 24.5 bei den Baschkiren und 16.5 bei den Meschtscherjaken zeigen.

B.	B.	B.	B.	B.	M.
74 brr.	81,8 brr.	84,3 brr.	86,6 ov.	90 brov.	75,8 brr.
74,3 brr.	81,8 lov.	84,4 brr.	86,7 brov.	90,7 brov.	80.3 ov.
74,7 brr.	81,8 ov.	84,5 brov.	86,9 brov.	92,3 lov.	81,1 ov.
76,4 br.	82 brov.	84,5 ov.	87,1 lov.	93,2 lov.	81,4 brov.
76,6 brov.	82,1 brr.	84,5 br. eck.	87,1 brov.	94,7 brov.	82,1 ov.
76,7 brr.	82,2 brr.	84,6 lov.	87,1 ov.	96,4 lov.	82,7 brov.
77,2 br.	82,2 brov.	84,7 ov.	87,5 ov.	97 lov.	82,9 brov.
77,9 brov.	82,5 brov.	84,7 brov.	87,6 brov.	98,5 lov.	84.5 brov.
78,3 brr.	82,7 brov.	84,8 ov.	88,8 lov.		85 ov.
78,8 brr.	82,7 ov.	84,8 lov.	89,3 brr.		85 ov.
79,6 brov.	82,8 brr.	85,5 brr.	89,5 ov.		87,7 ov.
79,7 brr.	82,8 ov.	85,7 r.	89,6 ov.		87,7 ov.
80,7 brov.	83,6 ov.	85,7 brov.	89,6 lov.		88.4 lov.
81,1 brov.	83,8 brr.	86,2 brr.	89,8 lov.		89.4 ov.
81,4 brov.	84,3 brov.	86,3 brr.	90 brov.		29,3 lov.

Lange Gesichter sind selten, etwa bei 10 pCt. Baschkiren und 7 pCt. Meschtscherjaken, jedoch sind extrem kurze Gesichter (unter 80) bei den ersteren viel häufiger, als bei den letzteren. Zwischen Körpergrösse und Gesichtslänge lässt sich kein Zusammenhang nachweisen. Der mittlere Gesichtsindex ist für die Baschkiren = 85,3 (nach Nasaroff 82,6), für die Meschtscherjaken = 85,4. Beide sind gleich; da aber die absoluten Maasse der Meschtscherjaken um 0.5 *cm* kürzer sind, so ist das Gesicht derselben kleiner.

Dass die subjectiven Eindrücke nicht immer mit den objectiv gefundenen Zahlen übereinstimmen, zeigen die bei den Indices (S. 195) angegebenen Bezeichnungen der Gesichtsformen[1]. Beide stimmen nur in den Extremen überein, während im Uebrigen sich ganz widersprechende Angaben finden. Dies begreift sich, wenn man berücksichtigt, dass eine platte Nase und hervortretende Wangenbeine das Gesicht verflachen und weniger lang erscheinen lassen. Von zwei gleich langen Gesichtern wird dasjenige mit platter Nase oder hervortretenden Wangenbeinen kürzer erscheinen.

Obere und untere Gesichtsbreite.

Die obere (malare) Gesichtsbreite ist nicht immer genau zu bestimmen und sind Fehler wohl schwer zu vermeiden. Um das Verhältniss beider Maasse zu einander leichter überblicken zu können, setze ich unten neben der oberen auch die untere Breite desselben Individuums und gebe noch die Differenz an.

ob.	unt.	Diff.	ob.	unt.	Diff.	ob.	unt.	Diff.	ob.	unt.	Diff.	ob.	unt.	Diff.	ob.	unt.	Diff.	ob.	unt.	Diff.
	B.			B.			B.			B.			B.			M.				
85	113	28	97	113	16	100	113	13	103	100	−3	105	115	10	83	105	22		Mittel B.	
89	113	24	98	100	2	100	115	15	103	110	7	105	122	17	90	95	5	100	112	12
90	114	24	98	106	8	100	116	16	103	110	7	108	111	3	90	105	15		114 (n. Nasaroff)	
91	110	19	98	107	9	100	129	29	103	113	10	108	113	5	91	104	13			
92	106	14	98	112	14	101	110	9	103	115	12	108	119	11	94	107	13		Mittel M.	
94	107	13	98	112	14	101	110	9	103	120	17	109	113	4	95	108	13	96	107	11
94	112	18	98	114	16	101	111	10	104	108	4	110	116	6	96	99	3			
95	112	17	98	116	18	101	112	11	104	118	14	112	110	−2	97	105	8			
95	115	20	98	120	22	101	118	17	104	118	14				98	104	6			
95	112	17	98	123	25	102	104	2	104	120	16				98	112	14			
96	106	10	99	113	14	102	110	8	105	100	−5				99	107	8			
96	114	18	100	104	4	102	110	8	105	108	3				100	110	10			
96	112	16	100	107	7	102	113	11	105	110	5				102	110	8			
96	94	−2	100	108	8	102	113	11	105	110	5				105	115	10			
97	107	10	100	110	10	102	113	11	105	114	9				105	124	19			

1) r = rund, br = breit, ov = oval, l = lang, brr = breit und rund u. s. w.

Die obere Gesichtsbreite ist kleiner als die untere; beide wachsen aber nicht parallel. Je grösser die erstere wird, desto geringer wird im Allgemeinen die Differenz und in 4 Fällen war die obere Gesichtsbreite grösser als die untere. Was ihr Verhältniss zur Jochbreite anbelangt, so ist bei den Baschkiren und Meschtscherjaken die obere Gesichtsbreite = 70, die untere = 78 pCt. derselben. Die erstere ist ziemlich gross, was auf das bei vielen vorhandene Hervorstehen der Jochgegend zurückzuführen ist.

Kieferstellung.

Um die Stellung der Kiefer zu bestimmen, führte ich folgende Messungen aus: Entfernung der äusseren Ohröffnung 1. von der Nasenwurzel, 2. von dem Ansatze der Nasenscheidewand an der Oberlippe, 3. von der Mitte des vorderen Randes der Oberlippe und 4. von der Mitte des unteren Randes des Kinns. Winkelmessungen habe ich leider in Ermangelung der nöthigen Instrumente nicht ausführen können. Im Folgenden sind die Zahlen nach der Ohr-Nasenwurzel-Entfernung geordnet und auch die Differenzen angegeben.

(Tabelle siehe umstehend.)

Fünf Baschkiren und einen Meschtscherjak bezeichnete ich nach dem Eindruck, den sie auf mich machten, als etwas prognath (e. pr.), einen Baschkir als deutlich prognath (d. pr.). Dieser letztere und der Meschtscherjak zeigten auch die grössten Differenzen zwischen den einzelnen Maassen. Was die übrigen fünf anbelangt, so weisen auch viele andere, die nicht als prognath bezeichnet sind, dieselben Differenzen auf. Um dies zu verstehen, muss man berücksichtigen, dass es ja bei der Beurtheilung der Kieferstellung hauptsächlich auf die Differenzen: 1. zwischen Ohr- Nasenwurzel- und Ohr-Nasenansatzentfernung und 2. zwischen letzterer und Ohr-Oberlippe-Entfernung ankommt. Beide wechseln aber nicht nur nach der Kieferstellung, sondern auch nach der Länge des Gesichts im Allgemeinen und seines mittleren Abschnittes im Speciellen und nach der Form der Oberlippe, die ihrerseits von der Stellung des Alveolarrandes und der Zähne abhängt. So kann z. B. ein langes orthognathes Gesicht dieselben Maasse aufweisen, wie ein kurzes, mässig prognathes. Nach dem eben Dargelegten suchte ich mir die Prognathie der fünf Baschkiren zu erklären, was mir aber nur bei vieren gelang.

1. progn. Ohr-Nasenw. 117; Diff. 11—10—14; Gesichtsindex 87,6.
   orthog. „ „ 115; „ 11— 9—13; „ 92,3.

---

2. progn. Ohr-Nasenw. 123; Diff. 9—11— 7; Gesichtsindex 84,6.
   orthog. „ „ 121; „ 10— 9— 9; „ 87,1.

---

3. progn. Ohr-Nasenw. 123; Diff. 13— 9— 5; Gesichtsindex 85,7.
   orthog. „ „ 120; „ 12—10— 5; „ 87,5.

O.-Nw.	Diff.	O.-NA.	Diff.	O.-Obl.	Diff	O.-K.	O.-Nw.	Diff.	O.-NA.	Diff.	O.-Obl.	Diff.	O.-K.	O.-Nw.	Diff.	O.-NA.	Diff.	O.-Obl.	Diff.	O.-K.
Baschkiren:							120	7	127	9	136	14	150	126	2	128	9	137	11	148
113	9	122	13	135	9	144	121	7	128	10	138	12	150	126	4	130	11	141	11	152
115	11	126	9	135	13	148	121	10	131	9	140	9	149	127	10	137	7	144	8	152
115	7	122	9	131	12	143	121	4	125	9	134	10	144	127	8	135	7	142	3	145
116	10	126	8	134	9	143	122	16	138	5	143	5	148	127	10	137	7	144	10	154
116	8	124	9	133	10	143	122	6	128	7	135	10	145	127	9	136	7	143	7	150
117	5	122	11	133	9	142	122	4	126	6	132	10	142	127	6	133	11	144	10	154
117	7	124	8	132	11	143	e.pr. 123	15	138	11	149	2	151	129	10	139	10	149	7	156
117	12	129	7	136	9	145	e.pr. 123	9	132	11	143	7	150	130	10	140	10	150	10	160
e.pr. 117	11	128	10	138	14	152	123	8	131	6	137	6	143	130	11	141	6	147	7	154
117	7	124	7	131	9	140	123	8	131	9	140	11	151	132	6	138	6	144	13	157
118	12	130	8	138	5	143	123	10	133	7	140	10	150							
118	6	124	9	133	9	142	123	7	130	10	140	11	151	Meschtscherjaken:						
118	6	124	10	134	12	146	e.pr. 123	13	136	9	145	5	150	114	6	120	7	127	10	137
118	10	128	10	138	14	152	124	7	131	9	140	9	149	e.pr. 115	13	128	10	138	9	147
119	11	130	8	138	12	150	e.pr. 125	10	135	10	145	13	158	115	12	127	3	130	11	141
120	3	123	12	135	15	150	125	5	130	9	139	5	144	115	10	125	7	132	4	136
120	15	135	5	140	14	154	125	12	137	10	147	10	157	115	10	125	5	130	10	140
120	10	130	5	135	11	146	125	5	130	10	140	8	148	117	5	122	11	133	10	143
120	10	130	6	136	6	142	125	10	135	10	145	5	150	117	6	123	7	130	11	141
d.pr. 120	14	134	13	147	14	161	125	5	130	5	135	7	142	120	10	130	10	140	10	150
120	10	130	6	136	10	146	125	9	134	6	140	6	146	120	7	127	4	131	6	137
120	12	132	10	142	5	147	125	8	133	13	146	4	150	121	9	130	9	139	7	146
120	10	130	7	137	8	145	125	5	130	8	138	11	149	122	5	127	3	130	—	—
120	10	130	7	137	8	145	125	15	140	6	146	8	154	122	6	128	7	135	11	146
120	9	129	7	136	10	146	125	3	128	12	140	7	147	122	6	128	6	134	10	144
120	11	131	6	137	10	147	125	5	130	9	139	8	147	122	9	131	7	138	10	148
120	9	129	6	135	7	142	125	10	135	9	144	6	150	125	7	132	6	138	9	147
120	10	130	7	137	10	147	125	5	130	6	136	7	143	—	—	—	—	—	—	—

		O.-Nw.	Diff.	O.-NA.	Diff.	O.-Obl.	Diff.	O.-K.
Mittel	B.	122	9	131	8	139	9	148
	M.	119	8	127	7	134	9	143
Minimum	B.	113	2	122	5	131	2	140
	M	114	5	120	3	127	4	136
Maximum	B.	132	16	141	13	150	15	161
	M.	125	13	132	11	140	11	150
Ohr — Kinn = 100	B.	82,4	6,1	88,5	5,4	93,9	6,1	100
	M.	83,2	5,6	88,8	4,9	93,7	6,3	100

Von diesen drei Paaren mit fast denselben Differenzen ist die eine Hälfte als prognath. die andere als orthognath bezeichnet. Das erklärt sich aus der verschiedenen Länge des Gesichtes, indem dasselbe bei den prognathen kürzer ist. Der folgende prognathe hat zwar ein etwas längeres Gesicht, als ein trotz ähnlicher Differenzen orthognather, aber sein Mittel-Gesicht ist absolut etwas kleiner (Nasenlänge 5,7 gegen 6) und seine Oberlippe ist als „wulstig und aufgeworfen“ bezeichnet, während die des Vergleichssubjektes als „normal“ angegeben ist. Dass die Oberlippe des ersteren stark hervortritt, ist auch aus den Differenzen zu sehen (11 gegen 6).

4. progn., Ohr-Nw. 123, Diff. 15—11—2, Gesichtsindex 84,8, Nasenl. 5.7, Oberlippe „wulstig und aufgeworfen.“
orthog., Ohr.-Nw. 125, Diff. 15—6—8, Gesichtsindex 83,8, Nasenl. 6, Oberlippe normal.

Der fünfte prognathe endlich hat zwar ein bedeutend längeres Gesicht und eine längere Nase bei geringerer Ohr-Nasenansatzentfernung, als sein Vergleichssubjekt, aber er machte doch den Eindruck „prognath.“ Wie dies zu erklären ist, weiss ich nicht.

5. progn., Ohr-Nw. 125, Diff. 10—10—13, Gesichtsindex 89,5. Nasenl. 6, Oberlippe normal
orthogn., Ohr-Nw. 125, Diff. 12—10—10, Gesichtsindex 84,8, Nasenl. 5.2. Oberlippe normal.

Selbstverständlich habe ich die Paare nicht künstlich zusammengestellt, sondern die ersten besten, trotz ähnlicher Differenzen orthognathen zum Vergleich mit den prognathen herangezogen. Ich wollte ja nur einen scheinbaren Widerspruch erklären und an einigen Beispielen zeigen, wie man auf Grund dieser Maasse unter Heranziehen noch anderer Gesichtsmaasse und -merkmale über die Kieferstellung auch ohne Winkelmessungen urtheilen kann. Mathematisch sicher ist die Methode nicht, aber sie giebt die Möglichkeit, von zwei Gesichtern dasjenige zu bezeichnen, welches einen kleineren, und welches einen grösseren Gesichtswinkel haben muss. Genaueren Aufschluss können nur Winkelmessungen geben.

Drückt man sämmtliche Maasse in Prozenten der Ohr-Kinnentfernung (Ohr-Kinn = 100) aus, so sind die Differenzen zwischen den drei ersten Maassen bei den Baschkiren um 0,5 grösser, als bei den Meschtscherjaken, was bei der gleichen Gesichtslänge beider (Gesichtsindex = 85,3 und 85,4) auf ein etwas stärkeres Hervortreten des Oberkiefers bei den Baschkiren schliessen lässt.

Auge[1]).

Bei dem Auge achtete ich besonders auf die Richtung desselben und auf die Faltenbildung in seiner Umgebung.

1) Ueber die Irisfarben s. Farbentypus S. 188.

		B.	M.
Eine wagerechte	Augenspalte hatten	29 = 43 pCt.	9 = 60 pCt.
„ etwas schiefe	„ „	18	5
„ schiefe	„ „	17	1
„ „ rechte	„ „	2	
„ „ linke	„ „	1	
Den äusseren Augenwinkel tiefer, als den inneren		1	

Eine deutliche epicanthusartige Falte war bei 14 Baschkiren vorhanden. Bei weiteren 7 vereinigte sich die Falte des Oberlides mit demselben am inneren Augenwinkel. Dieses letztere Verhältniss fand sich auch bei 2 Meschtscherjaken. Bei 2 Baschkiren war diese Falte rechts deutlich, links nur angedeutet; bei 2 anderen links deutlich, rechts angedeutet und noch bei 2 nur links angedeutet.

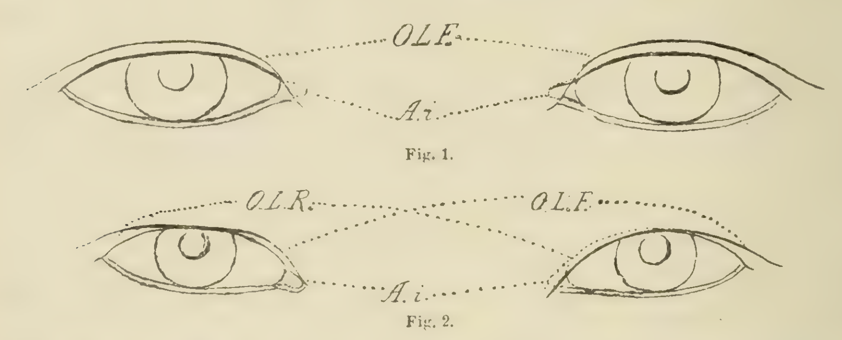


Fig. 1.

Fig. 2.

Betrachtet man das schiefe Auge und die epicanthusartige Falte als mongoloide Merkmale, so sind die Baschkiren viel mehr mongolenähnlich als die Meschtscherjaken.

Die Länge der Augenspalte (es wurde nur das rechte Auge gemessen) beträgt:

B.	25	26	26	26	26	27	28	28	28	28	28	28
28	28	29	29	29	29	29	29	29	29	29	29	29
29	29	29	29	29	29	30	30	30	30	30	30	30
30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30
30	30	30	30	30	31	31	31	31	31	31	31	31
32	32	32	34	Mittel 29 *mm.*								
M.	24	26	27	28	28	29	29	29	29	29	30	30
30	30	30	Mittel 29 *mm*									

Die inneren Augenwinkel waren von einander entfernt:

B.	26	26	26	28	28	28	28	28	29	29	29	29
30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30
30	30	30	30	31	31	31	31	31	31	32	32	32
32	32	32	32	32	33	33	33	33	33	33	33	33
33	33	33	33	34	34	35	35	35	35	35	35	36
37	38	39	40	Mittel 32 *mm.* Nach Nasaroff 33,5 *mm.*								
M.	24	26	28	28	29	29	29	30	30	30	30	31
31	31	34	Mittel 29 *mm.* Nach Zograf 34 *mm* (zu gross!).									

Die Entfernung der inneren Augenwinkel beträgt bei den Baschkiren 22,4, bei den Meschtscherjaken 21,2 pCt. der Jochbreite.

Die Entfernung der äusseren Augenwinkel von einander ergiebt sich aus der doppelten Augenlänge + Entfernung der inneren Augenwinkel:

B. $2 \times 29 + 32 = 90$ *mm*.
M. $2 \cdot 29 + 29 = 87$ *mm*.

Nase.

Ueber die verschiedenen Nasenformen wird folgende, hauptsächlich nach Topinard-Ranke ausgeführte Zusammenstellung Aufschluss geben:

Adlernasen.

Form	Anzahl	Summe
Nr. 1, ächte Adlernasen	1 B.	9 B. = 18 pCt.
1a, Adlernasen mit nach vorwärts gekehrten Nasenlöchern	1 B.	
1 zu 2, weniger stark gekrümmte Adlernasen	2 B.	
4, Habichtsnasen	2 M.	3 M. = 20 pCt.
2 zu 1, gerade Nasen, aber mit leichter, adlernasenartiger Krümmung	5 B. 1 M.	

Gerade Nasen.

Form	Anzahl	Summe
Nr. 2, ächte gerade Nasen	23 B. 9 M.	45 B. = 66 pCt.
2a, gerade Nasen mit nach vorwärts gekehrten Nasenlöchern	20 B. 2 M.	
2 zu 4, gerade Nasen mit schwach abwärts gebogener Spitze	1 B.	11 M. = 77 pCt.
4 zu 2, gerade Nasen mit stärker abwärts gebogener Spitze	1 B.	

Stumpfnasen.

Form	Anzahl	Summe
2 zu 3, gerade Nasen mit etwas aufgeworfener Nasenspitze	3 B.	13 B. = 19 pCt.
3 zu 2, gerade Nasen mit stärkerer Hinneigung zur Stumpfnase	1 B.	
3, eigentliche Stumpfnasen	9 B.	

Semitennasen.

2 zu 5, gerade Nase mit leichter semitischer Krümmung . . . 1 B. = 2 pCt.

Vier Nasen von Nr. 2, eine von Nr. 2a und vier von Nr. 3, zusammen 9 sind bei den Baschkiren auch als „platt“ bezeichnet.

Die Hauptform ist also die gerade Nase, was auch nach Nasaroff und Zograf der Fall ist. Jedoch kommen auch alle anderen Nasenformen vor, sogar die semitische. Die letztere Nasenform hat Zograf bei den Meschtscherjaken ziemlich häufig, 4 Mal unter 50, beobachtet.

Eine eigenthümliche Nasenform stellt Nr. 2a dar: der Rücken ist gerade, die Nasenlöcher stehen aber nicht horizontal, sondern sie sind, wie bei der Stumpfnase, nach vorwärts gekehrt; die Spitze erscheint wie abgeschnitten. Einmal war das auch bei einer Adlernase der Fall (Fig. 3). Bei einem Meschtscherjaken fand sich das umgekehrte Verhältniss vor: der Nasenrücken war eingebogen, wie bei der Stumpfnase, die Nasenlöcher standen aber horizontal (Fig. 4).

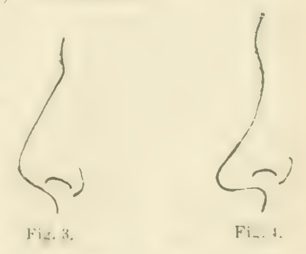


Fig. 3. Fig. 4.

Was die Maasse der Nase anbelangt, so fange ich mit der Nasenhöhe und der Nasenrückenlänge an. Die letztere wurde, um von den Maassen für die erstere unbeeinflusst zu bleiben, mit dem Bandmaasse gemessen. Um das Verhältniss dieser Maasse zu einander leichter über-

sehen zu können, stelle ich die beiden, an demselben Subject bestimmten neben einander:

Nash.	Nasrl.	Nash.	Nasrl.	Nash.	Nasrl.	Nash.	Nasrl	Nash.	Nasrl.	Nash.	Nasrl.
B.		B.		B.		B.		B.		M.	
45	48	50	50	52	55	55	50	58	60	48	46
45	42	50	49	53	51	55	58	59	58	48	48
46	49	50	50	53	52	56	57	59	59	50	47
47	45	50	51	53	54	56	54	60	57	50	50
47	45	50	51	53	55	56	58	60	62	50	51
47	50	51	51	53	56	57	57	60	61	50	52
49	52	51	51	53	50	57	55	60	60	50	52
49	50	52	55	54	50	57	59	60	60	50	54
50	50	52	52	54	55	57	54			52	50
50	49	52	52	54	55	57	59	Min.	B. 45	53	54
50	50	52	52	54	55	57	58		M. 46	55	53
50	46	52	54	55	53	57	54	Max.	B. 62	55	55
50	50	52	53	55	55	58	56		M. 60	55	57
50	50	52	55	55	57	58	58	Mittel	B. 53, M. 52	55	57
50	50	52	53	55	51	58	59	51 n. Nasaroff		57	60

Die Mittelzahlen weisen gleiche Werthe für die Nasenhöhe und Nasenrückenlänge auf. Betrachtet man aber die Zahlen genauer, so ergiebt sich, dass die erstere bei fast 50 pCt. kürzer ist, als die letztere. Bei der anderen Hälfte ist es hauptsächlich die Nasenform, die die Nasenrückenlänge beeinflusst und sie vermindert. So waren von den 38 Baschkirennasen, deren Rückenlänge gleich oder kleiner war als ihre Höhe, 23 stumpf, oder solche, wie ich sie oben unter Nr. 2a beschrieben habe.

Die Nasenhöhe beträgt bei den Baschkiren 43,4 pCt., bei den Meschtscherjaken 44,4 der Gesichtshöhe.

Nasenbreite (untere):

B. 29 30 31 31 31 31 32 32 32 32 32 32
32 33 33 33 33 33 33 33 33 33 33 33 34
34 34 35 35 35 35 35 35 35 35 36 36 36
36 36 36 36 36 36 36 36 36 36 37 37 37
37 37 37 37 37 37 38 38 38 38 38 39 40
40 40 41 42 Mittel 35 *mm.* Nach Nasaroff 37 *mm.*

M. 30 30 31 32 33 33 33 33 34 34 34 35
35 36 36 Mittel 33 *mm.*

Die untere Nasenbreite ist bei 12 (18 pCt.) Baschkiren und 1 (7 pCt.) Meschtscherjaken kleiner oder gleich der oberen (s. Auge, Entfernung der

inneren Augenwinkel). Sie beträgt bei den Baschkiren 24.5. bei den Meschtscherjaken 24.1 pCt. der Jochbreite.

Nasenindices.

B.	50	51,7	53,3	57,1	57,7	57,9	57,9	57,9	58,2
	58,5	58,6	59,3	59,6	60	60,8	61,5	61,5	61,7
	62	62,1	62,3	62,3	62,7	63,1	63,3	63,5	64,8
	64,8	64,9	65,3	65,4	65,4	65,4	66	66	66
	66	66	66,7	66,7	66,7	66,7	67	67,3	67,3
	67,3	67,9	67,9	67,9	69,1	69,6	70	70	70,2
	71,1	72	74	74	74	75	75	75,5	76,9
	77,6	81,8	82	82,2	88,9	Mittel 66,0. Nach Nasaroff 73,5.			
M.	56,4	57,9	60	61,8	62,3	62,5	63,6	64	65,4
	65,4	66	68	68,7	70	72	Mittel 63,5.		

Der Nasenindex ist im Allgemeinen nicht gross: er ist bei den Baschkiren etwas grösser.

Elevation der Nase:

B.	15	16	17	17	17	17	17	18	18	18	18	18
18	18	18	18	18	18	19	19	19	19	19	19	19
19	19	19	19	19	19	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	21	21	21	21	21	21	22
22	22	22	28	Mittel 19 *mm.* Nach Nasaroff 22 *mm.*								
M.	17	17	18	18	18	18	19	19	20	20	20	20
21	21	22	Mittel 19 *mm.*									

Die Elevation ist bei beiden gleich. Sie beträgt aber bei den Baschkiren 54,3 pCt., bei den Meschtscherjaken 57,9 der unteren Nasenbreite. das heisst die Baschkirennase ist etwas platter.

Mund.

Die Lippen waren:

regelmässig	bei	40	Baschkiren	und	13	Meschtscherjaken
aufgeworfen, wulstig	„	6	„	„	—	„
Oberlippe aufgeworfen wulstig	„	16	„	„	1	„
Unterlippe vorstehend, wulstig	„	6	„	„	1	„

Mundlänge:

B.	44	44	45	45	45	45	45	46	46	46	46	46
47	47	47	47	48	48	48	48	48	48	48	49	49
49	49	50	50	50	50	50	50	50	50	50	50	50
50	50	50	50	50	50	50	50	50	50	50	50	51
51	52	52	52	52	52	53	53	53	53	53	53	54
54	55	55	58	Mittel 49 *mm.*								
M.	45	48	48	49	49	50	50	50	50	50	50	50
50	51	53	Mittel 49 *mm.*									

Der Mund der Baschkiren schien im Allgemeinen etwas kleiner zu sein, was auch durch das Verhältniss der Mundlänge zur Jochbreite bestätigt wird. Dasselbe ist bei den Baschkiren = 34,3. bei den Meschtscherjaken = 35,7.

Ohren.

Ohrformen:

oval (grösste Breite in der Mitte, Enden abgerundet) .	41 B.	5 M.
eiförmig (oben breiter als unten)	27 „	10 „
klein	14 „	3 „
gross	2 „	— „
abstehend { stark	4 „	2 „
abstehend { schwach	12 „	3 „
anliegend (an den Zitzenfortsatz)	1 „	— „

Das Ohrläppchen war

frei bei	11 B.	3 M.
theilweise frei bei	26 „	4 „
nur das linke frei bei	4 „	— „
„ „ rechte „ „	1 „	— „
nicht frei (an die Wange angeheftet) bei . . .	26 „	8 „

Es wäre von Interesse, auch bei anderen Völkern Zählungen über das Ohrläppchen anzustellen. Es ist dabei zu berücksichtigen, dass dasselbe häufig schief von vorne oben nach hinten unten an die Wange angeheftet ist. Ist das Läppchen in seiner ganzen Länge auf diese Weise angeheftet, so bildet sich zwischen demselben und der Wange ein Fältchen, die ein Freisein des Läppchens vortäuscht; zieht man aber das Läppchen an, so merkt man, dass es hinten angewachsen ist.

Was die feinere Modellirung des Ohres anbelangt, so ist dieselbe bei allen als regelmässig bezeichnet, d. h. die Gegenleiste theilte sich immer in zwei Schenkel; einen dritten Schenkel, von der Leiste oder Gegenleiste ausgehend, habe ich nicht beobachtet.

Ohrlänge:

B.	59	60	60	61	61	61	62	62	62	63	63	63
	63	63	64	64	64	64	64	65	65	65	65	65
	65	65	65	65	65	65	65	66	66	66	66	66
	66	67	67	67	67	68	68	68	68	68	68	68
	68	68	68	68	69	69	69	69	69	70	70	70
	70	71	71	71	72	75	75	80	Mittel 66 *mm.*			
M.	56	60	60	63	64	65	66	66	67	67	67	68
	70	71	72	Mittel 65 *mm.*								

Ohrbreite:

B.	30	30	30	31	31	31	31	32	32	32	32	32
	32	32	32	33	33	33	34	34	34	34	34	34
	34	35	35	35	35	35	35	35	35	35	35	35
	35	35	35	35	36	36	36	36	36	36	36	36
	36	36	37	37	37	37	37	37	37	37	37	37
	38	38	38	38	40	40	40	40	Mittel 35 *mm.*			
M.	32	32	33	33	34	35	35	35	35	37	37	37
	38	40	43	Mittel 36 *mm.*								

Beide Maasse wurden mit dem Bandmaass und nur rechts genommen. Das Ohr der Meschtscherjaken ist breiter, sein Index ist 55,4 gegen 53 bei den Baschkiren.

Nach Quételet soll die mittlere Ohrlänge der doppelten Länge der Lidspalte oder der Hälfte der Kopfhöhe gleich sein. Hier stimmt beides nicht, denn die doppelte Lidspaltenlänge ist bei B. und M. 2 × 29 = 58 und die Hälfte der Kopfhöhe ist B. 125 : 2 und M. 124 : 2 = 62. Die mittlere Ohrlänge ist grösser als diese beiden Werthe.

Rumpf.

Ein ziemlich kurzer, aber breiter und kräftiger Hals verbindet Kopf und Rumpf. Ich bestimmte mit dem Rekrutenmaass die Entfernung des Scheitels und der rechten Schulter (Acromion) von den Sitzbeinhöckern, indem ich die Leute sich hinsetzen liess und die Höhe der obigen Punkte ablas.

Scheitel-Sitzhöhe.

B.	82	83,5	83,5	84	84	84	85	85	85,5	86
	86	86	86	86	86	86	86,5	86,5	86,5	86,5
	86,5	87	87	87	87	87	87	87	87,5	87,5
	87,5	88	88	88	88	88	88	88	88,5	89
	89	89	89	89	89,5	90	90	90	90	90
	91	91	91	91	91	91	91	91	92	92
	92	92	92	93	93	93	93	93.		

Mittel 88,3 *cm* = 53,2 pCt. der mittleren Körpergrösse.

M.	84	84	85	85	85	86	86	86,5	87	87
	87	89,5	91	91	92.					

Mittel 87,1 *cm* = 53,2 pCt. der mittleren Körpergrösse (s. Beinlänge).

Schulter-Sitzhöhe.

B.	53,5	54	54	54	55	55,5	56	56	56	56
	57	57	57	57	57	57	58	58	58	58
	58	58	58	58	59	59	59	59	59	59
	59	59	59	59	60	60	60	60	60	60
	60	60	60	60	60	60	60,5	61	61	61
	61	61	61,5	62	62	62	62	62,5	63	63
	63	63	63	63	64	64	65	67.		

Mittel 59,4 *cm* = 35,5 pCt. der mittleren Körpergrösse.

M.	55	55	55	56	57	57	57	57	57	58,5
	59	59,5	61	62	65.					

Mittel 58,1 *cm* = 35,5 pCt. der mittleren Körpergrösse.

Die Differenz zwischen beiden Maassen ist schon oben unter Kopf-Halslänge besprochen.

Brustumfang.

Ich bestimmte den Brustumfang in der tiefsten Inspirations- und tiefsten Exspirationsstellung. Ich gebe hier beide Maasse nebst der Differenz an:

(Tabelle siehe umstehend.)

Der mittlere Brustumfang in mittlerer Stellung beträgt bei den Baschkiren 93,9 *cm* = 56,5 pCt. der mittleren Körperlänge, bei den Mesch-

B.															M.		
Inspiration	Exspiration	Differenz	Inspiration	Exspiration	Differenz	Inspiration	Exspiration	Differenz	Inspiration	Exspiration	Differenz	Inspiration	Exspiration	Differenz	Inspiration	Exspiration	Differenz
88,5	86	2,5	93	90	3	95	92	3	96,5	94	2,5	100	97	3	87,5	86	1,5
88,5	84	4,5	93	91	2	95	92	3	97	93	4	100,5	97	3,5	90	87	3
89	86	3	93,5	91	2,5	95	93	2	97	94	3	100,5	98,5	2	91,5	90	1,5
90	87	3	94	88	6	95	93	2	97,5	94,5	3	101	97	4	92	89	3
90	85	5	94	89	5	95,5	90,5	5	98	93	5	101,5	99	2,5	92	89	3
91	87,5	3,5	94	89	5	95,5	92	3,5	98	94	4	102	98	4	92	89	3
91,5	90	1,5	94	91	3	96	88	8	98,5	96	2,5	102	101	1	92	90	2
91,5	87,5	4	94	91,5	2,5	96	91	5	99	93	6	107	104	3	93	90	3
92	90	2	95	89	6	96	93	3	99	93	6				93	91,5	1,5
92	90	2	95	90	5	96	93	3	99	94	5	—	—		94	89	5
92	90	2	95	90,5	4,5	96	93	3	99	96	3				94	91	3
92	90	2	95	91	4	96	93	3	99	96	3	Mittel B.			94,5	91	3,5
92	89	3	95	92	3	96	93	3	99	96	3	95,7	92,2	3,5	94,5	93	1,5
92	89	3	95	92	3	96	93	3	100	96	4	Mittel M.			95	91	4
93	89	4	95	92	3	96	93,5	2,5	100	96	4	93	90,2	2,8	100	97	3

tscherjaken 91,6 *cm* = 56 pCt. der mittleren Körperlänge. Nasaroff giebt für seine Baschkiren 93,8 *cm* an.

Die Brust ist sehr gut entwickelt, bei den Baschkiren etwas kräftiger, als bei den Meschtscherjaken. Auch ist bei den ersteren die Excursionsweite grösser: sie beträgt bei ihnen 3,7 pCt. des Brustumfanges gegen 3 pCt. bei den Meschtscherjaken.

Brustwarzenabstand.

B.	18	19	19	19	19	19,5	19,5	19,5	19,5	19,5
	19,5	20	20	20	20	20	20	20,5	20,5	20,5
	20,5	20,5	20,5	20,5	21	21	21	21	21	21
	21	21	21	21	21	21,5	21,5	21,5	21,5	21,5
	22	22	22	22	22	22	22	22	22	22
	22,5	22,5	22,5	23	23	23	23	23,5	23,5	23,5
	23,5	23,5	24	24	24	24,5	25	26,5.		
M.	19	19,5	19,5	20	20,5	20,5	21	21	21	21
	21	22	23,5	23,5	24,5.					

Mittel: B. 21,4 *cm* = 22,8 pCt. des mittl. Brustumfanges = 12,9 pCt. der mittl. Körperlänge.
M. 21,2 „ = 23,1 „ „ „ „ = 13 „ „ „ „

Beckenbreite (Entfernung der Cr. il.).

B.	24,5	25	25,5	26	26	26	26	26	26,5	26,5
	26,5	26,5	27	27	27	27	27	27	27	27
	27	27	27	27	27	27	27	27	27	27
	27,5	27,5	27,5	27,5	28	28	28	28	28	28
	28	28	28	28	28	28	28	28	28	28,5
	28,5	28,5	28,5	29	29	29	29	29	29	29
	29	29	29,5	29,5	29,5	30	30	30.		

Mittel 27,6 *cm* = 16,6 pCt. der mittleren Körperlänge. Nach Nasaroff 28 *cm*.

M. 24 26 26 26,5 27 27 27 27,5 28 28
28 28 28,5 29 30.

Mittel 27,4 *cm* = 16,8 pCt. der mittleren Körperlänge.

Ich gebe noch nach Nasaroff die Schulterbreite = 379 *mm* und die Taillenbreite = 272 *mm* an. Die Tailleneinschnürung ist eine minimale: Beckenbreite 280 – Taillenbreite 272 = 8 *mm*.

Extremitäten.

Die Länge der Extremitäten wurde mit dem Bandmaasse bestimmt.

Armlänge (Acromion bis Spitze des Mittelfingers).

B. 72 72,5 73 73 73,5 73,5 73,5 74 74 74,5
74,5 74,5 75 75 75 75 75 75,5 75,5 75,5
76 76 76 76 76 76,5 76,5 77 77 77
77 77 77 77 77 77,5 77,5 77,5 78 78
78 78 78 78 78 78 78,5 78,5 79 79
79 79 79 79 79 79,5 80 80 80,5 81
81 82 82 83 83 85 85 86.

Mittel 77,4 *cm* = 46,6 pCt. der mittleren Körperlänge. Nach Nasaroff 77,1 *cm*.

M. 72 73 74 74,5 74,5 75,5 75,5 76 76 78
78 78,5 79 79,5 81,5.

Mittel 76,4 *cm* = 46,8 pCt. der mittleren Körperlänge.

Handlänge (untere Falte des Handgelenkes bis Spitze des Mittelfingers).
(Abbildung siehe umstehend.)

B. 17,2 17,5 17,5 17,5 17,8 17,8 18 18 18 18
18 18 18 18 18,2 18,2 18,5 18,5 18,5 18,5
18,5 18,5 18,5 18,5 18,5 18,5 18,5 18,5 18,5 18,5
18,5 18,8 18,8 18,8 18,8 18,8 19 19 19 19
19 19 19 19 19 19 19 19 19 19,2
19,2 19,2 19,2 19,5 19,5 19,5 19,5 19,5 19,5 19,8
19,8 20 20 20 20 20 21 21,5.

M. 17,5 18 18 18 18,5 18,5 18,5 19 19 19
19 19 19 19 20.

Mittel: B. 18,8 *cm* = 24,2 pCt. der mittleren Armlänge = 11,3 pCt. der mittleren Körperlänge.
M. 18,7 „ = 24,5 „ „ „ „ = 11,4 „ „ „ „

Beinlänge (oberer Rand des Troch. m. bis Sohle).

B. 80 80,5 80,5 82 82 82,5 82,5 83 83 83
83 83 83,5 83,5 84 84 84 84 84 85
85 85 85 85 85 85 85 85,5 86 86
86 86 86,5 87 87 87 87 87 87 87
87 87 87,5 88 88 88 88,5 89 89 89
89 89 89 89 89 89 89 90 90 90
90 90,5 92 93 93 94,5 95 97. Mittel 86,7 *cm*.

M. 80 82 82 83 83 84 84 84,5 85,5 86
86,5 89 90 90 92. Mittel 85,4 *cm*.

Um das interessante Verhältniss zwischen Bein- und Kopf- + Rumpflänge leichter übersehen und prüfen zu können, berechnete ich beide in Procenten der Körpergrösse, nach welcher sie auch hier geordnet sind.

(Tabelle siehe Seite 209.)

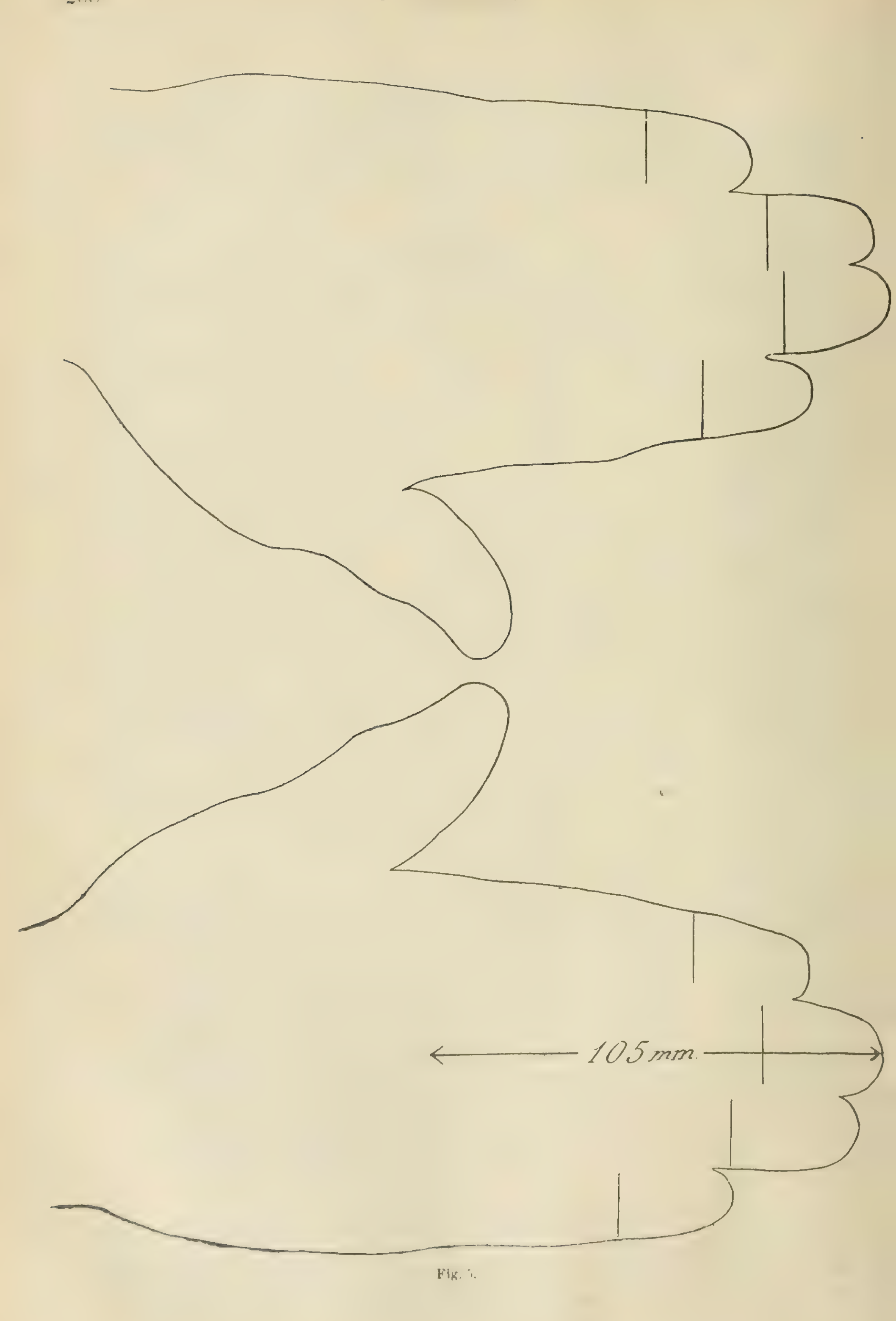


Fig. 5.

Körpergrösse	Scheitel-Sitzhöhe	Beinlänge	Körpergrösse	Scheitel-Sitzhöhe	Beinlänge	Körpergrösse	Scheitel-Sitzhöhe	Beinlänge	Körpergrösse	Scheitel-Sitzhöhe	Beinlänge	Körpergrösse	Scheitel-Sitzhöhe	Beinlänge	Körpergrösse	Scheitel-Sitzhöhe	Beinlänge
	B.			B.			B.			B.			B.			M.	
155,5	52,7	51,8	163	52,8	53.1	166,5	52,8	52,2	168	51,8	53	173	53,2	53,7	157,5	54,9	50,8
157	53,5	50,9	163	53,4	50,9	166,5	51,3	55,2	168	54,2	51,8	174	52,3	53,4	158	53.2	51,9
158	53,2	52,5	163,5	54,4	50,8	167	51,8	54,2	168	54,8	50,6	176	51,1	55,1	159	53,5	52,2
158,5	54,3	50.8	164	54,9	51,8	167	51,8	53,3	169	55	50,6	178	52,2	53,4	160	52,5	52,5
159	54,7	53,5	164	54,9	51,8	167	54,5	50,9	169	52,7	52,7	Mittel B.			161	54	51,5
159,5	52,7	52,7	164	53,7	51,8	167	52,7	52,1	169	52,7	52,4	—	53,2	52,2	161	55,6	50,9
160	53,1	51,2	164	52,7	52,4	167	51,5	53,9	169	52,4	52,7	Mittel M.			162	53,7	52,2
160,5	52,0	52,3	164,5	54,4	51,1	167,5	53,7	51,9	169,5	53,7	51,9	—	53,2	52,2	163	53,4	51,5
161	51,9	52,8	165	52,7	52,7	167,5	52,5	53,1	170	54,7	50,6	Minimum B.			164	51,8	54,3
161	54,7	51,5	165	52,7	50,9	167,5	51,3	53,1	170	51,2	52,9	—	50	49,7	164	52,4	52,4
161	53,4	51,5	165	52,1	52,7	168	54,8	53,6	170	51,8	52,3	Minimum M.			164,5	52,3	52
162	54,0	50,6	165	52,7	52,7	168	53	52,4	170	50	51,5	—	50,9	50,8	167	50,9	53,9
162	54,3	50,9	166	52,7	53,6	168	54,2	51,8	170,5	53,9	52,2	Maximum B.			168	54,2	51,5
162,5	52,9	51,7	166	54,8	51,8	168	53	52,4	172	53,5	52,3	—	56	55,2	172	53,5	52,3
162,5	53,8	52,3	166	56	49,7	168	54,2	51,8	172	50,3	54,9	Maximum M.			173	52,6	53,2
163	53,1	51,2	166,5	55,8	50,1	168	53,6	51,2	172,5	52,7	51,6	—	55,6	54,3	—	—	—

Fusslänge.

(Abbildung siehe Seite 211.)

B.	23,5	23,5	24	24	24	24	24,5	24,5	24,5	24,5
	24,5	24,5	24,5	24,5	24,5	24,5	24,5	25	25	25
	25	25	25	25	25	25	25,2	25,5	25,5	25,5
	25,5	25,5	25,5	25,5	25,5	25,5	25,5	26	26	26
	26	26	26	26	26	26	26	26	26	26
	26	26	26	26	26,2	26,5	26,5	26,5	26,5	26,8
	27	27	27	27	27	27,5	28	29,2.		

Mittel 25,5 *cm* = 15,3 pCt. der mittleren Körperlänge. Nach Nasaroff 25.2 *cm*.

M.	23,5	24	24	24	24,5	25	25	25	25	25.2
	26	26	26,5	26.5	27.					

Mittel 25,1 *cm* = 15,3 pCt. der mittleren Körperlänge.

Um über die Rumpf- und Extremitätenmaasse urtheilen zu können, vergleiche ich hier die von mir gefundenen Maasse mit den für die Europäer bestimmten. Sämmtliche Maasse sind auf Körpergrösse = 100 reducirt.

	B.	M.	Eur.	
Kopf + Halslänge	17,4	17,7	17,9[1]	(n. Ranke ber.
Kopf + Rumpflänge	53.2	53,2	51,2	„ „ „

1) Ich ging bei der Bestimmung der Rumpflänge von der Schulterhöhe aus, während Ranke als Ausgangspunkt den Dornfortsatz des siebenten Halswirbels benutzte. Um

	B.	M.	Eur.	
Rumpflänge	35,8	35,5	33,3	(Ranke)
Armlänge	46,6	46,8	45,4	"
Beinlänge (Troch. m. bis Sohle)	52,2	52,2	52,9 [1])	
freie Beinlänge (Spalt bis Sohle)	46,8	46,8 [2])	48,8	(Ranke)
Handlänge	11,3	11,4	11.5	(Quételet)
Fusslänge	15,3	15,3	15,4	"

Die Körperproportionen der Baschkiren und Meschtscherjaken stimmen nicht ganz mit denjenigen der Europäer überein. Die Kopf + Halslänge ist bei den ersteren etwas kürzer, was vielleicht durch den weniger schlanken Hals verursacht wird. Die Arme sind länger, die Beine kürzer, der Rumpf ist länger, die Hände und Füsse sind der Grösse nach denjenigen der Belgier gleich.

Ranke hat auf Grund der Entwickelungsgeschichte hauptsächlich zwei Typen der Körperentwickelung des erwachsenen Menschen festgestellt. Der erste Typus, ausgezeichnet durch relativ kurzen Rumpf, lange Arme und lange Beine, stellt die volle Entwickelung dar; der zweite mit relativ langem Rumpf, kurzen Armen und kurzen Beinen ist die niedrigere, auf der Stufe des jugendlichen Alters stehengebliebene Form. Die Baschkiren und Meschtscherjaken gehören also zur zweiten unentwickelten Gruppe, nur ist das Bild insofern nicht ganz dasselbe, als bei ihnen bei langem Rumpf und kurzen Beinen die Arme relativ etwas länger sind. Das deutet auf eine noch niedrigere Entwickelung hin, da solche Proportionen — langer Rumpf, lange Arme, kurze Beine — am Ende des Fruchtlebens und auch noch beim Neugebornen normal sind. Man wird dabei unwillkürlich an die Hypothese Metschnikoff's erinnert, wonach die Mongolen die älteste Menschenrasse darstellen sollen, da diejenigen Merkmale (z. B. schlichtes Haar bei Negern, die Augenfalte), die bei anderen Rassen nur provisorisch im kindlichen Alter vorkommen, bei ihnen constant sind. Die Kürze der Beine lässt sich aber auch aus dem Nichtgebrauch derselben erklären, denn beide Völker, hauptsächlich aber die Baschkiren, gelten als die geschicktesten Reiter und bringen fast die ganze Zeit ihres Lebens zu Pferde zu.

aber unsere Resultate vergleichen zu können, addirte ich zu Ranke's Kopf + Halslänge (14.9) und subtrahirte von seiner Rumpflänge (36,3) die Entfernung vom siebenten Halswirbel bis zum Acromion, welche ich bei einigen Europäern = etwa 3 pCt. der Körpergrösse fand.

1) Nach Topinard beträgt die Entfernung vom Troch. m. bis zum Spalte 6,7 *cm* = 4,1 pCt. der Körpergrösse. Freie Beinlänge 48,8 + 4,1 = 52,9 wirkliche Beinlänge.

2) Kopf + Rumpflänge 53,2 + Beinlänge 52,2 = 105,4 = 100 + 5,4 (Entfernung vom Troch. m. bis zum Spalte,*). Beinlänge 52,2–5,4 = 46,8 freie Beinlänge.

*) Diese Entfernung ist bei den Baschkiren und Meschtscherjaken grösser als bei den Europäern (5.4 zu 4.1). Entweder steht bei ersteren der Troch. m. höher (ist mehr entwickelt?), oder das Becken ist im Allgemeinen höher, oder beides ist der Fall.

Interessant ist das Verhältniss von ganzer Beinlänge zu Kopf + Rumpflänge. Bei den Europäern ist die erstere grösser als die letztere, bei den Baschkiren und Meschtscherjaken ist das Umgekehrte der Fall. Oben (s. Beinlänge) habe ich beide Maasse für sämmtliche Gemessene angeführt. Es ist dort zu sehen, dass nicht bei allen die Beine kürzer sind als der

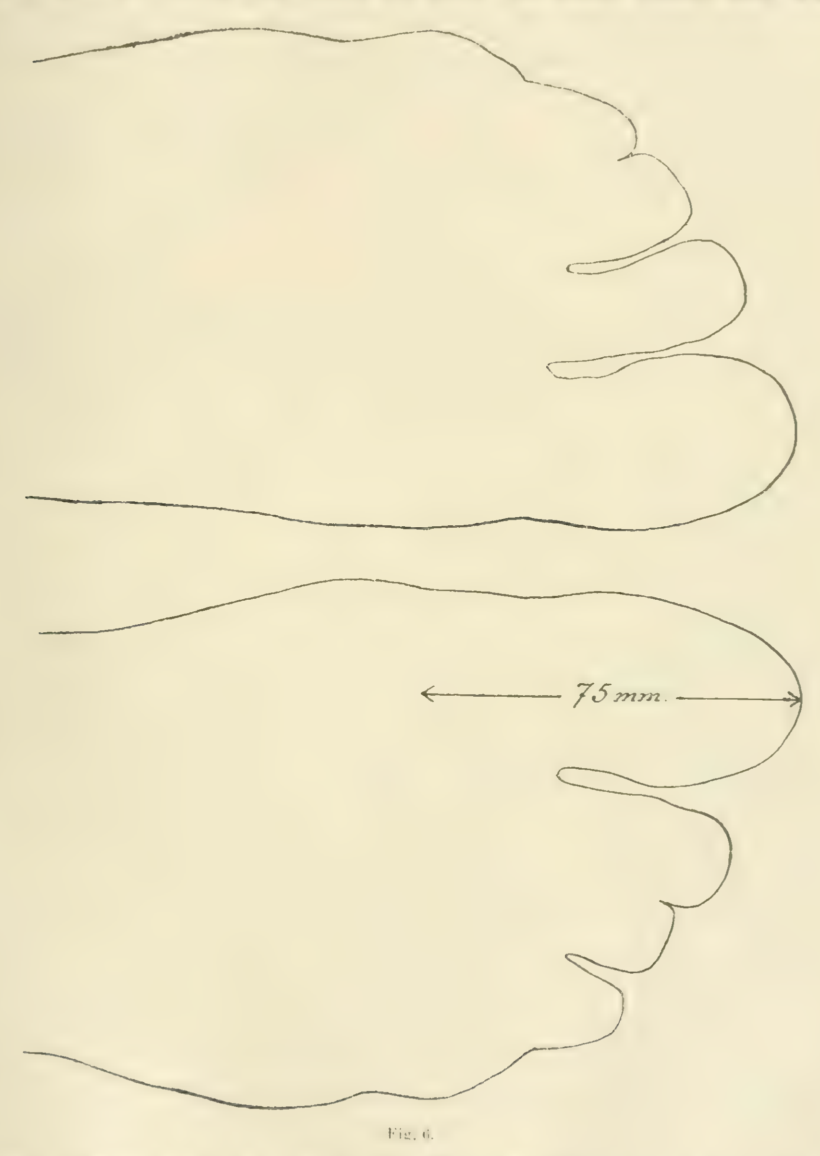


Fig. 6.

Rumpf, sondern bei der Mehrzahl. Dieses Verhältniss findet sich bei 41 Baschkiren und 9 Meschtscherjaken; bei 9 Baschkiren und 3 Meschtscherjaken sind beide Maasse gleich[1]) und bei 18 Baschkiren und

1) Darunter befinden sich auch solche, deren Maasse weniger als um 0,5 differiren, da diese Differenz in den Fehlergrenzen liegt.

3 Meschtscherjaken sind die Beine länger. Von den letzteren sind 16 Baschkiren und 2 Meschtscherjaken übermittelgross, was auch für eine verzögerte, gehemmte Entwickelung spricht. Denn diejenigen Körperproportionen, die die Europäer schon früh und bei mittlerer Grösse erlangen, werden nur von den sehr grossen Baschkiren und Meschtscherjaken und wahrscheinlich in einem späteren Alter (Alter und Grösse decken sich ja bis zu einem gewissen Grade) erreicht. Folgende Zusammenstellung macht den Einfluss der Körpergrösse auf die Beinlänge klar:

Körpergrösse	bis 165	165 bis 170	über 170
Zahl der Subjecte	28 B. 11 M.	32 B. 2 M.	8 B. 2 M.
Beinlänge > Rumpf + Kopflänge bei	2 „ 1 „	11 „ 1 „	5 „ 1 „

Resumé.

Malieff war der erste, der den Typus der Baschkiren auf Grund anthropologischer Messungen zu bestimmen suchte. Er stellte zwei Typen auf: einen Berg- und einen Steppentypus. Aber schon Ujfalvy bezweifelte die Richtigkeit einer solchen Eintheilung und Nasaroff bewies ihre vollständige Haltlosigkeit. Der erstere giebt die Reinheit der Bergbaschkiren zu, betrachtet aber die Steppenbaschkiren als ein Mischvolk. Nasaroff bewies eine Variation des Typus nicht nur der Baschkiren der Steppe, sondern auch derjenigen der Berge und er war auch der erste, der auf eine Verschiedenheit des Typus nach den Stämmen hinwies. Was die Meschtscherjaken anbelangt, so meint Zograf, dass sie ein Gemisch von einem eingewanderten mongolischen mit einem heimischen, vielleicht finnischen Volke darstellen.

Ich sprach schon in der Einleitung die Vermuthung aus, dass die Baschkiren und Meschtscherjaken wahrscheinlich keine reinen, sondern stark gemischte Völker seien. Ich theilte desshalb im Obigen sämmtliche für jedes Maass gewonnene Zahlen mit, damit sich Jedermann von der grossen Unbeständigkeit derselben überzeugen kann, und suchte die gewonnenen Resultate möglichst zu analysiren, um dadurch vielleicht einen Hinweis darauf, was Kern und was Schale sei, zu bekommen. Ich vermied es, allgemeine Bilder aufzustellen, was übrigens auch ganz unmöglich ist, denn die Mischung ist weder so weit vorgeschritten, dass eine ganz neue Gruppe mit eigenthümlichen Merkmalen sich gebildet hat, noch ist sie so gering, um sich nicht am Ganzen zu bekunden. Neben einem typischen Mongolen sieht man einen fast typischen Kaukasier und beide nennen sich Baschkiren; bei den Meschtscherjaken sind die Kontraste nicht so gross, sie erscheinen etwas einheitlicher.

Ich stelle hier sämmtliche Merkmale kurz zusammen, um erstens die Verschiedenheiten zwischen beiden Völkern leichter überblicken zu können, und zweitens, um die für jedes charakteristischen Merkmale deutlicher hervortreten zu lassen.

Nr.	Merkmal	Baschkiren	Meschtscherjaken
1	Körpergrösse	60 pCt. übermittelgross	73 pCt. untermittelgross
2	Farbentypus	85 pCt. brünett	auf brn. u. blnd. gleich vertheilt
3	Behaarung	spärlich	spärlich
4	Körpergewicht	schwerer, 66 *kg*	geringer, 63 *kg*
4a	Grössengewichts-verhältniss	grösser, 398	geringer, 386
5	Hub und Druckkraft	kräftiger	schwächer
6	Brustumfang	gross, 56,5 [1])	gross, 56 [1])
6a	Excursionsweite	grösser	kleiner
7	Rumpf	relativ lang, 53,2 [1])	relativ lang, 53,2 [1])
8	Arme	relativ lang, 46,6 [1])	relativ lang, 46,8 [1])
9	Beine	relativ kurz, 52,2 [1])	relativ kurz, 52,2 [1])
10	Schädel	brachyceph. mit stärkerer Neigung zur Hyperbrachyceph. 83,5	brachyceph. 82,8
		chamaeceph. 68,7	chamaeceph. 68,9
11	Horizont. Kopfumf. u. quer. Bog.	gross	gross
12	Gesicht	chamaeprosop, 85,3	chamaeprosop, 85,4
12a	Jochgegend	häufig deutlich vorstehend	seltener deutlich vorstehend
13	Kieferstellung	Oberkiefer tritt stärker hervor	Oberkiefer weniger stark hervortretend
14	Augenspalte	43 pCt. wagerecht	60 pCt. wagerecht.
14a	Epicanthusartige Falte	häufig	gut ausgebildet bei keinem
14b	Distanz der inneren Augenwinkel	grösser, 22,4 [2])	kleiner, 21,2 [2])
15	Nase	66 pCt. gerade	77 pCt. gerade
15a	Nasenindex	66 } platter	63,5
15b	Nas.-Elevat.: Nas.-Breite	54,3 } platter	57,9
16	Mund	etwas kleiner, 34,3 [2])	etwas länger, 35,7 [2])
16a	Lippen	häufig aufgeworfen, wulstig	selten aufgeworfen und wulstig
17	Ohrindex	kleiner, 53	grösser, 55,4

Die Verschiedenheiten, die zwischen den Baschkiren und Meschtscherjaken in Körpermaassen und Körperformen bestehen und auf die ich schon mehrfach hingewiesen habe, sind so gross, dass es kaum berechtigt erscheint, beide als zu einer und derselben Völkergruppe gehörend zu betrachten. Einige von diesen Verschiedenheiten lassen sich physiologisch erklären, die anderen zeigen aber meiner Meinung nach entschieden auf eine verschiedene Abstammung hin. Bei den Baschkiren als Nomaden,

1) auf die Körpergrösse = 100 bezogen.
2) auf die Jochbreite = 100 bezogen.

die sich stets in Bewegung und im Freien befinden und sich reichlich und gut (Kumys) ernähren, darf eine grössere Excursionsweite der Brust, sowie ein kräftigerer Bau überhaupt, einem anderen Volke gegenüber, welches von dem Ertrage seiner schlecht bebauten Felder abhängig ist, nicht Wunder nehmen. Besonders deutlich ist der Einfluss der Beschäftigung bei der Druckkraft. Die meisten Baschkiren haben gleich starke Hände, während bei den Meschtscherjaken die rechte Hand meistens die stärkere ist.

Ueberschaut man die übrigen Merkmale, so fällt es auf, dass die Baschkiren viele für die Mongolen typische Züge haben, die den Meschtscherjaken fehlen oder bei ihnen nur schwach angedeutet sind, so z. B. die Nummern 12a, 13, 14, 14a, 14b, 15a, 15b. Man darf wohl mit einiger Sicherheit behaupten, dass die Baschkiren anfänglich sehr nahe zu den Mongolen gestanden haben; desshalb ist ihre Zurechnung zu den Turkvölkern, als einem Zweige der Mongolen, berechtigt, während die Meschtscherjaken einer anderen, untermittelgrossen, blonden[1]), weniger brachycephalen und mit feineren Gesichtszügen ausgestatteten Rasse (Finnen?) ihren Ursprung verdanken. Beide haben sich aber nicht rein erhalten, sondern sind Mischungen nicht nur untereinander, sondern auch mit verwandten und sogar mit entfernt stehenden Völkern eingegangen. Dies folgt aus den grossen Schwankungen, die sämmtliche Maasse zeigen, und aus dem Reichthum der Formen der Gesichtstheile (es kommen sogar semitische Nasen vor). Man muss Nasaroff vollkommen beistimmen, wenn er sagt, dass „die Baschkiren (und die Meschtscherjaken, möchte ich hinzufügen) kein einheitliches Volk, sondern ein Conglomerat der verschiedenartigsten Völker darstellen.“ In diesem Gewirr ist es um so schwieriger, sich herauszufinden, als beide auch noch nach Wohnsitz und Stamm verschiedene Körpermaasse aufweisen, wie es beistehende Tabelle zeigt. Letzteres ist leicht verständlich, denn je nach dem Wohnsitz sind beide mit verschiedenen Elementen in Berührung gekommen, und die Stämme sind ja nicht immer alle desselben Ursprungs: auch ist die Dauer ihrer Niederlassung (was doch für die Umgestaltung eines Typus wichtig ist) verschieden lang.

(Tabelle siehe nebenstehend.)

Es wäre von grossem Interesse, sämmtliche in jenen Gegenden wohnende Völker anthropologisch zu untersuchen und ihren Ursprung, sowie ihren Mischungsgrad festzustellen. Eine solche Untersuchung wird ja nicht nur die specielle Rassen-Anthropologie, sondern auch die allgemeine Anthropologie, die noch so arm an positiven, gut begründeten Gesetzen ist, fördern. Auf einem Gebiete, wo so viele Völkerschaften verschiedener Rassen sich Jahrhunderte lang mit einander vermischt haben, werden sich vielleicht Schlüsse ziehen lassen über die Widerstandsfähigkeit der

1) Auf meine Frage, ob es viele Blonde unter ihnen gebe? — antwortete mir ein Meschtscherjak: in unserem Dorfe sind alle blond.

Volk	Wohnsitz	Zahl	Körpergrösse	Kopfindex	Gesichtsindex	Nasenindex	Autor
Meschtscherjaken . . .	Gouv. Perm	44	1654	81,5	—	—	Zograf
„ . . .	„ Orenburg . . .	15	1636	82,8	85,4	63,5	Weissenberg
Baschkiren	aus versch. Gegenden	12	1700	84,2	—	—	Ujfalvy
„	Gouv. Ufa	30	1666	81,7	—	—	Malieff
„	„ Orenburg, Kreis Tscheljabinsk .	68	1661	83,5	85,3	66	Weissenberg
„	„ Orenburg, Kreis Orenburg . . .	85	1661	82,5	77,4[1]	73,5	Nasaroff
„	„ Orenburg, Kreis Troitzk	10	1597	82,8	76,9[1]	74,8	„
B. Usserganen[2] . . .	„ Orenburg . . .	68	1660	82,8	78,2[1]	77,5	„
„ Daugauren[2] . . .	„ „ . . .	17	1661	85,1	79,1[1]	74,4	„
„ Bursjanen[2] . . .	„ „ . . .	35	1674	81,5	76,8[1]	76,9	„
„ Kara-Kiptschaken[2]	„ „ . . .	20	1648	83,1	76,8[1]	72,9	„
„ Karagaj- „ [2]	„ „ . . .	11	1666	86	73,2[1]	62,6	„

einzelnen Merkmale bei Kreuzungen, die höchst wahrscheinlich nicht für alle dieselbe ist. So scheint das Mongolenauge früh zu verschwinden, während das Vorstehen der Jochbeine schon viel resistenter ist. Ich wollte nur durch dieses Beispiel jene Fragen andeuten, die bei einer so umfangreichen Untersuchung mächtig gefördert werden könnten.

Zum Schluss möchte ich als Ergebnisse meiner Arbeit folgende Sätze aufstellen:

1. Die Baschkiren und die Meschtscherjaken sind Mischvölker.
2. Es giebt anthropologisch weder einen Baschkirentypus, noch einen Meschtscherjakentypus.
3. Die Baschkiren gehören anthropologisch zu den Turkvölkern, während die Meschtscherjaken wahrscheinlich finnischer Abstammung sind.

1) giebt das Verhältniss von Jochbreite zu ganzer Gesichtslänge (Haarrand bis Kinn) an.

2) Verschiedene Baschkirenstämme.

Erklärung der Photographien und der Text-Figuren.

Photographie I. siehe Messprotokoll Nr. 3 ⎫
„ II. „ „ „ 15 ⎬ Baschkiren.
„ III. „ „ „ 46 ⎭
„ IV. „ „ „ XV, Meschtscherjak.

Fig. 1. Augen von Photographie I. Oberlidfalte (OLF.) erreicht nicht den Lidrand, deckt aber etwas von der Thränenwarze (mässige epicanthusförmige Falte).

„ 2. Augen von Photographie III. Oberlidfalte (OLF.) erreicht rechts in der Mitte den Lidrand (OLR.), bildet aber keinen Epicanthus, sondern vereinigt sich nur am inneren Augenwinkel (A. i.) mit dem Oberlide (epicanthusförmige Falte angedeutet). Links deckt die Falte die Wimper und fast die ganze Thränenwarze zu (epicanthusförmige Falte gut ausgebildet).

„ 3. Nase Nr. 2a: Rücken gerade, Nasenlöcher schräg gestellt.

„ 4. Nase eines Meschtscherjaken. Rücken eingebogen, Nasenlöcher horizontal.

„ 5. Handumrisse eines Baschkiren ⎫ häufige Formen.
„ 6. Fussumrisse „ „ ⎭

Mess-Protokolle.

I. bis XV. Meschtscherjaken.
1 bis 68. Baschkiren.

Erklärung der Abkürzungen.

Farbentypus: brn = brünett; bld. = blond; gem. = gemischt.
Gesichtsform: ov. = oval; r. = rund; br. = breit; l. = lang; lov. = langoval u. s. w.; Wb. v. = Wangenbeine vorstehend.
Augenspalte: ger. = gerade; sch. = schief.
Epicanthusartige Falte: d = deutlich; ad. = angedeutet; f. = fehlt.
Nasenform: die Zahlen entsprechen den Nummern im Texte (s. Nase).
Mundform: reg. = regelmässig; Ol. = Oberlippe; Ul. = Unterlippe; Ll. = Lippen; w. = wulstig.
Ohrform: ov. = oval.
e. = etwas.
r. = rechts; l. = links.

Bemerkungen.

Farbentypus: [1]) Iris hellblau, Haare braun. [2]) Ir. hellbr., H. bld. [3]) Ir. grau, H. schw. [4]) Ir. hellbl., H. dunkelbr. [5]) Ir. hellbl., H. dbr. [6]) Ir. grau, H. schw. [7]) Ir. grau, H. dbr. [8]) Ir. bl., H. schw. [9]) Ir. gr., H. schw. [10]) Ir. gr., H. dbr.
Gesichtsform: [1], [2], [4-7]) etwas prognath; [3]) deutlich prognath.
Augenspalte: [1]) äusserer Winkel tiefer.
Nasenform: [1-9]) platt.

Sämmtliche Maasse sind in Millimetern, Gewicht-, Hub- und Druckkraft in Kilogrammen angegeben.

I. Meschtscherjaken.

Fortlaufende Nummer	I	II	III	IV	V	VI
Alter	23	21	25	21	25	25
	Beschreibende Merkmale:					
Farbentypus	gem.[1])	brn.	bld.	brn.	bld.	brn.
Gesichtsform	ov. Wb. v.	brov. Wb. v.	lov.	brov. Wb. v.	brov. Wb. v.	lov.
Augenspalte	ger.	e. sch.	ger.	e. sch.	ger.	ger.
Epicanthusartige Falte	ad.	f.	f.	f.	f.	f.
Nasenform	2 a	2	2 + 1	2	2	2
Mundform	reg.	reg.	reg.	reg.	Ul. w.	reg.
Ohrform	ov.	Ei	ov.	Ei	Ei	ov.
	Allgemeine Maasse:					
Körpergrösse	1680	1600	1580	1610	1630	1590
Körpergewicht	68,16	59,45	56,12	54,84	65,6	55,86
Hubkraft	137	164	161	135	>180	135
Druckkraft rechts	38	34	31	41	44	24
„ links	40	32	31	41	40	22
Athemfrequenz	18	18	21	18	15	24
Pulsfrequenz	66	72	52	72	64	60
Temperatur	37,2	36,3	36,6	36,4	36,7	36,3
	Kopfmaasse:					
Grösste Länge des Schädels	176	178	179	191	190	180
Grösste Breite des Schädels	145	150	146	150	153	155
Schädelhöhe	125	123	120	125	133	125
Horizontaler Kopfumfang	535	540	540	565	575	555
Querer Kopfbogen	350	355	345	355	360	350
Gesichtshöhe (Nasenwurzel bis Kinn)	110	118	120	116	118	122
Gesichtsbreite, obere (malare)	83	98	90	91	105	94
„ untere (mandibulare)	105	104	95	104	124	107
Jochbreite	134	139	130	140	145	138
Ohröffnung bis Nasenwurzel	115	122	115	120	122	122
„ „ Nasenansatz	125	127	125	127	128	131
„ „ Oberlippe	130	—	132	131	135	138
„ „ Kinn	140	—	136	137	146	148
Länge der Augenspalte	24	30	29	29	29	26
Nasenhöhe	48	50	57	53	55	55
Nasenlänge	46	51	60	54	57	57
Nasenelevation	20	18	20	19	21	20
Nasenbreite obere (Distanz der inneren Augenwinkel)	31	28	31	30	34	30
Nasenbreite untere	33	34	33	33	34	36
Mundlänge	53	45	50	50	51	49

I. Meschtscherjaken.

VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII	XIV	XV
23	22	23	23	23	23	22	21	23
Beschreibende Merkmale:								
bld.	brn.	bld.	bld.	brn.	gem.[2]	brn.	brn.	bld.
ov. Wb. v.	ov. Wb. e. v.[1])	brov. Wb. e. v.	brov. Wb. e. v.	ov.	ov. Wb. e. v.	brr. Wb. v.	ov.	ov. Wb. e. v.
e. sch.	e. sch.	ger.	ger.	e. sch.	ger.	sch.	ger.	ger.
f.	f.	f.	f.	f.	f.	ad.	f.	f.
2 a	2	s. Fig. 1	4	2	4	2	2	2
reg.	reg.	reg.	reg.	reg.	Ol. w.	reg.	reg.	reg.
Ei	Ei	Ei	Ei	Ei	Ei	ov.	ov.	Ei
Allgemeine Maasse:								
1575	1610	1645	1640	1670	1640	1620	1720	1730
58,42	58,94	64,06	60,99	64,57	63,55	66,62	75,85	70.72
125	127	165	>180	176	>180	175	155	>180
30	24	40	38	46	43	40	45	44
30	24	36	42	45	42	32	45	44
27	18	24	18	15	20	18	16	16
62	40	68	60	69	64	68	85	64
37,4	36.8	36,7	36,8	36,9	36,8	36,6	37,4	36,9
Kopfmaasse:								
176	184	179	173	180	179	182	174	187
138	140	148	149	156	147	154	150	150
120	125	123	130	122	123	112	130	125
520	545	545	540	555	540	565	540	565
330	345	350	345	360	350	350	360	350
114	118	121	116	125	110	113	120	121
97	90	95	99	98	96	105	102	100
105	105	108	107	112	99	115	110	110
133	132	138	140	147	137	149	148	138
115	115	122	114	125	117	121	117	120
127	128	128	120	132	122	130	123	130
130	138	134	127	138	133	139	130	140
141	147	144	137	147	143	146	141	150
28	27	30	28	29	30	30	29	30
50	48	50	50	52	50	50	55	55
47	48	52	54	50	50	52	55	53
18	17	21	17	18	18	19	20	22
29	29	26	28	29	30	30	24	34
32	30	30	33	34	36	35	31	35
50	50	49	50	48	48	50	50	50

Fortlaufende Nummer	I	II	III	IV	V	VI
Alter	23	21	25	21	25	25
Ohrlänge	60	56	63	60	70	66
Ohrbreite	33	35	35	35	37	33
	Rumpf- und Extremitätenmaasse:					
Scheitel-Sitzhöhe	910	840	840	870	870	850
Schulter-Sitzhöhe	650	550	570	590	570	570
Brustumfang: Inspiration	915	930	875	920	945	900
Brustumfang: Exspiration	900	915	860	890	930	870
Brustwarzenabstand	235	210	210	190	200	210
Beckenbreite	280	260	240	270	280	275
Armlänge	785	760	745	730	755	740
Handlänge	190	175	185	185	190	180
Beinlänge	865	840	820	830	840	830
Fusslänge	252	250	240	240	250	235
	Berechnete Indices:					
Längenbreitenindex	82,4	84,3	81,6	78,5	80,5	86,1
Höhenindex	71	69,1	67	65,4	70	69,4
Gesichtsindex	82,1	84,5	92,3	82,9	81,4	88,4
Nasenindex	68,7	68	57,9	62,3	61,8	65,4

II. Baschkiren.

Fortlaufende Nummer	1	2	3	4	5	6
Alter	23	21	21	25	21	21
	Beschreibende Merkmale:					
Farbentypus	brn.	brn.	brn.	brn.	gem.[3])	brn.
Gesichtsform	r. Wb. v.	ov., Wb. v.	brr Wb. v.	ov., Wb. v.[2])	brov.	ov. Wb. v.
Augenspalte	ger.	sch.	ger.	sch.	e. sch.	r. sch.
Epicanthusartige Falte	f.	f.	d.	f.	f.	f.
Nasenform	2a	2+1	2[1])	2[2])	2a	2a
Mundform	reg.	reg.	reg.	reg.	Ol. w.	Ol. w.
Ohrform	Ei	ov.	ov.	Ei	ov.	Ei
	Allgemeine Maasse:					
Körpergrösse	1700	1720	1665	1690	1640	1660
Körpergewicht	75,34	68,16	77,90	65,60	67,14	64,57
Hubkraft	>180	>180	170	>180	—	142
Druckkraft rechts	54	50	50	36	—	40
„ links	45	50	42	38	—	40
Athemfrequenz	21	21	18	18	—	17

VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII	XIV	XV
23	22	23	23	23	23	22	21	23
68	64	65	67	67	71	72	66	67
40	35	32	32	38	43	37	34	37
Rumpf- und Extremitätenmaasse:								
865	895	860	850	850	860	870	920	910
585	595	560	550	550	570	570	610	620
930	920	950	920	920	940	945	1000	940
900	890	910	890	900	890	910	970	910
210	195	205	195	220	205	235	245	210
270	265	280	260	270	280	300	285	290
720	745	780	780	795	760	755	790	815
190	180	190	185	200	190	180	190	190
800	820	855	890	900	860	845	900	920
260	245	240	265	265	250	250	260	270
Berechnete Indices:								
78,4	76,1	82,7	86,1	86,7	82,1	84,6	86,2	80,2
68,2	67,9	68,7	75,1	67,8	68,7	61,5	74,7	66,8
85	89,4	87,7	82,9	85	80,3	75,8	81,1	87,7
64	62,5	60	66	65,4	72	70	56,4	63,6

II. Baschkiren.

7	8	9	10	11	12	13	14	15
21	21	22	23	22	25	22	23	25
Beschreibende Merkmale:								
brn.	brn.	gem.[4])	brn.	bld.	brn.	brn.	brn.	brn.
ov. Wb. v.	br. Wb. v.	brr. Wb. v.	brr. Wb. v.	ov. Wb. v.	brr. Wb. v.	brr. Wb. v.	brr. Wb. v.	brr. Wb. v.
sch.	sch.	ger.	sch.	ger.	e. sch.	ger.	e. sch.	sch.
f.	f.	f.	f.	ad.	f.	f.	f.	f.
2	2 a	1 a	2 a	2 a	2 a[5])	2	2 a	2
reg.	reg.	Ol. w.	reg.	reg.	Ol. w.	reg.	Ol. w.	reg.
ov.	ov.	ov.	Ei	ov.	ov.	ov.	ov.	ov.
Allgemeine Maasse:								
1660	1640	1690	1680	1730	1680	1650	1650	1570
66,11	63,04	65,60	73,29	76,87	68,16	70,72	65,60	60,47
156	55	>180	162	>180	175	>180	162	172
42	20	44	52	52	44	45	48	42
42	20	46	46	56	34	45	43	44
19	21	18	20	18	18	18	16	16

Fortlaufende Nummer	1	2	3	4	5	6
Alter	23	21	21	25	21	21
Pulsfrequenz	60	69	66	72	—	69
Temperatur	36,6	36,3	36,7	37,2	—	36,5
Kopfmaasse:						
Grösste Länge des Schädels	180	195	191	183	172	190
Grösste Breite des Schädels	154	148	152	152	152	150
Schädelhöhe	122	140	127	128	132	126
Horizontaler Kopfumfang	550	570	575	550	540	560
Querer Kopfbogen	345	360	350	365	355	360
Gesichtshöhe (Nasenwurzel bis Kinn	120	130	111	128	120	120
Gesichtsbreite, obere (malare)	98	102	105	98	95	91
„ untere (mandibulare)	108	113	110	112	112	110
Jochbreite	140	145	150	143	142	142
Ohröffnung bis Nasenwurzel	120	120	126	125	117	125
„ „ Nasenansatz	123	135	130	135	122	130
„ „ Oberlippe	135	140	141	145	133	139
„ „ Kinn	150	154	152	158	142	144
Länge der Augenspalte	32	30	30	32	30	30
Nasenhöhe	52	60	47	60	52	50
Nasenlänge	55	57	50	62	53	50
Nasenelevätion	22	20	16	17	21	20
Nasenbreite, obere (Distanz der inneren Augenwinkel)	30	35	36	28	33	33
Nasenbreite, untere	32	32	38	37	30	33
Mundlänge	48	55	48	50	46	46
Ohrlänge	72	68	68	68	65	65
Ohrbreite	38	36	35	37	32	30
Rumpf- und Extremitätenmaasse:						
Scheitel-Sitzhöhe	930	920	930	930	900	875
Schulter-Sitzhöhe	650	630	640	670	630	570
Brustumfang: Inspiration	1005	950	1005	910	940	955
Brustumfang: Exspiration	985	920	970	875	910	905
Brustwarzenabstand	265	230	215	200	235	205
Beckenbreite	275	290	290	280	290	275
Armlänge	790	820	760	755	770	790
Handlänge	195	195	185	188	190	190
Beinlänge	860	900	835	855	850	890
Fusslänge	260	260	250	255	245	240
Berechnete Indices:						
Längenbreitenindex	85,5	75,9	79,6	83,1	88,4	78,9
Höhenindex	67,8	71,8	66,5	69,9	76,7	66,3
Gesichtsindex	85,7	89,6	74	89,5	84,5	84,5
Nasenindex	61,5	53,3	81,8	61,7	57,7	66

7	8	9	10	11	12	13	14	15
21	21	22	23	22	25	22	23	25
63	69	60	69	70	60	63	75	63
36,8	36,4	37,3	37,3	36,8	36,4	36,8	37,2	37
Kopfmaasse:								
190	185	178	177	193	185	193	185	174
150	150	155	156	156	158	146	152	155
122	125	125	122	127	133	130	125	130
560	550	550	560	580	570	570	560	545
360	360	355	360	365	365	365	355	345
123	110	125	118	125	115	125	115	120
95	98	85	100	98	103	104	96	98
115	120	113	115	106	113	118	106	116
145	142	145	150	148	150	140	146	145
125	120	125	125	128	128	125	125	118
138	130	130	135	138	135	130	134	124
148	135	140	145	144	142	135	140	132
158	146	148	150	152	145	142	146	143
29	30	30	30	30	34	31	30	30
52	50	58	54	54	50	52	50	56
55	49	60	55	55	50	53	51	57
20	20	19	21	22	18	20	18	22
32	33	29	30	30	33	38	30	28
35	33	29	35	36	37	32	31	32
48	50	50	50	50	50	46	49	45
71	66	63	62	63	70	61	62	65
35	38	35	35	32	35	35	33	36
Rumpf- und Extremitätenmaasse:								
910	900	890	920	920	890	870	870	840
620	600	630	620	640	600	590	590	560
920	920	940	990	1015	955	950	915	915
900	900	890	940	990	920	930	900	875
210	215	200	220	225	220	220	210	210
275	270	275	270	280	295	285	270	260
770	750	780	780	830	800	790	770	725
198	185	185	190	195	190	185	182	175
860	850	890	900	930	880	870	840	800
260	250	260	255	250	260	250	255	260
Berechnete Indices:								
78,9	81,1	87,3	88,1	80,8	85,1	75,6	82,2	89,1
64,2	67,6	70,4	68,9	68,8	71,9	67,4	67,6	74,7
84,8	77,2	86,2	78,3	84,7	76,7	89,3	78,8	82,8
67,3	66	50	64,8	66,7	74	61,5	62	57,1

Fortlaufende Nummer	16	17	18	19	20	21
Alter	22	22	22	23	23	24
	Beschreibende Merkmale:					
Farbentypus	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.
Gesichtsform	ov. Wb. v.	lov. Wb. v.	brr. Wb. v.	brr. Wb v.	brr. Wb. v.	brov. Wb. v.
Augenspalte	ger.	ger.	sch.	sch.	ger.	e. sch.
Epicanthusartige Falte	f.	f.	d.	d.	l. ad.	ad.
Nasenform	2 a	2	2 a	2 a	2	3
Mundform	Ol. w.	reg.	Ol. w.	Ol. w.	reg.	reg.
Ohrform	Ei	ov.	ov.	Ei	ov.	ov.
	Allgemeine Maasse:					
Körpergrösse	1675	1700	1700	1630	1670	1690
Körpergewicht	66,11	68,16	67,65	57,66	66,62	66,11
Hubkraft	119	160	>180	150	175	>180
Druckkraft rechts	34	40	38	38	48	46
„ links	38	44	38	38	48	52
Athemfrequenz	34	16	24	15	20	17
Pulsfrequenz	64	54	63	66	60	60
Temperatur	36,7	36,8	37	37	37	36,4
	Kopfmaasse:					
Grösste Länge des Schädels	180	190	183	176	180	181
Grösste Breite des Schädels	155	148	149	148	157	148
Schädelhöhe	132	124	127	126	123	115
Horizontaler Kopfumfang	555	570	555	545	565	550
Querer Kopfbogen	355	355	360	350	355	350
Gesichtshöhe (Nasenwurzel bis Kinn)	120	117	118	114	126	126
Gesichtsbreite, obere (malare)	104	98	96	94	99	101
„ untere (mandibulare)	108	107	114	112	113	118
Jochbreite	145	143	143	143	146	145
Ohröffnung bis Nasenwurzel	125	127	120	118	130	121
„ „ Nasenansatz	133	137	130	130	141	128
„ „ Oberlippe	146	144	136	138	147	138
„ „ Kinn	150	154	142	143	154	150
Länge der Augenspalte	31	31	30	31	29	30
Nasenhöhe	53	52	53	52	60	54
Nasenlänge	51	54	52	52	61	55
Nasenelevation	20	20	19	18	21	20
Nasenbreite obere (Distanz der inneren Augenwinkel)	34	32	31	34	32	30
Nasenbreite untere	36	33	33	39	38	36
Mundlänge	46	48	45	55	50	48
Ohrlänge	68	70	66	75	75	64
Ohrbreite	37	40	35	37	40	31

22	23	24	25	26	27	28	29	30
21	21	21	24	25	24	25	24	24
Beschreibende Merkmale:								
brn.	gem.[5])	brn.	brn.	brn.	gem.[6])	brn.	brn.	brn.
ov. Wb. v.	brov. Wb. v.	brov. Wb. v.	lov.	brov. Wb. v.	brov. Wb. v.	ov. Wb. v.	brr. Wb. v.	lov. Wb. v.[7])
sch.	e. sch.	ger.	sch.	ger.	l. e. sch.	ger.	sch.	sch.
r. d.: l. ad.	d.	f.	f.	f.	r. ad.: l. d.	f.	f.	f.
2 a	2 a	3[4])	2	3	2	2 + 1	2	3
reg.	reg.	reg.	reg.	reg.	reg.	reg.	reg.	Ul. w.
Ei	Ei	ov.	Ei	ov.	ov.	ov.	ov.	ov.
Allgemeine Maasse:								
1660	1635	1650	1680	1690	1645	1585	1725	1650
64,06	59,45	65,60	69,70	73,29	66,11	54,45	67,14	66.11
170	136	178	>180	>180	>180	145	>180	142
37	36	38	51	50	48	44	46	44
36	42	38	47	49	42	44	46	31
16	18	15	16	14	12	21	15	17
58	54	52	68	64	64	64	52	64
36,5	36,6	36,5	36,7	36,9	37	37,3	36,1	36,7
Kopfmaasse:								
175	182	180	193	190	182	181	188	183
153	150	143	154	156	156	154	152	158
134	133	115	120	126	126	126	126	118
540	560	540	575	575	570	560	570	565
365	365	345	360	355	355	350	360	350
132	126	126	122	123	124	123	124	132
100	105	95	89	108	105	100	104	102
108	115	112	113	113	122	110	118	110
143	140	133	140	150	143	142	148	147
115	125	118	124	127	119	122	125	120
126	130	124	131	136	130	126	140	134
135	138	133	140	143	138	132	146	147
148	149	142	149	150	150	142	154	161
28	30	30	32	31	29	29	28	29
60	54	55	53	56	53	53	60	57
60	50	53	55	54	56	54	60	54
20	18	19	19	21	20	19	20	18
28	28	30	35	35	35	30	30	29
31	35	37	33	38	36	31	36	36
53	50	49	50	52	53	50	49	47
80	71	59	69	66	65	60	71	69
40	40	32	37	37	36	38	35	[illegible]

Fortlaufende Nummer	16	17	18	19	20	21
Alter	22	22	22	23	23	24
	Rumpf- und Extremitätenmaasse:					
Scheitel-Sitzhöhe	900	870	880	865	865	890
Schulter-Sitzhöhe	610	590	610	570	600	570
Brustumfang: Inspiration	920	940	950	890	950	970
Brustumfang: Exspiration	900	890	910	860	920	940
Brustwarzenabstand	240	215	215	210	205	220
Beckenbreite	280	280	280	255	290	270
Armlänge	765	805	770	740	830	780
Handlänge	188	192	190	180	198	188
Beinlänge	870	900	890	835	905	885
Fusslänge	268	265	245	262	292	265
	Berechnete Indices:					
Längenbreitenindex	86,1	77,9	81,4	84,1	87,2	81,8
Höhenindex	73,3	65,3	69,4	71,6	68,3	63,5
Gesichtsindex	82,8	81,8	82,2	79,7	86,3	86,9
Nasenindex	67,9	63,5	62,3	75	63,3	66,7

Fortlaufende Nummer	31	32	33	34	35	36
Alter	25	25	21	21	25	24
	Beschreibende Merkmale:					
Farbentypus	gem.[7])	brn.	brn.	gem.[8])	brn.	brn.
Gesichtsform	brr. Wb. v.	brov. Wb v.	brov. Wb. v.	lov. Wb. v.	brov. Wb. v.	brov. Wb. v.
Augenspalte	sch.	ger.	ger.	[1])	e. sch.	ger.
Epicanthusartige Falte	f.	f.	f.	f.	f.	ad
Nasenform	2	2a	2 + 1	2 + 1	2a	2a
Mundform	Ol. w.	reg.	reg.	Ll. w.	Ul. w.	Ul. w.
Ohrform	Ei	ov.	Ei	Ei	Ei	ov.
	Allgemeine Maasse:					
Körpergrösse	1630	1780	1675	1740	1600	1705
Körpergewicht	65,60	73,80	67,65	69,70	65,09	69,70
Hubkraft	>180	>180	175	82	142	>180
Druckkraft rechts	43	48	42	26	38	34
" links	43	42	36	26	38	34
Athemfrequenz	21	14	16	15	16	16
Pulsfrequenz	62	52	68	66	75	60
Temperatur	36,5	36,9	36,6	36,8	37,2	36,7

22	23	24	25	26	27	28	29	30
21	21	21	21	25	24	25	24	24
Rumpf- und Extremitätenmaasse:								
930	890	860	910	885	895	860	910	870
630	600	570	615	590	610	540	600	560
950	900	940	965	1020	1000	930	960	985
905	850	915	940	1010	970	890	910	960
200	195	220	205	230	250	220	210	240
280	260	270	270	290	270	245	285	280
730	735	780	780	795	760	745	800	775
185	172	192	185	195	200	178	200	190
825	830	870	870	890	840	805	890	870
250	245	252	245	265	260	235	260	255
Berechnete Indices:								
87,4	82,4	79,4	79,8	82,1	85,7	85,1	80,8	86,3
76,6	73,1	63,9	62,2	66,3	69,2	69,6	67	64,5
92,3	90	94,7	87,1	82	86,7	86,6	83,8	89,8
51,7	64.8	67,3	62,3	67,9	67,9	58,5	60	63,1

37	38	39	40	41	42	43	44	45
21	25	25	22	24	21	25	23	23
Beschreibende Merkmale:								
brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.
brr. Wb. v.	brov. Wb. v.[4])	brov. Wb. v.	lov. Wb. v.	brr. Wb. v.	ov. Wb. v.	brr. Wb. v.	brov. Wb. v.	ov. Wb. v.
ger.	sch.	sch.	e. sch	ger.	ger.	ger.	ger.	r. sch.
d	r. d. : l. ad.	d.	f.	d.	f.	f.	f.	f.
2	2	2 a	2 a	2	4 + 2	2[5])	3 + 2	2 + 5
reg.	reg.	Ol. w.	reg.	Ul. w.	reg.	Ol. w.	reg.	Ol. w.
ov.	ov.	ov.	ov.	Ei	Ei	Ei	ov.	Ei
Allgemeine Maasse:								
1590	1610	1610	1680	1610	1680	1700	1630	1680
62.52	60.47	60,99	63,04	63,55	62,01	69,19	65,60	67,65
135	>180	>180	146	>180	158	>180	>180	130
38	43	36	40	42	42	36	34	36
38	43	40	40	42	38	38	31	38
18	20	20	15	28	20	18	21	18
60	57	72	64	68	54	60	64	72
36,7	36.8	36,6	37,1	37,1	36,8	36,6	37.3	37,5

Fortlaufende Nummer	31	32	33	34	35	36
Alter	25	25	21	21	25	24
			Kopfmaasse:			
Grösste Länge des Schädels	184	181	172	169	191	190
Grösste Breite des Schädels	157	150	145	150	154	160
Schädelhöhe	126	125	130	117	128	130
Horizontaler Kopfumfang	570	555	540	535	570	585
Querer Kopfbogen	370	365	355	350	360	370
Gesichtshöhe (Nasenwurzel bis Kinn)	130	128	127	134	118	124
Gesichtsbreite, obere (malare)	100	102	103	98	101	102
„ untere (mandibulare)	129	113	115	112	111	113
Jochbreite	152	147	140	136	143	147
Ohröffnung bis Nasenwurzel	129	121	117	118	125	125
„ „ Nasenansatz	139	131	129	124	135	130
„ „ Oberlippe	149	140	136	134	144	136
„ „ Kinn	156	149	145	146	150	143
Länge der Augenspalte	28	29	30	29	30	30
Nasenhöhe	55	56	55	57	50	55
Nasenlänge	55	58	57	58	51	51
Naseneelevation	18	28	20	19	22	18
Nasenbreite obere (Distanz der inneren Augenwinkel)	33	32	30	30	33	33
Nasenbreite untere	32	42	36	33	37	38
Mundlänge	48	50	50	50	50	45
Ohrlänge	65	70	64	65	67	63
Ohrbreite	32	35	35	31	38	35
			Rumpf- und Extremitätenmaasse:			
Scheitel-Sitz	860	930	880	910	850	920
Schulter-Sitz	580	630	600	625	580	600
Brustumfang: Inspiration	950	1010	960	950	960	970
Brustumfang: Exspiration	920	970	930	930	935	930
Brustwarzenabstand	205	210	195	230	220	230
Beckenbreite	270	300	300	285	270	295
Armlänge	770	850	790	820	735	790
Handlänge	188	210	192	190	178	188
Beinlänge	865	950	890	930	820	890
Fusslänge	240	275	245	265	245	270
			Berechnete Indices:			
Längenbreitenindex	85,3	82,9	84,3	88,8	80,6	84,2
Höhenindex	68,5	69,1	75,6	69,2	67	68,4
Gesichtsindex	85,5	87,1	90,7	98,5	82,5	84,3
Nasenindex	58,2	75	65,4	57,9	74	69,1

37	38	39	40	41	42	43	44	45
21	25	25	22	24	21	25	23	23
				Kopfmaassse:				
174	181	179	180	170	185	183	187	180
157	149	149	150	144	153	158	154	150
126	124	117	120	123	138	126	125	125
550	550	550	545	530	560	570	560	545
360	350	330	350	355	380	355	345	350
117	120	114	130	114	117	112	117	122
105	97	96	90	101	100	109	102	101
110	113	112	114	112	107	113	110	110
143	140	140	134	135	140	150	147	140
117	123	113	120	116	123	125	123	120
124	136	122	127	126	130	130	133	129
131	145	135	136	134	140	139	140	135
140	150	144	150	143	151	147	150	142
30	29	25	28	30	29	26	29	30
49	52	50	58	46	49	50	50	57
50	52	50	59	49	52	50	50	59
20	20	19	21	19	20	17	20	20
30	31	31	30	26	32	40	33	26
32	37	35	34	32	37	33	37	34
47	50	53	44	45	44	48	50	50
61	68	64	68	65	64	65	68	68
32	35	37	37	36	34	35	36	35
				Rumpf- und Extremitätenmaasse:				
870	835	880	890	860	910	850	870	900
600	535	600	590	580	630	600	600	590
930	950	980	900	960	990	1000	960	960
910	920	940	870	930	930	960	930	930
205	210	235	190	235	190	210	190	200
250	260	270	280	260	285	290	270	270
760	770	760	790	760	780	780	750	755
192	182	175	190	185	195	190	175	180
850	850	830	880	830	870	875	830	860
250	260	250	255	245	260	260	250	260
				Berechnete Indices:				
90,2	82,3	83,2	83,3	84,7	82,7	86,3	82,3	83,7
72,4	68,5	65,4	66,7	72,3	74,6	68,8	66.8	69,4
81,8	85,7	81,4	97	84,4	83,6	74,7	79,6	87,1
65,3	71,1	70	58,6	69,6	75,5	66	74	59.6

Fortlaufende Nummer	46	47	48	49	50
Alter	22	21	22	21	22
	Beschreibende Merkmale:				
Farbentypus	brn.	brn.	brn.	brn.	gem.[9])
Gesichtsform	brov. Wb. v.	brov. Wb. v.	brr. Wb. v.	brov. Wb. v.	brr. Wb. v.
Augenspalte	sch.	ger.	e. sch.	e. sch.	sch.
Epicanthusartige Falte	r. ad.; l. d.	d.	f.	f.	f.
Nasenform	2 + 3	2 a	2[6])	2	2 + 3
Mundform	reg.	Ol. w.	reg.	reg.	Ll. w.
Ohrform	ov.	ov.	ov.	Ei	ov.
	Allgemeine Maasse:				
Körpergrösse	1625	1675	1670	1680	1605
Körpergewicht	66,62	70,21	66,11	59,96	60,47
Hubkraft	171	>180	>180	155	135
Druckkraft rechts	50	36	36	43	34
Druckkraft links	50	40	40	38	34
Athemfrequenz	18	18	15	20	24
Pulsfrequenz	64	64	60	64	56
Temperatur	37,2	36,8	36,8	37,1	37
	Kopfmaasse:				
Grösste Länge des Schädels	180	188	175	175	180
Grösste Breite des Schädels	145	144	150	156	153
Schädelhöhe	128	128	116	125	126
Horizontaler Kopfumfang	540	560	545	550	560
Querer Kopfbogen	350	350	340	350	365
Gesichtshöhe (Nasenwurzel bis Kinn)	126	120	110	122	119
Gesichtsbreite, obere (malare)	98	105	104	105	103
„ untere (mandibulare)	100	108	120	114	100
Jochbreite	140	146	148	144	145
Ohröffnung bis Nasenwurzel	120	127	118	122	123
„ „ Nasenansatz	130	133	128	128	131
„ „ Oberlippe	137	144	138	135	137
„ „ Kinn	147	154	152	145	143
Länge der Augenspalte	26	29	29	31	28
Nasenhöhe	51	55	45	55	59
Nasenlänge	51	50	48	58	58
Nasenelevation	20	20	15	20	20
Nasenbreite obere (Distanz der inneren Augenwinkel)	33	31	32	35	30
Nasenbreite untere	34	36	40	36	37
Mundlänge	50	50	50	54	53
Ohrlänge	65	69	69	65	65
Ohrbreite	32	37	34	36	34

51	52	53	54	55	56	57	58	59
21	22	23	22	23	24	22	24	21
Beschreibende Merkmale:								
brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.
lov. Wb. v.	lov. Wb. v.	brov. Wb. v.	brr. Wb. v.	brov. Wb. v.	br. Wb. v.	lov. Wb. v.[5]	ov. Wb. v.[6]	brov. Wb. v.
e. sch.	ger.	e. sch.	e. sch.	ger.	e. sch.	e. sch.	ger.	ger.
ad.	d.	f.	d.	d.	f.	ad.	d.	f.
2a	1 + 2	2	2	2 + 1	3	3	3[7]	3[8]
reg.	Ll. w.	Ol. w.	Ll. w.	Ol. w.	reg.	reg.	Ll. w.	Ol. w.
ov.	ov.	Ei	ov.	Ei	ov.	Ei	ov.	ov.
Allgemeine Maasse:								
1625	1695	1620	1555	1670	1640	1720	1665	1620
63,04	78,41	57,40	62,52	65,60	60,99	67,14	64,57	69,19
180	>180	>180	>180	>180	175	120	>180	142
38	58	48	42	46	50	34	45	38
34	58	46	42	48	50	40	45	38
18	14	15	18	18	18	17	18	20
56	68	68	60	57	72	68	60	60
36,4	36,9	36,5	37	37,5	36,7	37,2	37,2	36,7
Kopfmaasse:								
187	190	180	182	180	180	180	185	188
151	150	152	159	148	157	147	144	153
123	126	120	124	123	130	123	122	115
565	570	550	565	555	560	550	550	565
350	360	345	365	345	360	365	340	350
127	137	116	118	117	117	121	120	120
96	98	101	103	103	103	105	102	112
94	114	110	110	120	110	100	104	110
143	147	140	140	145	140	143	137	148
123	132	120	120	122	116	123	117	125
131	138	129	131	138	124	132	128	128
140	144	136	137	143	133	143	138	140
151	157	146	147	148	143	150	152	147
29	30	29	28	31	30	30	26	28
57	59	52	57	58	45	50	47	47
54	59	52	59	58	42	46	45	45
17	20	17	19	19	20	20	18	19
30	31	33	30	31	29	39	30	37
33	35	40	38	36	37	35	33	36
45	52	54	52	51	48	49	53	52
60	68	69	67	65	62	68	66	67
32	34	34	36	34	32	36	31	37

Fortlaufende Nummer	46	47	48	49	50
Alter	22	21	22	21	22
	Rumpf- und Extremitätenmaasse:				
Scheitel-Sitzhöhe	860	860	865	870	835
Schulter-Sitzhöhe	570	590	590	580	550
Brustumfang: Inspiration	1020	990	950	920	920
Brustumfang: Exspiration	980	960	920	890	890
Brustwarzenabstand	220	235	210	200	200
Beckenbreite	290	280	280	265	265
Armlänge	750	810	775	780	730
Handlänge	195	190	185	185	180
Beinlänge	840	890	890	890	840
Fusslänge	255	260	245	260	240
	Berechnete Indices:				
Längenbreitenindex	80,5	76,6	85,7	89,1	85
Höhenindex	71,1	68,1	66,3	71,4	70
Gesichtsindex	90	82,2	74,3	84,7	82,1
Nasenindex	66,7	65,4	88,9	65,4	62,7

Fortlaufende Nummer	60	61	62	63	64
Alter	21	21	24	25	24
	Beschreibende Merkmale:				
Farbentypus	brn.	brn.	brn.	brn.	brn.
Gesichtsform	brov. Wb. e. v.	br. eckig	ov. Wb. v.	ov. Wb. e. v.	lov. Wb. e. v.
Augenspalte	ger.	e. sch.	ger.	ger.	e. sch.
Epicanthusartige Falte	f.	l. ad.	f.	ad.	d.
Nasenform	2	1	3 [9])	2	1 + 2
Mundform	reg.	reg.	reg.	Ol. w.	reg.
Ohrform	Ei	Ei	Ei	Ei	Ei
	Allgemeine Maasse:				
Körpergrösse	1680	1680	1760	1665	1670
Körpergewicht	65,60	62,01	75,34	68,67	60,47
Hubkraft	>180	120	>180	>180	120
Druckkraft rechts	45	38	52	37	40
" links	42	38	54	42	40
Athemfrequenz	20	18	15	18	18
Pulsfrequenz	64	60	60	64	60
Temperatur	37	37,1	36,7	37	36,9

51	52	53	54	55	56	57	58	59
21	22	23	22	23	24	22	24	21
Rumpf- und Extremitätenmaasse:								
875	910	875	820	910	880	865	880	880
580	610	605	540	620	580	580	590	590
960	1070	940	960	980	885	950	920	960
880	1040	880	930	930	840	900	900	930
215	245	195	220	225	205	210	195	235
280	270	270	265	265	270	290	270	280
740	790	735	720	775	750	850	770	745
185	200	180	180	190	180	215	185	185
850	880	820	805	850	850	945	870	825
255	270	260	245	255	240	280	260	255
Berechnete Indices:								
80,7	78,9	84,4	87,4	82,2	87,2	81,7	77,8	81,4
65,8	66,3	66,8	68,1	68,3	72,2	68,3	65,9	61,2
88,8	93,2	82,9	84,3	80,7	76,4	84,6	87,6	81,1
57,9	59,3	76,9	66,7	62,1	82,2	70	70,2	77,6

65	66	67	68	Mittelwerthe			
22	21	25	25	Baschkiren	Meschtscherjaken	Baschkiren	Meschtscherjaken
Beschreibende Merkmale:							
gem.[10])	bld.	brn.	brn.	—	—	—	—
ov. Wb. e. v.	ov.	lov. Wb. e. v.[7])	lov. Wb. e. v.	—	—	—	—
ger.	ger.	e. sch.	e. sch.	—	—	—	—
f.	f.	d.	ad.	—	—	—	—
2	2 + 4	2 + 3	2	—	—	—	—
reg.	Ul. w.	Ll. w.	reg.	—	—	—	—
ov.	ov.	ov.	Ei	—	—	—	—
Allgemeine Maasse:							
1640	1580	1595	1670	1661	1636	100	100
60,47	56,89	65,60	71,24	66,06	62,92	39,8	38,6
>180	159	142	>180	—	—	—	—
43	31	35	50	41,8	37,5	—	—
40	24	35	50	41,2	36,4	—	—
12	22	20	20	18	19	—	—
68	72	64	70	63	64	—	—
36,8	37,2	37,3	36,5	36,8	36,8	—	—

Fortlaufende Nummer	60	61	62	63	64
Alter	21	21	24	25	24
			Kopfmaasse:		
Grösste Länge des Schädels	177	168	182	182	179
Grösste Breite des Schädels	156	150	155	155	142
Schädelhöhe	124	122	130	137	118
Horizontaler Kopfumfang	550	530	560	565	535
Querer Kopfbogen	360	350	365	370	330
Gesichtshöhe (Nasenwurzel bis Kinn)	108	120	124	126	120
Gesichtsbreite, obere (malare)	100	100	108	110	94
„ untere (mandibulare)	113	116	119	116	107
Jochbreite	141	142	150	144	134
Ohröffnung bis Nasenwurzel	120	120	130	120	115
„ „ Nasenansatz	130	130	140	132	122
„ „ Oberlippe	137	137	150	142	131
„ „ Kinn	145	145	160	147	143
Länge der Augenspalte	26	28	30	27	30
Nasenhöhe	50	57	50	53	51
Nasenlänge	50	55	49	50	51
Naselevation	18	18	21	19	17
Nasenbreite obere (Distanz der inneren Augenwinkel)	35	26	33	32	29
Nasenbreite untere	33	33	41	35	31
Mundlänge	50	46	52	48	50
Ohrlänge	68	70	68	64	61
Ohrbreite	36	34	35	31	30
			Rumpf- und Extremitätenmaasse:		
Scheitel-Sitzhöhe	910	920	900	855	880
Schulter-Sitzhöhe	600	620	610	555	580
Brustumfang: Inspiration	930	950	1000	990	935
Brustumfang: Exspiration	900	890	960	960	910
Brustwarzenabstand	180	205	225	240	195
Beckenbreite	295	280	300	290	280
Armlänge	780	755	860	810	770
Handlänge	185	180	200	200	185
Beinlänge	870	850	970	920	870
Fusslänge	250	235	270	270	245
			Berechnete Indices:		
Längenbreitenindex	88,1	89,3	85,2	85,2	79,3
Höhenindex	70,1	72,6	71,4	75,3	65,9
Gesichtsindex	76,6	84,5	82,7	87,5	89,5
Nasenindex	66	57,9	82	66	60,8

65	66	67	68	Mittelwerthe			
22	21	25	25	Baschkiren	Meschtscherjaken	Baschkiren	Meschtscherjaken
				Kopfmaasse:			
180	178	178	186	182	180	10,9	11,0
152	153	150	149	152	149	9,1	9,1
124	120	120	130	125	124	7,5	7,6
555	550	545	560	556	548	34,1	33,5
355	355	345	360	355	350	21,4	21,4
117	109	123	135	122	117	7,3	7,1
108	92	100	98	100	96	6,0	5,9
111	106	104	123	112	107	6,7	6,6
143	140	145	140	143	137	8,7	8,4
121	120	123	126	122	119	7,3	7,3
125	130	138	128	131	127	7,9	7,8
134	136	149	137	139	134	8,4	8,2
144	146	151	148	148	143	8,9	8,7
29	29	31	29	29	29	1,7	1,8
50	52	57	58	53	52	3,2	3,2
50	55	57	56	53	52	3,2	3,2
19	18	20	20	19	19	1,1	1,1
33	30	28	32	32	29	1,9	1,8
36	35	37	40	35	33	2,1	2,0
50	53	51	58	49	49	2,9	3,0
66	63	63	66	66	65	4,0	4,0
33	33	38	30	35	36	2,1	2,2
				Rumpf- und Extremitätenmaasse:			
865	840	840	860	883	871	53,2	53,2
570	540	560	560	594	581	35,8	35,5
975	885	990	990	957	930	56,5	56,0
945	860	960	930	922	902		
195	190	210	220	214	212	12,9	13.0
280	270	260	270	276	274	16,6	16,8
785	745	750	785	774	764	46,6	46,8
190	180	190	185	188	187	11,3	11,4
860	830	840	900	867	854	52,2	52,2
260	245	255	270	255	251	15,3	15,3
				Berechnete Indices:			
84.4	85,9	84,3	80,1	83,5	82,8	—	—
68,9	67,4	67,4	69,9	68,7	68,9	—	—
81,8	77,9	84,8	96,4	85,3	85,4	—	—
72,0	67,3	64,9	67,0	66,0	63,5	—	—

Besprechungen.

Die Theogonie der Dajaken auf Borneo. Nach eigenen Aufzeichnungen und der vorhandenen Literatur bearbeitet von F. Grabowsky in: „Internationales Archiv für Ethnographie“, Bd. V. 1892.

Mit „Dajaken“ sind hier nur die Bewohner von Südost-Borneo gemeint. Eine Verarbeitung des für die übrigen Theile von Borneo etwa vorhandenen Materials (z. B. Perham's Arbeiten) darf der Leser hier nicht suchen, denn der ganze Aufsatz ist, um es kurz zu sagen, nur eine Zusammenstellung der auf Cultus und Aberglauben bezüglichen Artikel in Hardelands's dajackisch-deutschem Wörterbuch (Amsterdam 1859) mit einer Einleitung und einigen wenigen Zusätzen. Citirt wird Hardeland nur s. v. Djata (und dort so, dass es aussieht, als ob nur der eine Satz und nicht der ganze, zwei Quartseiten füllende Artikel von Hardeland herrühre), pampahilep, njaro, kambae, hantuen, Kaluae: dagegen wird er nicht genannt in den Artikeln: Mahatara, Sangiang, Asai, Lilang (so zu lesen, nicht Silang), Hamparong, Sandah, Lumpang pandjalo, Bungen bulau, Tadoh, Kariau, Pudjut, Kalabawai, Pantoh, Idjin, Hantu bantas u. s. w., Sawan, Indu rarawi Tabakan (so bei H., nicht Tabakau), Sangkala, Langkong, Bahutäi, Kangkamiak, Sial, Pangguloh, Pudjong, Njaring, Dewa, Mahadura, Radja ontong, Kadjangga, Balantau-Sawang, die sämmtlich mehr oder minder wörtlich aus H. übernommen sind. Auffälligerweise ist auch in die Anmerkungen unter dem Text, welche Etymologien, Erklärungen u. dergl. von Wilken, Kern, dem Verf. u a. m. enthalten, eine ausführliche Erklärung aus H., ohne irgend einen Hinweis auf die Quelle, gerathen. Diese Stelle (die bei H. unter dem Stichworte badjea zu finden ist) beginnt mit den Worten: „Unziemlich in diesem Sinne ist's z. B. [bei den Dajaken], wenn man einem Menschen oder Thiere einen anderen, unpassenden Namen giebt“ u. s. w. Unziemlich im europäischen Sinne ist es aber auch, wenn man eine Art Index zu H.'s Wörterbuch — einer an und für sich sehr verdienstlichen mühsamen Arbeit — den obigen, unpassenden Namen giebt. Klammert man nehmlich in G.'s Aufsatz die aus H. abgeschriebenen Stellen ein, so bleiben an „eigenen Aufzeichnungen“ und sonstiger „bearbeiteter“ Literatur von 17 Quartseiten ungefähr 2 übrig.

Schliesslich möge noch erwähnt werden, dass man grammatische und Stileigenthümlichkeiten H.'s, wie: „er erweiset“, „wehet“, — „kleines Häuschen“, „als“ bei Vergleichen statt: „wie“ u. s. w. bei G. getreulich („unbearbeitet“) wiederfindet.

F. W. K. Müller.

M. Höfler (Tölz). **Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedicin Oberbayerns.** 8°. 170 Seiten. München, E. Stahl sen., 1892. Mit 9 Abbildungen.

Eine grosse Anzahl von alten Kapellen und Kirchen und namentlich auch von sogenannten Bildstöcken und Taferlbäumen geben sich nach des Verfassers Ansicht ganz deutlich als die frühchristlichen Substitute uralter heidnischer Kultusstätten zu erkennen. Es giebt eine ziemlich beträchtliche Menge von Merkmalen, welche für sich allein schon, namentlich aber wenn sie sich mit einander verbinden, den Forscher auf die richtige Spur

zu leiten vermögen. Als solche verdienen erwähnt zu werden die Etymologie des Ortsnamens, sowie sein Auftreten in frühen Jahrhunderten, ferner die besonders auffallende Lage des Ortes, namentlich wenn sich eine bemerkenswerthe Quelle, eine Malstätte oder Dingstätte u. s. w. oder eine auf die Todesgöttin Hella hinweisende Bezeichnung damit verbindet. Auch das Bestehen einer Wallfahrt, von Bittgängen, Pferdeumritten, Jahrmärkten oder ähnlichen Gebräuchen, das Opfern einheimischer Votivgaben, die von Schmieden, Zeidlern und Drechslern gemacht sind, das frühe Auftreten von Gewerbsleuten (Bauer, Schäffler, Schmiede, Drechsler, Zeidler) in Flecken, welche nur wenige Häuser zählen, weist auf altheidnischen Kultus hin. Von Wichtigkeit ist ferner der heutige Gegenstand der christlichen Verehrung: es sind namentlich die „unschuldigen Kinder“, welche zu der Perchta in Beziehung stehen, St. Stephan, der Rosspatron, und eine Reihe bei Seite gestellter, sogenannter „Bauernheiliger“, wie St. Marcus, der Regenpatron, St. Wolfgang, der Wolfs- und Ruhrpatron, St. Peter und Paul, die Wetterherren, St. Colomann, der Pilgerpatron, St. Jakob, der Pilger- und Wasserpatron, und St. Leonhard, der Fruchtbarkeitspatron. Von besonderer Wichtigkeit sind aber auch an dem Orte haftende Volkssagen (vom Schimmelreiter, wildem Gejaid, kopflosen Gespenstern, unterirdischen Gängen u. s. w.) und namentlich auch das Wiedererwachen der bereits ausser Gebrauch gekommenen Verehrung des betreffenden Kultortes in Pestzeiten und Hungersnöthen.

Sehr häufig weisen diese Kultorte auf einen alten Wald- und Baumkultus hin, und der Verfasser giebt eine sehr fleissige Zusammenstellung von oberbayerischen Lokalitäten, deren Namen auf den Wald oder die Bäume sich beziehen. Er fügt hinzu, welche Heiligen dort verehrt wurden, und was sich an prähistorischen Erinnerungen (Hochäcker, Gräberfelder, Hügelgräber, Römerspuren) bei ihnen hat entdecken lassen. Ebenso erwähnt er auch den volksmedicinischen Gebrauch, der sich mit diesen Orten verbindet. Es lässt sich aus dieser Aufzählung entnehmen, dass als solche Kultbäume in Kraft gewesen sind: die Buche, die Linde, die Eiche, die Birke, die Erle, die Esche, der Holder (Hollunder), der Wachholder, die Schlehe, die Weide, der Felberbaum (schmalblättrige Weide) und die Haselstaude. „Sie sind auch die ältesten einheimischen Bäume, deren verschiedenste Theile auch volksmedicinisch verwerthet wurden, während die jüngeren, importirten Bäume ebenso arm an Kultstätten sind“, wie an Benutzung in der Volksmedicin.

Max Bartels.

A. Bastian. Ideale Welten in Wort und Bild. Ethnologische Zeit- und Streitfragen nach Gesichtspunkten der indischen Völkerkunde. Drei Bände mit 22 Tafeln. Bd. I. 289 Seiten. Bd. II. 270 Seiten. Bd. III. 232 Seiten. Gross 8°. Berlin, Emil Felber, 1892.

Die wissenschaftlichen Resultate seiner letzten grossen Reise in Indien hat der Verfasser in einem dreibändigen Werke niedergelegt, dessen Titel „Ideale Welten“ bereits anzeigt, auf welches Gebiet der menschlichen Gedankensphären dieses Mal bei seinen Forschungen vorwiegend seine Aufmerksamkeit gerichtet war. Der erste Band führt den Sondertitel: „Reisen auf der vorderindischen Halbinsel im Jahre 1890 für ethnologische Studien und Sammlungszwecke.“ Man würde ausserordentlich fehlgehen, wenn man hierin eine Reisebeschreibung in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes vermuthen wollte. Die eigentlichen Reiseerlebnisse sind ganz vereinzelt, mit knappen Worten, gleichsam wie spärliche Illustrationen dem Texte eingefügt worden, der sich mit den religiösen Sekten Indiens beschäftigt, mit ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer Verbreitung und mit ihren mehr oder weniger bedeutenden Abweichungen und Eigenthümlichkeiten, welche an bestimmte Oertlichkeiten und Heiligthümer gebunden sind.

Der zweite Band mit dem besonderen Titel: „Ethnologie und Geschichte in ihren Berührungspunkten. Unter Bezugnahme auf Indien“, ist bemüht gleichsam eine Entwickelungsgeschichte der Geschichtswissenschaft zu geben und zu zeigen, wie die Ethnologie vicariirend für dieselbe eintritt. Sie hat dabei die Rassenqualität mit ihrem typischen Sondergepräge zu berücksichtigen, „das von der umkreisenden

Peripherie der geographischen Provinz im mikrokosmischen Centrum gespiegelt", die jedesmal charakteristische Weltanschauung in den Völkergedanken projicirt. Gerade die indischen Religionssysteme sind hier von besonderer Wichtigkeit. Denn „sie stehen da als abgerundete Kunstwerke, wie aus einem Guss, Religion und Philosophie vereinend, mit Antwort auf all' die Fragen, welche das bekümmerte Herz zu bedrängen pflegen in dieser Welt des Leidens." Die hier in Betracht kommenden Punkte ethischer und ritueller Lehre werden auf breitester Basis eingehend durchgesprochen unter unausgesetzter Heranziehung psychologischer Parallelen aus den religiösen Anschauungen anderer, theils wilder, theils civilisirter Nationen.

Der Titel des dritten Bandes lautet: „Kosmogonien und Theogonien indischer Religionsphilosophien (vornehmlich der jainistischen); zur Beantwortung ethnologischer Fragestellungen." Der überreiche Inhalt ist zu auszüglicher Wiedergabe nicht geeignet. Er bietet eine reiche Fundgrube für die religionsphilosophischen Anschauungen nicht der Inder allein und ihrer im Titel schon genannten interessanten Sekte der Jainas, sondern auch aller übrigen bekannten Völkerschaften, noch lebender sowohl, als auch bereits untergegangener. Denn auch hier wiederum sind stets die ähnlichen Auffassungen anderer Völker an den entsprechenden Stellen eingefügt. „Auch hier, in mythologischen Bildern, in religiösen Strömungen, in philosophischen Thesen markiren sich die thatsächlichen Parallelen so schlagend und unverkenntlich, dass es in den meisten Fällen eines Commentars kaum bedarf. Wie bei den Naturstämmen primäre Grundzüge, reden fortgeschrittenere hier in den Völkergedanken: die gleichen Stimmen, ob aus Asien, ob aus America, Africa oder Oceanien, zum Echo nach Europa herübertönend." Es ist der Schwerpunkt des ganzen Werkes, es immer wieder zu betonen und durch die That zu beweisen, dass, ebenso wie in den kleineren Fragen in der Ethnologie, auch für diese metaphysischen Gebiete in dem Geistesleben der Völker die naturwissenschaftliche Methode der Forschung zur Geltung kommen muss. Denn sie allein ist es, welche uns brauchbar Resultate zu liefern im Stande ist.

Die auf den 22 Tafeln beigefügten Abbildungen, von denen jedem Bande ein Theil gegeben wurde, bieten lehrreiche Illustrirungen zu den im Texte geschilderten metaphysischen Anschauungen. Ihrer ausführlichen Erklärung sind 46 Seiten gewidmet. Nach einer im Vorwort zum ersten Bande gegebenen Notiz stammen diese Tafelerklärungen aus der Feder Albert Grünwedel's. **Max Bartels.**

William Woodville Rockhill, The land of the Lamas; notes of a journey through China, Mongolia and Tibet, with maps and illustrations. London, Longmans, Green and Co. 1891.

Der Verfasser, durch eine Reihe von Arbeiten auf dem Gebiete der buddhistischen Literatur Tibets vortheihaft bekannt, war im Jahre 1884 in der Eigenschaft eines Attaché der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Peking gekommen. Begeistert für die Erforschung des für die Religionsgeschichte und Ethnographie Hoch- und Ost-Asiens hochinteressanten Landes Tibet, machte er sich während eines vierjährigen Aufenthaltes in Peking daran, die gesprochene Sprache, welche stark von der Büchersprache abweicht, mit Hülfe eines aus Lha-sa stammenden intelligenten Lamas zu erlernen. Durch die Bekanntschaft mit dem Dialekt von Lha-sa (Prov. Ü, geschrieben dBus) gewann er, wie er selbst sagt, ein absolut nöthiges Requisit für seinen lang gehegten Plan einer Reise nach Central-Tibet, — ein Requisit, welches auch durch das fleissigste Benutzen der in Europa erreichbaren Literatur nicht erlangt werden kann. Dass nebenbei energische Studien der chinesischen Sprache und der auf Tibet bezüglichen Literatur nicht fehlten, ersieht man aus dem Buche selbst. So vorbereitet, brach er im Jahre 1888, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, von Peking auf, um über Hsian-fu und Lanchau-Fu (der Hauptstadt der Provinz Kan-su) über Hsining-Fu durch Koko-Nor die nördliche Strasse nach Lha-sa zu erreichen. Von Lha-sa aus wollte er nach Kaschgar. Aber in der Provinz Ts'ai-Dam fand er solche Hindernisse, — die Angst vor den Gefahren

des Weges hatte seine Begleiter ergriffen, — dass er beschloss, durch Ost-Tibet über den Dre-Chu („Goldsandfluss“) zu gehen, um entweder Âsâm oder Ta-chien-lu zu erreichen. Die letzte Route wurde auch durchgeführt über Jye-kun-do, Dér-gé (sDer-gi) durch die Hor-ba-Staaten und von Ta-chien-lu, dem Yang-tse-kiang folgend, nach Shang-hai. Der Reisebericht, welcher etwa Zweidrittel des Buches einnimmt, enthält eine Fülle von höchst interessanten Details: Richtigstellung geographischen und ethnographischen Materials, besonders eine Reihe von Correkturen von Eigennamen, welche der Verfasser auf Grund seiner gediegenen Sprachkenntnisse machen konnte. Der ganze Reisebericht liest sich ungemein angenehm, da er sich nur an das Sachliche hält, einfach und klar beschreibt, wie nur ein Reisender es kann, der die Dinge versteht, welche er sieht; er stellt das in seiner Schmucklosigkeit oft recht werthvolle gelehrte Material in die Noten und hält sich vom breiten Raisonnement und wichtigem Geistreichseinwollen, von Erzählungen von Abenteuern, — lauter Dingen, welche unsere deutsche Reiseliteratur so unangenehm machen, — durchweg völlig rein. Alles ist ruhig und in so bescheidenem Tone vorgebracht, dass die eingeschobenen pathetischen Partien aus Huc und Gabet oder gar die Erzählungen Prshewalsky's (s. besonders p. 174) so recht abstechen. Man würde indessen irren, wenn man annähme, dass die Reise ohne Gefahr verlaufen sei, aber der Verfasser lässt sie den Leser ebenso nur zwischen den Zeilen erkennen, wie seine gediegenen Vorstudien, von denen die kurzen Noten die Exponenten sind. Mit besonderer Achtung spricht er von der Reise des Pandit A-K-(Ki-shen Singh), welcher im Jahre 1882 nach Ta-chien-lu kam, nach einer mehrjährigen Reise durch Tibet von Nord nach Süd, von Ost nach West, völlig von Mitteln entblösst, als Maulthiertreiber eines tibetischen Kaufmanns. R. teilt mit, dass Kishen Singh's Bericht, so weit er ihn habe controliren können, wunderbar genau sei. Unglücklicherweise aber seien die Namen auf seinen Karten so schlecht transscribirt, dass die Leute im Lande selbst die Namen nicht wiedererkennen können. Es sei dies um so bedauerlicher, als der Fehler nicht bei Kishen Singh liege, welcher ja das Tibetische als seine Muttersprache spräche, sondern bei denen zu suchen sei, welche seine Notizen transscribirt hätten. R. meint: if any British explorer had done one third of what Nain-singh, Lama U-rjyan jya-ts'o, Sarat Chandara Dás, or Kishen Singh accomplished, medals and decorations, lucrative offices and professional promotion, freedom of cities, and every form of lionizing would have been his; as for those native explorers a small pecuniary reward and obscurity are all, to which they can look forward.

Aus den zahlreichen interessanten Details, welche der Reisebericht enthält, möchte ich aufmerksam machen auf die Beschreibung von Kum-bum in Am-do, welches durch Huc und Gabet's Souvenirs allgemeiner bekannt sein dürfte. Das Kloster Kum-bum ist zum Andenken an den im Lande Am-do im „Onion-valley“ 1360 geborenen Tsong-k'a-pa, den Reformator der lamaischen Kirche, gestiftet. R. hat in Kum-bum den berühmten Baum gesehen, welcher aus den abgeschnittenen Haaren des schon als siebenjähriger Knabe eingekleideten Heiligen aufgewachsen sein soll. Es ist der Baum, auf dessen Blättern das Bild des Buddha (oder des Tsong-k'a-pa?) sichtbar sein soll, was wohl dem Kloster den Namen Kum-bum „die hunderttausend Bildnisse“ gegeben hat. Leider war der Baum zur Zeit des Besuches ohne Blätter und die getrockneten, welche der Reisende kaufte, waren zu sehr zerbrochen, um etwas erkennen zu lassen. Auch das von Huc und Gabet beschriebene Blumenfest hat R. gesehen, doch ist seine Schilderung weniger enthusiastisch, als die der beiden Missionare. Auch die Beschreibungen der übrigen Klöster, welche R. besuchte, sind von grossem Interesse, wie z. B. der bei dem incarnirten Lama Lab-jyab-sé-re in der Provinz Ts'ai-dam (p. 166). Von sonstigem Material möchte ich aufmerksam machen auf die Mittheilungen über die Ula genannte Frohnde, über das Handelsmonopol der kleinen Fürsten, über Polyandrie (145), über die Bon-Sekte (217 bis 218), über die schon von Huc bewundernd beschriebenen Abendgebete (248), über wilde Bergbewohner (257) und über die gut beschriebenen Kostüme der Völker der einzelnen Länder (passim).

Von grossem Werth für ethnographische Zwecke sind die in den Zinko's reproducirten Schmuckgegenstände, Geräthe u. s. w. mit ihrer genauen Benennung und der Angabe ihres Ursprungs (Fabrikortes). Zwei Karten orientiren über die Reiseroute.

Dem Reisebericht hat R. noch eine Reihe werthvoller Beilagen zugefügt, nehmlich: eine aus dem 5. Buche des Huang ch'ing Chih-kung-t'u stammende Liste der Fremdvölker in der Provinz Kang-su. ferner zur Erklärung der Formel Om mani péme hûm (geschrieben padmè) die Uebersetzung von Kapitel 2—4 aus dem Ma-ṇi bka'-'bum; dann eine Ethnographie vom Koko-nor und Ost-Tibet aus den Annalen der Sui- (518—618 a. D) und T'ang- (618—905 a. d.) Dynastie; einen kurzen Exkurs über Wahrsagen aus dem Schulterblattknochen eines Schafes; ein Aktenstück über politische Geographie von Ost-Tibet in voller Schreibung mit Angabe der Aussprache, erhalten vom Sekretär des Chag-la Jyal-bo zu Ta-chien-lu; eine Uebersetzung von Kap. 34 des Ma-ṇi bKa'-'bum über den Ursprung des tibetischen Volkes; eine Buchstabirtabelle der Dialekte von Amdo und Panak'a und ein Syllabar mit der Aussprache in den Dialekten von Lha-sa, Ba-t'ang und Tsa-rong. Barometrische Aufnahmen und ein vorzüglicher Index schliessen das Buch. Grünwedel.

Gatshet. The Klamath-Indians (Contributions to North American Ethnology). Washington, 1890.

Mit solchem Werke vor Augen erkennt sich, allzu schlagend, ohne weiterer Worte zu bedürfen, dass es sich hier um eine, auf dem Fundamente gediegener Gründlichkeit und Sachkunde, in ebenbürtigen Rang eingetretene Fachwissenschaft handelt, und da der jetzt zur Reife gelangende Durchbildungsprozess innerhalb mitlebender Generationen sich vollzogen hat, treffen die erlangten Resultate desto staunender, bei Rückerinnerung an die unfertigen Stadien der Vorarbeiten, welche zu durchlaufen waren, um solche Umwandlung anzubahnen. Der bisher auf Betrachtung cultureller Schriftsprachen eingeschränkten Linguistik werden weittragend neue Gesichtspunkte eröffnet, seit sie ihre bewährte Methode mit den Hülfsmitteln des von den Wildstämmen beschafften Materials in die dort noch lebendigen Entwickelungsvorgänge hineinzutragen vermag, und wie dieses dann der Ethnologie wieder zu Gute kommt, beweist sich aus dem darüber Mitgetheilten im ersten Bande (im Anschluss an das Grammatikalische). Der zweite befasst den Wortschatz und liefert hier in systematischem Durcharbeiten ein abgeschlossenes Ganze (an Stelle der sporadischen Beiträge, mit welchen man sich bisher meistens zu begnügen hatte). Es ist hier ein Prachtwerk geschaffen, wie gleich gründlicher Gediegenheit und Umfange nach in der Ethnologie noch nicht errichtet worden ist (auf ihrem linguistischen Forschungsfelde). A. B.

Hoffmann. The Medewiwin or grand medecine society of the Ojibwa. (Extract of the seventh annual report of the Bureau of Ethnology. Washington, 1891.)

Das einen tiefen Einblick in das indianische Gedankenleben gewährende Ceremonial der Medewiwin (worauf bezügliche Nachrichten bisher nur aus Schoolcraft's Sammelwerk zu entnehmen waren) hat hier eine umsichtig sorgfältige Behandlung erhalten, so dass eine Reihe wichtiger und schätzbarster Aufklärungen gewährt wird, deren Werth nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Da es sich zum Theil um Unterweisungen (in bildlichen Symbolen) handelt, war, auch in diesem, für das Studium der Naturstämme (allgemeiner genommen) bereits verspäteten Stadium, noch mancherlei Gelegenheit für zuverlässige Auskunft geboten, und der Verfasser hat durch seine Arbeit ein Werk geschaffen, das fortan als ein für die Ethnologie unentbehrliches gelten wird. A. B.

Mooney. The sacred formulas of the Cherokees (aus den Annual Report of the Bureau of Ethnology). Washington, 1891.

Ein bei jedem Besuche America's nahe gelegter, aber der Umstände halber leider nie zur Ausführung gekommener Gedanke ist hier in glücklicher und erfreulichster Weise

verwirklicht, der Gedanke nehmlich, dass, unter zwangsweise resignirender Hinnahme der unter schriftlosen Stämmen unersetzlichen Verluste, bei der ethnischen Nachlese diejenigen Gelegenheiten zu benutzen seien, wo sich durch rechtzeitige schriftliche Aufzeichnung der Tradition ein letzter Nachhall bewahrt hat, und zwar doppelt wichtig da, wo sich eigene Alphabet-Erfindung damit verbindet, wie bei den Cherokee. Von 3 Manuscripten sind die Facsimilia beigefügt. „How the formulas were obtained" (p. 360), wird mit gleichem Interesse gelesen werden, wie die anderen Mittheilungen über diese werthvollen Beiträge, die allerdings meist in das Zauberwesen verlaufend, sich innerhalb der dort festgestellten Formen bewegen. A. B.

Roth. The Aborigines of Tasmania. London, 1890.

Eine in Erschöpfung des vorhandenen Materials werthvollste Monographie, betreffs welcher aus der von Edward B. Tylor zugefügten Vorrede die Worte dieser hier höchsten Autorität reden mögen: „Anthropologists, who have so often had to complain of the scantiness of materials, as to the native Tasmanians, will find with surprise that much more is really known than was supposed and will be glad to possess this book" (with numerous autotype plates, from original drawings). Auf Capitel XIII (Osteology of the Tasmanian's, by J. G. Gason M. D.), folgen Vocabularien Norman's (Appendix A.), Milligan's (B.) u. A. m. (C.). A. B.

Wershoven. Lehr- und Lesebuch der siamesischen Sprache. Wien, Pest, Leipzig.

Ein kurz gefasstes Handbuch, das eine von den Betheiligten schon längst gefühlte Lücke in trefflichster Weise ausfüllt, und somit zur Benutzung bestens empfohlen sein kann. A. B.

Shufeldt. The Navajo belt-weaver (from the Proceedings of the United States National Museum). Washington, 1891.

„As civilization advances westward and makes intrusion into the haunts of these simple people, those aboriginal industries of theirs must eventually die out rather than be stimulated and enhanced by the contact. For with it civilization brings bright and cheap dyes but of many shades, excellent Germantown wools that are not expensive, last more fatal, than any of these very good and durable blankets of bright tints, that may be purchased by these Indians for a few dollars at the store of the trader and thus obviate the tedious necessity of any further manufacture of their own in the future." Und so überall bei unabwendbarem Verschwinden der ethnischen Originalitäten, wie allzu genugsam durch schlagendste Beweisstücke bestätigt, um weiterer Erwähnung noch zu bedürfen. A. B.

Morse. Eduard S. On the older forms of terra-cotta. Roofing tiles (From the Essex Institute Bulletin, 1892).

Ein mit gleich umsichtiger Sorgfalt, wie die vorangegangenen Beiträge, durchgearbeitetes Schatzkästlein ethnologischer Forschung, und somit reich an werthvollen Belehrungen und Aufklärungen. A. B.

Rudolf Virchow. Crania ethnica Americana. Sammlung auserlesener amerikanischer Schädeltypen. Mit 26 Tafeln und 29 Text-Illustrationen.

Ein Band folio cart. Berlin, 1892. A. Asher & Co. Zur Erinnerung an Columbus und die Entdeckung Americas.

Ein würdigeres Denkmal konnte unsere Zeit dem grossen Entdecker nicht weihen, als dieses von dem grössten Anthropologen verfasste Werk über die amerikanischen Schädelformen! „Was könnte (auch) mehr geeignet sein“, sagt der Verfasser mit Recht, „die Erinnerung an das denkwürdige Ereigniss zu beleben, als der Versuch, aus den uns erhaltenen körperlichen Resten der damaligen Bevölkerung und ihrer Vorgänger ein zuverlässiges, wenn auch beschränktes Bild von der physischen Beschaffenheit dieser Menschen wiederherzustellen und dasselbe mit dem Verhalten der Eingeborenen heutiger Zeit zu vergleichen?“ — Waren die Tafeln auch schon 1888 dem Americanisten-Congress in Berlin vorgelegt worden, so ist doch der inhaltsschwere Text erst jetzt zum Andenken an die Entdeckung der neuen Welt erschienen. — Mit wunderbarer Klarheit und jener strengen Objectivität, welche alle Arbeiten des Meisters auszeichnet, werden auch in diesem Werke die verwickeltsten Fragen der americanischen Ethnologie an der Hand eines vortrefflichen Materials behandelt, die grössten Schwierigkeiten der Untersuchung mit durchdringendem Scharfblick überwunden und schliesslich die Summe unseres thatsächlichen Wissens gezogen; dabei kommen die eigenen Ansichten des grossen Forschers über Fragen der allgemeinen Anthropologie in so bündiger Weise zum Ausdruck, dass das Werk nicht nur für den eigentlichen Fachmann, sondern auch für weitere Leserkreise vom grössten Interesse sein muss. Verfolgen wir seinen Inhalt etwas genauer.

Der Mangel aller früheren ähnlichen Werke von Blumenbach, von Morton, von Quatrefages und Hamy bestand darin, dass sie oft nur „singuläre Schädel“ als Typen hinstellten: jene sind aber durch individuelle, natürlich oder künstlich erworbene Besonderheiten oft so verschieden von diesen, dass sie ein ganz falsches Bild geben. Der Typus wird als das „Gesetz der erblichen Entwickelung“ definirt und kann daher nur an Reihen von Schädeln nach Ausscheidung aller mit individuellen Eigenthümlichkeiten behafteten erkannt werden, nicht aus Mittelzahlen schlechtweg. Das ist der rothe Faden, der sich durch die ganze Arbeit zieht, — Haut und Haare sind zwar leichter zu bestimmen, aber der Schädel ist viel wichtiger wegen seiner Beziehungen zum Gehirn; auch die sonst so werthvolle Untersuchung am Lebenden kann die am Schädel nicht ersetzen, weil gewisse Maasse, besonders die Höhe, nur an letzterem genau genommen werden können, da die „Ohrhöhe“ nur ein approximatives Hülfsmittel ist und nicht der „geraden Höhe“ des Schädels entspricht.

Für die bildliche Darstellung ist die geometrische Zeichnung des Schädels in der deutschen Horizontalebene in den 5 herkömmlichen Normen der Photographie entschieden vorzuziehen; dabei müssen die Norma frontalis und occipitalis, ebenso wie die Norma parietalis und basilaris sich in ihren Contouren decken; durch vorsichtige Schattirung kann dann die Art der Wölbung in jeder Ansicht angegeben werden. In dieser Weise sind auch die 26 Schädel des Atlas abgebildet. — Werden diese Zeichnungen noch kolorirt, so erzielt man die vollkommensten Schädelbilder überhaupt, wie dies in dem Prachtwerke von Reiss und Stübel über das Todtenfeld von Ancon in der That der Fall ist. Allerdings müssen wir betonen, dass in diesem letzteren ausser den fünf herkömmlichen Normen auch die Norma sagittalis mediana mit gleicher Vollendung dargestellt ist, eine Norma, durch welche wir nach Ansicht des Referenten erst einen Einblick in den innern Bau des Schädels gewinnen und welche leider in dem neuen Atlas fehlt. Den Versuchen, durch die „combinirte Photographie“ den Typus zu gewinnen, haften die Fehler der Einzelphotographie an; eher würde die photographische Combination vieler geometrischer Zeichnungen zum Ziele führen. Jede Methode aber, einen einheitlichen Typus für die americanische Rasse darzustellen, führt zur Verwischung aller ethnischen Unterschiede, zu einer allgemein menschlichen Mittelform, wie sie sich durch wirkliche Mischung der Rassen bei den alten Culturvölkern schon lange gebildet hat und jetzt in Russland und in Nord-America wahrscheinlich noch herausbildet; gerade in dem letzten Gebiet ist die beste Gelegenheit, die allmähliche Entwickelung einer werdenden Mischrasse mit historischer Treue zu beobachten; unter den Aboriginern Americas dagegen existirt kein einheitlicher Schädeltypus, weder nach, noch vor Columbus, soweit das Material zurück-

reicht, daher bleibt der heutigen Wissenschaft nur die Aufgabe, die Lokaltypen oder die Stammesmerkmale zu erforschen.

Wahrhaft klassisch ist das Capitel über die Schädeldeformation, welche eine so grosse Rolle bei der aboriginen Bevölkerung Americas spielt und schon Columbus beim ersten Anblick der Eingeborenen von Guanahani aufgefallen ist. Nach übersichtlicher Darstellung der verschiedenen ethnischen und pathologischen Möglichkeiten, welche ganz unbeabsichtigt die Difformität erzeugen können, von der Geburt an bis zum höheren Lebensalter, wird die beabsichtigte künstliche Verunstaltung des Schädels durch Bretter und Binden in erschöpfender Weise an der Hand des reichen, zum Theil ganz neuen Materials behandelt. Die Lehre des Hippocrates, dass eine durch künstlichen Druck erzeugte Difformität sich vererbe, ist nicht haltbar; wohl aber kann sich eine auf andere Weise, z. B. durch frühzeitige Synostose entstandene, durch Vererbung fortpflanzen. Auch die posthume Deformation von Davis wird hier gebührend berücksichtigt. — So leicht nun die höheren Grade der Difformität zu erkennen sind, so schwierig ist die Diagnose bei den geringeren Graden, zumal wenn gleichzeitig Synostosen vorhanden sind. „Denn es giebt primäre Synostosen, welche secundäre Difformitäten bedingen, und es giebt secundäre Synostosen, welche durch Druckwirkung erzeugt werden.“ Man muss stets die Wirkungen des Druckes: Drucklinien, Furchen, Abplattung nachweisen können; Zeichen der Reizung sprechen im Allgemeinen für primäre Synostosen, doch giebt es complicirte Fälle, die schwer zu entscheiden sind und im Original selbst (S. 9) nachgesehen werden müssen. — Die erste Entstehung dieser Sitte sieht der Verfasser in jener verbreiteten Gewohnheit, das Kind auf einer harten Unterlage zu befestigen, um es z. B. beim Wandern vor Erschütterungen zu schützen, wobei die Difformität gar nicht beabsichtigt war; erst allmählich wird sie in Folge der menschlichen Nachahmungssucht Mode, dann Sitte und Gesetz, νόμος, wie Hippocrates es bezeichnet, ähnlich wie die „Taille“ und die verkrüppelten Füsse bei den Culturvölkern entstanden sind.

Daher ist die occipitale Abplattung überall die häufigste Form und zugleich das erste Stadium, gleichsam die allgemeine Grundform der Deformation; dann kommt die doppelte Abplattung an Hinterkopf und Stirn, gleichsam das zweite Stadium und damit schon eine beabsichtigte Form der Missstaltung. Die occipitale Abplattung trifft gewöhnlich die Oberschuppe des Os occipitis, nur selten die Gegend des Lambdawinkels, — die letztere ist gewöhnlich schon complicirt mit den Zeichen frontaler Abplattung; auch hier kann die Entscheidung zuweilen sehr schwer sein.

Waren aber Hinterhaupt und Stirn gleichzeitig dem Druck ausgesetzt, so entstehen entweder die Hypsicephali und Brachycephali artificiales oder Oxycephali mit Zuckerhutform oder auch die Chamaecephali artificiales, welche an der Nordwestküste Americas als Flatheads und Longheads so bekannt sind; bei den Flatheads, welche mehr kurzköpfig sind, muss eine obere Druckplatte gerade auf das Schädeldach, bei den Longheads, welche mehr langköpfig erscheinen, dagegen eine sehr regelmässige Umwickelung des Hinterkopfs mit Binden angewandt sein. „Es ergiebt sich also in der Reihenfolge der verschiedenen Grade der Deformation eine deutliche Entwickelung von den zufälligen zu den absichtlichen und bei diesen wieder von den einfacheren zu den complicirten Formen“ (S. 13).

Diese zusammengesetzten Formen haben ihre Centren in Peru und an der Nordwestküste, doch sind einzelne derselben wiederum innerhalb dieses Gebietes mehr oder weniger an bestimmte Stämme geknüpft, wenngleich diese Unterschiede keine diagnostische Bedeutung haben wegen der „intermediären Typen“, welche überall vorkommen. Heute nimmt die Sitte der Deformation bei allen Stämmen sehr ab. In Mexico und Centralamerica sind nur mässige Grade derselben erwiesen, obwohl die Sculpturen viel höhere erwarten lassen; dagegen findet sich am unteren Ohio im Lande der „Natchez“ eine sehr ausgebildete Form, die tête cunéiforme relevée, welche als „Natchezform“ in den Südstaaten der Union weit verbreitet ist, ebenso auf den Antillen, wo sie irrthümlicher Weise früher mit den Cariben in Verbindung gebracht ist.

Doch giebt es auch in America viele Stämme, welche diese Unsitte nicht kennen, so die Feuerländer und Eskimos, die Stämme, welche von den Araucanern bis zu den Botocuden sich hinziehen, ebenso im Norden die innerkanadischen und mehrere nordatlantische

Stämme. Auch die Schädel aus den ältesten Fundstätten, aus den Sambaquis und Höhlen von Brasilien, den Pampas von Argentinien, den Laven von Californien zeigen noch keine Deformation. Andererseits ist es bekannt, dass in anderen Erdtheilen diese Sitte ebenfalls und zwar schon sehr früh nachgewiesen ist, z. B. in Ungarn schon zur Bronzezeit (Lengyel).

Nicht minder interessant und lehrreich ist der Abschnitt über die individuelle Variation und ethnischen Besonderheiten, welcher vom Verf. bekanntlich überhaupt erst geschaffen wurde.

In Beziehung auf die erstere wird besonders hervorgehoben, dass die Nannocephalie mit einer Schädelcapacität unter 1200 *ccm* als ein Zeichen der Inferiorität vom Verf. nicht nur unter den dravidischen Stämmen Indiens, den Veddahs von Ceylon und den Andamanesen, sondern auch bei den Goajiros in Süd-America, bei den Pah-Ute in Nevada nachgewiesen und nicht allein durch die kümmerlichen Lebensverhältnisse dieser Stämme zu erklären ist; es handelt sich vielmehr um eine „degenerirte Rasse, welche ihre Eigenthümlichkeiten erblich fortpflanzt" (S. 13).

Unter den ethnischen Besonderheiten wird in erster Reihe das Os Incae aufgeführt, welches nach des Verf. Untersuchungen bei 6,3 pCt. der alt-peruanischen Stämme auftritt, dagegen die Seltenheit des Process. frontal. squamae temporalis betont; Epipterica und Stenokrotaphie sind in America wiederum häufig zu beobachten. Die Exostosen des äusseren Gehörgangs (in Ancon 13,4 pCt.), ebenso wie die multiplen Exostosen an den Extremitäten werden in ihren Anfängen schon auf die fötale Periode zurückgeführt, können daher nicht durch eine Einwirkung im späteren Leben erklärt werden, wie Seligmann that. Hyperostosen an der innern Seite des Alveolarrandes, besonders des Oberkiefers werden vorzüglich bei den Eskimos und den californischen Stämmen beobachtet und als Folge der reizenden Einwirkung von sandigem Detritus in den Speisen angesehen. Für die excessive Ausdehnung des Planum temporale in Folge der riesigen Entwickelung der Kaumuskeln bietet der Schädel eines Pah-Ute ein vortreffliches Beispiel, während die Tuberositas temporalis ossis malaris sich besonders bei Botocuden, Araucanern, Guarapuavanern und Californiern zeigt.

Nach Ausscheidung aller dieser anomalen Schädelformen bleiben als natürliche Typen der americanischen Aboriginer nur übrig: 1. die Hypsibrachycephalen von Madisonville, Ohio (aus der Kupferzeit) und von den Sambaquis Südbrasiliens (aus der Steinzeit); 2. die ebenfalls sehr alten, theils Hypsi-, theils Ortho-dolichocephalen aus den Höhlen von Lagoa Santa in Centralbrasilien. Hiernach haben schon in frühester Zeit beide Rassen nebeneinander gesessen, — woher sie aber gekommen sind, wissen wir heute nicht. Wenn der Verfasser hier als einzig mögliche Erklärung für das Auftreten der Brachycephalen auf die Transformation einer wahrscheinlich älteren dolichocephalen Bevölkerung in eine brachycephale hinweist, so wird damit doch der Boden stark erschüttert, auf welchem die ganze Bedeutung der bisherigen Typenunterscheidung beruht. Sehr wichtig sind die Beobachtungen, durch welche mehrere Stammeseigenthümlichkeiten, z. B. bei den Goajiros, den Congo-Negern, als ein Beharren auf einem kindlichen Typus erklärt werden; denn „sollte irgendwo der Schlüssel zu einer Transformation des Stammestypus gefunden werden können, so wird es hier der Fall sein," — eine Anschauung, welche auch Ref. bereits (Arch. f. Anthropol. XV. Suppl. S. 104—115) zu begründen versucht hat. —

Menschen niederer Rasse, Urmenschen, welche sich noch gar nicht weiter entwickelt haben, giebt es auch in America nicht; denn die nannocephalen Stämme der Goajiros und Pah-Ute sind nur durch Entbehrungen aller Art degenerirt und können durch Hülfe der Cultur wieder aufgerichtet werden. Mit diesem ächt humanen Hinweis schliesst der gediegene, inhaltreiche Text.

Von den 26 vorzüglich ausgeführten Tafeln stellt jede nur die 5 Ansichten eines Schädels dar; je eine erklärende Beilage giebt über die Provenienz, den Zustand, die Gestalt und die Maasse desselben in bekannter musterhafter Weise Auskunft.

Lissauer.

Besprechungen.

U. S. Geographical and geological survey of the Rocky Mountain region. Contributions to North American Ethnology. Vol. II and VI. 1890.

Es liegen uns drei starke Bände in gr. 4° vor, welche von dem unausgesetzten Eifer der Regierung der U. S. für die allseitige Erforschung der Urbevölkerung Americas Zeugniss geben. Zunächst können wir unserer Dankbarkeit nur durch die folgende Inhalts-Angabe Ausdruck verleihen: kaum wagen wir heute schon Andeutungen über eine weitere wissenschaftliche Verwerthung der so sorgfältig und überaus reichhaltig gebotenen Thatsachen für Sprachwissenschaft, Ethnologie, Psychologie u. A.

Die drei Bände enthalten:

Vol. II. The Klamath Indians of southwestern Oregon by A. S. Gatschet.
- Part. I. Ethnographic sketch of the Klamath people p. IX—CXI. Texts (mit interlinearer Uebersetzung) p. 1—197. Grammar p. 199—711.
- Part. II. Dictionary: Klamath-English p. 1—491. English-Klamath p. 499—701.

Vol. VI. The Thegiha language (th wie im englischen Artikel, die übrigen Buchstaben wie im Deutschen gesprochen) by James Owen Dorsey.
- Part. I. Myths, stories and letters p. 1—794.
- Part. II. für die Grammatik und das doppelte Wörterbuch bestimmt, steht noch aus.

Wenden wir uns zuerst zur Arbeit des Herrn Gatschet. Der Name Klamath ist ungenau, ist aber üblich geworden. Er wird auch Tlamat geschrieben (bei Fr. Müller, Ethnogr. Tlamatl), was sich daraus erklärt, dass das K einen Laut bezeichnet, der zwischen K und T liegt[1]). Richtiger wäre Máklaks, was „die Lagernden“ bedeutet und demgemäss den Indianer überhaupt. Die Maklaks zerfallen in die nördlich wohnenden Klamath Lake Indianer und die Módoc oder Móatak, auch Lutuámi (eig. See) genannt. Die Sprache der ersteren ist ursprünglicher. Sie selbst nennen sich É-ukšikni, E-ukskni, É-uškni, von É-ukši, Ä-uksi, Ä-uks „in der See-Gegend.“

In Betreff der Phonetik ist zu bemerken eine ungleichmässige Aussprache der Vocale und der Consonanten. So wechseln im Munde der Eingeborenen fortwährend die tenues und mediae mit einander, und é mit a, ö, i, ē mit ei, ai. — Anziehender noch scheint mir, dass in dieser Sprache der Accent nicht auf derselben Silbe des Wortes bleibt, sondern je nach dem Bau des Satzes verschoben wird. Gatschet sagt demnach, dass derselbe mehr ein syntaktischer Zug ist, als ein morphologischer. Dasselbe habe ich bisher nur in der afrikanischen Vai-Sprache bemerkt, welche zur Mandenga-Familie gehört (vergleiche meine „Manda-Neger-Sprachen“ §§ 35, 36).

Die Klamath, über deren Land und anthropologisch-ethnologische Verhältnisse Gatschet ausführlich spricht, haben keine historische Erinnerung, welche über ein Jahrhundert hinausginge. Grund? weil es bei ihnen bei Todesstrafe verboten war, von einer verstorbenen Person mit Nennung ihres Namens zu reden. Dieses Gesetz galt in aller Strenge in Californien, wie in Oregon. Sie erzählen also nichts von früheren Wohnsitzen und Wanderungen.

Sie zählen nach dem Quinar-System, während andere Stämme nach dem Decimal-System und die Maidu (östlich vom Sacramento-River) nach dem Quindecimal-System (mit 15).

1) Wenn dieses k so gesprochen wird, wie es Gatschet angiebt, indem die Zungenspitze an den Gaumen gelegt wird, so wäre es ein Laut, der in Ost-Indien weit verbreitet ist und von den Sanskritisten längst cerebrales, jetzt auch cacuminales t genannt wird.

Von ihren Mythen, ihrem Glauben berichtet G. sehr ausführlich.

Die Sprache der Klamath (oder Máklaks) ist reich an lautlichen Prozessen und an Ableitungen. Sie drückt an den Verbal-Wurzeln durch ableitende Prä- und Suffixe eine Menge der wunderlichsten, rein materialen Nebenbestimmungen des Inhalts aus: ob etwas gewöhnlich oder häufig oder wiederholt geschieht, ob man sich nach einem nahen oder fernen Punkt bewegt und ob im Zickzack oder in gerader Richtung, aufwärts oder abwärts oder in der Ebene oder im Kreise, gesehen oder ungesehen u. s. w. Gatschet widmet diesem Punkte mehr als hundert Seiten.

Die Verbal-Flexion ist ärmer, als die der Sprachen am Mississippi. Das Pron. im Subj. wie im Obj. bleibt vom Verb getrennt und kann als Subj. wie als Obj. vorangehen oder folgen, weil sich beide durch den Laut unterscheiden.

Auch eine Copula existirt: gî.

Im Substantiv wird das Beseelte vom Unbeseelten geschieden; aber selbst die Vögel, Fische und niederen Thiere, wie die Pflanzen, gelten als unbeseelt. Dies hat Einfluss auf das mit einem Subst. verbundene Adj. oder Particip, aber nicht auf das Verbum. Gatschet würde den Terminus „beseelt, unbeseelt“ lieber durch einen anderen ersetzen, etwa: noble, ignoble, oder personal, impersonal. Männlich und weiblich wird nicht unterschieden.

Auch der Numerus wird am Subst. nicht bezeichnet. Dagegen zeigt sich am Nomen und Verbum eine eigenthümliche Form, welche Gatschet severalty nennt oder distributive, z. B. nep bedeutet Hand, die oder eine Hand und Hände; aber nénap bedeutet jede der beiden Hände, oder die Hände jeder Person; ktékna ein Loch in etwas und Löcher in viele Dinge mit einem Schnitte schneiden, aber ktektákna Löcher in verschiedene, getrennte Dinge durch wiederholte Schnitte zu verschiedenen Zeiten oder in jedes Ding besonders schneiden. So kann in dem Ausdruck watš pálla „Pferd oder Pferde stehlen“ liegen; aber es wird dabei ausgedrückt, dass alle Pferde auf einmal von einer Person gestohlen sind; dagegen drückt papálla aus, dass mehrere Personen die Pferde einzeln in besonderen Zeiten gestohlen haben, oder dass ein einzelnes Pferd mehrere Male gestohlen worden ist.

Der Satzbau kennt keine Periodik. Die Unterordnung wird meist durch Participia und Gerundien ausgedrückt. Doch giebt es viele Conjuctionen und Verbalformen, welche unseren Sprachen ganz unbekannt sind.

Die Texte, was besonders erfreulich ist, sind nicht Uebersetzungen, sondern sind aus dem Munde der Eingeborenen niedergeschriebene historische Erzählungen, Biographien einiger Indianer, Gesetze und Sitten und Aberglauben, die Beschäftigungen in den Monaten des Jahres, Spiele, Todtenklage und -Verbrennung, jetzige Beerdigung, Leichenbegängniss bei Kriegern, Ethnographisches, Mythen, kosmogonische und andere, auch Thiergeschichten, Dialoge, endlich viele Zauberlieder, Liebeslieder und satirische Verse. —

Herr Dorsey, zu dessen Arbeit wir uns nun wenden, giebt ebenfalls authentische Texte mit doppelter Uebersetzung, zuerst kosmologische Thiergeschichten, namentlich vom Kaninchen (rabbit); man möchte es ein Thier-Epos nennen. Aber auch Märchen von Menschen giebt es hier; nicht minder viele historische Erzählungen, Darstellung von Sitten, endlich eine grosse Anzahl von Briefen.

Leider fehlen noch Wörterbuch und Grammatik. So bemerke ich nur, dass das Thegiha die Sprache der Omaha und Ponka ist und zur Familie der Siouan-Sprachen gehört.

Diese Inhalts-Angabe genügt wohl, um zu zeigen, wie viel Dank die beiden Autoren für ihre Gaben verdienen.

Wir wenden uns vom Norden Americas zu dessen Süden. Wir haben in diesem Jahre zwei bemerkenswerthe Arbeiten erhalten:

Daniel G. Brinton. Studies in South-American native languages. 67 S. 8°.

Der geistvolle Forscher, dem wir den ersten lichtvollen Einblick in die Mythen der Americaner verdanken, bietet jetzt, gestützt auf noch nicht veröffentlichte Manuscripte und sehr seltene gedruckte Quellen, grammatische Notizen und kurze Vocabulare, welche uns

einige bisher noch ganz unbekannte Sprach-Familien vorführen: das Tacana am östlichen Abhang der Cordilleren, das Jivaro (J = sp. j) ebenda, Cholona (ch = tš) am oberen Huallaga, das Leca am Beni. In dem Manao, am Rio Negro, wo er in den Amazon fliesst, erhalten wir auch einen kurzen Text, ein Stück aus einem Katechismus. Vom Bonari, einem karibischen Dialect, ebenfalls am Rio Negro, erhalten wir nur ein dürftiges Vocabular. Vom Tsōneca (oder Hongote, Chongote, Choonke) und anderen patagonischen Dialecten vergleichende Vocabulare. Hierauf Einiges über die Dialecte des Kechua und ein kurzer Text im Pacasa-Dialect: vermuthete Verwandtschaft zwischen Nord- und Süd-Amerikanischen Sprachen. Für die Sprache der Tucanos sucht Brinton Verwandtschaft mit der der Betoyas und Tamas (am östlichen Abhange der Cordilleren, zwischen dem Apure und dem Meta) zu erweisen: er ist der Meinung, dass die Betoya-Dialecte sich weiter ausdehnen, als er selbst früher angenommen hat, nehmlich vom 3° S. Br. nordöstlich bis 7° N. Br. Der strenge Beweis dafür ist allerdings noch nicht gebracht: dazu sind die Materialien zu mangelhaft.

Hieran schliesst sich von demselben Verfasser:

Observations on the Chinantec language of Mexico, and on the Mazatec language and its affinities. 20 S. 8°.

Chinanteca bedeutet „Einwohner von Chinantla“, weil sie sich hinter „Schanz-Pfählen“ zu schützen suchen. Diesen Namen gaben ihnen ihre Nachbarn, die Azteken. Sie waren ein rohes, von den Azteken unterdrücktes Volk. Ihre Sprache hat keine Verwandtschaft mit einer ihrer Nachbaren, zeigt überhaupt nicht den amerikanischen Typus.

Dass das pron. 3. pers. auch für die 1. und 2. pers. gebraucht werden kann (obwohl es für letztere besondere Formen giebt), ist allerdings überraschend (man vergleiche zu dieser Erscheinung auch das Bakairi bei Von den Steinen S. 326 i = mein und sein) und man denkt mit Brinton unwillkürlich an die Redeweise von Kindern. Aber Brinton zweifelt ebenfalls, ob der ihm vorliegende Text in correctem oder wirklichem Chinantec verfasst sei, und nicht vielmehr bloss einen Jargon darbiete.

Vom Mazatek waren bisher nur zwei Uebersetzungen des Vater-Unser bekannt. Herr Brinton theilt nun ein Vocabular mit, das ein dänischer Officier der Armee Maximilians gesammelt hatte. Der Name ist aztekisch und bedeutet „Hirsch-Volk“; dieses Volk wohnt in Teutitlan, „Land der Götter“. Die Sprache hat Anklänge an das Chapanec und die Chibcha-Familie.

Wir freuen uns, diese Besprechung mit dem Hinweis auf ein vortreffliches deutsches Werk schliessen zu können: nehmlich:

Karl von den Steinen. Die Bakaïrí-Sprache. Wörterverzeichniss, Sätze, Sagen, Grammatik. Mit Beiträgen zu einer Lautlehre der karaibischen Grundsprache 1892. 404 S. 8°.

Der als Reisender „durch Central-Brasilien“ (1886) schon wohlbekannte Verfasser erklärt in der Vorrede zu dem vorliegenden Buche, dass diese Darstellung der Bakaïri (sonst Bacahiri geschrieben) dasjenige Ergebniss der zweiten Schingú-Expedition sei, welches das meiste Neue enthält. Und in der That: während wir von dieser Sprache bisher fast nichts wussten, erhalten wir jetzt durch den Verfasser ein Vocabular (S. 1—160), Texte (S. 161—244), Grammatik (S. 249—403), und dies alles genau und gründlich.

Die Texte. Zuerst Sätze, die sich der Verfasser von seinem Dolmetscher aus dem Portugiesischen in das Bakairi übersetzen liess. Es ist wirklich psychologisch höchst belehrend, welche Mühe er hatte, dieselben zu erlangen, d. h. dem Manne deutlich zu machen, was er von ihm wolle, was er meine. Und nach all' diesen Mühen erkennt er selbst, dass man aus diesen Sätzen das ächte Bakairi nicht erkennen kann, dass der Satzbau in den kosmogonischen Mythen und den Thier-Erzählungen doch ein anderer ist. Weitere Erläuterungen zu diesen Texten verspricht er später zu geben. Wir haben nach einer Andeutung S. 231 alle Ursache, auf die Erfüllung dieses Versprechens grosse Hoffnungen zu

setzen, — wenn es ihm nehmlich gelingt, den Sinn der in den Mährchen auftretenden Thiere zu erklären. Dann dürften wir hoffen, ein besseres Verständniss für alle diese Märchen bei den Stämmen Americas und Africas zu gewinnen.

Die Sprache der Bakairi gehört zur Familie der Karaiben (so besser zu schreiben, als das in letzter Zeit üblich gewesene Kariben), und der Verfasser sucht dieselbe auf ein Urkaraibisch zurückzuführen, indem er alle Veränderungen der Laute als durch feste Lautgesetze geregelt darstellt.

Die Grammatik ist voll von linguistischen Merkwürdigkeiten: das Matriarchat zusammengesetzte Substantive (z. B. Wittwe = der Ehemann ist gestorben), die drei Personen, die Zahlen 1, 2, 3, das Verbum, die Negation, die Tempora und Adverbien (derselbe Ausdruck kann bedeuten: „gestern ging ich" und auch: „morgen werde ich gehen"). Doch dies und anderes auszuführen, ist hier nicht der Ort. Hinweisen wollte ich nur auf diese merkwürdigen Räthsel. Steinthal.

Ludwig Beck. Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Erste Abtheilung. Zweite Auflage. Braunschweig 1891. Mit 315 eingedruckten Holzschnitten. XII u. 1070 S. 8°.

In dem vom Januar 1891 datirten Vorwort sagt der Verfasser: „Es lag kein Grund vor, bei dieser zweiten Auflage grosse Aenderungen vorzunehmen. Die sechs Jahre, welche seit dem Erscheinen der ersten Abtheilung der Geschichte des Eisens verflossen sind, haben wohl manche interessante Thatsache an das Licht gebracht, keine aber war von so hervorragender Bedeutung, dass sie eine Umarbeitung des Textes wünschenswerth hätte erscheinen lassen. Hiervon wurde denn auch möglichst abgesehen und das Neue, das erwähnenswerth schien, als Nachträge dem Werke angereiht." Schliesslich wird hinzugefügt, dass, auch wenn eine Umarbeitung nothwendiger erschienen wäre, es hierzu dem Verfasser doch an Zeit gefehlt haben würde wegen der Fertigstellung der demnächst herauszugebenden zweiten Abtheilung seines Werkes.

Besser wäre es jedenfalls gewesen, offen zu sagen, dass von einer Umarbeitung des Textes ganz und gar abgesehen sei. Denn diese zweite Auflage ist nichts anderes, als der unverkaufte Rest der ersten (S. 1—1004), versehen mit jenen Nachträgen (S. 1005—38). Diese letzteren sind im Wesentlichen nur weitere Beläge zu den Erörterungen der ersten Auflage: principielle Fragen werden in ihnen kaum berührt. Es hätte das auch bei den im Haupttext so scharf ausgesprochenen Ansichten des Verfassers kaum genügen können nur eine gründliche Neubearbeitung wäre hier am Platz und, was den kulturgeschichtlichen Theil betrifft, mit dem allein wir uns hier befassen, auch sehr nothwendig gewesen. Die Kritik der ersten Auflage durch Virchow (Zeitschr. f. Ethn. 1884, 178 und Corresp. d. D. anthr. Ges. 1884, S. 72) ist spurlos an dem Werke vorübergegangen, die Arbeiten Gurlt's über das erste Auftreten des Eisengusses, welche ausser der technischen doch auch die culturelle Seite der Frage wesentlich berühren, sind gar nicht erwähnt. Und doch schreibt Gurlt schon den Alten die Kenntniss des Eisengusses zu, während nach Beck erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Guss ermöglicht wurde nach Erzielung einer höheren Temperatur beim Ausbringen des Metalls durch Einführung mittelst Wasser getriebener Gebläse (vergl. Gurlt in Bonner Jahrbücher der Alterthumsfreunde Heft 80, 194—96; 81, 220: Blätter des Ver. f. Urgesch. u. Alterthsk. in den Kreisen Siegen, Olpe u. s. w. Siegen 1886, Nr. 15).

Bei der Darstellung der archäologischen Verhältnisse im Norden war Beck in der ersten Auflage ausschliesslich den Schriften Chr. Hostmann's gefolgt: die von diesem vorgebrachten angeblichen Thatsachen hatte er ebenso, wie die daraus gezogenen Schlüsse, ohne irgend wesentliche Zusätze oder Aenderungen angenommen. Aber gerade bezüglich dieser „Thatsachen" wäre eine eingehende Prüfung erforderlich gewesen, wie der Referent demnächst in einer besonderen Arbeit zeigen wird. Beck hat nun zwar in seinen „Nachträgen" weitere Beweise für die Hostmann'schen Ansichten zu bringen versucht (S. 1021—23); allein auch diese sind unhaltbar, soweit es möglich war, dieselben zu prüfen. Denn bei dem Mangel fast aller Citate ist eine Untersuchung der kurzen An-

gaben auf ihren Werth für bei weitem die meisten Leser überhaupt unmöglich und auch dem Ref. trotz grössten Aufwandes an Zeit und Mühe nicht überall gelungen. Dem Verf. selbst verdankt er die Mittheilung, dass die fraglichen Notizen wiederum den nachgelassenen Papieren Hostmanns entnommen sind. Da Hostmann in der Frage der nordischen Archäologie so überaus stark engagirt war, war es nicht vorsichtig, sich auf diesen Forscher allein zu stützen. Wir bedauern daher auch lebhaft, und zwar grade im Interesse des von uns hochverehrten Autors, dass derselbe sich durch buchhändlerische Rücksichten hat verleiten lassen, für die von ihm 1884 nach Hostmanns Vorgange entwickelten Ansichten im Jahre 1891 unter der Flagge einer „zweiten" Auflage erneut die volle Verantwortlichkeit zu übernehmen. Nichts anderes aber, als buchhändlerische Erwägungen, kann diese zweite Auflage der ersten Abtheilung des Werkes veranlasst haben, wie deutlich aus dem Vorwort erhellt. Es wäre richtiger gewesen, die „Nachträge" gesondert zu vertreiben oder mit denselben zu warten bis zur Herausgabe einer wirklich neuen Bearbeitung. Und nur mit einer solchen kann der Wissenschaft gedient sein, während die Verbreitung grade von veralteten Lehrbüchern, als welches man Becks Werk ansehen darf, für dieselbe grosse Gefahren mit sich bringt. Welchen Eindruck muss es ausserdem machen, wenn es in der 1891 datirten Auflage S. 594 immer noch heisst: „Worsaae, der jetzt der hervorragendste Führer der strengen Dreitheilung der Culturperioden geworden ist", jetzt! nachdem dieser allbekannte Forscher leider schon seit 1885 im Grabe ruht!

Um nun auch auf einige Einzelheiten der „Nachträge" einzugehen, sei bemerkt, dass eine principielle Frage auf S. 1016 gestreift wird, wo es heisst: „Die Ausgrabungen in Olympia widersprechen der Bronzetheorie. In der unterhalb dem Heraion sich hinziehenden Culturschicht fanden sich viele Eisensachen. Die dabei gefundenen Bronzen waren von sehr primitivem Character. Sie waren nicht gegossen, sondern Blecharbeiten." — Ganz richtig, in Olympia ist eben nicht mehr die Bronzezeit vertreten, sondern die Uebergangszeit von der reinen Bronze- zur vollentwickelten Eisenzeit, und zwar durch die sogenannte Hallstatt-Cultur, die freilich viel weiter hinaufgerückt werden muss, als man ursprünglich annahm und als es namentlich Beck selbst thut, der sie S. 1022 ins 5. Jahrh. vor Chr. bis 1. Jahrh. nach Chr. setzt. Die Zeit von 400 vor bis 100 nach Chr. wird aber bekanntlich durch die La Tène-Cultur ausgefüllt, deren Anfang nur zeitlich neben dem Ende der Hallstatt-Cultur einherläuft. Die ältesten Sachen von Olympia setzt Furtwängler etwa um 800 v. Chr. Die reine Bronzezeit ist für die dortigen Gegenden eben noch höher hinaufzurücken. — Die Rolle der Hallstattzeit als einer Uebergangszeit scheint Beck nicht klar zu sein, sonst könnte er S. 1022 es nicht als etwas Bemerkenswerthes verzeichnen, dass man im Norden Bronzespangen der Hallstattperiode mit Nadeln von Eisen fand. Auch wird heute niemand mehr über die von Beck ebenda hervorgehobene allgemeine Verwendung des Eisens auf Bornholm in den letzten drei bis vier Jahrhunderten vor Chr. sich wundern, da dieselbe ja der hier vertretenen Tène-Cultur überall eigen ist.

Es bleibt noch die Becksche Auffassung über die Verhältnisse in Italien zu besprechen. S. 1018 heisst es: „Eine reine Bronzezeit ist nirgends in Italien nachzuweisen. In den Terramare-Ablagerungen der Po-Niederung deuten die Funde auf geringe Cultur: die aufgefundenen Bronzen kamen von auswärts, es fanden sich einzelne Eisenstücke darin, aber viele Eisenschlacken und Reste von Schmelzherden." „In den unter Zannoni's Leitung gemachten Ausgrabungen in der Umgegend von Bologna in ältesten Terramareschichten fand man grosse Mengen von Eisenschlacken bei Villa Bosi, Villa Sachi und beim Serbatojo dell' acquedotto, zusammen mit Steingeräthen." — Zunächst ist zu bemerken, dass Eisenschlacken als solche bezüglich der Zeitbestimmung von sehr untergeordnetem Werth sind, da sie nicht, wie viele absichtlich geformte Gebilde menschlicher Industrie, in sich selbst das Kriterium eines bestimmten Alters tragen, vielmehr nur ganz im Allgemeinen als „alte" im Gegensatz zu „modernen" erkannt werden können, theils durch ihre chemische Zusammensetzung, theils durch die Anzeichen einer geringeren Dünnflüssigkeit. Ihr genaueres Alter kann daher in jedem einzelnen Falle selbst erst durch die Fundumstände festgestellt werden: diese sind aber, wo es sich nicht um Gräber

handelt, oft schwer zu beurtheilen. Den Schlacken gegenüber ist daher Skepsis sehr am Platze (vergl. auch Virchow im Corresp. d. D. anthrop. Ges. 1884, S. 72). Die italischen Fälle nachzuprüfen, bin ich im Augenblick ausser Stande: nur von einem wird sich unten zeigen, dass er dem Ende der Bronzezeit angehört. Im Uebrigen liegen die italischen Verhältnisse nach unseren, vor wenigen Jahren diesbezüglich angestellten Studien, wie folgt:

In den Terramaren (Land-Pfahlbauten) ist eine reine, ältere Bronzezeit vertreten: sie lieferten noch reichlich Steingeräthe, hauptsächlich aber gegossene Bronzen. In den jüngeren Terramaren scheinen als Neuheit, und allerdings wohl von aussen eingeführt, Fibeln aufzutreten (so zu Castione). Von Eisen aus diesen Bauten, soweit es sich um die ursprünglichen Anlagen handelt, ist uns nichts bekannt: wohl aber liegt über den eigentlichen Terramaren bisweilen eine Culturschicht des fünften oder der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, welche natürlich Eisen liefern kann. — Von den gleichalterigen Gräberfeldern sind solche mit Leichenbrand und solche mit Körper-Bestattung zu unterscheiden. Erstere geben wenig Aufschluss, da Beigaben in ihnen äusserst spärlich sind: von Eisen aber ist nicht die Rede[1]). Die Körpergräber werden von einigen Autoren nicht den Terramarebewohnern, sondern einer anderen Bevölkerung zugeschrieben: dahin gehört Povegliano (Verona), ausgezeichnet durch den Reichthum an Bronzen. — Mit den Terramaren ungefähr gleichzeitig ist der See-Pfahlbau „an der Festung" bei Peschiera am Gardasee. In der älteren Bronzezeit beginnend, dauert er in der jüngeren fort, ohne aber den Schluss derselben zu erreichen. — Endlich kennt man eine Reihe von Depotfunden der jüngeren, aber, wie es scheint, noch reinen Bronzezeit, und zwar sowohl östlich, als namentlich westlich des Apennin. Ueber ein Depot mit den ersten Spuren von Eisen (zu S. Francesco in Bologna) sogleich. —

Wenn uns die Terramarenzeit hauptsächlich aus Wohnstätten bekannt ist, so erhalten wir umgekehrt über die folgenden Zeitabschnitte die beste Aufklärung aus den Necropolen, sowohl für Oberitalien östlich des Apennin, als für Mittelitalien westlich desselben. Diese, auf die Terramaren folgenden Necropolen sind im Hauptgebiet der ersteren südlich des Po, westlich des Panaro, nur schwach vertreten. Wichtig ist die von Bismántòva, Provinz Reggio, welche unmittelbar auf die Terramarenzeit zu folgen und dem Ende der Bronzezeit, vielleicht schon einer Uebergangszeit anzugehören scheint und im Allgemeinen als gleichaltrig mit den Depotfunden anzusehen ist: Eisen fehlt hier noch. Dagegen erscheint ungefähr zur selben Zeit im nordwestlichen Italien zu Moncucco bei Como neben zwei Lanzenspitzen und einem kurzen Schwert aus Bronze ein eisernes Messer in Bronzealterform; und in den älteren Theilen der Grabfelder bei Golasecca am Lago Maggiore fanden sich, wenngleich noch sehr selten, kleine Sächelchen aus Eisen neben zwei Lanzenspitzen und einem Messer aus Bronze. — Die zahlreichsten und bedeutendsten Necropolen aber finden sich östlich des Panaro, zu und in der weiteren Umgebung von Bologna, dem alten Félsĭna. Eine so frühe Zeit, wie die von Bismántova, ist allerdings in ihnen, soweit die bisherigen Aufdeckungen reichen, nicht vertreten. Diese Lücke wird aber durch den genannten grossartigen Depotfund von S. Francesco ausgefüllt, welcher auf 14000 Bronzen im Gewicht von nahezu 1500 *kg* (unter denen getriebene Bleche) nur zwei Eisenschlacken und das Bruchstück eines torquirten eisernen Armringes enthielt. — Die unmittelbar auf Bismantova folgende Zeit wird bald nach der Necropole von Villanova (8 *km* von Bologna), bald nach dem ältesten, zu Bologna selbst gehörenden Grabfelde auf dem Grundstück Benacci, benannt. Die Gräber derselben werden von den Italienern der „prima età del ferro" zugeschrieben: die ältesten von ihnen zeigen aber noch fast reine Bronzezeit: erst in der jüngeren Benaccizeit (Grundstück de Luca) tritt Eisen reichlicher auf und wird bald zu mannichfachen Zwecken verwendet, so zu Celten, Messern, Lanzenspitzen, Pferdegebissen, Schaufeln, Fibeln. — Aus dieser Darstellung, für welche die literarischen Nachweise zu liefern es hier an Raum gebricht, folgt, dass die Beck'sche Angabe über den Mangel einer reinen Bronzezeit in Italien sich nicht aufrecht erhalten lässt. —

1) In den schweizerischen, mit den dortigen See-Pfahlbauten gleichaltrigen Gräbern fehlt das Eisen ebenfalls und die Bronzen sind alle gegossen.

Wir schliessen mit dem lebhaften Wunsche, dass es dem Verfasser vergönnt sein möge, sein sonst so gediegenes und grundlegendes Werk recht bald von den prähistorischen Schlacken zu befreien. — O. Olshausen.

Brehm's Thierleben. Dritte gänzlich umgearbeitete Aufl. von Pechuel-Lösche. Leipzig und Wien. Bibliogr. Institut. gr. 8 mit 1800 Abb. im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. III. Säugethiere, Bd. III. 1891. 744 S. IV.—VI. Vögel. Bd. I. 1891. 770 S. Bd. II. 1891. 710 S. Bd. III. 1892. 740 S. VII. Kriechthiere und Lurche, 1892. 825 S. VIII. Fische, 1892. 517 S.

Seit unserer letzten Besprechung dieses Werkes (Zeitschrift für Ethnol. 1891. Bd. 23. S. 40) sind sechs stattliche Bände in einer so schnellen Reihenfolge erschienen, dass der fleissige und umsichtige Herausgeber mit gerechtem, leider in Deutschland nicht häufig berechtigtem, Stolze auf seine Mitarbeiter zurückblicken kann. Mehr und mehr hat sich das schon längst populäre Buch zu einer Art von zoologischer Bibliothek entwickelt, welche einen dauernden Platz in unserer National-Literatur einnehmen wird. Möge mit der zunehmenden Kenntniss der einzelnen Klassen, Gattungen und Rassen der Thiere auch das Interesse an dem wirklichen Verständniss des Thierlebens in unseren Landsleuten wachsen! Der Referent hat schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass in Bezug auf die volle Erschliessung der Vorgänge des Thierlebens dem Buche gewisse Mängel anhaften, welche noch auf den ersten Bearbeiter zurückführen. Einer derselben, und nicht der geringste, besteht in dem Fehlen zusammenfassender Uebersichten, welche die Besonderheiten der Einrichtungen und der Lebensbedingungen der einzelnen Familien und Gattungen im Gegensatze zu anderen Familien und Gattungen darlegen. Die Karten über die geographische Verbreitung der Thiere, so schätzbar sie sind, bieten doch nur einen unvollkommenen Ersatz, denn sie stellen an den Leser die Aufgabe, gewissermaassen durch eigenes Nachdenken die Gründe und die Folgen dieser Vertheilung zu finden. Aber die Erfahrung hat gelehrt, dass selbst wissenschaftlich gebildete Menschen zu einer solchen Construktion einer Anleitung bedürfen. Wie viel würde gewonnen sein, wenn die Verfasser der einzelnen Abschnitte jedesmal einen Abriss der Thiergeographie beigefügt hätten! Ein anderer Vorwurf, der nicht unterdrückt werden darf, betrifft die empfindliche Lücke, welche die Paläozoologie fast gänzlich aus der Betrachtung ausscheiden lässt. Der vorliegende dritte Band enthält gerade eine grosse Zahl derjenigen Säugethierfamilien, welche bis in die Diluvial-, zum Theil bis in die Tertiär-Zeit zurückreichen und deren Existenz mit dem ersten Erscheinen des Menschen zusammenfiel. So den Elephanten, das Pferd und den Esel, das Nashorn, die Hornthiere (Ziegen und Schafe, Rinder und Antilopen), die Hirsche und Schweine. Wie viele Materialien für die Entwickelungsgeschichte der Säugethiere könnten in diesen Kapiteln geboten werden! In einer Zeit, wo der Darwinismus die gesammte Zoologie beherrscht, gehört eine förmliche Entsagung dazu, über die Descendenzverhältnisse gar nichts zu sagen. Man mag über den Werth der einzelnen Descendenz-Schemata denken, wie man will, die Fragen nach der Verwandtschaft und dem genetischen Zusammenhange der Thiere sind doch voll berechtigt, und eine kritische Anleitung, welche für jeden einzelnen Fall, oder doch für die Hauptfälle, angäbe, welchen Grad von Zuverlässigkeit oder Wahrscheinlichkeit das Schema besitzt, würde in höchstem Maasse zeitgemäss sein. Die vereinzelten Andeutungen, welche sich zerstreut vorfinden, sind so mager, dass auch ein sorgsamer Leser daraus kein deutliches Bild zusammensetzen kann. Herkömmlicher Weise steht an der Spitze jeder grösseren Thierklasse ein Kapitel: „Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit." Hier wäre vorzugsweise der Platz für Betrachtungen, wie sie eben angedeutet sind. Aber nur einmal, in der Einleitung zu dem Abschnitte über Kriechthiere und Lurche, steht darin ein kleiner paläontologischer Excurs; sonst sind auch diese Kapitel so geschrieben, als existirten die übrigen Thierklassen nicht. Ein Autor, der im strengsten Sinne des Wortes eine monographische Bearbeitung der betreffenden Thierklasse schreiben wollte, könnte sich nicht mehr abschliessen.

Im Uebrigen gilt das Lob, welches Ref. den ersten Bänden gezollt hat, auch für die vorliegenden. Die Ausstattung ist höchst glänzend: namentlich sind Abbildungen mit grösster Liberalität, nicht nur der Zahl, sondern auch der Ausführung nach, geboten. Die Darstellung hat jene angemessene Breite, jene Genauigkeit in der Schilderung der einzelnen Eigenschaften und Thätigkeiten, welche den Leser festhält und zur Vertiefung in die einzelne Erscheinung veranlasst. Das besondere menschliche Interesse, welches dieses oder jenes Thier zu wecken geeignet ist, wird in liebevoller Würdigung der guten Eigenschaften rege gemacht und erhalten: man kann wohl sagen, jeder der Mitarbeiter erweist sich, gleich dem Urheber des Werkes selbst, als ein wahrer Naturfreund. Möge dieser Eindruck dem schönen Unternehmen neue Freunde sichern und möge jeder derselben an sich die gleiche Wirkung verspüren, dass er diesem stolzen Zweige der Naturwissenschaft in dauernder Anhänglichkeit gewonnen werde! Rud. Virchow.

Paul Sarasin und Fritz Sarasin. Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen in Ceylon in den Jahren 1884—86. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1892. gr. 4. Bd. III. Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften. Lief. I mit 16 Tafeln und in den Text eingedruckten Heliogravüren und Holzschnitten. Lief. II mit 16 Tafeln und Holzschnitten.

Da dem Ref. bekannt ist, dass noch drei weitere Lieferungen zu erwarten sind, deren Veröffentlichung in wenigen Monaten stattfinden soll, und dass der Schwerpunkt der Arbeit in diesen Lieferungen liegen wird, so wird diesmal nur eine vorläufige Anzeige zur freundlichen Begrüssung der bemerkenswerthen Arbeit erstattet. Dieselbe soll zugleich als eine warme Empfehlung an die gelehrte Welt dienen. Denn schon lässt sich ersehen, dass uns hier ein Buch geboten wird, welches auf lange, wahrscheinlich sogar für immer, als eine Quelle für die gelehrte Anthropologie wird dienen müssen. Die Weddas sind ein kleiner Volksstamm auf umschränktem Gebiete, — die Zahl seiner Individuen betrug nach dem Census von 1881 nur 2228, — voraussichtlich wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo sie gänzlich von der Oberfläche unserer Erde verschwinden. Schon seit geraumer Zeit hat längs ihrer weit ausgedehnten Grenzen eine Vermischung mit umwohnenden Stämmen, insbesondere mit Tamilen und Sinhalesen, stattgefunden. Was der Tod verschont, das wird in immer weniger erkennbaren Mischformen untergehen. Damit wird dann wieder einer jener wenigen Naturstämme vernichtet sein, die sich noch bis auf unsere Tage ziemlich rein erhalten haben. Freilich haben schon frühere Untersuchungen, an denen sich der Ref. selbst betheiligt hat, gelehrt, dass die Hoffnung, hier eine Art von Proanthropoiden anzutreffen, eine vergebliche war, dass die Weddas aber auch mit den Andamanesen, den Negritos und anderen schwarzen Stämmen der weiter östlich gelegenen Inseln keine nähere Verwandtschaft zeigen. Um so mehr ist das Bedürfniss in den Vordergrund getreten, die Möglichkeit anderer Beziehungen zu erörtern, so namentlich ihr Verhältniss zu indischen Stämmen, einerseits zu Hindus, andererseits zu Dravidiern, sowie endlich das zu den Australiern, wohin trotz der weiten Entfernung ihre physische Erscheinung weist. Wir dürfen ferner erwarten, dass die Verfasser, welche länger und inniger, als irgend einer ihrer Vorgänger, durch Aufenthalt im Lande und gegenseitigen Verkehr den so schwer zugänglichen Leuten näher getreten sind, uns neue Ergebnisse ihrer Beobachtung vorlegen werden, aus denen die für die Culturgeschichte so wichtige Frage beantwortet werden kann, ob es sich um eine primitive Rasse in ursprünglicher Niedrigkeit der Entwickelung oder um die herabgekommenen Reste einer einst höher entwickelten Bevölkerung handelt.

Von den 32 Tafeln, die bis jetzt erschienen sind, giebt die erste ein colorirtes Bild von der geographischen Vertheilung der verschiedenen Stämme auf der Insel: alle anderen bringen Abbildungen einzelner Individuen, und zwar 25 solche von Wedda's, 6 von Tamilen. Der Gegensatz der beiden Stämme wird dadurch auf das Klarste dargelegt. Sämmtliche Abbildungen sind Wiedergaben photographischer Aufnahmen, beide, Original und Copie, in vortrefflichster Weise, scharf und in correkter Stellung, ausgeführt.

Rud. Virchow.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1892.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & CO.
1892.



Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1892.

Ehren-Präsident:

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath.

Vorstand, 1. Januar 1892.

Dr. **Waldeyer**, Professor, Geh. Med.-Rath, Vorsitzender.

Dr. Ernst **Beyrich**, Professor, Geh. Bergrath. } Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Rudolf **Virchow**, Prof., Geh. Med.-Rath. } Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Robert **Hartmann**, Professor, Geh. Med.-Rath, Schriftführer.

Dr. Albert **Voss**, Director der vaterl. Abth. des Königl. Museums für Völkerkunde, Schriftführer.

Dr. Max **Bartels**, Sanitätsrath, Schriftführer, W. Am Karlsbad 12/13.

Wilhelm **Ritter**, Bankier, Schatzmeister, SW. Charlottenstrasse 74/75.

Ausschuss, 17. Januar 1892.

Dr. W. **Schwartz**, Gymnasialdirector, Obmann.

Dr. A. **Bastian**, Professor, Geh. Reg.-Rath.

H. **Deegen**, Geh. Ober-Regierungsrath.

E. **Friedel**, Stadtrath.

Dr. A. **Grünwedel**, Professor, Directorial-Assistent an der ethnolog. Abtheilung des Königl. Museums für Völkerkunde.

Dr. W. **Joest**, Professor.

Dr. **Möbius**, Professor, Geh. Regierungsrath.

Dr. O. **Olshausen**.

Dr. H. **Steinthal**, Professor.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1892.

1. Professor Dr. Ludwig **Lindenschmit**, Director des römisch-germanischen Centralmuseums, Mainz, erwählt den 20. October 1883.
2. Geh. Medicinalrath Professor Dr. **Schaaffhausen**, Bonn, erwählt den 22. Juni 1889.
3. Professor Dr. Carl **Vogt**, Genf, erwählt den 22. Juni 1889.
4. Frau Gräfin **Uwaroff**, Präsident der kaiserlichen Archäologischen Gesellschaft in Moskau, erwählt den 21. December 1889.
5. Fräulein Johanna **Mestorf**, Director des Museums vaterländischer Alterthümer, Kiel, erwählt den 18. Juli 1891.
6. Ober-Kammerherr, Freiherr v. **Alten**, Oldenburg, erwählt den 6. Januar 1892.

Correspondirende Mitglieder, 1. Januar 1892,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Anutschin**, D., Dr., Professor Moskau. 1889
2. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finland. 1874
3. **Bahnson**, Kr., Dr., Assistent am Ethnographischen Museum, Kopenhagen. 1889
4. **Baye**, Baron Joseph de, Chateau Baye, Dép. Marne, Frankreich. 1890
5. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. The Chantry, Badford-on-Avon (Wilts) England. 1871
6. **Bellucci**, Giuseppe, Prof., Dr., Perugia. 1881
7. **Bertrand**, Alexandre, Director des Museums zu St.-Germain-en-Laye, Frankreich. 1877
8. **Bogdanow**, Anatol, Dr. Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Natur, der Anthropologie und Ethnologie, Moskau. 1878
9. **Bonaparte**, Roland Prinz, Paris. 1885
10. **Brinton**, Daniel G., Dr. med., Professor an der Universität von Pennsylvania, Philadelphia. 1886
11. **Brizio**, E., Professor, Director des Museo civico, Bologna. 1891
12. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Gen. of the Archaeolog. Survey of India, Edinburgh. 1887
13. **Burmeister**, Hermann, Professor Dr., Buenos Aires. 1871
14. **Calori**. Luigi, Prof., Bologna. 1871
15. **Calvert**, Frank, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
16. **Capellini**, G., Prof., Bologna. 1871
17. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
18. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti d'Antichità, Mailand. 1883
19. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirector des Museums für Naturgeschichte, Lyon. 1881
20. **Costa**, Pereira da, Dr., Prof., Lissabon. 1872
21. **Cunningham**, Alexander, Lieut.-General, Calcutta. 1875
22. **Dawkins**, W. Boyd, Professor, M. A., F. R. S., Woodhurst, Jallowfield, Manchester. 1877
23. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
24. **Düben**, Gustaf, Baron von, Professor, Stockholm. 1872
25. **Duhmberg**, Otto von, Dr., Staatsrath, Dorpat. 1879
26. **Dupont**, Edouard, Director des Königl. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
27. **Ernst**, A., Dr., Director des Nationalmuseums, Carácas, Venezuela. 1878
28. **Espada**, Marcos Ximenes de la, Dr. Professor, Madrid. 1891
29. **Evans**, John, D. C. L., L. L. D., F. R., S., Pres. Num. Society London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
30. **Fellenberg**, Edmund von, Dr., Director der archäolog. und anthropologischen Sammlungen, Bern. 1883
31. **Flex**, Oscar, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien. 1873
32. **Flower**, William Henry, Prof., F. R. S., Director des Natural History Museum, London. 1879
33. **Franks**, Augustus W., M. A., F. R. S. London. 1872
34. **Garson**, J. G., M. D., London. 1889
35. **Gemellaro**, Director des paläont. Museums, Palermo. 1883
36. **Gerlach**, Dr. med., Hongkong. 1880
37. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
38. **Guimet**, E., Lyon. 1882
39. **Hampel**, J., Prof., Dr., Custos am Nationalmuseum, Budapest. 1884
40. **Hamy**, Ernest, Dr., Conservateur du Musée d'Ethnographie du Trocadéro, Paris. 1882

41. **Hauer**, Franz Ritter von, Dr., Intendant d. K. K. naturhistor. Hofmuseums, Wien. 1887
42. **Hazelius**, Artur, Stockholm. 1888
43. **Heierli**, J., Privat-Docent, Zürich. 1890
44. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom. 1883
45. **Heldreich**, Dr. von, Prof., Director des botanischen Gartens, Athen. 1873
46. **Herrmann**, Anton, Dr. phil., Budapest. 1889
47. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
48. **Hirth**, Fr, Prof. Dr., Tamsui, Formosa. 1886
49. **Hoffmann**, W. J., Dr. med., Curator Anthropological Society, Washington, D. C. 1886
50. **Houtum-Schindler**, A., General u. Telegraphendirector, Teheran. 1878
51. **Hubrig**, Missionär, Canton. 1879
52. **Huxley**, Professor, F. R. S., London. 1871
53. **Jacques**, Victor, Dr., Secrétaire de la Société d'Anthropologie, Brüssel. 1889
54. **Ihering**, Hermann von, Dr., Naturalista d. Museu Nacional von Rio de Janeiro, Rio Grande do Sul, Brasilien. 1886
55. **Kate**, H. ten, Dr., Haag, Niederlande. 1886
56. **Kollmann**, J., Prof. Dr., Basel. 1887
57. **Lacerda**, Dr. Prof., Rio de Janeiro. 1889
58. **Layard**, Edgar Leopold, früher Britischer Consul, Pará, Brasilien. 1871
59. **Leemans**, Dr., Director, Leiden, Holland. 1882
60. **Łepkowski**, Joseph, Prof. Dr., Director des archäologischen Cabinets, Krakau. 1876
61. **Lortet**, Louis, Prof. Dr., Director d. naturhist. Museums, Lyon. 1883
62. **Lubbock**, Sir John, Bart, M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
63. **Majer**, Prof. Dr., Präsident der k. k. Akademie, Krakau. 1878
64. **Man**, Edward Horace, Assistant Superintendent, Port Blair, Andamanen. 1885
65. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director d. Nationalmuseums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871
66. **Marchesetti**, Carlo de, Dr., Director des naturhist. Museums, Triest. 1887
67. **Montelius**, Oscar, Dr., erster Amanuensis am Königl. histor. Museum, Stockholm. 1872
68. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, La Plata. 1878
69. **Morse**, Edw. S., Professor Dr., Director der Peabody Academy of Science, Salem, Mass. 1889
70. **Morselli**, Henri, Dr. med., Professor, Turin. 1881
71. **Müller**, Baron F. von, Director des botanischen Gartens, Melbourne, Australien. 1872
72. **Müller**, Sophus, Dr., Museumsinspector, Kopenhagen. 1882
73. **Netto**, Ladisláu, Dr., Director des National-Museums, Rio de Janeiro. 1885
74. **Nicolucci**, Giustiniano, Professor Dr., Isola di Sora, Neapel. 1871
75. **Ornstein**, Bernhard, Dr. med., Generalarzt, früher Chefarzt der griechischen Armee, Athen. 1877
76. **Orsi**, Paolo, Dr., R. Ispettore degli scavi, Syracus. 1888
77. **Peñafiel**, Antonio, Dr., Prof., Mexico. 1891
78. **Petersen**, Henry, Dr., Inspecteur der Erhaltung der Alterthümer, Kopenhagen. 1889
79. **Philippi**, Rudolf A., Professor Dr., Santiago, Chile. 1871
80. **Pigorini**, Luigi, Prof., Director des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom. 1871
81. **Pleyte**, W., Conservator aan's Rijksmuseum van Oudheden, Leiden, Niederlande. 1890
82. **Powell**, J. W., Major, Smith- 1876

sonian Institution, Washington, D. C.

83. **Prosdocimi**, Cav., Alessandro, Professor Dr., Este, Italien. 1889

84. **Pulsky**, Franz v., Dr., Director d. Nationalmuseums, Budapest. 1876

85. **Radde**, Gustav, Dr., Director des kaukasischen Museums, Tiflis. 1871

86. **Radlow**, W., Dr., Akademiker, St. Petersburg. 1884

87. **Rájendralála Mitra**, Bahádur, L. L. D., Calcutta. 1878

88. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882

89. **Riedel**, Joh. Gerard Friedr., Niederländischer Resident, z. Z. Brüssel. 1871

90. **Rivers**, A. H. Lane Fox Pitt, Lieutenant-General, F. R. S., Inspector of Ancient Monuments in Great Britain, Rushmore, Salisbury, England. 1888

91. **Rivett-Carnac**, J. H., Colonel-Commandant of Volunteers, Aide de Camp of Her Majesty the Queen, Empress of India, Ghazipur, Ostindien. 1882

92. **Rütimeyer**, Prof. Dr., Basel. 1883

93. **Rygh**, O., Prof. Dr., Director d. Sammlung nordischer Alterthümer, Christiania. 1879

94. **Salinas**, Antonio, Professor, Director des Nationalmuseums Palermo. 1883

95. **Sergi**, Giuseppe, Professor, Dr., Rom. 1891

96. **Serrurier**, L., Dr., Director des Ethnographisch Rijks-Museum, Leiden. 1889

97. **Spiegelthal**, F. W., Schwedischer Vice-Consul, Smyrna. 1875

98. **Steenstrup**, Japetus, Professor, Kopenhagen. 1871

99. **Stefani**, Stefano de, Cav., R. Ispettore degli Scavi, Verona. 1889

100. **Stieda**, Ludwig, Professor Dr., Königsberg i. Pr. 1883

101. **Studer**, Theophil, Professor Dr., Bern. 1885

102. **Topinard**, Paul, Professor Dr., Directeur adjoint du Laboratoire d'anthropologie de l'École pratique des hautes études, Paris. 1879

103. **Troll**, Joseph, Dr., Wien. 1890

104. **Tubino**, Francisco M., Prof., Madrid. 1871

105. **Turner**, Sir William, Prof. der Anatomie, Edinburg. 1890

106. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Ch. E. de, Professor, Paris. 1879

107. **Undset**, Ingvald, Dr., Museumsassistent, Christiania. 1881

108. **Vedel**, E., Amtmann, Vicepräsident der Kön. Ges. f. nordische Alterthumskunde, Sorö in Dänemark. 1887

109. **Vilanova y Piera**, Juan, Prof., Madrid. 1871

110. **Weisbach**, Augustin, Dr., Oberstabsarzt, Wien. 1871

111. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U. S. Army, Washington, D. C. 1876

112. **Zampa**, Raffaello, Professor, Dr., Rom. 1891

113. **Zwingmann**, Georg, Dr., Medicinalinspector, Kursk. 1873

Ordentliche Mitglieder, 1892.

a) Immerwährende (nach § 11 der Statuten).

1. **Corning**, Dr. med., Morillon, Genf.
2. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med., Berlin.
3. **Hainauer**, Oskar, Bankier, Berlin.
4. **Riegler**, C., Director, Mannheim.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abeking**, Frau Marie, Sanitätsraths-wittwe, Charlottenburg.
2. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin.
3. **Abraham**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
4. **Achenbach**, Dr., Exc., Oberpräsident, Potsdam.
5. **Adler**, E., Dr. med., Berlin.
6. **Albrecht**, Paul, Prof. Dr., Hamburg.
7. **Albu**, Dr. med., Berlin.
8. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
9. **Alsberg**, M., Dr. med., Cassel.
10. **Althoff**, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
11. **Altrichter**, Karl, Gerichtssecretär, Wusterhausen a. d. Dosse.
12. **Andree**, Richard, Dr. phil., Heidelberg.
13. **Andrian-Werburg**, Freih. Ferd. v., Aussee, Steyermark.
14. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
15. **Arzruni**, Andreas, Prof. Dr., Aachen.
16. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Berlin.
17. **Ascherson**, F., Dr. phil., Berlin.
18. **Ascherson**, P., Prof. Dr., Berlin.
19. **Aschoff**, L., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
20. **Ash**, Julius, Fabrikant, Berlin.
21. **Audouard**, A., Major a. D., Charlottenburg.
22. **Awater**, Ad., Dr. med., Berlin.
23. **Bär**, Adolf, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
24. **Bärthold**, A., Prediger, Halberstadt.
25. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Dresden, z. Z. auf Reisen.
26. **Barchewitz**, Victor, Dr., Hauptmann, z. D., Berlin.
27. **Bardeleben**, v., Professor Dr., Geh. Ober-Med.-Rath, Berlin.
28. **Bardeleben**, Karl v., Prof. Dr. med., Jena.
29. **Barnewitz**, Realgymnasiallehrer, Brandenburg a. H.
30. **Barschall**, Max, Dr. med., San.-Rath, Berlin.
31. **Bartels**, Max, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
32. **Bastian**, A., Geh. Reg.-Rath, Professor Dr., Director des K. Mus. f. Völkerkunde, Berlin.
33. **Bauer**, Fr., Baurath, Magdeburg.
34. **Behla**, Robert, Dr., Kreiswundarzt, Luckau.
35. **Behn**, W., Maler, Tempelhof b. Berlin
36. **Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, Berlin.
37. **Belli**, Ludwig, Dr. phil., Frankfurt a. M.
38. **Benda**, C., Dr. med., Berlin.
39. **Benda**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
40. **Bennigsen**, R. von, Oberpräsident, Exc., Hannover.
41. **Berendt**, G., Prof. Dr., Berlin.
42. **Bergmann**, Ernst v., Geh. Medicinalrath, Prof. Dr., Berlin.
43. **Bernhardt**, Prof. Dr. med., Berlin.
44. **Bertram**, Alexis, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
45. **Beuster**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
46. **Beyfuss**, Gustav, Dr., Eerst-aanwezend Officier van gezondheid, Malang bei Soerabaja, Java.
47. **Beyfuss**, Otto, Kaufmann, Berlin.
48. **Beyrich**, Prof. Dr., Geh. Bergrath, Berlin.
49. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neustrelitz.
50. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
51. **Bibliothek**, Universitäts-, Greifswald.
52. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin.
53. **Binzer**, Ludwig von, Forstmeister a. D., Berlin.
54. **Blasius**, Wilhelm, Prof. Dr., Braunschweig.
55. **Blell**, Theodor, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
56. **Blumenthal**, Dr. med., San.-Rath, Berlin.
57. **Boas**, Franz, Dr. phil., Worcester, Massachusets, Amerika.
58. **Böninger**, M., Rentier, Berlin.
59. **Boer**, Dr., Königl. Hofarzt, Berlin.

60. **Borghard**, A., Fabrikbesitzer, Berlin.
61. **Born**, L., Dr., Corps-Rossarzt, Berlin.
62. **Bornemann** sen., Dr., Eisenach.
63. **Bracht**, Eugen, Landschaftsmaler, Professor, Berlin.
64. **Bramann**, v., Dr. med., Prof., Halle a. S.
65. **Brand**, E. von, Major a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
66. **Brandt**, von, kaiserl. deutscher Gesandter, Peking, China.
67. **Bredow**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
68. **Bredow**, Ernst von, Berlin.
69. **Breslauer**, Heinrich, Prof. Dr., Berlin.
70. **Brösike**, G., Dr. med., Berlin.
71. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
72. **Brückner** sen., Dr. med., Rath, Neu-Brandenburg.
73. **Brünig**, Max, Kaufmann, Berlin.
74. **Brugsch**, Heinr., Prof., Legationsrath, Berlin.
75. **Brunnemann**, Karl, Rechtsanwalt, Stettin.
76. **Buchholz**, Rudolf, Custos des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin.
77. **Bütow**, P., Dr. jur., Berlin.
78. **Bütow**, H., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
79. **Busch**, Dr., Kaiserl. deutscher Gesandter, Bucarest, Rumänien.
80. **Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserlicher Marine-Assistenzarzt, Wilhelmshaven.
81. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
82. **Castan**, Gustav, Berlin.
83. **Castan**, Louis, Besitzer des Panopticums, Berlin.
84. **Chlingensperg-Berg**, M. von, Dr., Kirchberg bei Reichenhall.
85. **Christeller**, P., Dr. med., Berlin.
86. **Cohn**, Alexander Meyer, Banquier, Berlin.
87. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Halensee.
88. **Cremer**, Chr. J., Redacteur, Abgeordneter, Berlin.
89. **Croner**, Eduard, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
90. **Daffis**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
91. **Dames**, W., Prof. Dr., Berlin.
92. **Dammann**, C. W., Kew, London, England.
93. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
94. **Deegen**, Hermann, Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
95. **Delorme**, D., Minister der Republik Haiti, Berlin.
96. **Dengel**, A., Dr. med., Berlin.
97. **Dernburg**, Bernhard, Bankdirector, Berlin.
98. **Diercks**, Gustav, Dr. phil., Steglitz.
99. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
100. **Dönitz**, W., Prof., Dr. med., Berlin.
101. **Dörpfeld**, Wilh., Dr. phil., Athen.
102. **Drawe**, Rittergutsbesitzer, Saskozin bei Praust, Westpreussen.
103. **Dümichen**, Prof. Dr., Strassburg im Elsass.
104. **Dzieduczziecky**, Graf, Lemberg, Galizien.
105. **Ebell**, A., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
106. **Ehlers**, Dr. med., Berlin.
107. **Ehrenhaus**, S., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
108. **Eisel**, Robert, Gera.
109. **Eisenmann**, Dr. jur., Rechtsanwalt, Berlin.
110. **Ellis**, Havelock, London, England.
111. **Ende**, H., Kön. Baurath, Prof., Berlin.
112. **Engel**, Hermann, Dr. med., Berlin.
113. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Oesterr. Kammerherr, Brüssel.
114. **Erckert**, Roderich von, Generallieutnant a. D., Exc., Berlin.
115. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München.
116. **Ewald**, Ernst, Professor, Director des K. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.
117. **Eyrich**, Emil, Maler, Berlin.
118. **Falb**, Rudolf, Berlin.
119. **Fasbender**, H., Prof. Dr. med., Berlin.
120. **Felkin**, Robert W., Dr. med., Edinburgh.
121. **Feyerabend**, Dr. phil., Görlitz.
122. **Finckh**, Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
123. **Finn**, W., Kön. Translator, Berlin.
124. **Fischer**, Dr., Marinestabsarzt, z. Z. auf Reisen.
125. **Fischer**, Karl, Dr. med., Lenzen a. Elbe.
126. **Fischer**, Wilhelm, Dr., Realgymnasialdirector a. D., Bernburg.
127. **Fischer**, Louis, Rentier, Berlin.

128. **Flaeschendraeger**, Fabrikdirector, Demmin.
129. **Förtsch**, Major a. D., Halle a. S.
130. **Fraas**, Professor Dr., Stuttgart.
131. **Fränkel**, Bernhard, Prof. Dr., Berlin.
132. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
133. **Friedel**, Ernst, Stadtrath, Berlin.
134. **Friederich**, Dr., Ober-Stabsarzt a. D., Dresden.
135. **Friedländer**, Heinr., Dr., Berlin.
136. **Friedländer**, Immanuel, stud. min., Berlin.
137. **Friedmann**, Paul, Privatgelehrter, Berlin.
138. **Friedrich**, Woldemar, Prof., Berlin.
139. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
140. **Fritsch**, Gustav, Prof., Dr. med., Berlin.
141. **Fritsch**, K. E. O., Architect, Berlin.
142. **Fronhöfer**, G., Major a. D., Berlin.
143. **Fürstenheim**, Ernst, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
144. **Furtwaengler**, Dr. phil., Prof., Berlin.
145. **Gericke**, Wilhelm, Dr. med., Berlin.
146. **Gesenius**, F., Stadtältester, Director des Berl. Pfandbriefamts, Berlin.
147. **Giebeler**, Carl, Ingenieur, Gross-Lichterfelde.
148. **Glogner**, Dr. med., Padang, Sumatra.
149. **Görke**, Franz, Kaufmann, Berlin.
150. **Goës**, Apotheker, Soldin.
151. **Götz**, G., Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
152. **Götze**, Alfred, Dr. phil., Berlin.
153. **Götze**, Hugo, Bürgermeister a. D., Zossen.
154. **Goldschmidt**, Leo B. H., Banquier, Paris.
155. **Goldschmidt**, Heinr., Banquier, Berlin.
156. **Goldschmidt**, Levin, Prof. Dr., Geh. Justizrath, Berlin.
157. **Goldstücker**, Eug., Verlagsbuchhändler, Berlin.
158. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Berlin.
159. **Grawitz**, Paul, Professor, Dr. med., Greifswald.
160. **Grempler**, Wilhelm, Dr., Geh. Sanitätsrath, Breslau.
161. **Grossmann**, Adolf, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
162. **Grubert**, Dr. med., Falkenberg, Pommern.
163. **Grünwedel**, Albert, Dr. phil., Prof., Directorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
164. **Grunow**, A., Buchhalter, Berlin.
165. **Gubitz**, Erich, Dr. med., Breslau.
166. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
167. **Günther**, Max, stud. med., Berlin.
168. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
169. **Güterbock**, Paul, Dr. med., Medicinalrath, Berlin.
170. **Gusserow**, A., Geh. Med.-Rath, Prof. Dr., Berlin.
171. **Gussow**, Prof., Berlin
172. **Guttmann**, S., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
173. **Gymnasium**, Königl. Luisen-, Berlin.
174. **Haacke**, Dr. med., Sanitätsrath, Stendal.
175. **Hagenbeck**, Karl, Hamburg.
176. **Hahn**, Eduard, Dr. phil., Berlin.
177. **Hahn**, Eugen, Geh. San.-Rath, Prof. Dr., Dir. am allgem. städt. Krankenhause, Berlin.
178. **Hahn**, Dr. med., Stabsarzt, Spandau.
179. **Hahn**, Oscar, Fabrikant, Berlin.
180. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. Elbe, Westpriegnitz.
181. **Handtmann**, Dr. med., Charlottenburg.
182. **Hansemann**, David, Dr. med., Berlin.
183. **Hansemann**, Gustav, Rentier, Berlin.
184. **Harck**, F., Dr. phil., Berlin.
185. **Hardenberg**, Freiherr von, Majorats-Herr in Schlöben bei Roda, S.-Altenburg.
186. **Harseim**, Wirkl. Geheimer Kriegsrath, Berlin.
187. **Hartmann**, Herm., Dr., Oberlehrer, Landsberg a. W.
188. **Hartmann**, Rob., Professor Dr., Geh. Med.-Rath, Berlin.
189. **Hartwich**, Karl, Apotheker, Braunschweig.
190. **Haselberg**, Rudolf von, Dr., Sanitätsrath, Stralsund.
191. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Berlin.
192. **Hauchecorne**, W., Dr., Geh. Bergrath, Dir. d. K. Bergakademie, Berlin.
193. **Heck**, Dr., Director des zoologischen Gartens, Berlin.

194. **Heimann**, Ludwig, Redakteur, Berlin.
195. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
196. **Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Berlin.
197. **Hempel**, G., Fabrikbesitzer, Pulsnitz bei Dresden.
198. **Henning**, R., Prof. Dr., Strassburg im Elsass.
199. **Henoch**, Anton, Kaufmann, Berlin.
200. **Hermes**, Otto, Dr. phil., Director des Aquariums, Berlin.
201. **Herter**, E., Dr. med., Docent an der Universität Berlin, z. Z. Neapel.
202. **Herzberg**, Ph., Dr. med., Berlin.
203. **Hesselbarth**, Georg, Dr. med., Berlin.
204. **Heyden**, August von, Prof., Berlin.
205. **Hilgendorf**, F., Dr. phil., Berlin.
206. **Hille**, Dr. med., Strassburg im Elsass.
207. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Professor, Berlin.
208. **Hirschfeld**, Ernst, Dr. med., Oberstabs- und Regimentsarzt, Berlin.
209. **Hirschfeld**, Paul, Schriftsteller, Berlin.
210. **Hirschfeld**, Dr. phil., Prof., Königsberg i. Pr.
211. **Hitzig**, Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Halle.
212. **Hölder**, von, Ober-Medicinalrath, Dr., Stuttgart.
213. **Höner**, F., Zahnkünstler, Berlin.
214. **Horn**, O., Dr., Kreisphysicus, Tondern.
215. **Horwitz**, Dr., Justizrath, Berlin.
216. **Hosius**, Prof. Dr., Münster in Westfalen.
217. **Humbert**, Wirkl. Geh. Legationsrath, Berlin.
218. **Ideler**, Geh. Sanitätsrath, Dr., Wiesbaden.
219. **Israel**, Oskar, Dr. med., Privatdocent, Berlin.
220. **Itzig**, Philipp, Berlin.
221. **Jacob**, Georg, Dr. phil., Zoppot.
222. **Jacobsthal**, E., Prof., Charlottenburg.
223. **Jacubowski**, Stud. pharm., Lissa, Posen.
224. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Berlin.
225. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
226. **Jagor**, Fedor, Dr., Berlin.
227. **Jahn**, Ulrich, Dr. phil., Charlottenburg.
228. **Jannasch**, R., Dr. jur. et phil., Berlin.
229. **Jaquet**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
230. **Jensen**, Christian, Lehrer, Oevenum, Föhr.
231. **Jentsch**, Hugo, Prof. Dr., Guben.
232. **Joest**, Ed., Geh. Commerzienrath, Cöln.
233. **Joest**, Wilhelm, Prof. Dr. Berlin.
234. **Jolly**, Dr. med., Geh. Med.-Rath, Professor, Berlin.
235. **Joseph**, Max, Dr. med., Berlin.
236. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Berlin.
237. **Kahlbaum**, Dr. med., Director, Görlitz.
238. **Kalischer**, G., Dr. med., Berlin.
239. **Kaufmann**, Richard v., Prof. Dr., Berlin.
240. **Keller**, Jean, Weingrosshändler, Berlin.
241. **Keller**, Paul, Dr., Berlin.
242. **Kerb**, Moriz, Kaufmann, Berlin.
243. **Kirchhoff**, Prof. Dr., Halle a. S.
244. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
245. **Knesebeck**, Baron von dem, Landrath, Karwe bei Neu-Ruppin.
246. **Koch**, R., Prof. Dr., Geh. Med.-Rath, Berlin.
247. **Köhl**, Dr. med., Worms.
248. **Köhler**, Dr. med., Posen.
249. **Körte**, Dr., Geh. San.-Rath, Berlin.
250. **Kofler**, Friedrich, Rentier, Darmstadt.
251. **Kollm**, Hauptmann a. D., General-Secretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
252. **Konicki**, Julius, Rentier, Berlin.
253. **Korth**, Karl, Hotelbesitzer, Berlin.
254. **Krause**, Aurelius, Dr. phil., Berlin.
255. **Krause**, Eduard, Conservator am Königl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin.
256. **Krause**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin.
257. **Krehl**, Gustav, Kaufmann, Berlin.
258. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
259. **Kronthal**, Karl, Dr. med., Berlin.
260. **Krzyžanowski**, W. von, Probst, Kamieniec bei Wolkowo, Prov. Posen.
261. **Kuchenbuch**, Franz, Amtsgerichtsrath Müncheberg.
262. **Künne**, Karl, Buchhändler, Charlottenburg.
263. **Kuhn**, M., Dr. phil., Friedenau b. Berlin.
264. **Kuntze**, Otto, Dr. phil., Kew, London.
265. **Kurtz**, F., Prof. Dr., Córdoba, República Argentina.
266. **Kuschel**, Oberst a. D., Berlin.

267. **Kusserow**, H. von, Kön. Preuss. Gesandter, Hamburg.
268. **Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
269. **Lachmann**, Georg, Kaufmann, Berlin.
270. **Lachmann**, Louis, Baumeister, Berlin.
271. **Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, Berlin.
272. **Lähr**, Dr. med., Geh. San.-Rath, Prof., Schweizerhof bei Zehlendorf.
273. **Landau**, H., Bankier, Berlin.
274. **Landau**, Leop., Dr. med., Berlin.
275. **Landau**, W., Freiherr von, Dr. phil., Berlin.
276. **Lange**, Henry, Prof. Dr., Berlin.
277. **Lange**, Julius, Kaufmann, Spandau.
278. **Langen**, Königl. Landbau-Inspector, Berlin.
279. **Langen**, A., Captain, Mannheim.
280. **Langenmayr**, Paul, Rechtsanwalt, Pinne, Prov. Posen.
281. **Langerhans**, P., Dr. med., Berlin.
282. **Langerhans**, Robert, Dr. med., Privatdocent, Berlin
283. **Langhoff**, Eduard, stud. theol., Berlin.
284. **Lasard**, Ad., Dr., Director, Berlin.
285. **Lassar**, O., Dr. med., Berlin.
286. **Lazarus**, Moritz, Prof. Dr., Berlin.
287. **Le Coq**, A. von, Berlin.
288. **Lehmann**, Karl F., Dr. jur. et phil., Berlin.
289. **Lehnebach**, Adolf, Kais. Oberlehrer, Mülhausen i. Elsass.
290. **Lehnerdt**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
291. **Leiningen-Neudenau**, Graf Emich zu, Hauptmann im Garde-Füsilier-Reg., Spandau.
292. **Lemcke**, Dr. phil., Gymnasial-Director, Prof., Stettin.
293. **Lemke**, Elisabeth, New York.
294. **Lentz**, Freiherr v., Rittmeister, Berlin.
295. **Leo**, F. A., Professor, Dr., Berlin.
296. **Lesser**, Robert, Bankdirector, Berlin.
297. **Lessler**, Paul, Consul, Dresden.
298. **Lewin**, Georg, Prof. Dr., Geh. Med.-Rath, Berlin.
299. **Lewin**, Leop., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
300. **Lewin**, Moritz, Dr. phil., Berlin.
301. **Liebe**, Th., Professor Dr., Berlin.
302. **Liebe**, Professor, Gera.
303. **Liebermann**, F. von, Dr. med., Berlin.
304. **Liebermann**, B., Geh. Commerzienrath, Berlin.
305. **Liebermann**, Felix, Dr., Berlin.
306. **Liebermann**, Karl, Prof. Dr., Berlin.
307. **Liebermann**, Louis, Rentier, Berlin.
308. **Liebreich**, Oscar, Prof. Dr., Berlin.
309. **Linke**, Apotheker, Berlin.
310. **Lissa**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
311. **Löw**, E., Dr., Oberlehrer, Berlin.
312. **Löwenheim**, Ludw., Kaufmann, Berlin.
313. **Lucae**, Dr. med., Professor Berlin.
314. **Lüdden**, Karl, Dr. med., Wollin, Pommern.
315. **Lühe**, Dr. med., Oberstabsarzt, Königsberg i. Pr.
316. **Lührsen**, Dr., Generalconsul, Odessa.
317. **Luschan**, F. von, Dr. med. et phil., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
318. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
319. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.
320. **Maass**, Karl, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
321. **Magnus**, P., Prof. Dr., Berlin.
322. **Mantey**, Otto, Dr. med., Berlin.
323. **Marasse**, S., Dr. phil., Berlin.
324. **Marcuse**, Dr. med., Geh. San.-Rath, Berlin.
325. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Berlin.
326. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
327. **Marggraff**, A., Stadtrath, Berlin.
328. **Marimon y Tudó**, Sebastian, Dr. med., Sevilla.
329. **Martens**, E. von, Prof. Dr., Berlin.
330. **Marthe**, Friedrich, Dr. phil., Prof., Berlin.
331. **Martin**, A. E., Dr. med., Berlin.
332. **Maška**, Karl J., Oberrealschul-Director, Teltsch, Mähren.
333. **Matz**, Dr. med., Stabsarzt, Berlin.
334. **Meitzen**, August, Professor Dr., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
335. **Mendel**, E., Dr. med., Prof., Berlin.
336. **Menger**, Henry, Dr. med., Berlin.
337. **Menzel**, Dr. med., Charlottenburg.
338. **Merke**, Director des städt. Krankenhauses, Moabit.

339. **Meyer**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Osnabrück.
340. **Meyer**, Adolf, Buchhalter, Berlin.
341. **Meyer**, Alfred G., Dr., Oberlehrer, Berlin.
342. **Meyer**, Ferdinand, Bankier, Berlin.
343. **Meyer**, Hans, Dr., Leipzig.
344. **Meyer**, Moritz, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
345. **Meyer**, Richard M., Dr. phil., Berlin.
346. **Mies**, Josef, Dr. med., Berlin.
347. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
348. **Möbius**, Geh. Reg.-R., Prof. Dr., Berlin.
349. **Möller**, H., Professor Dr., Berlin.
350. **Möser**, Hofbuchdrucker, Charlottenburg.
351. **Morwitz**, Martin, Rentier, Berlin.
352. **Moses**, S., Dr. med., Sanitäts-Rath, Berlin.
353. **Much**, Matthäus, Dr., Wien.
354. **Mühlenbeck**, Gutsbesitzer, Gr.-Wachlin bei Stargard (Pommern).
355. **Mühsam**, Eduard, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
356. **Müller**, Erich, Geh. Regierungsrath, vortragender Rath, Berlin.
357. **Müller**, Friedrich, Kaufmann, Berlin.
358. **Müller-Beeck**, Georg, Nagasaki, Japan.
359. **Mützel**, Gustav, Thiermaler, Berlin.
360. **Munk**, Hermann, Prof. Dr., Berlin.
361. **Museum**, Bernstein-, Stantien und Becker, Königsberg i. Pr.
362. **Museum**, für Völkerkunde, Leipzig.
363. **Museum**, Provinzial-, Halle a. S.
364. **Muth**, Julius, Lieutenant, Berlin.
365. **Nathan**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
366. **Nathanson**, F., Dr. med., Berlin.
367. **Nehring**, A., Prof. Dr., Berlin.
368. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Berlin.
369. **Neumayer**, G., Professor Dr., Wirkl. Admiralitätsrath, Hamburg.
370. **Nothnagel**, A., Prof., Hofmaler, Berlin.
371. **Oesten**, Gustav, Oberingenieur der Wasserwerke, Berlin.
372. **Ohnefalsch-Richter**, Max, Dr. phil., Charlottenburg.
373. **Olshausen**, H. D., Dr. med., Marine-Stabsarzt, Berlin.
374. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin.
375. **Oppenheim**, Max Freiherr von, Dr. jur., Regierungsassessor, Cöln a. Rhein.
376. **Orth**, A., Prof. Dr., Berlin.
377. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Dresden.
378. **Oske**, Ernst, Vereid. Makler, Berlin.
379. **Ossowidzki**, Dr. med., Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
380. **Pätsch**, Johannes, Dr. med., Prof., Berlin.
381. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
382. **Pander**, Dr. phil., Prof., Hankow, China.
383. **Papendieck**, Rittergutsbesitzer, Dalheim b. Gutenfelde, Ost-Preussen.
384. **Pauli**, Gustav, Berlin.
385. **Pflugmacher**, E., Dr. med., Oberstabsarzt, Spandau.
386. **Pfuhl**, Fritz, Dr., Königl. Gymnasial-Oberlehrer, Posen.
387. **Philipp**, Paul, Dr. med., Kreisphysikus, Berlin.
388. **Pippow**, Dr., Regierungs- und Medicinalrath, Erfurt.
389. **Polenz**, O., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
390. **Ponfick**, Dr. med., Prof., Geh. Med.-Rath, Breslau.
391. **Popovici**, G., stud. chem., Berlin.
392. **Pringsheim**, N., Prof., Geh. Reg.-Rath, Dr., Berlin.
393. **Prochnow**, Apotheker, Gardelegen.
394. **Pudil**, H., Baudirector, Bilin, Böhmen.
395. **Rabl-Rückhard**, H., Prof. Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
396. **Rausch**, Oberst a. D., Charlottenburg.
397. **Reich**, Max, Dr. med., Marine-Assistenzarzt I. Classe, Wilhelmshafen.
398. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
399. **Reinecke**, Major a. D., Berlin.
400. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Rector, Berlin.
401. **Reiss**, Wilhelm, Dr. phil., Berlin.
402. **Remak**, E. J., Dr. med., Privatdocent, Berlin.
403. **Richter**, Berth., Banquier, Berlin.
404. **Richter**, Isidor, Banquier, Berlin.
405. **Richthofen**, F., Freiherr von, Professor Dr., Berlin.
406. **Rieck**, Dr. med., San.-Rath, Köpenick bei Berlin.

407. **Rieck**, R., Kaiserl. Stallmeister, Berlin.
408. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
409. **Riedel**, Paul, Kaufmann, Oranienburg.
410. **Rizal**, Don José, Dr. med., Hongkong, China.
411. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
412. **Robel**, Ernst, Dr. phil., Berlin.
413. **Röckl**, Georg, Regierungsrath am Kaiserl. Gesundheitsamt, Berlin.
414. **Rödiger**, Cultur-Ingenieur, Solothurn, Schweiz.
415. **Röhl**, von, Assessor Dr., Berlin.
416. **Römer**, Hermann, Senator, Hildesheim.
417. **Rössler**, E., Gymn.-Lehrer, Schuscha, Kaukasus.
418. **Röstel**, Hugo, Stadtrath, Berlin.
419. **Röwer**, Karl, Dr. med., Neustrelitz, z. Z. auf Reisen.
420. **Rohlfs**, Gerh., Dr., Kaiserl. General-consul, Godesberg.
421. **Rosenberg**, Robert, Kaufmann, Berlin.
422. **Rosenkranz**, H., Dr. med., Berlin.
423. **Rosenthal**, L., Dr. med., Berlin.
424. **Roth**, Wilhelm, Dr. med, Generalarzt, Dresden.
425. **Ruge**, Karl, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
426. **Ruge**, Max, Dr. phil., Steglitz bei Berlin.
427. **Ruge**, Paul, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
428. **Ruyter**, Gustav de, Dr. med., Berlin.
429. **Samson**, Alb., Banquier, Berlin.
430. **Samter**, Dr. med. Berlin.
431. **Sander**, Wilh., Dr. med., Medicinal-rath, Dalldorf bei Berlin.
432. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., Berlin.
433. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., Berlin.
434. **Sauer**, Hermann, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
435. **Saurma-Jeltsch**, Baron von, Kaiserl. Deutscher Gesandter, Haag, Niederlande.
436. **Schadenberg**, Alex., Manila, Philippinen.
437. **Schedel**, Joseph, Apotheker, Yokohama, Japan.
438. **Schellhas**, P., Dr. jur., Gerichts-Assessor, Berlin.
439. **Schemel**, Max, Fabrikbesitzer, Guben.
440. **Schierenberg**, G. A. B., Luzern, Schweiz.
441. **Schillmann**, R., Dr., Schulvorsteher, Berlin.
442. **Schinz**, Hans, Dr., Seefeld, Zürich.
443. **Schirp**, Freiherr Fritz von, Berlin.
444. **Schlesinger**, H., Dr. med., Berlin.
445. **Schlössingk**, Georg, Dr. jur., Berlin.
446. **Schmidt**, Dr. phil., Gymnasiallehrer, Berlin.
447. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
448. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Professor, Leipzig.
449. **Schmidt**, Oscar, Dr. med., Berlin.
450. **Schnell**, Apotheken-Besitzer, Berlin.
451. **Schöler**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
452. **Schöne**, Richard, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath, Generaldirector der Königl. Museen, Berlin.
453. **Schönlank**, William, General-Consul, Berlin.
454. **Schötensack**, O., Dr., Heidelberg.
455. **Schröder**, Dr. med., Kreis-Physikus, Oldenburg, Holstein.
456. **Schröter**, Dr. med., Eichberg, Rheingau.
457. **Schütz**, W., Dr. med., Prof. an der thierärztl. Hochschule, Berlin.
458. **Schütze**, Alb., Academischer Künstler, Berlin.
459. **Schulenburg**, Reinhold von, Lieutenant a. D., Berlin.
460. **Schultze**, Oscar, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
461. **Schultze**, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrath, Stettin.
462. **Schultze**, Rentier, Berlin.
463. **Schumann**, Hugo, prakt. Arzt, Löcknitz in Pommern.
464. **Schwabacher**, Adolf, Banquier, Berlin.
465. **Schwartz**, Albert, Hof-Photograph, Berlin.
466. **Schwartz**, W., Prof. Dr., Gymnasialdirector, Berlin.
467. **Schwarzer**, Dr., Grubenbesitzer, Zilmsdorf bei Teuplitz, Kr. Sorau.
468. **Schweinfurth**, Georg, Prof. Dr., Berlin, z. Z. auf Reisen.
469. **Schweitzer**, Dr. med., Daaden, Kreis Altenkirchen.

470. **Schwerin**, Ernst, Dr. med., Berlin.
471. **Sebes**, Heinrich, Berlin.
472. **Seler**, Eduard, Dr., Steglitz b. Berlin.
473. **Siebold**, Heinrich von, Berlin.
474. **Siegmund**, Gustav, Dr. med., Geh. San.-rath, Berlin.
475. **Siehe**, Dr. med., Kreisphys., Calau.
476. **Siemens**, Werner v., Dr. phil., Geh. Reg.-Rath, Charlottenburg.
477. **Siemering**, R., Prof., Bildhauer, Berlin.
478. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
479. **Sieskind**, Louis J., Rentier, Berlin.
480. **Simon**, Th., Banquier, Berlin.
481. **Sinogowitz**, Eugen, Apotheker, Charlottenburg.
482. **Sökeland**, Hermann, Berlin.
483. **Sommerfeld**, Sally, Dr. med., Berlin.
484. **Sonnenburg**, Dr. med., Prof., Berlin.
485. **Souchay**, Weinhändler, Berlin.
486. **Spitzly**, John H., Officier van gezondheid 2. Kl., z. Z. London.
487. **Staudinger**, Paul, Naturforscher, Berlin.
488. **Stechow**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
489. **Steinen**, Karl von den, Dr. med. et phil., Professor, Marburg.
490. **Steinen**, Wilhelm von den, Maler, Düsseldorf.
491. **Steinthal**, Leop., Banquier, Berlin.
492. **Steinthal**, H., Prof. Dr., Berlin.
493. **Stoll**, Dr. med., Professor, Zürich.
494. **Strassmann**, Maurermeister, Berlin.
495. **Strauch**, Contre-Admiral, z. D., Berlin.
496. **Strebel**, Hermann, Kaufmann, Hamburg, Eilbeck.
497. **Strecker**, Albert, Kreissecretär, Soldin.
498. **Struck**, H., Dr. med., Geh. Ober.-Reg.-Rath, Berlin.
499. **Stübel**, Alfons, Dr., Dresden.
500. **Tappeiner**, Dr. med., Schloss Reichenbach bei Meran.
501. **Taubner**, Dr. med., Allenberg bei Wehlau.
502. **Telge**, Paul, Hof-Juwelier, Berlin.
503. **Teschendorff**, E., Prof., Geschichtsmaler, Berlin.
504. **Thorner**, Eduard, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
505. **Thunig**, Amtsrath, Kaiserhof bei Dusznik, Provinz Posen.
506. **Timann**, F., Dr. med., Oberstabsarzt, Potsdam.
507. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
508. **Tolmatschew**, Nicolaus, Dr. med., Professor, Kasan, Russland.
509. **Török**, Aurel von, Prof. Dr., Director d. anthrop. Museums, Budapest.
510. **Travers**, G., Kais. Deutscher Ministerresident z. D., Darmstadt.
511. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau, Westpreussen.
512. **Uhle**, Max, Dr. phil., Kötzschenbroda.
513. **Ulrich**, R. W., Dr. med., Berlin.
514. **Umlauff**, J. F. G., Hamburg.
515. **Unruhe-Bomst**, Freiherr von, Landrath, Wollstein, Prov. Posen.
516. **Urach**, Herzog von, Stuttgart.
517. **Vater**, Moritz, Dr., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
518. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
519. **Verein** der Alterthumsfreunde, Genthin.
520. **Verein**, historischer, Bromberg.
521. **Verein**, historischer, der Grafschaft Ruppin, Neu-Ruppin.
522. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
523. **Virchow**, Hans, Dr. med., Professor, Berlin.
524. **Virchow**, Rudolf, Dr. med., Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
525. **Volborth**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
526. **Volmer**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
527. **Vorländer**, H., Rittergutsbesitzer, Dresden.
528. **Voss**, Albert, Dr. med., Director der vaterländischen Abtheilung des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
529. **Wacker**, H., Oberlehrer, Berlin.
530. **Wagner**, Adolf, Fabrikant, Berlin.
531. **Walden**, R., Berlin.
532. **Waldeyer**, Dr. med., Prof., Geh. Med.-Rath, Berlin.
533. **Wanjura**, Arthur, Berlin.
534. **Wankel**, Heinrich, Dr. med., Olmütz.
535. **Wattenbach**, Wilhelm, Prof. Dr., Berlin.
536. **Weber**, W., Maler, Berlin.
537. **Weeren**, Julius, Prof. Dr., Charlottenburg.

538. **Weidenhammer**, Dr. med., Marinestabsarzt, Wilhelmshafen.
539. **Weigel**, Max, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
540. **Weigelt**, Curt, Dr. phil., Berlin.
541. **Weinhold**, Dr. phil., Geh. Regierungsrath, Professor, Berlin.
542. **Weinitz**, Franz, Dr. phil., Berlin.
543. **Weisbach**, Valentin, Bankier, Berlin.
544. **Weiss**, H., Professor, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
545. **Wendeler**, Paul, Oekonom u. Brauereibesitzer, Soldin.
546. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Baumeister, Stralsund.
547. **Wensiercki-Kwilecki**, Graf, Wroblewo bei Wronke, Prov. Posen.
548. **Werner**, F., Dr. med., San.-Rath, Berlin.
549. **Werner**, Georg, Dr. med., Assistenzarzt, Frankfurt a. Main.
550. **Werner**, Johannes, Gärtner, Berlin.
551. **Wessely**, Hermann, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
552. **Wetzstein**, Gottfried, Dr., Consul a. D., Berlin.
553. **Wiechel**, Hugo, Bau-Inspector der sächsischen Staatsbahn, Leipzig.
554. **Wilke**, Theodor, Rentier, Guben.
555. **Wilmanns**, Hilmar, Vice-Consul der ver. Staaten von Mexico, Berlin.
556. **Wilski**, H., Director, Rummelsburg bei Berlin.
557. **Wittgenstein**, Wilhelm von, Gutsbesitzer, Berlin.
558. **Wittmack**, L., Geh. Regierungsrath, Prof. Dr., Berlin.
559. **Wolff**, Max, Dr. med., Prof., Berlin.
560. **Wutzer**, H., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
561. **Zadek**, Ignaz, Dr. med., Berlin.
562. **Zandt**, Walther, Freiherr von, Prem.-Leutnant, Berlin.
563. **Zenker**, Wilhelm, Dr. med., Kreisphysikus a. D., Bergquell-Frauendorf bei Stettin.
564. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
565. **Zintgraff**, Eugen, Dr. jur., Detmold, z. Z. in Kamerun.
566. **Zülzer**, W., Dr. med., Prof., Berlin.

Uebersicht der der Gesellschaft durch Tausch oder als Geschenk zugehenden periodischen Publicationen.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin. Amtliche Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen.
2. „ Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde (1 und 2 von der General-Direction der königlichen Museen).
3. „ Zeitschrift für Erdkunde.
4. „ Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.
5. „ Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde (3—5 v. d. G. f. E.).
6. „ Jahrbuch der königlichen Geologischen Landesanstalt (v. d. G. L.).
7. „ Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (von dem Hydrographischen Amt der kaiserlichen Admiralität).
8. „ Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft (v. d. B. m. G.).
9. „ Berliner Missions-Berichte (von Hrn. Bartels).
10. „ Nachrichten für und über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel (von der Neu-Guinea-Compagnie).
11. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande (von der Red.).
12. „ Photographische Nachrichten (v. d. Freien Photographischen Vereinigung).
13. „ Jahresbericht des Directors des königl. Geodätischen Instituts (v. Hrn. R. Virchow).
14. „ Comptes rendus des séances de la commission permanente de l'association géodésique internationale (von Hrn. R. Virchow).
15. „ Mittheilungen aus der historischen Literatur.
16. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum (von dem Director).
17. „ Verhandlungen des deutschen Geographentages (von Hrn. C. Künne).
18. „ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (v. d. V. f. V.).
19. „ Deutsche Colonial-Zeitung (von der deutschen Colonial-Gesellschaft).
20. „ Naturwissenschaftliche Wochenschrift (v. d. Red.).
21. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden (v. d. V. v. A.).
22. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins (v. d. H. V.).
23. Braunschweig. Archiv für Anthropologie (von Hrn. Friedrich Vieweg und Sohn).
24. „ Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde (von Hrn. Künne).
25. Bremen. Deutsche Geographische Blätter.

26. Bremen. Jahresberichte des Vorstandes der Geographischen Gesellschaft (25 u. 26 v. d. G. G.).
27. „ Abhandlungen, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein.
28. Breslau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift (v. d. Museum Schlesischer Alterthümer).
29. Cassel. Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.
30. „ Zeitschrift des Vereins f. H. G. u. L. (29 u. 30 v. d. V. f. H. G. u. L.).
31. Colmar. Bulletin de la Société d'histoire naturelle (v. d. S.).
32. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturwissenschaftlichen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen.
33. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft (32 u. 33 v. d. N. G.).
34. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis (v. d. N. G. I.).
35. Emden. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer (v. d. G.).
36. Giessen. Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (v. d. O. G.).
37. Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin (v. d. Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften).
38. „ Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz (v. d. G.).
39. Gotha. Dr. A. Petermann's Mittheilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt (von Hrn. Künne).
40. „ Ergänzungshefte zu 39 (werden angekauft).
41. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
42. „ Jahresberichte der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (v. d. G. f. P. G. u. A.).
43. Halle a. S. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
44. Hamburg. Verhandlungen des Vereins für Naturwissenschaftliche Unterhaltung (v. d. V. f. N. U.).
45. Hannover. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
46. Heilbronn. Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft (von Hrn. F. Techmer).
47. Jena. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen (von Hrn. M. Bartels).
48. Kiel. Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.
49. „ Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer (v. d. M.)
50. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Alterthumsgesellschaft Prussia (v. d. A. G. P.).
51. „ Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft (v. d. Ph.-Oe. G.).
52. Leipzig. Bericht für das Museum für Völkerkunde (v. d. G. f. V.).
53. „ Halbjahrsbericht der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer (v. d. d. G. z. E. v. S. u. A.).
54. Lübben. Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte (v. d. N. G. f. A. u. U.).
55. Lübeck: Berichte des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde.
56. „ Mittheilungen d. V. f. L. G. u. A.;
57. „ Zeitschrift d. V. f. L. G. u. A. (v. d. V.).

58. Mannheim. Sammlung von Vorträgen, gehalten im Mannheimer Alterthums-Verein (v. d. M. A.-V.).
59. Metz. Jahresberichte des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
60. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns (v. d. G. f. A. u. U.).
61. „ Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
62. „ Prähistorische Blätter (von H. J. Naue).
63. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg (v. d. M.).
64. Nürnberg. Mittheilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum.
65. „ Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums (64 u. 65 v. d. G. N.-M.).
66. Posen. Posener Archäologische Mittheilungen. Herausgegeben von der Archäologischen Commission der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (v. d. G. d. F. d. W.).
67. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen (v. d. H. G.).
68. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (v. d. V. f. M. G. u. A.).
69. Stettin. Baltische Studien.
70. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (69 u. 70 v. d. G. f. P. G. u. A.).
71. Stuttgart. Das Ausland. Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde (von Hrn. Künne).
72. „ Jahresbericht des Württemberg. Vereins f. Handelsgeographie (v. d. V.).
73. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
74. „ Correspondenzblatt für Geschichte und Kunst (73 u. 74 v. d. G. f. n. F.).
75. Weimar. Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie (v. Hrn. J. J. Kettler).
76. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung (v. d. V. f. N. A. u. G.).

II. Europäisches Ausland,

nach Ländern und Städten alphabetisch geordnet.

Belgien.

77. Brüssel. Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
78. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique (77 u. 78 v. d. Ac. R.).
79. „ Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. S. d'A.).
80. „ Annales de la Société d'Archéologie (v. d. S.).
81. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois (v. d. I.).

Dänemark.

82. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord.
83. „ Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie.
84. „ Nordiske Fortidsminder, udgevne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab (82—84 von der Gesellsch.).
85. Reikjavik (Island). Arbók til hid Islenzka fornleifafelag (v. d. I. f.).

Finnland.

86. Helsingfors. Journal de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja.)
87. „ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimitukria.)
88. „ Finska Fornminnesföreningens Tidskrift (86—88 durch Hrn. Aspelin).

Frankreich.

89. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
90. „ Archives du Muséum d'histoire naturelle (v. d. M.).
91. Paris. L'Anthropologie. (Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.) [V. d. Verleger.]
92. „ Mémoires de la Société d'Anthropologie.
93. „ Bulletins de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
94. „ Annales du Musée Guimet.
95. „ Revue de l'histoire des religions (94 u. 95 v. d. Ministère de l'Instruction publique).
96. „ Actes de la Société philologique (v. d. S.).

Griechenland.

97. Athen. Δελτιον της ἱστορικης καὶ ἐθνολογικης ἑταιριας της Ἑλλαδος (von der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland).
98. „ Mittheilungen des kaiserl. deutschen Archäologischen Institutes (v. d. I.).

Grossbritannien.

99. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine (v. d. Sc. G. Society).
100. „ Archaeologia scotica or Transactions of the Society of Antiquaries Scotland.
101. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland (100 u. 101 v. d. S.).
102. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland (v. d. A. I.).
103. „ Proceedings of the Royal Geographical Society (v. Hrn. C. Künne).

Italien.

104. Bologna. Atti e Memorie della Reale Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna (v. d. R. D.).
105. „ Memorie della R. Accademia delle Scienze.
106. „ Rendiconto delle sessioni della Reale Accademia delle Scienze del Istituto di Bologna (v. d. R. A.).
107. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Entnologia (v. Hrn. P. Mantegazza).
108. „ Bullettino della Sezione Fiorentina della Società Africana d'Italia (von d. S. A.).
109. „ Bollettino di Publicazione Italiane.
110. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia (v. d. S. A.).
111. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana (v. Hrn. L. Pigorini in Rom).
112. Rom. Bullettino dell' Istituto, Mittheilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts (v. d. D. A. I.).
113. „ Atti della Reale Accademia dei Lincei.

114. Rom. Notizie degli scavi di antichità (113 u. 114 v. d. R. A. d. L.).
115. „ Bollettino delle opere moderne e straniere.
116. Turin. Cosmos (von Hrn. G. Cora).

Niederlande.

117. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie (v. d. Koninklijk Instituut voor de T.-, L.- en V. v. N.-I.)
118. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie (von Hrn. P. W. M. Trap).

Norwegen.

119. Kristiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring.
120. „ Kunst og Handverk fra Norges Fortid (119 u. 120 v. d. Universitets Samling af nordiske Oldsager).

Oesterreich-Ungarn.

121. Budapest. Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn (v. d. Akademie).
122. „ Ungarische Revue.
123. „ Archaeologiai Értesitö (v. d. Anthropolog.-archäologischen Gesellschaft).
124. „ Ethnographische Mittheilungen aus Ungarn (v. Hrn. A. Hermann).
125. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde.
126. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde (125 und 126 v. d. V.).
127. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften (v. d. A.)
128. Laibach. Mittheilungen des Museal-Vereins für Krain (v. d. M.-V.).
129. Prag. Památky archaeologické a místopisné (v. d. Museum Regni Bohemiae).
130. „ Jahresbericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten (v. d. L. u. R.).
131. „ Český Lid (v. d. Red.).
132. Triest. Atti del Museo civico di storia naturale.
133. „ Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali (v. d. S.).
134. Wien. Annalen des K. K. Naturhistorishen Hofmuseums (v. d. M.).
135. „ Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (v. d. A. A.).
136. „ Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik (v. Hrn. C. Künne).
137. „ Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (v. d. Pr. C.).

Portugal.

138. Lissabon. Boletim de la Sociedade de Geographia (v. d. S.).
139. Porto. Revista de Sciencias Naturaes e Sociaes (v. d. Sociedade Carlos Ribeiro).

Rumänien.

140. Bucarest. Analele Academiei Romane (v. d. A.).
141. Jassy. Archiva d. Societătii ştiinţifice şi Literare (v. d. S.).

Russland.

142. Dorpat. Sitznngsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft.
143. „ Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft (142 u. 143 v. d. G.).

144. Moskau. Tagebuch der anthropologischen Abtheilung. (Nachrichten der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften.) (v. Hrn. Anutschin).
145. St. Petersburg. Das lebendige Alterthum. Periodische Schrift der ethnologischen Abtheilung d. k. russ. geogr. Gesellschaft (russisch).
146. „ Sitzungsprotocolle der Russischen Anthropologischen Gesellschaft (russisch) [v. d. G.].
147. Warschau. Wisla. M. Geograficzno-Etnograficzny (v. d. Red.).

Schweden.

148. Lund. Skandinavisches Archiv (v. d. R.).
149. Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift for Sverige.
150. „ Teckningar ur Svenska Statens Historiska Museum.
151. „ Akademiens Månadsblad (149—151 v. d. Kongl. Vitterhets Historie og Antiqvitets Akademien).
152. „ Samfundet för Nordiske Museet främjande Meddelanden. utgifna af Artur Hazelius.
153. „ Handlingar angaende nordiske Museet (152 u. 153 v. Hrn. Hazelius).

Schweiz.

154. Aarau. Fernschau (v. d. Mittelschweizerischen Geographisch-Commerziellen Gesellschaft.)
155. Hottingen-Zürich. Antiqua (von Hrn. Forrer).
156. Neuchâtel. Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie (v. d. S.).
157. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde.
158. „ Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft (v. d. A. G.).

III. America.

159. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Society of Natural History (v. d. S.).
160. Buenos-Aires (Argentinische Republik). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
161. Carácas (Venezuela). Revista cientifica mensual de la Universidad central de Venezuela (von Hrn. Ernst).
162. Córdoba (Argentinische Republik). Actas de la Academia Nacional de Ciencias.
163. „ Boletin de la Academia Nacional de Ciencias (162 u. 163 v. d. A.).
164. Davenport (Iowa U. S. A). Proceedings of the Davenport Academy of Natural Sciences (v. d. A.).
165. Halifax (Nova Scotia, Canada). Proceedings and Transactions of the Nova Scotian Institute of Natural Science (v. d. I.).
166. Mexico. Mittheilungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins (v. d. V.).
167. New-York. Bulletins of the American Geographical Society (v. d. S.).
168. Philadelphia (Penn'a U. S. A.). Proceedings of the Academy of Natural Sciences (v. d. A.).
169. „ Proceedings of the American Philosophical Society (v. d. S.).
170. „ Transactions of the Wagner Free Institute of Sciences.
171. Rio de Janeiro (Brasilien). Archivos del Museo Nacional (v. d. M.).

172. Santjago (Chile). Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins (v. d. V.).
173. San José (Costa Rica). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
174. Toronto (Canada). Proceedings of the Canadian Institute.
175. „ Transactions of the Canadian Institute.
176. „ Annual Report of the Canadian Institute (174—176 v. d. C. I.).
177. Washington (D. C. U. S.). Annual Report of the Smithsonian Institution.
178. „ Report upon U. S. Geographical surveys West of the 100th Meridian.
179. „ Annual Report of the Geological Survey.
180. „ Report of the Geological Survey of the Territories.
181. „ Bulletin of the U. S. Geological and Geographical Survey of the Territories (177—181 v. d. Smithson. I.).
182. „ Annual Report of the Bureau of Ethnology (v. d. Bureau of Ethnol.).
183. „ The American Anthropologist (v. d. Anthropol. Society of Washington).
184. „ Bulletin of the U. S. National Museum.
185. „ Proceedings of the U. S. National Museum.

IV. Asien.

186. Batavia. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde.
187. „ Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
188. „ Verhandlingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (186—188 v. d. G.).
189. Bombay. The Journal of the Anthropological Society (v. d. S.).
190. Calcutta. Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India.
191. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society (v. d. S.).
192. Tokio. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens (v. d. G.).
193. „ Memoirs of the Literature College, University of Japan.
194. „ The Calendar, Imperial University of Japan (192—194 v. d. I. U. o. J.).

V. Australien.

195. Adelaide. Report on the progress and condition of the Botanic Garden (von Hrn. R. Schomburgk).
196. Sidney. Report of the trustees of the Australian Museum.
197. „ Records of the Australian Museum (196 u. 197 v. d. M.).

Ausserordentliche Sitzung vom 9. Januar 1892.

Vorsitzender Hr. **Waldeyer.**

(1) Der Rentier König, ein altes Mitglied und Mitbegründer der Gesellschaft, ist gestorben. —

(2) Hr. Wetzstein hat zu grossem Bedauern des Vorstandes angezeigt, dass er eine Wiederwahl in den Ausschuss nicht würde annehmen können, da seine Gesundheit ihm den regelmässigen Besuch der Ausschuss-Sitzungen verbiete. —

Der Vorsitzende spricht dem hochverdienten Mitglied für seine langjährige Mitwirkung den wärmsten Dank der Gesellschaft aus. —

(3) Major Steffen-Pascha, der durch seine Arbeiten in Attika und seine Betheiligung an der Prüfungs-Commission in Hissarlik unseren Arbeiten so nahe getreten war, ist leider am 15. December v. J. zu Constantinopel einem Typhus erlegen, der ihn alsbald nach seinem Eintreffen daselbst, zur Uebernahme der hohen, ihm übertragenen Stelle, ergriffen hatte. —

(4) Hr. Dr. Lissauer, bisher Vorsitzender der anthropologischen Section der Danziger Naturforschenden Gesellschaft, hat sich durch den ergreifenden Tod seines Sohnes bewogen gefühlt, seinen Wohnsitz nach Berlin zu verlegen. —

(5) Der Hr. Unterrichtsminister theilt unter dem 28. December v. J. mit, dass Seine Majestät der Kaiser und König durch Allerhöchsten Erlass vom 14. December der Gesellschaft die landesherrliche Genehmigung zur Annahme des Schliemann'schen Legates zu ertheilen geruht hat. —

Der Schatzmeister ist durch den Vorstand ermächtigt worden, das Capital in Staatspapieren anzulegen und diese bei der Reichsbank zu deponiren. —

(6) Hr. Bartels richtet der Gesellschaft Grüsse des Hrn. Jagor vom 30. November 1891 aus Singapore aus und theilt mit, dass derselbe Tags darauf beabsichtigt habe, seine Reise über Saigon, Cambodja, wahrscheinlich auch Tonkin nach Hongkong fortzusetzen. —

(7) Hr. W. Joest ist in Cairo angelangt und berichtet unter dem 27. December, dass es in diesem Jahre stark geregnet hat, dass aber seit dem Tage vorher schönes, kaltes Wetter eingetreten ist; Temperatur Morgens 6° C. —

(8) Hr. Schweinfurth, auf einer Reise nach der neuen italienischen Colonia Eritrea begriffen, hat aus Port Said unter dem 29. December mit einem Briefe an

Hrn. Virchow folgende Nachrichten des Hrn. Carl Wiese eingesendet, betreffend

altchristliche Felsinschriften im Nord-Zambeze-Lande.

Carl Wiese, ein aus Breslau gebürtiger, unternehmender junger Elfenbeinhändler, der von 1885 bis 1891 in der nördlichen Zambeze-Gegend, in jenem bis vor ihm noch unerforscht gebliebenen Dreieck zwischen Zambeze, Njassa und Loangua unter Sulu-Stämmen und an der Spitze einer von ihm organisirten, aus 300 Mann bestehenden Truppe von Elephantenjägern thätig gewesen ist, hat von Lissabon unter dem 17. December, auf der Rückreise nach Africa begriffen, die nachfolgenden Zeilen an Prof. Schweinfurth gerichtet, in Erwiderung auf eine von letzterem ihm zugesandte Schrift über Socotra (im „Daheim“, Febr. 1891), in welcher die Erwähnung einer alten Felsinschrift seine besondere Aufmerksamkeit erweckt hatte.

„Ich habe im Norden vom Zambeze (13,3 Br. und 32,4 Greenwich Länge) an einer mächtigen Felswand, welche durch einen überhängenden Steinkoloss geschützt ist, dieselbe Art von Inschrift gefunden. Dieselbe besteht in zwei Handumrissen, welche je ein Kreuz zur Seite haben; unter denselben befinden sich einige räthselhafte Zeichen, welche ich natürlich nicht wiedergeben kann.

„Meine Jäger haben mir erzählt, dass sie eine ganz ähnliche Inschrift am oberen Loanga angetroffen haben.

„Ich glaube, dass die Urheber dieser Inschriften in Bezug auf Uebereinstimmung mit den von Ihnen beschriebenen, in Aegppten, Syrien und Persien angetroffenen Zeichen, dieselben sein müssen. Es lenkte dieser Umstand meine Aufmerksamkeit darum besonders auf sich, weil ich glaube, dass auch die im Süden vom Zambeze in Zimbaoe vorgefundenen Ruinen den Urhebern der vorstehend erwähnten Zeichen zugeschrieben werden können.

„Dasselbe Volk, welches die Charaktere in Aegypten, Syrien, Persien in Stein meisselte, und bis in die Nähe des Zambeze vordrang, kann auch sehr wahrscheinlicher Weise noch weiter nach dem Süden vorgedrungen sein und die wunderlichen Bauten in Zimbaoe errichtet haben.

„Als ich die Inschrift das erste Mal sah, glaubte ich in Folge der sie begleitenden Kreuzsymbole auf christlichen Ursprung schliessen zu müssen, und schrieb sie portugiesischen Missionären zu. Sehr erstaunt war ich daher, als ich sie von Ihnen in besagten Ländern als auch existirend erwähnt fand. Ich werde nicht verfehlen, auf meiner jetzigen Reise eine photographische Aufnahme dieser Curiosität zu machen, und werde natürlich nicht vergessen, Ihnen eine Copie derselben zugängig zu machen.“ —

Hr. Schweinfurth bemerkt dazu, dass er von Neapel aus die Ueberfahrt auf dem schönen Dampfer der Ostafrica-Linie „Aline Wörmann“ in Gesellschaft eines, am Südende des Tanganika thätigen Bezirksverwalters, John Lowe Nicoll (unter dem Commissioner to Nyassaland, Johnston) gemacht hat, der ihm viel von räthselhaften Steinartefakten erzählt hat, die in jener Gegend bei Gelegenheit von Erdarbeiten an den Tag gebracht seien. Es werde wichtig sein, alle Reisenden darauf aufmerksam zu machen. —

(9) Hr. Bartels theilt aus einem Schreiben des Dr. Glogner in Padang an der Westküste von Sumatra mit, dass derselbe beabsichtige, der Gesellschaft Photographien zu übersenden, welche in jüngster Zeit ein Photograph im westlichen Sumatra aufgenommen hat. Ferner schreibt derselbe:

„Im Westen Sumatras liegt eine Anzahl von Inselgruppen, von denen nur Nias, wenn auch noch oberflächlich, bekannt ist. Die anderen Inseln, besonders die Mentawe- und Page-Inseln, sind sehr wenig bekannt. Einzelne wenige Chinesen kommen von Zeit zu Zeit hin, um Tauschhandel zu treiben. Alle zwei Jahre fährt ein Regierungsdampfer mit einem holländischen Beamten nach diesen Inseln, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Einwohner sind halbe Wilde." Der genannte Photograph hat nun auch die genannten Inselgruppen besucht und dort photographische Aufnahmen der Dorf- und Hausanlagen, der Handels- und Fischerfahrzeuge und der Eingebornen angefertigt, welche wohl auch in nächster Zeit in die Oeffentlichkeit gelangen werden. —

(10) Hr. Bartels übergiebt photographische Aufnahmen von Hallstatt im Salzkammergut und von dem Hallstatter Gräberfelde auf dem Obersalzberge, welche er im vorigen Sommer gefertigt hat. Im Sommer 1891 waren von dem Hallstatter Musealverein wieder einige Gräber geöffnet worden, in deren einem sich ein bronzener Armring und in einem anderen ein kleiner massiver Ohrring von Gold gefunden haben. —

(11) Der Custos des U. S. National-Museum, Hr. O. Mason, übersendet folgendes Schreiben, d. d. Washington, 19. December, betreffend

die politische Gleichberechtigung der schwarzen Rasse.

„An eminent statesman and jurist in our country has put to me professionally the following question: — Is there any account of two peoples of different blood or race, living together on terms of perfect equality under the same government? For example, the experiment is now being tried of putting the white race and the African race upon an equal footing politically in our Southern states, especially in South Carolina.

„The gentleman making the inquiry is a Northern man and was formerly an abolitionist; therefore he does not take up the question with prejudice against the negro, but from higher motives. He wishes to know what should be the true policy of our Government as taught by history, with reference to the eight million of persons of negro blood in our Southern states.

„I should be glad if you will bring this question officially before your Society. The name of the inquirer will be given to you if you desire it, but for the unprejudiced discussion of the question it may be better to hold it in reserve for the present.

„It looks to me as if anthropology were assuming the position of a dignified science, when an eminent statesman and judge appeals to our Societies for a solution of such political questions." —

Hr. Rud. Virchow, an den das Schreiben gerichtet ist, bemerkt dazu, dass eine derartige Discussion nicht wohl ohne Weiteres ausgeführt werden könne. Indessen könne eine solche wohl auf eine der folgenden Tagesordnungen gesetzt werden. —

(12) Hr. Arzruni theilt die Resultate seiner Untersuchung über den Nephrit von Schachidula (Verhand. 1891 S. 692) mit. Die Abhandlung wird im Text der Zeitschrift gedruckt werden. —

(13) Hr. **Bartels** legt

Copien von Felszeichnungen der Buschmänner
(hierzu Tafel I und II)

vor, welche von Fräulein Käthe Kühne, Lehrerin der Missions-Kinderschule in Bethanien (Oranje-Frijstaat) eingesendet worden sind. Dieselbe schreibt darüber:

„Bei den Beschreibungen der Sitten, Anlagen und Beschäftigungen der Urvölker ist es von grösster Wichtigkeit, dass man sich an Ort und Stelle umschaut und Spuren früheren Schaffens aufsucht. So war es mir eine grosse Freude, auf einem Steinhügel auf der in den Diamantfeldern Süd-Africa's gelegenen Missions-Station Pniel (West-Griqua-Land) Zeichnungen oder vielmehr Eingravirungen zu finden, die aus der Zeit herrühren, wo die Buschmänner hier noch in ungestörter Ruhe lebten und Musse fanden, die in ihnen schlummernden Talente in ihrer ursprünglichen rauhen Art zum Ausdruck zu bringen. Der Hügel, auf dem ich die Steine vorfand, beherrscht die dortige Gegend und den unten fliessenden Vaalfluss, den Hauptnebenfluss des Oranje, und die dortigen Missionare sagten mir, dass die Buschleute auf diesem „Lug in's Land" oft lange zubrachten, um den Feind zu beobachten und plötzliche Ueberfälle zu verhindern. Die Zeit mag da den Naturkindern auch lang geworden sein, und der in ihnen schlummernde Trieb, Geschehenes nachzubilden, erwachte. Sie sahen die Flächen der Eisensteine glänzen, griffen zu dem einfachsten Stift, einem spitzen Stein, und stellten — immer feine Pünktchen machend — Thiere dar, die unten am grünenden Ufer des Flusses weideten oder spielten, oder auch Muscheln und Fische, die der Strom auswarf.

„Sind die Formen auch zum Theil unvollkommen und in dem Zustande, wie ich sie vorfand, durch den Einfluss der Witterung halb verlöscht, so zeigen sie doch eine merkwürdige Naturwahrheit und darum nach einer Seite hin — man möchte fast sagen, Künstlerschaft. Sogar den zweiten Schritt versuchte diese Urkunst zu machen: sie ging aus der Ruhe in die Bewegung über, wie man z. B. bei Nr. 26 (Vogel mit erhobenen Flügeln) sieht.

„Diese in Stein gebildeten Gravirungen sind in Gefahr, bald ganz verloren zu gehen, indem sie stark unter den Einflüssen der Witterung leiden. Auch zerbröckeln die Steine, und erst nach einiger Mühe gelang es mir, das abgebrochene Stück, z. B. beim Strauss, wieder zu finden. Es möchte deshalb von Interesse sein, diese Spuren einer vorchristlichen Bildung aufzubewahren." —

Hr. Bartels bemerkt dazu, dass er eine sehr grosse Sammlung solcher Buschmanns-Felszeichnungen in Originalstücken im Sommer in Wien unter den von Hrn. Holub in der Rotunde des Praters ausgestellten Gegenständen gesehen habe. Es waren auch die Klopfsteine dazugelegt, mit welchen die Buschmänner diese Zeichnungen in die flache Felswand einschlagen. Dieselben waren aber keine „spitzen Steine", wie Frl. Kühne annimmt, sondern theils runde Steine von der Grösse eines grossen Apfels, theils ovale Steine von der Grösse eines Schwaneneies. Die Zeichnungen waren theils nur im Umriss in den Felsen geklopft, theils erschien aber die ganze Fläche des Bildes gegen die umgebende Felswand vertieft. Die zur Darstellung gebrachten Figuren waren, wie auf den hier vorliegenden Zeichnungen, vorwiegend Thiere, die meist recht charakteristisch wiedergegeben waren (Nashorn, Giraffe, Antilopenarten, Büffel u. s. w.), aber auch geometrische Ornamente kamen vor, die jedoch vielleicht Geräthe oder derartiges bedeuten sollten. Menschliche Figuren waren ebenfalls vertreten; namentlich

fiel ein Paar sehr gut gezeichneter Weiber und Kinder auf mit stark ausgebildeter Steatopygie. Auf den hier vorliegenden Zeichnungen finden sich einige Reiter [Jagdbauern] (6, 7), ein Kreisornament (1), Schafe (2, 3. 5. 8, 20), das Pferd (15), Büffel und Rind (4, 16, 17, 19, 21), die Giraffe (14. 22. 25), der Strauss (9, 12, 13), Fische (11, 24), ein mit den Flügeln schlagendes Huhn (26). Nicht mit Sicherheit zu deuten sind die drei Thiere 10, 18, 23.

Es ist sehr zu bedauern, dass das hiesige Königl. Museum für Völkerkunde nicht mehr als ein einziges kleines Stück von diesen interessanten Ueberresten besitzt. Drei solche Felszeichnungen, ebenfalls Thiere darstellend, von „gestoppte Fontein" in Transvaal, sind von Hrn. Hübner im Jahrgange 1871 der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht (S. 71, Taf. I). Buschmanns-Zeichnungen auf Papier, welche das Berliner Missionshaus besitzt, sind im Jahrg. 1881 von Hrn. Missionar Nauhaus der Gesellschaft vorgelegt (Verhandl. S. 346) und auf Taf. IX abgebildet worden. —

(14) Hr. Bastian hält unter Vorlage zahlreicher ethnographischer Gegenstände einen Vortrag

zur indischen Lehre der Wiedergeburten.

Zu den heutigen Mittheilungen bin ich veranlasst durch den, über die Ergebnisse des (in Gemeinsamkeit mit der Rudolf Virchow-Stiftung ausgesandten) Reisenden Stevens gehaltenen Vortrag in der November-Sitzung, wo die beschränkte Zeit keine Anknüpfung erlaubte; da mir in der Zwischenzeit eine an damals beabsichtigte Bemerkungen anschliessende Zeichnung durch Freundlichkeit des Directors des Ethnologischen Museums in München zugeschickt ist (aus dortiger Sammlung), habe ich einige der von meiner letzten Reise mitgebrachten Darstellungen zugefügt zu weiterer Illustration.

Auf der Photographie, chinesisch bezeichnet[1]) als „Schluss der Raddrehung", kuan-lun-tshuen (nach Prof. Grube's Lesung), finden sich die Wiedergeburten, wie aus einer Altweibermühle hervorgehend, und auf den schematisch entworfenen Grundrissen der Ober- und Unterwelten — einem brahmanischen aus der Bibliothek des Raja von Madura, einem buddhistischen, in ceylonischem Kloster copirt (nach birmanischem Original) und einigen jainistischen (verschiedener Provenienz — lassen sich die weiteren Schicksale verfolgen, unter dem Einfluss uranographischer Provinzen gewissermaassen, zur Anpassung psychischen oder pneumatischen Leibes an das Milieu (wie des hylischen an die Umgebungsverhältnisse geographischer Provinzen).

Man pflegt die Lehre der Metempsychose oder Metensomatosis als die der Seelenwanderungen zu bezeichnen, obwohl gerade dasjenige Religionssystem, welches hierfür als Prototyp zu gelten hätte, das buddhistische nehmlich, keine Seele kennt, da das, was bei uns neuerdings als vorläufig letztes Wort zu gelten hätte, „die Psychologie ohne Seele" nach A. Lange's Ausdruck (in seiner Geschichte des Materialismus), — die Auflösung der Vermögen in Processe, der Seele in ihre Functionen (seit Hume's, den Dogmatismus aufrüttelnden Skepticismus und seiner Kantischen Kritik), — im Abhidharma den, als eigentlich betonten Kern der Weltauffassung bildet, in Controversen mit ihren jainistischen Rivalen, z. B., dem Atma der Brahmanen (in Emanirung des Jivatman aus Paramatman u. s. w.).

Im positivistischen Sinne gleichsam, von jenen Finalursachen, welche in die (der Erkenntnisstheorie soweit unlösliche) Antinomien hinausführen, absehend,

1) Ruota dell'eternitá (Rad der Ewigkeit), findet sich dabei geschrieben (vom italienischen Uebersender).

verlegt der Buddhismus das ganze Problem (wie in Socrates' Reform der Religionsphilosophie seiner Vorgänger) auf das ethische Gebiet, und innerhalb des Erdenlebens, worauf Confucius den Blick beschränkt haben will, zählt der Mensch nur für seinen ethischen Werth, der indess dann (bei Einheit des physischen und moralischen Gesetzes) durch kosmisch begeistigende Kräfte in den Makrokosmos überströmt, um dort, wie einerseits die mit zunehmender Sündenschuld eintretenden Zerstörungen, aus gleichem Connex die anschliessenden Welterneuerungen anzuregen, mit den aus Okasaloka einsetzenden Elementarwandlungen (durch die Zwischenglieder vom Akasa bis zum irdischen Substrat).

An Stelle der Menschenschöpfung steht eine Einwanderung aus höheren Schichtungen, wohin sich die heiligen Insassen der unteren, vor aufsteigenden Zerstörungsfluthen, zurückgezogen hatten (wie aus Janaloka nach Tapaloka), und in der Nachkommenschaft der fallenden Abhassara beginnen dann wieder die Wanderungen, wie, der moralischen Verantwortung gemäss, bedingt durch das Apurva des Karma, beim Uebergang des Chuti-Chitr in Patisonthi-Chitr (nach den ursächlichen Verknüpfungen in der Pratitcha-samuppada).

So fremdartig auf den ersten Blick eine solche Vorstellungsweise uns entgegentritt, so werden wir doch, weil sie einen weitesten Theil der Erdoberfläche alter Welt übergreift, uns daran zu gewöhnen (oder doch soweit hineinzudenken) haben, um sie (in ihrer logischen Verknüpfung) zu verstehen, inwiefern ein Verständniss des Menschheitsgedankens überhaupt beabsichtigt ist. Um die in den geschichtlichen Bewegungen desselben oftmals auseinandergerissenen Fetzen in ihrem naturgemässen Zusammenhang zu überblicken, bietet der Buddhismus einen schematisch umfangreichsten Plan-Abriss, weshalb er sich, solcher Hinsicht nach, dem Studium dringlich empfiehlt, freilich nicht, wie theosophische Schwärmerei es meint, für die Praxis etwa, da vielmehr (darauf bezüglich) zu der kraftvoll activen Thätigkeit, wodurch unsere Civilisation ihre Höhe erkämpft hat, das directe Gegenbild auftritt in apathischer Contemplation, deren selbstgenügende Stagnation andererseits nun eben die Bewahrung eines einheitlichen Bandes ermöglichte. Bei unbehinderter Ueberschau wird hier mancherlei deutbar, was anderswo sonderbare Räthselhaftigkeiten einschliesst, besonders bei eschatologischen Ausläufern, wie die ohne Zweckabsehung chiliastisch, in manchen Religionslehren zwischengeschobenen Episoden, aus den Ablösungen von Utsarpini und Avarsapini ineinandergefügt, sich erklären liessen, sowie die allgemein verbreiteten Fluthsagen aus partiellen (halb oder dreiviertel) Neuschöpfungen, unter den Verhältnisswerthen von Kalpen zu jedesmal zugehöriger Mahakalpa (bis Pralaya), — bei den methodisch regulirten Folgen durch Ursächlichkeit des in Hurricanen wüthenden Sturmwindes (als weitgreifendsten), des Feuers (in der Ekpyrosis eines Sutr-Brandes u. s. w.) und dann (obwohl auch voranstehend) das Wasser (mit Anschluss der Erdbeben in mexicanischen Tonatiuh).

Im weiten Rahmen des buddhistischen Weltplans (oder „Systema" der Stoa) ordnet sich Alles dieses systematisch neben einander, ein Jedes an der ihm zugehörigen Stelle stehend, unter gegenseitiger Erklärung aus und durch einander, und in soweit genügend, weil (mit Kraft-Aufspeicherung für den Wieder-Anfang) die Klippe umschifft ist, wo ein Abgleiten in den „Regressus ad infinitum" droht (indem für central bedingenden Schwerpunkt das Ethische den Ausschlag giebt).

Der durchschlagende Unterschied, dass es sich bei dem Buddhismus nicht um die Seele als ein „Reales" handelt, (nicht um die unzugängliche Ursächlichkeit eigener Immanenz), sondern um die, aus den Handlungen bethätigten Wirkungen, ist als charakteristisch festzuhalten, demjenigen gegenüber, was sich sonst aus

ethnischen Elementargedanken unter landläufiger Bezeichnung der Wiedergeburten oder Seelenwanderungen zerstreut findet, und vielfach nur auf eine Theilseele der, vierfach (bei Caraiben), siebenfach (bei Karen), in Kla, Bla, Sisa (bei Eweern), — (bald so, bald anders) —, getrennten Seelensubstanz Bezug nimmt. Anschlüssig an archaistische Restüberbleibsel kann zur Erwähnung kommen, was im Phaedrus, „nach wahrscheinlichen Reden“, über die den Leidenschaften entsprechenden Thiereinkörperungen (und die dem Philosophen im Besondern vorbehaltenen Rangstufen), ähnlich denen der durch Persephone (bei Pindar) nach Büssungen heraufgesandten (in mystischen Weihen), gesagt ist, — dann Kadlubeck's Erwähnung der durch Thierleiber wandernden Seelen der Slaven, der druidischen aus Taliesin's Erfahrungen, bis in pflanzliche Metamorphosen (Ovid's), der gallischen in Cyknus, der dichterischen im Pfau (bei Ennius), oder im ägyptischen Einbegriff sämmtlicher Thierklassen (wie in den Jataka durchwandert) für 3000 Jahre (zu Herodot's Zeit), auch das Rollen im Gilgul, wo die Seele Adam's in David und dann in Elias wiederscheint, oder wenn Pythagoras sich seiner Vorexistenz als Euphorbus erinnert, Empedocles menschlicher, sowie thierischer (als Fisch und Vogel). Dabei mag der abgestorbene Verwandte im Neugebornen zurückkommen (in Guinea) oder durch Uebertragung, sei es einer vermittelten (in Oregon), sei es in (indianisch) directer, — die Seele von dem Erben aufgenommen werden (dem es aufliegt: „animam ore excipere“).

In allem diesem beschränkt sich die Wanderung (im (κύκλος ἀναγκαῖος) auf was sich dem Buddhismus mit seinem Bezirk am Fuss des centralen Meru umgränzt, in Manusholoka (oder Menschenwelt), mit thierischem Annex (der Tirijjan), auch vielleicht die Pretaloka, während darüber hinauf (wie nach unten die Naraka absinken), die Himmel aufsteigen, von Indra's Olymp (oder Walhalla) auf der Scheitelfläche Su-Meru's aufwärts, erst durch die Sinneshimmel Kamaloka's, dann jenseits der (in der Gnosis durch Jaldalbaoth's Zaun-Aufrichtung bezeichneten) Grenzlinie, die Rupaloka in vielfachen Etagen, bis zu den (als häretisch indess abgestossenen) Arupaloka (wenn die orthodoxe Abzweigung auf die Megga übersehen ist). In all' diesen Regionen (himmlischen und höllischen, mit der mittleren dazwischen) wandert die Seele (oder Nicht-Seele) nach dem im Fatum Ausgesprochenen einer moralischen Weltordnung, deren Gottheitsbegriff, wie von Fichte beansprucht, ihm zur Anklage des Atheismus gemacht wurde, und so dem (im Dharma auslaufendem) Buddhismus, obwohl es gerade in ihm krimmelt und wimmelt von Göttern, noch dichter als im Brahmanismus (der 33 Millionen zählt).

Für die Mehrzahl der Mythologien, in welchen die Seelenwanderungen spielen, kommt der Himmel erst bei deren Endabschluss in Betracht, nach einem 10000 jährigen Cyclus an Plato's hyperkosmischem Ort, oder auf kronischer Zionsburg, wohin der ὁδὸς ἀθανάτων führt (wie mittelalterliche Reisewege an den Fuss des terrestrischen Paradies-Berges), und wenn das zum Einnageln der Sterne (bei Anaximenes) benutzte Firmament nicht genügende Sicherheit gegen Einsturz zu bieten scheint, zählt man bis zum dritten Himmel weiter, oder aufwärts noch hinauf, in der stereotyp wiederkehrenden Zahl der Sieben-Himmel, die indess, nach der Topographie buddhistischer Weltkarte, noch innerhalb der Kamaloka eingeschlossen bleiben. Jedoch gelten hier bereits, für die Zeitdauer, derartig die Berechnungsmaasse im kosmologischen (oder geologischen) Entwickelungsgange weit übersteigende Zahlenungeheuer, dass sie dem gewöhnlichen Durchschnittsverstande im Unabsehbaren („Adrishta“) einer Ewigkeit entschwinden mögen, und was sich dann bei den Dhyani, betreffs zeitlicher Dauer oder räumlicher Ausdehnung, angegeben findet, wäre nur den in Fixsternräumen geforderten Entfernungen etwa vergleichbar.

Für den Buddhismus haben die, scheinbar jeder Bewältigung spottenden Berechnungen insofern keinerlei Schwierigkeit, weil es nur auf die Verhältnisswerthe hinauskommt, und obwohl das Anhängen von Hunderten oder Tausenden von Nullen verlangt sein mag, können diese doch dann in den Gleichungen wieder um so leichter und unbedenklicher im gegenseitigen Entgegenkommen beiderseits gestrichen werden, da es sich nur um die, mit Erwachen aufleuchtender Bodhi von selbst verschwindenden Phantasmagorien der Maya handelt, so dass die Rechnung ebenso gut decadisch nach den gewöhnlichsten Regeln des elementarsten Einmaleins geführt werden kann, um allen rationellen Bedürfnissen zu genügen. Während nun in buddhistischer Weltanschauung die Lehre von den Wiedergeburten mit ethischer Auswerthung verquickt liegt, findet sie sich sonst in geschichtlich gezeitigten Culturen (auf aussterbende Ueberbleibsel reducirt) noch auf dem Niveau des Wild- oder Naturstammes, in demjenigen Naturzustande, wo unter den bunten Masken des Völkergedankens, als anthropomorphische Personification, das Spukgebilde animistischen Seelengespenstes einherschreitet, das, wenn ihm die Larve abgezogen, sich stets als dasselbe Eidolon, ein gut-alter Bekannter, entpuppt, — ein armselig elendiges Ding, nach ästhetischer Schätzung, obwohl werthvollstes zugleich, je nach der Originalität, als Object experimenteller Erprobung (nach comparativer Methode auf den, für Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie, einzuschlagenden Forschungswegen).

Im Allgemeinen kann die Ansammlung der Elementargedanken als ein der Hauptsache nach Abgeschlossenes gelten für die Ethnologie. An Stelle eines „embarras de richesses“, wie zu beschweren schien, als vor 30—40 Jahren die Sammelthätigkeit ernstlicher begann, ist eher Mangel eingetreten, beim Ausschauen nach mehr. Das beim Oeffnen der Schleusen massenhaft einstürzende Material, wild, wirr und verwirrend, hat in der Zwischenzeit Zeit gehabt, aus trüb gährender Mutterlauge (nach wahlverwandtschaftlichen Affinitäten) sich zu klären; das Anschiessen hat allmählich begonnen, in durchsichtig einfachen Krystallisationen, so durchsichtig klar, um sich auf ein Paar einfachste Grundzüge zu subsumiren, unter Monotonie des Eindrucks, liesse sich sagen, in einer Einförmigkeit und Eintönigkeit, woran sich nicht mehr viel wird moduliren lassen. In dem letzten Decennium ist nur wenig Neues noch hinzugekommen, ausser etwa, wenn der Entdeckungsreisende als erster Weisser innerhalb eines, bisher noch von keinem „Papalangi“ (polynesischer Sage) durchbrochenen, Horizontes erschien, oder, was an abgelegenen Winkeln noch unberührt geblieben war, aufgespürt wurde. Wichtige Beiträge sind (aus nächstem Kreis) zu verzeichnen von den Tushilango durch Wissmann's und Pogge's Reise), durch von den Steinen, und Ehrenreich etc., aus Mikronesien durch Kubary's Beiträge, aus Melanesien wie z. B. in der dortigen Parallele des papuanischen Schöpfungs-Apparates mit dem manichäischen für das Herabregnen aus brahmanischer Pitriloka des (in seinen Phasenwechseln ein Schicksalsrad gleichsam repräsentirenden) Mondes (des Stiersamen-Beschützers im Jeschts Sader), als gleiches Symbol der Verjüngung für Hottentotten, Eskimo und Fijier (in der nach der Wandlungsweise der „Monde ambiant“ erzählten Legende), und wie die gemeinen Seelen vom Atua verzehrt werden (in Polynesien), so die vom Götterwege Abgewichenen im Monde von den Deva (nach der Chandogya-Upanishad).

Mancherlei muss hinzukommen, mit zunehmender Verschärfung detaillirten und detaillirenden Einblicks, aber in vorläufig orientirenden Verallgemeinerungen sind die Umrisse der ethnischen Elementargedanken festgestellt (um den Anforderungen einer Gedankenstatistik zu genügen).

Mit zuverlässigem Fussauftritt auf einer Fundamentirung, die durch thatsächlich erweisbare Ineinanderfügung vor Erschütterung gesichert ist, wird die Ethnologie allmählich ihrer Hauptaufgabe näher treten können, dem Ausverfolg der psychischen Wachsthumsprozesse, mittelst welcher aus der Latenz der Keimanlagen auf tief untersten Stadien der Uncultur, dasjenige zu organischer Entfaltung gelangt ist, was die Dichtung in ihren Idealen besingt, oder die metaphysische Speculation als Höchstes und Letztes anzureichen strebt, wenn des Welträthsels Lösung suchend; auf all' den Kreuz- und Querwegen, die durchwandert sind, nach den Praedilectionen philosophischer Theoreme (im Bunde oder im Kampfe miteinander).

Ein bedeutsamer Vorstoss ist bereits gelungen, durch die erfolgreiche und verdienstvolle Förderung der vergleichenden Rechtskunde, indem als Vorbedindung gesellschaftlicher Existenz das Sittengesetz dem Skeletgerüst des Gesellschaftskörpers eingebettet liegt, und deshalb unter den wandelbaren Variationen seiner Formgestaltungen schärfere Anhalte zur Umschreibung bietet, als jene, über die am religiösen Horizont reflectirte Weltanschauung hinausstrebenden, Vorstellungen, wenn sie, von den Ahnungen eines Unendlichen und Ewigen angeweht, deren Zuge folgen (in das Jenseits hinaus).

Für die Ansatzpuncte, die hier für den Ausgang fernerer Studien behülflich sein mögen, ist durch den oben genannten Reisenden eine willkommene Beifügung geliefert, die sein bereits früher bezeugtes Beobachtungstalent neu bestätigt. Die Volksstämme, unter welchen er sich aufhielt, sind, obwohl im Allgemeinen zu den tiefststehenden und verhältnissmässig unbekannten gerechnet, doch immerhin verschiedentlich besucht und beschrieben worden, aber nicht mit den (leider allzu oft vernachlässigten) Cautelen, die (wie mehrfach bereits bemerkt ist) als unerlässliche Vorbedingung zu erachten sind, wenn ein unverfälscht getreuer Abdruck des ethnopsychischen Lebens gewonnen werden soll.

Soweit eingehendere Beschreibungen von den Jakun oder Mintras in der Literatur vorhanden sind, wird, wie von ihrer Menschenwandlung (aus dem Affenpaar der Unka-Puteh), auch von den Hantu gesprochen, einer für Malayen und Verwandte charakteristischen Specifität des dämonisch die Natur durchwaltenden Seelengespenstes (wie im Pflanzen- und Thierreiche, im Eidolon der eigenen Seele), auch in den Schädlichkeiten ihrer Krankheitsteufel spukend, und, nach dem Abscheiden umgehend in Verschiedenartigkeit der Erscheinungsweisen. Stevens erzählt die Geschicke der „armen Seele" (oder Sumungat), wie sie in „Narakher" von Genowie-Lanyoot zur Reinigung gesiedet und geschruppt, dann von ihr, wie von der (bei Saxo Gr.) mit Hel identificirten Proserpina, wieder an die Oberwelt gesendet wird, um dort vielleicht in Bäumen einen dryadischen Wohnsitz (der Dayak) zu finden, vielleicht aber auch zu unstätem Umherschweifen verurtheilt bleibt, gleich indochinesischem Phi (Lih, chinesisch), oder sich frierend und hungernd an das Grab gefesselt fühlt, als Hantu-degup. In der mitgetheilten Zukunftsgeschichte der Seele treffen sich allerlei beachtenswerthe Einzelheiten bezüglich eines Brückenüberganges, wie bei Toda, Parsi, Arabern u. s. w., ehe vor Yama's (oder Pluto's) Richterstuhl geführt, die Abscheidung eines „limbus infantum" oder Tingha-Howi („Spielplatz der Kinder"), die Unterscheidung eines Ἠλύσιον πεδίον auf den „Frucht-Inseln" (Pulo Buah), vor Tow-Hun's Sitz im Klongsong-Awan, wohin sich (als letzt „finsteres Haus" des Dichters) nur mit Freundeshülfe gelangen lässt, u. A. m., doch verbleibt Alles dieses mehr oder weniger innerhalb bereits bekannter Manifestationen in der Phänomenologie des Völkergedankens.

Den Klassen der sicht- oder fasslichen Hantu wird ausserdem jedoch auch eine

unsichtbare zugefügt, im Hantu Kubur, der sich (aus immaterieller Uebergangsstufe) als mit Karma correspondirendes Aequivalent ergiebt, als das, nun selber wieder unter der Personification eines Hantu aufgefasste Vorstellungsbild der moralischen Verantwortung der das Leben überdauernden Schuld, die für den verübten Bruch (im Verbrechen) ihre Sühnung heischt, und, wenn nicht vom Schuldigen im Leben selbst gezahlt, auf dem Sohn oder Erben (als Erbtheil) lastet, bis abgerechnet auf den letzten Heller und Pfennig, ja noch mit dem Ueberschuss eines Zuschlages etwa (wie in brahmanischer Askese) gefordert. Beim Tode eines Batin geht deshalb die Nachfolge nicht auf den Sohn über, sondern wird unterbrochen, unter Erhebung des Enkels, damit nehmlich die hier drohende Belastung der Gemeinde, die an den Sünden ihres fürstlichen Vertreters mitzutragen hätte, abgeschnitten werde. Es liegt hier gleichfalls die Wechselwirkung der ethnischen und physischen Naturgesetze (in moralischer Weltordnung) zu Grunde, wenn eines Kleidouchos, gleich frommen Aeakos', Gebet seinem Volke den benöthigten Regen (und Segen) schafft, oder König Donald, nach vergeblichen Opfern zum Steuern des Misswachses, dem Opfertode in den Flammen übergeben wird (von den Schweden), und, wie der Thien-huang (oder Himmelsfürst) bei eintretenden Unfällen sich Büssungen unterzieht, um sein Land mit den Himmelsordnungen wieder zu versöhnen. Für den dem verstorbenen Batin folgenden Enkel führt dann der Sohn die Regentschaft, ähnlich wie es in Tahiti geschah, wo der Vater abdankte bis Mündigkeit des Sohnes, um ihm zu huldigen (der ohnedem einen Stufengrad höher stand in der Ahnenreihe).

Andere Einzelheiten finden sich beigefügt über die Verkehrsweisen mit dem Hantu Kubur, um den Folgen und deren schlimmen Nachwirkungen vorzubeugen, doch brauche ich bei dieser Gelegenheit nicht weiter darauf einzugehen, da die Herausgabe der Tagebücher durch den Directorial-Assistenten, Prof. Grünwedel in Vorbereitung begriffen ist (für die Veröffentlichungen des Museums). —

(15) Hr. Franz Boas, Worcester, Massachusetts, übersendet, in Fortsetzung seiner Mittheilungen (1891, Verhandl. S. 532 und 628), eine weitere Folge der

Sagen aus Britisch-Columbien.

VIII. Sagen der Çatlō'ltq.

1. Kumsnō'otl (= unser älterer Bruder).

1. Kumsnō'otl stieg vom Himmel herab und durchwanderte die ganze Welt. Auf seinen Fahrten begleiteten ihn P'a, der Rabe, K·ā'iq, der Nerz, und Ts'ē'selētl (ein bunter Vogel). Einst kamen sie zu einem Manne Namens K·oā'lawāisit. Dieser wusste, dass Kumsnō'otl zu ihm kommen würde, und wollte ihn tödten. Deshalb häufte er viel harzreiches Holz in seinem Hause auf und lud Kumsnō'otl und P'a zum Essen ein. Als sie im Hause waren, zündete er den Holzstoss an, bemächtigte sich Kumsnō'otl's und warf ihn ins Feuer. Dieser aber kroch in ein Scheit und machte, dass es nicht verbrannte, obwohl alles Holz ringsum lichterloh brannte. Der Rabe flog zum Rauchfang hinaus. Als das Feuer ausgebrannt war, kam Kumsnō'otl wieder aus dem Scheite hervor. Er nahm ein Zaubermittel und bestreute K·oā'lawāisit damit. Da ward dieser in einen Stein verwandelt.

2. Und Kumsnō'otl ging weiter. Einst gelangte er nach Qu'sam (Salmon River). Dort traf er einen Mann Namens Çōçe'neus, dessen ganzer Körper mit Mäulern bedeckt war. Dieser lachte unaufhörlich und machte einen Lärm, als ob Hunderte

von Menschen beisammen wären. Da sprach Kumsnō'otl: „Es ist nicht gut, dass Du so lärmst," und verwandelte ihn in einen Stein, der noch heute in Qu'sam zu sehen ist.

3. Und er wanderte weiter. Bald traf er einen Mann, Namens Kō'ma (eine Art Gadus), welcher ein gewaltiger Zauberer war. Da sprach Kumsnō'otl zu seinen Gefährten: „Lasst uns nicht näher herangehen: ich fürchte jenen!" Da lachte Kō'ma und rief: „Warum fürchtest Du mich, etwa weil ich ein mächtiger Zauberer bin? Ich thue ja niemand etwas, ich freue mich nur, dass es schönes Wetter ist!" Aber Kumsnō'otl fürchtete ihn. Deshalb ergriff er ihn und warf ihn ins Wasser. Er gab ihm einen kurzen Schwanz und verwandelte ihn in einen dicken, fetten Fisch, indem er rief: „Da Du ein Zauberer warst, so sollen die Menschen Dich fürderhin benutzen, um ihre Krankheiten zu heilen." Deshalb kocht man das Fett dieses Fisches aus und benutzt es als Medicin.

4. Und Kumsnō'otl fuhr nach K'o'djomēn. Dort sass eine Frau und sang zu dem nahen Berge Kō'kuanan: „O, bewege Dich ein wenig zur Seite, damit ich an Dir vorbeisehen kann! Meine Wangen sind wund vom Weinen, weil ich nicht an Dir vorübersehen kann!" Als Kumsnō'otl kam, schämte sich der Berg Kō'kuanan und rückte aus dem Wege.

5. Und er ging weiter zu einem Orte, wo ein Ungeheuer von der Gestalt eines Tintenfisches in einem See wohnte, das jeden verschlang, der hinabging, um Wasser zu holen. Niemand wagte sich mehr hinunter, und die Dorfbewohner starben vor Durst. Nur ein alter Mann wusste sich zu helfen. Er fuhr täglich hinüber zur Insel Mit'lnate und fing rothen Schellfisch. Er liess das Fett aus und trank es. So kam es, dass er und sein Enkel am Leben blieben, während alle Leute ringsum starben. Als Kumsno'otl ankam und die Noth der Dorfbewohner sah, beschloss er, das Ungeheuer zu tödten. Er befahl seinen Begleitern, grosse, flache Steine glühend zu machen. Als die Steine heiss waren, setzte er sich einen als Hut auf und bedeckte mit den anderen seinen Körper. Dann nahm er einen Eimer in die Hand, ging zum See hinab und plätscherte im Wasser, um die Aufmerksamkeit des Tintenfisches zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, so tauchte er auf, streckte seine langen Arme aus, um Kumsno'otl zu seinem Maule herabzuziehen, aber sobald er die glühenden Steine mit den Saugnäpfen berührte, so fielen diese ab. Endlich sprang das Ungeheuer gar auf Kumsnō'otl's Kopf und hätte ihn fast überwunden, aber der glühende Stein, welchen jener als Hut trug, tödtete es. Dann zerschnitt Kumsnō'otl es und warf die Theile nach allen Richtungen ins Meer. Er sprach: „Ihr sollt Euch in Tintenfische verwandeln und künftig den Menschen zur Nahrung dienen." Den Magen warf er aufs Land, wo er in einen grossen Stein verwandelt wurde; den Kopf versenkte er nahe Cap Mudge im Meere: dort erzeugt er noch heute die gefährlichen Wirbel und Stromschnellen.

6. Und Kumsnō'otl nahm einen Farbentopf, bemalte alle Menschen mit bunten Farben und verwandelte sie dann in Vögel. P'a schrie unterdess immer: „O, das ist schön, bemale mich auch, aber recht bunt!" Darüber ward Kumsnō'otl endlich ungeduldig und bestrich ihn über und über mit schwarzer Farbe. Daher ist der Rabe schwarz.

7. Im Anfang lief das Wasser immer in derselben Richtung durch die Seymour Narrows. Als Kumsnō'otl auf seinen Wanderungen dorthin kam, machte er, dass der Strom bei Ebbe und Fluth immer in entgegengesetzten Richtungen lief.

8. Und Kumsnō'otl ging weiter und traf einen Mann, Namens K'ē'u (den Hirsch). (Diese Sage und die Erschaffung des Kranichs, der an den Seymour

Narrows wohnte, ist gleichlautend mit den entsprechenden Sagen der Nak·o'mgyilisala.)

2. Das Baumharz und die Sonne.

Vor langer Zeit war das Baumharz ein Mann, Namens Mōmhānā'tc. Dieser war blind. Da er die Sonnenwärme nicht vertragen konnte, ging er Nachts aus, rothen Schellfisch zu angeln. Morgens, wenn es tagte, rief ihm dann seine Frau zu: „Komme rasch nach Hause, die Sonne geht auf!" So kehrte er immer heim, ehe es warm wurde. Eines Tages aber schlief die Frau zu lange, und als sie erwachte, sah sie, dass es heller lichter Tag war. Erschreckt lief sie zum Strande hinab und rief ihrem Manne zu: „Komme rasch nach Hause, die Sonne steht schon hoch am Himmel." Jener ruderte, so rasch er konnte, doch es war zu spät! Die Sonne schien so heiss auf ihn herab, dass er zerfloss, ehe er ankam Da wurden seine beiden Söhne traurig und sprachen zu einander: „Was sollen wir thun? Wir wollen unseren Vater rächen." Und sie beschlossen, in den Himmel zu steigen und die Sonne zu tödten. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und gingen zu der Stelle, wo die Sonne aufgeht. Da beschossen sie den Himmel. Der erste Pfeil blieb im Himmel stecken. Der zweite traf den ersten, und so fuhren sie fort, bis eine lange Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Der ältere Bruder schüttelte daran, um zu sehen, ob sie stark genug sei. Er fand, dass die Kette fest war, und beide Brüder kletterten daran in die Höhe. Als sie im Himmel angelangt waren, tödteten sie die Sonne mit ihren Pfeilen. Dann dachten sie, was sollen wir nun thun? Und der ältere sprach: „Lass uns nun die Sonne werden." Und er fragte seinen jüngeren Bruder, wohin er gehen wolle. Dieser erwiderte: „Ich will zur Nacht gehen, gehe Du zum Tage," und es geschah also. Der jüngere Bruder ward der Mond, der ältere die Sonne.

3. Tlā'ik·.

Es lebte einst ein Häuptlig droben im Himmel, der hiess Tlā'ik·. Er hatte zwei schöne Töchter, und viele Jünglinge kamen, um sie zu freien. Tlā'ik· aber wollte nicht dulden, dass sie heiratheten, und tödtete alle ihre Bewerber. Zu derselben Zeit lebte hienieden ein Häuptling, Namens Aie'len (Schön Wetter), der hatte zwei Söhne. Morgens pflegten die Knaben in den Wald zu gehen, und wenn ihr Vater sie fragte, was sie dort thäten, sagten sie, sie wollten ein grosses Feuer anzünden. In Wirklichkeit aber suchten sie heimlich Farnwurzeln und assen dieselben. Endlich hatten sie so viel davon gegessen, dass die Faserwurzeln ihnen zwischen den Fingern hervorwuchsen. Da ward ihr Vater zornig und rief: „Vergeudet nicht Eure Zeit mit unnützen Dingen! Geht lieber und holt Euch Tlā'ik·'s Töchter! Wisst Ihr nicht, dass alle jungen Leute sich um sie bewerben?" Die Knaben nahmen sich ihres Vaters Worte zu Herzen. Sie gingen hinaus mit ihren Bogen und Pfeilen und fingen an, den Himmel zu beschiessen. Als sie so eine Kette von Pfeilen gemacht hatten, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte, schüttelte der ältere Bruder daran, um zu versuchen, ob sie stark genug sei. Da er sie fest fand, kletterten beide Brüder hinauf und krochen durch ein Loch im Himmelsgewölbe. Droben fanden sie einen Weg, auf dem sie fürbass gingen. Und während sie so wanderten, sprachen sie zu einander: „Wir wollen Tlā'ik·'s Tochter heirathen und ihn beschämen." Aie'len aber weinte, denn er glaubte, seine Kinder seien todt.

Als die Brüder eine kurze Strecke gegangen waren, trafen sie eine Reihe blinder Frauen, die um ein Feuer sassen und Pflanzensprossen (pɛ'k·ein) kochten.

Eine derselben vertheilte die fertige Speise an alle übrigen. Da trat der ältere Bruder auf ihren Mantel und der jüngere nahm ihr immer die gefüllten Schüsseln aus der Hand und verbarg dieselben in der Falte seines Mantels. Als sie glaubte, alles vertheilt zu haben, fragte sie ihre Genossinnen: „Habt Ihr alle Euer Essen bekommen?“ Jene aber erwiderten: „Nein, Du hast uns ja noch nichts gegeben.“ Da sprach jene: „Dann muss jemand hier sein, der uns das Essen fortgenommen hat.“ Da riefen alle wie aus einem Munde: „O, Fremder, mache uns sehend, habe Erbarmen mit uns!“ Die Brüder kauten einige Wurzeln und spieen dann den Frauen auf die Augen. Da wurden diese sehend und flogen als Enten davon. Nur die eine, deren Mantel der ältere Bruder mit seinem Fusse festhielt, konnte nicht entfliehen. Er sprach zu ihr: „Sage uns, wo Tlā'ik· wohnt. Wir wollen seine Töchter heirathen.“ Die Ente erwiderte: „O, Tlā'ik· ist ein sehr böser Mann. Er tödtet alle Freier seiner Töchter. Wenn Ihr auf Eurem Vorhaben besteht, so geht lieber erst zu Eurem Grossvater, der wird Euch Zaubermittel geben, damit Ihr Tlā'ik· bestehen könnt.“

Die Jünglinge folgten dem Rathe der Ente. Sie gingen weiter und gelangten an das Haus ihres Grossvaters Pā'ein (Einbein — der Kranich). Da dieser nicht zu Hause war, gingen sie weiter, um ihn zu suchen. Unterwegs trafen sie eine Schlange (n i c h t den Aihōs) und nahmen derselben ihren Mantel fort. Als sie nun ihren Grossvater von weitem an einem Bache stehen sahen, an dem er Lachse fischte, verwandelten sie sich in Lachse, indem sie den Mantel der Schlange umhingen, und schwammen zu der Stelle, wo ihr Grossvater stand, die Harpune in der Hand haltend. Als sie zu ihm kamen, hielten sie an im Schwimmen. Kaum sah jener die beiden Lachse so dicht vor sich, da schleuderte er seine Harpune, traf beide mit einem Stosse und zog sie ans Land. Während er aber nun nach seiner Fischkeule griff, um die Fische zu erschlagen, verwandelten sie sich in seine Enkel und lachten sehr, weil sie Einbein so getäuscht hatten. „O, meine Enkel,“ sprach Einbein, „woher kommt Ihr, wohin wollt Ihr gehen?“ „Wir wollen Tlā'ik·'s Töchter heirathen,“ erwiderten jene. „So kommt erst mit in mein Haus, damit ich Euch stark mache,“ sagte Einbein. Er ging voran und die Jünglinge folgten ihm. Als sie im Hause angekommen waren, fuhr er fort: „Zuerst wird Tlā'ik· Euch ein Stachelschwein als Sitz anbieten. Setzt Euch auf diesen Stein, damit Ihr diese Aufgabe bestehen könnt!“ Indem er so sprach, liess er sie auf einer Schieferplatte niedersitzen. Da wurde ihr Gesäss in Stein verwandelt. Dann salbte er ihren ganzen Körper mit einem Zauberkraute und warf einen schwarzen, harten Stein (mt.'sais, Basalt?) ins Feuer, so dass er glühend wurde, zog ihn mit einer Zange aus den Flammen heraus und legte ihn den jungen Männern in den Mund. Vorher hatte er ihnen befohlen, rasch aufzuspringen, sobald er den Stein losgelassen hätte. Sie gehorchten, und da fiel der Stein gerade durch sie hindurch, ohne sie zu verletzen. Dann gab er jedem der Jünglinge einen Keil. Er sprach: „Tlā'ik·'s Töchter haben Zähne in ihrer Scheide, wie im Munde. Damit werden sie Euren Penis abbeissen, wenn Ihr bei ihnen schlaft, deshalb nehmt diese Keile, lasst sie sich darin festbeissen und dreht ihnen die Zähne aus.“ Er wies sie nach Tlā'ik·'s Brunnen und theilt ihnen mit, dass sie dort die Mädchen finden würden.

Sie kamen glücklich dort an und setzten sich auf die Aeste eines Baumes, der am Brunnen stand. Bald traten die beiden Mädchen aus dem Hause und sangen: „Nicht Tlq'ē'len's (Schlechtes Wetter) Söhne sollen unsere Männer werden, sondern Ai'e'len's.“ Die beiden jungen Männer freuten sich, als sie das hörten. Am nächsten Morgen kamen die beiden Mädchen wieder zum Brunnen.

um Wasser zu schöpfen. Als sie sich nun zum Wasser niederbeugten, sahen sie die Spiegelbilder der Jünglinge im Wasser, und sie fingen an zu weinen, denn sie glaubten, jene seien ertrunken und lägen auf dem Boden des Wassers. Da spie der eine der jungen Leute ins Wasser, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie erblickten dieselben nun in den Zweigen des Baumes und freuten sich, dass sie nicht im Wasser lagen. Die beiden Jünglinge sprangen herunter. Der ältere nahm das ältere Mädchen, der jüngere die jüngere, und sie gingen zusammen in's Haus. Während sie aber hinaufgingen, hörten sie die Zähne in den Scheiden der Mädchen knirschen.

Sie gelangten in's Haus und dort hiess Tlā'ik· sie sich auf ein Stachelschwein setzen. Da ihr Gesäss von Stein war, so bestanden sie dieses Abenteuer. Dann legte er ihnen die glühenden Steine in den Mund. Sie sprangen rasch in die Höhe, wie Ihr Grossvater sie gelehrt hatte und blieben unbeschädigt. Darüber freuten sich die Mädchen. Als es nun Nacht wurde, gingen die jungen Leute mit den Mädchen in ihre Kammern. Als sie aber mit jenen schliefen, liessen sie sie erst in die Keile beissen und drehten ihnen dann die Zähne aus. Es ist gut, dass sie das thaten, denn sonst würden heute die Frauen noch alle Zähne in ihren Scheiden haben. Als Tlā'ik· die Jünglinge Morgens noch am Leben fand, ward er zornig, und beschloss, sich ihrer auf andere Weise zu entledigen. Er hatte einen Baum gefällt, und war damit beschäftigt, denselben in Bretter zu zerspalten. Eines Tages bat er seine Schwiegersöhne, mitzugehen und ihm zu helfen. Diese erriethen seine böse Absichten und gingen deshalb zuvor in den Wald zu ihrem Grossvater T'amt'am (einem Vogel) und baten ihn um seinen Mantel. Ferner nahmen sie rothe und weisse Farbe mit. Als sie zu dem gefällten Baume kamen, sahen sie, dass Tlā'ik· denselben schon mit Keilen weit auseinander gespreizt hatte. Er trieb nun einen neuen Keil ein und liess plötzlich seinen Hammer fahren, der in den klaffenden Baum fiel. Da bat er die jungen Leute: „O, kriecht doch in den Baum und holt meinen Hammer." Diese thaten also. Kaum aber waren sie drinnen, da schlug Tlā'ik· den Keil heraus und der Baum schlug mit grosser Gewalt zusammen. Die jungen Leute flogen aber beide als Vögel davon und liessen die rothe und weisse Farbe im Baume. Diese quoll wie Blut und Gehirn aus dem Spalte hervor und Tlā'ik· glaubte, dass er endlich seine Schwiegersöhne getödtet habe. Diese aber waren nach Hause geflogen und hatten dort wieder ihre natürliche Gestalt angenommen. Wie erstaunte da Tlā'ik·, als er jene gesund und wohlbehalten am Feuer sitzen sah. Er schämte sich sehr.

Und er dachte nach, wie er seine Schwiegersöhne tödten könne. Früh Morgens warf er seinen Hund in's Meer und liess ihn sich in einen Taucher verwandeln. Dann rief er seinen Schwiegersöhnen zu: „Steht auf, und fangt den Vogel hier." Die Brüder nahmen Bogen und Pfeile, liefen zum Strande hinab und schossen den Taucher. So oft sie ihn aber auch trafen, der Vogel war nicht zu tödten und schwamm weiter und weiter fort. Tlā'ik· sagte: „O, geht in mein kleines Boot und verfolgt ihn, Ihr werdet ihn gewiss mit Leichtigkeit fangen." Sie thaten, wie Tlā'ik· gesagt hatte, und verfolgten den Vogel, der sie weit fort vom Lande lockte. Da rief Tlā'ik· den Wind herbei und erregte einen wilden Sturm, der das Boot verschlingen sollte. Die Jünglinge aber fingen an zu singen und schlugen Takt auf dem Bootrande. Da ward es rings um das Boot schönes Wetter, denn sie waren Ai'len's Söhne. Sie fuhren nach Hause, und so sehr auch der Sturm tobte, wo ihr Boot sich befand, war die See glatt.

Die jungen Leute beschlossen nun, sich an Tlā'ik· zu rächen, wenn er wieder versuchen sollte, ihnen Schaden zuzufügen. Am folgenden Morgen rief sie Tlā'ik·:

„Kommt, lasst uns gehen und rothen Schellfisch fangen." Da gingen jene erst zu ihrem Grossvater, dem K·u'lk·uls (ein kleiner Taucher), und liehen sich dessen Mantel, und sie nahmen Harz mit, das sie unterwegs kauten und in die Form von Walfischen, Haifischen und Seelöwen kneteten. Als sie draussen auf der Fischbank angekommen waren, warf Tlä'ik· seine Angel aus. Da dachten die jungen Leute: „O, wenn die Angel doch den Boden fasste." Kaum hatten sie das gedacht, da fasste Tla'ik·'s Angel den Meeresboden. Sogleich warfen sie die gekneteten Harzfiguren in's Wasser, die sich dann in wirkliche Thiere verwandelten, die sich alle um Tlä'ik·'s Boot tummelten. Die jungen Männer sprangen als Taucher in's Wasser und schwammen nach Hause.

Tlä'ik· erschrak über all dieses so sehr, dass ihm seine Gedärme aus dem After fielen. Er ruderte langsam nach Hause. Als sein jüngster Sohn ihn herankommen sah, rief er: „O, wie viele Fische hat unser Vater gefangen;" denn er hielt die Gedärme, die im Boote lagen, für Fische. Tlä'ik· aber stöhnte und jammerte. Da sprachen die beiden jungen Leute zu dem Knaben: „Schiesse Deinen Vater mit Deinen kleinen Pfeilen." Der Knabe gehorchte und sobald er ihn getroffen hatte, krochen die Gedärme wieder in seinen Leib hinein. Tla'ik· aber fühlte sich noch sehr krank. Er lag im Hause bei seinem Feuer, das nur niedrig brannte, da er kein Holz mehr hatte. Deshalb schickte er seine Schwiegersöhne in den Wald, um Brennholz zu holen. Diese gehorchten und gingen zu ihrem Grossvater, dem Spechte. Sie baten ihn: „Heisse die Baumrinde herabfallen." Der Specht erfüllte ihre Bitte, und ein grosses Stück Rinde fiel zu Boden. Sie trugen dasselbe nach Hause und zerbrachen es daselbst in viele Stücke. Ein kleines Stück gaben sie Tlä'ik·'s Sohn und sagten: „Bringe dieses Deinem Vater." Der Knabe gehorchte. Als Tlä'ik· aber das kleine Stückchen Rinde sah, ward er sehr zornig, denn er wollte viel Holz haben, um ein grosses Feuer zu machen. Die beiden Männer kümmerten sich aber nicht um seine Scheltworte, sondern fuhren fort, die Rinde zu zerbrechen. Diese wurde mehr und mehr und füllte endlich alle Häuser.

Dann fiel es Tlä'ik· ein, dass er Preisselbeeren haben wollte, obwohl es tiefster Winter war. Die jungen Leute gingen zu ihrem Grossvater (einem anderen Wasservogel), und baten ihn, zu pfeifen. Dieser erfüllte ihre Bitte, und als er pfiff, da sprossten alle Sträucher. Als er weiter pfiff, blühten sie und trugen endlich Früchte. Die beiden sammelten nun einen kleinen Eimer voll und trugen denselben nach Hause. Dort assen sie nach Herzenslust. Als Tlä'ik· dieses sah, bat er auch um Beeren, und seine Schwiegersöhne gaben ihm eine kleine Schüssel voll. So rasch er aber auch ass, die Schüssel wurde nicht leer. Da ward er am Ende ungeduldig und warf die Schüssel fort. Sogleich wuchs ihm ein Preisselbeerenstrauch zum Nabel heraus.

Tlä'ik· verlangte nun von seinen Schwiegersöhnen, dass sie ihm den Specht fangen sollten. Sie gingen zu ihrem Grossvater, dem Specht, und als sie ihn nach Hause trugen, flüsterten sie ihm zu: „Hacke Tlä'ik· die Augen aus, aber zuvor quäle ihn." Als sie nun ins Haus kamen, hüpfte der Specht auf Tla'ik·'s Bauch und hackte ihn immer mit seinem Schnabel. Dann hüpfte er immer weiter und weiter hinauf, indem er fortfuhr, mit seinem Schnabel zu hacken. Endlich kam er an Tlä'ik·'s Kopf. Dieser wendete sich hin und her, dem Specht zu entgehen, doch vergeblich! Derselbe hackte ihm die Augen aus.

Da wollte Tla'ik· den Aihös, die doppelköpfige Schlange, haben, um die Brüder zu verderben. Der jüngere fing dieselbe und während er sie nach Hause trug, flüsterte er ihr zu: „Friss Du den Tla'ik·". Sie gehorchte. Der eine Kopf

frass ihn, beim Kopfe anfangend, der andere beim Gesäss anfangend. So starb er. Die Brüder warfen seine Leiche auf die Erde hinab.

Tlā'ik·. (Zweite Version.)

Zwei junge Männer, die Söhne Aië'len's (Aië'len ist der Name der Sonne als Mensch) fuhren in ihrem Boote aus, Vögel zu fangen. Als sie weit draussen auf dem Meere waren, fingen sie an, mit ihren Pfeilen den Himmel zu beschiessen, und hörten nicht auf, bis eine Kette von Pfeilen vom Himmel zur Erde herabreichte. Da stand der ältere Bruder im Boote auf, schüttelte die Kette und fand, dass sie stark war. Er sprach nun zu seinem Bruder: „Ich steige jetzt zum Himmel hinauf. Weine Du nicht um mich, sondern kehre nach Hause zurück; setze Dich auf das Dach des Hauses und sei froh und guter Dinge.“ Dann begann er in die Höhe zu klettern und bald verlor der jüngere Bruder ihn aus den Augen. Dieser kehrte surück und sagte zu seinem Vater: „Ich habe meinen älteren Bruder verloren. Ich weiss nicht, wo er geblieben ist; gewiss ist er todt.“ Da weinten alle Leute, die es hörten. Er selbst aber ging auf das Dach des Hauses und spielte dort, denn er wusste, dass sein Bruder im Himmel war.

Als dieser in den Himmel gelangt war, fand er einen Weg, der durch ein schönes, ebenes Land führte. In weiter Ferne sah er Rauch aufsteigen. Er ging darauf zu und traf den Tintenfisch, welcher behaglich dort lag und Harz kaute. Der Jüngling bat ihn: „O gieb mir etwas Harz.“ Der Tintenfisch erwiderte: „Was willst Du damit? Du kannst doch das Harz nicht für Deine Zähne gebrauchen!“ Jener aber bat nochmals: „O, gieb mir etwas Harz und Deinen Mantel.“ Da gab ihm der Tintenfisch beides.

Der Jüngling ging weiter. Bald sah er wieder in weiter Ferne Rauch aufsteigen. Als er näher kam, fand er eine Reihe blinder Frauen um ein Feuer sitzen u. s. w. (siehe oben S. 34) .... Die zurückbleibende Ente fragte er: „Wo wohnt Tlā'ik·? Ich will seine Tochter heirathen.“ Die Ente erwiderte: „Folge nur diesem Wege, dann wirst Du an einen See kommen, in dem die Mädchen zu schwimmen pflegen. Tlā'ik· hat vier Töchter: Nimm ja keine der drei ältesten zur Frau, denn ihre Scheiden sind mit Zähnen besetzt, sondern nimm die jüngste.“ Da freute sich der Jüngling und ging weiter. Bald traf er den Specht, der ihm dieselbe Auskunft gab.

Endlich kam er zu dem See. Da hüllte er sich in den Mantel des Tintenfisches und nahm nun die Gestalt eines solchen an. Bald hörte er die vier Mädchen kommen und singen: „O, ich wollte, der Sonne Sohn käme und nähme mich zur Frau.“ Endlich kamen sie zum Teiche, wo der Jüngling in Gestalt eines Tintenfisches lag. Allen voran war Yini'sak· (von yi'nis Zahn), die älteste der Schwestern. Als sie des Thieres ansichtig wurde, erschrak sie sehr und rief: „Hu! was für ein Thier liegt da.“ Die anderen liefen herbei, es auch zu sehen, und dann sprachen sie zu einander: „Wir wollen ihn als Sklaven mit nach Hause nehmen. Wenn Vater ausgeht, Hirsche zu fangen, soll er ihm helfen.“ Yini'sak· versuchte ihn zu heben, aber der Tintenfisch saugte sich fest, so dass sie ihn nicht bewegen konnte. Da rief sie die zweite Schwester, aber diese vermochte ihn ebenso wenig von der Stelle zu bewegen. Der dritten erging es nicht besser. Als aber die jüngste ihn heben wollte, liess er los und ging willig mit ihr. Sie trug ihn nach Hause und legte ihn vor der Thüre nieder.

Dann liefen die Mädchen ins Haus zu ihrem Vater und sagten: „O, Vater, wir haben einen Sklaven für Dich im Walde gefunden.“ „Wo ist er?“ fragte jener. „Wir haben ihn vor der Thüre niedergelegt,“ erwiderten die Mädchen. Da liess

Tlā'ik· sie den Sklaven in's Haus bringen. Zuerst ging Yini'sak· ihn zu holen. Der Tintenfisch aber saugte sich fest und liess sich nicht aufheben. Ebenso wenig konnte die zweite und dritte Schwester ihn heben; als aber die jüngste kam, liess er willig los und liess sich von ihr in's Haus tragen.

Sie legte ihn neben das Feuer. Als dann Tlā'ik· und seine Töchter Lachse assen, warfen die Mädchen ihm Fischgräthen zu. Er nahm aber nur von der jüngsten Nahrung an. Nachts schlich er unbemerkt in die Kammer der jüngsten Tochter, warf den Mantel des Tintenfisches ab und stieg zu ihr in's Bett. Da sah sie, dass er die leuchtende Sonne war. Und er sprach: „Ich bin Ai-'len's Sohn. Ich weiss, Du bist besser als Deine Schwestern, deshalb will ich Dich zur Frau haben. Aber künftighin sollst Du mir nicht die Nahrung vorwerfen, wie einem Hunde. Gieb mir mein Essen in einer Schüssel.“ Als es Tag wurde, hüllte er sich wieder in den Mantel des Tintenfisches und legte sich am Feuer nieder. Wieder warfen ihm Yini'sak· und ihre Schwestern Gräthen vor. Er aber kümmerte sich gar nicht um sie, sondern wandte sich sogleich zu der jüngsten der Schwestern, die ihm gutes Essen in einer Schüssel vorsetzte, wie er gebeten hatte. Nachts schlich er wieder in ihre Kammer, und warf dort seinen Mantel ab, den er Morgens wieder umhing.

Am folgenden Morgen beschlossen die Leute, auf Hirschjagd zu gehen, und sie sprachen zu einander: „Wir wollen den Tintenfisch hinten in's Boot setzen. Er soll steuern.“ Sie baten Yini'sak· ihn in's Boot zu tragen, sie konnte ihn aber ebenso wenig heben wie die zweite und dritte Schwester. Die jüngste aber trug ihn in's Boot. Als sie nun an der Stelle ankamen, von der aus sie Hirsche jagen wollten, trug Tlā'ik· ihm auf, das Boot zu bewachen und darauf zu achten, dass das Seil, mit dem es an's Land gebunden war, nicht riss. Dann gingen alle Leute auf Jagd und der Tintenfisch blieb im Boote zurück. Unter seinem Mantel hatte er aber den Specht verborgen und flüsterte diesem zu: „Fliege auf die Baumwipfel und warne den Hirsch, so dass er fortläuft.“ Der Specht gehorchte, und so kam es, dass die Jäger mit leeren Händen zurückkamen. Sie fuhren nach Hause zurück und die Mädchen wollten ihren Steuermann, den Tintenfisch, nach Hause tragen. Keine aber vermochte es, ausser der jüngsten. Nachts ging er wieder zu ihr und nahm in ihrer Kammer seinen Mantel ab.

Am folgenden Tage gingen die Leute wieder aus, Hirsche zu jagen, und nahmen den Tintenfisch als Steuermann mit. Wieder liessen sie ihn zurück und er sandte den Specht aus, um die Hirsche zu verjagen. Kaum war derselbe fortgeflogen, da warf der junge Mann den Mantel des Tintenfisches ab und sass nun aufrecht im Hintertheile des Bootes. Er strahlte hell wie die Sonne. Da kam Tlā'ik· mit den übrigen Jägern wieder mit leeren Händen zurück. Als er die Sonne in seinem Boote sitzen sah, fürchtete er sich. Er rief: „Ich will Dir meine älteste Tochter zur Frau geben.“ Der junge Mann schüttelte als Antwort seine Schultern und da fuhr das Boot weit fort vom Ufer. Da rief Tlā'ik·: „Dann will ich Dir meine zweite Tochter zur Frau geben.“ Wieder schüttelte jener seine Schultern und das Boot fuhr noch weiter vom Ufer fort. Auch die dritte Tochter wollte er nicht haben; als Tlā'ik· ihm aber seine jüngste Tochter anbot, schüttelte er sich und das Boot schwamm zum Ufer zurück. Als sie wieder auf die Hirschjagd gingen, flüsterte er dem Specht zu: „Rufe alle Hirsche hierher zum Ufer.“ Dieser gehorchte. Die Hirsche kamen und fielen die steile Uferwand herab, so dass sie unten todt liegen blieben. Während alle die anderen Jäger nichts gefangen hatten, war sein Boot ganz voll; und als jene zurückkamen, hatte er seine Beute schon zerlegt.

Yini'sak· aber wollte den Jüngling gar zu gerne zum Mann haben und sprach zu ihrer Mutter: „O, sieh, Mutter, gleicht er nicht ganz der Sonne?“ und sie machte ihr Bett schön in Ordnung, um ihn anzuziehen. Ebenso that die zweite und dritte der Schwestern. Die jüngste aber kümmerte sich gar nicht um ihn. Dann luden Yini'sak· und ihre beiden jüngeren Schwestern ihn ein, in's Haus zu kommen: er aber blieb im Boote, bis die jüngste ihn rief. Dann nahm er sie öffentlich zur Frau.

Tlā'ik· aber dachte nur daran, wie er seinen Schwiegersohn tödten könnte. Er ging in den Wald, einen Baum zu spalten u. s. w. (siehe S. 36. Es fliegt dann ein Specht aus dem Baume heraus und dicht vor den Augen Tlā'ik·'s vorüber. Dies war der junge Mann).

Er beschloss, sich an Tlā'ik· zu rächen und fragte seine Frau: „Weisst Du nicht, vor was Tlā'ik· sich fürchtet?“ Jene erwiderte: „Er fürchtet sich vor Walfischen und ähnlichen grossen Fischen.“ Am folgenden Tage ging Tlā'ik· und sein Schwiegersohn aus, rothen Schellfisch zu fangen. Da kaute der junge Mann das Harz, das ihm der Tintenfisch gegeben hatte, und spie es ins Wasser. Sofort verwandelte es sich in Wale u. s. w. (siehe S. 37. Tla'ik· kommt dann krank nach Hause. Der Specht soll ihn heilen, aber der junge Mann flüstert ihm zu: „Hacke ihm die Augen aus“ u. s. w.).

4. Der Nerz.

1. K·a'iq, der Nerz, wollte eine Frau nehmen. Er ging zum Nebel, der auf dem Berge lag, und sprach: „Komm, werde meine Frau.“ Jener erwiderte: „Du kannst nicht mein Mann werden; was willst Du denn thun, wenn ich mit meinen Schwestern spiele und um den Berg tanze?“ „O,“ sprach Nerz, „ich spiele und tanze mit Euch.“ Da willigte der Nebel ein und sie wurden Mann und Frau. Eines Tages fing Nebel an, mit ihren Schwestern zu tanzen, und sie flogen im Reigen um den Berg herum. Nerz wollte mit tanzen und seine Frau und eine seiner Schwägerinnen nahmen seine Hände und tanzten mit ihm umher. Da rissen sie ihm, der nicht rasch genug folgen konnte, die Hände aus. Er fiel zur Erde und lag dort wie todt.

2. Dann ging K·ā'iq zum Adler und sprach: „Komm, werde meine Frau.“ „Du kannst nicht mein Mann werden,“ erwiderte die Adler-Jungfrau. „Was willst Du denn thun, wenn ich Lachse im Meere fange?“ „O,“ sprach Nerz, „ich gehe mit Dir.“ Da willigte der Adler ein und sie wurden Mann und Frau. Eines Tages sassen beide auf einem Baume und schauten in's Wasser hinab. Sie warteten daselbst auf die Ankunft der Lachse. K·ā'iq hatte des Adlers Mantel umgelegt, um fliegen zu können. Da warnte ihn seine Frau: „Wenn Du einen Lachs siehst, so stürze Dich nicht zu rasch hinab, sondern fliege ruhig, sonst wirst Du fallen.“ Nerz versprach es; als er aber den ersten Lachs sah, vergass er die Warnung und stürzte gierig auf den Fisch los. Da fiel er und lag wie todt auf der Erde.

3. Dann ging K·ā'iq zum Harze und wollte es zur Frau nehmen. „Du kannst nicht mein Mann werden,“ sprach Harz. „Was willst Du denn thun, wenn die Sonne heiss auf uns herabbrennt, und ich schmelze? Nerz erwiderte: „Dann springe ich hin und her, damit ich nicht an Dir festklebe.“ Er nahm sie nun zur Frau und sie legten sich mit einander auf ein Brett nieder. Zuerst sprang K·a'iq hin und her; endlich aber ward er müde und schlief ein. Nun fing die Sonne an, heiss auf sie herabzuscheinen. Das Harz schmolz und K·ā'iq klebte mit dem Rücken fest an dem Brette. Da schämte er sich. Er lief in den Wald, um das Brett an den Bäumen abzustreifen. aber es klebte ganz fest. Ein alter

Mann sah ihn dort und fragte ihn, was er thue. Da erzählte Nerz sein Unglück und der Alte half ihm von dem Brette loskommen.

4. Dann ging K·a'iq zum Tang und sprach: „Ich will Dich zur Frau haben." Da fragte diese: „Was willst Du denn thun, wenn mein Haar mit der Fluth hin und wieder treibt?" „O," erwiderte Nerz, „dann halte ich mich daran fest." Darauf nahm ihn Tang zum Mann. Als nun der Fluthstrom heftig zu laufen begann, hielt K·ä'iq sich an den Haaren seiner Frau fest. Diese aber trieben heftig auf und nieder und zogen ihn endlich herab, so dass er fast ertrank.

5. Dann ging Nerz zu den Walfischläusen am Strande und wollte eine zur Frau haben. Nach einiger Zeit zürnte er seiner Frau und schlug sie in's Gesicht, so dass das Blut von seinen Fingern lief. „Siehst Du," sagte er da, „das ist Dir recht; nun blutet Dein Gesicht." Die Frau antwortete: „Nein. Du blutest." „Wo sollt ich denn bluten?" fragte Nerz. Sie versetzte: „Siehe nur Deine Hand an." Da drehte K·a'iq seine linke Hand hin und her und sagte: „Ich blute doch nicht!" „Nein, an der anderen Hand, mit der Du mich geschlagen hast," erwiderte die Frau. K·a'iq aber that, als könne er das Blut nicht finden, und besah nur seine linke Hand.

6. Und Nerz wollte eine schöne, weisse Frau heirathen u. s. w. (siehe unter den Sagen der Tlatlasik·oala).

7. Und Nerz wollte die Frau der Otter heirathen (siehe unter den Sagen der Kwakiutl).

8. Und Nerz heirathete den grauen Bären. Er lag immer mit seinem Bruder müssig am Feuer, und liess die Frau Lachse fangen und Fischeier sammeln. Als es nun aber Winter wurde, wollte seine Frau ihm nichts als Wurzeln zu essen geben. Da stahl K·ä'iq sich getrocknete Fischeier aus der Kiste, in der dieselben aufbewahrt wurden, und band sie sich an den Arm. Als der Bär nun seine Arme sah, fragte er: „Was hast Du da?" K·a'iq antwortete: „Ich habe mir den Arm zerschlagen, als ich Holz holte." Als nun der Bär ihm wieder nur Wurzeln zu essen gab, knupperte er an den Fischeiern. Der Bär hörte dieselben zwischen seinen Zähnen knirschen und fragte ihn, was er esse. K·ä'iq sagte darauf nur: „O, wie gut sind diese Wurzeln." Mitten im Winter gab die Frau ihnen aber nichts mehr zu essen und K·ä'iq's Bruder wäre fast verhungert. Da sprach er eines Tages zu seiner Frau: „Unsere Feinde werden hierher kommen und uns überfallen, lass uns lieber unsere Vorräthe fortbringen." Die Bärin liess sich täuschen, belud ihr Boot mit Lachsen, Fischeiern und Beeren und liess K·ä'iq und dessen Bruder damit fortrudern. Sie selbst nahm ihren Korb auf den Rücken, um erst noch Brennholz zu suchen. Dann ging sie den beiden nach. Sie war noch nicht weit gegangen, da sah sie am Ufer Lachshäute und Stöcke liegen, auf denen Fischeier getrocknet waren. Da ward sie zornig, denn sie wusste nun, dass Nerz sie belogen hatte. Sie verfolgte die Flüchtigen und fand überall am Ufer Lachshäute und Stöcke, auf denen Fischeier getrocknet waren. Endlich kam sie nach Tau'seman (nicht weit vom heutigen Comox). Dort sah sie ein grosses Feuer, an dem lagen Nerz und sein Bruder und schliefen. Nerz merkte, dass die Bärin heran kam, und sprang noch rechtzeitig auf und lief davon. Seinen Bruder erwischte sie aber und biss ihm die Kehle ab. Dann verfolgte sie K·ä'iq. Dieser aber schuf einen grossen Fluss, der zwischen ihm und der Bärin lag, die ihn nun nicht errreichen konnte. Dann setzte er sich hin und weinte um seinen Bruder. Er sprach zu einem Baume: „O, falle um und erschlage mich! Ich möchte zu meinem Bruder kommen." Der Baum fiel sogleich um und traf gerade sein Gesicht. Er konnte ihn aber nicht erschlagen. Dann bat Nerz einen zweiten Baum. Auch

dieser konnte ihn nicht erschlagen, und so viele Bäume er auch bat und so viele auch auf ihn fielen, keiner konnte ihm etwas anhaben.

9. Vor langen Zeiten konnten die Frauen ihre Genitalien ablegen, und erst, als die Gottheit ihnen zürnte, wuchsen sie am Körper fest. Wenn sie damals ausgingen, Beeren zu sammeln, so pflegten sie sie in eine Kiste zu thun, die sie fest zubanden und fortstellten. Als eine Reihe von Frauen einmal ausgehen wollte, schaute K·ā'iq durch ein Loch in der Wand zu, wie sie ihre Genitalien ablegten und fortpackten. Es war eine besonders schöne, weisse Frau unter ihnen, und er wollte sich ihrer Genitalien bemächtigen. Kaum waren sie in den Wald gegangen, so öffnete er den Kasten und warf alles hinaus, bis er die Genitalien der hübschen Frau fand. Dann warf er die anderen wieder hinein, band die Kiste wieder zu und ging in sein Haus. Sein Herz war sehr froh. Er legte sich in's Bett und benutzte die Genitalien nach Herzenslust. Als er endlich wieder aufstand, sah er, dass dieselben sehr schmutzig geworden waren. Deshalb wusch er sie und trocknete sie auf dem Dache im hellen Sonnenschein. Auf der Strasse spielten viele Mädchen und Nerz lief bald zwischen ihnen umher, bald wieder auf's Dach, um zu sehen, ob auch Niemand sie fortnehme. Er wünschte sehr, dass sie wieder trocken und rein werden möchten, denn er erwartete alle Augenblicke die Rückkehr der Frauen. Siehe, da flog ein Adler über dem Hause! der sah die Genitalien, stürzte sich darauf hernieder und trug sie in seinen Krallen von dannen. Als K·ā'iq das sah, fing er an zu singen: „O, Adler, Dein Fuss soll einschlafen." Er schlug Takt dazu und liess die Mädchen mitsingen. Da schlief des Adlers Fuss ein, und er liess die Genitalien herunterfallen. K·ā'iq nahm sie rasch auf, fand aber, dass sie sehr zerkratzt waren. Rasch wusch er sie, trocknete sie am Feuer und warf sie wieder zu unterst in die Kiste. Kaum hatte er die Kiste wieder zugebunden, da kehrten die Frauen lachend und singend zurück. Und sie sprachen zu einander: „Kommt, lasst uns gehen und unsere Genitalien wieder anstecken." Sie thaten also. Als aber die hübsche Frau die ihrigen so übel zugerichtet fand, ward sie traurig und weinte. Sie sprach: „Das hat gewiss K·ā'iq gethan. O, wäre er doch todt."

10. Ein andermal badeten einige Frauen im Flusse. K·ā'iq wollte eine derselben für sich haben und verwandelte sich deshalb in eine Forelle, die nahe bei den Frauen umher schwamm. Diese versuchten den Fisch zu fangen, es gelang ihnen aber nicht. Als die Frauen aus dem Wasser stiegen, verwandelte K·ā'iq sich wieder in seine wahre Gestalt und eilte nach Hause, wo er vor den Frauen ankam. Als diese erzählten, dass eine schöne Forelle so nahe bei ihnen umher geschwommen sei, sagte er: „O, die hättet Ihr leicht fangen können. Ihr brauchtet Euch nur mit gespreizten Beinen hinzusetzen." Als die Frauen ein andermal wieder badeten, schwamm K·ā'iq wieder in Gestalt einer Forelle heran. Die Frauen thaten nun, wie er ihnen gerathen hatte. Da schwamm er auf die schöne Frau zu und befruchtete sie. Schon nach wenigen Tagen gebar sie ein Kind. Alle Frauen kamen und sprachen zu einander: „Wessen Kind mag das sein?" Da schrie dasselbe: „A! a! a! K·ā'iq ist mein Vater, K·ā'iq ist mein Vater." Das Kind wuchs rasch heran. Die Frauen trugen es der Reihe nach umher. Als die eine es hielt, fing es an, sie zu verunreinigen, aber als sie ihre Kleider reinigen wollte, fand sie dieselbe voller Haliotis-Schalen. Als P'a, der Rabe, der auch im Hause war, dieses sah, wollte er auch das Kind tragen, um auch Haliotis-Schalen zu bekommen, und schrie: „Gebt es mir, gebt es mir!" Zuerst bekam es aber eine andere Frau zu tragen. Als es diese verunreinigte, bekam sie lauter Kupfer; und so beschenkte es jede Frau. Die letzte aber flüsterte ihm zu: „Wenn Du zu

P'a kommst, so gieb ihm nichts, sondern beschmutze ihn." Und so geschah es. Da rief jener. „K'a, k'a, k'a! nehmt ihn mir fort!" Da lachten alle Leute ihn aus.

11. K'a'iq stellte sich, als sei er krank, und endlich gar, als sei er todt. Da sprachen die Leute zu einander: „Kommt, wir wollen eine Grube graben und ihn beerdigen." „Nein," rief der todte K'ā'iq, „ich will nicht in der Erde liegen, denn dann werden die Kinder über mir spielen." Da sprachen die Leute zu einander: „So wollen wir ihn im Baume aufhängen." Wieder rief der Todte: „Nein, ich will nicht im Baume hängen, da werden die Kinder nach mir mit Steinen werfen." Er fuhr fort: „Bringt mich zur Insel K'uē'mk'umē'm und lasst mich dort." Da bauten die Leute einen Scheiterhaufen, legten Steine darauf. K'ā'iq's Frau wusch die Leiche, legte sie in einer Kiste auf den Scheiterhaufen, und ging dann fort, in das Haus des Waschbären. Da rief der todte K'a'iq: „Frau, wohin bist Du gegangen?" Als er nun merkte, dass der Waschbär seine Frau nehmen wollte, wurde er eifersüchtig und schickte einen Knaben zu ihr. Er liess ihr sagen, sie solle das Haus reinigen, denn er werde zurückkehren. Dann stand er aus seinem Sarge auf und ward wieder lebendig.

12. Einst schwamm K'ā'iq im Flusse. Da sah er einen Lachs, den er gern gefangen hätte, der ihm aber zu flink war. Er ging an's Ufer und rief den Lachs: „Komm doch zu mir, ich will mit Dir spielen." Der Lachs kam ein wenig näher. Da rief K'ā'iq: „Nein, das ist nicht nahe genug, komm ganz nahe an's Land, damit ich mit Dir spielen kann." Endlich, nachdem er ihn viermal gerufen hatte, kam der Lachs ganz nahe heran und K'ā'iq tödtete ihn. Er trug ihn nach Hause und briet ihn am Feuer. Während er so da sass und den Lachs röstete, sang er: „Wer wird seine Augen essen? K'a'iq wird sie essen. Wer wird seinen Kopf essen? K'a'iq wird ihn essen. Wer wird seinen Rogen essen? K'ā'iq wird ihn essen." Endlich legte er sich hin und schlief. Da kam der Wolf herbei und stahl den Lachs. Er rieb aber, ehe er fortlief, mit den Augen, dem Kopfe und dem Rogen je einmal über K'ā'iq's Zähne. Als dieser nun erwachte und sah, dass sein Lachs nicht mehr da war, rief er: „Wer hat meinen Lachs gestohlen?"; als er aber in seinen Zähnen stocherte und Lachseier darin fand, sagte er: „Ei, K'ā'iq muss ihn wohl selbst gegessen haben."

13. Nach einiger Zeit kam eine Anzahl von Frauen in ihrem Boote vorüber gefahren. K'a'iq rief sie heran und fragte: „Wisst Ihr nicht, wer K'a'iq's Lachs gestohlen hat?" Jene wussten es nicht; er aber stieg zu ihnen in's Boot ein und fuhr mit ihnen weiter. Nach einiger Zeit wollten die Frauen landen, K'ā'iq aber sagte: „Nein, fahrt noch etwas weiter, an jener Landspitze will ich landen." Aber als sie an die Landspitze kamen, wollte er abermals weiter fahren, und erst beim vierten Male erlaubte er ihnen, zu landen." Da waren sie bei den Wölfen angekommen. Er dachte sich, dass diese seinen Lachs gestohlen hätten, deshalb wollte er sie besuchen. Als er zu ihnen kam, spielten sie Ball mit seinem After (?). Jedesmal, wenn er versuchte, denselben zu fangen, schlugen die Wölfe ihn weg. Endlich aber fing er ihn und lief dann fort, so rasch seine Beine ihn tragen wollten. Die Wölfe verfolgten ihn. Da sprach K'a'iq zu einem umgefallenen Baume: „Wenn die Wölfe um Dich herumlaufen wollen, so lege Dich immer vor sie, und wenn sie über Dich fortspringen wollen, so richte Dich auf." So kam es, dass die Wölfe ihn nicht erwischen konnten.

14. K'ā'iq und sein Bruder A'las (die Seewalze) gingen eines Tages aus, Holz zu holen. Sie sahen bald einen Stamm auf dem Wasser umhertreiben. Da sprach K'a'iq zu A'las: „Verwandle Dich in einen Fisch und hebe den Stamm von unten."

A'las antwortete nicht, sondern sprang ohne Weiteres in's Wasser. Da schlug K·ā'iq ihn todt und trug ihn wie einen Fisch nach Hause zu seiner Grossmutter, um ihn kochen zu lassen. Dann sprach er zu ihr: „Wirf keine der Gräthen fort, wenn Du den Fisch isst, sondern lege sie in eine Schüssel." Die Grossmutter that, wie er ihr geheissen hatte. Nach kurzer Zeit fragte sie K·ā'iq: „Wo ist denn Dein Bruder A'las?" K·ā'iq erwiderte: „Ich glaube, er ist bei seiner Geliebten, dem Harze." Als er fertig gegessen hatte, nahm er die Schüssel mit Gräthen, ging zum Hause hinaus und sang: „O, Grossmutter weiss nicht, dass sie ihren Enkel gegessen hat." Er trug die Gräthen zur Fichte und bestrich sie mit Harz, in das er dann viele buntfarbige Hölzer steckte. Dann warf er sie in's Wasser und sie wurden in die Seewalze verwandelt. Diese brachte er zu seiner Grossmutter, zeigte sie ihr und sprach: „Siehe, so kommt Dein Enkel zu uns zurück."

15. Einst sah K·ā'iq die Leute fischen, und alle waren sehr erfolgreich. Da wollte er auch angeln, hatte aber keinen Köder. Er ging zu seiner Grossmutter und sprach zu ihr: „Lause mich!" Sie antwortete: „Komm, lege Deinen Kopf in meinen Schooss." K·ā'iq that also, und als sie ihn nun lauste, schnitt er ein Stück von ihren Genitalien ab. Da verwandelte die Grossmutter sich in einen Vogel und flog von dannen. K·ā'iq aber freute sich, dass er nun Köder hatte. Er band das Stück Fleisch an die Angel und fing an zu fischen. Es wollte aber kein Fisch bei ihm anbeissen, obwohl alle die anderen Fischer sehr erfolgreich waren. Darüber ward er sehr zornig, und als ein Wal vorüber schwamm, rief er ihm zu: „Komme Du und beisse an meine Angel an." Der Wal schwamm weiter. Als K·ā'iq ihn viermal gerufen hatte, biss er aber doch an. Nun versuchte K·ā'iq, ihn aus dem Wasser zu heben. Der Wal war aber so schwer, dass das Boot unterging. Da verschluckte der Wal Boot und Nerz.

(Dieselbe Sage wird in folgender Version erzählt.)

15b. K·ā'iq ging einst aus, Häringe mit einem riesigen Häringsrechen zu fangen. Zu gleicher Zeit war aber auch der Wal auf Häringsfang, und verjagte die Fische von K·ā'iq's Boot. Darüber ward dieser böse. Als der Wal einmal auftauchte, um zu blasen, rief K·ā'iq: „Pfui, wie stinkst Du, Wal!" Viermal wiederholte er dieses, da ward der Walfisch böse und verschluckte K·ā'iq sammt seinem Boote. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, rief K·ā'iq drinnen: „Wisset, Ihr Leute, dass der Wal mich gefressen hat!" Die Fischer hörten es, und erzählten nun einander, dass K·ā'iq vom Walfisch verschluckt sei. Der Wal fuhr fort, Häringe zu fangen. Da machte Nerz sich ein kleines Feuer im Magen und trocknete die Häringe auf einem Gestelle. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, fielen die Fische von den Gestellen herunter. Darüber ward er sehr zornig. Im Magen war es zudem sehr heiss. K·ā'iq fühlte sich krank und dachte nach, wie er wieder in's Freie gelangen könnte. Er beschloss, den Wal zu tödten, und schnitt seine Kehle durch. Da starb der Wal und trieb bald nahe einem Dorfe an's Ufer. Sobald die Bewohner ihn sahen, zerlegten sie ihn, und siehe da! als sie den Magen öffneten, kam Nerz herausgesprungen. Er hatte aber alle Haare im Magen des Walfisches verloren.

16. A'c'icin, der Sohn des Wolfes, ging einst in den Wald, um Hirsche zu fangen. Da verletzte er seinen Fuss, indem er auf einen aufrecht in der Erde stehenden Stock trat. Er hinkte mit Mühe zum Strande hinab und setzte sich daselbst nieder, um auf ein Boot zu warten, das ihn nach Hause bringe. In der Ferne sah er K·ā'iq in seinem Boote beschäftigt, Fische zu stechen. Da rief A'c'icin: „O komm, K·ā'iq, und bringe mich in Deinem Boote nach Hause." K·ā'iq hörte ihn ganz gut, that aber, als habe er nichts bemerkt und fuhr ruhig

fort zu fischen. Erst als A'c'icin ihn viermal gerufen hatte, blickte er auf und sagte: „O, riefst Du mich? Warte nur, gleich komm ich und nehme Dich in mein Boot.“ Er ruderte dann zu jenem hin, bereitete ein bequemes Lager im Vordertheile des Bootes, und legte einen Stock quer über das Boot, der dem Wolfe als Kopfkissen dienen sollte. Dann trug er A'c'icin hinab und legte ihn auf das Lager. Da der Stock ihm nicht recht im Nacken lag, hiess er ihn etwas weiter hinauf rücken, damit er bequemer liege. Dann sprach K'a'iq recht freundlich zu ihm und sagte: „Wenn Du kannst, so schlafe nun. Ich werde Dich nach Hause bringen.“ Er deckte ihn zu, stiess vom Lande ab und ruderte fort. K'a'iq hatte ihn aber nur so niederlegen lassen, weil er ihn tödten wollte. Seine Kehle sollte recht frei und hoch liegen. Als A'c'icin fest schlief, ruderte K'ā'iq an's Land und nahm ihm behutsam den Mantel vom Gesicht. Jener fuhr fort zu schlafen. Da schnitt K'a'iq ihm die Kehle durch, nahm seinen Mantel und fuhr nach Hause. Dort hing er den Mantel des Wolfes über das Feuer, um ihn zu trocknen. Nach einiger Zeit kam eine alte Frau in's Haus, um K'ā'iq etwas zu verkaufen. Er liess sie am Feuer niedersitzen und sang: „Schau in die Höhe und sieh, was dort hängt.“ Zuerst verstand die Frau ihn nicht, endlich aber sah sie in die Höhe, und als sie das Fell erblickte, wusste sie, dass K'a'iq A'c'icin getödtet hatte. Sie ging zum Häuptling der Wölfe und erzählte diesem, was sie gesehen hatte. Da ward dieser zornig. Er beschloss, K'a'iq zu tödten. Er lud alle Nachbarn, unter ihnen auch K'ā'iq, zu einem Feste ein, und wollte ihn, wenn er konnte, erschlagen. Dieser aber ahnte, was der Wolf im Schilde führte. Deshalb rief er seine Grossmütter, die Herzmuschel, die „Clams“ und die Walfischlaus, und trug ihnen auf, sich im Hause des Wolfes beim Feuer in der Asche zu vergraben, und, während er tanze, ihr Wasser in das Feuer abzuschlagen, damit der Dampf das Haus erfülle und er ungesehen entfliehen könne. Und er rief seine Grossmutter, die Schnecke, und sprach zu ihr: „Lege Dich vor die Thüre des Hauses, damit alle, die herauskommen, um mich zu verfolgen, fallen.“ Und er rief seine Grossmutter, die Maus, und sprach zu ihr: „Nage die Ruder in den Booten der Wölfe durch, so dass sie mich nicht verfolgen können.“ Alle gehorchten seinem Gebot.

Als nun die Wächter, welche an der Hausthüre des Wolfes standen, K'ā'iq herankommen sahen, riefen sie: „Fangt an Takt zu schlagen, denn der Häuptling kommt.“ Die Sänger im Hause begannen mit ihren Tanzstäben Takt zu schlagen: K'ā'iq trat ein, ging rings um das Feuer und begann zu tanzen. Als der Wolf ihn sah, fletschte er die Zähne. Da fing K'ā'iq an zu singen: „Ich habe A'c'icin getödtet.“ Da sprang der Wolf auf ihn zu, um ihn zu zerreissen. In demselben Augenblicke löschten aber die Muscheln das Feuer aus und K'ā'iq entfloh. Die Leute, welche ihm nacheilten, fielen über die vor der Thür liegende Schnecke, und als sie endlich ihre Boote erreichten und zu den Rudern griffen, zerbrachen diese, da die Maus sie angenagt hatte. So entkam K'a'iq und sang: „Ich habe ihn getödtet, den Sohn des Wolfes.“

5. P'a, der Rabe.

1. Einst lud A'n'an (ein kleiner Vogel) alle Thiere zu einem grossen Feste ein. Als alle versammelt waren, schnitzte er einen Haken aus Holz und holte vermittelst desselben viel Bergziegenfett aus seinem After hervor. Das gab er seinen Gästen zu essen. Unter diesen war auch P'a, der Rabe. Dieser prahlte: „O, das kann ich auch. Kommt zu mir in mein Haus, ich will Euch ebenso bewirthen.“ Die Thiere folgten seiner Einladung, und er schnitzte einen Haken wie A'n'an.

mit dem er Bergziegenfett aus seinem After zu holen versuchte. Aber statt dessen zerriss er nur seinen Darm, so dass das Blut hervorströmte. Da lachten die Gäste ihn aus. Er aber schrie vor Schmerz: „Tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān, tsk.ān!"

2. Darauf lud Mā'melaquitsa alle Thiere zum Essen ein. Er schnitt sich in den Enkel, liess Fischeier daraus in die untergehaltenen Schüsseln tropfen, und bewirthete seine Gäste damit. Wieder prahlte P'a: „O, das kann ich auch!" Er lud alle Leute ein, und schnitt sich in den Fuss. Aber statt der Fischeier quoll schwarzes Blut daraus hervor, und die Gäste lachten ihn aus. Er aber schrie vor Schmerz: „Tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān."

3. Dann lud der Seehund alle Thiere ein. Als sie in seinem Hause versammelt waren, hielt er seine Hände an's Feuer und liess Thran daraus hervortropfen, den er den Leuten mit getrocknetem Lachse vorsetzte. „O," prahlte der Rabe, „das kann ich auch". Als er es aber versuchte, verbrannte er seine Hände, so dass grosse Brandblasen entstanden, welche platzten und aus denen Wasser hervorquoll. Da schrie er wieder vor Schmerz: „Tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān, tsk·ān."

4. Der Rabe und seine Schwestern, der Blauhäher T'ets (die Dohle) und die Schnecke, gingen eines Tages aus, Beeren zu suchen, die sie ihren Kindern, welche bei fremden Leuten weilten, bringen wollten. Als das Boot voll war, fuhren sie dorthin, wo ihre Kinder waren. P'a sass im Hintertheile des Bootes und steuerte. Er schielte aber immer nach den Beeren und dachte: „wie gerne möchte ich die fressen." Er erdachte sich eine List, um seine Schwestern zu entfernen und sprach: „Ich fürchte, unsere Feinde werden in ihrem Boote kommen und uns überfallen" u. s. w. (siehe unter den Sagen der Bilqula. Er verrichtet dann seine Nothdurft und lässt seine Exkremente schreien. Die Schwestern laufen in den Wald, nur die Schnecke verbirgt sich ungesehen nahe dem Ufer und sieht ihn die Beeren fressen. Sie zeigt dann den zurückkehrenden Schwestern, dass sein Kopf und seine Beine nicht mit Blut, sondern mit Preisselbeeren beschmiert sind.)

5. Einst nahm der Rabe den Seehund zur Frau. Dieser hatte aber einen Sohn. Eines Tages ging P'a mit demselben auf die Jagd, und liess ihn, als sie viele Hirsche geschossen hatten, nach Herzenslust essen. Da wurde der junge Mann durstig und ging zu einer Quelle, um Wasser zu trinken. Als er sich nun hinabbeugte, nahm der Rabe einen Stock, und schlug ihn in den Nacken, so dass er sein Genick brach. Dann machte er sich ein Feuer, briet seinen Stiefsohn und ass ihn auf. Er fuhr nun nach Hause zurück und als er seine Frau sah, that er, als weine er. Er rief: „Tsk·ān, Tsk·ān: dein armer Sohn ist in's Wasser gefallen und ertrunken." Er setzte sich an's Feuer und lehnte sich zurück, als ob er zornig sei. Auf einmal musste er aufstossen, da er zu viel Thran gegessen hatte, und übergab sich gerade ins Feuer, das hoch aufflammte, als der Thran hineinfiel. Da wusste die Frau, dass P'a ihren Sohn getödtet und verzehrt hatte. Sie ward zornig und sprang in's Meer. Seither leben die Seehunde im Wasser.

6. Der Rabe stand auf der Spitze eines Felsens, der steil zum Meere abfiel, und rief dem Hirsche zu: „Komm, und lass mich Deinen After riechen!" Der Hirsch kam. Da hiess der Rabe ihn sich umdrehen und als er an ihm gerochen hatte, sagte er: „O, Du riechst nicht gut. Du hast gar kein Fett. Laufe in den Wald zurück." Dann rief er einen anderen Hirsch. Dieser war fett und roch gut. Deshalb hiess der Rabe ihn sich setzen und sagte: „Wir wollen einander von alten Zeiten erzählen! Fange Du an!" „Nein," erwiderte der Hirsch, „fange Du an". Da sang der Rabe: „Ich habe so viele Mäntel zum Verschenken, wie Nadeln auf den Bäumen sind." Nun fing der Hirsch an zu singen: „Ich habe so

viele Mäntel zum Verschenken, wie Sand am Meere ist." Da ward der Rabe böse und sprach: „Du prahlst doch allzu sehr." Indem er so sagte, stiess er ihn an, so dass er den Felsen hinabstürzte. Zu dieser Zeit waren einige Boote ausgefahren, um zu fischen. Diese sahen den Hirsch herabstürzen und fuhren heran, um die willkommene Beute zu zerlegen und mit zu nehmen. Nur die Gedärme liessen sie liegen. Mittlerweile hatte der Rabe sich vergeblich bemüht, einen Weg zum Strande hinab zu finden. Als er endlich dort ankam, fand er den Hirsch bis auf die Gedärme verschwunden. Da ward er sehr betrübt.

7. P'a und seine drei Söhne, Watwitálksin (der im Boote hin und herrutschende), K'ai'mamen (der in Lagerplätzen alles fressende) und Wi'wiqenats (der Exkremente am Ufer fressende), gingen eines Tages in ihren Booten aus, Vögel zu schiessen. Zu gleicher Zeit ging Hä'iōm, die Möwe, in ihrem Boote aus. Während P'a gar keine Vögel bekam, erlegte die Möwe viele, indem sie sie mit ihren Pfeilen traf, sobald sie auftauchten. Da wurde P'a zornig und wollte mit Ha'iōm Streit anfangen. Er sagte: „Wie machst Du es nur, Ha'iōm, dass Du so viele Vögel fängst?" Ha'iōm rief: „Lass mich in Ruhe und geh." P'a sprach: „Meine Familie ist viel älter als Deine." Die Möwe erwiderte: „Das ist nicht wahr; meine ist die ältere." Als P'a auf seiner Behauptung bestand, sagte Ha'iōm nur: „Siehe!"; er nahm seinen Bergziegenfell-Mantel und schüttelte ihn. Da entstand ein dichter Nebel. Ha'iōm ging an's Ufer, aber P'a konnte nicht zum Dorfe zurückfinden und rief: „O, Ha'iōm, Deine Familie ist älter als die meine!" Ha'iōm aber antwortete nicht. P'a und seine Söhne verloren einander und kamen erst nach langer Zeit an's Ufer. In Eō'miq traf er mit Watwitálksin, der ganz kurze Haare trug, zusammen. Er erkannte ihn nicht und sprach: „Warum läufst Du immer vor mir auf und ab?

8. Ya'qsenukomaē war mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern verreist, und hatte seinen kleinen Sohn Alâ'tsenate allein zurückgelassen. Dieser ging jeden Tag zum Flusse hinab und fing Forellen, welche er kochte. Als er eben anfangen wollte zu essen, kam der graue Bär und blickte zur Thüre herein. Als er den Knaben sah, rief er: „Alâ'tsenate kocht dort Fische!", nahm dieselben und lief damit fort. So oft der Knabe auch Forellen fing, jedesmal kam der Bär und nahm sie ihm fort. Da ward der Knabe ganz mager vor Hunger und Entbehrung.

Endlich kam der Vater von seiner Reise zurück, und als er von seinem Sohne hörte, wie es ihm ergangen war, beschloss er, den Bären zu tödten. Er liess seine Frau und seine Töchter sich verbergen und stellte sich mit Bogen und Pfeil bewaffnet hinter der Thür auf. Dann liess er Alâ'tsenate wieder zum Bache hinabgehen, Forellen fangen und dieselben kochen. Als die Fische beinahe gar waren, kam der Bär, stellte sich in die Thüre, rief: „Alâ'tsenate kocht dort Fische!" und kam in's Haus, um dieselben fortzunehmen. Da sah er Ya'qsenukomaē mit seinem Bogen hinter der Thür stehen; er ward zornig, riss ihm den Arm aus und lief davon.

Ya'qsenukomaē aber rief alle Krankenbeschwörer im Lande zusammen und versprach ihnen seine beiden Töchter, wenn sie ihn heilen sollten. Sie sangen und tanzten um sein Bett, aber vergeblich! sie konnten ihn nicht heilen. Endlich kam P'a, um seine Kunst zu versuchen. Als er hörte, was geschehen war, ging er in das Haus des grauen Bären. Er fand nur dessen Töchter zu Hause und fragte sie: „Was thut Eure Mutter, wenn sie sich satt gegessen hat?" Die Bärentöchter antworteten: „Dann schläft sie und macht mit ihren Winden solchen Lärm, dass alle Kisten in die Höhe springen." Er hatte nun in Erfahrung gebracht, was er wissen wollte. Er ging wieder fort und fischte rothen Schellfisch. Als sein Boot

ganz voll war, ging er zurück zu des Bären Haus und gab dem alten Bären sowohl als den Jungen Fisch zu essen, bis sie so satt waren, dass sie sich nicht mehr rühren konnten. Da legten sich alle hin zu schlafen und bald fingen die Winde der Alten an, solchen Lärm zu machen, dass die Kisten im Hause in die Höhe sprangen. Da wusste P'a, dass sie fest schlief. Er nahm Ya'qsenukomaē's Arm, welcher über dem Feuer hing, um zu trocknen, und flog damit von dannen. Da riefen die Kinder: „Mutter, stehe auf! P'a hat Ya'qsenukomaē's Arm gestohlen." Da sprang die Alte auf, brüllte vor Zorn und verfolgte P'a, indem sie die Bäume rechts und links niederwarf. P'a aber flog hin und wieder in zickzackförmigem Fluge, so dass sie ihn nicht fangen konnte.

Er legte dann den getrockneten Arm in's Wasser, um ihn wieder aufzuweichen. P'a machte nun, dass der Arm lebendig wurde und sich bewegte. Dann flog er zu Ya'qsenukomaē's Haus und warf den Arm auf das Dach herab. Dann ging er in's Haus, und fing an zu singen. Er liess alle Leute sich versammeln und mit ihm singen und Takt schlagen. Nachdem er eine Zeit lang gesungen und getanzt hatte, sang er: „Der Arm soll ein wenig in's Haus herein kommen." Da sah man die Hand des Kranken durch die Rauchöffnung herabkommen und die Finger bewegen. Dann breitete er seinen Mantel aus und sang: „Falle herunter, Arm, gerade in meinen Mantel." Und so geschah es. Er wickelte dann den Arm ein und setzte ihn unter dem Mantel Ya'qsenukomaē's an. Dann sagte er zum Hunde: „Geh zu meiner Schwester, der Schnecke, und flüstere ihr zu, sie solle kommen, und ihr Zaubermittel mitbringen." Da ging der Hund hinaus und brüllte so laut er konnte: „Komme, Schnecke, und bringe Deine Zaubermittel mit." Die Schnecke kam, kroch um die Stelle herum, wo der Arm angesetzt war, und da war er wieder so fest und gesund, als sei er nie abgerissen gewesen. P'a nahm dann die beiden Mädchen zu Frauen und wurde ein grosser Häuptling.

9. P'a wollte nun mit seinen Frauen in ein anderes Land ziehen. Er belud sein Boot und, während die Frauen ruderten, steuerte er. Nach einiger Zeit begegneten ihnen zwei Boote. In jedem sass ein Mann. Diese näherten sich P'a und legten ihre Boote so, dass das seine zwischen denen der Fremden lag. Dann sprachen sie zu den Frauen: „Fragt doch P'a, ob er Seehundsblut trinken mag." P'a liess die Frauen antworten, er möge es nicht gerne, aber den Fremden zu Gefallen wolle er etwas nehmen. Das war aber nicht wahr, denn er brannte vor Begierde, das Blut zu trinken. Die Fremden gaben ihm eine Schüssel voll. Er leckte erst ein wenig mit einem Finger, dann mit zwei Fingern, dann mit dreien und endlich trank er in vollen Zügen, ohne einmal abzusetzen. Während er so mit dem Seehundsblute beschäftigt war, nahmen die Fremden ihm die Frauen fort, ohne dass er es sah. Als er die Schale geleert hatte und aufblickte, sah er die Boote der Fremden weit fort und seine Frauen in den beiden Booten. Da ward er zornig und rief jenen zu: „Lasst uns sehen, wer der bessere Mann ist." Jene erwiderten: „Wie wollen wir das erfahren?" „Lasst uns sehen, wer am längsten tauchen kann," versetzte der Rabe. Jene waren einverstanden und liessen den Raben zuerst tauchen. Dieser sprang in's Wasser und tauchte erst wieder auf, als die Sonne einen langen Bogen am Himmel beschrieben hatte. Da sagte er: „Ich bin bis nach Mitlnatc geschwommen." Nun tauchten die Fremden. Auch sie blieben lange unten und als sie zurückkamen, behaupteten sie, jenseits Mitlnatc gewesen zu sein. Nun war wieder an P'a die Reihe, und als er nach sehr langer Zeit zurückkam, sagte er, er sei in Agya'ik'sen im Lande der Tlaā'men gewesen. „O," riefen die Fremden, „Du lügst, so weit kannst Du nicht gewesen sein. Tauche noch einmal, sonst glauben wir Dir nicht." Der Rabe that, wie sie ge-

gebeten hatten. Da suchten sie alle Riffe und Inseln der Umgegend ab und fanden ihn endlich ganz in der Nähe, wie er sich an einen Felsen schmiegte und den Schnabel aus dem Wasser steckte, um zu athmen. Da wurden sie böse, weil er sie so betrog, und schlugen ihn todt. Da schwamm er wie eine schwarze Kohle auf dem Wasser.

10. P'a wollte das Bergziegenfett haben und sprach zu dem Manne, welcher dasselbe besass: „Komm, lass uns spielen! Wir wollen uns auf die Dächer unserer Häuser setzen und uns gegenseitig Bergziegenfett zuwerfen." Der andere war einverstanden. Der Rabe that, als werfe er Fett hinüber, er nahm aber in Wahrheit nur rothen Schellfisch, während jener ihm wirklich Fett zuwarf. So erhielt er, was er haben wollte.

6. Entstehung der Frösche und Schlangen.

Es gingen einmal viele Frauen (Frösche und Schlangen) in den Wald, um Beeren zu suchen. Als sie müde wurden, legten sie sich nieder zu schlafen. Da kam K'ōl, der Biber, und wollte bei Frau Frosch schlafen. Er wollte unter ihren Mantel kriechen, aber sie stiess ihn zurück. Viermal versuchte er vergeblich zu ihr zu kommen, da ging er betrübt nach Hause zu seiner Grossmutter und weinte, weil Frau Frosch nichts von ihm wissen wollte. Die Grossmutter aber sass mit dem Rücken zum Feuer gewandt und wärmte sich. Als sie K'ōl's Klage hörte, wandte sie sich um und drehte ihr Gesicht dem Feuer zu. Da fing es an zu regnen. Es regnete und regnete ohne Ende. Das Wasser im Walde stieg und bald mussten die Frösche, um demselben zu entgehen, auf umgefallene Baumstümpfe steigen. Dann ging K'ōl in den Wald zurück und glaubte die Frösche und Schlangen in grosser Noth, denn das Wasser erreichte schon ihre letzte Zufluchtsstätte. Diese aber sassen da, und alle sangen, indem sie Takt dazu schlugen: „O, es ist gut, es ist schön, dass es regnet." Da nahm der Biber einen Stock und hob sie damit an den Füssen aus dem Wasser. Die einen verwandelte er in Frösche, die anderen in Schlangen.

7. Der Hirsch und die Wölfe.

Der Hirsch hatte den Häuptling der Wölfe getödtet und seinen Sohn zum Sklaven gemacht. Er band zwei Boote zusammen, legte Bretter darüber und sang und tanzte auf denselben mit seinem Kinde und seinem Sklaven. Er sang: „Ich habe den Häuptling der Wölfe getödtet." Er quälte dann den Sklaven und stiess ihn in's Wasser, indem er ihn schwimmen hiess. Da ward dieser zornig und schlug das Kind des Hirsches. Als dieses hierüber weinte, sprach der Hirsch: „Mein Kind soll wieder vergnügt werden und deshalb will ich meinem Sklaven den Kopf abschneiden." Und er that, wie er gesagt hatte.

Die Wölfe hörten ihn singen und beschlossen, den Tod ihres Häuptlings und seines Sohnes zu rächen. Sie zogen aus, den Hirsch zu fangen. Dieser entfloh, aber sie erreichten seinen Sohn und tödteten denselben. Der Hirsch kletterte schliesslich auf einen Baum, um seinen Verfolgern zu entgehen. Die Wölfe setzten sich im Kreise um den Baum herum. Sie sahen das Bild des Hirsches in einem Tümpel unter dem Baume und glaubten, er sei in der Erde. Da fingen alle an, aus Leibeskräften zu scharren, um ihn zu erreichen. Ein Mann aber, welcher vorüberging, zeigte ihnen, dass er oben im Baume sass. Da fingen die Wölfe an Takt zu schlagen und zu singen. Der erste sang: „Deine Ohren werde ich fressen." Der Hirsch droben im Baume, schüttelte sein Haupt und erwiderte: „Ja, Du wirst sie fressen." Der zweite sang: „Deine Nase werde ich fressen."

Wieder schüttelte der Hirsch sein Haupt und erwiderte: „Ja, Du wirst sie fressen.“ Dann sang der dritte Wolf: „Ich werde Deine Zunge fressen.“ Der vierte: „Ich Deine Schultern;“ der fünfte wollte die Rippen, der sechste das Brustbein, der siebente die Hüften, der achte die Hufen, der neunte den Magen. Endlich ward der Hirsch so zornig, dass er vom Baume herabfiel. Da frassen ihn die Wölfe.

8. Der Hirsch holt das Feuer.

Ein alter Mann hatte eine Tochter, welche einen wunderbaren Bogen und Pfeil hatte, mit dem sie alles erlegen konnte, was sie haben wollte. Sie aber war träge und schlief beständig. Darüber ward ihr Vater böse und sprach: „Schlafe nicht immer, sondern nimm Deinen Bogen und schiesse in den Nabel des Oceans, damit wir das Feuer erhalten.“ Der Nabel des Oceans war aber ein ungeheurer Wirbel, in welchem Hölzer zum Feuerreiben umhertrieben. Die Menschen hatten damals noch kein Feuer. Das Mädchen nahm nun ihren Bogen, schoss in den Nabel des Oceans und das Reibefeuerzeug sprang an's Land. Da freute sich der Alte. Er entzündete ein grosses Feuer und, da er es für sich allein behalten wollte, baute er ein Haus mit einer Thür, die wie ein Maul auf und zuschnappte und jeden tödtete, der hereintreten wollte. Die Menschen aber wussten, dass er das Feuer im Besitze hatte, und K·ē'u, der Hirsch, beschloss, es für dieselben zu rauben. Er nahm harziges Holz, spaltete dasselbe und steckte sich die Splitter in die Haare. Dann band er zwei Boote zusammen, bedeckte dieselben mit Brettern und tanzte und sang auf denselben, während er zum Hause des alten Mannes fuhr. Er sang: „O, ich gehe und werde das Feuer holen.“ Die Tochter des alten Mannes hörte ihn singen und sagte zu ihrem Vater: „O, lass den Fremden in's Haus kommen, er singt und tanzt so schön.“ K·ē'u landete nun und näherte sich singend und tanzend der Thür. Er sprang dabei auf die Thür zu und stellte sich, als wolle er in's Haus hineingehen. Da schnappte dieselbe zu, und während sie sich wieder öffnete, sprang er in's Haus hinein. Dort setzte er sich an's Feuer, als wolle er sich trocknen, und sang weiter. Er liess dabei seinen Kopf über das Feuer sinken, so dass er ganz russig wurde und das Holz, das in seinen Haaren steckte, sich endlich entzündete. Da sprang er hinaus, lief von dannen und brachte den Menschen das Feuer.

9. Der graue und der schwarze Bär.

Eines Tages sagte die graue zur schwarzen Bärin: „Komm her und lause mich.“ Die schwarze Bärin that, wie jene ihr geheissen. Die Läuse des grauen Bären waren aber Frösche. Sie fing dieselben, warf sie auf die Erde, und sie hüpften von dannen. Die graue Bärin hörte das Geräusch und fragte: „Was ist das, was da zu Boden fällt und umherspringt?“ Die schwarze Bärin antwortete: „O, es sind kleine Aeste, die von den Bäumen herunterfallen.“ Bald aber sah die graue Bärin die Frösche, ward böse und tödtete die schwarze Bärin. Dann schnitt sie ihr die Brüste ab, kochte dieselben und gab sie den Kindern jener zu essen. Diese merkten sogleich, dass die graue Bärin ihnen ihrer Mutter Brüste vorgesetzt hatte. Sie sagten aber nichts darüber, sondern fragten nur: „Wo ist denn unsere Mutter?“ Die alte graue Bärin antwortete: „Sie ist in den Wald gegangen und wird wohl morgen zurückkehren.“

Nach einiger Zeit ging sie aus. Da tödteten die Kleinen die Kinder der grauen Bärin und steckten sie mit den Köpfen und Vorderpfoten in die Vorrathskisten. Dann liefen sie in den Wald. Als die graue Bärin zurückkehrte und ihre Kinder an den Kisten sah, glaubte sie, dieselben stählen Nahrungsmittel, und wollte

sie bestrafen. Als sie aber näher heran kam, sah sie, dass alle todt waren. Da ward sie zornig und lief in den Wald, die jungen Bären zu suchen. Bald fand sie dieselben auf einem Baume sitzend und rief ihnen sehr freundlich zu: „Kommt doch nach Hause. Eure Mutter ist zurückgekehrt.“ Jene riefen vom Baume herab: „Ja, wir wollen kommen. Lege Dich aber erst einmal platt auf den Boden, sperre Mund und Nase auf und spreize Deine Beine auseinander; wir wollen Dir etwas geben.“ Die alte Bärin that, wie jene ihr geheissen hatten. Da warfen die Kleinen Holzmülm herunter, der in ihre Augen, in ihren Mund und in andere natürliche Oeffnungen hineinfiel. Da schrie sie vor Schmerz, lief davon und warf die Bäume mit ihren Vorderpfoten um.

10. Tlō'menatsō.

Einst sprach ein Mann zu Tlō'menatsō: „Komm lass uns zusammen ausgehen und Seehunde jagen.“ Tlō'menatsō antwortete: „Gehe Du nur voraus, ich komme Dir bald nach.“ Jener ging und sah bald etwas auf dem Meere schwimmen, das wie Feuer glänzte. Es tauchte bald auf, bald unter, er konnte es aber nicht erreichen. Nach einiger Zeit fuhr Tlō'menatsō aus, und auch er sah das Feuer auf dem Wasser schwimmen. Da erkannte er, dass es der Aihōs (die doppelköpfige Schlange) war. Er bekümmerte sich nicht um seinen Freund und schaute nicht nach Seehunden aus, sondern verfolgte den Aihōs bis nach K·ē'ik·oan (eine etwa drei Meilen lange Insel im Tlaā'men-Gebiet). Dort hatte Aihōs seine Wohnung in einer Höhle. Tlō'menatsō erwischte ihn hier und warf ihn mit seinem Fischspeer. Kaum berührte ihn der Speer, da fiel der Jäger wie todt nieder und Blut strömte ihm aus Mund und Nase. Da gab der Aihōs ihm ein Stück eines durchsichtigen Steines und führte seine Seele durch alle Lande. Endlich brachte er sie zurück. Tlō'menatsō erhob sich wieder und kehrte nach Hause zurück. Am folgenden Tage fing er einen Seehund; am nächsten zwei, dann drei und so täglich einen mehr. Diese gab ihm der Aihōs.

11. Der Donnervogel.

Ku'lten hatte eine schöne Frau, Namens Wa'qwaqolē. Ihre Haut war schneeweiss und ihr Haar hing bis zur Erde herab. Qoā'tk·um, der Donnervogel, hatte die Frau einmal gesehen und beschloss, sie zu rauben. Er bat seine Freunde, Ts'i'tcilitl und Pal, den Kranich, ihm beizustehen. Diese waren willig, und die drei reisten zu Ku'lten's Hause. Sie traten in die Thür und Wa'qwaqolē lud sie ein, näher zu treten. Da gingen sie hinein und setzten sich an's Feuer. Qoā'tk·um aber hüllte seinen Kopf in den Mantel, um seine lange Nase zu verbergen. Wa'qwaqolē sprach nun zu ihrem Manne: „Gehe in den Wald und hole mir einen Lachsbeerenbusch.“ Dieser that, wie sie geheissen hatte, und brachte ihr einen Busch. Wa'qwaqolē steckte denselben in die Erde und begann zu singen. Da sprossten zuerst Blätter hervor, dann Blüthen und endlich Beeren. Sie pflückte dieselben, legte sie in eine Schüssel und setzte sie Qoā'tk·um vor. Als dieser gegessen hatte, forderte er Ku'lten zu einem Wettkampfe auf. Sie gingen vor das Haus und spielten mit einer cederbast-umwundenen Scheibe. Die vier Männer stellten sich in einer Reihe auf; an einem Ende stand Qoā'tk·um, ihm zunächst Ts'i'tcilitl, dann Pal, und am anderen Ende stand Ku'lten. Zuerst warf Qoā'tk·um seine Scheibe, welche aus Feuer gemacht war. Seine Genossen konnten dieselbe nicht fangen, aber Ku'lten fing sie. Dann warf Ts'i'tcilitl seine Scheibe, welche aus Nebel gemacht war. Weder Qoā'tk·um, noch Pal fingen dieselbe, aber Ku'lten fing sie. So hatte dieser beide Spiele gewonnen. Da ward Qoā'tk·um zornig. Er

ging in's Haus und setzte sich gerade auf Wa'qwaqolē's Mantel nieder. Dann rief er den Sturm herbei, welcher das ganze Haus aus einander bliess. Nur Wa'qwaqolē blieb sitzen, weil Qoā'tk·um auf ihrem Mantel sass. Dann trug er sie nach seinem Hause.

Ku'lten aber rief alle Leute zur Gerichtssitzung. Alle waren versammelt, nur der Häuptling T'ᴇ'mt'ᴇm (ein Vogel) fehlte noch. Da sandte Ku'lten zu ihm und liess ihm sagen: „Du bist weise und weisst über Alles Bescheid. Komm und rathe, was wir thun sollen.“ Da kam T'ᴇ'mt'ᴇm und sprach: „Soll ich Euch sagen, was ich in meinem Herzen erdacht habe? Lasst eine Forelle zu Qoā'k·um schwimmen und mit ihm fechten.“ Da ging Ku'lten zur Forelle und lieh sich ihren Mantel. Die übrigen Leute liehen sich die Mäntel anderer Fische und alle schwammen nun hin zu Qoā'tk·um's Hause. K·ā'iq, der Nerz, hatte die Gestalt des Frühlingslachses angenommen. Sie gingen alle in Qoā'tk·um's Fischreuse, und als dieser Morgens zum Bache hinabging, fand er dieselbe ganz voll. Er ging mit Wa'qwaqolē hinab, nahm die Fische heraus und freute sich über den guten Fang. Die Forelle aber, welche besonders schön aussah, gab er seiner Frau. Diese trug die Fische in's Haus, und nachdem sie die Forelle auf den Boden vor ihre Füsse gelegt hatte, fing sie an, die übrigen Fische zu spalten und trocknete sie über dem Feuer. Da hörte sie, wie die Forelle zu ihr sprach: „Wenn Du mich isst, so wirf meine Gräthen nicht fort, sondern lege sie in eine Schüssel und trage sie in's Wasser.“ Wa'qwaqolē merkte sich, was der Fisch gesagt hatte. Sie legte dann die Fische auf die Gerüste über dem Feuer. K·ā'iq aber sprang jedesmal wieder herab, so oft auch die Frau ihn hinauflegte, denn er wollte sich dicht am Feuer wärmen. Die Frau ass nun die Forelle, legte die Gräthen in eine Schüssel und trug sie an's Wasser. Dann nahm sie ein Bad und schwamm im Meere umher. Qoā'tk·um sah ihr vom Hause aus zu und rief: „Schwimme nicht so weit fort.“ Die Gräthen, welche die Frau trug, verwandelten sich wieder in eine Forelle, als sie in's Wasser kamen, und alle Fische, die auf dem Trockengerüste lagen, sprangen herab, wurden wieder lebendig und schwammen von dannen. Die Forelle aber trug Wa'qwaqolē nach Hause. Da nahmen die Fische wieder ihre natürliche Gestalt an.

Sie versammelten sich wieder und beschlossen, Qoā'tk·um zu tödten. Sie wussten aber nicht, wie sie ihre Absicht ausführen sollten. Da sprach der weise T'ᴇ'mt'ᴇm: „Wisst Ihr nicht, dass Qoa'tk·um Wale fängt? Holt Euch das Boot des Wales und greift ihn dann an.“ Ku'lten wollte gleich gehen, um sich das Boot zu leihen, aber K·ā'iq rief: „Nein, lass mich gehen!“ Ku'lten war damit zufrieden und K·ā'iq ging zum Wale. Als er in dessen Haus eintrat, fand er den alten Wal am Feuer liegend, wo er sich wärmte. K·ā'iq stiess ihn mit dem Fusse an und sagte: „Ku'lten bittet Dich um Dein Boot. Leihe es ihm.“ Der Wal antwortete: „Wenn er es haben will, so muss er jemand anders darum schicken, als Dich. Dir gebe ich es nicht, denn Du bist voller närrischer Streiche. Du wirst es entzwei machen.“ K·ā'iq that, als ginge er zurück, versteckte sich aber in Wirklichkeit nur hinter der Thür. Nach einiger Zeit kam er wieder und sagte: „O, alle sind zu faul und wollen nicht kommen. Du musst es also schon mir geben.“ Da gab der alte Wal ihm eine Kiste, in der er das Boot bewahrte, und sprach: „Nun passe auf! öffne die Kiste nicht, sonst muss ich gleich aus dem Hause kommen und draussen umherschwimmen.“ K·ā'iq versprach es ihm, kaum aber war er draussen, so öffnete er die Kiste, und heraus sprang ein Wal, der blasend und tauchend umherschwamm. Da that K·ā'iq, als weine er, und sagte: „Ich kam an's Land, da fiel mir die Kiste hin und zerbrach.“ Er hatte

sie aber absichtlich geöffnet, um im Boote des Wals zurückzufahren. Er brachte dasselbe zum Ufer, wo alle Leute versammelt waren, und auf T'ᴇ'mt'ᴇm's Rath bestiegen nun alle das Boot. Ku'lten führte sie, und ihm folgten der Bär, der Wolf, der Panther und viele andere Thiere. In den Boden des Bootes legten sie ein schweres Stück Basalt und vorne sass K·a'iq, der einen Meissel in der Hand trug. So zogen sie aus, um mit Qoā'tk·um zu kämpfen. Das Boot aber sah aus, wie ein Wal.

Früh Morgens sah Qoā'tk·um denselben vor seinem Hause im Meere schwimmen. Da rief er seinen jüngsten erwachsenen Sohn. „Stehe auf, ein Wal schwimmt hier vor unserem Hause." Dieser gehorchte, legte sein Federkleid an und flog aus, um den Wal zu fangen. Er ergriff ihn und hob ihn ein wenig. Da rollte das Stück Basalt in den Schwanz hinunter und machte ihn so schwer, dass jener ihn nicht mehr heben konnte. K·ä'iq aber zerschnitt die Füsse des Vogels mit seinem Meissel, obwohl die anderen Thiere ihm alle zuriefen, noch ein wenig zu warten. Als Qoā'tk·um sah, dass sein Sohn den Walfisch nicht heben konnte, sandte er den nächst älteren ihm zu Hülfe u. s. w. (siehe Sagen der Nootka). . . . . Endlich zog der Alte selbst sein Federkleid an, um seinen Söhnen zu helfen. Ehe er aber ausflog, sprach er zu seinem jüngsten Kinde, das noch in der Wiege lag: „Höre auf meine Worte. Wenn ich nicht zurückkehre, so wirst Du einst der Donnervogel werden. Fliege nicht das ganze Jahr umher und erfülle die Welt mit Deiner Stimme, sondern fliege nur im Sommer umher: im Winter aber bleibe zu Hause." Dann flog er aus und ward ebenfalls von den Thieren getödtet. Da kehrten diese frohen Sinnes nach Hause. Seitdem aber hört man den Donner nur im Sommer.

12. T'ᴇ'cē·k·.

Es waren einmal zwei Männer, K·o'k·ois (Kupferplatte) und Tc'ā'djas (Haliotis-Schale). Der erstere hatte einen Sohn, der zweite eine Tochter, und diese war die Geliebte von K·ō'k·ois' Sohn. Als diese von ihm einen Sohn gebar, nahm der junge Mann sie zu sich in's Haus. Als der Knabe heranwuchs, ging er immer mit seinem Vater aus, Vögel zu schiessen, und endlich verliessen die beiden Männer ihre Heimath und liessen Tc'ā'djas' Tochter allein zurück. Als die Männer Abends nicht zurückkehrten, weinte diese sehr, wischte sich die Thränen mit etwas Moos aus dem Gesicht und reinigte sich die Nase. Dann warf sie das Büschel Moos zur Erde. Als sie nach einiger Zeit herabblickte, sah sie, dass aus ihren Thränen ein menschliches Wesen entstand; zuerst war es sehr klein; dann ward es grösser und grösser. Da nahm sie es als ihr Kind mit nach Hause und nannte es T'ᴇ'cē·k· (Schnupfen). Der Knabe wuchs sehr rasch heran und sagte eines Tages zu seiner Mutter: „Ich will gehen und Vögel schiessen." Er liess sich von seiner Mutter Bogen und Pfeile machen, nahm ihr Boot und wollte ausfahren, um zu jagen. Da sprach diese zu ihm: „Wenn Dir mein Mann und Dein älterer Bruder begegnen und sie Dich mitnehmen wollen, so antworte ihnen, Du wollest bei mir bleiben. Du bist nur mein Sohn." T'ᴇ'cē·k· versprach es. Als er noch nicht lange seine Heimath verlassen hatte, sah er in der Ferne einen röthlichen Schein, der von einem Boote ausstrahlte, und als er näher kam, erblickte er seiner Mutter Mann und seinen Stiefbruder. Jene forderten ihn auf, zu ihnen zu kommen, er aber erwiderte: „Nein, Du bist nicht mein Vater, ich will nicht mit Dir gehen," und er kehrte nach Hause zurück. Da sah er seine Mutter an der Küste sitzen und ängstlich nach ihm ausschauen. Als sie ihn kommen sah, sang sie: „Ich sehe mein Kind herankommen." T'ᴇ'cē·k· erzählte,

was ihm begegnet war, und da erzählte ihm die Frau, wie jener Mann sie verlassen habe, und fuhr fort: „Er ist nicht Dein Vater, denn aus meinen Thränen bist Du entstanden. Ich wäre sehr betrübt gewesen, wenn Du mich verlassen hättest."

In K·anis gegenüber K·'ō'djōmen, nördlich von Seymour Narrows, wohnte damals K·ōmo'k·oaē. Dieser pflegte in Gestalt eines grauen Bären auf dem Berge zu weilen. Er hatte dort eine grosse Metallkiste, in der er Kupferplatten, Ohrringe und andere werthvolle Sachen bewahrte. Diese rollte er den Abhang des Berges hinab, und wenn jemand kam, um die Kiste zu stehlen, so sprang er von oben auf ihn herab und tödtete ihn. T'ᴇ'cēk· hörte davon und beschloss, die Kiste zu rauben. Er ging jeden Tag in den Wald und badete in einem Teiche. Davon wurde er stark und lernte rasch laufen und weit springen. Endlich konnte er so weit springen, wie von einem Ende zum anderen einer umgestürzten Fichte. Er band nun zehn Boote zusammen und fuhr mit denselben nach K·anis. Als er nun die Kiste den Berg herabpoltern hörte, sprang er mit einem Satze hervor, nahm die Kiste, und sprang mit einem Satze zurück auf die Boote, ehe der Bär wusste, was geschehen war. Der Bär konnte ihn nicht auf dem Wasser verfolgen und warf vor Zorn rechts und links die Bäume um. T'ᴇ'cēk· aber gab, als er zurückkam, ein grosses Schenkfest, und ward ein mächtiger Häuptling. Seither trägt sein Geschlecht die Bärenmaske.

13. Ciā'tlk·am.

Vor langer, langer Zeit stieg Ciā'tlk·am vom Himmel herab. Er trug das Vogelkleid Qoā'ēqoē[1]) und liess sich in Ñgā'içam (C. Mudge) nieder. Er wurde der Stammvater der Çatlōltq. Mit ihm kam seine Schwester Tē'sitla, welche so gross war, dass sie zweier Boote bedurfte, um über das Meer zu fahren. Die Geschwister durchwanderten alle Lande und besuchten die Nanaimo, Nī'ciatl, Tlahū's und viele andere Stämme, die alle ihre jüngeren Brüder wurden.

14. K·ōmō'k·oaē.

Zwei Frauen, O'mak· und Kyē'ek·, gingen eines Tages zu einer Insel, um Muscheln zu suchen. Dort fingen sie an, mit einander zu streiten, und Kyē'ek· ging in das Boot und fuhr weit hinaus in's Meer. Da rief O'mak·: „O, verlasse mich nicht! Wohin willst Du gehen? Komme lieber zu mir zurück." Jene erwiderte: „Ja, ich will es thun, wenn Du Deinen Mantel in Stücke zerreisst und in's Meer wirfst." Jene that, wie sie verlangt hatte. Dann rief sie wieder: „O, komme zu mir und lass mich in's Boot kommen." Kyē'ek· rief: „Reisse erst Deine Haare aus, dann will ich kommen." Wieder that Ō'mak·, was sie verlangte. Sie kam aber noch nicht, sondern verlangte, dass jene erst noch ihre Augenbrauen und Augenwimpern ausrisse. Und als Ō'mak· nun nackt und armselig dastand, freute sich Kyē'ek·. Sie rief den Vogel K·ālk·uinas, ihre Feindin zu fassen, und fuhr von dannen. K·ālk·uinas flog herab und hackte Ō'mak· ein wenig, tödtete sie aber nicht.

Die arme Frau legte sich nun nieder, zu schlafen. Bald hörte sie jemand sagen: „Wache auf." Sie erhob sich, sah aber Niemand und legte sich daher wieder nieder und schlief weiter. Bald fühlte sie, wie jemand sie am Fusse zerrte, sah aber noch nichts. Da setzte sie sich nieder und hielt die Hände vor das Gesicht, lugte aber zwischen den Fingern durch. Sie sah eine kleine Maus,

1) Siehe Proceedings U. S. National-Museum. 1888. p. 213.

welche sie immer rief und an ihr herumzerrte. Sie fragte die Maus: „Was willst Du?“ Diese erwiderte: „Komm mit mir zu K·ōmō'k·oaē's Haus.“ Sie folgte ihr. Die Maus schlüpfte voran in's Haus und rief: „Komm herein, komm herein!“ Eine Frau, die hinten im Hause sass, rief aber: „Bleib draussen, bleib draussen. K·ōmō'k·oaē will Dir Böses zufügen!“ Ō'mak· dachte aber, schlimmer könne es ihr doch nicht ergehen, als dazumal, und folgte der Maus. Sie setzte sich an's Feuer und sah die vielen, vielen Kinder K·ōmō'k·oaē's an den Wänden umher sitzen. Nach kurzer Zeit fragte K·ōmō'koaē: „Wer ist denn die Frau dort ohne Haare?“ Die Maus erwiderte: „Es ist Ō'mak·; Kyē'ek· hat sie so hässlich anzuschauen gemacht.“ Da gab K·ōmō'k·oaē ihr neues, schönes, schwarzes, langes Haar, Augenbrauen und Augenwimpern, einen Mantel und eine Tanzschürze, und sandte sie nach der Insel zurück.

Nach kurzer Zeit kam Kyē'ek· dorthin, da sie glaubte, O'mak· sei todt. Diese versteckte sich, als sie ihre Feindin kommen sah, und die Maus flüsterte ihr zu: „Nun räche Dich an ihr. Wenn sie an's Land kommt, schneide das Boot los und fahre fort.“ Kyē'ek· ging an's Land, um nach O'mak·'s Leiche zu suchen. Da sprang diese in's Boot, schnitt es los und stiess vom Lande. Dann rief sie Kyē'ek·: „Siehst Du, wie schön ich geworden bin? Thue wie ich, und auch Du wirst schön werden.“ Kyē'ek· folgte ihrem Rathe. Sie zerriss ihren Mantel und ihre Tanzschürze, und riss sich Haare, Augenbrauen und Augenwimpern aus. Da rief Ō'mak· K·álk·uinas und dieser tödtete Kyē'ek·.

15. Alqs.

Alqs ging eines Tages mit seiner Tochter aus, Holz zu holen. Nach einiger Zeit landeten sie und der Vater sprach zu dem Mädchen: „Ich werde das Boot hier verankern. Bleibe Du hier und gieb gut Obacht, dass es nicht forttreibt. Ich werde in den Wald gehen und Holz holen.“ Kaum war er fort, da kam der Wolf Hak·hak·uā'tlsin, der Sohn Sᴇ'msāmām's, und sprach zu dem Mädchen: „Komm an's Land. Ich mag Dich gern und Du sollst meine Frau werden.“ Sie willigte ein und der Wolf trug sie von dannen. Als der Vater nun zurückkam und seine Tochter nicht im Boote fand, ward er sehr traurig und weinte. Er liess das Holz, das er geschlagen hatte, liegen und ruderte nach Hause zurück. „O,“ dachte er, „wer hat meine Tochter getödtet?“ Er fuhr überall umher und fragte alle Leute: „Wisst Ihr nicht, wer meine Tochter gestohlen hat?“ Alle antworteten: „Nein, wir wissen es nicht.“

Da suchte Alqs die Einsamkeit. Er ging in den Wald und weinte und weinte. Er fuhr einen Fluss hinauf und gelangte zu einem See, an dem die Todten wohnten. Er fragte einen derselben: „Weisst Du, wo mein Kind ist?“ Jener erwiderte: „Gehe zu unserem Häuptling Tlnā'naçegitl, der wird Dir Auskunft geben können.“ Alqs ging in des Häuptlings Haus und fand diesen, einen grossen, alten Mann mit weissen Haaren, zurückgelehnt in seinem Stuhle sitzend und schlummernd. Er fragte ihn: „Weisst Du, wo mein Kind ist?“ Jener erwiderte: „Ich weiss es. Sᴇ'msāmām's Sohn hat es geraubt. Gehe dort den sanft ansteigenden Hügel hinauf, so wirst Du sie finden. Droben wirst Du viele Leute lachen hören. Das sind die jungen Wölfe.“ Alqs folgte seinem Rathe und ging. Da sah er die Wölfe Ball spielen. Sie hatten ihre Mäntel abgelegt. Er schlich hinauf und setzte sich neben die Mäntel. Als nun die Wölfe seiner ansichtig wurden, schämten sie sich, dass sie ohne Kleider gesehen waren, und liessen ihre Köpfe hängen. Da sagte einer von ihnen: „Ich denke, das ist der Vater der Frau, die Hak·hak·uā'tlsin geraubt hat,“ und sie standen auf, nahmen ihre Mäntel und gingen zu Sᴇ'msāmām.

Sie sagten zu ihm: „Deiner Schwiegertochter Vater ist gekommen.“ „So lasst ihn herein kommen,“ versetzte der Häuptling. Die Wölfe luden Alqs nun ein, näher zu treten.

Als er sich am Feuer niedergelassen hatte, sandte Sᴇ'msāmām alle seine Untergebenen auf Jagd aus. Nach kurzer Zeit rief er: „Uh! alle meine Kinder sollen wieder kommen!“, da kamen die Wölfe gelaufen. Der eine trug einen Hirsch, der zweite einen Seehund, der dritte einen Hund, und jeder hatte etwas gefangen. Zu allerletzt erschien Hak·hak·uā'tlsin, der den Papaā'k·ēn (den einhörnigen Hirsch) trug. Sᴇ'msāmām fragte ihn: „Wie hast Du den Hirsch gefangen?“ Jener antwortete: „Ich habe ihn verfolgt und ihn eingeholt.“ Sᴇ'msāmām erwiderte: „Das glaube ich Dir nicht, denn dafür bist Du nicht schnell genug. Ich glaube, Ihr lieft im rechten Winkel gegen einander.“ Damit schnitt er die Seile, die Papaā'k·ēn's Füsse fesselten, durch; dieser lief davon und der junge Wolf setzte ihm nach. Er blieb lange aus und Sᴇ'msāmām glaubte schon, sein Sohn könne ihn nicht fangen. Er sprach zu Alqs: „Das kommt davon, dass er so viel Lachse isst, nun kann er nicht laufen.“ Hak·hak·uā'tlsin schämte sich aber, weil sein Vater geglaubt hatte, er könne den Hirsch nicht erreichen, und fing nun Sā'saak·ēn (den Hirsch mit vier Geweihen), der noch weit schneller war, und trug ihn nach Hause. Er warf ihn am Feuer nieder und nun war Sᴇ'msāmām's Herz froh. Er liess die Wölfe Steine erhitzen, den Hirsch zerlegen und mit den glühenden Steinen kochen. Als er gar war, warfen sie das Fleisch Alqs zu, indem sie sagten: „Die Wölfe essen kein gekochtes Fleisch.“ Vier Tage blieb dieser bei den Wölfen, dann trugen diese ihn in seine Heimath zurück. Als er dort ankam, merkte er, dass er vier Jahre lang fortgewesen war. Seine Frauen hatten ihn wie einen Todten betrauert und sassen gerade weinend vor dem Hause, als er ankam. Er war nun froh, weil er wusste, dass seine Tochter am Leben war und keine Noth litt. Wenn seine Nachkommen einen Hirsch haben wollen, so bitten sie die Wölfe darum. Sie nennen dieselben ihre Schwiegersöhne.

Einst sprach Alqs zu seinen Leuten: „Kommt, lasst uns gehen und sehen, was die Menschen thun.“ Sie stiegen in Alqs' Boot Cak·'āmōs (Elchnase) und fuhren gen Norden. Nach einiger Zeit gelangten sie an ein Dorf. Da zogen sie das Boot an's Land und legten sich in einen Hinterhalt im Walde. Gegen Morgen kam ein Mann dorthin, um Holz zu fällen. Alqs liess ihn fangen und ihm ein Auge ausstechen. Dann liess er ihn wieder los. Das Auge setzte er im Bootrande ein, und wohin er kam, machte er es ebenso. Der Rand seines Bootes war über und über mit Menschenaugen besetzt. Endlich gelangte er an die Westküste von Vancouver Island. Da zertrümmerte ein Sturm sein Boot. Er fand aber am Ufer ein anderes, an dem noch gearbeitet wurde. Als es Nacht wurde, raubte er dasselbe und fuhr mit seiner Bootsmannschaft weiter. Endlich kamen sie in eine bekannte Gegend und wussten nun, dass sie sich ihrer Heimath näherten. Aber während sie nach Norden hin fortgefahren waren, kamen sie von Süden her zurück. Als sie nicht weit vom Dorfe waren, rief Alqs laut, damit seine Freunde ihn an der Stimme erkennen sollten. Er brachte vier Cedern mit, die er als Pfosten in seinem Hause benutzte. Seine Frauen hatten geduldig alle die vielen Jahre auf ihn gewartet und er nahm sie nun wieder zu sich. Dann gab er ein grosses Fest und tanzte mit dem Qoā'ēqoē. (Er war der siebente Ahne der Erzählerin „Mary“.)

16. Die vier Brüder.

Es waren einmal vier Brüder. Der älteste derselben ging in den Wald, um ein Boot zu bauen, und bat seine Brüder, ihm Essen hinaus zu schicken, damit er

ungestört arbeiten könne. Diese versprachen es. Sie gingen täglich aus, Seehunde zu schiessen, sandten ihrem Bruder aber kein Essen. Darüber ward dieser zornig, und als eines Tages sein Sohn zu ihm in den Wald hinaus kam, fragte er ihn: „Weshalb schicken mir denn Deine Onkel kein Essen? Haben sie nichts gefangen?“ Der Sohn antwortete: „Sie gehen jeden Tag hinaus und fangen Seehunde.“ Da sprach sein Vater: „Nun achte darauf, was ich thun werde.“ Er nahm seine Axt und schnitzte einen Seehund aus Cedernholz. Dann zündete er ein Feuer an und liess ihn aussen verkohlen, so dass er schwarz aussah. Er warf ihn dann in's Meer und legte ihn auf eine Klippe nahe dem Ufer. Dann sagte er seinem Sohne: „Wenn Du am Abend in's Dorf kommst, so sage zu Deinen Onkeln, dass hier ein Seehund liegt.“ Der Knabe gehorchte. Als die drei Brüder von dem Seehunde hörten, nahmen sie sogleich ihr Boot und fuhren hinaus. Zuerst sahen sie ihn nicht: als sie aber um die Klippe herumgefahren waren und die schwarze Gestalt des Seehundes sich von dem hellen Abendhimmel abhob, da erblickten sie ihn. Sie näherten sich vorsichtig und harpunirten ihn. Da sprang der Seehund in's Wasser und schwamm in's Meer hinaus. Er schwamm lange, lange weiter. Die Brüder hielten abwechselnd das Harpunenseil fest, indem einer immer dasselbe in der Hand hielt, während die anderen schliefen. Endlich waren sie so weit fortgeführt, dass sie nichts als Himmel und Wasser ringsumher sahen, und dass die Nächte sehr lang waren. Da verwandelte sich der Seehund wieder in ein Stück Cedernholz und die Brüder wussten nun, dass ihr Bruder sich auf diese Weise an ihnen gerächt hatte. Sie machten nun die Harpune los und wollten zurückkehren. Aber sie wussten nicht, wo ihre Heimath war. Endlich glaubten sie ein Land zu sehen und steuerten darauf los. Als sie herankamen, erblickten sie eine niedere Küste, die schwarz wie Kohlen aussah. Der jüngste Bruder sprang an's Land, das aber sogleich verschwand. So ertrank er. Da waren die beiden überlebenden sehr betrübt. Sie fuhren weiter und gelangten an einen Berg, in dem eine grosse Höhle war, durch die das Wasser mit furchtbarer Gewalt schoss. Sie fuhren hindurch und sahen, als sie wieder in offenes Wasser gelangt waren, ein grosses Land vor sich. Dort stand ein Dorf und Rauch stieg aus den Häusern auf. Eine Frau sah das Boot kommen und kam zum Ufer herab, um die Fremdlinge zu begrüssen. Sie fragte: „Wo kommt Ihr her?“ Jene antworteten: „Wir kommen, Dich zu sehen.“ Sie sagten das aber nur, um ihr zu gefallen. „Jenseits des hohen Berges haben wir unseren jüngsten Bruder verloren.“ Die Frau hatte Mitleid mit ihnen und sie sprach: „Wartet hier, ich werde Euch etwas Lachs bringen.“ Sie ging in's Haus und dort verlangte ihr Mann, sie solle den Brüdern Aihōsfett bringen, das jeden tödtete, der davon ass. Die Frau aber hatte Gefallen an den Brüdern gefunden. Sie that, als nähme sie von dem Aihōsfette, versteckte es aber in Wirklichkeit unter ihren Mantel und brachte den Brüdern Lachs.

Der Herr des Hauses hatte aber einen Sklaven, Baqbakuālanusī'uaē, welcher für ihn das Lachswehr bewachen musste. Die Leichname von Ertrunkenen pflegten sich in dem Lachswehr zu fangen und er frass dann ihre Augen. So hatte er auch den Leichnam des jüngsten Bruders gefunden, und ihm die Augen ausgerissen und die Leiche in's Haus gebracht. Als die Brüder dieselbe sahen, sprachen sie zu der Frau: „Siehe, das ist unser Bruder! Mache ihn wieder lebendig.“ Die Frau schickte sie zu Baqbakuālanusī'uaē, um sich die Augen zurückgeben zu lassen. Dieser gab sie ihnen und der Hausherr setzte sie dem jungen Manne wieder ein. Dann machte er den Jünglng wieder lebendig.

Der Mann aber hielt sich Seehunde im Hause, wie andere Leute Hunde zu

halten pflegen. Die Brüder fragten: „Wo fängst Du die Seehunde?" Jener antwortete: „Auf einer kleinen Insel, draussen im Ocean." Da beschlossen die Brüder, hinaus zu fahren und ebenfalls Seehunde zu fangen. Sie schoben ihr Boot in's Wasser und fuhren fort.

Als sie sich der Insel näherten, erblickten sie ein Boot auf dem Meere, sahen aber Niemand in demselben. Nach kurzer Zeit sahen sie einen winzigen Mann aus dem Wasser tauchen, zwei Heilbutten hineinlegen und wieder untertauchen. Sein Name war Tcētciudjaī'miq. Die Brüder ruderten heran und nahmen einen Fisch aus dem Boote. Als nach kurzer Zeit der Zwerg wieder auftauchte, und die Heilbutten, welche er in beiden Händen trug, in's Boot warf, sah er gleich, dass einer seiner Fische verschwunden war. Da streckte er seine Hand nach allen Richtungen aus und beroch sie dann: so witterte er die drei Brüder. Als diese aber sahen, wie klein Tcētciudjaī'miq war, beschlossen sie, ihn zu tödten; er aber nahm alle drei beim Schopfe, trug sie in sein Boot und nahm sie als Sklaven mit nach Hause.

Als sie an eine Landspitze kamen, erblickten sie ein Dorf, in dem lauter Zwerge, nicht grösser als Tcētciudjaī'miq, wohnten. Dieser rief schon von weitem seinen Landsleuten zu, dass er drei grosse Sklaven gefangen habe. Da freuten sich jene. Er brachte sie seinem Häuptling und dieser sprach: „Es ist gut, dass Du sie gefangen hast, sie sollen uns helfen, gegen die Vögel zu kämpfen." Es dauerte nicht lange, da kamen diese geflogen. Die Zwerge kämpften gegen sie, aber die Vögel schossen mit Federn auf sie und tödteten viele. Da kamen die drei Brüder herbei und erschlugen mit schweren Knüppeln die Vögel. Die, welche sie nicht tödteten, flogen von dannen. Der jüngste Bruder zog dann die Federn aus den Leichen der Getödteten und siehe! sie wurden wieder lebendig. Der Häuptling freute sich sehr darüber und erlaubte den jungen Männern, nach Hause zurückzukehren. Er rief den Walfisch herbei, der sollte ihnen als Boot dienen. Als derselbe kam, hiess der Häuptling ihn tauchen und lange unter Wasser bleiben. Er kam aber sehr bald wieder herauf. Da rief der Häuptling einen zweiten Wal. Auch dieser konnte nicht lange genug tauchen und erst der vierte war gut. Da hiess er die Brüder hineingehen und der Wal trug sie zu ihrer Heimath zurück. Früh Morgens langten sie an. Als ein Mann aus dem Hause kam und den Wal dort liegen sah, rief er: „Seht, ein todter Wal liegt an unserem Strande!" Da verschwand der Wal und an seiner Stelle standen die drei Brüder da.

Diese kehrten in ihr Haus zurück und luden alle Leute zu einem grossen Feste ein. Nur der älteste Bruder, welcher einst den verzauberten Seehund gemacht hatte, kam nicht, denn er fürchtete die Rache seiner Brüder. Diese liessen ihm sagen: „Warum kommst Du nicht zu unserem Feste. Wir wollen auch Dir zu essen geben." Da kam er mit Frau und Kind. Während sie aber allen Leuten gute Sachen vorsetzten, gaben sie ihm Aihōs-Fett, das sie in dem fernen Lande erhalten hatten. Als er das gegessen hatte, entstanden viele Geschwüre auf seiner Haut und ebenso erging es seiner Frau und seinem Kinde. Sie alle starben eines elenden Todes.

17. Der eifersüchtige Mann (siehe Sagen der Nootka).

Der Name des jüngsten Bruders ist T'ētk·ā'laiōsin.

18. T'āl.

T'āl war eine böse Menschenfresserin. Sie pflegte einen Korb über ihren Rücken zu hängen und auszugehen, um Menschen zu fangen. Eines Tages fand

sie einige Mädchen in einem See schwimmen. Sie ergriff dieselben, steckte sie in ihren Korb und trug sie nach Hause. Sie wollte sie tödten, aber jene sprachen: „Lass uns zuerst noch einmal um das Feuer tanzen!" Dann nahmen sie Harz und beschmierten Tā'l's Gesicht damit. Sie schürten das Feuer und begannen zu singen, indem sie Takt schlugen: „Gehe zum Feuer, komme zurück vom Feuer." Und die Frau näherte sich dem Feuer und kam zurück, je nachdem sie sangen. Da schmolz aber das Harz und verklebte ihre Augen. Als sie nun nicht sehen konnte, nahmen die Mädchen einen Stock und drückten sie in's Feuer. Sie schrie: „Lasst mich heraus, lasst mich heraus;" und verstummte erst, als sie todt war. Die Funken, die aus ihrer Asche hervorsprühten, wurden in Moskitos verwandelt.

19. Sētlā'natc und K·ātē'natc.

Sētlā'natc war neidisch auf seinen jüngeren Bruder K·ātē'natc, weil derselbe immer Glück auf der Jagd hatte. Um ihm zu schaden, sprach er zu seiner Schwester Tᴇ'gya: „Werde Du die Geliebte Deines Bruders." Als nun K·ātē'natc einst ausging, Seehunde zu fangen, setzte sich Tᴇ'gya auf einen ebenen Platz am Strande und sang: „O, käme doch K·ātē'natc und schliefe mit mir!" Als K·ātē'natc die Stimme hörte, fuhr er ihr entgegen. Er erkannte aber seine Schwester nicht und nahm sie zu seiner Geliebten. So kam es, dass er mit leeren Händen nach Hause kam. Am folgenden Tage ging er aus, Vögel zu fangen. Als er weit draussen war, sang seine Schwester: „O, wäre ich ein Vogel und schösse er mich!" Als er die Stimme hörte, drehte er gleich um und blieb bei Tᴇ'gya. So kam er wieder ohne Beute zurück. Am folgenden Tage ging er noch weiter hinaus in die See, um Delphine zu harpuniren. Da hörte er Tᴇ'gya singen: „O wäre ich ein Wal und erlegte K·ātē'natc mich." Als er sie hörte, ging er sogleich zu ihr und vergass die Delphine. Am vierten Tage aber fuhr er so weit hinaus, dass er es nicht hörte, als seine Schwester sang: „O, komm K·ātē'natc, komm zu mir!" Er kehrte nun mit vieler Beute nach Hause zurück. Dort aber fand er, dass sein Bruder ihm all sein Land fortgenommen hatte, und er wurde sehr betrübt.

Am nächsten Tage sprach Sētlā'natc zu ihm: „Komm, lass uns nach der Insel draussen fahren und Federn holen, um Pfeile zu machen." Sie fuhren hinaus und auf des älteren Bruders Vorschlag ging K·ātē'natc in einer Richtung um die Insel, während jener nach der anderen Richtung herumgehen wollte. Kaum aber war er ausser Sicht, da stieg Sētlā'natc in sein Boot und ruderte nach Hause zurück. Als K·ātē'natc nun sah, dass er allein auf der kleinen Insel zurückgelassen war, ward er sehr traurig. Er setzte sich nieder und zog seinen Mantel über den Kopf, um zu schlafen. Er hatte nicht lange gesessen, da fühlte er, wie jemand an seinem Mantel zupfte, und rief: „K·atē'natc, schlafe nicht länger!" Er warf seine Decke ab. Da er aber Niemand erblickte, verhüllte er sein Gesicht wieder. Wieder hörte er dieselbe Stimme rufen: „K·atē'natc, schlafe nicht länger," konnte aber Niemand erblicken. Erst, als er zum vierten Male die Stimme hörte, sah er, dass eine Maus ihn rief. Diese sprach zu ihm: „Schlage mich!" Er that also. Da ward die Maus so gross wie ein Hund. Sie sprach: „Schlage mich noch einmal." Da ward sie so gross wie ein Hirsch, und als er sie zum dritten Male schlug, ward sie so gross wie ein Elch und zwei grosse Hörner wuchsen aus ihrem Kopfe. Sie sprach: „Ich will Dein Hund sein. Setze Dich auf meine Hörner, und ich trage Dich nach Hause zurück." K·ātē'natc gehorchte und sie schwamm mit ihm zurück. Es war ein schöner, klarer Tag, und Sētlā'natc sah seinen Bruder kommen. Da band er alle seine Hunde zusammen und ging aus, um das Thier, das jenen trug, zu fangen. Als er nahe gekommen war, liess er

die Meute los. Das Thier aber spiesste einen nach dem anderen auf und warf sie in die Luft. Als alle Hunde todt waren, fing Sētlā'nate an, seine Pfeile auf das Ungeheuer abzuschiessen. Sie fielen aber zu Boden, ohne es zu verletzen. Dann spiesste es Sētlā'nate auf, warf ihn in die Luft und tödtete ihn so.

IX. Eine Sage der Tlahū's.

Tio'qtset.

Es war einmal ein Mann, Namens Tio'qtset, der übte Zauber über Seehunde aus. Wenn er sich auf eine Klippe setzte, so kamen sogleich die Seehunde herbeigeschwommen, und er tödtete sie mit seinen Pfeilen. Sein älterer Bruder Qā'ik· fuhr dann hinaus, um die Seehunde nach Hause zu bringen, und sein Boot ward ganz voll. Oft ging auch Tio'qtset selbst hinaus und erlegte so viel Seehunde mit seiner Harpune, wie er fortschaffen konnte. Seine Freunde aber waren sehr froh, dass er solche Macht über die Seehunde ausübte, denn er versorgte sie alle mit Fleisch, und wenn alle Vorräthe aufgezehrt waren, so fuhr er aus, um mehr zu fangen. Einst setzte er sich nieder auf eine Klippe und fing an, Seehunde zu schiessen. Als sein Bruder nun fortgefahren war, um die todten Seehunde zu holen, sprang er in's Wasser, um ihm zu helfen, dieselben einzusammeln. Da aber ergriff ihn ein Seehund und zog ihn in die Tiefe hinab. Als Qā'ik· zurückkehrte, suchte er vergeblich nach seinem jüngeren Bruder. Er fand ihn nicht und kehrte endlich betrübt nach Hause zurück. Dort erzählte er: „O, mein Bruder Tio'qtset muss ertrunken sein. Ich verliess ihn, um seine Seehunde zu holen, konnte ihn aber nicht wiederfinden.“ Da gingen alle Leute in die Boote, um ihn zu suchen. Mit zwanzig Booten fuhren sie hinaus.

Als sie nun zu den Klippen kamen, sahen sie Tio'qtset unter den Seehunden liegen. Sie riefen ihm zu: „O, kehre nach Hause zurück! Wir kamen hierher, Dich zu suchen.“ Sie ruderten auf ihn zu; als sie aber näher heran kamen, sprang er mit den Seehunden in's Wasser. Sie sahen ihn von dannen schwimmen und mitunter auftauchen, um Athem zu schöpfen. Da beschlossen sie, in's Dorf zurückzukehren und Tio'qtset's Haus zu reinigen. Sie glaubten, dann werde er zurückkehren. Sie thaten also; als es nun dunkel wurde, kam er nach Hause zurück. Morgens erblickten sie ihn und freuten sich schon seiner Rückkehr. Aber als sie auf ihn zukamen, lief er fort und sprang wieder in's Wasser.

Da fuhren sie wieder in zwanzig Booten zu den Klippen und fanden ihn unter den Seehunden liegend. Als sie das sahen, beschlossen sie, nach Hause zurückzukehren, denn sie wussten, dass sie ihn doch nicht fangen konnten. Sie glaubten aber, er werde vielleicht zurückkehren, wenn sie auch das Ufer reinigten und ebneten. Sie thaten also und Abends sahen sie ihn wieder kommen. Er hatte nun Haare auf dem Rücken und Bartborsten, wie die Seehunde. Morgens verschwand er wiederum im Wasser.

Mit zwanzig Booten fuhren seine Freunde aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn wieder auf den Klippen. Als die Boote sich näherten, richtete er sich auf, und die Leute sahen nun, dass er unter dem Bauche gezeichnet war, wie ein Seehund. Da weinten sie, denn sie glaubten nun, er sei ein Seehund geworden und werde nie zurückkehren. Daher gaben sie es auf, weiter zu versuchen, ihn heimzubringen.

Qā'ik· aber, der ein mächtiger Häuptling war, wollte ihn noch nicht verloren geben. Er fing einen grossen Walfisch und legte denselben vor sein Haus an den Strand. Er selbst versteckte sich und wartete, dass Tio'qtset herankommen sollte. Dieser liess auch nicht lange auf sich warten. Er kam herangeschwommen und ergriff den Wal. Da sprang Qā'ik· hervor und versuchte ihn zu halten, aber jener

war zu stark. Er entwand sich ihm und schwamm mit dem Wale von dannen. Da weinte Qā'ik', weil er seinen Bruder nicht gefangen hatte.

Er liess nun die Leute einen Pfahl aufrichten und bestrich denselben mit einem Zaubermittel. Er hoffte, dass Tio'qtset dasselbe wittern und herkommen werde Er liess vier starke Männer sich in den Hinterhalt legen, die Tio'qtset halten sollten, sobald er käme. Als er nun herankam, sprangen sie aus ihrem Verstecke hervor, aber auch sie konnten ihn nicht halten. Sie weinten, gingen zu Qā'ik' zurück und erzählten ihm, was geschehen war.

Da ward dieser betrübt und beschloss, nun selbst in's Meer zu gehen und ihn zu suchen. Er rief alle Leute zusammen und liess sie zweihundert Mäntel zusammenbinden zu einem langen Seile. Er band sich das Seil um den Leib und sprang in's Wasser. Vier Tage lang blieb er weit draussen im Meere, während die Leute das eine Ende des Seiles hielten; da kam Tio'qtset zu ihm. Qa'ik' versuchte, ihn zu halten, aber nach langem Ringen entwand sich jener ihm doch. Da kam Qa'ik' betrübt zurück. Er liess das kostbare Seil im Meere. Er dachte nun: „Ich muss es aufgeben, meinen Bruder zu fangen, denn ich kann ihn nicht fangen." Eines Tages aber kam dieser ganz unerwartet zum Dorfe zurück. Er hatte sich eine Frau bei den Seehunden genommen und hatte ein Kind von ihr. Beide brachte er mit, und die Leute sahen, dass seine Frau und sein Kind schneeweiss waren. Er ging mit ihnen am Ufer auf und ab, aber Niemand versuchte, hn zu fangen. Nur ein alter Mann trat aus dem Hause, und rief: „Tio'qtset, komme doch in's Haus! Es ist böse von Dir, dass Du immer wieder in's Wasser gehst und bei den Seehunden weilst." Und Tio'qtset folgte dem Rufe, ging mit seiner Frau und seinem Kinde nach Hause und legte sich in's Bett, das die Leute geordnet hatten, als sie ihn kommen sahen, denn sie wollten, dass er sich behaglich fühlen sollte. Niemand ging aber in's Haus, als ein reiner Knabe, der noch nie ein Weib berührt hatte. Ehe sie ihn hinein sandten, liessen sie ihn aber baden, damit er ganz rein wurde. Dieser sprach zu Tio'qtset: „O, bleibe bei uns, gehe nicht wieder in's Wasser." Er erhielt aber keine Antwort. Als der Knabe wieder aus dem Hause kam, erzählte er den anderen Leuten, jener sei ganz wie ein Seehund geworden, er könne nicht einmal mehr sprechen. Die Leute sprachen zu einander: „Lasst uns nicht in's Haus gehen, sonst läuft er davon, und lasst uns nicht unsere Hunde schlagen, damit sie nicht bellen und ihn verjagen." Schon freuten sie sich, dass Tio'qtset bei ihnen bleiben werde, da kam er aus dem Hause hervor und sprang wieder in's Meer. Seine Frau und sein Kind folgten ihm. Die Leute hatten ihn nicht fortgehen sehen; als aber der Knabe durch ein Astloch in's Haus lugte, sah er, dass das Bett leer und Tio'qtset verschwunden war.

Nun legten sie lange Bretter vom Hause aus bis zum Strande herunter und bedeckten den ganzen Estrich des Hauses mit Planken. Sie bestrichen dieselben mit einem Zaubermittel und stellten zwei reine Knaben als Wächter auf. Dann riefen sie Tio'qtset. Dieser kam und ging in's Haus. Als die Wächter sahen, dass er sich in's Bett gelegt hatte, benachrichtigten sie die übrigen Leute. Diese sandten nun den unschuldigen Knaben in's Haus. Dieser setzte sich zu Tio'qtset und fing an zu weinen. Tio'qtset frug: „Warum weinst Du?" Jener erwiderte: „Ich weine, weil Du immer wieder von uns fort gehst und im Meere lebst." Da versprach Tio'qtset, fortan im Dorfe zu bleiben, und der Knabe freute sich sehr darüber. Er erzählte den übrigen Leuten, dass Tio'qtset nun da bleiben wolle. Diese trauten ihm aber nicht, sondern sandten zehn Leute in's Haus, die ihn festhalten sollten. Die zehn Männer verschlossen die Thür und streuten fünf Zaubermittel in's Feuer, K'qmē'n (Peucedanum leiocarpum Nutl.), Spōtltɛn, Ānō, Sqtsem

und Tᴇ'matl (das Kopffell der Bergziege). Da trat Qā'ik' in's Haus und sprach zu Tio'qtset: „O, bleibe bei uns.“ Jener antwortete: „Drei Tage will ich hier bleiben, am vierten aber werde ich wieder in's Meer gehen,“ und also geschah es.

Da ward Qā'ik' zornig und beschloss, nicht wieder zu versuchen, seinen Bruder zurückzuhalten. Aber er war doch traurig über den Verlust seines Bruders und weinte viel. Zwanzig Tage lang kam Tio'qtset jede Nacht nach Hause und schlief dort. Morgens aber verschwand er wieder in die See. Dann sprach er: „Hört auf, um mich zu trauern. Ich lebe glücklich bei den Seehunden drunten im Wasser, denn drunten ist es schöner, als bei Euch hier auf Erden.“ Da trauerte sein Bruder nicht mehr und die Leute achteten nicht auf ihn, wenn sie ihn auf den Klippen oder im Wasser sahen.

X. Eine Sage der Tlaā'men.

Tlao'k'ök't bewarb sich einst um ein Mädchen, die ihn aber zurückwies. Darüber schämte er sich und ging in den Wald. Er nahm ein Stück Harz, kaute daran, und als er es ausspie, verwandelte es sich in einen Hund. Dann ging er in das Dorf zurück und setzte sich an's Feuer, das Harz kauend und mit den Lippen schmatzend. Da dachte das Mädchen, welches ihn früher abgewiesen hatte: „O, hätte ich doch etwas von dem Harz.“ Sie mochte aber nicht selbst darum bitten, sondern sandte ihre Schwester, um ihn um ein Stück Harz zu ersuchen. Diese ging zu Tlaō'k'ök't und brachte ihre Bitte vor. Er aber schlug es ihr ab, indem er antwortete: „Deine Schwester wird doch nur das Harz ausspeien. Wenn sie es herunterschlucken will, so kann sie etwas bekommen.“ Das Mädchen ging zurück und bestellte, was jener gesagt hatte. Da liess die Schwester ihm versprechen, dass sie das Harz verschlucken wolle. Daraufhin erhielt sie ein Stück und verschluckte es. Um Mitternacht fühlte sie ihren Leib anschwellen und merkte, dass sie schwanger war. Als ihr Vater das am folgenden Tage sah, schämte er sich. Er ward zornig und beschloss, seine Tochter zu verlassen. Er befahl seinen Leuten, die Boote zu beladen, und am folgenden Morgen fuhren sie ab. Und P'a, der Rabe, löschte alle Feuer aus. Nur die Grossmutter des Mädchens, T'ᴇts, die Dohle, hatte Mitleid mit ihr. Sie legte eine glühende Kohle in die Muschel und gab sie jener heimlich u. s. w. (siehe Sagen der Lekwiltok'. Sie gebar dann sieben Hunde, ein Mädchen und sechs Knaben ..... Die Mutter wirft ihre Mäntel in's Feuer und so wurden die Kinder dauernd Menschen). Das Mädchen aber riss ihren Mantel wieder aus dem Feuer. Derselbe war aber schon ganz verbrannt, bis auf einen Zipfel, den sie um ihre linke Hand wickelte. Da ward diese wieder eine Hundepfote. Dann sprach sie zu ihren Brüdern und zu ihrer Mutter: „Ich werde für Euch alle Mäntel weben.“ Der älteste Sohn sprach: „Ich werde Hirsche jagen.“ Der zweite wollte Seehunde schiessen, der dritte Wale; kurz: jeder wollte für die Mutter sorgen. Zuerst machten sie sich Bogen und Pfeile und schossen viele Vögel, aus denen die Schwester einen Mantel für den ältesten der Brüder machte. Dieser warf den Mantel um, und ging dann auf die Hirschjagd. Er ward endlich müde und legte sich auf einer kleinen Insel nieder, zu schlafen. Da stieg die Sonne vom Himmel herab und sprach zu ihm: „Lass uns unsere Mäntel tauschen.“ Sie thaten also. Da sprach der Sonnenmann weiter: „Wenn Du hungrig bist, so senke den Zipfel des Mantels in's Wasser und schüttele ihn ein wenig. Alsdann werden viele Lachse herbeikommen.“ Dann stieg er zum Himmel zurück.

Die Frau und ihre sieben Kinder wurden nun sehr reich, und sie hatten Wale, Seehunde, Hirsche und Fische.

Eines Tages kam T'ets zu ihrem Hause, um zu sehen, wie es ihrer Enkelin ergehe. Diese beschenkte sie reichlich und gab ihr Seehundsspeck mit. Als die Alte nun zurückfuhr, sang sie: „Wir haben jene arm verlassen und nun hat sie, was ihr Herz begehrt." Als sie nach Hause gekommen war, briet sie den Speck am Feuer. Der Floh hörte, wie derselbe brutzelte, und sprang herbei, um zu sehen, was es gebe. Die Alte sagte: „O, das Holz im Feuer knisterte." Nach kurzer Zeit hörte der Floh dasselbe Geräusch. Als er nun herbeisprang, sah er das Stück Speck. Da erzählte T'ets, dass sie ihre Enkelin besucht habe, die jetzt sehr reich sei. Ihr Vater und alle seine Leute kehrten nun zu der Tochter zurück. Als sie ankamen, sprang P'a zuerst an's Land. Er lief in das nächste Haus und rief: „O, das ist mein Haus." „Geh fort," antwortete der junge Mann, der Sohn der verlassenen Frau, welcher dort wohnte, „hier hast Du nichts zu thun," und wohin P'a auch ging, überall schickte man ihn fort und er hatte nichts als rothen Schellfisch zu essen. Die jungen Leute wussten nehmlich, dass er die Feuer ausgelöscht hatte, als die Boote ihre Mutter allein zurückliessen. Da dachte P'a: „Wenn sie mir nichts zu essen geben, so will ich Häringe fangen." Er machte sich einen Häringsrechen und ging aus, um zu fischen. Der älteste der Brüder machte aber, dass immer dort, wo er den Rechen in's Meer senkte, ein Riff entstand, und so kam P'a mit leeren Händen heim. Seither ist aber das Meer, nordöstlich von Cap Mudge, voller Riffe. Der älteste der Brüder wurde der Stammvater der Tlaā'men.

XI. Sagen der E'ek'sen.

1. K'atē'mōt.

K'atē'mōt ging einst in den Wald und badete daselbst in einem Flusse, der in einer tiefen Schlucht einher floss. Nachdem er lange im Wasser gewesen und ganz rein geworden war, hörte er, wie die Bäume im Walde umgeworfen wurden. Da wusste er, dass der Aihōs sich nahte. Er nahm ein Stück Baumrinde und warf es rückwärts über seine Schulter. Dasselbe traf den Aihōs, welcher durch den Wald kroch und verwundete ihn. Er schrie vor Schmerzen und rief: „O, was hat mich da verletzt?" und eilte zu seinem Hause. Da kehrte K'atē'mōt nach Hause zurück und legte sich in's Bett. Als er wieder aufstand, sprach er: „Ich will des Aihōs Haus aufsuchen." Er schob sein Boot in's Wasser und fuhr mit seinem Bruder hinaus nach Mitlnatc. Dort sprach er zu ihm: „Ich werde jetzt in's Meer hinabsteigen. Weine nicht, wenn ich lange unten bleibe." Dann ergriff er einen Tang, der immer mit den Wellen auf und ab tanzte, und stieg daran hinab. Derselbe reichte bis zum Dache von Aihōs' Hause. Als er am Ende des Tanges angekommen war, sprang er herunter auf das Dach des Hauses und stieg hinunter zum Boden des Meeres. Aihōs aber lag drinnen im Hause krank am Feuer und hörte jemand auf seinem Dache. Da sagte er: „Gewiss kommt K'atē'mōt." Dieser traf vor dem Hause den Sohn des Aihōs, welcher an einem Baumstamm meisselte. Sein Meissel war aber das Ende des Tanges, der in Folge dessen immer auf und abtanzte. Er ging dann in's Haus, setzte sich nahe dem Feuer nieder und hielt seine Hände nach vorn ausgespreizt vor den Mund. Als der kranke Aihōs das sah, rief er: „O, lasse es, wir fürchten uns vor Dir." K'atē'mōt sah nun, wie alle Fische um den Aihōs versammelt waren und versuchten, ihn zu heilen. Es gelang ihnen aber nicht, denn die Rinde, mit welcher K'atē'mōt ihn getroffen hatte, blieb ihnen unsichtbar. Da fragte Aihōs ihn: „Bist Du ein Krankenbeschwörer? Ich will Dir viel zahlen, wenn Du mich heilst. Siehst Du diese Seehundsharpune? Du sollst sie haben, wenn Du mich heilst." K'atē'mōt

erwiderte: „Nein, ich will sie nicht," im Herzen aber wünschte er sehr, dieselbe zu haben. Da kam eine kleine Möwe in's Haus geflogen und versteckte sich. Aihōs bot ihm diese an, aber auch sie wollte jener nicht nehmen, obwohl er sie in Wahrheit zu haben wünschte. Dann kam ein anderer Vogel in's Haus und versteckte sich. Auch ihn nahm K·atē'mōt nicht an. Dann schwoll das Wasser an und erfüllte das ganze Haus. Viele Binsen schwammen darauf umher. Dann fiel das Wasser wieder und die Binsen blieben beim Feuer liegen. K·atē'mōt nahm auch die Binsen nicht an. Da ergriff der Aihōs einen Mann und schnitt demselben mit einem grossen Messer den Kopf ab. Er trug den Kopf in eine Ecke des Hauses, legte den Körper in die andere und liess dann die Leute singen und Takt schlagen. Als sie dreimal Takt geschlagen hatten, fingen Kopf und Körper an, sich zu bewegen; als sie zum vierten Male sangen und Takt schlugen, fingen auch die Finger an, sich zu bewegen, und Kopf und Körper fuhren wieder zusammen. Der Aihōs bestrich dann den Hals mit einem Zauberkraute und der Mann ward wieder ganz und gesund. Dann fragte der Aihōs K·atē'mōt: „Willst Du diese Kunst haben?" Jener war damit zufrieden, und riss nun das Stück Rinde aus der Haut des Aihōs. Er verbarg sie zuerst in seiner Hand, indem er sang, und zeigte sie dann allen Leuten. Da war Aihōs wieder gesund. Er sprach nun zu K·atē'mōt: „Wenn Du zurückkehrst, so gehe jenseits Cap Mudge. Dort wirst Du ein schönes, ebenes Land finden." K·atē'mōt kehrte in seine Heimath zurück und schwamm wie ein Ertrunkener auf dem Meere umher. Sein Haar war voller Daunen. Der Bruder, welcher in dem Boote auf ihn gewartet hatte, erblickte ihn und brachte ihn an's Land. Da stand er auf und ward wieder lebendig. K·atē'mōt sprach nun zu seinem Bruder: „Ich will Dir zeigen, was ich drunten im Meere erlangt habe. Hier, nimm dieses Messer und schneide mir den Kopf ab. Aber weine nicht. Dann lege meinen Kopf auf eine Seite des Hauses und meinen Körper auf die andere, und darauf lass alle Leute singen und Takt schlagen." Der Bruder aber fürchtete sich und weigerte sich, seinen Kopf abzuschlagen. Da nahm K·atē'mōt selbst ein Messer und schnitt sich den Kopf ab. Dann fingen die Leute an zu singen und Takt zu schlagen. Als sie dreimal Takt geschlagen hatten, fingen Kopf und Körper an, sich zu bewegen, nach dem vierten Sang fuhren beide wieder zusammen und K·atē'mōt stand auf. Abends rief er alle Leute in seinem Hause zusammen. Er sang, tanzte und trug eine Rassel. Nachdem er zweimal um das Feuer getanzt hatte, erschienen die Harpunenspitzen, welche der Aihōs ihm angeboten hatte. Als er weiter tanzte, kam die Möwe und versteckte sich im Hause. Dann kam der andere Vogel und endlich füllte sich das Haus mit Wasser, auf dem die Binsen schwammen. Nur ein kleiner Platz, nahe dem Feuer, blieb trocken. Dann verschwand das Wasser wieder und die Binsen blieben liegen. Alle Leute aber schämten sich, weil K·atē'mōt ihnen an Künsten so überlegen war. Dann hiess dieser seinem Bruder, ihm den Kopf abschlagen. Jetzt weigerte dieser sich nicht mehr, denn er kannte K·atē'mōt's Kunst. Als die Leute nun sangen und er wieder aufstand, fürchteten sie sich so, dass sie von dannen liefen.

2. Kuta'qçut.

Einer der Nachkommen K·atē'mōt's hiess Kuta'qçut. Einst, im tiefen Winter, ging derselbe mit seinem Bruder auf Elchjagd. Die Haut des Elches, das sie verfolgten, war aber so dick, dass ihre Pfeile wirkungslos abprallten. Sie verfolgten das Thier bis zu einem Berge, in dem es plötzlich verschwand. Der Berg aber schloss sich hinter ihm. Da zündete Kuta'qçut ein Feuer vor dem Berge an









und legte sich nieder, zu schlafen. Als er erwachte, kamen zwei Elche aus dem Berge hervor, die er erlegte. Am folgenden Tage kamen drei heraus, dann vier, sechs, zehn und täglich mehr. Da sprach Kuta'qcut zu seinem Bruder: „Zerreisse Deine Bogensehne und lege sie auf die Erde." Dieser gehorchte. Da wurde es warm, das Gras sprosste und auch die Bogensehne schlug Wurzeln und ward ein Busch. Da war Kuta'qcut's Herz froh. Als der Schnee geschmolzen war, band er seine Felle zusammen und ging nach der Heimath zurück. Er forderte seine Leute auf, mit zum Berge zu gehen, um die Felle zu holen. Er schnitt dieselben in Gestalt von Walen, füllte sie mit Mänteln, Fellen und Kupfern, und hing sie auf. Die Leute wünschten zu haben, was in den Fellen war, da liess Kuta'qcut dieselben herunter, und gab sie den Leuten. Die Felle waren aber so schwer, dass sie die Leute erdrückten.

IX. Sagen der Pᴇ'ntlatc.

1. Kōaī'min und Hē'k·'ten.

Vor langer, langer Zeit stiegen zwei Männer, Koaī'min und Hē'k·'ten, vom Himmel herab. Sie wurden die Stammväter der Pᴇ'ntlatc. Einst trat das Meer weit vom Ufer zurück und die Frauen gingen weit hinaus und füllten ihre Körbe mit Fischen. Lange blieb der Meeresboden trocken. Hē'k·'ten aber fürchtete, dass das Wasser später um so höher steigen werde. Er machte deshalb ein langes Seil aus Cedernzweigen und band vier Boote zusammen. Endlich strömte das Wasser wirklich zurück und fing an, das Ufer zu überfluthen. Da band er das Seil an einen grossen Fels an der Mündung des Pᴇ'ntlatc-Flusses, befestigte das andere Ende an den Booten und die beiden Häuptlingsfamilien trieben auf den Flössen umher. Die übrigen Leute baten Hē'k·'ten: „O, lass uns unsere Boote an Deinem Seile festbinden. Wir wollen Dir auch unsere Töchter zu Frauen geben." Hē'k·'ten aber erlaubte es nicht, sondern stiess sie mit Stangen fort. Als das Wasser nun wieder ablief, fanden sie allein ihre Heimath wieder, während alle anderen durch die weite Welt zerstreut wurden. Ein Wal blieb nahe dem Pᴇ'ntlatc-See oben auf dem Berge liegen. Das Wasser gefror daselbst und er konnte nicht wieder fort. Derselbe ist noch heute daselbst zu sehen und deshalb heisst der Gletscher im Pᴇ'ntlatc-Thale K·onē'is.

2. Die acht Brüder.

Acht Brüder gingen aus, Bergziegen zu jagen. Als es Abend wurde, zündeten sie ein Feuer an und legten sich nieder, um zu schlafen. Am folgenden Morgen sahen sie einige Ziegen hoch oben auf dem Berge. Da wuschen sie sich, assen ihr Frühstück, nahmen Bogen und Pfeile und verfolgten die Ziegen. Der älteste der Brüder sprach: „Lasst mich die Ziegen schiessen. Wir wollen uns an jenem Platze am Fusse des Berges wieder treffen." Die Brüder waren einverstanden und der älteste stieg den Berg hinan. Unterwegs aber fand er Farnwurzeln, ass dieselben und dachte nicht weiter an die Bergziegen. Die Brüder gingen unterdess nach der verabredeten Stelle und freuten sich schon auf das Ziegenfett. Als jener aber nichts brachte, als die armseligen Farnwurzeln, wurden sie zornig und schämten sich ihres Bruders. Sie nahmen ihm seinen Mantel fort und banden ihn nackt an einen Baum, wo er verhungern sollte. Sie gingen fort, und als sie nach Hause kamen, sagten sie: „Unser ältester Bruder ist den Berg herabgestürzt und blieb todt liegen." Alle Thiere kamen aber herbei, dem Verlassenen zu helfen. Und eine alte Frau, welche wusste, was die Brüder gethan hatten, that etwas Fett

in eine kleine Muschel und ging zu dem Platze hin, wo der junge Mann festgebunden war. Als sie ihn mit dem Fett beschmierte, lockerten sich die Seile und sie machte dieselben ganz los. Da ging er, fing viele Bergziegen und kehrte wohlbehalten zu seiner Frau zurück.

3. Der eifersüchtige Mann (siehe S. 58, Nr. 17).

Der Name des Mannes, welcher seine Frau tödtet, ist hier quakqū'kolate.

4. Der Donnervogel.

Zwei Brüder gingen in den Wald und blieben dort einen Monat lang verborgen. Jeden Tag badeten sie in einem See und wuschen sich dann mit Fichtenzweigen, bis sie ganz rein geworden waren und nichts mehr vom Geruche eines Menschen an sich hatten. Dann stiegen sie auf den Berg Kulē'nas (im Pᴇ'ntlate-Thale) und fanden dort das Haus des Donnergottes Wā'lek·um. Sie traten in die Thür und sahen eine Frau im Hause sitzen. Diese lud sie ein, hereinzukommen, und erzählte ihnen, dass ihr Mann und dessen Bruder ausgeflogen seien. Ehe jene zurückkamen, versteckte sie die Ankömmlinge in einer Ecke des Hauses. Es währte nicht lange, da kamen jene angeflogen und liessen sich vor dem Hause nieder. Das tönte, wie wenn ein Baum vom Sturme niedergeworfen wird. Als sie in's Haus traten, rochen sie sogleich die Besucher und fragten die Frau, wo sie jene versteckt habe. Diese rief sie herbei. Dann legten die Donnervögel ihre Gürtel ab, die wie Feuer glänzten und aus Aihōshaut gemacht waren, hingen ihre Federkleider auf und nahmen menschliche Gestalt an.

Gegen Ende des Sommers feierte der Stamm der Pᴇ'ntlate ein Fest (an der Stelle, wo jetzt das Werft von Comox ist). Da kamen die Donnervögel geflogen und brachten die jungen Männer, denen sie die Namen Qū'mt'ik· und K·ā'penats gegeben hatten, zurück. Die Tänzer hörten, wie jene riefen: „hū, hū, hū, hu“ (jedes Mal eine Quinte herunter gezogen). Da banden sie zwei Boote zusammen, legten Bretter darüber und fuhren hinaus, sie zu suchen. Sie konnten aber niemand erblicken, obwohl sie die Stelle erreichten, von der die Stimme herkam. Plötzlich hörten sie, wie etwas sich auf dem hohen Bootschnabel niederliess, konnten aber noch nichts sehen. Da kehrten sie zum Dorfe zurück, reinigten das Haus, und nun kam Qū'mt'ik· herein, tanzte mit der Maske des Donnervogels und sang. Er war der Stammvater des Geschlechtes Qu'mt'ik·. Seine Tochter hiess Siqsē'qawit. Seine Nachkommen können den Donnervogel sehen, und, wenn es stark gewittert, vermögen sie ihn zu bewegen, nach seinem Hause zurückzukehren. —

(16) Hr. Max Junghändel spricht über

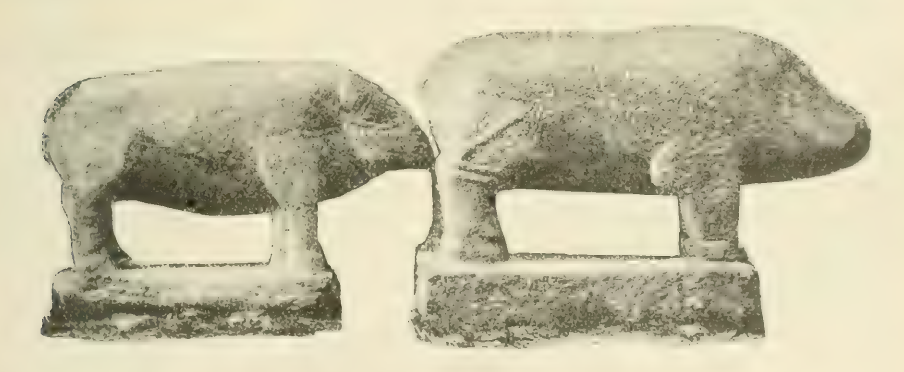
Prähistorisches aus Spanien.

(Hierzu Tafel III.)

Es giebt für anthropologische Forschungen gewissermaassen privilegirte Länder, die einen begrenzen, die anderen verbinden Continente. Spanien hat das Glück, beide Eigenschaften zu besitzen. Es begrenzt die alte Welt im Westen und bildet den Uebergang zwischen Europa und Africa. Welche Einwanderungen sind nicht auf diesem Boden erfolgt, wie viel Rassen haben sich hier nicht gekreuzt! Trotz der grossen Anstrengungen, welche in den letzten Jahrzehnten, namentlich von spanischer Seite selbst, gemacht worden sind, um dieses Land in praehistorischer und anthropologischer Hinsicht zu erforschen, so stösst man doch allenthalben noch auf ungelöste Fragen, deren endgültige Klärung sicherlich von grosser Trag-

weite für den Fortschritt der Anthropologie Westeuropa's ist. Als Beispiele solcher ungelöster Fragen wünscht der Vortragende die Ansichten über die Herkunft und Bedeutung 1. der sogenannten „Toros" und 2. der Statuen aus dem Cerro de los Santos von Yecla darzulegen.

Die „Toros" oder auch „Becerros", wie sie im Volksmunde heissen, sind etwa 1.20 *m* hohe, steinerne, zumeist granitene Gestalten vierfüssiger Thiere. In Folge der rohen Technik und des verwitterten Zustandes ist ihr zoologischer Charakter schwer zu bestimmen. Die Mehrzahl scheinen Eber, Stiere, Bären, Elefanten u. s. w. darzustellen. Einige haben Löcher auf dem Kopfe, die anscheinend zum Ansatze von Hörnern dienten. Die „Toros" finden sich vorzugsweise in den ehemaligen Gebieten der Keltiberer, Vettonen, Arevaker, Carpetaner, Vaccaeer (Mittelspanien), der Turdetaner, Turduler (Südspanien und Portugal) und der Asturer (Nordspanien). Soweit bekannt, sind heute noch „Toros" oder Reste solcher anzutreffen in: Toledo, Talavera de la Reina, Alcoba, Torralva, Talavera la Vieja; El Molar, Becerril de la Sierra, Guadarrama, Balsain, Segovia, Coca; Santo Domingo de las Posadas, los Yecgos, Mingorria, Flor de Rosa, Avila, La Serna, Munoches, el Puerto de los Cebreros, Guisando, el Berraco, S. Juan de la Torre, Muñana, Villatoro, Bonilla de la Sierra, Puerto de Baños, Monleon, los Lazaros, Palomares, Tordillos, Contienza, Ledesma, Salamanca, Lumbrales, S. Felix de los Gallegos, S. Vincente (Caceres), Ciudad-Rodrigo, Toro, San Vincente de Durango, Urrache, Mañaria, Mamoitio, Ayure, Irure, Cangoitia, Segorbe, Jaen; Beja, Evóra (Portugal) und im Madrider Museo Arquéologico Nacional.



Am bekanntesten sind die „Toros von Guisando", 5 Thierfiguren, welche in der Nähe des Hieronymitenklosters Guisando bei Avila gefunden wurden. Eine von ihnen zeigt auf der linken Bauchseite eine lateinische Inschrift, nach Prof. Hübner eine Grabinschrift aus dem 1. Jahrh. n. Chr. Aehnliche Inschriften zeigen auch die „Toros" von Avila, San Vincente (Caceres), Torralva, Coca und Durango.

Die Ansichten über die Bedeutung dieser merkwürdigen und, wie es scheint, einzig in ihrer Art existirenden Thiergestalten gehen weit auseinander. Aus der Fülle der hierüber aufgestellten Hypothesen verdienen diejenigen von Prof. A. Fernandez Guerra in Madrid und Prof. E. Hübner in Berlin besondere Beachtung.

A. Guerra[1]) geht von dem Berichte Strabo's aus, nach welchem bereits im Alterthum die Grenzen der Länder durch Male in Gestalt von Steinblocken, Tafeln,

1) Discursos leidos ante la Real Academia de la Historia; Madrid 1862, pag. 61 ff.

Götterstatuen, kleinen Heiligthümern u. s. w. gekennzeichnet wurden, die Aufstellungsorte ihre Namen von diesen Grenzmalen ableiteten und auch nach Zerstörung derselben beibehielten. Er nimmt nun an, dass auch die iberischen Völkerschaften ihre Grenzen, insbesondere an den Durchgangspunkten der römischen Heerstrassen, durch Bildmale auszeichneten. Diese Male sollen, je nach Abstammung und Cult der Völkerschaften, die Gestalt derjenigen Thiere gehabt haben, die bei ihnen besondere Verehrung genossen; bei den ureingesessenen Stämmen der Iberer, Kelten u. s. w. der Wolf, der Eber, bei den durch asiatische und africanische Einwanderungen entstandenen Mischstämmen der Stier, der Elefant, das Pferd, der Löwe, der Hund u. s. w. A. Guerra will also die „Toros“ als Grenzmale der altiberischen Völkerschaften während der römischen Herrschaft betrachtet wissen. Er erblickt ferner in ihnen ein sicheres Hülfsmittel (una guia firmisima), um die ehemaligen Sitze dieser Völkerschaften festzustellen, indem er annimmt, dass nicht nur die Orte, deren Namen die Begriffe: Grenze, Thor, Ende, Vertheidigung u. s. w. irgendwie zu Grunde liegen, als ehemalige Grenzorte zu betrachten seien, sondern auch diejenigen, deren Namen sich von Thieren ableiten. Solche Orte giebt es in Spanien sehr viele. A. Guerra glaubt mehr als 3500 zusammenstellen zu können. Thatsächlich finden sich auch an einigen Orten mit Thiernamen, wie Toro, Becerril, Berraco, Villatoro, Monleon, noch heute „Toros“. Aber ob sich solche an den übrigen Orten befunden haben, ob sich die Ortsnamen thatsächlich von den als Grenzmale gedachten „Toros“ und nicht von lebenden Thieren ableiten, ob überhaupt in dem, auch in römischer Zeit von steten Kämpfen durchtobten Spanien festgeordnete Grenzverhältnisse angenommen werden können, darüber lassen die Darlegungen Guerra's berechtigte Zweifel bestehen.

Im Gegensatz zur Ansicht Guerra's geht diejenige von Prof. E. Hübner[1]) dahin, dass die „Toros“ in ihrer Bedeutung den im Nordwesten Spaniens aufgefundenen Männerstatuen, den sogenannten „Statuen galläkischer Krieger“[2]), verwandt seien. Dieselben zeigen gleichfalls eine unbeholfene Behandlung und enthalten galläkische Personennamen in lateinischer Fassung. Auf Grund der, auf einzelnen Toros vorkommenden lateinischen Grabschriften aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. schliesst nun Prof. Hübner, dass, wie bei den Galläkern die Grabstätten vornehmer Männer durch ihre Statuen ausgezeichnet wurden, dies bei den übrigen iberischen Völkerschaften, angeblich nach uralt einheimischem Gebrauch, durch die Gestalten derjenigen Thiere, welche ihnen heilig waren, geschehen sei. Er hält somit die Toros für Grabmale der altiberischen Völkerschaften aus römischer Zeit. Bei der ziemlich guten Technik, welche die Inschriften zeigen, im Gegensatz zu der rohen Durchbildung der Thiergestalten, mögen freilich Zweifel zulässig sein, ob Gestalten und Inschriften von einer und derselben Hand stammen. Man ist eher versucht anzunehmen, dass die ersteren in einer viel früheren Zeit, von einer ungebildeteren Hand hergestellt worden sind. Es ist schwer zu glauben, dass Spanien, — welches seit länger, als dem 8. Jahrhundert v. Chr., das Ziel der Colonialbestrebungen der Phoenicier, Griechen, Carthager bildete, von 200 v. Chr. ab den Einfluss der Cultur und Macht Roms in bevorzugter Weise genoss und im ersten Jahrhundert v. Chr. eine Menge durch grossartige Bauwerke geschmückter Colonien aufwies, — nach Beginn unserer Zeitrechnung noch auf einer so niedrigen Stufe der Cultur- und Kunstentwickelung

1) Zeitschrift für allgem. Erdkunde, Berlin. Bd. XIV. S. 340 ff. Hübner: Arquéologia de España. Barcelona 1888. p. 253—254.

2) Archäolog. Zeitschrift. Berlin. Bd. XIX. S. 165 ff. Arquéologia de España. p. 253.

gestanden haben sollte, wie sie in den „Toros" sich kundgiebt. Jedenfalls wird man deren Ursprung und Bedeutung näher kommen, wenn man sie als Cultmale jener frühen Epoche auffasst, in welcher der, nach Strabo, unbenannte Gott der altiberischen Völkerschaften durch Verehrung der Natur und Thierwelt gefeiert wurde. Bei den spärlichen Nachrichten über jene Zeit ist es schwer zu bestimmen, wie lange dieser Naturglaube vorherrschend war. Aber aus der grossen Anzahl griechischer und römischer Tempel, die bereits zu Anfang unserer Zeitrechnung in Spanien errichtet waren, und aus dem Umstande, dass schon der Apostel Paulus dieses Land für einen fruchtbaren Boden des Christenthums hielt [1]), könnte man wohl schliessen, dass damals die Thierverehrung lange schon der Vergangenheit angehörte. Nimmt man nun an, dass die Toros aus der Urzeit der altiberischen Völker stammen und die altehrwürdigen Male ihres Gottescultes sind, so ist damit nicht ausgeschlossen, dass später, nachdem griechischer und römischer Einfluss den einheimischen Glauben zersetzt hatte, sie diejenige Verwendung gefunden haben, welche ihnen Guerra und Hübner zuschreiben. So viel ist sicher, dass die Toros-Frage noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann und dass ihr weiteres Studium wichtige Aufschlüsse über eine frühe, vorläufig noch verhüllte Epoche westeuropäischer Cultur ergeben wird. —

Eine weitere vielgedeutete Frage bilden die Statuen und Statuenfragmente, welche seit 1860 auf dem Cerro de los Santos (Hügel der Heiligen) bei Yecla gefunden und seit 1871 zu einer Sondersammlung im Madrider Archäologischen National-museum vereinigt worden sind. Beim ersten Anblick dieser Sammlung wird jedem Eingeweihten sofort klar, dass sie hochmerkwürdige Zeugen der Frühzeit Spaniens in sich schliesst. Aber eigenthümlicher Weise ist denselben noch nicht die allgemeine Würdigung zu Theil geworden. Zur Rechtfertigung der spanischen Gelehrten sei es gesagt, dass ihre hervorragendsten Vertreter die Wichtigkeit des Yecla-Fundes immer betont, ihn zum Gegenstand einer Reihe trefflicher Abhandlungen gemacht und durch Sendung von Gypsabgüssen einzelner Statuen auf die Weltausstellungen von Wien und Paris das Interesse weiterer Kreise dafür zu wecken versucht haben. Es mag sein, dass die in Wien und Paris ausgestellten Statuen nicht glücklich gewählt waren, dass sie die Deutung ihres Ursprunges und Charakters sehr erschwerten und eher Zweifel an ihrer Aechtheit gestatteten. Es ist sehr bezeichnend, dass die nach Paris gesandten Statuen nicht in der retrospectiven Abtheilung, sondern, kaum glaublich, unter den modernen spanischen Curiositäten aufgestellt wurden. Ferner, dass die wenigen Gelehrten, welche sich bisher mit ihnen befassten, sie nur mit ausserordentlicher Vorsicht behandelten, n'ont touché qu'avec des gants, wie L. Heuzey meint.

Wenn der Vortragende es unternehmen will, sie in deutschen Kreisen bekannter zu machen, so muss er sich in Erkenntniss seiner Fähigkeiten darauf beschränken, nur das Thatsächliche über den Fund und Befund dieser Statuen mitzutheilen und eine Zusammenstellung der bisher über sie aufgestellten Hypothesen zu geben. Indem er hofft, schon dadurch die Aufmerksamkeit, und wenn möglich, eine Ansichtsäusserung maassgebender deutscher Gelehrten zu provociren, so ist er sich wohl bewusst, dass die Erfüllung dieses Wunsches wesentlich beschleunigt würde, wenn die Direktion des Madrider Museo Arquelogico Nacional zu einer Ueberweisung guter Gypsabgüsse der hauptsächlichsten Yecla-Funde an das Berliner Museum für Völkerkunde sich bereit finden liesse. Es unterliegt

1) Vergl. Römerbrief XV. 24. 28.

keinem Zweifel, dass ein derartiger Akt die in Deutschland sich mehr und mehr Bahn brechende Erkenntniss der Wichtigkeit Spaniens für die Entwickelung der europäischen Kultur und Kunst nachhaltig zu fördern geeignet wäre, sicherlich zum Nutzen für dieses Land und die universelle Wissenchaft.

Ueber den Fund von Yecla ist Folgendes authentisch: In der Provinz Albacete, südlich von der Bahnstation Almansa der Linie Madrid-Valencia, befindet sich am südlichen Abhange des durchschnittlich 4 *km* breiten Thales zwischen den Orten Montealegre und Yecla ein etwa 175 *m* langer, 85 *m* breiter und 30 *m* hoher, nach O., W. und N. steil abfallender Hügel, ein Cerro. Der Kern desselben besteht aus Kalkstein, über welchem ehedem eine dicke Humusschicht lagerte. Durch heftige Regengüsse wurden hier im März 1860 an der Westseite Mauerreste freigelegt, welche die umwohnenden Bauern zu Nachgrabungen veranlassten. Man fand die aus 1,50 *m* hohen und 2,00 *m* langen Steinblöcken zusammengefügten Grundmauern eines etwa 20 *m* langen und 8 *m* breiten Bauwerkes, anscheinend eines, mit fünfstufiger Treppe und Pronaos versehenen, prostylen Heiligthumes. Des Weiteren entdeckte man eine grosse Anzahl von Stein-, Thon-, Bronze-, Blei- und Eisengegenständen und vor Allem 18 mehr oder weniger beschädigte Statuen, zahlreiche Statuenfragmente und dergl. Der Fund erregte schon damals Aufsehen. Die Academie San Fernando in Madrid entsandte an den Fundort den Maler Aguado y Alarcon, welcher am 28. Juli 1860 einen Bericht mit Zeichnungen erstattete. Dieser Bericht wurde an die R. Academia de la Historia weitergegeben. Jedenfalls hat man in Folge der Eigen- und Verschiedenart der Fundstücke damals hinsichtlich ihrer Deutung sehr geschwankt. Es geschah wenigstens nichts, um die Ausgrabungen in systematischer Weise fortzusetzen und die gefundenen Objekte an geeigneter Stelle zu sammeln. Dieselben blieben vielmehr im Besitz ihrer Entdecker und einzelner Alterthumsliebhaber, wie D. M. Rodriguez Ferrer, damaligen Provinz-Gouverneurs, D. Antonio Canovas y Castillo, jetzigen spanischen Premiers, D. Vincente Juan y Amat, der Padres Escolapios von Yecla u. A. Da die aufgefundenen Statuen eine, wenn auch sehr entfernte Aehnlichkeit mit den Heiligenfiguren an frühmittelalterlichen Kirchen haben, so mochten ihre bäuerlichen Entdecker sie gleichfalls für solche halten, und der Hügel wurde fortan Cerro de los Santos genannt, unter welcher Bezeichnung er auch in der wissenschaftlichen Welt bekannt geworden ist.

Abgesehen von den, im Jahre 1862 von D. José Amador de los Rios in der Zeitschrift „Arte de España" veröffentlichten „Algunas consideraciones sobre la Estatuaria durante la monarquia visigoda", fand der Yecla-Fund in den sechsiger Jahren keinerlei Erwähnung mehr. Er wäre vielleicht ganz in Vergessenheit gerathen, wenn nicht 1871 ein einfacher Handwerker von Yecla von Neuem Ausgrabungen unternommen hätte, die wiederum eine reiche Ausbeute gewährten. Nachhaltiger als zuvor wurde jetzt das Interesse der spanischen Gelehrten erregt. Das eben in Bildung begriffene Muséo Arquélogico Nacional gab einer Kommission, welcher D. Paulino Saviron vorstand, den Auftrag, die Fundstätte zu untersuchen, aufzunehmen und die bisher gefundenen Gegenstände zu erwerben.

Im Laufe dreier Jahre wurde denn auch die über 300 Stücke, darunter etwa 270 Statuen und Statuenfragmente, zählende Sammlung geborgen. Es mag sein, dass bei dieser nachträglichen Erwerbung manches Stück in die Sammlung gekommen ist, dessen Zugehörigkeit zum Yecla-Funde schwer nachzuweisen sein dürfte. Aber derartige Zweifel sind für die Hauptstücke nicht zulässig, und diese allein würden schon genügen, den Fund von Yecla zu einem der merkwürdigsten der letzten Jahrzehnte zu machen.

Unbestrittene Hauptstücke der Sammlung sind etwa 20 Statuen und eine Reihe männlicher und weiblicher Köpfe. Ausserdem sind vorhanden: eine Anzahl von Thierfiguren, u. A. Stiere (Toros), ein Nashorn, ein Seepferd, ein Cerberus, ein Phönix, sodann eine steinerne Sonnenuhr, Capitäle, Stelen, Vasen, Kelche, Lampen und sonstige kleinere Gegenstände aus den bereits genannten Materialen. Viele dieser Gegenstände haben Inschriften und zwar in verschiedenen, zum Theil orientalischen, zumeist jedoch griechischen und römischen Charakteren.

Es würde über den Rahmen dieser Darlegung hinausgehen, alle diese Gegenstände in Betracht zu ziehen. Es sollen lediglich die statuarischen Funde im Allgemeinen und einige charakteristische Statuen im Besonderen behandelt werden.

Die Grösse der Yecla-Statuen variirt zwischen 0,7 und 1,80 *m*. Abgesehen von 5 Bronze-Statuetten, sind sie aus einem Kalkstein hergestellt, welcher mit dem, am nahegelegenen Monte Arabi gebrochenen identisch ist. Ihre künstlerische Auffassung und technische Ausführung haben mit hoher Kunst wenig gemein. Die Gesammtcomposition ist monoton, die technische Behandlung bei allem Fleiss in der Durchbildung der Einzelheiten unbeholfen. Die Statuen zeigen ganz den Charakter von Erzeugnissen einer fernab von den grossen Kunstcentren sich bethätigenden Bildhauerschule. Einzelne der Statuen sind in sitzender, die Mehrzahl jedoch in aufrechtstehender Haltung. Ueberwiegend sind es weibliche Einzelstatuen. Es kommen ausserdem weibliche und männliche Gestalten in inniger Berührung neben einander stehend oder sitzend vor.

Bei weiterem Ueberblick ergiebt sich nun, dass die Yecla-Statuen den Einfluss fast aller grossen Cultur- und Kunstepochen des Alterthums zeigen. Aegyptische, assyrische, griechische und römische Elemente treten theils in reinen, theils in Combinations- und Mischformen auf. In dieser Verquickung orientalischer und antiker Stile beruht hauptsächlich das Merkwürdige der Yecla-Statuen und die Schwierigkeit, das Räthsel ihrer Entstehung und Bedeutung zu lösen. Es giebt u. A. Statuen, die zweifellos Nachahmungen ägyptischer Vorbilder, wie der Osiris- und Isisgestalt, sind. Manche Statuen lassen in der Haar- und Gewandbehandlung deutlich assyrischen Einfluss erkennen. Wieder andere haben einen ausgesprochen archaischen oder wenigstens archaisirenden Charakter und entsprechen in ihrer Gesammtbehandlung dem etruskischen und cyprischen Typus. Es sind ferner Statuen vorhanden, die als der Frühzeit der römischen Kunst, aber auch solche, welche durch ihre derbnaturalistische, entartete Behandlung als der Verfallzeit derselben angehörig betrachtet werden könnten. Immer jedoch haben die Yecla-Statuen unterscheidende Merkmale, schwächer oder stärker hervortretende Eigenheiten, welche nicht gestatten, sie mit den Sculpturen Aegyptens, Assyriens, Etruriens, Cyperns oder Roms zu verwechseln.

Wie bereits angedeutet, scheinen einzelne Statuen Götterbilder zu sein. Die grosse Mehrzahl dürfte jedoch Menschen darstellen, und zwar Menschen, welche in der Ausübung einer gottesdienstlichen Ceremonie, augenscheinlich der Darbringung eines Opfers, einer Libation begriffen sind. Hierfür sprechen einerseits der Mangel göttlicher Attribute und andererseits die durchaus individuelle Gestaltung und ernst-feierliche Haltung insbesondere derjenigen Figuren, welche in Gürtelhöhe mit beiden Händen, — einzelne auch nur mit einer Hand, — ein kelchartiges Gefäss tragen. Diese kelchtragenden Statuen, von denen in der Yecla-Sammlung etwa 24 mehr oder minder gut erhaltene in verschiedener Grösse vorhanden sind, verdienen besondere Beachtung. Sie sollen auch hier vornehmlich Gegenstand der Betrachtung sein, weil ähnliche Figuren erstens in Südrussland, zweitens in Nordsyrien, auf Cypern, auf Sardinien u. s. w. gefunden worden

sind. Die südrussischen Figuren sind zwar im Stile viel roher, aber sie tragen das gleiche Symbol in der gleichen Haltung. Die syrischen, cyprischen und sardinischen Figuren hingegen sind im Stile und in der Haltung ähnlich, tragen aber an Stelle des Kelches eine Schale oder das, Salböl enthaltende Alabastron, oft auch eine Frucht, einen Baumzweig, einen Vogel u. s. w. Es ist nun sicherlich von hohem ethnographischem, culturgeschichtlichem und archäologischem Werthe, zu ergründen, von welchen Völkern, in welcher Zeit und zu welchem Zwecke jene Statuen ähnlichen Characters in so entfernt von einander liegenden Gegenden geschaffen wurden und ob und welche Factoren hierbei vermittelnd gewirkt haben könnten.

Bevor in eine Darlegung der bisher hierüber aufgestellten Ansichten eingetreten werden soll, wird es sich empfehlen, an der Hand der Abbildung einer der besterhaltenen der Yecla-Statuen, eine genauere Beschreibung der letzteren zu geben (vergl. Tafel III).

Diese Statue ist 1,36 *m* hoch und besteht aus Kalkstein. Sie hält mit beiden Händen in Gürtelhöhe einen Kelch, oder besser, ein kraterförmiges Gefäss, das ausgehöhlt ist. Trotz einer gewissen Gezwungenheit in der Haltung und Steifheit in der Ausführung, welche eine provinziale Kunst verrathen, wird sicherlich jeder von der Vornehmheit, der Würde, dem fast monumentalen Charakter dieser Statue überrascht sein. Man fühlt sich einer neuen Form der Sculptur gegenüber, einer Sculptur, die sich keiner der uns bekannten Schulen anschliesst und doch zweifellos der antiken Kunst angehört.

Das Gewand ist in der Gesammtheit griechisch. Drei übereinander gelegte Tuniken bilden das Untergewand. Das oberste und kürzeste hat nach der Mitte zulaufende Streifen, das unterste, anscheinend ein der ägyptischen Calasiris ähnliches Leinengewand, ist in lange, schmale Falten (plissés) gepresst. Die, in etwas plumpen Schuhen steckenden Füsse sind durch das Gewand halb verdeckt. Ueber die Schultern legt sich ein grosser, fast bis zu den Füssen herabreichender Mantel, dessen Ränder über die Arme in steifen, symmetrischen Falten abfallen. Diese Art der Drapirung entspricht übrigens derjenigen aus der Blüthezeit des griechischen Archaismus im 5. Jahrhundert v. Chr.

Weniger griechisch sind die Quasten an den Zipfeln des Obergewandes, ferner die armbrustförmige Fibel am Halskragen der Tunika und das reich posamentirte, schnurengeschmückte, in lanzetförmige Spitzen endigende Brusttuch (Pectoral, Taille?).

Besonders reich und complicirt ist die Haaranordnung und der Kopfschmuck. An den Seiten fällt das Haar bis auf die Brust in sorgfältig gedrehten Flechten herab, während sie vorn zu leicht gekräuselten, die Stirn halb verdeckenden „Simpelfranzen“ verkürzt sind. Den Kopf bedeckt eine reich verzierte, anscheinend aus getriebenem Edelmetall gefertigte Haube von flacher Form. Von derselben hängen seitlich bis zur Schulter zahlreiche, geflochtene Schnüre herab, an deren unteren Enden auf jeder Seite ein reich ornamentirtes, scheibenartiges Pendeloque befestigt ist. Am vorderen Theil der Haube treten an Stelle der Schnüre, kurze, die „Simpelfranzen“ halb verdeckende Quasten.

Für diese, an mehreren Yecla-Statuen wiederkehrende Anordnung des Kopfschmuckes lassen sich Analoga unter den Diademen des von Schliemann 1873 entdeckten Goldschatzes von Hissarlik nachweisen. Für die Kopfputzformen anderer Yecla-Statuen sucht man das Gleiche in der archaischen Kunst vergeblich. Wenn man deren theils zuckerhut-, theils kugel-, theils trapezoidförmige Kopfbedeckungen betrachtet, muss man erstaunen, welche bizarren Gebilde die Frauenmode bereits

im frühen Alterthum gezeitigt hat. Man würde sicherlich über die Construction einzelner dieser Formen in Ungewissheit bleiben, hätte uns nicht Strabo über dieselben im III. Buche, Cap. 164 seiner Erdbeschreibung berichtet: „Zu der barbarischen Erscheinung der Iberer darf man auch den Schmuck mancher Frauen rechnen, den Artemidor (100 v. Chr.) beschreibt. Dieser erzählt nehmlich, sie trügen hier und da eiserne Halsbänder mit über den Scheitel gebogenen und weit über die Stirn vorragenden Reifen, und von diesen Haken zögen sie, wenn es ihnen gefiele, den Schleier herab, so dass er ausgebreitet dem Gesicht als Schattendach diente, und dies hielten sie für einen Putz. Anderwärts aber setzten sie eine paukenartige Haube auf, welche, am Hinterhaupte gerundet, den Kopf bis zu den Ohrläppchen knapp umschliesse, sich aber in der Höhe und Breite zurückbiege. Andere enthaarten den Vorderkopf in dem Grade, dass er noch mehr als die Stirn glänze. Wieder andere stellten ein etwa fusshohes Stöckchen auf den Kopf, wickelten das Haar darum und behingen es sodann mit einem schwarzen Schleier." Der letztere Kopfputz hat sich übrigens bis heutigen Tages erhalten. Noch heute liebt die Spanierin, namentlich im Süden, die hochgethürmte Frisur, welche durch eine lange, oben in einen Schmuckknopf endigende Nadel gehalten wird und von welcher die, das Gesicht kokett verhüllende schwarze Mantille herabfällt.

Die Haarbehandlung und die Kopfbedeckung der männlichen Statuen ist wesentlich einfacher. Das Haar ist nach Art der griechischen Athletengestalten kurz und künstlich gelockt. Aber während an jenen die Locken in künstlerisch freier Weise angeordnet sind, liegen sie hier in regelmässigen, streng geometrischen Reihen neben oder über einander. In einigen Statuen haben diese Lockenreihen dadurch das Aussehen von plattgepressten Eierstäben. Der Kopf ist zumeist unbedeckt. Mehrere Köpfe zeigen dagegen eng an die Form des Hinterkopfes sich anschliessende Kappen, ähnlich den phrygischen Mützen.

An Stelle der erwähnten reichverzierten Scheiben, welche an der abgebildeten Statue zu Seiten des Kopfes pendeloqueartig auf der Brust hängen, treten an zwei anderen Statuen die Embleme der Sonne und des Mondes. Diese beiden Statuen zeichnen sich überhaupt durch eine besonders reiche Ausstattung, durch Quasten, Passementerien, Stickereien auf den Tuniken aus, sowie dadurch, dass aus ihren Kelchen Flammen emporschlagen. Ferner ist besonders erwähnenswerth, dass über dem Kelch der einen zwischen den beiden genannten Emblemen noch ein Stern hängt, und über demjenigen der anderen ein kleiner Widder steht. Unter den Kelchen befinden sich auf den Tuniken beider Statuen Darstellungen in schwachem Relief, welche auf die Sonne, den Mond, Vögel, Früchte u. s. w. Bezug zu haben scheinen.

Die Form der von den Figuren gehaltenen „Kelche" ist im Allgemeinen diejenige des einfachen Kraters. Einzelne Kelche sind am Rande und am Fusse ornamentirt. Bei einer Statue, welche den Kelch mit einer Hand hält, hat derselbe eine Form ähnlich dem „Römer". Wie bereits bemerkt, hält die Mehrzahl der Statuen den Kelch mit beiden Händen. Statuen, welche, wie die oben erwähnte, den Kelch nur mit einer Hand, gewöhnlich der rechten, halten, sind nur wenige vorhanden. In diesem Falle ist die andere Hand meist bis Brusthöhe erhoben. Bemerkenswerth ist ferner ein Statuenpaar, anscheinend Mann und Frau, welche, in inniger Berührung zusammenstehend, den Kelch gemeinsam je mit einer Hand halten.

Die Durchbildung der Hände ist auffallend roh. Der Daumen ist durch den Kelch verdeckt, die vier übrigen Finger umspannen geschlossen in wagerechter

Lage den Kelch. Es verdient besonders erwähnt zu werden, dass an den Händen einer grossen Anzahl Statuen deutlich Ringe zu erkennen sind. Die abgebildete Statue trägt Ringe nur an der linken Hand, und zwar am dritten Gliede des kleinen und des Zeigefingers, sowie am zweiten des Ringfingers. Der Mittelfinger ist, anscheinend nach altem Brauch, der noch bei uns Geltung hat, ringlos. Ueberdies bemerkt man auch an einzelnen männlichen Köpfen von archaischem Typus Ohrringe, bekanntlich ein Schmuck, der wenig in Griechenland und Rom, aber allgemein gebräuchlich bei fast allen orientalischen Völkern war und der heute noch unter den spanischen Landleuten sehr beliebt ist

Ebenso verschieden, wie die Anordnung des Kopfputzes, erweist sich die Gesichtsbildung der Yecla-Statuen. Unter den zahlreichen Köpfen sind nicht zwei, welche sich gleichen. Immer stösst man wieder auf eine Nuance im Stil, in der Auffassung und technischen Behandlung. Ein jedes Gesicht ist, wenn auch oft roh, doch immer individuell gebildet. Diese in den Gesichtszügen angestrebte Individualisirung steht in nicht geringem Gegensatz zu der mehr oder minder conventionellen Anordnung der Gewänder und der vernachlässigten Durchbildung der Hände. Dieser Gegensatz giebt zu denken. Er lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass es den Herstellern in erster Linie darauf ankam, Portraitstatuen zu schaffen, und dass sie demgemäss die Gesichter mit besonderer Sorgfalt, die übrigen Theile jedoch in der herkömmlichen, handwerksmässigen Weise durchbildeten. Die Gewandung, der Kopf- und Brustschmuck bleiben, wenn auch hier und da reicher angeordnet oder mehr entartet gebildet, doch in ihren Grundelementen dieselben. Man könnte aus ihnen kaum auf eine lange Entstehungsperiode der Statuenreihe schliessen. Aber in den Gesichtern giebt sich eine Stilabstufung kund, die geradezu verblüffend wirkt[1]). —

Hr. Rud. Virchow erinnert sich, die Toros im Madrider Museum gesehen zu haben, vermag aber keine bestimmte Meinung darüber zu äussern.

In Betreff der Steinfiguren von Yecla verweist er auf die Abhandlung von Emerich Henszelmann „Die Kunst der Gothen, Wien 1874", welche ausgeht von 15 Gypsabgüssen solcher Statuen, die im spanischen Annex der Wiener Weltausstellung zu sehen waren. Der Verfasser zeigt darin, dass eine höchst auffällige Besonderheit der steinernen Bildsäulen am „Hügel der Heiligen" sich mit grosser Beständigkeit an den viel besprochenen Kamienne Baba's Südrussland's wiederfindet, nehmlich ein mit beiden Händen vor dem Bauche gehaltenes becherförmiges Gefäss, wie es schon Herodot von den Skythen beschrieben hat und wie es sich auch bei der sitzenden Figur in der goldenen Schale von Petroessa (Rumänien) findet. Henszelmann glaubt, im Anschluss an dieses letztere Kunstwerk, sowohl die südrussischen, wie die spanischen Steinfiguren den Gothen zuschreiben zu dürfen. Hr. Virchow verweist auf die im Museum für Völkerkunde befindlichen Exemplare von Baba's aus der Gegend von Charkow, die er selbst bei Gelegenheit seiner kaukasischen Reise für das Königliche Museum besorgt hat; dieselben standen früher auf der Spitze von Kurganen (Grabhügeln). Nach dem, was Henszelmann mittheilt, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass auch der Cerro de los Santos Gräber enthalten hat. Immerhin ist zu bemerken, dass die spanischen Steinbilder fast sämmtlich Frauen darstellen und dass namentlich der Kopfputz

1) Der Schluss des Vortrages ist so spät eingegangen, dass der Satz der folgenden Bogen schon fertig gestellt war. Ersterer wird daher nachträglich, nach dem Bericht über die Sitzung vom 16. Januar, eingeschoben werden. Red

derselben von dem der südrussischen völlig verschieden ist. Folge daraus die Nothwendigkeit, eine selbständige Entwickelung der spanischen Skulptur zuzugestehen, so bleibe doch die Beständigkeit in der Wiedergabe des „Trinkbechers" so auffällig, dass man den Gedanken eines Zusammenhanges nicht wohl zurückdrängen könne. —

Hr. R. Hartmann bespricht die Toros. Er glaubt in der einen Steinfigur das treffende Abbild eines Flusspferdes zu erkennen und zeichnet die Skizze des Kopfes eines solchen an die Tafel. Einer der menschlichen Köpfe erinnere hinsichtlich seiner Haarfrisur lebhaft an diejenige einer Nubierin. —

(17) Eingegangene Schriften:

1. Buschan, G., Das Bier der Alten. Stuttgart 1891. (Das Ausland Nr. 47). Gesch. d. Verf.
2. Shufeldt, R. W., Some observations on the Havesu-Pai Indians. Washington, 1891. (S.-A. Proc. Nat. Mus. vol. XIV—No. 859).
3. Derselbe, The Navajo belt-weaver. Washington 1891. (S.-A. Proc. Nat. Mus. vol. XIV, No. 860).
   Nr. 2 und 3 Gesch. d. Verf.
4. Kirchhoff, A., Bericht der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Ostern 1889 bis Ostern 1891. Berlin 1891. (S.-A. Verhandl. d. IX. D. Geogr.-Tages in Wien, 1891). Gesch. d. Prof. Credner.
5. Elenco delle publicazioni periodiche italiane ricevute dalla Biblioteca (Naz. centr.) nel 1891. Firenze 1891. Gesch. d. Bibl.
6. Serbarea aniversara de la 1 (13) Aprilie 1891 pentru implinirea a XXV ani de la inființare a ei 1866—1891. Bucuresci 1891. Gesch. d. Akad.
7. Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie u. Ethnologie von A. Reichenow. Breslau 1892. Angekauft.
8. van der Chijs, J. A., Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandts-India anno 1663. Batavia 1891. gr. 8°. Gesch. v. d. Batav. Genootschap v. Kunsten e. Wetenschappen.
9. Müller, Sophus, Bronzealderen. (Ordning af Danmarks oldsager. II.) Kjøbenhavn 1891. Gesch. d. Verf.
10. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg. Bromberg 1891. Gesch. v. d. Gesellschaft.
11. Jahresbericht des Historischen Vereins von Oberbayern für d. J. 1889 u. 90. „LII. und LIII. Jahrg." München 1891.
12. v. Rockinger, L., Denkmäler des Bayerischen Landesrechts. II. Bd. 1. Heft. München 1891.
    Nr. 11 u. 12 Gesch. d. Hist. Vereins.
13. Pleyte, C. M., Sumpitan and bow in Indonesia. Leiden 1891. (Sep.-Abdr. Internat. Arch. f. Ethnogr. Bd. IV. 1891.)
14. Derselbe, De geographische verbreiding van het Koppensnellen in den Oostindischen Archipel. Leiden 1891. (Sep.-Abdr. Tijdschr. K. Nederl. aardrijksk Genootschap. J. 1891.) Nr. 13 u. 14 Gesch. d. Verf.
15. Burgess, J., The orthography of foreign place-names. Edinburgh 1892. (S.-A. Scot. Geogr. Magazine.) Gesch. d. Verf.
16. Müllenhoff, K., Deutsche Alterthumskunde. Berlin 1892. Bd. III. Angekauft.

17. Veth, P. J., XXIV. De ethnologische Studien van Prof. G. A. Wilken. Leiden 1891. (Sep.-Abdr. „Internat. Arch. f. Ethnogr." Bd. IV.) Gesch. d. Verf.
18. Manouvrier, L., La platymérie. Paris 1891. (Extr. Congr. int. d'anthr. et d'arch. préhist. 1889.) Gesch. d. Verf.
19. Hartmann, H., Der römische Bohlenweg im Dievenmoore. Hannover 1891. (S.-A. Zeitschr. Hist. Vereins f. Niedersachsen. Jahrg. 1891.) Gesch. d. Verf.
20. Hazelius, A., Afbildningar af föremål Nordiska Museet, 2 och 3. Island. Stockholm 1890.
21. Derselbe, Förslag till byggnad för Nordiska Museet. Stockholm 1891. Nr. 20 u. 21 Gesch. d. Verf.
22. Heger, F., Vorläufiger Bericht über die im Sommer 1891 zum Zwecke archäologischer Forschungen und ethnographischer Studien unternommene Reise nach dem Kaukasus. Wien 1891. (S.-A. Annal. kaiserl. königl. Naturhist. Hofmus. Bd. VI, Heft 3 u. 4.) Gesch. d. Verf.
23. Risley, H. H., The tribes and castes of Bengal. Anthropometric data. Calcutta 1891. Vol. I u. II. Gesch. d. Verf.
24. Böttger, L., Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Köslin. Stettin 1890. Heft I u. II. Gesch. d. Ges. für Pomm. Geschichte und Alterthumskunde.
25. Biographie des Prof. Dr. Rudolf Virchow. Chūgai-ijishimpō, XII, No. 20. Tōkyō 1891. Gesch. d. Hrn. Virchow.
26. Thomson, W. J., The Pito de Henua or Easter Island. Washington 1891. (S.-A. Report of the Nat. Mus.)
27. Mason, O. T., Aboriginal skin dressing; A study based on material in the U. S. National Museum. Washington 1891. (S.-A. Report of the Nat. Mus.)
28. Watkins, J. E., The development of the american rail and track, as illustrated by the collection in the U. S. National Museum. Washington 1891. (S.-A. Report of the Nat. Mus.) Nr. 26—28 Gesch. v. d. Smiths. Institution.
29. Manchot, W., Kloster Limburg an der Haardt. Eine bauwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlung. Mannheim 1892. Gesch. d. Mannheimer Alterthums-Verein.
30. Carthaus, E., Sumatra und der malaiische Archipel. Leipzig 1891.
31. Kohlstock, P., Aerztlicher Rathgeber für Ost-Africa und tropische Malaria-Gegenden. Berlin 1891. Nr. 30 u. 31 Gesch. d. Hrn. Virchow.
32. Treichel, A., Referat über Schütte, Die Tucheler Haide. Danzig 1891. (S.-A. Danz. Zeitung [Nr. 19,200] vom 8. November 1891, Beil.)
33. Derselbe, Ueber Blitzschläge an Bäumen. Danzig 1890. (S.-A. Bericht über die XIII. Wandervers. d. westpr. bot.-zoolog. Ver. z. Schwetz a. W., — Schriften d. Nat. Ges. z. Danzig. N. F. VII. 4. Heft.
34. Derselbe, Prähistorische Fundstellen aus Westpreussen und dem östlichen Pommern. Berlin 1891. (S.-A. Nachr. über Deutsche Alterthumsfunde.)
35. Lied der Arbeiter um Callies in Pommern. o. O. 1891. (Sep.-Abdr. Urquell. Bd. II. Heft 12.) Nr. 32—35 Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 16. Januar 1892.

Vorsitzender: Herr **Waldeyer.**

(1) Am 13. Januar ist zu Paris der berühmte Anthropolog, Jean-Louis-Armand de Quatrefages, 85 Jahre alt, gestorben[1]). —

(2) Es erfolgt die

Wahl der Ausschuss-Mitglieder für das Jahr 1892.

Die statutengemäss erfolgte Abstimmung ergiebt die Wahl folgender Mitglieder: HHrn. Bastian, W. Schwartz, Friedel, O. Olshausen, Grünwedel, Deegen, Ascherson, Joest, Steinthal. —

(3) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Gärtner Werner, Vilbel bei Frankfurt a. Main,
„ Rentier Martin Morwitz, Berlin,
„ Rentier Julius Konicki, Berlin,
„ Dr. med. Samter, Berlin,
„ Baurath Bauer, Magdeburg,
„ Gymnasiallehrer Dr. phil. Schmidt, Berlin,
„ Major a. D. Reinecke, Berlin,
„ stud. med. Max Günther, Berlin,
„ stud. chem. G. Popopovici.

(4) Das Specialprogramm für den Amerikanisten-Congress in Huelva wird vorgelegt. Der Congress wird vom 7—11. October dauern. —

(5) Von dem Landrath des Konitzer Kreises ist ein Schreiben eingegangen, in welchem derselbe auf Anweisung des Oberpräsidenten der Provinz Westpreussen, Hrn. von Gossler, um Unterstützung seitens der Mitglieder der Gesellschaft bittet hinsichtlich der Förderung der Volks- und Landeskunde Westpreussens, speciell in Betreff der sogenannten „Coschneiderei“, einer Colonie deutscher Katholiken, welche ihre Besonderheit seit langer Zeit erhalten haben.

Der Vorstand wird ermächtigt, die gewünschte Information zu ertheilen. —

(6) Der Chef der Colonial-Abtheilung im Auswärtigen Amt, Hr. Kayser, theilt in einem Schreiben vom 12. Januar die Verhältnisse mit, unter denen er bereit sein würde, die anthropologischen Forschungen in den Colonialgebieten zu fördern.

---

1) Vgl. den Nachruf des Hrn. Rud. Virchow in der „Nation“ 1892, No. 17, S. 256.

(7) Von dem Elfenbeinhändler Wiese ist an den Vorsitzenden ein Schreiben aus Lissabon eingegangen, in welchem derselbe anzeigt, dass er demnächst nach dem Zambese aufbrechen und gelegentlich auch die früher schon erwähnten (S. 24) Felsinschriften und Zeichnungen photographieren werde. —

(8) Hr. W. Joest berichtet in einem Schreiben an Herrn Virchow aus Cairo vom 30. December, dass nunmehr beabsichtigt werde, die unschätzbaren Sammlungen des alten Bulaq-Museums, die seit einiger Zeit in dem höchst feuergefährlichen Gizeh-Palast untergebracht sind, in ein auf der Esbekieh zu erbauendes grosses Nationalmuseum überzuführen. —

(9) Herr Rud. Virchow zeigt die

präparirte Kopf- und Gesichtshaut eines Guambia.

Ende October besuchte mich Mr. E. Kanthack aus Pará (Brasilien) und überbrachte mir einen jener, seit langer Zeit bekannten „präparirten Köpfe", von denen wir in früheren Sitzungen Originalexemplare gesehen haben. Abbildungen davon haben J. G. Wood (The natural history of man. America. London 1870. p. 575) und Fr. Ratzel (Völkerkunde, Leipzig 1886, II. S. 643), ersterer nach einem Exemplar im Besitze des Mr. A. Franks in London, letzterer nach einem Stück im ethnographischen Museum in München, geliefert. Beide wurden Leuten aus dem Stamme der Mundrucurús oder Mundrucus (Waitz Anthropol. der Naturvölker. 1862. III. 1. S. 442), der ursprünglich am Südufer des Amazonas wohnte, abgenommen. Nach den Berichten sind es Trophäen, die in dem Rathhause (Malocca) aufgehängt werden. Ratzel sagt: „Spanische Chronisten beschreiben diesen Brauch aus Nordperu, wie aus Catamarca, und die Präparationsweise der Schädel glich der heute bei den Jivaros noch üblichen, d. h. es wurden Gehirn und Knochen entfernt und die Schädel- und Gesichtshaut mit heissen Steinen gefüllt, bis durch Schrumpfung ein Gebilde von der Grösse eines kleinen Affenkopfes erzeugt war."

Das ausgezeichnete Exemplar, das mir von Mr. Kanthack überbracht wurde und das namentlich durch die prächtige Erhaltung des langen, glänzend schwarzen, schlichten Kopfhaares imponirt, hat den besonderen Vorzug, dass seine Herkunft und sein Alter genau bestimmt sind. Es gehörte einem Manne aus dem Stamme der Guambias am Flusse Moroña, einem nördlichen Zuflusse des Marañon in Ecuador, etwa unter 50° südl. Br. und 77° westl. L. Der etwa 50 Jahre alte Mann wurde am 14. October 1890 in einem Kampfe mit den Aguarunas getödtet und seine Haut von diesen präparirt. Letztere ist also erst vor etwa 15 Monaten abgezogen worden.

Das Stück stellt eine Hohlmaske dar, an welcher der unten offene Hals noch vollständig erhalten ist. Dasselbe hängt an einer Schlinge aus starkem und langem Bindfaden, welche durch den Scheitel durchgezogen und innen an einem Stäbchen befestigt ist, das der Länge nach in die Höhlung des Kopfes eingesetzt ist und zugleich Stirn und Hinterkopf nach aussen festhält. Die Enden der Schnur hängen unten aus dem Halse hervor. Auch der Rand der Halsmaske wird durch ein gebogenes Holzstäbchen aus einander gehalten, welches mit Bindfaden angenäht ist. Von Knochen ist mit Bestimmtheit nichts zu erkennen. Der Kopf hat eine Länge von 88, eine Breite von 67, eine Ohrhöhe von 59 mm.; die Höhe des Ganzen beträgt 118 *mm*.

Die sehr gleichmässige Reduction aller Theile der Gesichts- und Kopfhaut, welche das Ganze in der That wie eine Miniatur-Ausgabe eines Indianerkopfes

erscheinen lässt, deutet auf eine starke Schrumpfung durch austrocknende Mittel, und da äusserlich von einer besonderen Einwirkung nicht das Mindeste zu bemerken ist, so ist es sehr wahrscheinlich, dass auch hier heisse Steine in die Höhlung eingebracht worden sind. Ob die so hergestellte Miniatur-Maske noch etwas von den ursprünglichen Zügen des Mannes an sich hat, muss ich dahingestellt sein lassen; viel kann es nicht sein. Dafür spricht der Umstand, dass die Nase an der Wurzel tief eingebogen und die Spitze stark hervorgeschoben ist. Die Lippen, welche ganz weit vortreten und sehr hart sind, zeigen eine mediane und zwei laterale Durchbohrungen, wo ziemlich grosse Löcher gerade von oben nach unten durchgehen. Offenbar müssen sie dazu bestimmt gewesen sein, dass etwas in sie hineingesteckt oder durchgezogen werde. In den Naseneingängen, an der Oberlippe und am Kinn harte, bräunlich schwarze Haare von 0,5—1,5 mm Länge.

Mich interessirte vor Allem das wundervolle Haar, das wohl noch seine ganze Schönheit bewahrt hat. Es hat ein glänzend schwarzes Aussehen, ist ganz schlicht, jedoch nicht straff, sondern mit einer gewissen Neigung zu weicher, welliger Krümmung ausgestattet. Vorn an der Stirn sind die Haare kurz und dünn, an den übrigen Stellen jedoch lang und stark, so dass sie den Nacken des Mannes ziemlich vollständig bedeckt haben müssen. Vom Scheitel bis zum Nacken haben die längsten eine Ausdehnung von 60 cm. Sie fühlen sich im Ganzen weich an.

Die mikroskopische Untersuchung brachte eine nicht geringe Ueberraschung. Während die einfache, auch genauere Betrachtung durchweg ein Ebenholzschwarz ergab, zeigte sich unter dem Mikroskop eine nicht geringe Zahl sehr heller, wenig gefärbter Haare. Gerade auf der Höhe des Scheitels erhielt ich in Durchschnitten durch ganze Strähnen, die mir Hr. stud. med. Hammer hergestellt hatte, gelbe starke Haare. Unter einer schwachen farblosen Cuticula folgte eine hellgelbe Substanz, in welcher sehr kurze gelbbraune Pigmentkörnchen in kurzen, meist spindelförmigen Reihen lagen; im Centrum ein grosser, etwas eckiger Markstreifen, der etwas mehr gekörnt war und meist bräunlich gelb erschien. Die meisten Haare hatten eine ganz farblose Grundsubstanz, in welcher feine schwarze Körnchen vereinzelt, nach innen ziemlich gleichmässig, gegen die Peripherie dichter, eingestreut waren; die Cuticula war etwas breiter, und statt eines Markstreifens sah man häufig nur eine Reihe heller Stellen. Nur in einzelnen besonders starken Haaren fand sich ein dunkelbrauner Markstreifen. Im Allgemeinen erwies sich der Markstreifen klein; nirgends war er rein schwarz. Nur vereinzelte Haare erschienen auf dem Querschnitt ganz schwarz oder schwarzbraun, jedoch war auch bei ihnen das Pigment in der Peripherie dichter. Bei den am stärksten gefärbten Exemplaren sah man nur um den sehr kleinen und schwarzen Markstreifen einen schmalen durchscheinenden Ring.

An dem vorderen dünnen Haar lag unter der farblosen Cuticula eine sehr helle Rindensubstanz mit eingestreuten schwarzbraunen Körnchen, die vorzugsweise an der Peripherie als ein dichterer Ring angehäuft waren; das Centrum hell, ohne Markstreifen. Nur in den stärkeren Exemplaren, die häufiger einen ovalen Querschnitt ergaben und eine dicke Cuticula besassen, waren die Körnchen mehr zerstreut, aber auch hier fehlte meist jede Andeutung eines Markstreifens. Nur ganz vereinzelt fand sich ein kleines Haar von dunkel schwarzbrauner Farbe, das fast durchweg gefärbt war.

Wie schon aus dem Mitgetheilten hervorgeht, variiren die Haare ausserordentlich in Betreff ihrer Stärke. Am meisten war dies in dem Stirnhaar der Fall, wo eine Zahl ganz feiner Exemplare zum Vorschein kam. Nicht minder verschieden

war der Contour des Querschnittes. Während die feinsten Exemplare eine kreisrunde Form zeigten, waren unter den grösseren, wie sie namentlich das dickere Scheitelhaar reichlich enthielt, überwiegend eiförmige, häufig zusammengedrückte, linsen- oder nierenförmige Schnitte. Am meisten auffällig war eine nicht geringe Anzahl von dreieckigen Schnitten mit gerundeten Kanten: es waren dies fast immer starke Exemplare mit einer schwarzbraunen Randzone, hellerem Inneren und einem kleineren, dunklen Markstreifen. Die ovalen oder gedrückten dagegen hatten entweder gar keinen Markstreifen oder einen ganz hellen.

Diese Erfahrungen, soweit sie sich auf Grösse, Form und Entwickelung des Markstreifens beziehen, stimmen im Wesentlichen überein mit den Angaben von Pruner-Bey (Mém. de la Soc. d'anthrop. de Paris I. 20 Pl. I α. II $\beta\gamma$) über die Haare lebender Peruaner, auch solcher aus den Andes. —

(10) Hr. Rud. Virchow zeigt ein, in der Reichstag-Sitzung vom 15. Januar (Stenogr. Bericht S. 3646) von dem Abgeordneten Hrn. Metzger vorgelegtes Instrument, welches nach dessen Angabe auf deutschen Schiffen zur Züchtigung von Negern gebraucht sein soll, und fragt an, ob jemand aus der Gesellschaft von einer derartigen Gebrauchsweise wisse. Der Stoff werde als „Tuckspackang" bezeichnet. —

Hr. Olshausen bemerkt, dass es anscheinend ein Stoff sei, der zur Dichtung von Maschinentheilen diene. —

Hr. Giebeler bestätigt dies; es sei ein schon seit Jahren bekanntes Dichtungsmaterial. —

Hr. Rud. Virchow erklärt, dass dieses mit der Angabe des Hrn. Metzger übereinstimme, nach welcher der Stoff aus Guttapercha, Segeltuch und Bleiweiss hergestellt sei. Er constatirt, dass niemand aus der Gesellschaft einen Fall anzugeben weiss, in welchem ein solches Instrument zur Züchtigung von Menschen gebraucht worden ist. —

(11) Hr. Rud. Virchow macht weitere Mittheilungen über

das Vorlaubenhaus der Elbinger Gegend.

In meinem Vortrage über die ländlichen Häuser in den Provinzen West- und Ostpreussen in der Sitzung vom 17. October v. J. (Verh. 1891. S. 787) besprach ich die sehr charakteristischen Vorlaubenhäuser, die ich zuerst im Elbinger Oberlande sah. Da ich jedoch bei der Flüchtigkeit unserer Reise über das Einzelne keine genügende Anschauung gewinnen konnte, so wendete ich mich an unseren sehr liebenswürdigen Führer, Hrn. Prof. Dr. Dorr in Elbing, einen Eingeborenen, und bat ihn um genauere Aufschlüsse und Pläne. Diesem Wunsche ist Hr. Dorr in freundlichster Weise nachgekommen, und ich freue mich, im Folgenden seine Mittheilungen wiedergeben zu können.

Schon unter dem 7. d. Mts. erhielt ich ein Schreiben mit den erforderlichen Aufklärungen. Die betreffenden Stellen lauten:

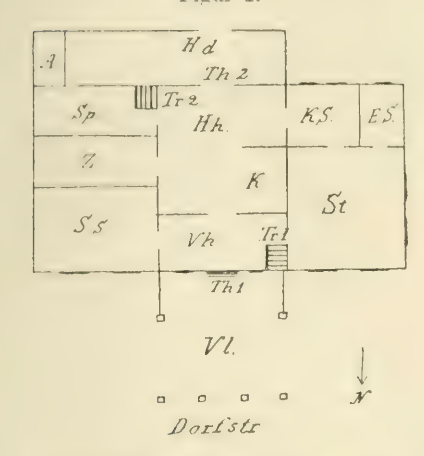
„Die Häuser mit Vorlaubenbauten finden sich nicht nur in den Dörfern unserer Höhe, sondern noch sehr zahlreich in der Niederung, namentlich in den Dörfern des grossen Marienburger Werders, und andererseits weit nach Ostpreussen hinein, vereinzelt auch in Natangen noch. Soweit meine Beobachtung reicht, sprechen die Leute überall da, wo Vorlaubenhäuser sich finden, plattdeutsch, und zwar einen

Dialekt, der in der Niederung, wie auf der Höhe, nur unwesentliche Unterschiede zeigt, so dass man von einem „preussischem Platt" ganz wohl reden könnte.

„Alle diese Häuser dürften im Ganzen und Grossen dieselbe innere Einrichtung besitzen, nur vermag ich dies nicht mit voller Bestimmtheit zu behaupten.

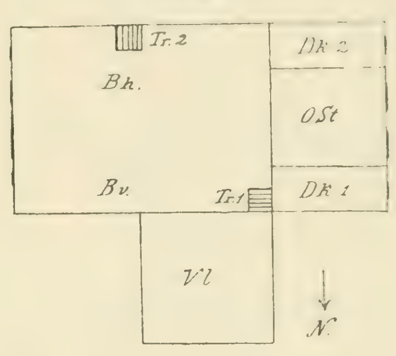
„Die ältesten reichen jedenfalls noch in das vorige Jahrhundert zurück, die neueren zeigen wahrscheinlich schon manche, wohl nicht sehr erhebliche Abweichungen von dem ältesten Bauplan. Die älteste Form zu ermitteln, würde eine besondere Studie erfordern. Ich selbst bin in dem Weichseldelta in dem Dorfe Fürstenau bei Tiegenhof geboren und mein Geburtshaus ist ein solches Haus mit Vorlaube. Mein Vater, der Hofbesitzer war, liess das 1801 gebaute Haus im Jahre 1839,

Figur 1.



Erdgeschoss. *Vl.* Vorlaube (Värleew). *Th 1.* Vordere Thür (Värdär). *Vh.* Vorder-Hausflur (Värhus) mit Treppe 1. *St.* Grosse Stube (Grote Staw). *K.* Küche (Käk). *Ss.* Sommerstube (Samerstaw). *Z.* Kammer, bezw. Zimmer. *Hh.* Hinterer Hausflur (Hingerhus). *KS.* Kleine Stube (Kleene Staw). *ES.* Ecksube (Eckstaw). *Sp.* Speisekammer mit Treppe 2. *Th 2.* Hintere Thür (Hingerdär). *Hd.* vor der Hinterthür (vör de Hingerdär). *A.* Abtritt.

Figur 2.



Oberes Geschoss. *Vl.* Zimmer der Vorlaube (op der Värleew). *Bv.* vorderer vorderer Bodenraum (Värbäne). *Bh.* hinterer Bodenraum (Hingerbäne). *Dk. 1* und *2.* Dachkammern. *OSt.* Oberstube (Bawerstaw).

wenn ich nicht irre, renoviren. Eine im meinem Besitze befindliche Photographie desselben lege ich zur Vergleichung mit dem Lenzener Hause bei [1]).

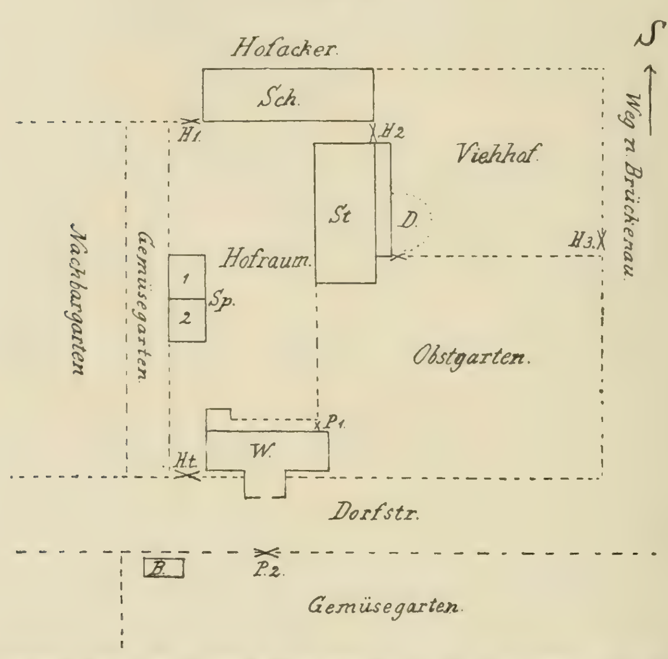
„Das Grundstück ging aus der Familie, das Land wurde später parcellirt, die Wirthschaftsgebäude niedergerissen, die Vorlaube abgebrochen und in dem Rumpf ohne Antlitz befindet sich gegenwärtig eine Käserei. Augenblicklich giebt es in Fürstenau nur noch ein Haus mit Vorlaube, das dem Gutsbesitzer Grunau gehört und wohl älter als mein väterliches ist. Ich bin nun aber in meinen jüngeren Jahren in der Niederung in einer ganzen Anzahl solcher Häuser gewesen, z. B. in Marienau, wo es gegenwärtig noch fast nur solche Häuser giebt. In den

1) Dieselbe ist in der That dem a. a. O. S. 787 Fig. 1 abgebildeten Hause von Lenzen sehr ähnlich und daher nicht wiedergegeben. V.

Häusern dieser Art im Weichseldelta dürften die beifolgenden Skizzen (Fig. 1 u. 3) der Grundform nahe kommen.

„Fig. 1 stellt das Erdgeschoss dar. Die Vorlaube, wie in Lenzen, ist ursprünglich wohl überall offen gewesen zum Einfahren der Wagen. Heute sind die Vorlauben im Weichseldelta fast überall durch Geländer im unteren Theile geschlossen, gedielt und mit Bänken, auch Tischen (Stacketen), zum Aufenthalt der Hausbewohner, bezw. von Gästen versehen. Die Abtheilung „vor der Hinterthür“

Figur 3.



Situationsplan des Gehöfts von Fürstenau. *W.* Wohnhaus. *Ht.* Hofthor. *P. 1.* Gartenpforte. *Sp.* Speicher: *1* Holzstall, *2* Wagenraum. *St.* Stall. *Sch.* Scheune. *H. 1, 2, 3* Hecke. *D.* Düngerhaufen. *B.* Backhaus. *P. 2* Pforte zu dem Gemüsegarten (Gassegarde).

Figur 4.



ist, mit Ausnahme des Aborts, ein bedachter, an den Seiten im oberen Theil offener Holzvorbau, wo namentlich das Aufwaschen des Kochgeschirrs und der Schüsseln besorgt wird. Ist, was ja nicht immer der Fall sein kann, die Längsaxe des Hauses von Westen nach Osten orientirt, dann liegt die Sommerstube im Osten, die grosse und die Eckstube im Westen. Die mitgetheilte Bezeichnung der Zimmer dürfte ziemlich allgemein sein.

Fig. 2 stellt das obere Geschoss vor. Gewöhnlich liegt im westlichen Drittel die besonders abgeschlagene Oberstube zwischen zwei Dachkammern. Der Raum der Vorlaube mit Fachwerkwänden hat Dielendecke und ist zimmerartig, doch ebenso, wie die Oberstube, wohl ursprünglich ohne Ofen. In meinem väterlichen Hause waren beide Räume ohne Oefen. Der übrige Bodenraum wird durch niedrige Holzdielenwände, $^2/_3$ *m* hoch, in verschiedene Abtheilungen zum Aufschütten der verschiedenen Getreidesorten getheilt. Auch der Raum der Vorlaube wird gewöhnlich zum Aufschütten von Getreide oder Obst benutzt. In wie weit der mächtige Raum unter dem hohen Dach zur Herstellung eines zweiten (oberen) Bodens benutzt wurde oder wird, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Figur 6.

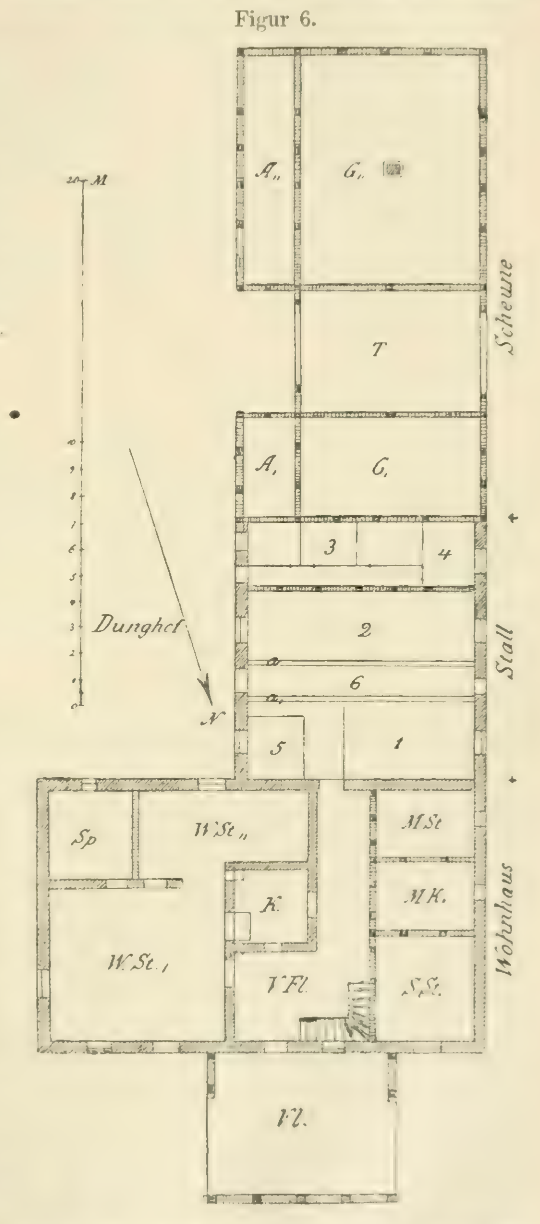
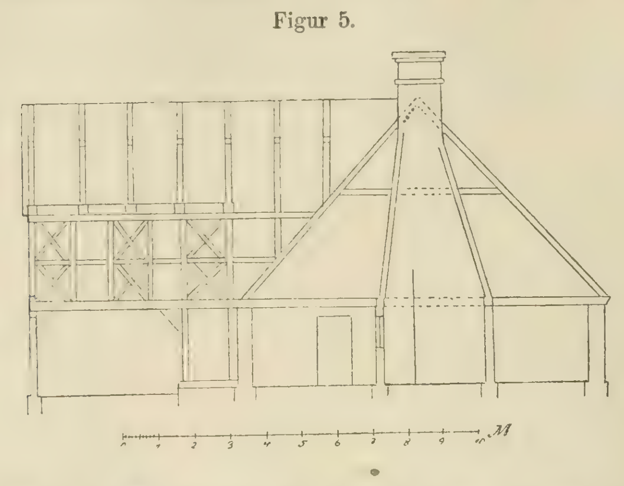


Fig. 3 giebt einen Situationsplan des Gehöftes meines Vaters, wie es früher war. Wohnhaus, Stall, Scheunen und Speicher mit dem Hofraum bildeten ein längliches Viereck, das mit Obstgarten, Gemüsegarten und Viehhof ungefähr ein Quadrat ausgemacht haben mag. Alle Höfe haben ausserdem einen „Gassengarten“, der der Vorderseite des Wohnhauses gegenüberliegt und sich von der Dorfstrasse bis zu dem mitten durch das Dorf sich hinziehenden Dorfsgraben erstreckt. Der Obstgarten schliesst sich fast niemals, wie gewöhnlich auf den höfischen Gütern es im Gegensatz dazu der Fall ist, an die Hinterseite des Wohnhauses an. — dort liegt stets im Weichseldelta der Hofraum, wenn nicht ausnahmsweise räumliche

Verhältnisse es anders verlangen, z. B. das Vorüberziehen einer Strasse, — sondern an die eine Giebelseite, in Fürstenau z. B. stets an die Westgiebelseite.“ —

Figur 5.



Unter dem 14. d. Mts. schickte Hr. Dorr 3 weitere Skizzen (Fig. 4—6) von einem Hause in Lenzen, welche der Zimmermeister Hr. Blietschau daselbst aufgenommen hatte. Er bemerkt dazu: „Das betr. Haus soll eines der ältesten in Lenzen sein. Die innere Einrichtung scheint mir nicht wesentlich verschieden von der der Niederungen-Vorlaubenhäuser, nur ist die Einrichtung kleiner, die Hintergebäude sind nicht getrennt, was wohl das ursprüngliche war. Im grossen Wohnzimmer ist ein Kamin, der mit der Küche in Verbindung steht.“ —

(12) Hr. Rud. Virchow berichtet über

neue Ausgrabungen und Funde beim Schweizersbild bei Schaffhausen.

Es ist mir so eben eine Reihe von Separatabzügen aus den Nummern 278—280 des Schaffhausener Intelligenzblattes zugegangen, in welchen Vorträge der Untersucher einer interessanten Renthierstelle in der Nähe von Schaffhausen, der HHrn. DDr. Nuesch und Häusler, über die Ergebnisse ihrer Ausgrabungen enthalten sind. Im Folgenden möge eine gedrängte Uebersicht davon gegeben sein:

Den Namen „Schweizersbild“ trägt ein überhängender Felsen, der für eine Lagerstätte gegen Norden, Osten und Westen guten Schutz gewährte. Ueber die Lage des Felsens fehlen genauere Angaben; es wird nur erwähnt, dass derselbe hoch genug über der Thalsohle vorstand, um vor Ueberschwemmung zu sichern. Zahlreiche kleinere Thäler und grössere Ebenen öffnen sich in der Nähe. Eine eigentliche Höhle ist nicht vorhanden; nur eine kleine Nische wird aufgeführt. Die Untersuchung wurde während des letzten October ausgeführt. Es wurde zuerst ein rechtwinklig gegen die Felswand gerichteter, 13,5 *m* langer Graben angelegt und dann in 2 *m* Entfernung vom Felsen ein 2,80 *m* langer und 2,40 *m* breiter Quergraben gezogen. Man stiess sehr bald auf Culturschichten, aus denen eine überraschende Fülle von bearbeiteten Knochen und Feuersteinen, aber auch sonst zerschlagenen Thierknochen gesammelt werden konnte.

Die Untersucher unterscheiden 7 verschiedene Schichten von der Humusdecke bis zu dem gelben Lehm, an dem sie vorläufig Halt machten. Schon die Humusschicht zeigte reichliche Beimengungen von Asche und eine bunte Mischung von

Fundstücken der verschiedensten Zeiten, von den paläolithischen Feuersteinmessern bis zu Eisennägeln und ganz modernen Topfscherben. Als Beweis dafür, dass diese Schicht und zum Theil auch noch die nächsttieferen mehrfach gerührt worden sind, dienen einige Gräber mit menschlichen Skeletten, von denen eines trocken gemauert war und einen modernen Metallknopf enthielt. Die zweite Schicht von oben, die als Aschen- und Hirchschicht bezeichnet wird, barg gleichfalls ein menschliches Skelet, ferner grosse Geweihreste und zahlreiche Knochen von Renthieren und Pferden. Dann folgt eine obere, graue Cultur- und Ofenschicht mit unzähligen Knochen und Tausenden von Feuersteinwerkzeugen, Nuclei u. dgl. Als Ofen wird ein alter Kochheerd der Bewohner aufgeführt. Als weitere und interessanteste Schicht erschien eine gelbe Culturschicht, deren Färbung von den zahlreichen, stellenweise zu einer Breccie zusammengeschmolzenen Knochen, besonders von Renthieren, hergeleitet wird. Häufig waren grosse Steinplatten um Feuerstellen, grosse rundliche Kopfsteine und andere Gerölle, die als Pflaster oder Kochsteine gedient zu haben scheinen. In dem Pflasterboden fand man zahlreich meisselartige Knochenwerkzeuge, Nadeln, Pfriemen, eine kleine Knochenpfeife, durchbohrte Muscheln (Cerithium, Turritella und Pectunculus aus dem Mainzer Tertiärbecken) und endlich eine Renthierzeichnung. Von letzterer heisst es, dass es das Bruchstück eines sog. Kommandostabes sei, die beiden Vorderbeine, den Hals und den Kopf des Thieres darstellend. Sowohl die gelbe, als die graue Culturschicht bildeten einen wallartigen Haufen ausserhalb des Feuerheerdes, auf welchen die Küchenabfälle geworfen wurden. Die fünfte, unterste, schwarze Culturschicht war besonders scharf abgegrenzt; in ihr lagen unzählige Bruchstücke von Knochen und bearbeiteten Feuersteinen, grosse Klopfsteine und einzelne bearbeitete Knochen- und Horngegenstände. Unter ihr folgt, in gelben Lehm eingeschlossen, die „Nagethierschicht", 20 *cm* dick, mit Millionen von gut erhaltenen Knochen kleiner Nagethiere und Vögel, sowie einzelne Kiefer kleiner Raubthiere, Splitter aufgeschlagener Renthierknochen, Geweihstücke, Feuersteinwerkzeuge. Endlich als siebente kam eine, an organischen Resten arme, gelbe Lehmschicht, in der jedoch auch noch zerschlagene Knochen von Renthieren und Feuersteinmesser liegen. Die Untersucher nehmen an, dass sie aus einer Zeit stamme, wo das Renthier noch selten war.

Unter den Knochen fanden sich ungewöhnlich selten solche von Raubthieren; die des Hundes fehlten gänzlich. Von den Steinwerkzeugen hebt Dr. Häusler vorzugsweise die Bohrer und unter diesen die „kunstvoll und scharfsinnig construirten Centrumbohrer mit nadelfeiner, allseitig abgerundeter Spitze" hervor. Sägen, Schaber, Hobel und Polirer waren zahlreich. Eigentliche Pfeilspitzen scheinen nicht gefunden zu sein. Der Feuerstein wird als jurassischer bezeichnet.

Die HHrn. Nuesch und Häusler, welche ihre Sammlungen dem Schaffhausener Museum geschenkt haben, beabsichtigen demnächst ihre Ausgrabungen fortzusetzen, da die Naturforschende Gesellschaft nicht nur die Kosten für die bisherigen Arbeiten übernommen hat, sondern auch Mittel zur Verfügung stellen will, um die ganze Niederlassung auszubeuten. Die sorgfältige und methodische Art ihrer Untersuchung bietet ja auch genügende Bürgschaft dafür, dass diese Stätte wichtige Aufschlüsse über die Periode, welche mit dem Ende der Eiszeit begonnen hat, liefern werde. Indem hier zum ersten Mal ausserhalb einer eigentlichen Höhle so wichtige Spuren urältester Bewohnung aufgefunden sind, ist zugleich ein starker Anstoss zu neuen Nachforschungen an Orten, die bis dahin als unverdächtig galten, gegeben. —

Hr. Nehring:

Da Herr Dr. Nuesch in Schaffhausen mir ein ansehnliches Quantum von kleineren Thierresten aus der Grotte „zum Schweizersbild“ zur Bestimmung übersandt hat, so bin ich in der Lage, über die kleinere Fauna dieser Grotte auf Grund eigener Untersuchungen Auskunft geben zu können.

Man hat bei den Ausgrabungen in der Grotte eine Anzahl von deutlich erkennbaren Schichten beobachtet, und zwar von oben nach unten folgende:

1. eine Humusschicht . . . . 50 *cm* stark
2. „ Aschen- und „Hirschschicht“ . . . 25 „ „
3. „ graue Cultur- und „Ofenschicht“ . . 45 „ „
4. „ gelbe Culturschicht . . . . 30 „ „
5. „ schwarze Culturschicht . . . . . 35 „ „
6. „ gelbe „Nagethierschicht“ . . . . . 20 „ „
7. gelben Lehm . . . . ? „ „

Die gelbe „Nagethierschicht“ ist dadurch bemerkenswerth, dass in ihr viele Tausende von Knochenresten kleinerer Thiere, namentlich Nagethiere, eingebettet liegen, sowie auch dadurch, dass sie nach oben scharf abgegrenzt ist, so dass sie also offenbar einer bestimmten Epoche der Diluvialperiode entspricht. Aus ihr stammen die mir übersandten Thierreste. Dieselben gehören grösstentheils der subarktischen Steppenfauna an, welche ich bereits an zahlreichen Fundorten Mitteleuropas nachgewiesen habe; doch spielen auch manche rein arktische Arten hinein. Ich nenne folgende, von mir bisher festgestellte Thiere:

1. Eine mittelgrosse Ziesel-Art (Spermophilus sp.), sehr ähnlich dem heutigen Sp. Eversmanni.
2. Eine kleine Pfeifhasen-Art (Lagomys sp.), vermuthlich Lag. pusillus oder L. hyperboreus.
3. Eine kleine Hamster-Art von der Grösse des heutigen Cricetus phaeus.
4. Eine Art der Gattung Mus, wahrscheinlich M. agrarius.
5. Mehrere kleinere Wühlmaus-Arten (Gattung Arvicola), darunter Arv. gregalis, welche jetzt in Nord-Turkestan und in den südsibirischen Steppen lebt.
6. Die Scher- oder Reutmaus (Arv. amphibius).
7. Der Halsband-Lemming (Myodes torquatus).
8. Eine Hasen-Art (Lepus sp.).
9. Der gemeine Maulwurf (Talpa europaea).
10. Mehrere Spitzmaus-Arten (Sorex sp.).
11. Das Hermelin (Foetorius erminea).
12. Das kleine Wiesel (Foetorius vulgaris).
13. Eine kleine Fuchs-Art, wahrscheinlich der Eisfuchs (Canis lagopus).
14. Das Renthier (Cervus tarandus).
15. Das Alpen-Schneehuhn (Lagopus alpinus).
16. Dss Moor-Schneehuhn (Lagopus albus).
17. Mehrere andere Vogel-Arten.
18. Eine kleinere Fisch-Art.

Diese Thier-Arten deuten meistens auf Beziehungen zu der Fauna der heutigen arktischen und subarktischen Steppen Ost-Russlands und West-Sibiriens hin. Zu der Zeit, als sie bei Schaffhausen lebten, muss die dortige Gegend arm an Wald, das Klima dem der subarktischen Steppengebiete Ost-Russlands und West-Sibiriens ähnlich gewesen sein. Nach meiner Ueberzeugung sind die meisten der oben genannten Reste kleinerer Thiere nicht durch Wasser an dem Fundorte zur Ablagerung gebracht worden, sondern sie rühren grösstentheils aus den Gewöllen

von Raubvögeln her; auch die Fischreste scheinen mir durch Raubvögel herbeigetragen zu sein. —

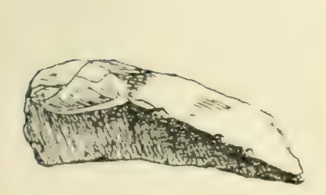
(13) Hr. Bartels zeigt ein Kupferstich-Portrait des verstorbenen Dr. Otto Tischler in Königsberg, welches von dem Kupferstecher R. Mauer in Königsberg in Preussen vor Kurzem fertiggestellt ist. —

(14) Hr. Buchholz legt von den neueren Eingängen im Märkischen Provinzial-Museum 3 Stücke vor:

1. Krummer Feuersteinmeissel von einer alten Wohnstätte bei Guschter Holländer, Kreis Friedeberg. (Fig. 1.)

Es ist ein ausnehmend glatt und gleichmässig zugeschlagenes Werkzeug, das durch seine gebogene Form von anderen Geräthen dieser Art abweicht und deshalb mehr als Hacke, wie als Meissel, erscheint. Die schöne, fast orangefarbene Patinirung ist jedenfalls unter dem Einfluss häufiger Ueberschwemmung und darauf folgenden Trocknens der Lagerstelle entstanden. Die Fundstelle liegt nehmlich dicht an der Netze und stellt eine inselartige Erhöhung in einem sehr weiten Ueberschwemmungsgebiet dar. Der dortige Pfleger des Märkischen Museums, Hr. Voigt, hat diese Erhöhung schon öfter untersucht und jedesmal viele vorgeschichtliche Ueberreste, namentlich ganze Lager von Feuersteingeräth, die auf eine sehr alte Fabricationsstätte schliessen lassen, Urnenscherben, Knochenabfälle u. dgl. gefunden, so dass es sich zweifellos um eine vorwendische, vielleicht bis in die jüngere Steinzeit zurückreichende, durch die natürliche Lage geschützte Ansiedelung handelt.

2. Schale mit senkrechtem Zapfen in der Mitte, von einer altgermanischen Brandgräberstelle in Guschter Holländer. (Fig. 2.)



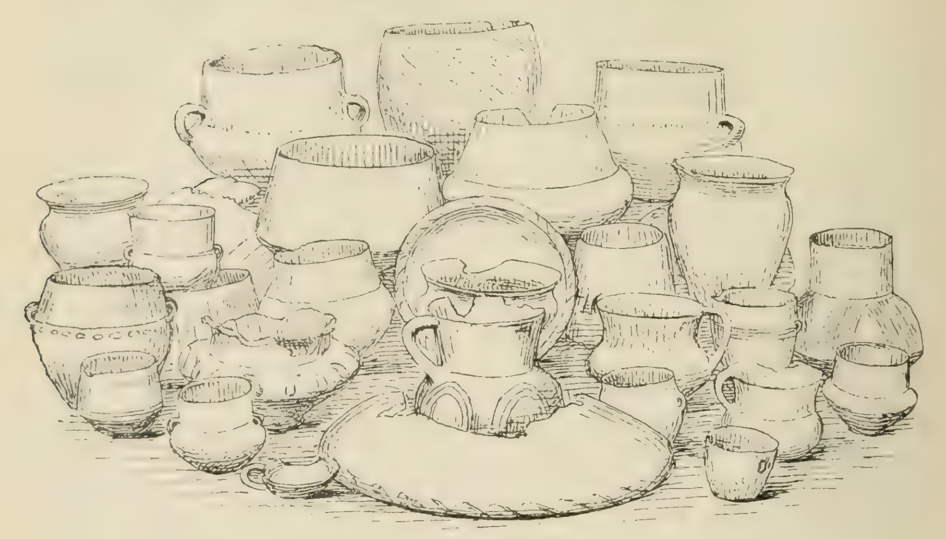
Figur 1.



Figur 2.

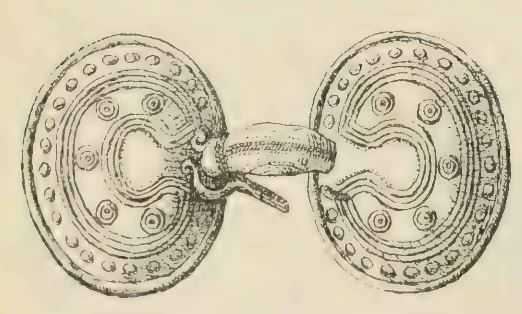
Ungefähr 1,5 *km* südlich von der vorgedachten Wohnstelle, an der Südgrenze des Dorfes, auf dem Fröhlich'schen Acker, liegt ein grösseres Brandgräberfeld, von welchem durch Hrn. Voigt, wie durch den Touristen-Club für die Mark Brandenburg, schon viele Gefässe in die Berliner Museen gelangt sind. Die Gefässe, von denen ich die Abbildung einer kleinen Auslese beifüge (Fig. 3), zeigen hinsichtlich der Technik, der Form und der Verzierung durchweg jenen über die ganze Mark Brandenburg, das westliche Posen und das nördliche Schlesien verbreiteten Typus, welcher im sogenannten „Lausitzer Typus“ am schönsten entwickelt ist. Eine der als Beigefässe gefundenen Schalen (Fig. 2) ist dadurch besonders bemerkenswerth, dass aus ihrer Mitte ein Zapfen von 15 *mm* Höhe und

9 *mm* Durchmesser aufsteigt. Um den Zapfen herum ist der Schalengrund mit einem System sehr flach ausgearbeiteter, breiter Linien verziert.



Figur 3.

3. Grosse bronzene Plattenfibula (schildförmige Brustspange), vom „Grossen Werder" im Liepnitz-See, Kreis Nieder-Barnim. (Fig. 4.)



Figur 4.

Die Gegend des Liepnitz-See's, 3 Meilen nördlich von Berlin, ist durch relativ viele vorgeschichtliche Funde und zwar aus allen Perioden, von der jüngeren Steinzeit bis in das frühe Mittelalter hinein, ausgezeichnet. Als Mittelpunkt der Fundstellen erscheint die Insel im See, „der grosse Werder" auf welcher namentlich viele Stein- und Bronze-Geräthe, neben vielen vorwendischen Gefässscherben, ausgegraben worden sind, die sich in verschiedenen Sammlungen, u. a. auch im königl. Museum und im Märkischen Museum, befinden. In der letzten Zeit wurde nun von einem Pfleger des Märkischen Museums eine grosse Bronze-Spange dort ausgegraben, welche ich zur Ansicht vorlege, da sie immerhin zu den bedeutenderen und selteneren Funden der Mark gehört. Die Gesammtlänge beträgt 21 *cm*, der Durchmesser jeder der beiden ovalen und leicht gewölbten Schildplatten 3,5—10 *cm*; der Bügel ist 1,5 *cm* breit und der Abstand seiner beiden, die Schildplatten haltenden Enden beträgt 4,5 *cm*. Der Nadeldorn ist an einem der Bügelenden mittelst eines leierförmigen Kopfes, befestigt. Die Schildplatten sind mit erhabenen, 3 fachen, beim Bügelansatz ausbiegenden Bogenlinien und mit 5 erhabenen Doppelringeln um je einen Punct verziert. Ausserdem begleiten einige vertiefte Punktlinien die Bogenlinien und im äusseren Felde befindet sich eine Linie erhabener Punkte. Der Bügel ist reich mit eingravirten Linien verziert. Aehnliche Spangen, wenn auch nur selten mit so reicher Verzierung, sind haupt-

sächlich in Pommern vorgekommen, wie ein Vergleich im Stettiner Museum ergiebt. Ein gleicher leierförmiger Dornkopf findet sich an einem in Basedow (Meklenburg) gefundenen Exemplar, welches in Lindenschmit's Alterthümern, Bd. III, Heft VII, Taf. 4 abgebildet ist. —

(15) Hr. Vater zeigt

ethnographische Gegenstände aus Arizona und Mexico.

Ich will mir erlauben, einige Gegenstände zu zeigen, die mir im Laufe der letzten 10 Jahre allmählich aus Arizona zugeschickt oder mitgebracht sind durch die Freundlichkeit einer Verwandten, welche dort wohnt und verheirathet ist. Ihr Mann ist ein geborner Mexicaner aus ursprünglich spanischem Geschlecht, der als Knabe nach Deutschland geschickt wurde, um hier seine Schulbildung und später auf der Berg-Akademie in Freiberg in Sachsen seine wissenschaftliche und technische Ausbildung als Berg-Ingenieur zu erlangen. Nach Vollendung seiner Studien und Ablegung der vorgeschriebenen Examina heirathete er hier, kehrte in seine Heimath Mexico zurück und zog bald in die angrenzende südliche gebirgige Gegend von Arizona, um dort seine Berufsthätigkeit auszuüben, wo sich vor 15 Jahren scheinbar das ergiebigste und dankbarste Feld öffnete. Tucson war der erste Ort der häuslichen Niederlassung, damals im Begriff, sich vermöge der bevorstehenden Vollendung der sogenannten Texas-Pacific-Bahn durch direkte Schienen-Verbindung mit Ost und West, mit New-Orleans und dem mexicanischen Golf und mit San Francisco nebst dem californischen Golf zu einer civilisirten Stadt, sowie einem Centrum des Minen-Verkehrs zu erheben, während noch umherstreifende Indianerhorden in nächster Nähe der sich ansiedelnden Weissen ihre temporären Wohnsitze aufschlugen. Durch die hierdurch ermöglichte unmittelbare Verbindung mit den Indianern und den unvermeidlichen persönlichen Verkehr mit denselben, die ihr Verlangen nach europäischen Artikeln zwangslos in der schnell aufblühenden Stadt zu befriedigen suchten, wurde meine Verwandte in den Stand gesetzt, allerlei Sachen aus dem Besitz der Indianer zu erwerben und mir zuzuschicken. Dabei ist ja Manches auf dem langen Wege verloren gegangen, zerbrochen oder sonst beschädigt hier angekommen, Manches aber doch in wohl erhaltenem Zustand in meine Hände gelangt. Davon wünsche ich einige Proben zu zeigen, bestehend in einfachem Töpfergeschirr, Korbflechterei und heute noch gebräuchlichen Waffen. Alles, wie es gegenwärtig noch täglich hergestellt wird und geeignet ist, einen Begriff von der Kunstfertigkeit der jetzt lebenden Indianer, dem Stamme der Papayos angehörig, zu geben.

Um aber zugleich ein Beispiel von dem geregelten Postverkehr anzuführen, der selbst in den Wüsten Arizona's schon damals herrschte, will ich hier ein Körbchen von Strohgeflecht, reine Handarbeit von wunderbarer Vollendung, allerdings von den Indianern Alasca's gefertigt und durch Tauschhandel nach Süden verschlagen, zur Ansicht herumreichen. Es ist von feinem Bast oder Stroh in einer Dichtigkeit geflochten, dass es kein Wasser durchlässt, ist mit geometrischen Figuren in den Farben gelb, roth, braun und schwarz geschmückt und so weich und elastisch, dass es mitsammt seinem Deckel, der in einem durch Duplicatur des Flechtwerks hergestellten Hohlraum eine Anzahl bei jeder Bewegung klappernder Kerne oder Steinchen enthält, in ein grosses, aus steifem Papier gefertigtes Couvert hineingepresst und als gewöhnlicher Doppelbrief per Post nach Spandau adressirt werden konnte. Unversehrt kam es daselbst an und nahm sofort seine alte Form und Gestalt wieder an, ohne dass man eine Spur davon sehen konnte.

wie übel man ihm auf der langen sechswöchentlichen Reise mitgespielt hatte. Unser Museum besitzt unter den von Capitain Jacobsen mitgebrachten Schätzen eine ganze Anzahl solcher kunstvoller Flechtwerke mit ganz ähnlichen Mustern. Abgesehen von der mit einem gewissen künstlerischen Geschmack ausgeführten Ornamentirung der Gegenstände durch das geschickte Verflechten der ihre Naturfarben tragenden Bastfäden, die also stets unverändert gefärbt bleiben, sind in Grösse und Form so schöne, regelmässig gestaltete und praktische Gefässe und Gebrauchsgegenstände in diesem Material hergestellt, dass wir mit unserer bewunderten Maschinen-Industrie und allen technischen Hülfsmitteln auch nichts herstellen können, was annähernd die Dauerhaftigkeit und praktische Brauchbarkeit dieser einfachen Erzeugnisse der Handarbeit erreicht.

Die übrigen Sachen sind Handerzeugnisse der Papagos, Thongefässe, Körbe einfacher Art und ein hübsches Trinkgefäss aus einem Theil eines quer durchschnittenen Kuhhorns, in einfachster Weise durch Einfügung eines genau passenden Holzbodens in die eine Schnittfläche hergestellt. An dem gegenüberliegenden offenen Rande des Gefässes ist an einer Stelle ein Streif des abgeschnittenen Hornes zurückgelassen, aus dem wahrscheinlich nur durch Zurückbiegen in der Wärme ein praktischer Henkel gearbeitet worden ist. Das Ganze ist äusserlich verziert durch Eingravirung der Figuren der Mondsichel, eines Mannes und einer Pflanze.

Die Thongeschirre sind sämmtlich aus freier Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe gearbeitet. Sie sind sämmtlich unglasirt und werden daher namentlich zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten gebraucht, welche sich wegen der grossen Porosität des Materials in denselben kühl erhalten. Die europäischen Hausfrauen bestellen sich zum eigenen Gebrauch in ihren Küchen derlei Gefässe bei den Indianern nach Bedarf in den verschiedenen Grössen und Formen, namentlich in Krugform, wofür Sie hier einige kleine Modelle in glasirter und farbig ornamentirter Ausführung (wahrscheinlich nur Spielzeug) sehen.

Den Bogen mit den Pfeilen werden wohl viele von Ihnen, die vor 2 Jahren hier „Wild-America" am zoologischen Garten gesehen haben, wiedererkennen. Die Pfeile sind ohne Spitzen. Zum ernsten Gebrauch werden die Indianer wohl durchweg jetzt Spitzen von Eisen und Stahl haben. Früher wurden nur solche von geschlagenen Obsidiansplittern verwendet. Eine solche Obsidian-Pfeilspitze sehen Sie auf dieser Tafel befestigt. Sie ähnelt täuschend den aus Feuerstein geschlagenen Pfeilspitzen unserer Steinzeit. Verfertiger des hier gezeigten Bogens sind die weiter westwärts wohnenden Yuma-Indianer in der Umgegend des Fort Yuma, am Treffpunkt der Grenzen von Mexico, Californien und Arizona gelegen. Es ist dies der berüchtigte Landstrich, der der heisseste der bewohnten Erde sein soll, heisser als die Hölle, wie wir ja neulich in der geographischen Gesellschaft von einem Wüstenreisenden bestätigen hörten, der bei seinen Streifereien in dieser gefürchteten Gegend auch von der Sage gehört hatte, dass die verstorbenen Yuma-Indianer bei ihrem Begräbniss eine Extra-Decke von Wolle mitbekämen, damit sie bei ihrem etwaigen Aufenthalt in der Hölle sich nicht erkälteten, da sie ein wärmeres Klima, als dort herrsche, gewohnt seien.

Kaum zu verstehen ist es, wie ein Land, das schon im Anfang des 18. Jahrhunderts in ziemlich grosser Blüthe stand und durch die spanischen Jesuiten von Sonora aus mit zahlreichen Ackerbauansiedelungen, Klöstern und Kirchen bedeckt und mit Bewässerungskanälen durchzogen war, durch den Apachenkrieg, welcher die Spanier ganz zum Lande hinaustrieb, vollständig in den Urzustand zurück

sinken konnte, wie das jetzige Arizona bis zu seiner, so zu sagen zweiten Entdeckung ihn aufwies.

Eine Photographie, die ich herumreiche, giebt deutlich den Beweis von der regen Thätigkeit der Jesuiten in diesem Lande. Sie stellt die wohl erhaltenen Ruinen einer alten Kathedrale dar, die mitten in der Wildniss nicht fern von Tucson, seit mehr als einem Jahrhundert vereinsamt und bis jetzt weit von jeder Cultur als ödes Denkmal verfrühter Speculation steht. Die Bauart der Kathedrale von Puebla zeigt deutlich, dass sie ungefähr in derselben Zeit entstanden sein muss. —

Andere Gegenstände wurden als Alterthümer aus Mexico von meinen Verwandten persönlich mitgebracht, als sie vor 2 Jahren die Ausstellung von Paris besuchten. Sie wünschten auf dieser Reise natürlich Deutschland zu berühren und mir bei dieser Gelegenheit einige interessante Proben dortiger Ausgrabungen mitzubringen. Durch persönliche freundschaftliche Beziehungen zu Museums-Beamten in Mexico gelang es, in den Besitz dieser Gegenstände zu kommen, welchen ein schriftliches Attest beigegeben war, dass sie zu den neuesten Ausgrabungen gehören, die unter der Direction des Don Axotocatl-Cocomozin bei der Pyramide von Cholula ausgeführt seien. Die dortigen fortwährend fortgesetzten Ausgrabungen umfassen ein weites Terrain, da das mächtige Bauwerk der tempelgekrönten Pyramide, die den Mittelpunkt des Gottesdienstes der Azteken bildete, zu Cortez' Zeiten von einer wohl über 150 000 Einwohner zählenden Stadt umgeben war, deren Trümmer unzählige Reste und Bruchstücke der alten dem Tempeldienst geweihten Bauwerke und Geräthe noch verborgen halten.

Man kann daher wohl annehmen, dass die weite Umgegend fast unerschöpflich an interessanten Ausgrabungen ist. Wenn dieselben jetzt durch eigene, vom Staate angestellte Beamte geleitet werden und wenn ein Staatsverbot gegen die Verschleppung gefundener Alterthümer in's Ausland erlassen ist, so ist wohl zu erwarten, dass von speculativen Fälschern die Gelegenheit stark ausgenutzt wird, um mit mehr oder weniger wunderbaren und kunstfertig nachgeahmten Objekten die kauflustigen Reisenden zu täuschen.

Vielleicht habe ich Ihre Aufmerksamkeit in überflüssig weitläuftig erscheinender Weise mit der Darstellung der Mittel und Wege beschäftigt, durch die ich in den Besitz dieser Gegenstände gekommen bin, allein ich wollte mich gern gegen den Vorwurf schützen, dass ich leichtfertig werthlose Fälschungen vorlege, wie sie nach Hrn. Seler's Mittheilungen dem Touristen-Sammler in Mexico auf Schritt und Tritt dargeboten werden. Ich muss daher noch erläuternd hinzufügen, dass meine Verwandten seit 5—6 Jahren ihren Wohnsitz von Tucson nach Nogales verlegt haben, einer eben erst entstehenden Stadt, die noch auf keiner Karte verzeichnet ist. Sie liegt genau südlich von Tucson und zwar genau auf der Grenze von Mexico, so dass die eine Seite der Hauptstrasse von Nogales zu den Vereinigten Staaten gehört und zum Theil von Chinesen, die aus Californien zuwandern, bewohnt ist, während die andere Seite zu Mexico gehört, wo sich bei harter Strafe kein Chinese blicken lassen darf. Es sind durch diese Lage höchst eigenthümliche Wohn- und Verkehrsverhältnisse in der Stadt selbst entstanden und es liesse sich manches Interessante davon erzählen. Doch das gehört nicht hierher und ich will nur erwähnen, dass diese Verhältnisse es meinen Verwandten wohl gestatteten, wirklich ächte mexikanische Alterthümer, die sie von Puebla, Mexico oder Cholula selbst direct nach der mexikanischen Stadt Nogales geschickt bekamen, aus der nordamerikanischen Stadt Nogales über S. Francisco durch ganz Nord-America und über den atlantischen Ozean nach Frankreich und schliesslich nach Berlin als

Handgepäck mit sich zu schleppen. Hätten sie den geringsten Zweifel an der Aechtheit der Alterthümer gehabt, es würde ihnen nicht eingefallen sein, sich mit so unbequemem und doch nutzlosem Ballast zu beschweren; darum hatte auch ich keinen solchen Zweifel.

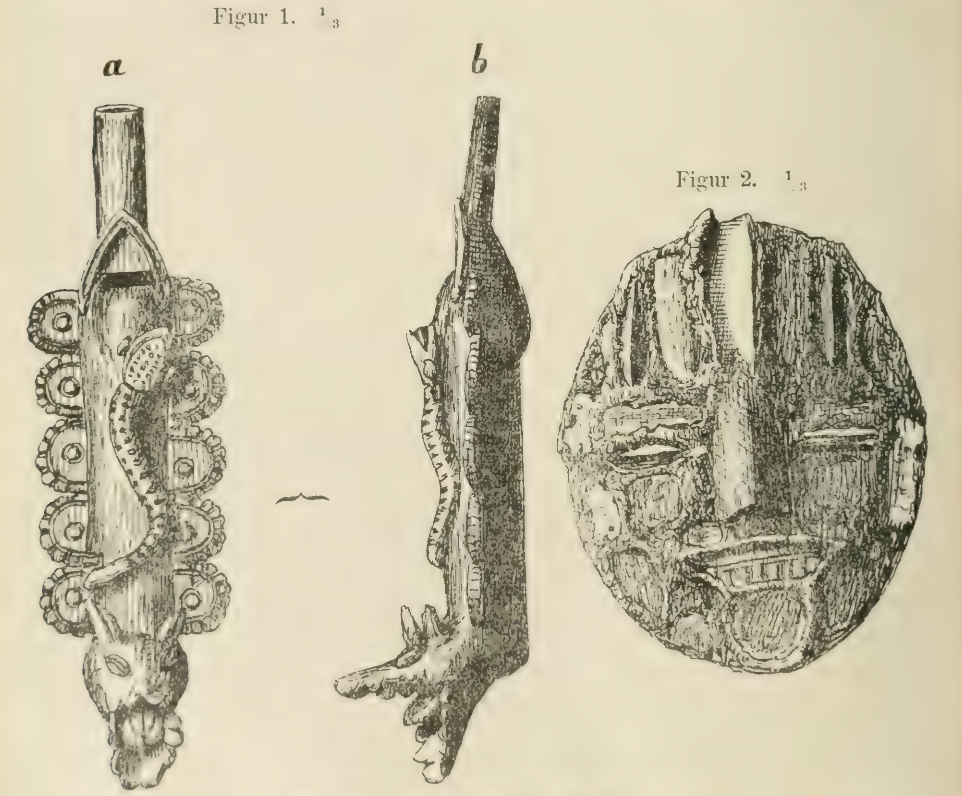
Trotzdem wurden die Sachen zum grösseren Theil von den HHrn. Uhle und Seler, die so liebenswürdig waren, mich persönlich in Spandau zu besuchen, für mindestens fragwürdige, wahrscheinlich gefälschte Nachbildungen erklärt.

Es betrifft das hauptsächlich die beiden grösseren Masken oder Gesichter und die Flöte aus gebranntem Thon, die mit besonderer Umständlichkeit und Kunstgeschicklichkeit hergestellt sind, während die zahlreicheren kleineren Gegenstände, meist Bruchstücke von Idolen und Ornamenten grösserer Bauzierrathe, aus gebranntem Thon, wohl in Bezug auf Aechtheit nicht bezweifelt werden, da man sie, wie es scheint, in unbegrenzter Zahl im Umkreise der Tempelruinen findet und unser Museum schon zahlreiche Verwandte derselben besitzt.

Die Flöte oder eigentlich Pfeife (Fig. 1), — denn man kann ihr nur einen einzigen Ton durch das Mundstück entlocken, welches demjenigen einer gewöhn-

Figur 1. 1/3

Figur 2. 1/3



Nach Zeichnungen des Hrn. E. Krause.

lichen Pfeife gleicht, — stellt eine etwa 24 *cm* lange, ruhende Drachenfigur mit weit aufgesperrtem Rachen dar, aus dessen Grunde man eine dicke, gespaltene Zunge hervorragen sieht. An den Seiten des gestreckten, fusslosen Leibes sind halbkreisförmige, flossenartige Auswüchse angeordnet und auf dem Rücken des Ungethüms sitzt oder kriecht in entgegengesetzter Richtung eine kleine Eidechse, ebenfalls aus derselben gebrannten und schwarz gefärbten Thonmasse. Das Ganze ist

offenbar kunstvoll in einem Stück geformt und dann gebrannt. Es kam sehr zerbrochen hier an, ist aber von mir vollkommen richtig und genau wieder zusammengeleimt.

Derartige Pfeifen habe ich in unserem Museum eine ganze Anzahl gesehen, auch von derselben Länge, aber ohne so ausdrucksvolle Thiergestalten, mit Ausnahme eines Stückes, das deutlich einen lang gestreckten Frosch darstellt. Auch den Drachenkopf sah ich bei verschiedenen altmexicanischen Thongeräthen in sehr ähnlicher Form, weit aufgesperrt, immer mit gespaltener Zunge. Was das Ganze zu bedeuten hat, wissen wir nicht; nach Hrn. Seler's Meinung ist es, schon wegen der schwarzen Thonmasse und ziemlich rohen Ausführung, eine nichts bedeutende gefälschte Spielerei.

Ebenso giebt es für die beiden Masken oder Gesichter (Fig. 2) keine Erklärung und nichts annähernd Aehnliches in unserem Museum. Dieselben sind aus Kupferblech angefertigt und zwar so, dass die einzelnen Theile, Nase, Lippen, Augenlider, Stirn und Kinn, aus einzelnen, zurechtgebogenen und geschnittenen Kupferblechstücken durch eine harzige Substanz zusammengekittet und auf einer dicken, grauen Thonschicht aufgeklebt sind. Die Wangen sind von Perlmutterscheiben, die Zähne zwischen den geöffneten Lippen von einer weissen Kalkmasse, die Augen zwischen den geöffneten Lidern aus Obsidianplatten hergestellt und ebenfalls mit demselben Harz eingekittet, wie auch der Stirnschmuck, in Form einer Art Krone, aus 4—6 fingerlangen Obsidianprismen angefertigt und auf der Grundmasse befestigt ist.

In dem Begleitschreiben, das den Sachen von Mexico aus mitgegeben war, ist die grösste Maske als „very rare“ bezeichnet und als „supposed to have been taken from Quetzalcoatl (the God of air)“. Worauf das merkwürdige Gesicht befestigt gewesen ist, ob auf einer vollen Figur des Gottes oder nur als erhabenes Bild auf einer Wand, das erfahren wir nicht und können es auch aus keinem Zeichen enträthseln, das an dem Stücke aufzufinden wäre. Es bleibt also durchaus ein Gegenstand, dessen Zweck und ehemalige Verwendung dunkel ist. Ob alt, ob neu? — aus den oben angeführten Gründen darf man die Vermuthung nicht von der Hand weisen, dass es sich um Kunststücke der Fälscher-Industrie handle. Meiner Meinung nach könnten sie nur den Zweck haben, etwas höchst Wunderbares mühsam darzustellen und zusammenzuschmelzen, wofür gar kein Analogon jemals aufgefunden wäre, wodurch der betrogene Käufer etwa beweisen könnte, dass diese Dinge in alter Zeit ja eigentlich ganz anders hergestellt wären.

Erwähnt seien noch einige Spinnwirtel, zum Theil mit eingeritzten Darstellungen menschlicher Füsse verziert, eine kleine, kreisrunde Schale aus gebranntem Thon und ein grosser, platter, dreieckiger Obsidiansplitter, auf dem deutlich die Spuren der Darstellung eines menschlichen Gesichts in ganz roher Weise eingekratzt sind.

Meine Herren! ich bin am Ende. Sollten Sie nun die Ueberzeugung gewonnen haben, dass der grösste Theil dessen, was ich Ihnen als mexikanische Alterthümer vorgezeigt habe, der dortigen Fälscher-Industrie entstamme, so darf ich doch hoffen, dass Sie mir Indemnität ertheilen werden, da es doch in der That überraschend und hochinteressant ist, auch diese Art der Industrie einmal näher kennen zu lernen. Wir müssen dabei eine grosse Findigkeit und erstaunliche Geschicklichkeit, wie Kunstfertigkeit der heutigen Indianer bewundern; das, was ich für das Bewundernswertheste halte und was auf der ganzen Welt keine Nachahmung findet, ist die scheinbare Selbstlosigkeit der ausführenden Künstler.

Ueberall wollen die Fälscher für ihre Machwerke doch Geld, und zwar viel Geld, mehr als für gefundene Originale, verdienen! In Mexico scheinen sie nach den vorliegenden Proben in reinem Künstlertriebe nur zur Befriedigung eines inneren Dranges zur Nachahmung und Erfindung wunderbarer Gegenstände zu arbeiten. Wenigstens darf ich bitten, meiner bestimmten Versicherung zu glauben, dass für den Erwerb der als Fundstücke bezeichneten Gegenstände nichts bezahlt worden ist, soweit ich es verfolgen kann. Die Gebrauchsgegenstände der heutigen Indianer sind dagegen selbstverständlich an Ort und Stelle landesüblich erhandelt worden. —

Hr. Seler: Den Ausführungen des geehrten Hrn. Vorredners gegenüber kann ich nicht umhin zunächst festzustellen, dass es mir nicht in den Sinn gekommen ist, die vorgelegten Gegenstände insgesammt für unächt zu erklären. Im Gegentheil halte ich den grössten Theil der vorgelegten Gegenstände für gute alte Stücke. So insbesondere die beiden Thonfigürchen, von denen die eine eine sitzende Figur des Windgottes Quetzalcouatl, die andere die Göttin der Erde und der Weiblichkeit Ciuacouatl darstellt. Ferner die verschiedenen Thonköpfchen, die ebenfalls Bruchstücke verschiedener kleiner Idole darstellen, den kegelförmigen thönernen Spinnwirtel mit den eingeritzten Zeichnungen, und die beiden flachen, durchbohrten und gerillten Scheiben, die wohl ebenfalls Spinnwirtel, aber von einer merkwürdigen, nicht gerade häufig angetroffenen Form, darstellen. Zweifelhafter ist mir schon das grosse dreieckige Obsidianstück mit der eingeritzten Zeichnung eines Gesichts, das ja alt sein kann, die eingeritzte Zeichnung aber ebenso gut moderner Kunstübung oder Spielerei verdanken kann. Merkwürdig sind die beiden, aus Asphalt mit Kupfer- und Obsidianstücken zusammengeklebten Masken. Ich entsinne mich, solche Stücke nur in der Sammlung des Hrn. Consul Dorenberg in Puebla gesehen zu haben, einer Sammlung, die werthvolle Stücke enthält, aber bei den meisten Stücken der genauen Ursprungsangaben entbehrt. Den Verwandten des Hrn. Vater sind diese Stücke mit der Angabe übergeben worden, dass sie Ausgrabungen in Cholula entstammen. Von Ausgrabungen, die in neuerer Zeit von Seiten des Staats an dieser Stelle vorgenommen worden seien, ist mir allerdings nichts bekannt. Doch wird wohl die Angabe richtig sein, dass sie aus der Gegend von Cholula stammen. Denn die Thonfigürchen und Köpfe stimmen im Charakter mit den übrigen Funden dieser Gegend. Was die Masken betrifft, so ist die briefliche Angabe „taken from Quetzalcoatl“ wohl als „taken for Quetzalcoatl“ zu zu lesen, d. h. der Gewährsmann hält diese Masken für solche, die den Gott Quetzalcoatl, den in Cholula verehrten Gott, darstellen sollen. Das wäre ja nicht ganz unmöglich. Doch weisen diese Masken nichts auf, was sie bestimmt als Quetzalcoatl-Masken diagnosticiren liesse. Die schwarze Thonflöte, mit dem geöffneten Schlangenrachen am Ende, muss ich, der ganzen Mache nach, — vorläufig als vermuthlich falsch erklären. Unter den Alterthümern von Cholula und dem Hochtheil von Mexico ist wenigstens absolut nichts ähnliches bekannt. Dagegen erinnert die ganze Mache sehr bedenklich an bekannte und unzweifelhafte Falsificate. Mexico ist aber ein grosses Land, und nur wenige Gegenden sind bisher, rücksichtlich ihrer Alterthümer, genauer durchforscht. Die Möglichkeit ist vor der Hand nicht ohne Weiteres abzuweisen, dass vielleicht doch, in gewissen Gegenden, in alter Zeit Stücke dieser Art gefertigt worden sind. Ich habe, als ich seiner Zeit meine Huaxteca-Reise antrat, im Museum von S. Luis Potosi Thonflöten gesehen, die ganz entschieden im Charakter an die hier vorliegende

erinnern. Diese sollten der Angabe nach aus Toluca stammen. Ich habe leider diese Gegend nicht bereist. und kenne auch keine Sammlungen aus Toluca. Bis also von dorther sicheres Material vorliegt, möchte ich die Entscheidung über diese Frage suspendiren. —

Hr. Ed. Krause: Auch ich möchte Bedenken gegen die Annahme eines hohen Alters der von mir gezeichneten Stücke aussprechen: ich halte beide für ziemlich neuen Ursprungs. Als ich die Maske, um ihre Einzelheiten für die Zeichnung besser sehen zu können, mit einem weichen Schwamm abwusch, fand ich, dass die eingelegten Kupferstücke, um sie mit Patina überzogen, d. h. alt erscheinen zu lassen. mit grünlichem Schlamm (Wasserfarbe) überzogen waren. Diese Uebertünchung ist auf der Rückseite noch erhalten. Die Kupferstücke selbst tragen ebenfalls den Stempel neueren Ursprungs an sich, denn das die Nase bildende Kupferstück ist nach moderner Art gefeilt, ferner befindet sich auf einigen Stücken, so auf dem über dem rechten Auge und an der Unterlippe links, Zinnlöthung, die meines Wissens in alter Zeit nicht bekannt war; wenigstens sind mir alte Stücke mit Zinnlöthung bisher nicht bekannt geworden. Ich halte demnach mindestens die Kupfereinlagen für neuere Erzeugnisse. Bei Untersuchung der Rückseite fand ich ausserdem, dass dort ein Ring von Eisendraht eingelegt ist, um dem Rande der Maske grösseren Halt zu geben.

Auch die Flöte scheint mir neueren Ursprungs, da sowohl die Thonmasse, wie ihr Brenngrad und die äussere Schwärzung, anders sind, als bei unzweifelhaft alten Stücken. —

(16) Hr. Ed. Krause zeigt die Photographie einer

Kinderklapper in Gestalt einer menschlichen Figur.



Auf einem Ausfluge von Salzwedel in die sehr interessante hannöversche Wendei besuchte ich mit den HHrn. Gymnasiallehrer Gädcke und Apotheker Zechlin aus Salzwedel auch das Dorf Lübeln. Die Anlage des Dorfes ist wendisch, die Häuser aber niedersächsisch, wie dies in der hannöverschen Wendei oft wiederkehrt. Die vorgelegten, leider missrathenen Photographien stellen einen Theil des Dorfplatzes dar, dem die Hausgiebel zugekehrt sind. Der ziemlich grosse Dorfplatz ist frei. Die sehr kleine, arg verwahrloste Kirche liegt an der Peripherie des Dorfes hinter einem Bauergehöft. Die Häuser sind sehr sauber gehalten und meist krassbunt bemalt, die Stiele und Riegel braun, blau oder violett, mit weissen Einfassungen, Fensterläden grün oder roth, ebenso die Thüren, die Mauerfächer roth. Der Giebelverband zeigt ungemein viel Holzwerk, da die Fächer ziemlich klein gehalten sind; die Mauerfächer sind nicht verputzt, sondern in den verschiedensten Mustern ausgemauert, die Ziegel oft dunkelroth, die Fugen weiss angestrichen.

Lübeln zeichnet sich vor anderen ähnlichen Dörfern dadurch aus, dass der Platz in der Mitte des Dorfes, auf dem sonst gewöhnlich die Kirche steht, ganz frei ist, und dadurch, dass es ein Museum besitzt. Der Hofbesitzer Hr. Wiegräfe hat im Laufe der Jahre eine ansehnliche Sammlung von allen möglichen, ihm auffallenden Dingen zusammengebracht, so namentlich sehr viele durch Form oder Structur abweichende Steine, grosse Stücke von versteinertem Holz, geflossenen Quarz, Krystalldrusen und Aehnliches, dann mehrere Mahlsteine, sowie auch eine kleine, aber recht interessante Sammlung vorgeschichtlicher Fundstücke, wie Steinbeile, Ziergehänge aus neolithischer Zeit, Bronzen, Thongefässe und eine Kinderklapper aus Thon (Abbild.), die meiner Ansicht nach eine menschliche Figur darstellen soll. Für diese Annahme spricht der aufrechte Gang der Figur, die beiden Brüste, die gerade Stellung der Beine nnd die sich in rechten Winkeln schneidenden Parallellinien-Systeme, welche ich für Muster in dem Stoffe des Kleides halte. Die Figur ist hohl und innen zum Rasseln mit einigen Steinchen oder Thonkügelchen versehen, so dass ihr Gebrauch als Kinderklapper und Spielpuppe wohl nicht zweifelhaft ist. —

(17) Hr. Ed. Krause spricht über einen eigenthümlichen

Gebrauch der Spanier.

Mein Freund, Hr. Dr. C. Klug, der zum Zwecke der Erforschung der kleinsten Thierwelt auf einer mehrjährigen Studienreise sich befindet, zur Zeit, soviel mir bekannt, in Britisch-Columbien, bereiste vor etwa zwei Jahren zu demselben Zwecke Spanien. Von Madrid aus sandte er mir die vorliegende Schmuckkette und schrieb mir Folgendes darüber:

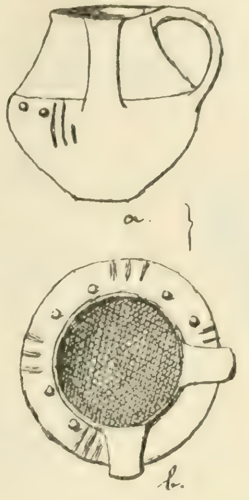
„Die Kette ist Toledo-Arbeit neuester Zeit und aus dem Koffer einer ehemaligen Amme entfallen. Diese Ketten werden heute, schön versilbert und vergoldet, mit ganz gleicher Prägung erzeugt und von denjenigen jungen Mädchen und Frauen getragen, welche sich als Ammen vermiethen wollen und sich vorher die nöthige Eignung verschafft haben. Die Art und Weise, wie sie die Kette, um Hals und Brust gelegt, tragen, zeigt an, in wie viel Wochen oder Monaten sie säugungsfähig sein werden. Die zukünftigen jungen Mütter, welche eine Amme für ihren zu erwartenden Nachwuchs suchen, wählen sich unter den auf den Promenaden wandelnden Mädchen dasjenige aus, welches in der Zeit der bevorstehenden Niederkunft zu ihnen passt. Da haben Sie ein Stück moderner spanischer Ethnologie." —

(18) Hr. Ed. Krause berichtet über

zwei vorgeschichtliche Harzfunde.

Auf der Excursion der Berliner Anthropologischen Gesellschaft nach Rhinow (am 25. Juli 1886) sahen wir bei einem Verwandten unseres Führers, Hrn. Dr. Weigel, dem Gutsbesitzer Hrn. Ernst Weigel auf Buchhorst, mehrere aus dem dortigen Sandberge ausgegrabene interessante Gefässe, darunter ein solches mit zwei Henkeln, sechs warzenförmigen Zäpfchen und schwarzer, dick aufgetragener Bemalung (Fig. 1). Zwei kleine Schüppchen dieser Bemalung hafteten nur noch lose an; ich nahm sie mit Erlaubniss des Besitzers ab zur Untersuchung, welche genau die Eigenschaften des Urnenharzes ergab. Das Gefäss ist 15 *cm* hoch, oben 8, im Boden 5 *cm* weit, hat 49 *cm* Umfang und ist mit einem anderen Gefässe, welches charakteristische Verzierungen der Steinzeit trägt (Fig. 2), gefunden worden.

Letzteres ist 12 *cm* hoch, hat oben 9, unten 4,5 *cm* Durchmesser und 36 *cm* grössten Umfang. Ein ebenfalls der neolithischen Zeit angehöriges Gefäss mit zwei im rechten Winkel zu einander stehenden Henkeln, die mit Schnur-Ornament verziert sind, befindet sich im Kgl. Museum für Völkerkunde. Es stammt von Kl.-Krebbel in der Prov. Posen. Ausserdem befindet sich, wie mir Hr. Dr. Weigel mittheilt, ein dem Buchhorster sehr nahe stehendes Gefäss mit gleicher Henkelstellung im Museum in Posen. Ferner hat sein Vetter auf Buchhorst neuerdings wieder die Bruchstücke eines solchen Gefässes gefunden. Fig. 2 ist nach einer Zeichnung des verstorbenen Landgerichtsrathes Hollmann wiedergegeben.



Figur 1.



Figur 2.

Ferner ergab eine von dem Ingenieur A. Nagel auf dem neolithischen Gräberfelde bei Rössen unweit Merseburg mit einem Skelet ausgegrabene, unregelmässig geformte Masse, welche derselbe als Bruchstücke eines Armbandes aus Lignit ansprach, nach einem im Laboratorium des Königl. Museums für Völkerkunde ausgeführten Versuche vollständig gleiche Erscheinungen, wie das aus der späteren römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit bekannte sogenannte „Urnenharz“, das im Allgemeinen Birkenharz ist. Auch dieses Harz aus der Steinzeit, wie das durch mich in einem Hügelgrabe bei Kehrberg (Ostpriegnitz) nachgewiesene (Verhandl. 1891, S. 271), zeigte ganz die Eigenschaften des Birkenharzes der späteren Zeit; doch während dort das Harz in kleineren runden Klumpen vorkommt, sind hier, bei dem neolithischen, längere Stäbe daraus gebildet. —

(19) Hr. Ed. Krause spricht über

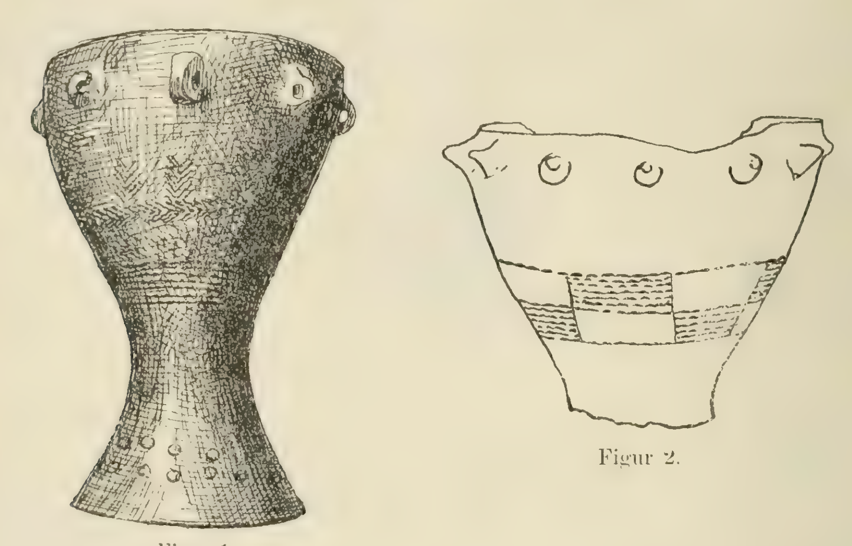
Trommeln aus vorgeschichtlicher Zeit.

In Plattengräbern der jüngeren, vielleicht der jüngsten Steinzeit in der Provinz Sachsen und in Hannover ist eine Anzahl kelchförmiger Thongeräthe ohne Boden gefunden worden, welche bisher keine Erklärung ihres Gebrauches gefunden haben.

Unser Museum für Völkerkunde besitzt ein vollständiges Beispiel von Ebendorf bei Magdeburg (Fig. 1) mit 7 kleinen Henkeln (vergl. I. Jahresber. des Altmärk. Vereins), unterhalb dieser Henkel mit reicher Verzierung im „Furchenstich“ versehen. Die Ornamente sind aus punktirten Linien gebildet, die so hergestellt wurden, dass der Griffel, mit dem sie gezeichnet wurden, zwischen den einzelnen, tief eingestochenen Punkten nicht ganz aus der weichen Thonmasse gehoben wurde, sondern zwischen den einzelnen Punkten eine flache Furche erzeugte, welche den oben angegebenen Namen der Ornamentirungsweise rechtfertigt. Das Gefäss ist 25,5 *cm* hoch, 17,5 oben, 7,3 in der Mitte, 13,7 *cm* unten weit.

Von derselben Fundstelle ist in dem Museum noch ein reich ornamentirtes Stück vom Fusse eines zweiten Gefässes vorhanden mit eingedrückten halbmondförmigen Ornament-Elementen.

Ein drittes Exemplar, leider nur zur Hälfte vorhanden, stammt von Calbe a. d. S., Es hat 13 Zapfen, ist ebenfalls mit Furchenstich verziert (Fig. 2), 17,0 *cm* hoch, 20,5 oben, 9,0 unten weit. Weitere Beispiele birgt das Museum in Halle, etwa sechs Stück, dann das in Hannover eines.



Figur 2.

Figur 1.

Verschiedene Eigenschaften dieser Geräthe sprachen dafür, dass sie weder als Gefässe, noch als Untersätze für Töpfe, noch als Räuchergefässe anzusehen sind, sondern als thönerne Trommeln, wozu die ethnologischen Sammlungen Parallelen liefern. Die ausführliche Begründung meiner hier ausgesprochenen Ansicht werde ich in meiner Arbeit über die Steinkammergräber der Provinz Sachsen geben, an deren Ausarbeitung ich zur Zeit mit meinem Freunde Dr. Schoetensack beschäftigt bin. —

(20) Hr. Bartels legt

nordamerikanische Steingeräthe

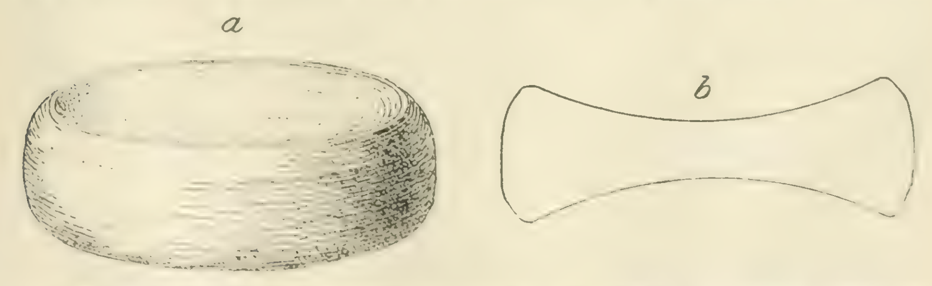
vor, welche er Hrn. Sanitätsrath Dr. Thorner hierselbst verdankt. Es sind 18 Stück, von denen sich eines in Ohio, die anderen 17 in North Carolina gefunden haben. Diese letzteren sind sämmtlich Pfeilspitzen, welche zwei verschiedenen Fundstellen entstammen. Die eine Hälfte fand sich in Begräbnisshügeln des Watanga-County, während die andere Hälfte in dem Catawba-River gehoben worden ist. Diese Pfeilspitzen bieten in Bezug auf die Gesteinsarten, aus denen sie gefertigt sind, sowie in Bezug auf ihre Form und Grösse sehr erhebliche Unterschiede dar. Was das Gestein anbetrifft, so ist der Flint-stone, der amerikanische Feuerstein, verhältnissmässig nur sehr wenig vertreten. Er findet sich nur in 4 Stücken; 4 andere Stücke sind von einem zuckerweissen Quarz, ein Stück von einem röthlich-gelben Quarz, einige von verschiedenen Geschiebegesteinen und zwei aus einem glashellen, klaren Bergkrystall. Der Form nach sind es theils langgestreckte Dreiecke, deren Höhe die Grundlinie bedeutend an Ausdehnung übertrifft, theils

gleichschenklige Dreiecke oder diesen nahe kommende Formen. Einige sind dick und haben convexe Seitenflächen, andere sind flach mit nahezu oder gänzlich ebenen Seitenflächen. Bei einem Theile ist keine besondere Vorrichtung vorgesehen, um die Befestigung der Pfeilspitze an dem Schafte zu erleichtern. Bei den flachen, nahezu gleichschenkligen Dreiecken ist die Grundlinie relativ so breit, dass wenn die Pfeilspitze in den Schaft eingeklemmt war, die unteren Ecken den letzteren zu beiden Seiten überragten. Mehrere Pfeilspitzen zeigen die ersten Anfänge einer Vorrichtung für eine bequemere Schaftung: es ist nahe der Basis an jeder Seitenfläche durch Absprengung eine concave Abschrägung hervorgerufen und an einem Stück erscheinen die Ecken der Basis wie nach unten ausgezogen. Aber auch ein mehr oder weniger gut entwickelter Schaftlappen findet sich mehrmals vor und bei den beiden Spitzen aus Bergkrystall besitzt derselbe fast die volle Breite der Basis, ist jedoch von derselben durch eine tiefe Einkehlung jederseits theilweise abgetrennt, wodurch der Sehne oder dem Faden, womit die Pfeilspitze an dem Schafte befestigt wurde, eine ganz besonders sichere Lage gegeben worden war.

Auch in Bezug auf ihre Grössenverhältnisse sind diese 17 Pfeilspitzen sehr verschieden. Die eine derselben mit einer Länge von 9 *cm*, bei einer grössten Breite von nur 2 *cm*, ist so gross, dass es bereits fraglich erscheint, ob die Deutung derselben als Pfeilspitze noch als zulässig erscheint, oder ob man sie nicht vielleicht als eine Lanzenspitze zu betrachten hat. Für die grossen Pfeilspitzen mit convexen Seitenflächen, mit abgerundeter Spitze und wenig scharfen Seitenrändern kann es keinem Zweifel unterliegen, dass eine ungeheure Schwungkraft der Bogensehne, eine ganz gewaltige Anfangsgeschwindigkeit des Pfeiles dazu gehörte, um dessen Spitze in den Körper eines Menschen oder eines Thieres hineinzutreiben.

Drei Pfeilspitzen sind besonders klein: zwei bilden ungefähr gleichschenklige Dreiecke von 1,7 – 1,8 *cm* Höhe, die dritte ist gestreckt, an den Seiten nach Art eines sogenannten Flamberg ausgeschlagen und 2 *cm* hoch, bei einer Breite von nur 0,7 *cm*. Von solchen kleinen Pfeilspitzen nimmt Schoolcraft in seinem grossen Werke über die Indianerstämme der Vereinigten Staaten an, dass sie für die ersten Schiessübungen kleiner Knaben benutzt worden wären, und dass diese mit ihnen Eichhörnchen und kleine Vögel gejagt hätten. In wie weit das für die vorliegenden Stücke zutreffend ist, kann natürlicher Weise nicht entschieden werden.

Ein besonderes Interesse bietet das Steinmanufakt aus Ohio dar. Nach amerikanischer Nomenclatur ist es ein Discoidal Stone oder ein Chunkee Stone. Es ist ein flacher, kreisrunder Stein von dunkelgrünlich grauer Farbe, ein Diorit



oder Diabas, mit grösster Wahrscheinlichkeit das erstere. In seiner Form erinnert er an unsere prähistorischen Käsesteine. Seine Ober- und Unterseite bilden

aber nicht, wie bei den letzteren, eine ebene Fläche, sondern sie sind leicht concav ausgeschliffen. Dieses Ausschleifen ist mit einer ganz erstaunlichen Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt, so dass die Aushöhlung der einen Seite in Bezug auf Form und Tiefe mit derjenigen der anderen Seite ganz genau übereinstimmend ist. Auch der Rand des Steines ist durch seinen sorgfältigen Schliff beachtenswerth. Er bildet nicht eine cylindrische Fläche, sondern ist gegen die Ober- und gegen die Unterseite hin abgeschliffen, wiederum in symmetrischer Weise, so dass er als Theil eines Ellipsoides erscheint. Die Dicke des Steines beträgt 2,5 *cm*, seine grösste Breite 7,6 *cm*. der Durchmesser der schalenförmigen Vertiefungen 6.2 *cm* und ihre grösste Tiefe 0,8 *cm*. Dieser Stein ist in einem der Mounds in dem Miami-Thal in Ohio gefunden worden, welcher als Great Mound, Miami-Burg bezeichnet wird.

Derartige discoidal stones werden von den americanischen Archäologen mehrfach erwähnt, aber es ist mir nicht möglich gewesen, mehr als 6 Stück, den meinigen nicht mitgerechnet, als wirklich beschrieben nachzuweisen. Drei Stück bildet Georg Howe in dem Schoolcraft'schen Werke (part IV, plate 16) ab. Der eine wurde in dem Tuscaloosa County in Alabama gefunden; er ist $1\,^1/_8$ Zoll dick und hat $3\,^3/_4$ Zoll im Durchmesser. Das Gestein, aus welchem er gefertigt wurde, wird als conglomerate oder budding stone bezeichnet. Von dem zweiten $1\,^1/_2$ Zoll dicken und 4 Zoll im Durchmesser haltenden Stücke führt Howe nur an, aus welcher Privatsammlung es herstammt. Es ist nicht genau ersichtlich, ob es ebenfalls in Alabama gefunden worden ist. Die Abbildung zeigt übrigens, dass es, entgegengesetzt den anderen Discoidalsteinen, in der Mitte eine runde Durchbohrung besitzt. Die Gesteinsart ist nicht angegeben. Von Howe's drittem Stück ist nur die grössere Hälfte vorhanden. Es wurde im Congaree River in South Carolina gefunden und ist „formed with perfect regularity with a saucer-like depression on either side, the one exactly corresponding to the other." Das Gestein, aus welchem es hergestellt wurde, wird als „whitish translucent quartz" bezeichnet. Ein viertes Exemplar bildet Otis F. Mason in dem Annual Report of the Smithsonian Institution 1884 ab. Es wurde auf Guadeloupe gefunden und war in der Alterthümersammlung des Hrn. Guesde in Pointe-à-Pître auf der genannten Insel. Sein Durchmesser wird auf $5\,^9/_{10}$ Zoll angegeben und seine Dicke beträgt nach der daneben gedruckten Marke 2,5 *cm*. Es ist „a double concave disk of dark brown color, very smooth and beautifully rounded".

In seinem „Study of prehistoric Anthropology" giebt Thomas Wilson auch einen kurzen Abschnitt über Discoidal Stones (Ann. Rep. Smithsonian Institution 1888). Aber nur zwei seiner Stücke lassen sich mit den bisher besprochenen vergleichen. Das Gestein des einen ist „brown ferruginous quartz" und das des anderen „yellow brown ferruginous quartz". Beide Steine stammen aus Tennessee. Das ist nun Alles, was ich bisher aufgefunden habe. Im Vergleich zu der geringen Zahl der Stücke ist ihre territoriale Ausbreitung eine sehr erhebliche. Wir haben ein Stück aus Guadeloupe, eines aus South Carolina, zwei aus Alabama, zwei aus Tennessee und das meinige aus Ohio. Da nun nicht wohl anzunehmen ist, dass an so weit auseinander liegenden Orten nur je ein einzelnes Stück bestanden habe, so ist es wohl sehr wahrscheinlich, dass entweder in americanischen oder anderen Sammlungen noch mehr Stücke vorhanden sind, oder dass durch fernere Erdfunde ihre Zahl sich erheblich vermehren wird.

Die einstige Bestimmung und Verwendung dieser Steine, welche mit so grosser Kunstfertigkeit und mit der Aufwendung so erheblicher Mühe hergestellt worden sind, ist noch nicht in befriedigender Weise aufgeklärt. Einige sprechen

sie als paint-mortar, also als Farben-Mörser, als Farben-Reibeschale an, und auch Howe sagt, „the discoidal vessel might be used for grinding colors“. Diese Deutung ist ganz gewiss eine unrichtige. Denn um eine Reibeschale zu erhalten, würde doch die mühevolle der Oberseite symmetrische Ausschleifung der Unterseite eine ganz zwecklose Arbeit und Zeitvergeudung gewesen sein. Viel mehr Wahrscheinlichkeit hat es für sich, dass diese Steine für ein bestimmtes Spiel gebraucht worden sind, und da die Verfechter dieser Ansicht der Meinung sind, dass dieses Spiel dem „Chungkee“ genannten Spiele der heutigen Indianer ähnlich gewesen sei, so werden diese Discoidal-Steine auch Chungkee-Steine genannt. Man glaubt, dass sie nach Art einer Wurfscheibe benutzt, aber nicht durch die Luft geworfen, sondern über den Boden gerollt worden sind. Das sind natürlicher Weise alles Vermuthungen und willkürliche Annahmen, welche bei solchen prähistorischen Gegenständen wohl kaum jemals ihre endgültige Bestätigung finden können. Es muss übrigens als fraglich hingestellt werden, ob das eine von Howe abgebildete Stück die gleiche Verwendung gefunden hat, wie die übrigen, da es, wie bereits angeführt wurde, in der Mitte eine Durchbohrung besitzt. Aus den bisher bekannten Stücken lässt sich aber zweierlei mit Deutlichkeit erkennen. Weder die Gesteinsart, noch auch die Grössenverhältnisse sind bei der Herstellung dieser Discoidal-Steine von maassgebender Bedeutung gewesen. Es war bei ihnen lediglich die Form das Ausschlag gebende, die Symmetrie in Bezug auf die Ausschleifung der Ober- und der Unterfläche und die sorgfältig kreisrunde, aber nach oben und unten ellipsoid sich verjüngende Abschleifung der Randfläche. Die Grösse und die Gesteinsart waren jedenfalls dabei mehr nebensächlich. Denn, um zuerst von den Grössenverhältnissen zu sprechen, wir sehen die Dicke dieser Steine von 2.5 *cm* bis ungefähr 3.5 *cm* schwanken, während die Durchmesser sogar einen Spielraum von 7.6 *cm* bis zu ungefähr 14 *cm* darbieten. Auch in Bezug auf das Gestein bietet sich keinerlei Uebereinstimmung dar, denn weder die verwendeten Gesteinsarten, noch auch die Farbe der letzteren lässt erkennen, dass die alten Verfertiger hierauf einen besonderen Werth gelegt hätten. So besteht mein Stück aus Diorit, das eine aus Alabama aus Conglomerate oder Budding Stone, dasjenige aus South Carolina aus durchscheinendem Quarz, und die beiden Stücke aus Tennessee aus eisenhaltigem Quarz. Was die Farbe anbetrifft, so wird der eine Stein aus Tennessee als braun, der andere als gelbbraun, der Stein von Guadeloupe als schwarzbraun bezeichnet. Mein Stück aus Diorit ist von dunkelgrüngrauer Farbe, der Budding Stone von Alabama ist bunt und der Stein aus dem Congaree River in South Carolina ist durchscheinend weisslich. Grösser könnten die Verschiedenheiten wohl kaum sein. Nur eine einzige Uebereinstimmung lässt sich nachweisen, abgesehen von der Form, und auf diese hat auch bereits Wilson aufmerksam gemacht, das ist der Umstand, dass die prähistorischen Verfertiger dieser Discoidal-Steine immer sehr harte Gesteinsarten ausgewählt haben: „their material is always hard“. Die uns bekannt gewordenen Stücke bestätigen dieses und eine um so grössere Bewunderung müssen wir den alten Steinschleifern zollen, welche es verstanden haben mit ihren ohne allen Zweifel sehr primitiven Hülfsmitteln, dem harten Material eine so vollendete Form und gute Politur zu geben. Jedenfalls ist hierzu ein ungewöhnliches Maass von Zeit, Ausdauer und Geschicklichkeit nothwendig gewesen. —

Hr. E. Seler: Ich kann natürlich nicht wissen, ob, wenn in den amerikanischen Autoren „discoidal stones“ genannt werden, damit immer Objecte genau derselben Art gemeint sind, wie das merkwürdige Stück, welches Hr. Dr. Bartels vorgelegt

hat. Solche „discoïdal stones“ werden aber in den Berichten über neuere Mound-Funde ziemlich häufig erwähnt. Allerdings, wie es scheint, hauptsächlich in einer bestimmten Gegend. Ich führe aus dem Bericht von Prof. Cyrus Thomas „Burial Mounds of the Northern Section of the United States“ (Ann. Rep. Bureau Ethnology) folgende Fälle an:

In Caldwell County in Nord-Carolina, in der Thalebene des Yadkin-Flusses, auf der Farm eines Rev. F. T. Nelson sind, in einer Entfernung von 75 Ellen von einander, zwei merkwürdige Grabstätten aufgedeckt worden, beide angelegt als Vertiefungen (pit) in der natürlichen Oberfläche, aber die eine als kreisrunde Vertiefung, die nachher mit einem flachen Hügel überwölbt wurde (der sogenannte F. T. Nelson Mound), die andere als dreieckige Vertiefung, die nachher nur bis auf die Höhe der ursprünglichen Bodenfläche eingeebnet wurde (der sogenannte F. T. Nelson triangle). Auf dem Boden beider wurde eine Anzahl von Skeletten, theils in liegender, theils in sitzender Stellung angetroffen, und theils frei auf dem Boden, theils mit einem Gewölbe von Geröllsteinen überbaut. In einem der Gewölbgräber (Nr. 3) des Nelson Mound's ist bei einem sitzenden Skelet, das sonst keine Beigaben enthielt, ein einzelner „discoïdal stone“ gefunden worden. Im Nelson triangle aber hat man in dem Erdreich zwischen und über den Skeletten zahlreiche polirte Steinkeile (celts) und discoïdal stones, neben kupfernen Pfeilspitzen, Glimmerplättchen, Farbestücken u. a. m. gefunden.

Zwei andere grössere Grabstätten sind in dieser Gegend von den Angestellten des Bureau of Ethnology untersucht worden, der sogenannte Jones Mound am Nordufer des Yadkin-Flusses unweit Patterson, Caldwell County, und der sog. Lenoir burial pit am Buffalo Creek, einem kleinen Nebenflusse des Yadkin. In einem der Gräber (Nr. 9) der erstgenannten Stelle hat man zu Füssen eines mit dem Gesicht auf dem Boden liegenden Skelets eine Anzahl polirter Steinkeile (Celts) und „discoïdal stones“ gefunden. Der Kopf dieses Skelets war mit einem umgestürzten Topf überdeckt. In dem Lenoir burial pit sind bei einem der Einzelgräber (Nr. 5), ebenfalls zu Füssen eines Skelets, in liegender Stellung ein polirter Steinkeil (celt) und zwei „discoïdal stones“ gefunden worden. Neben den Einzelgräbern enthielt aber dieser „burial pit“ noch eine Anzahl von Massengräbern, und in dreien derselben (Nr. 5, 8, 12) sind in dem Erdreich zwischen den Leichen „discoïdal stones“ neben polirten Steinkeilen (celts), Muschelperlen, Specksteinpfeifen, Thongeschirrscherben, Glimmerplättchen, Farbestückchen u. s. w. gefunden worden. In Summa haben die Ausgrabungen in dieser Grabstelle 12 discoïdal stones, neben 43 polirten Steinkeilen (celts), 32 Pfeilspitzen, 20 Specksteinpfeifen u. s. w. ergeben.

In dem benachbarten Wilkes County hat man im Thale desselben Yadkin-Flusses eine Stätte untersucht, die auch verschiedene Gräber enthielt, die aber nicht eine eigentliche Nekropole, sondern vielmehr der Ort einer alten Ansiedelung gewesen zu sein scheint. Hier wird Nr. 6 als ein $2^1/_2{}'$ Fuss tiefer Brunnen beschrieben, der am Boden ein 6″ hohes Lager von Holzkohlen, darüber eine Schicht von Feuersteinsplittern und darüber eine Anzahl Gefässscherben und Thierknochen enthielt. Zwischen den letzteren fand sich auch ein „discoïdal stone“ und ein „Knochenwerkzeug“.

Interessant vor allem aber ist in dieser Beziehung eine Stelle am Hiawassee-Flusse, einem Nebenflusse des Tennessee-Flusses im Staate Tennessee, wo der Tradition nach ein Tscherokidorf, und nicht weit davon ein altes französisches Fort gestanden haben soll. Hier haben die Abspülungen des Erdreichs die Reste alter Wohnungen und zahlreichen Hausrath zum Vorschein gebracht. Und die

Angestellten des Bureaus haben darauf hin die ganze Stelle nach verschiedenen Richtungen hin gründlich durchsucht. Unter den hier gefundenen Gegenständen werden an erster Stelle 10 „discoidal stones" genannt, genau der gleichen Form, wie sie in dem Mound von Caldwell County in Nord-Carolina gefunden worden sind. Daneben werden aufgezählt: 9 Schnüre Glasperlen, eine grosse Zahl Muschelperlen, Feuerstein-Pfeilspitzen, eine Specksteinpfeife, Stücke dünnen gewalzten Kupferblechs, 3 kupferne Ohrgehänge, 3 Knöpfe, ein kleiner messingener Meissel, Eisentheile von einem Zügel herrührend, eine bronzene Schlittenschelle, ein steinerner Bohrer, Bruchstücke eines Gefässes aus Speckstein, eine Schmuckplatte aus Speckstein, verschiedene polirte Steinkeile, mit Auskehlungen versehene Steinäxte und endlich ein Stück gewalztes Blei.

Aber nicht nur neuere Berichte wissen von solchen Funden zu berichten. Schon Haywood in seiner Natural and aboriginal history of Tennessee beschreibt (p. 190 ff.) mehrere solche Steine (fast alle — seiner Angabe nach — in Mounds gefunden) sehr genau. Mehrmals macht er die Angabe, dass die concaven Seitenflächen „genau den Ballen des Daumens und des Zeigefingers angepasst sind", dabei ist die ganze Oberfläche so glatt und polirt, dass, „auf den Fussboden gelegt, der Stein eine beträchtliche Zeit rollen würde, ohne zu fallen."

Charles C. Jones jr. (Antiquities of the Southern Indians, particularly of the Georgia tribes) erhielt aus einem Mound unweit des Etowah-Flusses in Cass County in Georgien einen „discoïdal stone", der zusammen mit noch einem anderen gleichen, 30′ unter der Oberfläche des Hügels gefunden worden war. Beide standen auf der Kante und rechtwinkelig zu einander. Und über ihnen fand man menschliche Gebeine. Einen anderen erhielt Jones aus einem Mound im Oostenaula Valley, einen dritten aus einem Mound am Oconee-Flusse unweit Athens in Georgien. Auch die in jüngster Zeit von dem Bureau of Ethnology vorgenommene Aufdeckung eines der berühmten Etowah Mounds ergab in der Thonschicht, welche über der Schicht mit den Skeletten gebreitet war, neben einer Thonpfeife, Muschelperlen und einem Glimmerplättchen, auch einen „chunkee stone". Jones bildet auf der Tafel 20 seines Werkes die Formen dieser Steine ab, die ihm in Georgia vorgekommen sind. Er unterscheidet zunächst solche mit ebenen, gegen die Peripherie leicht convex sich krümmenden Seitenflächen und rechtwinkelig dazu geschliffener Randfläche, „capable of standing on edge and of maintaining this upright position, with great tenacity, when rolled along the ground." Diese unausgehöhlten Steine, die, wie er angiebt, so sehr den alten Eisengewichten gleichen, dass sie häufig als „Indian weights" angeführt werden, bilden die gewöhnliche Form. Es kommen ganz kleine Exemplare derselben vor, die wohl als Kinderspiel gefertigt wurden. Nächstdem führt Jones „discoïdal stones" an, deren Seiten flach concav, oder flach convex sind; „mitunter auch erscheine die eine Seite concav, die andere convex." Die vollendetsten Formen endlich bilden diejenigen, deren Seiten beide mehr oder minder tief concav ausgehöhlt, der Rand schwach convex geschliffen ist. — Es sind das, wie man sieht, dieselben Formen, welche auch auf der von Hrn. Bartels angeführten Tafel der Wilson'schen Studie (Report U. S. National-Museum 1888, p. 654, Fig. 27) zusammengestellt sind. Die Wilson'sche Zusammenstellung umfasst ein etwas weiteres Gebiet. Die von Hrn. Bartels hervorgehobene Kleinheit vieler der einfach scheibenförmigen Stücke ist bei Jones, wie auf der Wilson'schen Tafel angemerkt. Wilson erwähnt Scheiben, die aus Thongefässscherben her-

gestellt sind. Hier möchte ich darauf aufmerksam machen, dass solche auch unter mexicanischen Alterthümern vorkommen.

In dem Worte „chunkee stone", das die americanischen Autoren gelegentlich gebrauchen, ist die Idee, die man sich von der Bedeutung dieser Steine macht, und die (das schicke ich gleich voraus) unzweifelhaft richtig ist, schon klar ausgesprochen. Mit dem Namen chunke oder chungke bezeichnen die alten Autoren (Adair, History of the North American Indians etc. London 1775 und Bernard Romans, A concise natural history of East and West Florida. New York 1775) ein Spiel, das von sämmtlichen Stämmen des Südens der Union, insbesondere den Maskoki oder Krīk und den Tsálagi oder Tscheroki, aber auch von den Louisianastämmen mit grosser Leidenschaft gespielt wurde, und das darin bestand, dass man im Lauf mit Stangen nach einem runden Stein warf, der auf die hohe Kante gestellt und mit Kraft über den Boden geschleudert wurde, dass er schnell und weit dahin rollte. In den Dörfern der Krīk und der Tscheroki war zu diesem Zweck ein mit Erdaufwürfen umfriedigter Platz im Centrum des Dorfes, in der Nähe der beiden Rathhäuser, künstlich geebnet und gehärtet worden. Dieser Platz wurde von den Händlern chunky-yard genannt, nach einem indianischen Wort, wie Bartram angiebt[1], — wie man vermuthet, eben dieses Spiels halber, das darauf gespielt wurde. Das letztere ist aber nur eine Vermuthung. Ich würde eher geneigt sein, hierbei an das Krīk-Wort tschápki „sich lang dahinstreckend" zu denken. Die heutigen Krīk nennen den Platz tá'dẑu, was vielleicht mit táχadẑui „hard and brittle" (Gatschet, Creek glossary) zusammenhängt.

Die Verbreitung der Stämme, bei welchen dies Spiel im Schwung war, fällt nun ziemlich genau mit dem Gebiet zusammen, in welchem in den Mounds die „discoïdal stones" gefunden wurden. In Nord-Carolina und Tennessee wohnten die Tscheroki, in Georgien und Florida die Krīk. Und wenn von Funden dieser Steine aus Ohio berichtet wird, so mögen wir wohl daran denken, dass aus den Untersuchungen des Prof. Cyrus Thomas und der Angestellten des Bureau of Ethnology immer klarer hervorgeht, dass die so lange räthselhaft erschienenen Mounds der Ohio-Region in engster Verwandtschaft mit den Erdaufwürfen und Gräbern stehen, die im Tscheroki-Gebiet existiren und die wir kaum anderen als den Tscheroki zuschreiben dürfen, dass vielleicht die Tscheroki geradezu identisch sind mit dem mächtigen Ohio-Volk der Talegwi, von dem die Sagen der Lenni-Lenape oder Delawaren melden.

Was endlich den vereinzelten Fund eines „discoïdal stone" in Haïti angeht, so ist es ja richtig, dass auch in den Dörfern der alten Bewohner dieser Insel es Spielplätze, ähnlich denen der Krik und der Tscheroki, gab. Aber auf ihnen wurde, wie es scheint, nur das mexikanische Tlachtli, das Spiel mit dem Gummiball, gespielt, in Haïti batey genannt. Wenigstens ist mir von Angaben über ein dem oben erwähnten chungkey ähnliches Spiel bei den Haïtibewohnern nichts bekannt. So lange also keine weiteren Funde vorliegen, ist wohl die Annahme einer Verschleppung eines einzelnen Stückes das wahrscheinlichste. — Die mexikanischen, aus Thongefässscherben hergestellten Stücke dienten vermuthlich einem Spiel, ähnlich dem von Wilson in Italien beobachteten, welches daselbst ruzzola (ruzzoletta, ruzzolone) oder giuoco del formaggio genannt wird. Und es ist nicht unmöglich, dass diese Stücke erst aus spanischer Zeit stammen. —

1) Vgl. Transact. Am. Ethnolog., loc. III, part 1 (New York 1853), p. 51.

(21) Hr. Bastian legt neue Erwerbungen der ethnologischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde vor, betreffend den

Ahnen-Cultus.

Aus neuerlichen Erwerbungen für die Museums-Sammlungen nehme ich Gelegenheit, einige Stücke vorzulegen, zunächst Ahnentafeln (Sin-tsou oder Bok-tsou) der Chinesen, die mit zugehörigen Annexen (der Capelle, den Altargeräthen, den Hausgöttern u. s. w.) in der chinesischen Abtheilung ihre Aufstellung gefunden haben.

Der Ahnen-Cultus, der sich als Elementar-Gedanke auf der gesammten Erdoberfläche antrifft, mit seinen ethnischen Variationen, je nach den primär gegebenen Umgebungsbedingnissen einerseits, und den Phasen cultureller Entwickelungsstufen anderseits, bietet ein für das Studium des Völkergedankens besonders lehrreiches Object, weil Licht werfend nach zwei Richtungen hin, einmal in die Auffassungsweise der Seele, für dasjenige Theilganze derselben, welches in den Ahnenvorstellungen spielt, sowie zugleich auf die mythologische Bilderwelt, welche sich an den jedesmaligen geographisch-historischen Horizont projicirt hat.

Die currente Deutung ermangelt noch genügender Sichtung, so dass bei den Beschreibungen die Trennungslinien nicht scharf genug gezogen werden, um Ineinanderschiebungen zu vermeiden.

Die träumerische Gespensterwelt, innerhalb welcher der Wildstamm lebt, träumerisch hineingewoben in die Erinnerungen an die Abgeschiedenen, und auch im Wachzustande seelisches Walten hineinträumend in die Naturgegenstände, darf noch nicht als Cult, als eine Verehrung (der Ahnen oder sonstiger Verwandten) bezeichnet werden, und ebenso wenig lässt sich die Consequenz des Euhemerismus ausfolgen, dass aus den Ahnen die Götter (aus verklärter Auffassung jener) hervorgegangen seien.

Allerdings geht das Staunen im θαυμάζειν, als Grundwurzel der Religion (bei Aristoteles), aus der Verwunderung in die Bewunderung über, aber das zunächst nur den timor (bei Lucrez), den „Phobos“ der Daisidaimonie (bei Plutarch), als Vorstufe des φόβος θεοῦ (der Gottesfurcht, als „Anfang der Weisheit“) aufschreckende Weltenräthsel wirkt in seinem heiligen Geschauer allzu gewaltig und mächtig aus dem Makrokosmos auf den Mikrokosmos zurück, als dass dieser den, eigenen Verähnlichungen zugehörigen, Geisteswesen die Macht zutrauen würde, für diejenige Schöpfungsmacht einzustehen, welche die Naturwelt im Grossen und Ganzen durchwaltet. Erst wenn sich dem in die Sphären höherer Schichtungen eingetretenen Gedankenleben aus seinen Reflexen die adäquate Götterwelt spiegelt, mögen die Ahnen sich damit in Beziehung setzbar erweisen, um in Apotheosirungen übergeführt zu werden, auf den Stufengraden heroischer Halb- oder Naturgötter (zur Vermittelung).

Aus solchem Grunde ist in den meisten Mythologien der heimische Larendienst nicht zu ungestört reiner Durchbildung gelangt, weil frühzeitig verdunkelt, in Ueberstrahlung aus den, religiös erhabeneren Anschauungen errichteten Göttertempeln, und insofern besitzt der chinesische Ahnencult ethnisch wichtigste Bedeutung, weil wir ihn hier, bei einem nach zeitlicher Dauer und räumlicher Ausdehnung voranstehenden Culturvolk, als Mittelpunkt der Religions-Anschauung antreffen, als sittliche Unterlage des Familien- und damit weiterhin des Staatslebens (in seiner Geschichte).

Abgesehen von dem durch Missionäre des Foismus im Süden (und Lamaismus im Norden) eingeführten Buddhismus (Fu-Khiao), und seiner nationalen Modification im Taoismus (Tao-Khiao), würde der officielle Ausdruck für China's Religion in

die von dem Kaiser dem Himmel und der Erde (nach den Kalenderfesten) dargebrachten Jahresopfer fallen. und für die gebildete Mittelklasse gilt die nüchterne Morallehre des Jou-Khiao, da Confucius den Blick auf den Himmel hinzuwenden ablehnte, so lange noch auf der Erde überviel zu erforschen bleibe.

Da nun aber. trotz besten Willens und Wünschens. der Blick sich nicht abwenden lässt, von dem Geheimniss des Todes und seinen bangen Fragen. da sie vor Augen stehen. auch bei Schliessen derselben. und am unheimlichsten gerade dann. so hat sich die Sehnsucht mit ganzer Kraft dahin geworfen. wo ein letztes Anklammern noch möglich war. an den mit dem Abscheiden fortschwindenden Schatten. den man im Tsio-Houn zurückzurufen sucht. und wenn das vergeblich, nach der temporären Localisirung in dem Houn-Sin genannten Bilde (während der Leichen-Ceremonien). in der (mit Vollendung des Charakters „King" geweihten) Ahnentafel festhält. wenigstens für den dem Li zugehörigen Antheil der Seele, während die. neben Poh. in Hun zum Hun-Kuey gewandelte (um nicht in Lih irrend zu spuken) in dem nach rituellen Regeln des Feng-Shu normalisirten Grabe gebettet. durch Auslaufen in das allgemein die Natur begeistigende Walten der Shin. in die. durch fremde Priester-Ceremonien geöffneten, Himmelswelten des Buddhismus übergeführt werden mag. oder in die aus den Constellationen der Gestirne glänzenden der Taoisten, je nach der Auswahl. für künftige Existenz im Jenseits (und den von den Hinterbliebenen dafür aufgewendeten Kosten). Für die Orthodoxie bleibt das Ideal staatliche Erfüllung. wie geordnet im Mittelreich. unter den kaiserlichen Besetzungen der Mandarinenstellen. nicht auf Erden nur, sondern auch im Himmel: und wenn der Sohn im irdischen Leben eine Beförderung erhält. wendet er sich an die zuständige Behörde. damit auch für seinen verstorbenen Vater die. nach Schicklichkeit um eine Rangstufe höhere, Ernennung erfolge, wie sodann demgemäss auf den Ahnentafeln vermerkt wird.

Auf den hier ausgestellten findet sich der posthume Ehrenname in der Goldschrift ausserhalb. der Vor- und Zunahme auf der Rückseite. mit Geburtsjahr (rechts) und Todesjahr (links). sowie darunter die Bestätigung correcter Regulirung des Begräbnissplatzes.

Die Tafeln vererben auf den ältesten Sohn, und bei Trennung der Familie wird eine neue aufgestellt. mit dem Urahn. als Begründer der Familie. in der Mitte. und zu beiden Seiten die Ahnendreiheit (väterliche und mütterliche). Wie durchschnittlich bei den ethnischen Traditionen verbleibt auch die chinesische innerhalb der dritten Generation, in den Ahnentafeln des Vaters. Grossvaters und Urgrossvaters. um je nach dem Aufrücken aus der Ahnen-Capelle in einen Aufbewahrungsraum gebracht zu werden. oder besser dem Tempel des Stadtquartiers übergeben. um dort unter sachverständiger Hut vor dem Schicksal der Tritopatoren bewahrt zu bleiben. die (nach Suidas) in meteorologischen Prozessen umherfuhren (wie auf Tucopia). Die in der Hauscapelle befindlichen Ahnen erhalten ihre täglich regelmässigen Opfergaben hingesetzt. oder auch die als Toi-sin geschnitzelten Papierfiguren. wenn es ihrer Hülfe bedarf. um die einem Familiengliede drohenden Uebel abzuwenden (in Krankheit oder sonstigen Unglückfällen). Der Codex für diese im Ahnencult centrirende Religion bildet (neben den drei Li) das Hsiao-King (Sussin's). mit den auf Kindes- und Elternliebe begründeten Stützen (der Ethik).

Die Beschreibungen der mit den Ahnentafeln verknüpften Einzelnheiten sind durch Prof. Grube. den Directorial-Assistenten der chinesischen Abtheilung. den dort aufgestellten Sammlungen beigefügt und werden später in den Katalog hinübergenommen werden.

Nachtrag zu der Sitzung vom 9. Januar 1892.

Prähistorisches aus Spanien von Max Junghändel.

(Schluss von S. 74.)

Wie bereits erwähnt, scheinen die kelchtragenden Statuen Personen in der Ausübung einer religiösen Ceremonie darzustellen. Diese Handlung ist auch in den Gesichtszügen, namentlich der abgebildeten Statue (Taf. III), treffend zum Ausdruck gebracht. Welche Gottesverehrung liegt in dem Augenaufschlag! und welcher würdevolle, fast schmerzliche Ernst umspielt den, an den Winkeln leicht abwärts gezogenen Mund! Es ist sicherlich eine vornehme Matrone, welche in der Erfüllung eines Gelübdes — ein Trankopfer oder dergl. darzubringen — zu dauernder Erinnerung verbildlicht ist.

Die Statue ist aus dem gleichen Material, wie die übrigen, hergestellt. Sie muss daher als ein einheimisches Erzeugniss betrachtet werden, und zwar als das Erzeugniss einer Bildhauerschule, welche seit früher Zeit und von den grossen Kunstströmungen ziemlich unberührt in dem abgelegenen Thale von Yecla bestanden haben wird. An keiner anderen Statue zeigt sich eine gleiche, der hohen Kunst nahekommende Beherrschung der bildhauerischen Ausdrucksmittel. Stellt nun diese Statue allem Anscheine nach den Höhepunkt der Entwickelung jener lokalen Kunstschule dar, so bilden ersichtlich die übrigen Statuen und Statuenfragmente, entsprechend den in ihnen sich kundgebenden auf- oder absteigenden Entwickelungsmomenten, zwei Gruppen. Die eine umfasst eine Reihe von Statuen, die man als archaisch oder wenigstens als archaisirend, wenn auch nicht in reingriechischem Sinne, bezeichnen kann. Die andere wird durch eine grössere Anzahl von Statuen gebildet, deren entartete griechische, orientalische, theils auch römische Formen, deren naturalistische Gesichtsbildung und Häufung symbolischen Schmuckes ganz den Charakter des Verfalles zeigen und auf eine lange Verfallzeit schliessen lassen.

Nach diesen allgemeinen Darlegungen über den Fund und Befund der Yeclastatuen wird man die über ihre Entstehungszeit und Bedeutung bisher aufgestellten Hypothesen besser zu würdigen und ihre ausserordentliche Divergenz zu begreifen vermögen.

Die Literatur über den Yecla-Fund beginnt mit dem bereits erwähnten Berichte des Malers D. Juan de Dios Aguado y Alarcon an die Academia de las Bellas Artes de San Fernando. Die durch jenen Bericht bekannt gewordenen 18 Statuen veranlassten den bekannten spanischen Kunsthistoriker D. José Amador de los Rios zur Veröffentlichung der „Algunas consideraciones sobre la estatuaria durante la monarquia visigoda" in der Zeitschrift „Arte de España" vol. I, 1862, p. 157 u. ff., welche er 1882 vol. II, p. 5 und p. 13 ergänzte. Sr. Rios spricht sich dahin aus, dass die Yecla-Statuen zweifellos der westgothischen Kunst angehören, also aus dem 6. und 7. Jahrh. n. Chr. stammen. Es soll auf diese Ansicht bei Besprechung der gleichen Ansicht von Henszlmann zurückgekommen werden.

Im Jahre 1871 veröffentlichten die Padres Escolapios von Yecla ein „Memoria sobre las notabiles excavaciones hechas en el Cerro de los Santos". Die Padres geben darin der Vermuthung Ausdruck, dass der Fundort die Stätte der von den Carthagern zerstörten Hauptstadt von Baetica, Altea, sei. Nach ihrer Ansicht sind die Statuen Priestergestalten. Die Mehrzahl der Gestalten sind jedoch zweifellos, wie sich aus dem Schmuck u. s. w. ergiebt, Frauengestalten. Aus der Denkschrift verdient noch die Nachricht hervorgehoben zu werden, dass der gegenüber dem Cerro am nördlichen Thalabhang sich befindende Hügel, im Volks-

munde „Media barba“ genannt, in seinen unteren Theilen die Spuren cyclopischen Mauerwerkes und in seinen oberen die Reste einer alten Festung zeigen soll. Hier mag eingeschaltet werden, dass nach den Berichten Saviron's 1 *km* westlich ein zweiter Hügel, la Zorrera genannt, liegt, auf dessen Plateau sich ein künstlicher kleiner Hügel, ähnlich den von Schliemann in der Troas aufgedeckten Grabhügeln, erheben soll.

Sodann veröffentlichte D. Juan F. Riaño im Londoner „Athenaeum“, vol. II, pag. 23—24, einen sehr bemerkenswerthen Bericht, in welchem er seine Ansicht dahin äussert, dass ein Theil der Statuen wohl in den ersten Jahrhunderten vor Chr., der grössere Theil jedoch, darunter die kelchtragenden, in den ersten Jahrhunderten nach Chr. bis zur Zeit Constantin's entstanden sein könnten. Die kelchtragenden Figuren insbesondere entsprächen dem Gemisch orientalischer und antiker Culte, namentlich des Mithras-, Osiris-, Isis-, Serapis- und Dyonisios-Cultes, welche in den ersten Jahrhunderten nach Chr. in fast allen Theilen des römischen Reiches Eingang fanden und namentlich von den Gnostikern gepflegt wurden. So will er u. A. die Statuen mit den Flammenkelchen und den Emblemen der Sonne und des Mondes als dem persischen Mithras-Cult zugehörig betrachtet wissen, weil Mithras ursprünglich den, von dem heiligen Berge ausgegangenen Lichtstrahl personificirte. Im Dyonisios-Cult symbolisirte der Kelch die höchsten Ideen. Er wurde das Gefäss der Seelen genannt in Anspielung auf Proserpina, welche die auf die Erde herniedergestiegenen Seelen in ein Glas einsperrte. Im Uebrigen hält Riaño in Rücksicht auf die archaisirenden Gestalten es für wahrscheinlich, dass der Cerro de los Santos der Sitz mehrerer Civilisationen gewesen ist.

Als nächstfolgende wichtige Arbeit erscheint diejenige des Madrider Archäologen D. Juan de la Rada in der Zeitschrift „Museo Español de Antigüedades“, vol. VI, 1875, p. 249 ff. und vol. VI, 1876, p. 94 ff. Auf Grund weitausholender Untersuchungen analysirt Sr. Rada die in den Yecla-Statuen vorhandenen ägyptischen, assyrischen und griechischen Elemente. Unter Bezugnahme auf die ägyptisirenden Gestalten, die hieroglyphischen Inschriften, sowie den Bericht Polyb's (X. 10) über das ehemalige Vorhandensein eines Tempels des Gottes Ptah in Carthagena tritt er für das Uebergewicht des Einflusses Aegyptens in der Gestaltung der Statuen ein. Im Uebrigen vermeidet er Anfang und Dauer der Entstehungszeit genauer zu fixiren. In dem gleichfalls von Sr. Rada bearbeiteten und 1883 erschienenen Catalog des Museo Arqueologico werden die kelchtragenden Statuen als Priesterinnen (Sacerdotisas) bezeichnet.

Der französische Archäologe Carteilhac widmet in seinem 1876 erschienenen Werke „Les âges préhistoriques en Espagne et en Portugal“ den Yecla-Statuen eine längere Besprechung, welche in dem Satze ausklingt: „Les statues de Yécla, si elles sont authentiques, restent inexpliquées à tous égards: elles peuvent être protohistoriques et je devais en dire un mot.“

Sehr eingehend hat sich der ungarische Archäologe Henszlmann mit der Frage der kelchtragenden Statuen beschäftigt. Seine letzte Abhandlung darüber ist in dem „Compte-rendu du Congrès International d'Anthropologie à Budapest“, 1877, p. 501 ff. unter dem Titel „l'âge du fer“ veröffentlicht. Er stellt fest, dass 1., die in Süd-Russland aufgefundenen, unter dem Namen „Kamene babe“ bekannten Statuen, 2., eine Frauengestalt, welche inmitten einer, zu dem Schatze von Petreosa (Walachei) gehörenden Schale sitzt, 3., ein Figürchen am Griffe eines in Dänemark gefundenen Messers, in gleicher Weise, wie die Mehrzahl der Yecla-Statuen, ein kelchartiges Gefäss in Gürtelhöhe halten. Nach seiner Annahme ist dieses Gefäss das Symbol eines Volkes, welches von den Ufern

des schwarzen Meeres nach dem Norden, Westen und Süden Europa's auswanderte und dort dieses Symbol seiner Vorfahren bewahrte. Dieses Volk sind — nach Henszlmann — die Gothen und deren Vorfahren, die Skythen, welche als Stammessymbol angeblich einen Becher trugen, wie Herodot berichtet, auf Grund folgenden Abenteuers des Hercules an den Ufern des schwarzen Meeres: „Nachdem er die Rinder des Geryon geraubt, wurden ihm dieselben in der Nachtzeit wieder gestohlen. Er frug bei Echidna, dem halb Mensch halb Schlange gebildeten Weibe an, und erfuhr von ihr, dass sie selbst die Rinder weggeführt habe, und dass sie dieselben nicht wieder zurückgeben wolle, sofern er ihr nicht eine Nachkommenschaft sichere. Der immer liebesbereite Heros nahm diese Bedingung an und zeugte ihr drei Söhne. Von diesen sollte derjenige König werden, welcher im Stande wäre, seines Vaters Gürtel, welcher in der Mitte einen Goldbecher trug, umzugürten. Nur der jüngste Sohn, Skythes, vermochte dies. Er wurde daher König und gab seinen Namen dem Volke der Skythen, welche zur Erinnerung an die That ihres Urahnes einen Gürtel mit einem Becher zu tragen pflegten.“ Gewiss ist dieser symbolischen Deutung des Gürtelbechers bei den alten Skythen ein grösserer Reiz zuzusprechen, als der, von Henszlmann ebenfalls angenommenen Deutung, dass er ihnen als Gefäss zum Trinken der Milch ihrer Stuten nützlich und daher heilig war.

Nehmen wir auch mit Herodot an, dass der Becher im frühesten Alterthum bei den nördlich vom Kaukasus angesessenen Völkern eine symbolische Bedeutung hatte, so ist es doch sehr fraglich, ob die Uebertragung dieses Symbols nach Spanien erst durch die Westgothen, also nahezu ein volles Jahrtausend nach Herodot, erfolgt ist. Schon im frühen Alterthum haben Auswanderungen aus dem Kaukasusgebiet nach Spanien stattgefunden. Jedenfalls sind die Iberer, von welchen noch zu Strabo's Zeiten ein Stamm am Kaukasus ansässig war, von dort nach Spanien ausgewandert[1]). Wenn man nun schon nach verbindenden Elementen sucht, so liegt es näher, an die Iberer, als an die Westgothen zu denken. Von anderen älteren Schriftstellern wird überdies der Schauplatz der Thaten des Hercules, auch des Raubes der Rinder Geryon's, nach Spanien verlegt. Sowohl die südrussischen, als auch die spanischen Statuen tragen überhaupt nicht den Becher am Gürtel, sondern mit den Händen. Sodann sind die spanischen Statuen vorwiegend weibliche Gestalten von theils ausgesprochen archaisirendem Charakter, während die russischen sehr roh gebildete Männergestalten sind, bei welchen von Stil kaum zu reden ist. Die Erklärung, welche Henszlmann für diesen augenfälligen Unterschied beibringt, ist nicht als stichhaltig anzunehmen. Er meint, die in Süd-Russland sesshaft gebliebenen Gothen hätten byzantinische, die nach Spanien ausgewanderten archaistische und spätrömische Werke als Vorbilder für ihre Statuen gehabt. Die Kunst, welche die Westgothen in Spanien vorfanden und weiterbildeten, war sicherlich nicht eine archaisirende in dem Sinne, wie sie sich in den älteren Yecla-Statuen kundgiebt. Es war, wie die wenigen uns erhaltenen Reste westgothischer Kunst erkennen lassen, eine, durch byzantinische Elemente stark durchsetzte römische Decadence, welche die Grundlage dieser Kunst bildete. Schliesslich sind die Westgothen in Spanien eingetreten, nachdem sie über ein halbes Jahrhundert bereits dem arianischen Glauben angehörten und treue Anhänger des Christenthums waren. In keiner der älteren Yecla-Statuen lässt sich jedoch ein ursächlicher Zusammenhang mit irgend einer christlichen Ceremonie entdecken. Henszlmann legt ein besonderes Gewicht auf

1) Cfr. Plinius d. J.: „Iberi populi Hispaniae ab Iberis Asiae orti sunt.“

den Bericht des Mönches Rubriquis, welcher, 1253 auf einer Missionsreise durch Süd-Russland, auf den Grabhügeln — jetzt Kurgane genannt — der Comanen, Statuen gesehen hat, welche einen Becher am Nabel hielten: „Comani faciunt magnum tumulum et erigunt ei statuam versa facie ad orientem, tenentem ciphum (?) ad umbilicum." Die Comanen des XIII. Jahrhunderts folgten hierin gewiss einer alteinheimischen Sitte, von der man, sofern weitere Belege nicht erbracht sind, mit dem gleichen Rechte behaupten kann, dass sie von einem älteren Volke als dem gothischen abstammt. Der Brauch, die Grabhügel durch Statuen auszuzeichnen, hat bereits in Spanien in früher Zeit bestanden, wie die sogenannten „Statuen galläkischer Krieger" beweisen. Jedenfalls hat die Arbeit Henszlmann's das ausserordentliche Verdienst, zuerst die Herstellung eines Zusammenhanges zwischen den russischen und spanischen Statuen — der jedenfalls bestehen wird — angestrebt zu haben. Aber es wird weiterer Prüfung vorbehalten bleiben müssen, ob die Annahmen, von welchen er ausgeht, immer zutreffend sind. —

Der Henszlmann'schen Ansicht ganz entgegen sind die in neuester Zeit veröffentlichten Hypothesen von Prof. E. Hübner in Berlin und Prof. Léon Heuzey in Paris. Prof. Hübner widmet dem Yecla-Funde drei Seiten seines, 1888 in Barcelona preisgekrönten und erschienenen Handbuches „Arqueologia de España", p. 236—238. In knappster Form giebt er einen Ueberblick über den Fund und die bisher erschienene Literatur. „Man kann, nach seiner Meinung, aus den vorgefundenen Bauresten nicht mit Gewissheit schliessen, ob der Cerro eine alte Cultstätte gewesen ist, wie die zahlreichen Statuenfunde anzudeuten scheinen. Es ist wahrscheinlich, dass die letzteren, wenigstens ein Theil derselben, der ur- und vorrömischen Zeit angehören, und dass der Tempel selbst von bedeutendem Alter ist. Da unter den Sculpturen jedoch Elemente von zweifellos römischer Herkunft sich befinden, so muss der „Cerro de los Santos" mit seinen Alterthümern, in diesem Handbuch an das Ende des Kapitels, welches für die gemeinhin als „prähistorisch" bezeichneten Monumente bestimmt ist, gesetzt werden."

Die werthvollste aller bisher erschienenen Yecla-Studien ist zweifellos diejenige Prof. L. Heuzey's, des bewährten Directors der archäologischen Abtheilung des Louvre und feinsinnigen Kenners der Frühzeit der antiken Kunst. Diese Studie, welche er in der Sitzung vom 18. April 1890 in der Academie des Belles-Lettres vorgetragen hat, ist in den Comptes-Rendus derselben 1890, p. 125, sowie in der Revue d'Assyriologie 1891, vol. II, No. III, p. 96 veröffentlicht. In anziehender Weise schildert Heuzey, wie er, anfänglich von argen Zweifeln über die Aechtheit der ihm nur in Gypsabgüssen bekannten Statuen befangen, doch angesichts der Originale in Madrid die Ueberzeugung gewann, dass es sich hier um eine Reihe von Objecten von zweifelloser Aechtheit und um eine Sammlung von hohem Interesse handelt. Und wenn es dringend geboten sei, gefälschten Alterthümern unerbittlich den Krieg zu erklären, so bestände doch andererseits auch wieder eine Gefahr darin, durch ein Uebermaass von Misstrauen, aus der Geschichte Elemente herauszuwerfen, die ihr angehören. Das Resultat seiner sorgfältigen Analyse der abgebildeten Statue und einiger Köpfe ist folgendes (p. 108): „Wir haben es hier mit einer Gruppe von Sculpturen von archaischer Form zu thun, welche, wie der etruskische und cyprische Archaismus, eine Vermischung oder wenigstens sehr intime Nebeneinanderstellung (juxtaposition) griechischer und orientalischer Elemente darbietet, aber einen Charakter „sui generis" bewahrt. Die Verschiedenheit beruht, abgesehen von einigen Zügen ganz lokaler Eigenthümlichkeit, in dem verschiedenen Verhältniss der Mischung dieser Elemente. Griechisch, mit einem mehr oder weniger ausgesprochenen

archaischen Anklang, ist der herrschende Stil, ist der Typus der Gesichter und die allgemeine Anordnung der Gewänder. Orientalisch hingegen sind, abgesehen von einigen Einzelheiten des Schmuckes, die Traditionen und Gewohnheiten der Werkstatt, ist der Geist, welcher die Ausführung leitet, ist die Erziehung der Hand. Iberisch ist die barbarische Uebertreibung einiger Kostüm-Einzelheiten und die übermässige Rohheit einzelner Theile."

In welcher Zeit und durch welches Volk diese „art mixte" importirt worden sein könnte, erklärt Hr. Heuzey folgendermaassen: „Der Theil der Mittelmeerküste, in deren Hinterland der Fundort der Alterthümer liegt, ist gerade jenes Gebiet, in welchem Griechenland und der Orient sich frühzeitig einfanden. Vom 6. Jahrhundert vor Chr. ab errichteten die Griechen, insbesondere Griechen massiliotischer und phokaeischer Herkunft, in dem nördlichen Theile dieses Küstenstriches eine Reihe von Kolonien, wie Rhodos (das heutige Rosas), Emporia (Castellon de Ampurias), Zakynthos (Sagunt). Gegen Süden bildete die Grenze ihres Gebietes der grosse Vorsprung des Cap St. Martin, auf welchem die kleine Stadt Hemeroscopion mit dem Tempel der ephesischen Artemis als vorgeschobener Posten den Horizont der feindlichen Meere überwachte. Jenseits dieser Grenze beherrschte das phönicische und punische Element den südlichen Theil der Küste bis zur Meerenge von Gibraltar. Die Seestädte Malaga, Abdera u. s. w. sind nach phönicischem Typus gebaut. Die nördlichste von allen und diejenige, welche dem uns interessirenden Gebiete am nächsten liegt, Carthagena, ist freilich erst 228 vor Chr. durch Hasdrubal, dem Stiefbruder und Vorgänger Hannibal's, gegründet. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass schon viele Jahre vor der Gründung des spanischen Carthago, carthagische Handelshäuser diese wunderbare Küste ausbeuteten, jenes Land der Palmenwälder und Silberminen, der unvergleichlichen Huertas von Alicante, Elche, Orihuela und Murcia. — Man muss wissen, dass der Cerro de los Santos im Bereiche des alten ager carthaginiensis lag, und zwar in den Bergen, welche die nördliche Umrahmung dieses Bassins und die Scheide zwischen dem carthagischen und griechischen Gebiete bildeten. Neben der von den Carthagern eifrig betriebenen Minenausbeutung giebt auch der Handel mit Hanf, welcher auf dem von Strabo erwähnten Pfriemengrasfeld gewonnen und nach dem ganzen Mittelmeer zur Anfertigung von Tauwerk exportirt wurde, die Erklärung, dass es bis in die Sierra hinein gutbesuchte Handelsplätze gab. In der Nähe derselben waren dann, wie anderswo, reiche Heiligthümer, an deren Festen die Kaufleute von der Küste, die Griechen und Carthager mit den unabhängigen Stämmen des Innern in Berührung traten."

„Die Conjecturen sprechen daher zu Gunsten des Einflusses, welchen die eine oder andere Rasse auf die Herstellung der zahlreichen, in einem Orte dieses Gebirgsgebietes aufgefundenen Statuen hat ausüben können."

Die Vereinigung von griechischem Stil und orientalischer Technik erklärt Hr. Heuzey durch „die Rückwirkung (action en retour) des griechischen Archaismus auf die asiatische Kunst und besonders auf die phönicische." Die phönicische Kunst entbehrte, wie jede semitische Kunst, der selbstschöpferischen Gestaltungskraft. Sie war mehr reproductiv. Nachdem sie ägyptische, dann chaldaeische und assyrische Vorbilder nachgeahmt hatte, war sie später bestrebt, ihre Gedanken in den Formen ihrer genialen Schülerin, der griechischen Kunst, zu verkörpern. Die Gesammtform wurde griechisch, zunächst archaisch, aber die Einzelheiten und die Technik entsprachen noch den alten ägyptisch-assyrischen Traditionen. Dieser Archaismus, welchen Heuzey griechisch-phönicisch zu benennen wünscht, unterscheidet sich, eben da er dem Oriente näher steht als der rein griechische Archaismus, durch eine leb-

haftere und tiefere orientalische Färbung. Heuzey nimmt nun an, dass sich jene Rückwirkung des griechischen Archaismus mit besonderem Nachdruck in dem reichen und hochentwickelten Carthago, welches an so vielen Punkten in Berührung und Wettbewerb mit der hellenischen Welt stand, hat geltend machen müssen. Er kommt dann zu dem Schlusse, dass „die Kunst, die wir auf dem Cerro de los Santos finden, dieser griechisch-phönizische oder, wenn man will griechisch-punische Archaismus ist. Sicherlich sind es die Carthager, welche sie, sei es vor, sei es nach der Gründung von Carthagena, in das, den ager carthaginiensis begrenzende Gebirgsgebiet verpflanzt haben."

Die abgebildete Statue gehört nach Heuzey der Zeit der römischen Eroberung, also ungefähr 200 vor Chr. an. Besonderes Gewicht legt er dem Bericht Polyb's bei, dass Scipio bei der Einnahme Carthagena's 2000 Handwerker vorfand, welche er zu Sklaven machte und denen er nach dem Kriege die Freiheit wiederzugeben versprach, wenn sie sich in den Dienst des Siegers stellen wollten. „So wurde also die Arbeiterbevölkerung der grossen carthaginiensischen Colonie weder zerstreut noch vernichtet. Sie musste nach der römischen Besitznahme ihre Thätigkeit und die Kundschaft der umwohnenden iberischen Stämme wiederfinden. Diese Annahme, gestützt auf einen historischen Text, leitet über zu den zahlreichen Sculpturen des Cerro de los Santos, deren roherer und neuerer Stil uns die lange Verfallzeit dieser Kunst zeigt. Hier, es ist wahr, verwickelt sich die Frage und wird schwierig. Diese Statuen aus der Verfallzeit enthalten eine ziemliche Anzahl von Inschriften von verdächtigem Aussehen, welche vollständig die Zurückweisung der Commission des Trocadero im Jahre 1878 erklären und für die kein Archäolog gern die Garantie übernehmen möchte. Alles zusammengenommen handelt es sich sowohl hinsichtlich der Sculpturen als auch der Inschriften um verworrene Probleme, deren Lösung nur an Ort und Stelle angesichts der Monumente und durch eine sorgfältige Forschung in dem Fundgebiete in guter Weise geschehen kann."

Man wird zugeben müssen, dass die werthvolle Arbeit Heuzey's die Yecla-Frage um ein gutes Stück der Lösung näher gebracht hat. Es ist klar, dass die Phönicier, welche nach Strabo, III. 151 „schon vor Homer's Zeiten bis zur römischen Eroberung die besten Theile Iberien's besassen und die Lehrer der Iberer waren," Spuren ihres künstlerischen Einflusses und Schaffens zurückgelassen haben müssen. Wenn man dieselben bisher nicht in vollem Maasse erkannt hat, so mag es wohl daran liegen, dass man über das Wesen der phönicischen Kunst bis vor nicht allzu langer Zeit überhaupt wenig unterrichtet war. Erst die epochemachenden Erfolge der französischen Mission in Syrien unter Ernest Renan[1]), die Arbeiten Ph. Berger's[2]), die Ausgrabungen auf Cypern durch Cesnola[3]), auf Sardinien und auf der Stätte des alten Carthago[4]), sowie das, alle Forschungsergebnisse zusammenfassende Werk von Perrot et Chipiez: Histoire de l'art dans l'antiquité, tom. III, Phénicie-Chypre — haben uns über den Umfang und die Bedeutung der Kunstthätigkeit eines Volkes, welches man lediglich als Handelsvolk zu betrachten geneigt war, eingehendere Kenntniss verschafft. Bemerkenswerth ist nun, dass auf allen den vorgenannten Gebieten auch Statuen ähnlichen Charakters aufgefunden worden sind, z. B. in Amrit (Syrien), Athieno (Cypern),

1) Mission de Phénicie, vol. in 4°. Atlas in fol. mit 70 Tafeln. Paris 1863—74.
2) Ph. Berger. La Phénicie. — Ex voto du Temple de Tanit à Carthage.
3) De Cesnola, Cyprus.
4) Beulé. Fouilles à Carthage.

Sulcis (Sardinien). Carthago u. s. w. Gewiss, sie haben unterscheidende Merkmale, die sich jedoch auf Einzelheiten beziehen, — der Grundgedanke, welchem sie ihre Entstehung verdanken, aber scheint überall derselbe zu sein. Hinsichtlich des letzteren ist die Ansicht erwähnenswerth, welche Ernest Renan bei Besprechung der Statuen von Amrit, deren Fundumstände übrigens in mehr als einer Beziehung denjenigen von Yecla ähnlich sind[1]), geäussert hat. Er meint[2]): „Soll man in diesen Bildmalen durch Jahrhunderte hindurch hergestellte Portraits von Priestern und Priesterinnen erblicken? Wir glauben es nicht. Die in diesen Statuen dargestellte Persönlichkeit scheint uns der Vollzieher eines der Gottheit des Tempels geweihten Gelübdes oder Opfers zu sein: das ist der „Baal hazzebakh“, der Herr des Opfers, nach der Bezeichnung in den Tarifen von Marseille und Carthago[3]). Das Gelübde und das Opfer sind vergängliche Dinge. Man konnte fürchten, dass die Gottheit sie schnell vergessen würde. Eine Inschrift war schon ein Mittel, um die Erinnerung an das Gelübde dauernder zu erhalten: aber eine Statue war ein noch eindrucksvolleres Memento. Indem man sich unter den Augen der Gottheit in dem Acte der Erfüllung eines Opfergelübdes darstellen liess, erinnerte man sie gewissermaassen unaufhörlich an die Opfergabe und die Verehrung, welche man ihr gezollt hatte. Ein solcher Gedanke entspricht ganz dem materialistischen Charakter der phönicischen Culte, in welchen das Gelübde eine Art Geschäftssache, eine Art Gegenrechnung ist, in der man genau erwägt, was man giebt und was man dafür erhalten hat. In diesen Statuen haben wir daher die Bildnisse frommer Menschen, welche im Begriffe sind, sich ihres Gelübdes vor der Gottheit zu entledigen. Das Bild war mehr oder weniger gross, sorgfältig und kostbar gestaltet, je nach den Mitteln desjenigen, welcher die Statue weihte.“

Aehnlich lautet die Ansicht Heuzey's über die Bedeutung der Yecla-Statuen. Mit Bezug auf die abgebildete Statue sagt er[4]): „Was die Haltung und Geste anbelangt, so muss zunächst betont werden, dass diese Haltung der Mehrzahl der in einem und demselben Orte aufgefundenen Statuen gemeinsam ist. Nach meiner Empfindung hat die dargestellte Handlung vornehmlich den Charakter religiöser Widmung: es ist die Darbringung des Trankes, die Einleitung (prélude) der Libation und des Opfers. Ich glaube, dass man vor Allem die unzähligen Statuen chaldäisch-assyrischen Stiles, welche gleichfalls den Trinkkelch oder ein Fläschchen vor sich halten, zum Vergleiche heranziehen muss. Es ist natürlich, auch an die Votivfiguren Galliens (?), welche mit dem Becher in der Hand dargestellt sind, zu denken, und ich würde selbst nicht die rohen Babas der alten Hügelgräber von Russland ausschliessen. Das asiatische Alterthum giebt uns eben hier, wie immer den gemeinsamen Ursprung und die erste Ueberlieferung eines Motivs, welches sich in der Folge in die verschiedensten Gegenden verbreitet und oft bis in sehr späte Zeiten forterhält. In gewissen Fällen konnte es eine funeräre Bedeutung haben. Denn die Libation ist ebensowohl die Einleitung (prélude) des heroischen,

1) Vgl. Brief Gaillardot's an Renan, mitgetheilt in den Additions der „Mission de Phénicie“, p. 850.

2) Revue archéologique XXXVII, p. 823.

3) In Marseille und Carthago hat man je einen Text auf einer Steintafel gefunden, in welchem die Art und der Preis eines jeden, von den Gläubigen zu vollziehenden Opfers mit minutiöser Genauigkeit festgesetzt sind. Die Texte sind unter dem Namen „Tarife“ in der wissenschaftlichen Welt bekannt.

4) Revue d'Assyriologie, vol. II, No. III, p. 104.

wie des Todtenmahles[1]). Aber die Aufstellung der Statuen des Cerro auf einer Plattform (?), welche nichts von einer Nekropole, im Gegentheil ganz den Charakter eines Cultbezirkes hat, gestattet nicht zu zögern, die Erfüllung eines religiösen Ritus anzuerkennen. Wir haben vor uns das Bild einer Frau von hohem Rang, welche wünschte, in effigie als Anbetende (adorante) in dem Heiligthum aufgestellt zu sein[2]). Es ist nicht nöthig, deshalb aus ihr eine Priesterin, eine Sacerdotisa, wie der Catalog[3]) sagt, zu machen."

Es ist bezeichnend, dass zwei so selbständige Forscher, wie Renan und Heuzey, sich über Statuen aus topographisch so entfernten Gegenden in nahezu gleichem Sinne äussern. Man wird sich schwerlich der Einsicht verschliessen können, dass zwischen diesen Statuen enge Beziehungen bestehen müssen. Hinsichtlich des Stiles und der Haltung sind dieselben mehr oder weniger offenkundig. Es ist hauptsächlich der von den Statuen gehaltene Gegenstand, welcher unterschiedlich wirkt. Bei den syrischen, cyprischen und sardinischen Figuren ist er vorzugsweise eine Schale, ein Fläschchen, ein Zweig, eine Taube u. s. w., bei den spanischen jedoch das Kelch- oder Bechergefäss. Es mag dies jedoch lediglich auf lokale Traditionen zurückzuführen sein, da in Spanien das Trankopfer jedenfalls das Alteinheimische und Gebräuchlichere war. Denn Artemidor[4]) berichtet, dass die zu den heiligen Stätten Pilgernden dort Trankopfer verrichteten und des Wassermangels wegen das Wasser mit sich führten. Wenn Heuzey mit seiner Hypothese, dass die Statuen griechisch-phönicischen Stiles, also durch die Phönicier entweder geschaffen oder wenigstens beeinflusst sind, Recht behält, so wäre dies für die Archaeologie Spaniens von epochemachender Bedeutung[5]), weil bisher noch kein Monument phönicischen Stiles auf der Halbinsel sicher erwiesen ist.

Lediglich um alle Conjecturen zu erschöpfen, mag noch anheimgestellt werden, ob in Rücksicht auf das von Riaño, de la Rada und auch von Heuzey bestätigte ziemlich starke Auftreten persischer Traditionen und Motive in der Gewand- und Haarbehandlung, in den Emblemen der Sonne und des Mondes, dem Flammenkelch u. s. w. dem Berichte Plinius' d. J. „In universam Hispaniam Varro invenisse Persas, Iberos et Phoenicos tradit" irgendwelche Bedeutung beizumessen ist.

Diese Darlegungen werden zur Genüge beweisen, dass die Yecla-Sammlung eine Fülle von Problemen in sich schliesst, deren endgültige Lösung das volle Rüstzeug der gesammten Alterthumswissenschaft fordert. Zweck des Vortragenden konnte es nur sein, Berufenere deutscherseits zur Mitarbeit an der Lösung dieser hochmerkwürdigen Frage anzuregen und im Allgemeinen dem Lande seiner Neigung auch in archäologischer und anthropologischer Hinsicht Freunde zu gewinnen. —

---

1) Man vergleiche Ev. Matth. 26, 7—12. Joh. 12, 3—7.

2) Sollte sich nicht die noch heute, namentlich in ligurischen Städten, wie Genua, Livorno u. s. w. zu beobachtende Sitte, dass sich vornehme Frauen in ihren besten Gewändern auf den Gräbern ihrer Gatten darstellen lassen, auf, wenn auch nicht gleiche, so doch ähnliche Motive zurückführen lassen?

3) Catálogo del Museo Arqueologico Nacional, Madrid. 1883. p. 298.

4) Strabo III. 138.

5) Hübner, Arqueologia, p. 222.

Sitzung vom 20. Februar 1892.

Vorsitzender Hr. **Waldeyer.**

(1) Aus Petersburg ist die betrübende Nachricht von dem Tode des berühmten Africa-Forschers Wilhelm Junker, unseres langjährigen Mitgliedes, eingegangen. Ihm war es noch vergönnt, den Abschluss seines grossen Reisewerkes zu erleben, das uns über grosse Länder und zahlreiche Völker, die nun wahrscheinlich für längere Zeit der europäischen Einwirkung entzogen bleiben werden, in anschaulicher Weise berichtet, und das die Erinnerung an seine langen und mühseligen Forschungen auch der späteren Nachwelt erhalten wird. —

Die Gesellschaft hat ferner durch den Tod verloren den Hotelbesitzer Borgmeyer zu Göhren, Mönchgut. —

(2) Zu Münster in Westfalen ist ein eifriger Alterthumsforscher, der Juwelier Wippo, der auch uns gute Dienste geleistet hat, gestorben. —

Mit besonderer Theilnahme erfüllt uns der Tod von Alexander Rizo Rangabé, der sein Land lange Jahre hindurch als Gesandter unter uns vertreten hat und dessen ausgebreitete Kenntniss der alten Literatur ihm einen hervorragenden Platz unter den Fachgelehrten sicherte. Er ist am 28. Januar zu Athen gestorben. —

(3) Don Marcos Ximenes de la Espada dankt in einem Schreiben aus Madrid vom 12. Februar auf das Wärmste für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede. —

(4) Freiherr F. v. Alten, das neu ernannte Ehren-Mitglied, übersendet aus Oldenburg unter dem 18. Januar folgendes Dankschreiben:

„Hochverehrte Herren! Wenn irgend etwas mir eine unendliche Freude und Ueberraschung bereitet, so ist es die so ehrenvolle Auszeichnug, welche Sie mir erwiesen, indem Sie mich würdigten, als Ehren-Mitglied in Ihre Mitte zu treten. Das ist eine Ehre, von der ich nur sagen kann, dass ich niemals geglaubt habe, sie erhoffen zu dürfen. Wie konnte ich auch in meinem stillen Eckchen daran denken, bemerkt zu werden! Soweit ging mein Ehrgeiz nicht. Ich war zufrieden in der Hoffnung, dereinst zu den Steinträgern gezählt zu werden, welche Ihnen, meine Herren, den Meistern, die Bausteine zu dem Bau der festen Fundamente, zum hehren Bau des Tempels der Geschichte unseres Vaterlandes, herbeitrugen.

„So, meine hochverehrten Herren, werden Sie mir nachempfinden, welche Ueberraschung, welche Freude Sie mir bereiteten durch die ungeahnte Auszeichnung. Gestatten Sie mir, Ihnen aus vollem Herzen meinen wärmsten Dank auszusprechen und zu bitten, überzeugt zu sein, dass mein ganzes Streben ist und bleiben wird, das zu leisten, welches Sie in dem stolzen Ehrenbrief so nachsichtig für mich auszusprechen die Güte hatten.“

Hr. Virchow macht aus einem gleichzeitig an ihn gerichteten Schreiben des Hrn. v. Alten noch folgende Mittheilung:

„Ich lebe der Hoffnung, dass ich noch in diesem Winter Gelegenheit haben werde, mich persönlich vorzustellen und zu danken.

„Versichern kann ich, dass eine solche Anerkennung, welche ich wahrlich nicht glaube verdient zu haben, mir eine erneute, mächtige Anregung gegeben hat, Alles aufzubieten, um die letzten, wenn auch nicht geringsten Schwierigkeiten zu überwinden, um besonders die Frage der Bohlenwege zu Ende zu führen. Ich denke im Sommer d. J. besonders 3 Untersuchungen zu machen und zwar:

1. Schanzen bei Sierhausen in ihrem Bau und ihren möglichen Beziehungen zu den Römerzügen und Bohlenwegen, wenn ich auch gestehe, dass ich immer mit einer Art von germanischem Widerwillen an diese fraglichen römischen Dinge gehe, wohl veranlasst durch das heutige Haschen nach Römerspuren. Von vielem Arbeiten auf diesem Felde könnte man sagen: „mit diesem Trank im Leibe sehen sie Römer in jeder Scherbe". Es wird thatsächlich viel zu weit darin gegangen. Ganz kürzlich habe ich noch erlebt, dass mittelalterliche Pfeile von Eisen für römisch angesprochen wurden, und das von sehr gelehrten Leuten. Doch davon ein anderes Mal.

2. das wunderbare Saterland, in dem ich völlig stecke, — dies merkwürdige Inselland, — vermuthlich auch thatsächlich. Ich strebe jetzt nach Anfertigung einer Karte, in Profilen, in Länge und Breite, besonders im Verhältniss zur Meereshöhe: da wird sich, wie ich glaube, herausstellen, dass Saterland eine Inselgruppe war. Denn würden die Deiche an Ems und Jümme (Leda) durchstochen, so würde, wenn mein ziemlich geschultes Auge mich nicht täuscht, das Ländchen, mit Einschluss des Huimelings, noch heute eine Inselgruppe bilden.

3. eine Untersuchung der Aseburg bei Löningen, in der ein Schlüssel sicher völlig römischer Form gefunden wurde, ausgegraben von Dr. Schuchhardt. Die Form der Burg ist die der Ringwälle; weitere als römisch anzusprechende Dinge kamen noch nicht zu Tage, doch viel eiserne Sachen, die aber, ausgenommen eine eiserne Axt, nicht an Rom erinnern. Alles stammt aus dem Mittelalter. Mit diesen Dingen wird der Sommer wohl hingehen und das Geld auch.

„Ich schreibe Ihnen dies, verehrter Freund, damit Sie sehen, welcher Antrieb mir durch das ehrende Diplom gegeben ist, denn ich versichere, dass ich ganz missmuthig war. Es wird mir gerade nicht leicht, dergleichen Untersuchungen zu machen, man wird alt und schwierig, aber jetzt will ich und kann ich ermuthigt wieder an's Werk gehen und hoffen, mit der That darzuthun, dass ich wirklich verdiene, ein würdiges Glied der verehrten Gesellschaft zu sein." —

(5) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Herzog von Urach in Stuttgart.
Banquier Ferdinand Meyer in Berlin.

(6) Der Ausschuss hat sich constituirt und Hrn. W. Schwartz wiederum zum Obmann erwählt.

Für die durch Ablehnung der HHrn. Nehring und Ascherson vakante Stelle im Ausschuss ist Hr. Möbius cooptirt worden. —

(7) Der Vorsitzende begrüsst das in der Sitzung anwesende, correspondirende Mitglied, Hrn. Sophus Müller aus Kopenhagen. —

(8) Es sind Einladungen eingegangen zu der Enthüllung der von Hrn

Bildhauer Büchting vollendeten Büste Nachtigal's, welche am 23. Februar im Museum für Völkerkunde in feierlicher Weise stattfinden wird. —

(9) Das Comité für die Rud. Virchow-Feier hat der Gesellschaft eine Bronze-Medaille des Jubilars als Geschenk übergeben. —

(10) Hr. Castan ladet die Mitglieder der Gesellschaft in sein Panopticum ein zur Vorführung einer dort befindlichen Gruppe von Schuli. —

(11) Der Reichstag hat 40 000 Mark für die Erforschung des Limes Romanus bewilligt. —

(12) Das Consulat in Saigon übersendet unter dem 18. Januar im Auftrage des Hrn. Jagor eine Probe annamitischer Notenschreibung (für Musik). —

(13) Hr. W. Joest ist, nachdem er einen Vorstoss bis Wadi-Halfa gemacht hatte, nach einem Briefe vom 6. Februar wieder in Cairo angekommen. Er meldet leider, dass das schöne Projekt des Neubaues eines Museums von der Finanz-Commission wegen des hohen Anschlages des Mr. Grébaut (200 000 £) abgelehnt worden ist. —

Hr. Virchow erwähnt aus dem Schreiben, dass seine Grüsse nach Ballany in Nubien nicht ausgerichtet werden konnten, da der Cook'sche Dampfer dort nicht landete, dass aber nach Mittheilungen in Abu Simbel das Dorf eine reiche Dattelernte gehabt hat und sein Gastfreund, der alte Schech, sich sehr wohl befindet. —

(14) Hr. Virchow legt das Programm des Moskauer internationalen Congresses vor, welches auf seine Veranlassung aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt worden ist. Darnach wird der prähistorische Congress vom 1./13. bis 8./20., der zoologische vom 10./22. bis 18./30. August dauern. Die officielle Sprache ist die französische. Für die Theilnahme an je einem der Congresse sind 20, an beiden zusammen 30 Francs zu entrichten. Referate sollen bis zum 1. 13. März eingesendet sein. Mit dem Congress ist eine wissenschaftliche Ausstellung verbunden. Ermässigungen der Fahrpreise für Hin- und Rückreise von der Grenze bis Moskau, sowie bei wissenschaftlichen Excursionen werden durch besondere Circulare bekannt gemacht werden. Eine Vorversammlung ist auf den 19./31. Juli anberaumt. Eine wissenschaftliche Excursion in die Umgegend Moskau's ist für den 9./21. August geplant.

Ein gleichzeitig eingegangenes Blatt der Moskauer Deutschen Zeitung vom 10. Februar (Nr. 110) giebt nähere Auskunft über die rege Theilnahme, welche die Professoren der Universität dem Unternehmen widmen, und widerlegt die mancherlei missverständlichen Auffassungen, welche in die Presse übergegangen sind.

Hr. Virchow spricht sein Bedauern aus, dass auch in die deutsche Presse solche Bemerkungen gelangt sind, und bittet die Mitglieder, durch recht zahlreiche Theilnahme zu zeigen, wie sehr es uns darum zu thun ist, die freundschaftlichen Beziehungen, deren wir uns in reichem Maasse von den russischen Gelehrten zu erfreuen hatten, zu pflegen. Gleich dem Vorsitzenden hoffe er selbst der Einladung entsprechen zu können. —

(15) Der Alpenclub für die Krim zu Odessa zeigt an, dass er sich die

Publication wissenschaftlicher Localforschungen, sowie die Unterstützung der Alpinisten, Künstler, Naturforscher und sonstiger Gelehrten auf ihren Reisen in die Gebirgsgegenden des Landes zur Aufgabe gestellt hat. Er wünscht Schriften-Austausch. Secretär des Clubs ist Hr. Prof. Fr. Kamienski in Odessa. —

(16) Das Programm des IX. internationalen Americanisten-Congresses vom 30. November 1891 wird vorgelegt (Präsident Antonio Maria Fabié, General-Secretär Justo Zaragoza in Madrid). Da der Orientalisten-Congress vom 1. bis 6. October (in Lissabon?) tagen wird, so sind die Sitzungen des Americanisten-Congresses im Kloster de la Rabida (Provinz Huelva) auf den 7. bis 11. October angesetzt, an welchem letzten Tage, dem Jahrestage der Entdeckung America's, daselbst das Erinnerungs-Monument inaugurirt werden wird. Der Mitgliedsbeitrag (12 Francs) kann bei dem spanischen Consulat in Berlin (General-Consul Eugen Landau, Voss-Strasse 34, W.) eingezahlt werden, welches auch die Aushändigung der Karten übernimmt. Sämmtliche spanische Eisenbahnen haben eine Reduction von 50 pCt. auf den Preis des Billets für Mitglieder des Congresses bewilligt, welche vom 25. September bis zum 25. October gültig ist. Die Vorzeigung der Mitgliedskarte ist unter allen Umständen erforderlich. Ausserdem muss das Datum der Abreise vor dem 1. September dem General-Secretariat (Madrid, 11 Calle de San Mateo) angezeigt werden. Auf Grund dieser Meldung wird auch für Logis und Einladungen zu den Festen in Madrid und Huelva gesorgt werden.

Im Kloster Santa Maria de la Rabida, dessen Guardian Fray Juan Perez durch seine Festigkeit und Energie Christoph Columbus in der Vorbereitung seines grossen Unternehmens ermuthigte, wird ein Buch gedruckt werden, — das einzige an diesem Druckort, — welches die Liste der Mitglieder und biographische Mittheilungen über alle diejenigen, welche vor dem 15. August ihren Beitritt anmelden, nebst Berichten über das alte Kloster de la Rabida und die Stadt Palos de la Frontera, biographische Notizen über Columbus, Pinzon, die katholischen Könige und alle, welche unmittelbar an dem Werke der Entdeckung betheiligt waren, enthalten soll. Biographische Notizen der Mitglieder müssen rechtzeitig eingesendet werden, da das Buch vor dem 7. October gedruckt sein soll.

Ce livre, sagt das Comité, aura la valeur d'un véritable incunable du XIXème siècle. Il méritera l'acceptation de tous les bibliophiles.

(17) Hr. Paul Topinard, früherer General-Secretär der Pariser anthropologischen Gesellschaft (bis 1886), ist aus der Gesellschaft ausgeschlossen worden, nachdem tiefgehende Differenzen sich zwischen ihm und der Gesellschaft erhoben hatten (Bullet. 1890, p. 597). Eine kürzlich eingegangene Nummer des Droit, Journal des Tribunaux, vom 31. Januar, bringt in ausführlicher Wiedergabe ein Urtheil des Tribunal civil de la Seine, wonach Hr. Topinard, der seine Ansprüche als Membre fondateur und als lebenslängliches Mitglied geltend machte, zurückgewiesen worden ist. —

(18) Das correspondirende Mitglied, Hr. H. Burmeister, welcher vor Kurzem seinen 86jährigen Geburtstag in ungestörter Gesundheit gefeiert hat, berichtet in einem Briefe aus Buenos Aires vom 21. December 1891 über

aztekische Alterthümer im Museo Nacional zu Buenos Aires.

„Ueber den famosen Federnschmuck Montezumas, den Cortes an Karl V.

gesendet hat und der jetzt in Wien aufbewahrt wird, kann ich authentische Auskunft ertheilen.

„Das hiesige National-Museum besass seit etwa 30 Jahren 22 Tafeln, 1 *m* lang und 30 *cm* breit, aus Holz gearbeitet und mit Gyps überzogen, worauf die Eroberung Mexico's durch Cortes bildlich dargestellt ist. Die erste Tafel stellt die Vernichtung der Schiffe durch Cortes selbst dar, die letzte Guatimozin's Gefangennahme mit seiner Familie, einem Halbdutzend Frauen und Diener. Auf der zehnten Tafel ist die erste Zusammenkunft von Cortes mit Montezuma dargestellt, auf einem offenen Platz vor der Stadt Mexico. von Bäumen beschattet: der Empfang ist im Stil eines Herrschers durch einen Vasallen gehalten. Montezuma erscheint im kaiserlichen Ornat, mit grossem Federmantel bekleidet, vielleicht demselben, der jezt in Brüssel aufbewahrt wird, wohin ihn Karl V. schenkte: er hat gelbe Stiefel an. die bis zur halben Höhe der Waden reichen. Kniee und Untertheil der Schenkel sind nackt, der Körper darüber anliegend bekleidet. Auf dem Kopfe hat er eine weisse Kappe von Fell oder Federn, etwa Schwanendunen. welche von einem zollbreiten goldenen Ringe über Stirn und Hinterkopf gehalten und ausserdem von einem viel schmäleren, runden, goldenen Reif in querer Richtung überwölbt wird. Cortes ist in voller Rüstung, hat aber den Helm abgenommen und hält ihn in der Linken, vorübergebeugt mit demuthsvollem Ausdruck sich vor Montezuma verneigend. Hinter Montezuma, dessen Figur, wie die von Cortes. 11—12″ hoch ist, folgt das kaiserliche Beamten-Personal und neben dem ersten Paare desselben stehen zwei Diener, einer zu jeder Seite des Kaisers, welche auf hohen Stangen über dem Kopf Montezumas zwei ganz ähnliche Federfächer halten, wie der noch jetzt in Wien aufbewahrte. Es sind dies kreisrunde Federnflächen, die Mitte derselben ist gelb, die äussere Ringschicht dunkel, vielleicht violett oder blaugrün, denn die Farbe ist etwas verblichen. Jeder hat etwa den Umfang eines Präsentirtellers mittlerer Grösse, d. h. nach dem Verhältniss zur Grösse der Figuren gemessen, die, weil sie mehr zurückstehen, etwas kleiner sind, als Montezuma und Cortes. Nach diesem Gemälde muss ich nun den so viel besprochenen Federnschmuck für nichts anderes, als für einen Fächer erklären, mit dem sich der Kaiser von seinen Dienern Kühlung oder Schutz gegen den Sonnenbrand ertheilen liess, und weder für einen Kopfschmuck, noch für eine Standarte, sondern einfach für einen Fliegenwedel oder Sonnenschirm. Die beiden gleich grossen und gleich gefärbten Fächer stehen in gleicher Richtung mit den Stielen senkrecht über dem Haupte Montezumas, nicht wagerecht, wie Schirme, und deshalb scheint mir die Deutung als Fächer die richtigste.

„Die Gemälde stammen aus Mexico und wurden dem hiesigen Museum von einer wohlhabenden Familie geschenkt; die Tafel, wo Cortes von Montezuma in den Empfangssaal seines Schlosses geführt wird und worin zwei goldene Armsessel zu ihrer Aufnahme bereit stehen, hat eine Inschrift: Miguel Gonzales pinxit; aber leider kein Datum. Jede Tafel hat oben in einem besonderen Medaillon eine Angabe über das, was auf ihr vorgestellt wird; die Schrift ist eine reinliche spanische Cursivschrift, welche, dem Charakter der Schriftzüge nach, von Kennern als aus der Zeit Karls V. stammend gedeutet worden ist.

„Cortes liess mehrere Copien dieser Art von dem genannten Maler anfertigen, wahrscheinlich in dem Zeitraume nach 1530, als er nach Mexico zurückgekehrt war und ruhig auf seinem Landsitz bei Mexico lebte, sich mit Agrikultur und Viehzucht beschäftigend, bevor er die verunglückte Expedition nach Californien antrat. Er schickte je eine Copie an verschiedene Granden Spaniens und erfuhr ich aus dem Bericht H. de Saussure's über den geographischen Congress in Madrid.

dass eine ganz ähnliche Suite von 22 Tafeln im Besitze des Duque de Vergara (oder besser Veragua?) sich befinde, eines Nachkommen in weiblicher Linie von Columbus Sohn, der diesen Titel von der Krone erhielt.

„Die Gemälde lehren übrigens, dass der Maler kein geschulter Künstler war, aber wohl ein befähigter Dilettant, denn die menschlichen Figuren sind richtig gezeichnet und verrathen in Stellung und Bewegung viel Leben. Cortes kehrt fast auf allen Tableau's wieder und stets in gleicher Portrait-Figur, von anderen Anführern, z. B. Alvaredo, sich scharf unterscheidend. Auch Montezuma's Figur hat Eigenthümlichkeiten, welche ein Porträt andeuten. Besonders gut sind die Frauen gehalten, mit ächtem mexikanischen Ausdruck; wie namentlich Guatimozin's 12jährige Gemahlin, Montezuma's Tochter, welche ein spanischer Grande heirathete, als Guatimozin gehängt worden war, — ein hübsches einnehmendes Gesicht!" —

Hr. Virchow dankt dem greisen Forscher, der uns noch recht lange erhalten bleiben möge, für die Fortdauer seiner freundlichen Beziehungen und für die höchst wichtige Mittheilung, welche ganz neue Gesichtspunkte für die uns so lange beschäftigende Angelegenheit der Ambraser Reliquien liefert. Er theilt zugleich mit, dass er auf Wunsch der Frau Zelia Nuttall dem kaiserl. königl. Hof-Intendanten Hrn. v. Hauer Mittheilung von den Entdeckungen dieser Dame gemacht habe und dass in Folge derselben nicht nur der bezeichnete Federschmuck, sondern auch einige andere, nicht minder werthvolle mexicanische Stücke in das Wiener Hofmuseum übergegangen sind. Er spricht seine Freude darüber aus, dass der nächste Americanisten-Congress so bedeutungsvolle Ueberreste aus der Zeit der Conquista geborgen sehen werde. —

Hr. Bastian hält eine Copirung dieser Tafeln für ein wahres Desiderat. —

(19) Hr. Rich. Andree in Heidelberg übersendet eine Mittheilung über

Ammonitenringe von Salach, Württemberg.

Die hier in natürlicher Grösse abgebildeten Ringe fand ich im Besitze des Hrn. Major Schott hierselbst, der sie, nebst einigen anderen alten Sachen, durch einen „Bauernalterthümler" in Salach, am Fusse des Hohenstaufen, erhalten hatte. Nach der Angabe dieses jetzt gestorbenen Mannes, der auf den Dörfern in Württemberg allerhand Alterthümer zusammentrug und dann verkaufte, wurden diese Ringe bei einander im Boden gefunden. Dafür spricht auch ihr Ansehen und das oxydirte Metall. Anhaltspunkte für ihr Alter fehlen; sie können ebenso gut ein Paar hundert Jahre, wie fünfzig oder sechzig alt sein.





Das Auszeichnende an diesen Ringen ist nun, dass dieselben gleichsam als Schmuckstein einen kleinen Ammoniten enthalten, den Ammonites Amaltheus Schloth. (Amaltheus margaritatus Brug.). Es ist dieses ein charakteristisches Leitfossil des mittleren Lias und reizt durch seine nette Gestalt, wie durch die goldigglänzende Farbe des Schwefelkieses, in welchen der Ammonit verwandelt ist, zur

Aufmerksamkeit und Verwendung. Der grössere Ring ist aus zwei unregelmässig um einander geflochtenen dünnen Kupferdrähten gebildet; der an ihm sitzende Ammonit ist in der Mitte durchbohrt und durch eine Kupferschlinge mit dem Ring verbunden. Der Ammonit hat einen Durchmesser von etwa 1 *cm* und der verhältnissmässig grosse Ring muss für einen sehr dicken Finger berechnet gewesen sein.

Der kleinere Ring besteht aus einfachem Messingdraht, welcher in zwei Haken endigt. Diese sind in ein Messingscheibchen eingelassen, dessen umgeschlagener Rand den nur 8 *mm* breiten Ammoniten festhält.

Es fragt sich nun, wozu diese Ringe dienten und ob ähnliche bekannt und vielleicht noch im Gebrauche sind. Die rohe und einfache Arbeit deutet darauf hin, dass der Finder des Ammoniten denselben fasste und den Ring dazu sich selbst herstellte. Möglich und nicht von der Hand zu weisen ist die Ansicht, dass es sich um ein einfaches Schmuckstück handelte, das leicht und ohne Kosten hergestellt wurde. Aber auch die Meinung, dass es sich möglicher Weise um ein Amulet handelt, ist vielleicht nicht unrichtig. Dafür sprechen Analogien, denn viele auffallende Steine werden vom Volke als solche benutzt. Ich brauche nur an den weit verbreiteten Aberglauben zu erinnern, der sich an die „Donnerkeile", die vorgeschichtlichen Steingeräthe, heftet, wobei häufig das Volk die fingerförmigen Belemniten (gerade der Juraformation) mit einmischt. Es sind die „Teufelsfinger" des Volkes, die, wie der Donnerkeil, gegen Blitzschlag schützen. Und noch ein anderes Fossil gehört in diese Reihe, nehmlich die an der Nordseeküste nicht seltenen versteinerten Echiniten. Das Volk nennt sie „Grummelsteene", „Arensteene" (Adlersteine), „Krallensteene", weil Adler sie, als sie noch weich waren, mit ihren Krallen erfasst und dadurch geformt haben. Wer diesen Stein beim Gewitter auf den Tisch legt, wird nicht vom Blitze getroffen. —

Vielleicht ist aus Schwaben, woher die Ammonitenringe stammen, noch Weiteres über dieselben zu erfahren. —

Hr. R. Virchow erinnert daran, dass er in der Sitzung vom 22. April 1882 (Verhandl., S. 274) eine durchlochte fossile Terebratel gezeigt habe, die mit mehreren anderen in einem Indianergrabe des westlichen Iowa gefunden war. Wegen Echiniten in Urnen vergl. Verh. 1874, S. 222. —

(20) Der verstorbene Maler Schultz-Marienburg, einst ein treues und geschätztes Mitglied unserer Gesellschaft, hat unter Anderem 4 sehr sauber ausgeführte farbige Skizzen der

Saalburg auf dem Taunus

hinterlassen. Hr. Maler Hanns Fechner jun. hat die grosse Freundlichkeit gehabt, die schönen Blätter, welche in seinen Besitz übergegangen waren, Hrn. Virchow zu übergeben und ihn zu ermächtigen, dieselben in seinem Namen der Gesellschaft anzubieten.

Die Gesellschaft wird dieselben als eine liebe Erinnerung an ihr Mitglied und an den damaligen Zustand der alten Römerfeste gern bewahren. —

(21) Hr. Dr. Ed. Hahn spricht über den

Schelch des Nibelungenliedes.

Die kleine Untersuchung, deren unerwartetes Resultat mich ebenso überrascht hat, wie es Sie wohl überraschen wird, verdankt ihr Entstehen einer freundlichen

Anregung durch Hrn. Prof. Nehring. Das einzige Interesse, das sich an die Frage knüpft, welches Thier haben wir unter dem Schelch zu verstehen, liegt in der Stelle des Nibelungenliedes, wo uns unter den Thieren, die der kühne Held Siegfried auf der Jagd erlegt, welche die Burgundenfürsten ihm zu Ehren veranstalten, auf der er dann der Mörderhand Hagen's fällt, unter seiner Jagdbeute auch der Schelch genannt wird. Seit nun das Nibelungenlied durch die Bemühungen Fr. Heinr. von der Hagen's (seit 1805. 1807 gab er dann das Nibelungenlied in einer Art Uebersetzung heraus; die Sprache war der modernen sehr genähert, ohne das Alterthümliche ganz aufzugeben) wieder in den Vordergrund getreten war, gab man sich auch Mühe, den Schelch unter den ausgestorbenen oder lebenden Thieren zu identificiren. Hagen selbst erklärte ihn in seiner Ausgabe der Nibelunge Noth 1820 im Wörterbuche sub verbo S. 575, wohl auf Grund einer Glosse (ich komme auf diese später) für den „Bockshirsch mit Bart und Zotteln am Halse, vielleicht den Brandhirsch, der noch in Böhmen häufig", und citirt dazu bereits die Utrechter Jagdurkunde. 1821 gab dann der bekannte Paläontologe Goldfuss in den Nova Acta Academiae Leopoldino-Carolinae. Bonn. X., 2, S. 455 eine Beschreibung eines Riesenhirsch-Geweihes, das 1800 5 Stunden unterhalb Emmerich, an dem Rheinarm Issel, der später als holländische Yssel in die Zuidersee geht, zwischen Urnen und steinernen Streitäxten gefunden sein sollte. Die Authenticität dieses Fundes ist mit Recht angezweifelt worden und Goldfuss baute auch keine weiteren Schlüsse darauf. Der Sekretär der Akademie aber, damals der bekannte Botaniker Nees v. Esenbeck, erklärte (S. 502), indem er die Funde aus den fränkischen Höhlen hinzuzog und den Helden Siegfried an die Schwelle der neuen Zeit und das Ende des Diluviums datirte, den Löwen als Felis spelaea, den halpfuol (s. u.) als Halbwolf = Hyäne, Hyaena spelaea, und so unsern Schelch als Riesenhirsch. Später wurde nun freilich, so von Richard Owen History of british fossil mammals and birds. London 1846, p. 461 dieser Deutung widersprochen, indem er mit aller Schärfe hervorhob, dass keine Rede davon sein könne, dem Schelch ein irgendwie historisches Vorkommen zuzuschreiben, da er jedenfalls mit dem Diluvium erloschen sei. Leider aber sollte durch die Arbeit eines Geologen der Schelch, für die Germanisten wenigstens, auf eine Zeit lang als Riesenhirsch festgestellt werden, freilich nur durch ein recht drolliges Missverständniss. Der treffliche Wiener Geologe, Karl Peters, beschrieb in dem Jahrbuch der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien. 1855. S. 318 ff. das schöne irländische Riesenhirsch-Gerippe, das jetzt noch eine Zierde der Wiener Sammlungen bildet, und gab auch eine Abbildung, die, nebenbei gesagt, seitdem oft als Riesenhirsch[1]), manchmal auch als Schelch hat dienen müssen. Obgleich nun K. Peters sich gegen die Deutung als Schelch aussprach, erwähnt er doch diese Meinung und brachte die Literatur dazu. Dieser Aufsatz nun verführte leider den verdienten Germanisten, Franz Pfeiffer, im Jahre 1861, als er ihn erst kennen lernte, in seiner Zeitschrift „Germania", Bd. 6, S. 225 mit grosser Freude zu verkünden, die Wissenschaft habe festgestellt, der grimme Schelch sei der Riesenhirsch. Natürlich brachte auch er die Abbildung. Seitdem hat sich diese Meinung, soviel ich weiss, bei den Germanisten erhalten; so hat K. Bartsch sie in seinem Wörterbuche zum Nibelungenlied aufgenommen. Nur O. Keller ersetzt sie in seinem Buche (Thiere des Alterthums, S. 345, Note 62) durch die Annahme: der Schelch sei nach Ansicht seines Freundes v. Frantzius (ohne Citat, also wohl mündlich?), auf Grund einer Glosse und der Etymologie als

1) Zittel. Aus der Urzeit. II. S. 522.

Wisent anzusehen, denn den Wisent könne man sehr gut von seinem schielenden Blicke her Schelch nennen und in der späteren mittelalterlichen Nachdichtung seien aus einem Thiere und der Glosse daneben zwei Thiere geworden. So weit das Historische.

Um nun zu untersuchen, welches Thier wir als Schelch bezeichnen können, stehen uns 3 Methoden offen, und das Endergebniss wird dann als ziemlich sicher anzusehen sein, wenn diese Methoden alle zu demselben Ergebniss führen. Erstens haben wir die paläontologische Forschung, zweitens die lateinischen Glossen des Mittelalters und drittens die sprachliche Untersuchung. Die paläontologische Forschung lässt uns nun im Stich, wenn wir irgend ein anderes Thier, als die bekannten, noch jetzt lebenden, annehmen wollen. Es ist ja auch selbstverständlich, dass die Frage nicht mehr existirt, sobald wir Reste irgend eines grösseren, jagdbaren Thieres gefunden hätten, die nicht zu einem bekannten Thiere zu bringen wären; diese wären eben dem Schelch zugeschrieben. Es giebt aber nichts dergleichen. Die deutschen Glossen zu lateinischen Psalmen u. s. w. werden immer ein wichtiges Hülfsmittel zur Erschliessung des deutschen Sprachschatzes sein, für die Zeit besonders, in der dieselbe eigentlich noch nicht als Schriftsprache verwandt wurde. Sie haben aber einen grossen Nachtheil. Weil sie sich fast nur auf die Gebrauchsliteratur der Mönche beschränken, sind sie nicht von Leuten des praktischen Lebens mit wirklicher Sprachkenntniss geschrieben, sondern oft nur Exercitien der widerwilligen Copisten und zum Theil gar Schülerbemerkungen. Dann ist auch ihr Bereich sehr gering. Im Wesentlichen war es ja stets theologische Literatur, die in's Endlose copirt wurde. Hier wurden sie dann, je nach dem Belieben und den Kenntnissen des Scriptors, beigesetzt. Unter diesen Glossen nun findet sich bei dem Verzeichniss der essbaren Thiere im 5. Mos., Cap. 4 in den Glossen zu Bubalus tragelaphus etc. der Septuaginta, auch Scelaho, unser Schelch, einmal zwar zu Tragelaphus; das hat wohl zu Hagen's Vermuthung geführt und Fr. Pfeiffer und O. Keller wenigstens in ihrer Vermuthung bestärkt. Ausserdem aber kommt bei einem verständigeren Glossator, der ilix (sic!) ganz richtig als steinboc, alx als heloho (Elch) erklärt[1], eine Glosse vor, die uns den Scelo als Onager deutet. Keller bemerkt freilich hierzu (a. a. O.): „an Wildesel in den germanischen Urwäldern zu denken, wäre lächerlich.“ Doch kann Onager auch noch etwas anderes sein.

Nun zum Sprachlichen. In jener Stelle sind ausserdem noch erwähnt tier, also Hirschkuh, die Siegfried zur Eröffnung der Jagd als erster erlegt, halpful, lewe, hirz und hinden, eber, schliesslich der ber. In dem Verse aber, um den sich unsere Frage dreht, sind neben dem Schelch genannt: Wisent, Elch und Ur. Man würde den Abschreibern des Mittelalters Unrecht thun, wenn man glaubte, sie hätten die Sache nur so hingeschrieben; das beweist, dass bei einer der besten Handschriften halpful nur als halp .... geschrieben ist, weil der Schreiber nichts schreiben wollte, über das er nicht ganz klar war (Bartsch, Nibelungen Nôt 2, s. Lesarten, S. 935). Mit Hülfe des Schwabenspiegels und seiner Glossatoren (c. 315) wissen wir aber, dass urvul ein ausgewachsener Wildeber ist, den man hielt, um die zahmen Schweine mit seinem Blute aufzufrischen; es heisst da: „dem soll man jaeriglich die zen absnîden mit einer segen.“ Nun bleibt nichts Fremdartiges zurück, als der lewe, den man für eine Einschiebung des späteren Ueberdichters von zweifelhaftem Geschmack wird ansehen müssen.

Dass aber unser Schelch kein mythisches Thier war, geht auch hervor aus

1 Althochdeutsche Glossen. „Germania“, Bd. 20, 1875, S. 150, zweite Spalte.

einer Urkunde, in dem das beträchtliche Sumpf- und Waldgebiet Drenthe von Otto dem Grossen d. 26. November 944 mit der gesammten Jagdherrlichkeit verliehen wird. Dieselbe ist schon im 17. Jahrhundert gedruckt und die damaligen Gelehrten wussten natürlich weder mit elo noch scelo etwas anzufangen (s. Heda, Historia episcopatus Ultrajectensis, Utrecht, fol. 8, Note 643). Entdeckt hat den elo und scelo für die neuere Zeit wohl Anton in seinem, für seine Zeit und auch noch jetzt ausgezeichneten, aber unvollendeten Werke „Geschichte der teutschen Landwirthschaft, Görlitz 1799—1802, II., 350. Neu herausgegeben ist sie in den Monumenta germanica. Diplomata regum et imperatorum, I., S. 143—144 unter den Urkunden Otto I., Nr. 62 ohne eine Bemerkung. Die Stelle lautet: „De Foresto in Drenthe. Interdicimus, ut nullus Comitum aliorumve hominum in Pago Forestensi cervos, ursos, capreas, apros, bestias insuper quae teutonica lingua Elo aut Schelo appellantur, venari praesumat.“ Das aut kann hier, wie im Mönchslatein oft, bloss et bedeuten und eine schlechtere Ausgabe, Franeker 1612, hat bloss et. Dass aber der Schelch auch sonst vorgekommen ist, beweisen die zahlreichen Ortsnamen bei Förstemann; es kommen vor Scelfleta in Flandern, Scelenhonc bei Würzburg, Scellinahe = Schöllnach u. a. m.

Eine grosse Ueberraschung aber stand mir bevor, als ich bei Scelo und Schele überall in den Lexicis neben dem anderen Schelch, der denn manchmal zweifelhaft als Riesenhirsch galt, eine andere Erklärung fand, als „emissarius“ der Beschäler (Graff, deutscher Sprachschatz, S. 475 und 479), als „Zuchthengst und Beschäler“ (Schade, Altdeutsches Wörterbuch, 2. Aufl., 2. Th., S. 787). Bei Schiller und Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterb., IV., S. 63 fand ich sogar die interessante Stelle aus einer lippischen Küchenrechnung von 1537: „vor einen hinxt LXVI gld. de quam up de sende vor einen scelen ton wilden perden.“ Also ein Hengst des interessanten Wildgestüts auf der Senne, das die lippischen Herren, gewissermaassen um ihr altes Fürstenrecht zu beweisen, so sorgfältig pflegten, hiess noch 1537 ein Schelch! Darüber, dass sich nun auch Reste von Wildpferden für die Zeit, die in Frage kommt, also etwa das Burgunderreich, am Mittelrhein nachweisen lassen, brauche ich nichts zu sagen.

Aber jagten die alten Deutschen auch das Wildpferd? Darüber giebt uns Venantius Fortunatus, ein lateinischer Dichter am austrasischen Hofe, Auskunft. Er sagt in einem Gedicht an einen germanischen Grossen des Hofes, Namens Gogo, Carmina, lib. VII, 4:

„Ardenna an Vosagus cervi, caprae, helicis, uri
caede sagittifera silva fragore tonat?
Seu validi bufali ferit inter cornua campum
Nec mortem differt ursus, onager, aper.“

Wir finden hier genau dieselben Thiere, wie im Nibelungenliede, mit Hinzufügung der capra, des Rehs (wenn es nicht gar die Hirschkuh ist): Hirsch, Elch (helix statt helo oder elo), den bubalus (immer im Latein jener Zeit und jener Länder der Wisent), den Bär, den Eber und den onager, „das Wildpferd“, den Schelch.

Da Venantius Fortunatus als geborener Italiener und Hofdichter wohl kaum ein Weidmann war, könnte man fast glauben, er habe sich an einen Gewährsmann gewandt, der ihm schnell die Jagdthiere aus Siegfried's Jagd zusammenstellte. Dass das Wildpferd aber ein bevorzugtes Jagdthier war, geht daraus hervor, dass die Missionare späterer Zeit, — zu Gogo's Zeit war man wohl noch nicht so skrupulös, — die grösste Mühe hatten, ihren Zöglingen den Genuss des Wildpferdfleisches abzugewöhnen. Pabst Zacharias schreibt deshalb an Bonifacius (in

Bonifacii opera quae exstant. Lond. 1844, ed. Giles. I., 183): „etiam et fibri et lepores et multo amplius equi silvatici vitandi.“ Der Biber wurde später kirchlich als Fisch bestimmt und erlaubt. Der Hase wurde gegessen, seit man wusste, dass er die Klauen nicht spaltet, aber auch nicht wiederkäut. Nur auf den Pferden, die aber freilich keine Wildpferde mehr sind, ist das Verbot noch heute geblieben. —

Hr. Nehring bemerkt gegenüber den Darlegungen des Vorredners Folgendes:

Der Nachweis, dass das Wort scelo (schelo) einen Zuchthengst, Schelhengst oder Beschäler bedeuten kann, ist nicht neu; hierauf hat bereits Dr. Much in seiner umfangreichen und eindringenden Abhandlung „über den Riesenhirschen“ in der Wiener Jagd-Zeitung, 1880, S. 67 hingewiesen. Ob aber an der betr. Stelle des Nibelungenliedes der „grimme Schelch“ als ein wilder Hengst zu erklären ist, scheint mir noch nicht völlig ausgemacht zu sein. Die Worte scelo, schelo, schele, scheletko, schalz, schelch bezeichnen, wie es scheint, nicht immer dieselbe Thierart, sondern sind je nach dem Zusammenhange verschieden aufzufassen. So sagt Edmund Veckenstedt in der Zeitschrift „Der Bär“ 1878, S. 110, das Wort Schelch gehöre in die Kategorie der aus dem Slavischen übernommenen Lehnwörter, indem er hinzufügt: „Das wendische Lexicon vom Pastor Zwahr giebt folgende hier einschlagende Worte: to schélé, Kalb, Dimin. schélétko, und ten schélz, das Ochsenkalb. Ich denke, es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser slavische Schelz eben unser Schelch des Nibelungenliedes ist.“ Eine entsprechende Auffassung des Wortes Schelch findet sich bei Franz v. Etzel, welcher in seinem Vortrage über „Elsässische Jagdthiere in vergangenen Zeiten“, Mittheilungen aus dem Vogesenclub, 1880, S. 10 zu der bekannten Stelle des Nibelungenliedes folgende Bemerkung macht: „Schelch, sehr wahrscheinlich ein alter, besonders gefährlicher Stier derselben Gattung“, d. h. ein Ur-Stier.

Ob diese Auffassung jener Stelle des Nibelungen-Liedes richtig ist, lasse ich dahin gestellt sein; für mich ist es wahrscheinlicher, dass dort unter Schelch ein starkes, männliches Elenthier (Cervus alces L.) zu verstehen ist. Das Wort „Elch“ in dem vorhergehenden Verse mag entweder ein weibliches Elenthier oder einen starken Edelhirsch (Cervus elaphus L.) bezeichnen. Bekanntlich nennen die englisch-sprechenden Bewohner Nordamerica's den Wapiti, d. h. den unserem Edelhirsch sehr ähnlichen Cervus canadensis, mit dem Namen: „Elk“, während das dortige Elenthier (Cervus alces) als „Moose-deer“ bezeichnet wird.

Nach meiner Ansicht darf man auf eine solche Dichterstelle, wie die des Nibelungenliedes, vom Standpunkte der exacten Naturforschung kein grosses Gewicht legen. Die volksthümlichen Bezeichnungen der Thiere sind häufig durch einander laufend und wenig geeignet, um als Basis exacter Species-Identificirungen zu dienen. So bedeutet im Russischen das mit unserem Elen offenbar verwandte Olén gewöhnlich Hirsch, kann aber auch Renthier bedeuten; das nahe verwandte Wólen bezeichnet ein junges Elenthier, während ein erwachsenes Elen mit dem Namen Loss belegt wird. Das Pferd heisst: Loschad. Unter dikaja Kosá versteht der Russe meist die wilde Ziege, doch wird jene Bezeichnung auch für das Reh gebraucht. Das Wort Krot bezeichnet im Russischen meistens den Maulwurf, wird aber local auch für den Hamster oder auch für die Schermaus (Arvicola amphibius) gebraucht[1]).

---

1) Siehe meine Zusammenstellung russischer Säugethier-Namen im „Zoolog. Garten“, herausgegeben von Noll, Jahrg. 1891, S. 326—330.

Die von Hrn. Dr. Hahn citirte Urkunde, welche sich auf die Jagdherrlichkeit des Gebietes von Drenthe bezieht, ist bereits in den Jahrgängen 1879 und 1880 der Wiener Jagdzeitung von Newald, Much und Anderen ausführlich besprochen worden[1]. Ich kann Hrn. Dr. Hahn nicht beistimmen, wenn er hier das Wort Schelo auch als wilden Hengst deutet und der Meinung ist, dass in jener Urkunde das Wörtchen „aut" zwischen Elo und Schelo nur im Sinne von „et" verstanden werden könne. Ich muss vielmehr mit Newald und Much übereinstimmen, welche die Ausdrücke Elo und Schelo in jener Urkunde als Synonyma verstehen. Offenbar handelt es sich um eine Wildart, welche damals in dem Drenthe'schen Jagdgebiete schon ziemlich selten geworden war: sie wird zuletzt genannt und mit Anwendung der Umschreibung: „bestias insuper, quae teutonica lingua Elo aut Schelo appellantur." Es wäre sehr auffallend, wenn man das allgemein bekannte Pferd in dieser Weise bezeichnet hätte, zumal da das in der Lippe'schen Küchenrechnung von 1537 angeführte Wort „seelen" doch nur das erwachsene, männliche Pferd (den Beschäler), nicht aber das Pferd im Allgemeinen als Wildart bezeichnen kann. Ich vermag die Worte „Elo aut Schelo" in der citirten Jagdurkunde nur auf das Elch oder Elen (Cervus alces L.) zu beziehen, wie es auch Newald und Much thun, und es ist mir höchst wahrscheinlich, dass der „grimme Schelch" des Nibelungenliedes nichts weiter ist, als ein starker Elchhirsch.

Dass hier von einer Identificirung des Schelchs mit dem Riesenhirsch (Cervus euryceros) keine Rede mehr sein kann, wird Jedem, der auf diesem Gebiete eigene palaeontologische Studien gemacht hat, einleuchten. Nach meinen Erfahrungen gehören alle Reste des Riesenhirsches (Cervus megaceros = Cervus euryceros), welche bisher in Deutschland auf primärer Lagerstätte gefunden sind, dem Diluvium an, nicht dem Alluvium. Von einem etwaigen Opponenten könnte allerdings auf einige Umstände hingewiesen werden, welche scheinbar für das alluviale Vorkommen von Riesenhirsch-Resten sprechen. Man könnte hinweisen auf den von Goldfuss beschriebenen und abgebildeten Riesenhirsch-Schädel, welcher angeblich neben Urnen und steinernen Streitäxten ausgegraben sein soll; wenn man aber den Wortlaut der Fundangaben bei Goldfuss nachliest, so findet man, dass letzterer das gar nicht gesagt hat[2]. Der Wortlaut ist folgender: „Man fand dasselbe (sc. das Riesenhirsch-Geweih) im Jahre 1800 fünf Stunden unterhalb Emmerich, wo ein Arm des Rheins den Namen Issel führt, unweit des Bauerngutes Lohe, als man nach einem Durchbruche des Dammes mit Aufgraben der Erde beschäftigt war. Da man in der Gegend zu gleicher Zeit auch Urnen und steinerne Streitäxte ausgrub, so lässt sich schliessen, dass der Schädel nicht tief, sondern nur in den oberen Sandschichten gelegen habe." Aus diesen Worten ergiebt sich durchaus nichts Bestimmtes über die ursprüngliche Lage des Riesenhirsch-Schädels und der Urnen zu einander, geschweige denn über die Frage, ob jener Schädel auf primärer Lagerstätte gefunden wurde.

Man könnte hinweisen auf die angeblichen Riesenhirsch-Gebisse, welche Zimmermann 1872 aus dem Alluvium Hamburg's beschrieben hat. Nun, ich habe diese angeblichen Reste „einer neuen Hirschart", welche Zimmermann auf Cervus

---

1) Die genannten Jahrgänge der Wiener Jagdzeitung enthalten eine ganze Reihe von Aufsätzen über den Riesenhirsch und sein Verhältniss zum Schelch des Nibelungen-Liedes.

2) Siehe „Nova Acta" 1821, Bd. X, S. 455. Die betr. Beschreibung ist erst 21 Jahre nach Auffindung der bezüglichen Objecte veröffentlicht worden.

megaceros oder Dama giganteus bezogen hat[1], kürzlich im Naturhistorischen Museum zu Hamburg mir angesehen und konnte auf den ersten Blick feststellen, dass ich die Kiefer und Zahnreihen von Boviden. und zwar meistens vom gemeinen Hausrinde (Bos taurus), vor mir hatte. Von Cervus megaceros kann gar keine Rede sein, obgleich die betr. Objecte von Zimmermann's Hand so etiquettirt sind. Hr. Dr. Gottsche, der Vorsteher der betr. Abtheilung des Naturhist. Museums in Hamburg, war so freundlich, mir die Originalstücke mit den Zimmermann'schen Etiquetten kürzlich zur genaueren Untersuchung zu übersenden, und ich kann auf Grund eingehender Vergleichungen behaupten, dass es sich thatsächlich um Bos-Reste, nicht aber um Reste einer grossen Cervus-Art handelt.

Also diese Hamburger Funde dürfen für das alluviale Vorkommen des Riesenhirsches nicht als Beweisstücke angeführt werden. Nach meiner Ueberzeugung ist der Riesenhirsch in Deutschland auf das Diluvium beschränkt, d. h. er kommt im Alluvium nicht mehr vor, und es kann von einer naturwissenschaftlichen Identificirung desselben mit dem Schelch der Nibelungen keine Rede sein, sofern man die bekannte, oben citirte Stelle auf wirkliche Jagderfolge Siegfried's bezieht. Ob aber der Schelch hier ein wilder Hengst sein soll, wie Hr. Dr. Hahn meint, oder ein starker Elchhirsch, wie Dr. Much und Andere meinen, erscheint mir zweifelhaft; vorläufig würde ich die letztere Ansicht vorziehen. —

(22) Hr. Grünwedel: Hr. G. Meissner in Medan, Sumatra, dessen Gönnerschaft das kgl. Museum für Völkerkunde eine ungemein reichhaltige und musterhaft beschriebene Sammlung ethnologischer Gegenstände der Orang Karo, Pak-Pak und Toba-Batak verdankt, hat an das Museum die Photographie des Schädels und der Hand eines Batak geschickt, welcher der noch immer festgehaltenen Sitte, Gefangene aufzufressen, zum Opfer gefallen war. Die mitgesandten Angaben sind folgende: „Es war ein Mann vom Stamme der Pak-Pak aus „Bunti", welcher von den Leuten von Kotosang (Karo-Name: Huta Hosang: Toba-Name) gefangen und verzehrt wurde. Er war mit Bruder und Mutter, Weib und Kindern für 120 holländische Gulden nach Silalahe verkauft worden. Der Kopf war erst auf dem Wege zum Baleh eingegraben worden, damit auch seine Freunde ihm die schwere Beleidigung, ihm auf den Kopf zu treten, anthun müssen und damit so seine Seele ihnen noch nach dem Tode gram wird. Die Hand war über dem Heerdfeuer geräuchert worden und wurde dann mit den grösseren Skeletknochen am Baleh aufgehängt."

Die genannten Kampong's sind an der nordwestlichen Ecke des Toba-Sees zu suchen. Si-lalahe findet sich auf der guten Orientirungskarte in Tijdschrift T. L. Volkenkunde, Deel 31, 1886 S. 387. Ueber Kannibalismus vergl. Hagen, ebenda S. 350 und Waitz, Anthropologie 5, 1865 S. 187 ff. Baleh (Karo-Sprache, Bale oder Sopo, Sapo: Toba-Sprache) ist das Junggesellenhaus eines Batak-Kampong's. —

(23) Hr. G. Fritsch legt eine Anzahl altägyptischer Bronzen vor, welche er bei seinem letzten Aufenthalt in Zagazig, der Stätte des alten Bubastis, erworben hat, und veranschaulicht den Fundort derselben durch einige, von ihm selbst aufgenommener Photographien. —

---

1) Neues Jahrb. für Mineral., 1872, S. 26—34 nebst Tafel II. Zimmermann lässt es hier allerdings unentschieden, ob die betr. Gebiss- und Kieferreste von Cervus megaceros oder von Cerv. dama giganteus herrühren; doch bezieht er sie mit Bestimmtheit auf eine grosse ausgestorbene Hirsch-Art.

Die Ruinen sind bekanntlich der Gegenstand umfangreicher Ausgrabungen gewesen, welche die flachen Lehmhügel, die Ruinen der einstigen Stadt, in grosser Ausdehnung entfernten und dabei in der That sehr bedeutende archaeologische Reste zu Tage förderten. Ein Blick auf die Photographien wird lehren, in welch erstaunlichem Maasse die mächtigen Steinblöcke der Tempelbauten durch einander geworfen sind. Die Reconstruction des Grundrisses und der ungefähren Anlage der ganzen Architectur erscheint bei dem wilden Chaos von verschiedenartigen, durch einander liegenden Blöcken fast unmöglich.

Es ist, als ob die Hand eines Titanen hier an der Arbeit gewesen wäre, um dieses gründliche Zerstörungswerk zu leisten, und doch kann man nur annehmen, dass, abgesehen von etwaigen hülfreichen Erderschütterungen, es das Nilwasser gewesen ist. Die ungeheure Gewalt dieses zerstörenden Einflusses macht sich im Vergleich mit den vielfach so ausserordentlich gut conservirten Bauten auf höherem Terrain, besonders auf dem Wüstenboden, hier recht deutlich bemerkbar; dasselbe gilt jedenfalls von den zahlreichen anderen Städten Altägyptens im Delta, welche meist formlose Trümmerhaufen geworden sind.

In der That liegen in Bubastis die Ausgrabungen so tief, dass zwischen den Steinblöcken das Nilwasser bei einigermaassen hohem Stande stets erscheint und den Ausgrabungen selbst ein bedeutendes Hinderniss entgegensetzt. Die höher sich aufthürmenden Lehmmassen der einstigen Wohnungen, welche die tiefliegenden Tempelreste wallartig umgeben, haben gleichwohl eine grosse Menge, zum Theil wohl erhaltener archäologischer Funde ergeben, die seiner Zeit nach Europa geschafft wurden.

Unter den Bronzen, welche mich besonders interessirten, herrscht die katzenköpfige Figur der Göttin Bast, der Ortsheiligen, vor; auch anderweitige, verschiedene Katzenbilder sind zahlreich vorhanden. Nächstdem fallen zum Theil erheblich grosse, schön gearbeitete Bronzeköpfe des heiligen Ibis in die Augen; der Hals geht am Ende stets in einen vierkantigen, konischen Zapfen über, welcher bestimmt scheint, in einen, aus vergänglichem Material (Holz?) geformten Körper eingesetzt zu werden. Dafür sprechen auch die gelegentlichen Funde von bronzenen Ibisbeinen, welche ebenfalls in dieser Weise angefügt gewesen sein dürften.

Eine frische Bruchstelle des Schnabels eines der vorgelegten Köpfe zeigt die eigenthümliche Farbe dieser noch metallisch erhaltenen Bronzelegirung. Die Augen desselben Kopfes scheinen aus Glasemail gebildet und eingesetzt gewesen zu sein.

Abgesehen von den allgemein verbreiteten, bekannten Figuren des Osiris und der Isis kommt in Bubastis auch diejenige des Typhon häufig zur Beobachtung. Bemerkenswerth erschien mir auch eine, wie es scheint, in den Museen seltene Klingel aus Bronze. Die Gegenstände sollen, soweit sie Interesse bieten, dem königlichen Museum als Geschenk überwiesen werden. —

Hr. R. Virchow bemerkt, dass Hr. Ed. Naville die Ergebnisse seiner, auf Kosten des ägyptischen Comités in London in Bubastis veranstalteten Ausgrabungen neuerlich in einem grossen Werke publicirt hat. Er verweist deswegen auf seine Besprechung in der Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 37. Ueber den Katzenkirchhof und die Geschichte der ägyptischen Hauskatze überhaupt hat in den Jahren 1889—90 eine Reihe von Vorträgen und Besprechungen in der Gesellschaft stattgefunden (Verhandl. 1889, S. 458, 552. 1890, S. 118, 152). —

Hr. Fritsch traf auch zu Minyeh Katzenkirchhöfe. —



Statue aus dem Cerro de los Santos von Yecla

(Provinz Albacete, Spanien).



(24) Hr. Olshausen spricht über

Leichenverbrennung.

Jacob Grimm sagt in seiner berühmten Abhandlung über das Verbrennen der Leichen (Abh. d. phil.-hist. Cl. d. K. Akad. d. W. Berlin 1849, S. 191 und 545; Kleinere Schriften II. Berlin 1865) S. 192: „Die beiden ältesten Arten des Bestattens, welchem Ausdruck ich hier den allgemeinen Begriff des lateinischen sepelire beilege, sind das Begraben und Verbrennen." Nach dem Gebrauch der Prähistoriker würde man jetzt vielmehr Begraben für den allgemeinen Ausdruck halten, der in Bestatten und Verbrennen sich theilt. Denn wir sprechen von Brandgräbern und beziehen Bestattung meist auf Niederlegung unverbrannter Leichen. Im diesem Sinne soll hier „Bestattung" ausschliesslich gebraucht werden.

Dem „Brandgrab" wird meist das „Skeletgrab" gegenübergestellt. Nimmt man hier „Brand" im Sinne von „Gebranntes", so sind also diese Bezeichnungen abgeleitet von dem, was man in den Gräbern findet oder — zu finden erwartet. Denn in sehr vielen Gräbern, die ursprünglich unverbrannte Leichen bargen, trifft man von Skeletten oft kaum noch eine Spur. Das durch Verwesung der organischen Substanz der Knochen ausserordentlich gelockerte anorganische Gewebe derselben wird durch die kohlensäurehaltigen Tagewasser wohl leichter hinweggeführt, als zusammengesinterte gebrannte Knochen. Geht man aber aus von dem, was ursprünglich in den Gräbern niedergelegt wurde, so entspricht dem „Brandgrab" naturgemäss das „Körpergrab" (unter „Körper" kann man niemals verbrannte Reste des Leichnams verstehen). Damit wird das Wort „Skeletgrab" wieder frei für jene, namentlich steinzeitlichen Gräber, die nach Annahme vieler Forscher skeletirte, d. h. von den Weichtheilen vorher befreite Leichen bargen. „Skeletgrab" hat also zur Voraussetzung die bestimmte Vermuthung vorgenommener Skeletirung; sonst aber soll in dieser Mittheilung für jedes Grab, wo Bestattung nachgewiesen oder wahrscheinlich ist, die Bezeichnung „Körpergrab" Platz greifen, dessen aufgefundener Inhalt natürlich ein Skelet sein kann. —

A. Die gemeinsamen Verbrennungsplätze.

Bei der allerdings nur zum kleinsten Theil von mir selbst ausgeführte Untersuchung des Hügelgräberfeldes der Wikingerzeit am Esenhugh auf Insel Amrum hatte ich mehrmals Gelegenheit, das beim Leichenbrande eingehaltene Verfahren zu beobachten. So fand ich in dem mittelgrossen Hügel No. 69 von 23 *m* Umfang, ganz nach SO. hinübergerückt, 1,17 *m* tief, eine ziegelrothe Brandschicht und auf derselben, genau im S., nahe dem Hügelrande, die gebrannten Gebeine mit Kohlen, Topfscherben und einigen Eisensachen gemischt auf einem Haufen, dessen Flächenausdehnung bedeutend geringer war, als die der umgebenden Brandschicht. Auch in Hügel No. 71 nahm die rothe Schicht eine erheblich grössere Fläche ein, wie die Knochen- und Kohlenmassen, von denen besonders erstere eng zusammen gehäuft waren; die sehr bedeutenden Mengen Holzkohle fanden sich etwas mehr verstreut. Hier lagen beide, Kohle und Knochen, nicht unmittelbar auf der rothen Schicht, sondern davon getrennt durch eine dünne Lage gewöhnlichen, in seiner Farbe unveränderten Sandes. Man hat also nach Beendigung des Leichenbrandes die Gebeine und grösseren Kohlenstücke zusammengelesen, die übrige Gluht mit etwas Sand vollends erstickt und darauf die Knochen und Kohlen niedergelegt, erstere nach sonstigem Befunde in diesem Gräberfelde, vielleicht in einem hölzernen Eimer oder Kasten. Das Rothbrennen des Sandes beruht auf einer Oxydation des in ihm enthaltenen Eisenoxyduls zu Oxyd und ist der positivste Beweis für

einen an Ort und Stelle stattgehabten Brand, — hier unzweifelhaft Leichenbrand. — Ob für eine Anzahl weiterer Gräber dieser Gruppe der Brand an einem anderen Orte, vielleicht auf einem gemeinsamen Platz, vorgenommen worden, war nicht zu ermitteln. In vielen Ausgrabungsberichten werden ja derartige, nicht die Grundfläche der Gräber bildende Plätze gemeldet, auf denen die Verbrennung, sei es einer einzelnen, sei es einer ganzen Reihe von Leichen vor sich gegangen sein soll. Zu ermitteln, was wir darüber Bestimmtes wissen, soll unsere nächste Aufgabe sein, doch ist es nöthig, sich dabei auf die grösseren Gräberfelder zu beschränken. Denn die einzelnen, nicht einer nachweislich grösseren Gruppe zugehörigen Grabhügel in dieser Hinsicht zu prüfen, würde kaum durchführbar sein; wahrscheinlich allerdings würde sich dabei herausstellen, dass in ihnen nicht selten der Scheiterhaufenplatz nachzuweisen ist, wo dann die Beisetzung der verbrannten Gebeine an einer anderen Stelle des Hügels stattgefunden haben kann, (so wohl im Hölenhugh auf Amrum).

Den zusammenfassenden Werken oder Abhandlungen unserer Literatur ist über die Frage der gemeinsamen, von den Grabstätten abgesonderten Verbrennungsplätze, die wir kurzweg Ustrinen[1]) nennen wollen, meist nicht viel zu entnehmen. So sagen Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, 1886, Voss-Stimming, Brandenburgische Alterthümer, 1887, Schumann, Urnenfriedhöfe in Pommern, Balt. Studien 39 (1889) nichts Allgemeines; das Register der Mekl. Jahrbücher enthält keine diesbezüglichen Hinweise. Auch das ältere Werk von Weinhold, Heidnische Todtenbestattung in Deutschland, Wien 1859 (aus Sitzungsber. d. philos. hist. Cl. d. K. Acad. d. W. Bd. 29 und 30) bietet nicht viel; doch ist hier S. 57 bis 58 scharf unterschieden zwischen blossen Todtenopferstellen, wo auf regelmässig angelegtem Brandplatz nur Kohlen, aber keine menschlichen Reste liegen, und der Verbrennungsstätte mit solchen Resten. Dieser sehr wichtige Punkt wird häufig von den Berichterstattern ganz ausser Acht gelassen, spielt aber in unserer nachfolgenden Betrachtung die Hauptrolle. Den Meisten genügt ein mehr oder minder regelmässig angelegter Brandplatz, namentlich ein Pflaster mit oder ohne Lehmbindung, mit Kohlen und allenfalls Scherben, oder eine auffällige Lage solches Platzes zur Charakterisirung „Ustrine". So berichtet Mestorf a. a. O. S. 17—18 von einer Ustrine auf dem Rathsberge bei Pinneberg in Holstein „auf der Höhe und in der Mitte des Feldes" Auch einen Brandplatz mit Steinpflaster und Scherben zu Sterley, Lauenburg, (S. 26) erklärt sie brieflich für eine Ustrine. An beiden Stellen wird aber von gebrannten Knochen nichts gesagt. Bei einigen Brandplätzen zu Dockenhuden bei Altona, Kieler Alterthumsbericht 23 (1863) S. 11; Urnenfriedhöfe S. 48, hat Frl. M. indess selbst Bedenken, obgleich am

1) Ueber die Ausdrücke „ustrinum" und „bustum" entnehme ich Marquardt, Privatleben der Römer, 2. Aufl., Leipzig 1886, die folgenden, dort ausführlich belegten Angaben. S. 380: Sollte für einen einzelnen Leichnam ein neues einfaches Grab errichtet werden, so grub man eine Grube von etwa 1 *m* Tiefe, schichtete in derselben, oder wenn ihr Umfang dazu nicht ausreichte, über derselben den Holzstoss auf, dessen verbrannte Kohlen schliesslich mit den Resten des Todten in die Grube fielen, sonderte dann die Gebeine des Todten aus, legte sie in eine Urne und setzte diese mitten in die Asche, worauf man die Grube mit Erde zuwarf und darüber einen Tumulus erhob. Ein solches Grab, in welchem der Todte verbrannt ist, heisst „bustum." S. 381: war dagegen ein Familiengrab bereits vorhanden, so wurde die Verbrennung nicht im Grabmonument, sondern auf einem in der Nähe liegenden, besonders dazu bestimmten Platze vollzogen, welcher den Namen „ustrina" hat. Nach S. 369—70 war die ustrina (oder das „ustrinum") meist nur bei grossen gemeinsamen Gräbern (Columbarien). Jene Amrumer Gräber am Esenhugh entsprechen im wesentlichen dem „bustum". —

letzteren Orte Knochen gemeldet werden. Die unzweifelhafte Charakterisirung durch Knochensplitter vermisst man noch in vielen andern Berichten: Jahresber. d. altmärk. Vereins 3,31, mehrere Pflaster zerbrannter Steine mit Kohle und Aschenconglomerat zu Losse. Behla, Lausitzer Urnenfriedhöfe, 1882, S. 46. Nach gef. priv. Mitth. des Verf. erinnert er sich nicht, auf „Ustrinen" gebrannte Knochen gefunden zu haben. Zu der von ihm erwähnten Ustrine bei Eichow (diese Verh. 1872, 228) berichtet auch Virchow nichts von Knochen. Das Gleiche gilt von Butzendorf, Westpreussen, wo ein Pflaster zerbrannter Steine, rings von kohlengeschwärzter Erde umgeben, die Ustrine zu einer Gruppe von Steinkistengräbern mit Gesichtsurnen und Mützendeckeln sein sollte (Zeitschr. d. hist. Ver. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder 4 (1881) S. 139). — Ganz unhaltbar scheint mir die Deutung „Ustrine" bei Pflastern zum Theil mit Lehmbindung, (wenn sie auch mit Kohlen bedeckt sind) unter denen sich Urnen fanden, so nach Hirschberger in Hügeln zu Tornow bei Lübbenau (diese Verh. 1880, 293) und nach Weineck in Niederlausitzer Mittheilungen I, (1890) S. 10 bei Steinkirchen, S. 30 zu Klein-Lubholz. Hier handelt es sich wohl um die Gräber selbst, über denen bisweilen nachher Ceremonialfeuer gebrannt haben mögen. Freilich giebt Behla, diese Verh. 1881, 339, Hirschbergers Beobachtungen eine andere Deutung, hält die Urnen für frühere Begräbnisse, das Pflaster für die Ustrine zu späteren Gräbern derselben Familie. Hirschberger erwähnt übrigens keine Kohlen auf dem Pflaster, sagte nur „wahrscheinlich Verbrennungsheerde": aber andere Brandstellen, ohne Steinunterlage, fanden sich in den Hügeln.

Die Wichtigkeit des Nachweises bebrannter menschlicher Gebeine auf den Ustrinen erkannte Hostmann völlig an. Er sagte in seinem „Urnenfriedhof bei Darzau" (Landdrostei Lüneburg) Braunschweig 1874, S. 5: In der Mitte desselben fand sich ein bis auf drei Fuss Tiefe mit grösseren Granitsteinen eingefaster Raum. Er war sechs Fuss lang und vier Fuss breit: der weisse Sand bis unten hin stark durch Feuer geröthet, die Steine durch die Hitze mürbe gemacht und vom Rauch geschwärzt. Bei sorgfältigster Nachsuchung, da ich diesen Platz für die alte Ustrina hielt, zeigten sich indessen doch keine Spuren von Knochenresten, sondern nur einzelne sehr grobe, von den eigentlichen Urnen durchaus abweichende Topfscherben, darunter eine mit mächtigem Henkel versehene, und ein kleines Sück wohlriechendes Harz. Musste man hieraus schliessen, dass dieser Behälter früher als Opferplatz gedient hatte, so liessen ausserdem noch kleinere Brandstellen, die sich ziemlich oft im Erdboden vorfanden, vermuthen, dass über den Gräbern von Zeit zu Zeit Brandopfer für die Seelen der Verstorbenen dargebracht wurden. -

In einigen Fällen wird nun auch in der That das Vorkommen von Knochen auf den vermutheten Ustrinen ausdrücklich festgestellt. So von Hermann, Maslographia, Brieg 1711, für den „Töppelberg" bei Massel in Schlesien an 2 Punkten, im einen Fall nach S. 86 ein Sandhügel, im anderen nach S. 94 ein zerbranntes Pflaster (Taf. II, 7); ferner von Jentsch, Niederlausitzer Mittheilungen I, S. 105, zu Starzeddel, Kr. Guben, ein Pflaster mit Lehmdecke, und von Kasiski, Vaterl. Alterthümer im Neustettiner und Schlochauer Kreise, Danzig, 1881, S. 95: Pflaster mit Kohle, „zuweilen auch einzelne Knochensplitter". — Auch die „Brandhügel" v. Estorf's, Alterthümer von Uelzen, Hannover 1846, scheinen unter die allgemeinen Ustrinen zu fallen. „Ein künstlicher, ovaler und flacher Grabhügel, bis 8 Fuss Höhe und 100 Schritt Umfang, welcher nur Holzkohle, Asche und in der Brandgluth zurückgebliebene Knochen und Anticaglien enthält. Derselbe kommt niemals einzeln und nur in der Nähe von „Urnenhügeln" vor. (S. 23, 24, 25

Nr. 3 und 4; 27 Nr. 9 und 10 Taf. III 7 und 7a, 10 und 10a; S. 34 zu Fig. 7a, S. 39 zu Fig. 10a).

Um auch ein Beispiel aus Süddeutschland anzuführen, sei hingewiesen auf Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, Karlsruhe 1885, S. 15—16: Urnenfriedhof zu Gottmadingen, Amt Constanz: bei einem Brandplatz Steinplatten, verbrannte Knochenreste und Thongefässe.

Voraussetzung bleibt natürlich hier immer, dass die Knochen gebrannt sind und von Menschen herrühren, was öfters nicht ausdrücklich gesagt wird. Dass auch Beigaben auf einer Brandstelle die Annahme einer Ustrine stützen können, ist selbstverständlich. So mag ein grösserer Stein auf dem Neustädter Felde bei Elbing (Anger in Zeitschr. für Ethnol. 1880, S. 111), mit Kohlen, Scherben, Resten eines Siebes und Armbandes, sofern letztere bebrannt sind, eine Ustrine sein.

Von ganz besonderem Interesse ist es, einige sorgfältige Beschreibungen grösserer Gräberfelder zu studiren, und es kommen hier in erster Linie die grossartigen Arbeiten Vedel's über die Brandpletter Bornholms in Betracht.

Der Name „Brandplet" bedeutet nicht etwa Brandplatz (Braendeplads), sondern „Brandfleck", einen brandigen, d. h. dunklen, und zwar von Kohle geschwärzten Flecken auf dem Erdboden. Er bezieht sich also, abgesehen von dem Hinweis, dass eben Kohle das färbende Prinzip sei, nur auf die äussere Erscheinung, doch brauchte Vedel schon in seiner ersten Arbeit über die Bornholmer Brandpletter, Aarböger f. N. O. 1870, den Namen unter Ausschluss anderartiger, aber ebenfalls durch Kohle erzeugter Flecken geschwärzter Erde nur für Gräber, und zwar für eine bestimmte Art von Gräbern. S. 6 heist es daselbst: „Die eigentlichen Brandflecken sind Begräbnisse gebrannter menschlicher, nicht in eine Urne oder Kiste niedergelegter Gebeine. Sie liegen in einer Tiefe von wenigen Zollen bis zu einer Elle, gewöhnlich 1/2 Elle unter der Oberfläche. Wenn man die Erddecke wegnimmt, erscheinen sie als schwarze Flecken, meist kreisrund mit einem Durchmesser von 1/2—1 Elle." Bornholm's Oldtidsminder, Kopenhagen 1886, S. 59—60 definirt Vedel den „Brandplet" als „eine schwarze Erdmasse, welche Reste eines Scheiterhaufens enthält und in den Boden versenkt ist, ohne mit einer Kiste, Urne oder einem anderen Grabbehälter umgeben zu sein." Der Name soll also keinerlei Andeutung enthalten, als wenn am Orte dieser Gräber selbst, d. h. in oder über der Grube, die Leichenverbrennung stattgefunden habe. Das war auch thatsächlich nicht der Fall: wo sie aber stattfand, war nicht sicher festzustellen.

Vedel bezeugt nehmlich, Oldtidsm. S. 62—63, dass er auf Tausende von untersuchten Brandplettern und unter den vielen Steinpflastern, die sich auf den Grabfeldern fanden, nur eine Pflasterung bemerkte, die deutlich an der Oberfläche geschwärzt war und auf der höchst wahrscheinlich ein Holzstoss brannte, vielleicht der Scheiterhaufen. Sonst wurde nirgends eine Spur von gemeinsamen Verbrennungsplätzen gefunden, ausgenommen an einer Stelle, etwa 62 *m* östlich von einem gräberbedeckten Hügel, ein Fleck, etwa 31 *m* lang und 19 breit, wo die Erde voll im Feuer gesprungener Steine und schwarz war bis ganz an die Oberfläche. (Von Resten gebrannter (Menschen-) Knochen wird an beiden Stellen nichts berichtet.) „Der Leichenbrand ging sicherlich in der Regel zu Hause vor sich oder im Walde, wo man Brennholz zur Stelle hatte. Die halbgebrannten Thonklumpen, die gewöhnlich in den Brandplettern vorkommen auf Gräberfeldern, deren Boden Sand oder Kies ist, scheinen dafür zu sprechen, dass die Verbrennung auf einer Stelle vor sich ging, wo der Boden Thon war, also nicht auf dem Gräberfeld. Die vielfachen Steinsplitter, die man in den Brandplettern findet, kann man,

ebenso wie die Thonklumpen, ansehen, als vom Zusammenfegen der Scheiterhaufenreste herrührend.“

Für Bornholm steht also fest, dass die Verbrennung nicht auf der Stelle der Brandpletter stattfand, sondern an meist wohl ziemlich entfernt gelegenen Plätzen. Die Brandreste wurden dann in Tüchern, Körben, Eimern oder dergleichen an eigens hergerichtete kesselförmige Gruben gebracht und in diese geschüttet. Solche Gräber sind bekanntlich in Deutschland, namentlich in Westpreussen und Pommern ebenfalls zu finden (Lissauer, Schriften d. naturf. Ges. Danzig, N. F. III, Heft 2 u. 3, 1873—74, auf dem Acker des Herrn Zywietz am Karlsberg bei Oliva; Kasiski, Balt. Stud. 27, 168 und Vaterländ. Alterth. S. 36 zu Neustettin) und dort zum Theil sicherlich etwas älter, als auf Bornholm (Undset, Eisen. Hamburg 1882, S. 143, Note 3); zugehörige Ustrinen scheinen aber auch hier nicht beobachtet zu sein. Kasiski sagt „in der schwarzen Masse lagen . . . häufig auch durch Feuer geschwärzte, flache, scharfkantige Steinsplitter (also wie bei Vedel). Dieser letztere Umstand beweist unwiderleglich, dass die Leichen auf einem Steinpflaster verbrannt wurden, so dass durch das Feuer die oberen Flächen der Steine absplitterten und Splitter bildeten.“

Kasiski nannte solche Gräber im Gegensatz zu den Steinkistengräbern einfach „Brandgräber“, nicht gerade glücklich, da auch erstere Leichenbrandreste enthalten. Nach Lissauer in Danziger Schriften, N. F. III, 3, S. 12, Note *** aber brauchte Kasiski auch schon den Ausdruck „Brandgruben“, der dann, zum Theil in der Abänderung „Brandgrubengräber“, allgemeiner wurde (diese Verh. 1882, 447). Aber auch dieser Ausdruck lässt zu wünschen, denn nach ihm wird Jeder annehmen, dass der Brand in der Grube selbst (oder darüber) stattgefunden habe. Ausserdem giebt es Brandgruben anderer Art, die nicht Gräber sind und in denen wahrscheinlich wirklich ein Feuer brannte. Anger, Gräberfeld zu Rondsen, Graudenz 1890, unterscheidet S. 6 ff. von Brandgruben (-Gräbern) (die 0,1—1 *m* tief sind und deren Durchmesser 0,5—1 *m* beträgt) die „Brandstellen“, die aber ebenfalls Gruben sind und zwar grösser, als die Gräber (1,50 *m* tief, 2 *m* Durchmesser). Auf 658 Gräber fand er 45 solcher „Stellen“; er hält sie für Ustrinen, worüber unten das Nähere; sie enthielten fast nur Kohlen und zahlreiche bebrannte Steine von Kopfgrösse, wonach in der That in diesen Gruben selbst ein Brand stattgefunden zu haben scheint. Das wären also ächte „Brandgruben“. Die Gräber sollte man daher „Gruben-Brandgräber“ nennen. Diese Bezeichnung würde den Gegensatz: „Körper- und Brandgräber“ festhalten und uns von den verschiedenen Arten der letzteren, den Urnen-, Kisten- u. s. w. Brandgräbern eine besondere, allein durch Gruben charakterisirte Art vergegenwärtigen.

Die Rondsener „Brandstellen“ oder „Ustrinen“ anlangend, so lagen 11 davon nahe der Westseite, 20 unmittelbar an der Südecke des Gräberfeldes, 14 weiter ab zwischen S. und SO. Nur 1 oder 2 Gräber waren zwischen sie eingeschoben. Die Steine in ihnen lagen lose nebeneinander, bildeten kein Pflaster. Nur eine Brandstelle (412) lieferte eine Beigabe (das eiserne Messer 1929, nach gef. Mitth. des Herrn Anger mit im Feuer erzeugter Patina), eine andere mehrere Thonscherben. Bei dem fast gänzlichen Mangel an Scherben hält Anger sie nicht für Heerdstellen. „Für die Errichtung eines Scheiterhaufens boten die Steine eine solide Grundlage und ihre lose Zusammenfügung beförderte in wirksamer Weise den Zustrom der Luft, sobald der Scheiterhaufen in Brand gesetzt war.“ Letzterer Gedanke ist sicher richtig, aber die tiefen Gruben an sich müssten nachtheilig wirken, und warum sollte man den Scheiterhaufen überhaupt in Gruben stellen? Die Anordnung über einer Grube, auf einem Roste, würde zweckmässig

sein, aber dann wären wieder die Steine unnütz. Schon Tischler sprach sich bezüglich der Verbrennung in Gruben ähnlich aus (Ostpr. Gräberfelder III (1878) S. 162, 163). — Das eiserne Messer von Rondsen wäre allerdings mit der Ustrinentheorie verträglich, vielleicht auch das Gefäss 2464 in Brandstelle 661. Andererseits ist von Knochen, auf die auch Tischler Gewicht legte, nur bei 2 Stellen (684 und 690) die Rede, und dabei scheint es sich einmal um Thierknochen zu handeln. Waren also die „Stellen“ nicht doch Gruben, über welche man Töpfe oder vielleicht Metallkessel hing, während das Feuer unten gegen Wind geschützt, also nicht flackernd brannte? Freilich müssen wir hier des römischen Gebrauches gedenken (siehe oben S. 130, Note).

Nach unserer Ansicht sind zur Charakterisirung einer Ustrine erforderlich: Spuren eines Brandes an Ort und Stelle, also entweder nicht zu kleine, bebrannte Steine (Steinsplitter könnten leicht vom Brandplatz mit Kohle und anderen Dingen zusammen verschleppt sein), oder rothgebrannter Erd-, vielleicht auch Lehmboden und Splitter gebrannter (Menschen-) Knochen, oder, wo diese fehlen, mindestens zerbrannte Reste von Beigaben, Gefässen oder dergleichen. Die Forderung, dass auch die Gefässscherben Spuren eines stärkeren, nicht regulirten Feuers zeigen sollen, ist durchaus gerechtfertigt. In dem Amrumer Wikinger-Gräberfeld waren die dem Scheiterhaufenfeuer ausgesetzten Trinkgefässe stets deutlich von den sonst gleichgeformten „Urnen“ zu unterscheiden, da sie theils erweicht, theils rissig geworden und bisweilen wie glasirt waren. Nicht zerbrannte Scherben werden überwiegend Heerdstellen angehören, wo natürlich Spuren eines Brandes an Ort und Stelle sich ebenfalls finden müssen und zur unzweideutigen Kennzeichnung bisweilen ungebrannte Thierknochen hinzutreten, z. B. Deichmüller, Vorgesch. Funde bei Nerchau-Trebsen in Sachsen, Cassel 1892, S. 9. Solche Heerdstellen können sehr wohl in Gruben liegen, so bei Deichmüller in trogförmigen Gruben von 0,7 — 0,5 *m* Tiefe. Die Heerde brauchten übrigens nicht permanente, in Wohnstätten, zu sein. — Thonscherben allein auf Brandstellen können einer Töpferei angehören (Kasiski, Alterthümer, S. 83 und Taf. V, 84). —

Blosse Brandstellen, lediglich mit Kohle, lassen natürlich eine sehr vielseitige Deutung zu; man kann hier denken an Opferfeuer, Weihefeuer, Wachtfeuer gegen wilde Thiere, an Stellen, die bloss zum fortdauernden Bewahren des Feuers auf der Wanderung dienten, und dergl. mehr. Immerhin mussten hier überall Spuren des Brandes am Platze selbst vorhanden sein, ganz im Gegensatz zu den Gruben-Brandgräbern, welche nur die anderswo zusammengelesenen Reste des Leichenbrandes bergen, wie Jentsch auch ähnliches in Beitzsch beobachtete.

Kohle allein beweist natürlich garnichts. Schon F. Keller glaubte, dass in heidnischen (schweizerischen) Grabhügeln Kohlen (wie auch zerbrochenes Geschirr und kleine Steine) aus religiösen Gründen ausgestreut seien (Mittheil. d. antiq. Ges. Zürich. III., 2 [1846—47], S. 65), und Anderson meint diese Sitte noch in christlichen Gräbern Schottlands zu erkennen, wo die unverbrannten Leichen in Kohle gebettet waren, — ein Ueberlebsel des Leichenbrandes, wie er annimmt (Proceedings Soc. Antiq. Scotland, vol. 11, p. 371—72). Er glaubt, Stellen gefunden zu haben (kleine, mit Steinen ausgefütterte Schachte), in denen die Kohlen ad hoc erzeugt wurden.

Pflaster allein, unbebrannt, sind ebenfalls schwer, oft wohl gar nicht zu erklären. Kasiski (S. 97—98) hielt eines für eine Dreschtenne, andere bildeten Decken über den Gräbern. Letzteres vermuthet auch Vedel für einen Theil

derselben, während andere (nach S. 62) gleichsam Zugangswege zu den umliegenden Gräbern sind. Hier können eben die gewiegtesten Kenner bei der Deutung der Erscheinungen in Verlegenheit kommen. Man vergleiche noch Sehested, Fortidsminder fra Broholm. Leipzig 1878, S. 229. 243. 255. 261. 265.

Berücksichtigen wir auch einige südlichere, gut erforschte Gräberfelder, so sagt zunächst Graf Wurmbrand über den der älteren Hallstattzeit angehörigen Urnenfriedhof zu Maria-Rast in Steiermark, Archiv f. Anthropolog. 11., 240—41: „Der Leichenbrand ist wahrscheinlich an Ort und Stelle geschehen, vielleicht sogar in der Grube selbst (in der sich jetzt die Urne findet), wo die Rollsteine die Spuren starker Erhitzung oftmals trugen, und die verkohlten Knochenreste sowohl, als die Holzkohlen und die Asche in grossen Quantitäten (bis zu beiläufig 5—6 *kg*) die Annahme des vollständigen Verbrennens der Leiche gestatten. Aschentheile und Knochenstückchen liegen unter den Brandresten in und ausserhalb der Urnen." Anders v. Sacken über den Befund in den 450—470 Brand-, aber nicht Urnen-Gräbern zu Hallstatt (Wien 1868), S. 10: „Die Verbrennung scheint an einem abgesonderten Platze, nicht im Grabe selbst bewerkstelligt worden zu sein, denn sonst müssten sich hier die Spuren davon finden; vielmehr deutet alles darauf hin, dass die Ueberreste der an einem eigenen Orte verbrannten Leichen sorgfältig gesammelt und von den Kohlen und allem Fremdartigen möglichst gesondert, mit verschiedenen Beigaben ausgestattet, in regelmässige Gräber gelegt wurden." Von Auffindung einer Ustrine wird nichts berichtet.

Auch Naue, Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, Stuttgart 1887, bemerkt S. 175 bezüglich der Brandgräber der jüngeren Bronze- und der Hallstattzeit: „Es scheint zweifellos, dass man die Mehrzahl der Leichen auf einem ganz besonderen (übrigens auch nicht aufgefundenen) Platze verbrannt hat." aber er fährt dann, im Gegensatz zu v. Sacken, fort: „und dass auch an dieser Stelle die Ueberreste ausgestreut wurden; denn es ist doch auffallend, dass viele Grabhügel nur Gefäss- oder sonstige Beigaben ohne verbrannte Knochen enthielten." Als solche Hügel führt Naue die aus der Bronzezeit S. 68 auf; ich kann aber keinen Anhalt für Leichenbrand in den Fundprotocollen mehrerer, die ich darauf hin prüfte, finden, so S. 37, Grab VI, 14 (Taf. 4, 2 und Taf. 19, 1, 2), S. 39, Grab VIIa, Nr. 1, S. 41, VIIa, Nr. 11. In der älteren und jüngeren Hallstattzeit und dem Beginn der reinen Eisenzeit sollen solche Gräber, nach S. 72, 75 u. 80, sehr häufig sein. Aber auch da dürfte man in manchen Fällen vielleicht an ganz vergangene Körper denken (z. B. S. 18, Grab III, 1; S. 27, IV, 5). Wenn weder gebrannte Knochen, noch bebrannte Beigaben vorhanden sind, so schwebt die Annahme des Leichenbrandes doch in der Luft, mag auch in dem einen oder anderen jener Gräber ein Feuer irgend einer Art gelodert haben. Das Mitverbrennen der Beigaben war ja (nach S. 176) eine häufige Erscheinung, müsste also auch in den Gräbern ohne Knochen wohl einmal angetroffen sein. „Gräber", in denen nie Reste eines Körpers, gebrannt oder ungebrannt, beigesetzt wurden, „leere Gräber, Kenotaphe," sind überhaupt doch eigentlich nur Denkmäler, bei denen die Behandlung der Leiche ungewiss bleibt.

Höchst merkwürdig sind Beobachtungen Lipp's zu Keszthely in Ungarn (Gräberfelder von K., Budapest 1885), wo sich auf 2 Feldern zusammen mehr als 3200 Gräber fanden, fast durchgehends Bestattung, nur 12 Mal Urnen und 10 mit einer besonderen Art der Verbrennung. Zu den Urnengräbern glaubte Lipp die Ustrine in einem bebrannten, scherbenbedeckten Pflaster gefunden zu haben. Von jenen anderen 10 Brandgräbern aber heisst es: „Man legte den Leichnam aus-

gestreckt ins Grab und verbrannte ihn dort, so dass davon nur die verkohlten oder angebrannten Knochen übrig blieben. Eine dünne, schwarze, fettklebrige Erdschicht bedeckte die Knochen, aber von der Asche des Brennmaterials war keine Spur zu entdecken. Die Verbrennung musste aber dennoch im Grabe selbst vor sich gegangen sein, da die Wände des letzteren ziegelroth gebrannt waren, auch die unmittelbar auf der Leiche liegende Erde in einer Dicke von 10—12 *cm* rothgebrannt war, endlich das theilweise ganz verkohlte, theilweise stark angebrannte Skelet regelrecht im Grabe lag. — Lipp nimmt an, man habe auf den Leichnam Fett oder Oel geschüttet und dies angezündet und das Feuer damit unterhalten, bis die Weichtheile verzehrt waren. Konnte aber dann die aufgeschüttete Erde roth brennen? erforderte das nicht glühende Kohlen?

Die Keszthelyer Gräberfelder gehören der Völkerwanderungszeit an, reichen nach Lindenschmit, Handbuch d. D. A., Braunschweig 1880—89, S. 466, Note **, sogar bis ins 9. und 10. Jahrhundert herab; dennoch hat diese sonderbare Verbrennung der regelrecht niedergelegten Leichen im Grabe selbst ihr Analogon in — der jüngsten Steinzeit. Zu Nerkewitz bei Jena fand sich ein Skelet, völlig geordnet, in einer Steinkiste; auf letzterer hatte ein so starkes Feuer gebrannt, dass die Knochen völlig calcinirt waren; Neue Mittheil. d. thüring.-sächs. Vereins, Bd. 14 (1878), S. 20. Auch zu Hornsömmern in Thüringen scheint Brand auf hingelegten Körpern geflammt zu haben; Vorgesch. Alterth. d. Provinz Sachsen, Heft 9, Halle 1888, S. 12. — Man wird hier allerdings nicht von eigentlicher Leichenverbrennung sprechen dürfen, aber können die bei solcher Gelegenheit gemachten Wahrnehmungen nicht die Anregung zu derselben gegeben haben? Beachtung verdient, dass bei Hornsömmern auch von einer schon vorher verbrannten, dann mit beigesetzten Kinderleiche berichtet wird, so dass also in demselben Grabe auch schon voller Leichenbrand vorkam.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkte, dem Amrumer Gräberfelde, zurück. Dasselbe ist etwa um 900 nach Chr. zu setzen. Die in Bezug auf einige Gräber mitgetheilte Thatsache des Leichenbrandes auf der Grundfläche derselben würde sich nach den Anschauungen mehrerer nordischer Erforscher der jüngsten Eisenzeit als eine Ausnahme darstellen. So ist Rygh, indem er allerdings zugiebt, dass nicht einmal innerhalb dieser Zeit überall und stets das gleiche Verfahren beobachtet zu sein brauchte, der Meinung, dass die Grundfläche des Grabes nicht oder doch nur selten der Ort der Verbrennung gewesen sei. Auch Stolpe bemerkt, Grafundersökningar på Björkö, p. 3 (aus Tidskr. f. antropologi och kulturhist. I, No. 10, 1876), dass entweder die Verbrennung nicht an der Stelle des Begräbnisses selber stattgefunden haben könne, oder dass die Rückstände des Scheiterhaufens zerstreut sein müssten; eine gemeinsame Ustrine fand er indess nicht. Diese Ansichten gründen sich hauptsächlich auf die Geringfügigkeit der Kohle und Asche in den Gräbern, dann auch auf die Art der Vertheilung der Kohle und die Kleinheit der von ihr bedeckten Fläche (Rygh in Aarböger f. n. O. 1877, 164—167). Ich glaube, dass manche dieser Bedenken schon durch theoretische Erwägungen, ganz besonders aber durch das, was wir über die Ausführung der Verbrennung in Japan wissen, beseitigt werden.

Wenn die Gluht des Feuers gross genug war, den unterliegenden Boden zu röthen, so konnte die Holzkohle, wenn man das Feuer nicht vorzeitig löschte, so gut wie vollständig verbrennen. Ich fand über dem Hölenhugh eine sehr grosse Brandschicht ausgebreitet, die aber gänzlich frei von Kohlenstückchen war. Sucht man ferner die Asche, so darf man nicht an die noch warme, lockere Masse denken, sondern muss im Auge behalten, wie ungeheuer

das Volumen derselben im feuchten Zustande sich vermindert: auch werden ihre löslichen Bestandtheile grösstentheils ausgelaugt und fortgeführt sein (vgl. Virchow in diesen Verh. 1886, S. 596; 1887, S. 359—60). Es ist ferner wohl möglich, dass man die Brandstätte rein kehrte von Asche und auch die Kohlenstückchen mit den Gebeinen und Beigaben wieder an ihre Stelle brachte. Rygh erwähnt ausdrücklich, dass man mit der Kohle nur selten Asche finde.

Die Vorstellungen endlich, die man sich von der zur Verbrennung einer Leiche nöthigen Holzmenge gewöhnlich macht, scheinen weit übertrieben zu sein, wie sich aus der Betrachtung der

Leichenverbrennung in Japan

ergiebt. Nach den Angaben der HHrn. Dr. Beukema und Dr. Plügge in den Mittheilungen der Deutsch. Gesellschaft f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. III (Heft 21, 1880), S. 5 wurden in Japan Ende der siebziger Jahre etwa 270 000 Leichen jährlich verbrannt und zwar nach einem unglaublich einfachen, äusserst billigen Verfahren. Dr. Dönitz hatte bereits 1876 ebenda, Bd. I, Heft 10, S. 6, 7, 28 die technische und chemische Seite der japanischen Leichenverbrennung erörtert: seine Mittheilungen wurden in den wesentlichen Punkten 1876 durch G. A. Greeven, Bd. II, S. III, und dann durch die oben genannten Herren bestätigt und zum Theil erweitert. Alle diese Autoren berichten nach eigener Anschauung. Das Verfahren ist Folgendes: Die Leichen verbrennen bei kleinem, freiem Feuer, ohne dass Weichtheile vorher entfernt werden. Man legt sie, entweder in einer Kiste, einem Fass oder Kübel, oder auch nur in eine Reis-Strohmatte gewickelt, auf einen Rost von Holzscheiten, der sich über einer Grube von 3½ Fuss Länge und reichlich einem Fuss Breite und Tiefe befindet[1]), umstellt sie mit einigen Scheiten von 5/4 Fuss Länge, deckt das Ganze mit dicken Strohmatten, die zweckmässig vorher in Salzwasser getränkt sind, zu und entzündet nun von unten her ein anfangs allerdings etwas lebhafteres, später aber nur ganz langsam fortglimmendes Feuer, wobei, wenn die erste Holzmasse niedergebrannt und der Leichnam schon stark eingetrocknet ist, das Ganze neu hergerichtet und dann sich selbst überlassen wird. — Für eine gewöhnliche Leiche genügen ausser dem Fass und den Matten 75 *kg* Tannen- oder Fichtenholz vollständig; wahrscheinlich wird oft noch weniger, bis hinab zu 45 *kg*, angewendet. Das Fett der Leiche nährt theilweise die Flamme: fette Leichen verbrennen daher leichter als magere[2]); „sobald, ferner, ein gewisser Grad von Eintrocknung und Verkohlung erzielt ist, bildet die Leiche selbst ein vorzügliches Brennmaterial, welches selbständig fortbrennt bis zum Verschwinden sämmtlicher organischer Bestandtheile." Das langsame Verbrennen ist wesentlich, um Wärmeverlust zu

1) Die ausserordentliche Kleinheit der Grube erklärt sich allerdings zum Theil durch die geringe Grösse der Japaner, dann aber auch dadurch, dass die Kniee der Leichen hinaufgezogen, letztere also gleichsam zusammengekauert in die Särge gethan werden (Smith in Proceedings Soc. Antiq. Scotland, vol. X [1875, Edinburgh], p. 250).

2) Diese Thatsache muss auch den Römern wohlbekannt gewesen sein, denn es berichtet in Saturnalia conviviorum 7, 7 um 400 nach Chr., als der Leichenbrand in Rom schon aufgehört hatte, Ambros. Theodos. Macrobius (vermuthlich nach Plutarch, quaest. conviv. 3, 4), dass man früher bisweilen mehrere Leichen zugleich verbrannt habe derart, dass auf 10 Männerleichen eine Weiberleiche hinzugethan sei, und dass mit Hülfe dieser einen, die gleichsam feuriger Natur und daher schnell verbrennend war, die übrigen verbrannten. „Also blieb schon den Alten die Hitze der Frauen nicht unbekannt." Welche andere Beobachtung aber kann hier zu Grunde liegen, als dass das Fettpolster des weiblichen Körpers die Verbrennung beförderte?

vermeiden: es wird dies eben durch die (Reis-) Strohmatten bewirkt, deren Asche nach Beendigung der Operation eine dicke, noch die ursprüngliche Gestalt erkennen lassende Lage über der Grube bildet; nöthigen Falles verlangsamt man auch das Feuer durch Befeuchten des Holzes. Die Grube aber ist nothwendig, um unter diesen Umständen das Feuer überhaupt in Gang zu halten, und mag wohl auch nach dem Hinabstürzen der Massen die Gluht der Kohlen gut zusammenhalten. Die ganze Operation dauert übrigens doch nicht länger, als eine Nacht (7—10 Stunden); am Morgen findet man die „weissen, porösen und leicht zu Pulver zerreibbaren Gebeine" unten in der Holzasche. (Dönitz sagt, die Knochen werden „weiss oder wenigstens grau" gebrannt.) Viele kleine Knochen sind indess nicht mehr erkennbar. Eine Urne von 35 *cm* Höhe und 12 *cm* Breite (also, wenn cylindrisch, von 3967 *ccm* Rauminhalt) fasste bequem die ganzen Ueberreste der Leiche einer erwachsenen Person[1]); eine Gewichtsbestimmung wurde nicht vorgenommen. — Die Gesammtkosten einer gewöhnlichen Verbrennung betragen nur 2—3 Mark. — Bei Anwendung von 75 *kg* Holz für die gewöhnliche Leiche eines erwachsenen Mannes und von 120 *kg* für die eines erwachsenen wassersüchtigen Patienten war die Gestankentwickelung auffallend gering! —

Smith giebt zu seiner schon angeführten Arbeit über japanische Leichenverbrennung 2 Bilder, deren erstes die Verbrennung zeigt, während man auf dem zweiten die Hinterbliebenen mittelst je zweier Stäbe (wie verlängerte Essstäbe) die Gebeine aus der Asche lesen sieht. Die Verbrennung findet hier in einer nur leichten, aber ausgedehnten Vertiefung des Bodens statt, doch ist nicht ersichtlich und auch aus der Beschreibung nicht zu entnehmen, dass der Sarg über einer Grube auf einem Rost steht. Bemerkenswerth ist auf dem ersten Bilde der überaus geringe Vorrath an Holz (5 Scheite), welchen der Feuermann in Reserve hält. —

Was soll man nun angesichts dieses mit den einfachsten Mitteln erreichten, vollständig befriedigenden Resultates von den Berechnungen Hostmann's halten, der Darzau, S. 6, Note 2, sagt: „Nach den von mir angestellten Versuchen genügt ein Scheiterhaufen von 800 Cubikfuss Holz noch nicht zur vollständigen Verbrennung der organischen Bestandtheile eines Cadavers; es scheint solche bei offenem Feuer überhaupt nur möglich zu sein, wenn die Leiche vorher ausgenommen und namentlich auch das Gehirn extrahirt wurde. Die in unseren Urnen enthaltenen Knochenreste sind, nach meiner Ueberzeugung, nach dem Zerkleinern nochmals ausgeglüht worden." Als durchschnittliches Gewicht des frischen Skelets nimmt Hostmann 5 und als das der geglühten Knochen (wohl etwas zu niedrig) 3 *kg* an; in den Urnen fand er durchschnittlich 300 *g*, also nur $^1/_{10}$ der ganzen Masse. — Obige 800 Cubikfuss Holz würden annähernd 12 400 *kg* wiegen! (bei einem specifischen Gewicht von 0,5, da 1 Cubikfuss Wasser = 31 *kg*), oder wenn „eingeschlagenes" Brennholz gemeint ist, d. h. das zum Verkauf gelangende Holz mit den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Stücken bei einem „Derb-" (d. h. wirklichem Holz-) Gehalt von nur 50 pCt., immer noch 6200 *kg*! — Nach dem Bericht Beukema's und Plügge's braucht man auch kaum an eine Zerkleinerung der Gebeine zu denken und ist der geringe Inhalt der Urnen nicht schwer verständlich. Denn die Schädelknochen, mit Ausnahme der Kinnladen, und die Knochen der Hände und Füsse waren auseinander gefallen (an anderer Stelle heisst es sogar „ganz verzehrt"), die meisten Wirbel waren unerkennbar

1) Nach gef. mündlicher Mittheilung des Hrn. Dr. K. Rathgen, früher Professor in Tokio, werden die gebrannten Gebeine in Holzkästchen gethan und vergraben.

und „von einigen grossen Rohrknochen waren die Enden oder das Mittelstück erkennbar,“ also doch wohl der grösste Theil zerstört. Die grossen Rohrknochen wurden durch die Hitze schon im ersten Stadium der Verbrennung theilweise gespalten. —

Seit jenen Beobachtungen hat, einem Berichte des evang. Pfarrers W. Spinner zufolge (Mittheilungen, Bd. 5, S. 156, Heft 44, 1890), die Leichenverbrennung in Tokio wesentliche Verbesserungen erfahren, so dass sie bei völliger Geruchlosigkeit noch ökonomischer ausgeführt werden kann. Auch hat die Zahl der Verbrennungen nicht ab-, sondern eher ein wenig zugenommen (sie beträgt etwa $^{3}/_{10}$ aller Todten), wozu, nach gef. Mittheilung des Hrn. Dr. Rathgen, der Umstand mit beiträgt, dass die an 6 bestimmten Krankheiten Verstorbenen verbrannt werden müssen. Die Verbrennung geschieht jetzt in einem massiven Gebäude in Backsteinöfen, deren bis zu 33 mit einem einzigen hohen Schornstein in Verbindung stehen. Die Oefen haben vorn und hinten je eine eiserne Thür. Der Sarg mit der Leiche wird von vorn auf einer eisernen Platte hineingeschoben; dann wird von der Rückseite mit Holz gefeuert, grösstentheils auf einem Rost unmittelbar bei der hinteren Thür, zum Theil unter dem Sarge; einiges Holz liegt freilich auch neben demselben. Das Holz wird successive, je nach dem Gange der Verbrennung, eingeführt: im Durchschnitt genügen 20 Scheite von Armesdicke und 1½—2 Fuss Länge, im Gesammtgewichte von knapp 31 *kg*! und im Werthe von nur 90 Pfennigen! Bei besonders mageren Leuten (z. B. Phtisikern) ist etwas mehr Holz nöthig, bei anderen aber auch bisweilen weniger. Die Verbrennung ist vollständig und erfordert nur 2½—3 Stunden, bei mehr Holz 5 Stunden und darüber. Geruchlosigkeit und Verminderung des aus dem Schornstein entweichenden Rauches wird erzielt, indem man denselben ein im Schornstein angebrachtes Coaksfeuer passiren lässt, ein Verfahren, das bekanntlich auch bei uns zu ähnlichem Zwecke in der Industrie in Anwendung ist. —

Wenn nun auch von solchem verbesserten Verfahren, das übrigens in Japan sicher bisher nur an vereinzelten Stellen geübt wird, bei unseren heidnischen Vorfahren nicht die Rede sein kann, so wird man doch, nach Feststellung obiger Thatsachen durch naturwissenschaftlich gebildete Beobachter, kaum bezweifeln können, dass ihrerzeit auch die europäische Bevölkerung Mittel gefunden hat, den Verbrennungsprozess, wo nöthig, sparsam zu leiten. Ganz geruchlos mag es dabei freilich nicht zugegangen sein! Denn dass die Verbrennung der Weichtheile nicht immer ganz vollständig war, scheint aus einer gewissen fettigen Beschaffenheit der schwarzen Brandmasse hervorzugehen, worüber öfters berichtet wird; so auf dem Gräberfelde zu Koppenow, Pommern, Baltische Studien 39, 158, und bei den Ausgrabungen Kasiski's bei Neu-Stettin, Alterthümer, S. 39; ebenda S. 56 werden unter dem Rückstand vom Leichenbrand geradezu Fleisch- und Weichtheile aufgeführt. — Wenn aber wirklich, wie Graf Wurmbrand meint, zu Maria-Rast der Brand an der Stelle der Urnengruben selbst stattfand, so könnte man auch hier vielleicht an Errichtung des Scheiterhaufens über der Grube, statt in derselben, denken. Und so auch an anderen Stellen, z. B. bei einem Brandgrabe der Bronzezeit, Aarbøger 1876, S. 137—38, in einem Hügel zu Hobro in Jütland, in dem sich eine Grube fand, 3 Fuss lang, 2 breit und reichlich 2 tief, darin „dunkler Humus“ und einzelne Stücke Kohle. Kohle fand man allerdings auch sonst noch im Hügel, aber die verbrannten Gebeine waren gerade über diesem Loche mit Kohlen verstreut und so kann dasselbe wohl mit der Leichenverbrennung direkt zusammenhängen. Oft mag man auch, an Stelle der Gruben, umgekehrt eine Art Heerd aus Feldsteinen angewandt haben, nicht ein förmliches Pflaster, sondern nur, indem

man die Holzscheite, etwa an deren Enden, unterlegte. So liessen sich vielleicht viele der in Gräbern angetroffenen bebrannten Steine deuten; man erreichte damit dasselbe, wie durch die Gruben, nehmlich Luftzutritt von unten her, wie dies schon Anger in Bezug auf die Rondsener „Brandstellen" darlegte. Waren diese wirklich Ustrinen, so lagen die jetzt in der Grube befindlichen bebrannten Steine vielleicht ursprünglich oben am Rande derselben, obgleich sie dann eigentlich entbehrlich gewesen wären. —

Grimm erörterte in seinem angeführten Aufsatz vielfach die Verwendung der Dornsträucher zum Aufbau der Scheiterhaufen. Er nahm an, dass Dornen zwischen die grösseren Bäume, welche letzteren mehr ein Gerüst abgaben, eingeflochten und gelegt seien, theils wohl den Zusammenhalt zu sichern, theils als eigentliches (trockenes) Brennmaterial. Im Dornstrauch sah er eine heilige Holzart: früher beim Leichenbrand verwendet, wurde er später auch auf die Gräber der Bestatteten geflanzt. Grimm knüpfte hierbei an die Stelle des Tacitus, Germania cap. 27: observatur, ut corpora clarorum certis lignis crementur (Das Verbrennen S. 203, 209, 214, 216—226, 242—245, 267). Mir kam der Gedanke, ob vielleicht Dornen besonders viel Asche hinterliessen und ein über den Holzstoss gelegtes Geflecht derselben eine ähnliche Wirkung erzielen könne, wie die Reisstrohmatten der Japaner. Hr. Studiosus P. Gräbner hatte die Güte, für mich eine Anzahl Hölzer von Dornen und Pinus sylvestris in natürlicher Weise (d. h. nicht auf dem Platinblech) und unter gleichen Bedingungen zu verbrennen und fand so, dass Crataegus (Weissdorn) etwa 54 pCt. mehr Asche giebt, als Pinus sylvestris (die gemeine Kiefer). Dies mag nicht genügen, meine Vermuthung zu begründen, bleibt aber immerhin beachtenswerth und wäre vielleicht weiter zu verfolgen.

Wenn so die Geringfügigkeit der Kohlenreste keine ernste Bedenken rechtfertigt, kann natürlich auch die Kleinheit der Brandfläche nicht auffallen; ein Kreis von 4 Fuss Durchmesser, den Rygh, Aarböger 1877, 167 Note 1, beanstandete, würde vollkommen ausreichend gewesen sein. Uebrigens beobachtete auch Heydeck in dem Wikingergräberfelde bei Wiskiauten, Kr. Fischhausen, Ostpreussen, Leichenbrandstätten von selten über 1 *m* Durchmesser auf dem gewachsenen Boden in der Mitte der Grabhügel. Er nahm dieser geringen Ausdehnung der Brandfläche wegen an, dass die Leichen stehend oder sitzend verbrannt seien, was etwa dem entsprechen würde, was wir für Japan kennen lernten. —

Für die angesehensten Personen mögen übrigens immerhin grosse Holzstösse errichtet sein, zumal wo Angehörige, Knechte, Pferde u. s w. mit verbrannten, gerade wie noch in neuerer Zeit in Indien, wo doch die Masse des Volkes sich auch mit geringen Mengen Brennmaterials begnügen muss. Als 1873 die Leiche des Maharajah of Judpore verbrannt wurde, „war die Hitze so furchtbar, dass es unmöglich war, sich auf 100 Yards (etwa 90 *m*) zu nähern" (Proc. Soc. Antiq. Scotland, vol. 9 (1870—72) p. 530—531). — Genaue Berichte von Augenzeugen über die Ausführung des Leichenbrandes bei den Germanen fehlen wohl; selbst die „Sagas" schweigen darüber, weil in Island, zur Zeit, als sie niedergeschrieben wurden, der Leichenbrand bereits der Bestattung Platz gemacht hatte (Grimm S. 238 Note 1; Anderson Proc. Soc. Scotl. 14, p. 75). Grimm hat in seiner Arbeit zusammengestellt, was darüber aus alten Schriftstellern bekannt ist. Deren Angaben sind aber stets sehr kurz und geben vielen Zweifeln Raum. Zunächst in Betracht kommt jene Stelle bei Tacitus; ferner für die Gothen, namentlich die Heruler im 5.—6. Jahrh. n. Chr., Prokop von Caesarea, Bellum gothicum 2, 14; danach wurden die Alten und Kranken auf „hochgeschichteten Reiserhaufen"

verbrannt. Bei den Angelsachsen und Friesen waren nach „Beowulf" für die angesehensten Helden stattliche, reichgeschmückte Scheiterhaufen üblich: dies Gedicht B. ist im 7. oder 8. Jahrh. niedergeschrieben, seine Grundlage aber erheblich älter; das einzige Manuskript stammt aus dem 10. Jahrh. Aber ein schriftliches Zeugniss über die Verbrennung eines nordischen Häuptlings besitzen wir doch vielleicht aus der Hand des Arabers Ahmed Ibn-Fozlan, der Anfangs des 10. Jahrh. als Gesandter am Hofe des Bulgarenkönigs an der Wolga die Begräbnissceremonien bei den „Russen", d. h. vielleicht den skandinavischen Begründern des russischen Reiches, beobachtete. In seinem Bericht, der im 13. Jahrh. in ein arabisches, geographisches Werk des Abdallah Yakut aufgenommen wurde, erzählt er, wie der Häuptling zusammen mit einer vorher abgeschlachteten Magd in seinem ans Land gezogenen Schiffe unter Mitwirkung von Holzscheitern verbrannt und wie dann auf demselben Platz, wo das Schiff stand, der Hügel errichtet wurde (Grimm S. 253 ff., Proc. Soc. Scotl. vol. 9. 518—526). Grimm bezieht übrigens diese Schilderung auf einen slavischen Gebrauch, nimmt aber Uebereinstimmung der Sitte auch bei den Warägern an. Der Befund in manchen nordischen Grabhügeln entspricht allerdings dem hier Berichteten, so zu Möklebust in Norwegen, wo nach Lorange in Norske Aarsberetninger 1874 S. 90 und in „Bergens Museum", 1875, S. 153—57 auch die Verbrennung in dem aufs Land gezogenen Schiff stattfand. Die Gebeine sammelte man in einen Metallkessel. In anderen Fällen fand man Urnenbegräbnisse mit Schiffsresten, es ist aber nicht klar, ob das Schiff selbst mit verbrannt wurde (Lackalänga in Schonen, Annaler f. N. O. 1858, 179), Zu Borre in Norwegen wurde das ganze Schiff in Sand gebettet und damit gefüllt, alsdann auf der Füllung der Scheiterhaufen errichtet. Als Urne diente wieder ein Kessel (Norske Aarsberetning f. 1852, 25 ff.). — Man beliess aber auch bisweilen das Schiff auf dem Wasser, errichtete auf ihm den Scheiterhaufen und liess es nach Entfachung des Brandes in See treiben (Grimm S. 239). In anderen Fällen wurde die Leiche unverbrannt im Schiff begraben (Ultuna in Schweden; Gokstad in Norwegen, nach Nicolaysen, Langskibet fra Gokstad, Christiania 1882). —

B. Das erste Auftreten des Leichenbrandes im Norden.

Vorbemerkung. Grosse Verwirrung in der Frage des Leichenbrandes ist oft lediglich dadurch herbeigeführt worden, dass man „Gefäss" einfach = „Urne", d. h. Ossuarium setzte, ohne sich von dem Vorhandensein gebrannter menschlicher Gebeine, als des allein maassgebenden Inhaltes eines Brandgrabes, zu überzeugen. Es wurden dann auch Scherben jeder Art als „Urnenscherben" bezeichnet und schon damit der Leichenbrand für festgestellt erachtet, zumal wenn Spuren irgend eines Feuers gleichzeitig vorhanden waren. Noch heute lassen viele Forscher die scharfe Unterscheidung völlig ausser Acht, welche für Deutschland bereits in den vierziger Jahren und noch früher mehrfach betont wurde. Siehe Danneil in Förstemann's Neuen Mitth. d. Thüringisch-Sächs. Vereins, Bd. 2, Halle 1836, S. 563, und im Altmärkischen Jahresbericht 4, Neuhaldensleben, 1841, S. 53 Note 2; Klug, Opfer- und Grabalterthümer zu Waldhausen, Lübeck 1844, S. 10—12; v. Estorf, Uelzen, S. 105. — In der folgenden Untersuchung ziehe ich wesentlich den Norden, Mitteldeutschland und die Niederlande in Betracht, werde aber gelegentlich auch auf andere Gebiete hinüberschweifen. Ich beginne mit Scandinavien, Schleswig-Holstein, Meklenburg, der Altmark und der Provinz Brandenburg, will alsdann Ost-, Westpreussen und Pommern behandeln, von da nach Mitteldeutschland, Braunschweig, Hannover, Westfalen und den Niederlanden

mich wenden, endlich im Anschluss an letztgenannte Länder Bayern und Oesterreich-Ungarn einerseits, Frankreich, Italien und die Schweiz andererseits kurz berühren. Die Provinzen Posen und Schlesien habe ich nicht in Betracht gezogen, weil ich mit den dortigen Verhältnissen zu wenig bekannt bin.

Schweden. Montelius sagte Sveriges Forntid, Text I, Stenåldern, 1874 S. 141: Die in Ganggräbern, Steinkammern und -Kisten gefundenen Leichen sind stets unverbrannt, soweit sie nicht als nach dem Schluss des Steinalters dahin gekommen sich erwiesen. Derselbe Standpunkt ist festgehalten Congrès Stockholm 1874, p. 151, und in Nordiska forntidens perioder S. 9 (1892, aus Svenska Fornminnesföreningens tidskrift, Heft 23). — Sveriges Forntid S. 144 heisst es weiter: Die Kohlen und andere Spuren von Feuer, die man oft in Steinaltergräbern fand, muss man vielleicht so erklären, dass man vor Einbringung neuer Leichen (denn die Gräber enthalten oft viele Skelette) die Kammern erst von den üblen Gasen der älteren reinigte (nach Boye in Annaler f. n. O. 1862, 338.) — Man findet daher bisweilen sowohl versengte, als auch nahezu weissgebrannte menschliche Gebeine mitten unter den nichtgebrannten. Beabsichtigter Leichenbrand liegt aber deshalb nicht vor. Hierhin gehört wohl der Fund im Asahög bei Quistofta, Schonen (Iduna Heft 9, Stockholm 1822, S. 285 ff.), obgleich hier offenbar z. Th. auch aus dem blossen Vorhandensein von Gefässen auf Leichenbrand geschlossen wird (S. 308 ff.). Freilich wird auch S. 290 von einem derselben ausdrücklich berichtet, dass es Gebeine eines Kindes von 10—12 Jahren enthalten habe, und ungebrannte Gebeine eines so alten Kindes in einem Topf wären allerdings auffallend; aber es wird doch nicht gesagt, dass die Knochen gebrannt waren, und der Topf stand auf Gerippen. Bei dem Alter des Fundberichts ist offenbar nicht viel auf denselben zu geben. — Montelius fährt fort: „Dagegen dürfte man nie in sicheren schwedischen Steinaltergräbern gebrannte Menschenknochen in solcher Menge und unter solchen Umständen gefunden haben, dass man die Einführung des Leichenbrandes schon zu jener Zeit annehmen könnte." Hiervon ist Montelius so überzeugt, dass selbst, wenn gebrannte Gebeine nur mit Steinaltersachen (ohne Bronzen) gefunden sind, er solches Grab dennoch nicht der Steinzeit zuschreibt, sondern der (beginnenden) Bronzezeit (wie natürlich auch diejenigen Leichenbrandreste in Gräbern von Steinalterform, die mit Bronzen zusammenlagen). Solche Funde machte man zu Hakeby, Tommarp, Fuglie, Qvilla (Sv. Forntid S. 115 und 94); sie ohne weiteres dem Steinalter abzusprechen, scheint aber den Thatsachen ein klein wenig Gewalt anthun, wenn auch Steinaltersachen durchaus nicht selten in Bronzegräbern sind. In derartigen Fällen liegt offenbar die Entscheidung bei den Thongefässen, wenn nicht die gebrannten Knochen ohne solche und nur als Häufchen niedergelegt sind. Auf Anfrage schreibt mir nun Hr. Montelius: „Das Wenige, was wir über die Thongefässe aus jenen Funden wissen, zeigt, dass sie sehr wohl aus der Bronzezeit sein können. Ich kenne keinen Fund aus Scandinavien mit gebrannten Gebeinen und solchen Thongefässen, welche für das Steinalter charakteristisch sind."

Für Montelius ist nach Obigem das allein Entscheidende die Begräbnissart. Ganz consequent rechnet er daher auch Gräber, welche nach Form und sonstigem Inhalt steinzeitlichen Charakter tragen, auch wenn sich in ihnen einige Bronzen finden, dennoch (dem Ende) der Steinzeit zu, wenn sie nur Bestattung, nicht Leichenbrand zeigen (Congrès Budapest 1876, vol. I, p. 199 ff.) Es würde aber bei diesem Standpunkt von vornherein jede weitere Untersuchung über das erste Auftreten des Brandes unberechtigt erscheinen, und man dürfte dann auch nicht von Steinalter und Anfang der Bronzezeit sprechen, sondern nur vom Zeit-

alter der reinen Bestattung und dem des beginnenden Brandes. Wir glauben aber, dass man auf die Beigaben, einschliesslich der Gefässe, ein grösseres Gewicht legen muss, und halten die Frage des steinzeitlichen Leichenbrandes in Schweden noch nicht für völlig abgeschlossen. Freilich mag es im Allgemeinen gleichgültig erscheinen, ob man gewisse Funde dem Ende der Steinzeit oder dem Anfange der Bronzezeit zuweist; für denjenigen aber, welcher etwa die Einführung des Leichenbrandes in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem Auftreten der Metallgeräthe bringen möchte, ist diese Sache doch nicht ganz bedeutungslos. —

An Brandgräbern, die bereits Bronzen führen, also unter allen Umständen in die Bronzezeit fallen, erwähnte Montelius, Tidsbestämning inom Bronsåldern, 1885, S. 278, aus seiner Periode II eines aus Blekinge, also ganz aus dem Süden des Landes, aber auch schon eines aus Upland, d. h. etwa aus der Breite Stockholms. Die äusserst wenigen Gräber der ersten Periode zeigten Bestattung.

Dänemark. Director Henry Pertersen in Kopenhagen nimmt zur Frage des Leichenbrandes in der Steinzeit denselben Standpunkt ein, wie Montelius. Er schreibt mir, dass diese Frage für Dänemark überhaupt nicht gestellt werden könne, „denn mit dem Leichenbrand sind wir hier in der Bronzezeit." Einige ältere Berichte, die öfters zu Gunsten der Annahme des Leichenbrandes in Megalithgräbern angeführt sind, verwirft er wohl mit Recht und erklärt die Erscheinungen in ähnlicher Weise, wie Boye und Montelius (Klekkende Höi bei Röddinge auf Möen, Antiq. Ann. II, 2 (1815) S. 228 und Taf. 1 und 2; Archiv für Anthropologie 15, 146). — Rishöi bei Skibbinge auf Seeland. Antiq. Ann. III. (1820) S. 49. — Monseshöi bei Jägerspriis auf Seeland (Iduna, Heft 9, Stockholm 1822, S. 310—311). — Im Klekkende Höi mit 2 Kammern soll allerdings in jeder Kammer ein Gefäss mit Sand und kleinen Partikeln verbrannter Gebeine gefunden sein; doch kommen letztere gegenüber der sonstigen Menge nicht in Gefässe gesammelter, theils unverbrannter, theils mehr oder minder verbrannter Knochen gar nicht in Betracht; von einer Urnenbeisetzung kann keine Rede sein. Im Rishöi beruht die Annahme des Leichenbrandes, da von gebrannten Gebeinen nichts gemeldet wird, lediglich auf den Topfscherben. Petersen fand oft oben in der Füllung der Grabkammern wirkliche Urnen mit gebrannten Gebeinen, aber sie waren bestimmt vom Bronzealtertypus. Von losen Häufchen gebrannter Gebeine in der oberen Füllung wurden durch Ratten und dergleichen oft Knochen bis in die Schicht der Steinaltersachen hinabgeführt; P. fand in einer Kammer in verschiedenen Höhen der Füllung nicht weniger, wie 70—80 Rattengerippe. Endlich schreibt Hr. P. mir, dass Worsaae's Angabe (Congrès Paris 1867, p. 219), wonach in den Dolmen bei den Steinäxten sich gebrannte Gebeine fanden, irrthümlich sei, insofern es sich eben nur um „gebrannte Knochen", nicht um Reste „verbrannter Leichen" handle.

In allen die Megalithgräber betreffenden Bemerkungen stimme ich Hrn. P. zu, und doch erscheint die Frage nach Leichenbrand am Ende der Periode auch für Dänemark immer noch statthaft. Einige Funde, wenn sie auch zweifelhaft sind, lassen sich doch nicht einfach beseitigen. Vedel stellt (Bornholms Oldtidsm. 1886, S. 13) zwar ebenfalls den Leichenbrand im Steinalter selbst als sehr unwahrscheinlich dar; aber S. 250 entnehme ich doch seinen Listen über Funde von Steinaltersachen, ohne begleitende Bronzen, mit gebrannten Gebeinen, den folgenden Fall, der wohl auch dem Steinalter selbst angehören kann: 2. (Mus. A. 560) auf dem Boden eines und desselben Steinhaufens 2 kleine Kisten, jede eine Urne mit gebrannten Gebeinen enthaltend; zwischen den beiden Kisten ein ge-

schliffener Flintkeil. Scherben sind leider, wie Hr. P. mir schreibt, nicht bewahrt, positiv lässt sich also die Sache nicht entscheiden; aber die Axt muss man wegen der gemeinsamen Steinbedeckung doch als mit den Urnen gleichaltrig ansehen. Aus Jütland liegen mehrere hierhergehörige Funde vor: Roum unweit Viborg, in einem kleinen Steingrabe in fast flachem Erdreich ein cylindrisches Thongefäss mit vorstehenden Rand, darin angeblich verbrannte Gebeine und einige Bernsteinstücke, dabei ein Axthammer (Mus. Nr. 4800—4802: Aarböger 1881, 347; Archiv für Anthropologie 15, 151). Hr. P. schreibt mir: „von den gebrannten Gebeinen sind keine bewahrt, der Fundbericht ist im Ganzen unsicher.“ Die speciell jütländische Gefässform gehört dem Ende der Steinzeit an. — Slotved, nördliches Jütland, Antiq. Tidsskr. 1846, 18; eine Urne wird nicht erwähnt, auch ist nichts von solcher bewahrt. — Brabrand-Aarslev, Ostjütl., Urne mit gebrannten Gebeinen (ist von ihr etwas erhalten?); Antiq. Tidsskr, 1846, 18. — Rammedige, nordwestl. Jütl., Knochenhaufen ohne Urne: die Steinbeigaben waren im Feuer; Antiq. Tidsskr. 1861, 11. — Die 3 letzten Funde enthielten unter den Beigaben ebenfalls kein Metall. Slotved mit 2 flachen Steinkeilen und 12 cylinderförmigen Bernsteinperlen erscheint rein steinzeitlich, während Speere und Pfeilspitzen, wie zu Brabrand und Rammedige allerdings auch in Bronzegräbern nicht ganz selten sind. —

Die allerneuesten Publicationen über meist späte Steinaltergräber Jütland's (nicht in Megalithbauten) geben freilich für Leichenbrand keinen Anhalt (Aarböger f. N. O. 1891, S. 301 und 329). —

In der Bronzezeit finden wir Leichenbrand schon sehr frühzeitig auf dem dänischen Festlande und auf Seeland, wenn auch nur in vereinzelten Fällen. S. Müller stellte (Aarböger 1891) 711 dän. Bronzefunde, nehmlich 486 aus Gräbern, 225 Depot- und Votivfunde, tabellarisch zusammen, die zwei oder mehr Stücke enthalten, nach irgend einer Richtung von Bedeutung schienen und möglichst zuverlässig, sowie geeignet waren, die regelmässigen, nicht die abnormen, Verhältnisse klar zu legen. Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, dass in seiner Periode I, die etwa Montelius' Per. II u. z. Th. III entspricht, unter 92 Grabfunden auf 37 Fälle unverbranter Leichen erst 5 Fälle von Brand kommen (50 blieben ungewiss). Die Brandgräber sind Nr. 28, 71, 84, 86, 87, wovon eines aus dem östl. Jütland, 4 von Seeland, und zwar 1 Männergrab, 4 Frauengräber. — In einer Uebergangszeit zum nächsten Abschnitt, aus der allerdings nur wenige Funde vorliegen, ist das Verhältniss schon etwas verschoben (4 unverbrannt, 2 verbrannt, 4 ungewiss = 10), und in dem 2. Abschnitt I, 2, tritt bereits die Bestattung erheblich gegen den Brand zurück (21 gegen 52, bei 106 ungewissen, im Ganzen 179 Fällen). — In den jüngsten beiden Abschnitten II, 1 und 2, endlich herrscht der Leichenbrand fast ausschliesslich. — Vergl. Müller, Bronzealderen (Atlas) 1891. Zu diesen, von Müller aufgeführten Funden kommt vielleicht noch ein bei Montelius, Tidsbest. S. 277 in seiner Periode II mitgerechnetes Grab, K. B. 2240, aus dem östl. Jütland, das zwar keine zeitbestimmenden Beigaben enthielt, aber tiefer als ein Körpergrab derselben Periode, und theilweise sogar unter demselben lag (K. B. 2241 = Müller's No. 23; Aarböger 1886, 272). —

Deutschland. Unsere Kenntniss von dem Inhalte der Megalithgräber in Deutschland ist leider gering. An Material hat es nicht gefehlt, aber es ist der „Cultur“ fast ganz zum Opfer gefallen und nur wenige brauchbare Ausgrabungsberichte unberührter Gräber liegen vor. Wenn man freilich älteren Autoren glauben wollte, so müsste der Leichenbrand bei uns schon früh von Bedeutung gewesen sein. So sagt Weinhold, Todtenbestattung S. 6: „Wir finden in den deutschen Hünengräbern beide Arten der Bestattung, Leichenbeisetzung und

Verbrennung. Die Funde unverbrannter Gerippe sind indessen seltener." Allein seine Citate, soweit sie sich auf Leichenbrand beziehen, sind wenig belangreich. Bei Angermünde, Provinz Brandenburg, in einer, wohl freistehenden Kammer „soll eine mit Asche gefüllte Urne gefunden sein, vielleicht die im K. Museum Berlin I, 1339, obertassenförmig, gehenkelt (v. Ledebur, Das K. Mus. Berlin 1838, S. 82 und Alterthümer d. Regierungsbez. Potsdam, 1852, S. 85)": das Gefäss, sehr klein, befindet sich noch im K. Museum, ist aber weder steinzeitlich, noch auch vermuthlich ein Ossuarium. — Dedelow bei Prenzlau, „Potsdam" S. 96; ganz unbrauchbare Angabe. — Andere Citate, auf Meklenburg und Hannover bezüglich, behandeln wir bei diesen Ländern. — Auch Lindenschmit erklärte, Archiv f. Anthropologie 3 (1868) S. 110, in den Megalithgräbern Deutschlands den Leichenbrand für vorherrschend, ohne indess Quellen mitzutheilen. Endlich behauptete Zechlin für die Altmark noch 1880 im Katalog der Berliner prähist. Ausstellung, S. 523, den Leichenbrand als Regel. Meines Wissens kann er sich aber nur auf die Berichte Danneil's stützen, die wir später prüfen werden. Ueberhaupt glaube ich zeigen zu können, dass namentlich die ältesten Berichte dieses letzteren, so hochverdienten Forschers, geschrieben zu einer Zeit, wo er zwischen „Gefäss" und „Urne" noch nicht immer unterschied, die letzte Quelle fast aller diesbezüglicher späterer Angaben sind, wenn man von einigen vorgeblichen Rügener Fällen absieht.

Schleswig-Holstein. Frl. Mestorf kennt keine sicheren Spuren von Leichenbrand in Steinaltergräbern (briefl. Mitth.). Selbst die Gräber unter Bodenniveau ohne Kammer, obgleich der jüngsten Steinzeit angehörend, zeigen nur Bestattung (diese Verhandl. 1889. 468; Mitth. d. anthropol. Vereins in Schl.-H., Heft 5, S. 9; Deutsche anthropol. Corresp. 1891, 99). Ein Hügel zu Grünenthal in Holstein enthielt am Boden eine Steinschüttung und an deren nördlichem Ende ein steinzeitliches Thongefäss, das über ein Häuflein calcinirter Knochen gestürzt schien (Verh. 1889, 473 Note 1). Frl. Mestorf hält es einerseits für fraglich, ob die Knochen calcinirt waren, (sie scheinen nicht aufbewahrt), andererseits für möglich, dass ein älteres Gefäss zufällig aufgefunden und von neuem benutzt sei. In letzterer Hinsicht stützt sie sich auf den bronzezeitlichen Depotfund von Tinsdahl (Berliner Verh. 1885. 179), für den sie solche Neubenutzung, aber vielleicht doch ohne genügenden Anhalt, voraussetzt. Jene Steinschüttung könnte wohl eine ganz vergangene Leiche enthalten haben und in diesem Falle die Knochenmasse unter dem Gefäss, selbst wenn sie calcinirt war, von einem Thiere herrühren. Gebrannte Thierknochen bei menschlichen Gerippen fanden sich zu Hallstatt 1 oder 2 Mal (v. Sacken, S. 6 und 7, vergl. auch unten S. 165. Olmütz) und sind deshalb auch in früher Zeit wohl nicht ausgeschlossen; man kann an geopferte Thiere denken. Wenn aber die fraglichen Knochen von Grünenthal fehlen, so ist dieser Fall natürlich nicht mehr aufzuklären. —

Als ältestes Bronze-Brandgrab des Kieler Museums sieht Frl. Mestorf das aus dem Kl. Brönshoog auf Sylt an (Handelmann, Ausgrabungen auf Sylt, I (1873) S. 32, II (1882) S. 20), „weil dort noch eine Steinkammer von gleicher Grösse und Construktion, wie sonst für die Leichen, zur Aufbewahrung der gebrannten Gebeine benutzt war." Die bronzenen Beigaben entsprechen Montelius Per. II—III. — Lehrreich sind auch die Gräber bei Gönnebek in Holstein (Anthrop. Ver. Heft 4 S. 5 ff.); im „schwarzen Berg" 3 Brandgräber der Per. II—III; im „Schulberg" im Centrum am Boden eine grosse geschlossene Kammer mit steinzeitlichen Sachen, unmittelbar daran gebaut eine etwas kleinere offene Kammer mit Bronze-Körpergrab (Per. II—III?); 9 *m* südöstl. vom Centrum und in etwas

höherer Lage Steinschüttung mit Bronze-Brandgrab der Per. III; im „kleinen Berg“: Centrumgrab mit einer Bronze der Per. II (?), kein Brand, $4^1/_2$ *m* südöstl. davon Brandgrab, wohl der Per. III. — Aus meiner eigenen Sammlung von Amrum führe ich an: a) Steenodder Hügel No. 4, Packung aus Handsteinen, noch ganz in der Form der Körpergräber, darin gebrannte menschliche Gebeine (ohne Urne) und die Beigaben, worunter ein Schwert der Form Montelius Tidsb. Fig. 22, Müller Atlas f. 34, und eine Fibel, wie Tidsb. f. 44 (68?), Müller f. 69 oder 70. Man wird den Fund in Montelius' Per. III, Müller's I, 2 setzen dürfen. — b) Grat Swarthugh; im Erdhügel ein Steinhaufen, in demselben eine Kiste, im Lichten 1,75 *m* lang, 0,34—0,40 *m* breit, 0,40—0,45 *m* tief, auf ihrem Boden gebrannte Knochen ausgestreut, auf und zwischen ihnen die Beigaben: eine Fibel vom Typus Montelius B; ein Messer, etwa wie Tidsb. Fig. 56, und eines wie Fig. 54; ein grosser Dolch mit Griffangel und sehr breitem flachem Klingengrat; ein Analogon kann ich nicht anführen. Fibel und Messer weisen auf Montelius' Per. III. —. c) Steenodder Hügel No. 6; kleine Steinkiste mit Urne und einem Dolch gleicher Form, aber kleiner, als der vorige. — d) Hamhugh: Steinkiste mit Urne und Schwert, wie Tidsb. 51, Per. III.

Lübeck: Von 2 sorgfältig untersuchten Kammern zu Waldhausen und Blankensee lieferte die erstere steinzeitliche Sachen, aber keine Spur von Knochen, die andere ein unvollständiges Gerippe und wenige Scherben (Klug, Alterthümer zu W., und in d. Zeitschrift d. Vereins für Lübeckische Geschichte I, (1860) S. 397—404; die Scherben von Blankensee sind nicht abgebildet). Klug bemerkte: Das Vorkommen von Urnen mit verbrannten Knochenüberresten oder auch nur eine Spur der letzteren, ist in Bauten dieser Art sehr zweifelhaft.

Meklenburg: Ausser den Megalithgräbern hat man auch andere Formen der Gräber aus der Steinzeit, so Steinkisten in der Erde (M. Jahrb. 30, 131 zu Nesow; M. Jahresbericht 3, 36, Hohen-Wieschendorf) und einfache Erdgräber ohne jeden Steinbau oder Hügel (Roggow, Jahrb. 9, 366; Plau, Jahrb. 12, 400). In allen diesen Gräbern herrscht ausschliesslich die Bestattung. Allerdings sagte Lisch, Jahrb. 10, 247: „In Meklenburg kommt schon in den Hünengräbern Leichenbrand häufig vor“, und auf dieser Stelle fusste auch Weinhold; aber ebenda S. 250 heisst es: Leichenbrand in Hünengräbern ist selten; diese Gräber werden schon einer etwas jüngeren Zeit angehören. Die Riesenbetten mit Brandstätten verlieren ihre alte Form; der Steinring wird vom Oblongum mehr zum Kreis. Hier finden sich dann auch die ersten Spuren Metall, rothen unvermischten Kupfers.“ Und wenngleich noch M. Jahrb. 12, 401 am Leichenbrand in der Steinperiode festgehalten wird, so stützte sich doch Lisch, was Gräber anlangt, nur auf die von Danneil beschriebenen altmärkischen Funde, von denen wir unten zeigen werden, dass sie durchaus nichts für steinzeitlichen Leichenbrand beweisen. Was Lisch sonst noch anführt, bezieht sich auf Kupferäxte (in Form der Steinäxte), die aber nicht aus Gräbern stammen (Jahrb. 9, 326 ff., 30, 136). Demgemäss wird auch Jahrb. 30, 9—13 (Gräber der Steinperiode) nicht mehr von Leichenbrand, nur noch von Beisetzung gesprochen. Mit den Brandspuren in Hünenbetten verhält es sich aber so, wie die nachfolgende Analyse einiger Fälle lehrt. —

Prieschendorf bei Dassow im nordwestlichen Meklenburg; M. Jahresbericht 2, 25; 4, 20; Jahrbücher 10, 256—60. Hünenbett mit centraler Steinkiste und doppeltem Steinkranz. Die Kiste, ohne Decke und an der Nordseite „geöffnet“, enthielt nichts als Erde (war wohl schon früher ausgeleert). Am östlichen und westlichen Ende des länglichen Hügels, innerhalb des inneren Steinringes, je eine Brandstelle auf Feuersteinpflaster, viele steinzeitliche Scherben und mehrere Flint-

geräthe: ausserdem am östlichen ein Schleifstein aus Thonschiefer und „an der Oberfläche“ eine kugelförmige gehenkelte Bernsteinperle und 2 andere durchbohrte Bernsteinstücke: am westlichen eine birnförmige gehenkelte Bernsteinperle. Menschliche Knochen fanden sich nicht. Aus den Scherben liessen sich vollständige Gefässe nicht zusammensetzen, nur eines etwa zur Hälfte, obgleich auf der östlichen Seite Theile von etwa 7—8, auf der westlichen etwa von 11 Gefässen vorkamen. Die grosse Zahl der Gefässe, andererseits der Mangel ganzer machen es höchst unwahrscheinlich, dass es sich hier um Ossuarien handelt. Die Brandstellen rühren wohl her von Ceremonialfeuern oder dergl., wie auch zu Plau, Hünengrab I, M. Jahrb. 11, 348, wo das ganze Gerippe auf einer Brandstelle am Urboden einer wohlverschlossenen Kammer lag. (Weinhold scheint diesen Fall für Leichenbrand heranzuziehen.) —

Karft bei Wittenburg: Jahresber. 7, 18. Hünenbett mit einem Steinkranz, ohne Kammer. Am Ostende des länglichen Hügels Kohle und Scherben von mindestens 3 Gefässen: von gebrannten Knochen wird nichts bemerkt. Etwa in der Mitte eine Grube mit Kohle und Asche (von Knochen wieder nichts gesagt). Weiter westlich Reste eines Gerippes mit einem Stück Bernstein. Für Leichenbrand fehlt jeder Anhalt.

Die Bronzezeit Meklenburg's soll hier etwas ausführlicher behandelt werden, weil die Gräber dieses Landes von so hervorragender Wichtigkeit sind und sehr mannichfaltige Erscheinungen darbieten.

Vorweg sei bemerkt, dass Hr. Beltz mir schreibt: „Zwischen Montelius' Per. II und III kann ich in unsern Grabfunden keinen zeitlichen Unterschied finden. Wir haben meines Wissens kein Grab, welches nur Per. II enthielte und dabei reicher ausgestattet wäre.“ — Versucht man aber dennoch eine Scheidung, so kann man als älteste die Funde von Schwaan und Radelübbe bezeichnen.

Montelius' Per. II = Müller I [1]. Schwaan, M. Jahrb. 19, 297; ein Schwert: nur Beerdigung. — Radelübbe bei Hagenow: 1890 und 1891 von Dr. Beltz untersucht, noch nicht publicirt. Gross angelegtes, arm ausgestattetes Grab; in der Mitte Beerdigung, an der Seite regelmässige Grabkammer, ohne Spur eines beerdigten Leichnams, auch ohne Färbung der Erde. Auf Leichenbrand wird man trotzdem nicht schliesen können, denn es sind weder gebrannte menschliche Gebeine, noch vollständige Gefässe gefunden.

Montelius' Per. II/III (III = Müller I [2]). Ruchow bei Sternberg, Jahresbericht 5, 30. Zu dem Originalbericht von Lindig giebt Lisch eine „kritische“ Beschreibung, worin aber meines Erachtens manches unrichtig aufgefasst ist. Der Hügel enthielt: 1. ein Centralgrab, Männerleiche in Eichbaumsarg, Bronzen der Per. III (der viereckige „Beschlag“ ein Ortband, wohl wie Müller Atlas 93 und 94), 2 Thongefässe, deren eines abgebildet M. Jahrb. 11, 358. — 2. Daneben ein Grab, das die Sachen zweier Weiber enthielt, wohl derselben Periode. Gebeine wurden nicht gefunden. Lindig sagt: in der Steinmasse „keine Spur von einem Sarge“, aber „schlammigte, übelriechende Erde, die nur aus Laub und Moos bestanden haben muss.“ Offenbar war er der Meinung, dass letztere der Leiche als Unterlage oder Decke dienten. Lisch dagegen denkt ohne jeden Grund an Leichenbrand. Dass aber in Zersetzung begriffene Leichenreste und andere organische Substanzen noch nach Jahrtausenden stark riechen, ist eine alte Beobachtung: vergl. z. B. den Kieler Alterthumsbericht 20 (1861) S. 26, wonach bei Oeffnung eines Baumsarges mit halbverwester Leiche sich ein fast unausstehlicher Geruch verbreitete. Dr. Beltz glaubt nun zwar in dem rothbraunen Kern und

der gesprungenen, blasig aufgetriebenen Oberfläche der Schmucksachen Brandspuren zu sehen, aber der rothe Kern (Kupferoxydul) ist wohl nicht beweisend, und Lisch und Lindig erwähnen keine Brandspuren an den Beigaben. Die blasige Oberfläche wäre näher zu prüfen. — 3. neben 2, aber etwas höher, zwischen Bruchstücken eines Thongefässes Sachen der Per. III, darunter wieder ein Ortband wie oben. Von Knochen wird nichts berichtet, auch finden sich keine im Museum. 4. nach Lindig „am östlichen Abhange des Hügels", nach Lisch „zu den Füssen von 1 und 2 gegen Osten" eine Steinsetzung mit 4 Urnen, gebrannten (Kinder-?) Knochen und kleinen Bronzen, worunter Perlen aus Draht, wie Frid. Franc. Taf. 32, 6. Vermuthlich handelt es sich hier um Nachbegräbnisse, während Lisch offenbar an eine Beziehung zu den Centralgräbern glaubt. Bronzen und Urnen sind wenig charakteristisch, nicht zeitbestimmend, können aber, wie Dr. Beltz schreibt, in Per. II—III gehören. In diesem Fall würde also der Hügel Körper- und Brandgräber derselben Periode enthalten. — Friedrichsruhe bei Crivitz, M. Jahrb. 47, 257 ff. 1. Der Kannensberg: A, Centralgrab 1, in 3 unmittelbar an einander gelegene Theile, einen südlichen, mittleren und nördlichen (a, b, c) geschieden. a) Männerbestattung, Montelius II—III; b) Frauenschmuck, ebenso; c) Schmuck der Per. III, vielleicht ebenfalls einer Frau. In b und c keine Knochen, aber im Steinmantel zwischen ihnen zwei Urnen mit leider nicht bewahrten Gebeinen. Die Stellung der Urnen in der Zeichnung nicht richtig wiedergegeben. — B, südlich davon, Centralgrab 2, darin Asche, Scherben gebrannte Knochen, von denen einige ganz wenige bewahrt; Beigaben Montel. III. Die Dreitheilung des Grabes, wie in der Zeichnung angegeben, ist nicht wirklich beobachtet. — C, südlich von B, mehr nach dem Rande zu: Asche, einige Zähne, (ob verbrannt, will Hr. Beltz nicht entscheiden); ferner auf kleinen Raum zusammengedrängt 2 Haufen weiblichen Schmucks (Per. II. und III), nebst Holzresten (von Kästen?); einige Bronzen, wohl der Per. III, in Holz, Leder und Wollzeug gepackt; 1 leeres gehenkeltes Gefäss. „Einige Gegenstände scheinen dem Brande ausgesetzt gewesen zu sein; sie sind zersplittert und zeigen eine blasige Oberfläche, auch ist der Kern von dem Oxyd unberührt und zeigt eine röthliche Färbung." Hier begegnen wir denselben Zweifeln wie bei Ruchow. Von der Natur des Grabes C, sofern es nur eines war, lässt sich schwer ein Bild gewinnen. — D, nördlich von A, nach dem Rande zu, Weibergerippe, wohl Per. II/III. — E, noch weiter nördlich, z. Th. sehr nahe dem Rande, Gefässe; darunter a, Urne mit gebrannten Knochen, 2 Beigefässen, stark zerbrannten Bronzen, Weiberschmuck Per. II und III; c, Urne, Knochen, zerbrannte Bronzen (Weiberschmuck), mindestens 4 oder 5 Beigefässe; unter den Beigaben ein Halskragen („Diadem") älterer Form (Montelius II/III.) — Im Kannensberg also wiederum Bestattung und Leichenbrand in derselben Periode neben einander. — 2. Der Glockenberg. A, ganz am Rande im Süden: a) ein ovales Steinlager mit aufgesetztem Kegel; b) damit verbunden eine rechteckige Steinsetzung. a) enthielt Beigaben eines Mannes (Montelius III.) und ein Geripppe, aber trotzdem 2 Gefässe, ein bronzenes nnd ein thönernes, mit „Sand und Asche." b) barg eine Fibel (Müller I ²) und ein Thongefäss; von Knochen wird nichts berichtet. Beltz hält dies des kleinen Raumes wegen, den es einnahm, für ein Brandgrab. — B, C, D (von Süd nach Nord auf A folgend; C, Centralgrab) enthielten bezw. 3, 1, 2 Geripppe, theils männliche, theils wohl weibliche; Montelius' Per. III. In B u. a) ein Messer, wie Frid. Franc. Taf. 16, 6 „mit völlig gedrehter Griffzunge" (nicht bebrannt). Neben D eine Feuerstelle mit Scherben. — E, ganz am Nordrand, Urne ohne Beigaben. — 3. Hügel 11, Grab B (S. 285), Gerippe mit einem

leeren Thongefäss, Bernsteinperlen und wohl weiblichem Schmuck aus Bronze: von letzterem ein Theil bebrannt, sogar geschmolzen und z. Th. nicht mehr erkennbar. Eine höchst merkwürdige Beobachtung! In derselben Steinsetzung, aber in höherem Niveau, eine schön erhaltene Lanzenspitze. Lag hier ein Doppelgrab vor, Frau und Mann? Wo waren dann die Reste der zweiten Leiche? Etwa in der unmittelbar anstossenden Steinsetzung A mit Urne und zerbrannten Knochen, aber ohne Beigaben? Warum lagen dann die bebrannten Bronzen bei dem Gerippe? — Peccatel bei Schwerin: 1. der grösste Hügel, der sogen. „Rummelsberg", mit dem „Altar" und dem „irdenen Kessel"; M. Jahrb. 11, 366. Ein Randgrab neben dem Altar enthielt in einer Mulde aus gebranntem Sand ein Gerippe ohne Beigaben. — Das Centralgrab lieferte „zerbrannte Menschengebeine" (nicht aufbewahrt), Trümmer zweier Thongefässe, Bronzen und Bernsteinperlen. Von den Beigaben 4 Bronzen vom Leichenfeuer beschädigt (zum Theil zu Klumpen zusammengeschmolzen), 6 Bronzen und die Bernsteinperlen dagegen nicht. Frauengrab Per. III, von einem Bauern gestört und ausgebeutet: die Zeichnung auf Taf. 4 links nur schematisch. Der Kern der nicht bebrannten Bronzen ist zum Theil goldgelb, also noch metallisch, der der anderen rothbraun, und hierauf stützte Dr. Beltz seine Annahme, dass ein rothbrauner Kern auf Brand deute. — 2. der mittelgrosse Hügel mit dem berühmten bronzenen Kessel und Wagen; M. Jahrb. 9, 369. 2 Centralgräber (ein westliches und ein östliches), ein Grab am Südrand, ein kleineres nördlich von den Centralgräbern. — a) das südliche Grab mit dem Kesselwagen; Mann, Periode III: Kohle und Asche, aber keine Urnen und von Knochen ist nichts gesagt. — b. westliches Centralgrab: Ledergürtel und bronzenes Ortband (Taf. Fig. 7 a) letzteres „vom Feuer angegriffen" (?); Kohle, aber von Urnen und Knochen nichts gesagt: Per. III. — c) östliches Centralgrab, Per. II oder III: unter den Beigaben ein Thongefäss und „eine Heftel, stark vom Feuer angegriffen", überhaupt die Sachen z. Th. so zerbrannt, dass die Periode nicht zu bestimmen ist. Andererseits in einem Fingerring noch der „wohlerhaltene Knochen", und in der Nähe der Steinsetzung, allerdings zerstreut und ohne Ordnung, „unverbrannte Schädelknochen", demnach doch Leichenbrand sehr unwahrscheinlich. Wir begegnen hier also einer ähnlichen Schwierigkeit, wie bei Friedrichsruhe Hügel 11. Man könnte denken an Niederlegung von Sachen, welche durch Zufall früher, etwa bei einem Hütten-Brande, beschädigt waren, wie auch die Mitgabe zufällig früher zerbrochener Sachen thatsächlich nachweisbar ist (siehe Amrum, S. 167). Näher liegt aber der Gedanke an förmliche Opferung eines Theiles der Beigaben, wobei sie dann einem Cermonialfeuer ausgesetzt wurden. Endlich kommt noch in Betracht die Verbrennung nur eines Theiles der Leiche mit einigen Beigaben, Bestattung des Restes derselben mit den übrigen (siehe unter „Theilverbrennung"). — d) Das nördliche Grab, Per. II III: viel Kohle und Asche, Beigaben stark bebrannt: von Knochen oder Urne nichts gesagt. — Bollbrücke bei Doberan, Hügel 1: M. Jahrb. 48, 320. Nebeneinander, auf gemeinsamer Steinunterlage, zwei gleichartige Grabbauten: in der südlichen: Gerippe ohne Beigaben; in der nördlichen: Urnen mit Knochen und ein bronzener Handring, dessen Verzierung nicht mehr zu erkennen ist und dessen Form nicht genügt, zwischen Per. II und III zu unterscheiden, „offenbar aus der Asche des Scheiterhaufens gesammelt", blasig aufgesprungen und mit rothbraunem Kern. — Alt-Sammit bei Krakow, Jahrb. 12, 407, Hügel 3: Steinsetzung, darin überall Kohlen und zerbrannte Knochen, an ihrem Rande eine Urne mit Knochen: unter der Steinsetzung prächtige Bronzen der Per. II und namentlich III, die Ausrüstung eines Mannes und einer Frau, „alle mit edlem

Rost bedeckt", also wohl nicht im Feuer gewesen. Dies trifft auch zu für ein Messer, wie Frid. Franc. Taf. 16, 6, dessen durchbrochen gearbeiteter Griff „in einer ganzen Windung umgedreht, jedoch mitten durchgebrochen ist"; das Griffende lag einen Fuss weit von der Klinge entfernt. — Sollten hier nicht Körpergräber unter den Steinen gelegen haben? Die Ausgrabung geschah schon 1847 und wohl nicht unter sachkundiger Leitung. —

Die Altmark-Brandenburg: Danneil in Förstemann's Mittheilungen Bd. 2, S. 544 ff. (Ausgrabungen in der Gegend von Salzwedel), und im Jahresbericht des altmärkischen Vereins 1, (1838) S. 34 ff. 42 ff. 99; Ber. 6 (1843) S. 86 ff; Virchow, diese Verhandl. 1881, 220 ff. — 1. die Hünenbetten: In allen 3—4 Arten derselben, die Danneil unterscheidet, ist die Ausbeute sehr unbedeutend: einzelne Scherben von thönernen Gefässen, sehr selten eine ganze mit Sand gefüllte „Urne", einzelne Steinhämmer u. s. w. Die Angaben über die Art der Gefässe ist nicht immer ganz genügend; auch der genauere Fundort der Sachen, ob die Kammer selbst, oder nur das Bett, d. h. der längliche, von Steinen eingerahmte Hügel, auf dem die Kammer steht, wird öfters nicht mitgetheilt. Als Beispiele werden angeführt bei Förstemann 2, 561–562: Wallstawe mit nur einem kleinem Gefäss; Quadendambeck mit 2 Flintkeilen und 2 Gefässen. Ferner Ber. 1, 42, Bismark, 1 Gefäss, 2 Flintkeile, 1 Hornblendehammer in der Kammer; S. 45, Kläden, Scherben, der Beschreibung nach steinzeitlich, in der Kammer. Unter den sonst aus Hünenbetten aufgeführten Sachen (Ber. 1, 45 bis 46) sei nur erwähnt das Gefäss Taf. 2,6 aus dem „Thüringer Berge" bei Bretsch. Skelette, die in der Kammer lagen, finde ich nicht erwähnt; Ber. 1, 99 kann sich auf solche ausserhalb derselben, im „Bett", beziehen. — Als Uebergang von den Hünenbetten zu den (Lisch'schen) Kegelgräbern, sowohl der äusseren Form, als dem Inhalte nach, nimmt Danneil Bericht 1, 36 an: Hünenbetten, in denen die steinernen Geräthe schon fehlen, die „Urnen" bereits Knochen enthalten, und das Erz schon, wiewohl sehr selten, sich findet. — Eine Knochenurne lieferte ein Grab in den Thüritzer Gehren; in der Nähe des „Altars", d. h. der Kammer, traf man ausserdem ziemlich viele Scherben (Förstemann 2, 561 und 580). Auch das erste Grab zu Mellin barg eine Urne (Ber. 1, 42). In beiden Fällen wird Art und Standort der Urne nicht näher angegeben, nur fand sich die Melliner „oben." Aber Danneil selbst erklärt solche Funde für Ausnahmen und sicher handelt es sich um Nachbetattungen, wie im zweiten Melliner Hünengrab, wo sich ausserhalb der Kammer 3 Oberflächenurnen zeigten, die nach Form, Ornamentik und einer mitgefundenen eisernen Nadel spätzeitlich waren. Das erste Melliner Grab gab auch das einzige Beispiel für das Vorkommen von Bronze in den Hünenbetten. Von 7 Leichen hatte eine einen bronzenen Halsring aus gewundenem mittelstarkem Draht mit Haken und Oehse. Aber diese Gerippe lagen nur 3 Fuss tief, nicht auf dem Urboden, und neben der Kammer (Bericht 1, 42; 6, 91). — Auch der zweite Melliner Hügel enthielt ein Gerippe oberflächlich ausserhalb der Kammer.

Das ist das ganze Material, welches Danneil, soviel ich sehe, über altmärkische Hünengräber vorbringt — für die Annahmen des Leichenbrandes in den deutschen Megalithgräbern eine sehr schwache Stütze. Aus dem Nachbargebiete, dem Magdeburgischen, sei noch erwähnt: „das Angelhoch" bei Ebendorf, Kr. Wolmirstedt, Ber. 1, 55—56. Verzweigter bedeckter Gang, gepflastert (Gerippe?), viele Gefässe, einige Flintspähne (Taf. 2, 1—5). —

2. Das Flachgräberfeld an der Ziegelei bei Tangermünde. Die Gräber sind äusserlich nicht kenntlich; Gerippe finden sich in der blossen Erde, dabei

steinzeitliche Sachen, aber auch schon Metall. Hartwich, Hollmann, Virchow in diesen Verh. 1883. 151—56, 371. 437—442. 449; 1884, 113—124. 339—44; 1887. 741. — Die Funde von Tangermünde stehen übrigens nicht ganz vereinzelt in dieser Gegend da; ich finde von Santersleben, Kr. Neuhaldensleben. (im Magdeburgischen) erwähnt: 6 Gerippe in einer Reihe neben einander: ein kleines Gefäss, ein Steinhammer. in einer Sandgrube (Schultheiss, Alterth. der Wolmirstedter Gegend, 1875, S. 12). —

Ueber bronzezeitliche Gräber der Altmark siehe Danneil in Förstemann's Mitth. 2, 562—64, wo aber nur von Brand-, nicht von Körpergräbern berichtet wird. Vielleicht ist als solch' letzteres der Lindenberg bei Sallenthin zu betrachten (ebenda S. 577). Vergl. noch Berichte 1, 36. 46 und Virchow diese Verhandl. 1881, 222. —

Provinz Brandenburg: Voss und Stimming. Brandenb. Alterh., 1887, S. 3 und 5 werden steinzeitliche Brandgräber von Satzkorn. Kr. Osthavelland. und Klein-Rietz, Kr. Beeskow. erwähnt Bei Satzkorn stand ein grosses terrinenartiges Gefäss auf einem geschwärzten Pflaster, aber von Knochen und Beigaben ist nichts bekannt: diese Verhandl. 1879. 163 Fig. b.: Märk. Mus. Berlin II. 9118. Zu Klein-Rietz wurden von einem Bauern in einer unterirdischen Steinkammer einige Gefässe gefunden, von denen die meisten im Märk. Mus. sich befinden (II 7031—36); von mitgefundenen Knochen ist nichts bekannt. dagegen soll nach den Museumsacten, laut Aussage des Finders. eine bronzene Lanzenspitze in einem der Gefässe gelegen haben, die bald verloren ging. Der ganze Bericht ist ungenügend und Leichenbrand hier sowenig erweislich, wie zu Satzkorn. — Dagegen wurden dem K. Mus. f. Völkerkunde in Berlin neuerdings ein Gefäss und 2 gelochte Steinhämmer nebst gebrannten Gebeinen eingesandt von Warnitz. Kr. Königsberg in der Neumark. Dr. Götze wird den Fund in einer hier nachfolgenden Mittheilung besprechen. Director Voss möchte ihn den jüngst in Jütland gehobenen Funden vergleichen. welche aber Bestattung zeigten (Aarböger 1891. 301). Den Fundbericht zu bemängeln, scheint kein Grund vorhanden. —

Zum Nordosten Deutschland's übergehend. schalte ich hier ein: Aus dem Centrum des europäischen Russland, bei Danilow, Gouv. Jaroslaw. eine steinzeitliche Nekropole mit Gerippen und Spuren von Bronze (Aspelin. im Congrès Stockholm 1874, p. 294 ff. und Fig. 35—39).

Ostpreussen. Literatur: Tischler. Steinzeit in Ostpreussen und angrenzenden Gebieten I. II. physik.-ökonom. Abhandl. 23 (1882). 17—40; 24. 89—120. — Ostpr. Grabhügel (der jüngeren Hallstattzeit) I. II. III, physik.-ökonom. Abhand. 27 (1886), 113—76; 29, 106—35; 31, 1—37. — Hügel von Rantau. physik.-ökonom. Berichte 28, 11—14. — Hügel zu Alknicken. Berichte 31, 19—21. — Archäologische Sammlung, Abhandl. 31. 94—97. — Bujack. Preussische Steingeräthe. 1875; Katalog des Prussia-Museums I, 1884. — Lissauer. Prähist. Denkmäler Westpreussen's und der angrenzenden Gebiete. Leipzig 1887. —

Gräber der Steinzeit sind selten. aber, soweit bekannt. stets Körpergräber (Steinzeit I. 26; Archäolog. Sammlung. S. 94—95; Steingeräthe. S. 11. Taf. 5. 21 mit Taf. 3. 1 und Taf. 5. 16 u. 19 (im Text einige Irrthümer): Taf. 5. 17 u. 20; Prussia Nr. 1—9 und 202). Nach Lissauer (S. 23 und 39) würde allerdings ein Grab zu Balga eine Ausnahme machen und Leichenbrand zeigen: Bujack. den er citirt. spricht aber nur von Gefässtrümmern. nicht von Brand. — Auch in den Grabhügeln mit älteren Bronzen (der Peccateler Periode. Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr., Archäolog. Sammlung. S. 96) zu Rantau und Alknicken.

beide im Samlande, waren die Leichen unverbrannt in oder auf Steinhaufen gelegt. Danach ist die Angabe, diese Verhandl. 1891, S. 760, wonach sämmtliche Gräber der Bronzezeit in Ostpreussen der Zeit des Leichenbrandes angehören sollen, zu verbessern. — Aber in den Grabhügeln der jüngeren Hallstattzeit (5. Jahrh. v. Chr.) findet sich stets Leichenbrand. Die Urnen stehen in mehr oder minder centralen Steinkisten oder frei (mit losen Steinen umsetzt).

Westpreussen: Lissauer, Denkmäler und Bronzen, Danzig 1891. Auch in Westpreussen sind Körpergräber der Steinzeit nachgewiesen, so zu Riesenburg, Kreis Rosenberg, und Briesen, Kreis Culm. Aber Lissauer sagt, Denkmäler, S. 63: „Schon am Ende der Steinzeit sehen wir die neue Sitte (des Leichenbrandes) hier eindringen“ (vgl. S. 23). — Zunächst werden angeführt „cujavische“ Gräber mit Steinkammer und Aschenurnen zu Nawra und Trzebcz. Die cujavischen Gräber hat namentlich v. Erckert untersucht (diese Verh. 1879, 428); sie gehören meist der Steinzeit an (Denkmäler, Taf. 2, 1), aber es ist auch Bronze oder Kupfer und Glas in ähnlichen Gräbern gefunden (Verh. 1879, 431, Nr. 3 und 436; 1880, 330). Der Originalbericht über das Nawraer Grab steht wahrscheinlich in Ossowski, Monuments préhistoriques de l'ancienne Pologne, Cracovie 1879—85, welches Werk mir nicht zugänglich ist. Unter dem Trzebczer Grab ist wohl gemeint das Steindreieck, Zeitschr. d. histor. Vereins Marienwerder, Heft 2, 84 und Taf. 10, 1, worin 6 rohe Knochenurnen ohne Beigaben, zwei der Urnen verziert „mit groben Strichen, welche um die eine in einem Ringe herumliefen“; Abbildung vielleicht bei Ossowski; ohne sie gesehen zu haben, ist natürlich ein Urtheil nicht möglich. — Ferner werden Gräber mit Steinkreisen und Centrumstein, andere mit Trilithen (3 aufrecht stehenden Steinen) genannt (Denkmäler, Taf. 2, 3) zu Odri und Trzebcz. Die Kreise zu Odri lieferten aber meist weder Urnen noch Beigaben, enthielten nur Gruben mit Kohle und gebrannten Gebeinen. „Nur hinter dem letzten Kreise am Schwarzwasser“ (also wohl ausserhalb des Kreises und jedenfalls nicht im Grabe) wurde ein Steinhammer gefunden (Schriften der naturf. Ges., Danzig, N. F. III, 3 (1874), „Beiträge“, S. 16 und Taf. 6, 3), und eine Knochenurne ohne Beigaben soll früher innerhalb eines der Kreise gefunden sein; diese ist aber sicher nicht steinzeitlich, wie die Abbildung, Marienwerder Zeitschr. 2, Taf. 8, 2, zu S. 79 zeigt. Auch lieferte ein ähnlicher Steinkreis zu Trzebcz (Nr. II; ebenda, S. 82 und Taf. 12, 2 u. 3) ein eisernes, sichelförmiges Messer (Fig. 5). — Die Trilithen zu Odri waren z. Th. Brandgräber, meist mit Urnen, aber die unvollendete „Flintpfeilspitze“ scheint nach den Abbildungen, Danziger Schriften III, 3, Taf. 6, 4; Denkmäler, Taf. 2, 5, doch nur ein gewöhnlicher Spahn zu sein. Jedenfalls würde eine Pfeilspitze nichts für Steinzeit beweisen, da gerade diese Geräthe noch in jüngeren Funden vorkommen (Mekl. Jahrb. 34, 217; ich selbst fand eine bebrannte in der eisenzeitlichen Urne β des Steenodder Hügels 4 auf Amrum). Tischler zieht zwar „Steinzeit“ I, 27, die Natur des Stückes als Pfeilspitze nicht in Zweifel, hat aber gegen die Datirung doch auch Bedenken (Anm. 1). — Das Steinkreisgrab, Nr. 1, zu Trzebcz, endlich (Denkmäler, Taf. 2, 2) lieferte unter einem Pflaster thatsächlich steinzeitliche Scherben und Bernsteinperlen (Marienwerder Zeitschr. 2, 82 und Taf. 11) und Lissauer deutet erstere auf „Urnen“, aber nichts wird berichtet, das auf Leichenbrand hinweist, und bei Klebs, Bernsteinschmuck der Steinzeit, Königsberg 1882, S. 48 heisst es schon: „möglicherweise ein Grab. Zwar wird von Knochen gar nichts berichtet, doch können diese ganz vergangen sein.“ Auch hier wird also offenbar an ein Körpergrab gedacht.

Des weiteren stützt Lissauer sich auf Steinkistengräber mit Stein-

geräthen. Derartige Kisten gehören in Westpreussen gemeiniglich der nachfolgenden Periode an: es fragt sich daher, ob die Steingeräthe genügen, sie früher zu datiren, und ob, wo dies der Fall, auch Leichenbrand nachgewiesen ist. Die Fälle von Gross-Leistenau und Mszanno besprach schon Tischler, physik.-ökonom. Abhandl. 24 (1883), S. 104, ablehnend. — Die Kiste von Lunau enthielt 2 Flintpfeilspitzen; dem, was oben über den geringen Werth dieser Geräthe zur Zeitbestimmung gesagt worden, sei hinzugefügt, dass das Vorkommen von Steingeräthen in jüngeren Funden überhaupt in Deutschland oft beobachtet ist. Lissauer selbst führt z. B. die Steinkiste von Roggatz in Pommern an, die ein Dioritbeil neben einem Bronzeschwert enthielt (Denkmäler, S. 47 u. 115). Sophus Müller's gegentheilige Ansicht (Atlas, S. 1 u. S. 10, Nr. 46) wurde zwar nur für das dänische Reich ausgesprochen, hat aber schon für die Westküste des benachbarten Schleswig keine Gültigkeit mehr, wie ich diese Verhandl. 1890, 275—76 und Corr. deutsch. anthropol. Ges. 1891, S. 104—5, nachwies. — Einen Fall von steinzeitlichem Leichenbrand mag man indess gelten lassen. Eine Kiste zu Liebenthal barg wirklich steinzeitliche Beigaben, und wenn auch im Originalbericht (Danziger Schriften, N. F. 7, 2, S. 17) nichts über Brandreste oder Gefässe gesagt ist und letztere oder deren Scherben sich auch nicht in Danzig befinden, so haben doch neuere, durch Hrn. Lissauer für mich gütigst eingezogene Erkundigungen ergeben, dass unter 5 Kisten, welche sämmtlich Urnen mit gebrannten Knochen enthielten, eine jene Steinsachen gab, während eine andere Bronzen lieferte.

Die auf die Steinzeit folgende Periode bis zur Tènezeit nannte Lissauer in „Denkmäler" der Kürze halber „Hallstattzeit", weil ältere Bronzen, namentlich aus Gräbern, in der Provinz selten sind, Gräber der Hallstatt-Cultur aber sehr häufig (S. 54—56, 58). In dieser Periode sind nach S. 64 in Westpreussen im wesentlichen 2 Grabformen zu unterscheiden, beide angeblich stets Leichenbrand in Urnen enthaltend, nehmlich 1. Hügelgräber, bestehend aus Steinkisten, meist auf dem gewachsenen Boden ruhend, mit einem Steinhügel darüber (Taf. 3, 1) und 2. die Steinkistengräber schlechthin, Kisten in der Erde, meist ohne Hügel (Fig. 2). Die Hügelgräber gelten als die älteren; manche von ihnen haben sehr alte Bronzen geliefert. Auch „Bronzen" (S. 7) sagt Lissauer noch: „Alle unsere Bronzen stammen aus einer Zeit, in welcher der Leichenbrand herrschte, die gebrannten Knochen in eine Urne gesammelt und in einer Steinkiste beigesetzt wurden" (anfangs mit Hügel darüber, später ohne solchen). S. 25 ff. wird dann auch für die 4 einzelnen Abschnitte der hier näher zergliederten Bronzezeit der Leichenbrand, soweit in ihnen überhaupt Gräber beobachtet sind, constatirt. Allein beschrieben wird von Lissauer aus der ältesten (seiner „frühen") Bronzezeit nur ein Hügelgrab, von Prüssau (Denkmäler, S. 108, Bronzen, S. 7) und hier sind Beweise, dass es ein Brandgrab war, nicht besonders aufgeführt; leider sind auch genauere Nachrichten über diesen Fund nicht mehr zu erlangen. Für den zweiten Abschnitt, die „alte" Bronzezeit, wird bezüglich zweier Gräber zu Warszenko bemerkt „von den Urnen selbst ist nichts erhalten" (Denkmäler S. 110; cf. Bronzen, S. 8), aber im ersten Bericht (Danziger Schriften, N. F. 7, 2, S. 81) wird der Leichenbrand nicht sicher festgestellt. Neueren, durch Hrn. Lissauer bewirkten Nachfragen zufolge sollen nun allerdings die Funde aus 2 Steinkisten mit Urnen und Leichenbrand stammen, doch wird es nothwendig, all diesen Einzelheiten bei künftigen Grabungen noch grössere Beachtung, als bisher, zu schenken. Denn jene beiden Gräber von Warszenko bilden durch ihre reiche und alte Ausstattung einen entschiedenen Gegensatz zu den anderen ebendort untersuchten Steinhügelgräbern (Schriften 7, 2, S. 57), während sie den ostpreussischen Körpergräbern von

Rantau und Alknicken vergleichbar sind. Und für Pommern links der Oder stellte Schumann den Gebrauch von Steinkisten auch in der Steinzeit und bei Bestattung fest (diese Verh. 1888, 265; 1891, 487—88).

Pommern: Steinzeitliche Gräber waren bis vor Kurzem in Pommern, Rügen ausgenommen, nur spärlich nachgewiesen (Stettiner Monatsblätter 1889, 97). Neuerdings, wo systematischer geforscht wird, sind indess durch Lemcke und namentlich durch Schumann mehr Gräber festgestellt. Stets handelt es sich, wie auch auf Rügen, um Bestattung; 3 Rügener Fälle angeblichen Leichenbrandes, nach älteren Berichten, und einige von Klemmen, östlich der Oder, sowie eine neuere Beobachtung von Wollin, sollen nachher geprüft werden. Ich kenne folgende steinzeitlichen Körpergräber: östlich der Oder: Oberfier, Kr. Bublitz, Pomm. Jahresber. III (1828), S. 48; IV (1830), S. 23; Berliner anthrop. Verhandl. 1891, 488. — Schöningsburg, Kr. Pyritz, Balt. Studien 35, 390. — Westlich der Oder: Labömitz und Neppermin auf Usedom, Monatsbl. 1889, S. 98 und 100. — Kasekow, Balt. Stud 28, 567, Berlin. Verh. 1891, 487. — Glasow, Verh. 1891, 467. — Lebehn, Monatsbl. 1887, 39; Verh. 1889, 217. — Stolzenburg, Verh. 1886, 607. Diese 4 dem Flussgebiete der Randow angehörig. Dahin gehört auch, wenngleich bereits in Brandenburg liegend, der Fund von Moor bei Brüssow, Uckermark, Verh. 1890, 478. — (Vergl. auch Verh. 1888, 264—5). — Dass auch auf Rügen um diese Zeit die Bestattung herrschte, giebt Baier an (Die Insel Rügen, Stralsund 1886, S. 62); doch erwähnt er einen Fall von Leichenbrand zu Banzelvitz, nach einem Bericht des Pastor Franck in Weigel's Magazin für Freunde der Naturlehre, Berlin, I, 1, 97—104 (1794). Nach der Originalmittheilung fanden sich allerdings in einem offenbar unberührten, geschlossenen Megalithgrabe in einer Schicht reiner Erde 10 Gerippe, dabei Lappen, Zeug oder Filz, sonst keine Beigaben, und darunter in einer Lehmschicht 3 grössere und 6 sehr kleine Thongefässe, letztere von der Grösse eines mittelgrossen Apfels, wie es scheint alle 9 am Boden mit Blättern belegt, auf letzteren „die Asche mit den übrigen Knochensplittern"; sonstiger Inhalt nur Thon, aber bei den 3 grösseren Gefässen je eine gut gearbeitete Flintaxt, bei den kleineren Feuersteingeräthe „die mit Opfermessern Aehnlichkeit hatten" (wohl also Dolche oder Speere). In der Lehmschicht kam ausserdem zu Tage: „ein Instrument von Harz", in der Mitte gleich einem Hammer durchlöchert, an beiden Enden spitz, und „ein altes, gerostetes Stück Eisen, woran sich deutlich zeigte, dass es geschliffen gewesen war, das übrigens aber weiter keine Aehnlichkeit mit einem Dolche oder Schwerte hatte." Die Gerippe der oberen Schicht wird man der Steinzeit zuschreiben dürfen; dafür spricht ihre grosse Zahl (Petersen in Aarböger 1881, 322 und im Archiv f. Anthropol. 15, 141). Auch die untere Schicht rührt, den Stein-Beigaben nach, aus der gleichen Zeit her; eine Angabe über das Ornament der Thongefässe („kurze Linien-Einschnitte, die alle nach einer gewissen Ordnung angebracht") widerspricht dieser Annahme nicht. Das „Instrument" aus Harz war jedenfalls, wie schon v. Hagenow (Pomm. Jahresb. 3, 101) vermuthete, eine Bernsteinperle, und zwar dickhammer- oder keulenf., wie Müller, Atlas 263. Auf ein jüngeres Alter dagegen könnten der Inhalt der Gefässe und das Eisen hinweisen. Hält man aber die Angaben über beides für richtig, so handelt es sich eben nicht mehr um Steinzeit; denn wenn auch Eisen bisweilen in Megalithgräbern vorkommt, so haben doch die sorgfältigsten Prüfungen ergeben, dass es sich hier stets um Nachbestattungen handelt (Aarböger 1881, 323; Archiv f. Anthropol. 15, 142). Irrte aber der Beobachter in Bezug auf das Eisen, indem er vielleicht die Krystall-Flächen eines Minerals für künstlich geschliffen ansah, so wird man auch

seiner Angabe hinsichtlich der Asche und der Knochensplitter (soweit darunter gebrannte Menschenknochen verstanden sein sollen) kein grosses Gewicht beilegen dürfen, zumal da zwischen dem Inhalte der grossen und der sehr kleinen Gefässe gar nicht unterschieden wird. Dieser Fund ist also bedeutungslos. — Ein zweiter Fall angeblichen Leichenbrandes, von Altenkamp, wird berichtet. Balt. Stud. 14. I. (1850), S. 119—22). In einem unberührten Megalithgrabe eine Kammer, getheilt in 3 quadratische, genau gleich grosse Theile; die Nordwand aller 3 durch ein und denselben colossalen Stein gebildet. Unter den Decksteinen wieder je eine grosse Steinplatte. In der westlichen Abtheilung unter letzterer nochmals eine Steinkiste, in welcher 2 sitzende Gerippe. In den beiden anderen Abtheilungen zusammen 17 grössere und kleinere Gefässe, einige Aexte und einige grosse Hämmer. Von den Gefässen nur ein sehr grosses durch einige Linien verziert und mit etwas gebogenem Rand. Die Gefässe waren mit Steinplatten zugedeckt und enthielten „Asche und verbrannte Knochen.“ Dieser Bericht rührt nur von einem Arbeiter her, der 1842 an der Zerstörung des Grabes betheiligt war. Es fragt sich hier wieder, ob alle Gefässe den gleichen Inhalt gehabt haben; in diesem Punkte ist der Bericht gewiss unvollständig. Abgesehen aber hiervon, scheint fast alles für einen nicht ein Mal späten Abschnitt der Steinzeit zu sprechen, nehmlich, dass mehr als eine Leiche vorhanden war, dass die Leichen sitzend gefunden wurden, ferner die grosse Zahl der Gefässe, endlich die Art der Steinbeigaben (Petersen im Archiv f. Anthropol. 15, 141—42, 145—46). Bedenken könnte wohl nur der Umstand erregen, dass, wie ausdrücklich bemerkt wird, die Gefässe mit Steinplatten und nicht mit thönernen Deckeln geschlossen waren. Aber dies kann nicht gegen den Gesammtcharakter des, wie es scheint, ganz einheitlichen Fundes entscheiden, und die Autorität des Beobachters reicht nicht aus, „die Asche und verbrannten Knochen“ sicher zu stellen. — Den dritten Fall führt Hostmann, Archiv f. Anthropol. 8, 284, an: den „Pfenningskasten“ in der Stubnitz, nach Hünefeld und Picht, Rügens metallische Denkmäler, Leipzig 1827, S. 4; diese wieder nach Grümbke (Indigena), Streifzüge durch das Rügenland, Altona 1805, S. 308. Steinkiste, Gerippe, viele Gefässe („Aschentöpfe“), Steinbeigaben; von gebrannten Knochen hier nichts gesagt. Aber aus dem Grabe „soll“ herrühren eine Schlacke „auf den weissgebrannten Knochen in der Urne“ (H. u. P., S. 4, 43, 45); hierauf allein beruht offenbar die Annahme des Leichenbrandes neben Bestattung im Pfenningskasten. Jenes Buch von Grümbke kann ich nicht beschaffen, die neue Bearbeitung „Darstellung von der Insel Rügen“, Berlin 1819, II., S. 233, sagt nur, dass die früher bedeckte Kiste jetzt offen sei, giebt aber keine Einzelheiten. — Vgl. Virchow, d. Verh. 1886, 625. —

Insel Wollin. Dr. Walter untersuchte auf dem Galgenberge, südlich der Stadt Wollin, in einer grösseren Gruppe kleiner Erdhügel 3 derselben genauer (diese Verhandl. 1891, 708—12). Sie enthielten je 2 Brandschichten, eine obere und eine untere. Hügel 1: in den Brandschichten keine Artefacte; zwischen ihnen lose Steine, Scherben (worunter aber nur 2 verzierte, Fig. 2 und 3), „von denen jedoch auch nicht 2 zu einander passten, so dass wohl nichts übrig blieb, als die Annahme, dass überhaupt nur Bruchstücke von Gefässen niedergelegt seien“ (so dass von „Urnen“ natürlich keine Rede sein kann), das Bruchstück eines gelochten Granithammers, ein zweites Stück eines Steingeräthes, kleine Flintsplitter, endlich calcinirte Stücke von Tibien. — Hügel 2: im Allgemeinen wie 1 geschichtet, auch lose Steine, viele Scherben (worunter nur 1 verzierter) und ein Bruchstück eines Steinbeils enthaltend, ausserdem aber oberflächlich einen Haufen gebrannter Menschenknochen und in der unteren Brandschicht ein Steinpflaster. —

Hügel 3: Viele Scherben, aber wieder nur 2 verzierte, Fig. 5 u. 6, und in der unteren Brandschicht „mehr Knochen". Von den Scherben sind die wenigen verzierten steinzeitlich, von der ungeheuren Mehrheit derselben ist dies aber nicht erweislich. Die absichtliche Ausstreuung der Scherben im Allgemeinen mag hier anzunehmen sein, aber die der verzierten Stücke ist mir ebenso zweifelhaft, wie die der steinernen Geräth-Bruchstücke. Vielleicht waren letztere nicht „Beigaben", sondern kamen nur zufällig mit den alten Scherben an ihren Platz. Bei (nicht vollendeter) Grabung in einem Hügel dieser Gruppe, die Hr. Lemcke und ich im Juli 1890 vornahmen, fanden wir Scherben, die auch, nach der Art ihrer Vertheilung, mir nur zufällig, beim Aufschütten des Hügels, dahin gelangt schienen. Eine grosse Brandschicht bemerkten auch wir. Oberflächliche Haufen gebrannter Menschenknochen hatte schon Virchow, der Entdecker dieses Gräberfeldes, in mehreren von ihm untersuchten Hügeln (die etwas westlich von den durch Dr. Walter geöffneten lagen) aufgefunden und einige dieser letzteren enthielten auch Bronze (diese Verh. 1872, 62—63). — Ich halte es für nöthig, das ganze Gräberfeld systematisch zu erforschen; vielleicht ergeben sich in einzelnen Hügeln klarere Verhältnisse. —

Klemmen, Kreis Kammin; Voss glaubte hier in Hünenbetten Leichenbrand annehmen zu dürfen, diese Verhandl. 1877, 302. Wo aber die gefundenen geringen Mengen gebrannter Knochen ursprünglich lagen, lässt sich nicht feststellen, denn die vermutheten Kammern waren nicht mehr vorhanden.

Bronzezeit: Kühne, Die ältesten Metall-Alterthümer Pommerns, Baltische Studien 33 (1883), S. 291ff.; Schumann, Urnenfriedhöfe in Pommern, ebenda 39 (1889), S. 81ff. Nach Kühne (S. 307) bilden in Pommern die Depotfunde der Bronzezeit weitaus die Ueberzahl aller Bronze-Antiquitäten, so dass die übrigen, aus Gräbern stammenden, wohl alle auf einem, höchstens 2 *qm* Raum Platz fänden. — Hr. Schumann schreibt mir: „Skelet- (Körper-) Gräber der Bronzezeit sind in Pommern ungemein selten und kommen nur in den westlichen Theilen ganz vereinzelt vor" (so zu Neddesitz, nach Baier, Insel Rügen, S. 65). Nach Berl. anthropol. Verhandl. 1888, 265 findet sich Leichenbestattung bisweilen in Steinkisten. — Im Allgemeinen pflegte man während der eigentlichen Bronzezeit in Pommern die Reste der verbrannten Todten in Steinhügeln beizusetzen, die theils eine Steinkiste enthielten, theils ohne solche, nur aus etwa kopfgrossen Steinen aufgehäuft waren, und zwar würde, nach Schumann, S. 84, das erstere Verfahren das jüngere sein, womit allerdings die Verwendung der Steinkisten, auch bei Bestattung, scheinbar im Widerspruche steht. Als Beispiele von Brandgräbern ohne Kisten seien die von Glendelin, Kr. Demmin, erwähnt, wo es sich um abgetragene Hügel handelte, deren untere Theile (Steinkreise mit centralem Pflaster oder Steinkern) allein erhalten waren (Stettiner Monatsblätter 1889, S. 34 u. 82). Kisten mit Leichenbrand u. a. zu Zuchen bei Bärwalde in Hinterpommern (Verh. 1875, 25), und Boeck, Kr. Randow (links der Oder; Verh. 1888, 265). Ob man bei 3 Gräbern des östlichen Pommern (Bärwalde-Polzin), über die ich selbst Namens des Hrn. Dr. König berichtete (diese Verhandl. 1887, 605), unbedingt Leichenbrand annehmen muss, lasse ich dahin gestellt. In dem ersten derselben fanden sich allerdings weissgebrannte Knochenreste, bei den beiden anderen aber wird nur „Asche" erwähnt und die Beigaben tragen durchweg ein sehr alterthümliches Gepräge.

Von ganz besonderer Wichtigkeit wegen seiner reichentwickelten Steinzeit ist

Mitteldeutschland.

Nach Klopfleisch „Gräber der Steinzeit" im Berichte über die Anthropol. Ver-

sammlung zu Dresden 1874, S. 52 und im Korrespbl. d. deutsch. anthropol. Ges. 1876. 73 handelt es sich meist um Körpergräber. In Erdhügeln mit Schnurkeramik zu Kasekirchen, Grafschaft Camburg, vermuthete Klopfleisch zwar Leichenbrand, aber ohne näheren Nachweis zu geben. Dagegen lieferte er sicheren Anhalt für Leichenbrand zu Braunshain, Kr. Zeitz, Neue Mitth. des thür.-sächs. Vereins 14, S. 1ff.; Hügel 1 enthielt regellos zerstreute, calcinirte Kinderknochen und einen Serpentinkeil unter so wohl festgestellten Umständen, dass meines Erachtens hier nicht zu zweifeln ist, auch wenn man Klopfleisch's Erklärung für das Vorkommen des Keiles bei den Resten eines Kindes nicht annehmen will. Hügel 2—4 bargen keine Knochen, aber Klopfleisch denkt hier an pulverigen Zerfall der gebrannten Gebeine. Allerdings spricht für Leichenbrand, dass in Hügel 2 Gefässreste verschlackt waren und in Hügel 4 ein Serpentinkeil bebrannt. Hügel 2 und 3 waren auch nicht vollständig aufgedeckt, so dass gebrannte Knochen übersehen sein können. — Götze in „Gefässformen und Ornamente der neolith. Schnurkeramik im Flussgebiete der Saale,“ Jena 1891, lässt den Braunshainer Fall nicht gelten; dagegen führt er folgende 2 Fälle als sicher auf: 1. Rössen bei Merseburg. Grosses, chronologisch wichtiges Flachgräberfeld ohne Kistenbau, von A. Nagel mit grösster Sorgfalt erforscht. Jüngste Schnurkeramik, vereinzelt auch die im Saalegebiet auf diese folgende Bandkeramik, die sonst daselbst bisher nur aus Wohnplätzen bekannt ist. Körper-, aber auch mehrere Brandgräber: Häufchen gebrannter Knochen, darin neolithische Beigaben, daneben leere Thongefässe ohne Ornamente, zum Theil mit je 2 kleinen, horizontal durchbohrten Henkeln; andere mit den erst in der jüngeren Schnurkeramik auftretenden warzenförmigen Ansätzen. Unter den Beigaben, sowohl bei Leichen mit Produkten der jüngsten Schnurkeramik, als auch in einem Brandgrabe kleine Beile, sehr ähnlich Götze Fig. 1, unten flach, oben schwach gewölbt, mit etwas gekrümmter Schneide. Das im Königl. Museum f. Völkerk., Berlin, befindliche Körpergrab mit Bandkeramik enthält zwar kein solches Beil, aber Götze bringt diese Geräthe sonst mit der Cultur der Bandkeramik in Verbindung und sieht im Auftreten dieser Beile, sowie vereinzelten bandverzierten Thongeräthes bei Rössen Anzeichen einer von Süden, wahrscheinlich von Böhmen her, neu in die Saalegegenden eingedrungenen Cultur. — 2. Auleben bei Nordhausen. Hügelgrab ohne Steinkiste und ohne Urnen, aber mit Steinkern; darunter Brandschicht, calcinirte Menschenknochen, Beigaben, worunter Gefässe, allerdings auch schon ein Fingerring aus Kupfer oder Bronze. — Zu diesen Fällen tritt hinzu: Hornsömmern, Kr. Langensalza (siehe oben S. 136); in ein und demselben Grabe 3 nur scheinbar verbrannte Leichen und ein wirklich verbranntes Kind, dessen zerschlagene Gebeine unter eines jener Thongebilde gelegt waren, die E. Krause, diese Verh. 1892, S. 97, als Trommeln anspricht (Vorgesch. Alterth. d. Provinz Sachsen, Heft 9, S. 4, Fig. 2). Dr. Götze setzt es laut brieflicher Mittheilung an's Ende der Steinzeit oder in eine Uebergangsperiode zur Bronzezeit.

Wir müssen hiernach den steinzeitlichen Leichenbrand im Thüringischen Gebiete, wenn auch nicht in grossem Umfange, als festgestellt erachten. Hängt derselbe vielleicht zusammen mit jener Kultur der Bandkeramik, die Götze als neuauftretende Erscheinung bezeichnet? In den, Thüringen benachbarten Gebieten Bayern's sind Steinäxte, wie zu Rössen, in Gräbern zu Königsfeld bei Ebermannstadt gefunden worden. Nach Engelhardt bei Ranke, Der Mensch, II, 1887, S. 507, handelt es sich hier in Oberfranken um „einfache Erdgräber, über welche nach Beisetzung der Leichen und ihrer Mitgaben ein oft unbehauener Stein oder mehrere solche gewälzt wurden.“ Auch andere Steinzeit-

gräber sind aus Bayern bekannt, zu Modschiedel, Oberfranken, Vasbühl, Unterfranken, Eitensheim, Oberbayern (Ranke, Steinzeit u. s. w., in Beiträge zur Anthropol. Bayern's III (1880) S. 34 ff. u. S. 207 Note *). Bei Vasbühl enthielt ein grösserer Hügel Leichen mit Steinbeilen (welcher Art waren wohl letztere? „Ausland" 1874, 374 nach Sandberger's Untersuchung.) Im übrigen blieben gütigst angestellte Nachforschungen des Herrn Prof. J. Ranke bezüglich der oben erwähnten Gräber resultatlos. In der Sammlung Engelhardts, jetzt in München, finden sich weder Scherben noch Gebeine, obgleich bei der Ausgrabung zerdrückte Thongefässe (wie Hr. Ranke sich zu erinnern glaubt, unverzierte) vorhanden waren. Hr. Ranke kennt eigentlich nur ein gut constatirtes steinzeitliches Begräbniss, ein Körpergrab in einer Höhle; Beigaben: Knochensachen. Von Bayern her erhalten wir also zunächst keine Aufklärung. — Die böhmischen, überhaupt die österreichisch-ungarischen Verhältnisse zu prüfen, gebricht es mir an Zeit, nur Lengyel in Ungarn sei hier kurz besprochen nach Wosinsky, Das prähistor. Schanzwerk von Lengyel, I und II, Budapest 1888 und 1890. Zwei Gräberfelder, das eine mit liegenden Hockern, das andere mit gestreckten Leichen; kein Leichenbrand (I, 30—31). Ersteres, im Centrum der Schanze, lieferte schon Kupferperlen (I, Fig. 70, S. 26 und 36; II S. 70, 72) und unter 2 Gräbern steinzeitlichen Charakters, auf einer Heerdstelle, einen primitiven Bronzemeissel, I Fig. 180 zu S. 69. Mehrfach fand man Thierknochen in Gefässen (II S. 105, 179) und zwar in beiden Gräberfeldern. — Obgleich also mindestens das eine der Felder ziemlich jung ist, haben wir hier doch nur Leichenbestattung. In Böhmen aber könnten die Verhältnisse anders liegen, wie ich seinerzeit auch bezüglich des Bernsteins auf die gänzliche Verschiedenheit beider Länder hinweisen musste (diese Verh. 1891, 308).

Beiläufig sei hier erwähnt, dass weit im Osten, im russ. Gouv. Kiew, Kisten mit Leichenbrand in Urnen und mit besonders charakteristischen Steinbeilchen vorkommen sollen (diese Verhandl. 1891, 418). Es wäre interessant, die Form dieser Geräthe und die Art der Urnen kennen zu lernen.

Wenden wir uns von Thüringen nach SW., so finden wir keine Spur von Leichenbrand.

Hessen-Nassau: Nach Pinder im Suppl. 6 (1878) d. Zeitschr. d. Ver. f. Hessische Gesch. und Landesk., S. 5 und 12 zu Taf. II 42 und 43, wurde 1875 bei Fritzlar eine dreigetheilte Steinkammer (der einzige Megalithbau in Hessen) geöffnet. Spärliche steinzeitliche Sachen; in den Kammern selbst, wie es scheint, keine Anzeichen von Leichenbrand.

Rheinhessen: Am „Hinkelstein" bei Monsheim ein von Lindenschmit beschriebenes, rein steinzeitliches Gräberfeld; man fand Gerippe in Gruben ohne Steinsatz. Andere Körpergräber derselben Zeit, sei es einfache Erdgräber, sei es Steinplattenkammern oder Steinsetzungen anderer Art, noch an mehreren Orten zwischen Bingen, Mainz und Worms (Archiv f. Anthropol. 3 (1868) S. 101.

Im NW. Thüringen's schliesst sich zunächst an Auleben örtlich und dem Befunde nach der „Lausehügel" bei Halberstadt, 1822 untersucht von Augustin, publicirt in „Alterthümer des Bisthums H.", Wernigerode 1872, von Friedrich. Von 3 grösseren Anlagen im Hügel, Taf. 4, Fig. 2, *g*, *h*, *l*, enthielt, soweit die weder klare, noch correcte Mittheilung erkennen lässt, die östlichste, *g*, oben 2 Gerippe, darunter Asche und Kohle, dann eine Steinmasse, darauf wieder Asche und Kohle, weiter eine Menge verbrannter Knochen, endlich dunkle, feuchte Erde, worin mehr als 26 Gefässe, eine Anzahl Flintspähne (und der Theil eines Steinbeiles?). Die Gefässe siehe Taf. 5, 1—5, 7—13, Taf. 6, 2—9, 12—15 (1, 10,

117). Unter den Knochen, nach S. 14 sämmtlich vom Menschen, namentlich viele theils bebrannte, theils unbebrannte Schädel; ferner eine besondere Anhäufung verbrannter zarter Knochen. Die Gefässe alle leer, nur in einem ein Halswirbel, in einem zweiten ein ebensolcher, nebst einigen kleinen Stücken verbrannter Menschenknochen. An eigentliche Urnenbegräbnisse denkt indess der Verfasser nicht. — In der mittleren Anlage, *h*, Asche und eine über 2 Fuss dicke Schicht verbrannter Knochen. – In der westlichen, *l*, oben ein Gefäss und Asche, dann Scherben, Spuren geschmolzener Bronze, Theile eines Gerippes, darauf viele unverbrannte Menschenknochen, weiter Lehm und Asche, endlich zu unterst verbrannte Menschenknochen. — Nach S. 15 in *h* und *l* meist nur die grösseren Röhrenknochen der Ober- und Unterschenkel und des Armes, theils bebrannt, theils unverbrannt. Unter letzteren in *l* mehrere mit scharfen Werkzeugen durchschnittene. — Dieser ganze Befund ist sicher sehr schwer zu deuten. Sollte hier einmal ausnahmsweise überwiegend nicht an gewöhnliche Begräbnisse, sondern an wirkliche Opfer zu denken sein? Jedenfalls weist der Befund in *g* auf steinzeitlichen Leichenbrand irgend einer Art.

Braunschweig. Lucklum am Elmwald, Steinkiste mit 6 Gerippen, 2 Steinbeilen; Berliner Ausstellungscat. 1880, S. 121, Nr. 5. —

Hannover. Nach Tewes, Unsere Vorzeit, Hannover 1888, S. 19, setzte man in den Steinkammern die unverbrannte Leiche bei, „oder die unverbrannten Theile derselben mit den Ueberresten der verbrannten". Dieser Theilbrand scheint aber keineswegs in Hannover beobachtet, sondern lediglich eine Annahme nach dem Vorgange Hostmann's zu sein (siehe unten S. 163); S. 20 werden denn auch die in den Grabkammern gefundenen Gefässe (der Steinzeit) als Trinkgefässe bezeichnet; „es sind noch keine Todtenurnen". — Nach v. Estorf, Uelzen, sollen in den mehr oder minder frei zu Tage liegenden Megalithgräbern, mit oder ohne Steineinfassung, entweder Ueberreste eines menschlichen Gerippes oder Todtenasche in einer Urne sich finden, sowie Sachen von Stein und Bronze. Einzelheiten über Funde steinzeitlichen Charakters in den Kammern dieser Gräber werden aber nicht angegeben. Vielleicht gehören hierhin 3 Flintäxte und Meissel, Taf. 6, Fig. 3, 7, 11, die neben den schönen Gefässen, Taf. 15, 1–4, und „sehr grossen, ziemlich gut erhaltenen Knochen, welche in den Gefässen gelegen haben sollen," bei Masendorf gefunden wurden; nach v. Estorf scheinen letztere aber eher einem vollständigen menschlichen Gerippe angehört zu haben (S. 50 und 109). — Erwähnt sei ferner ein Erdhügel auf dem Sengcamp bei Masendorf mit grosser Steinkammer, worin 2 Gerippe und eine Flintlanze. — Im Ganzen ist die Auskunft dürftig und wenn Weinhold sich auf v. Estorf (S. 11) bezieht zu Gunsten des Leichenbrandes, so gewinnt er wenig. — In der Bronzezeit ist die Bestattung jedenfalls zum Theil auch noch gebräuchlich (v. Estorf, S. 34, Wellendorf-Schlikau, Hügel 2). — Einige Nachrichten betreffen den nordwestlichsten Theil der Provinz, Ostfriesland. Aus Tergast, Heidn. Alterthümer Ostfrieslands, Emden 1879, erfährt man allerdings wenig Positives. Nach S. 11–13 bargen die Stein- oder Hünengräber, an denen das Land aber höchst arm ist, Bestattungen. Andererseits wird S. 16–17 auch von steinzeitlichem Leichenbrand gesprochen und dieser, wie es scheint, für einen Theil der „Grabhügel" in Anspruch genommen (mit Verwendung von Urnen). Alle näheren Angaben fehlen. Aber über die Untersuchung eines grösseren Grabes zu Tannenhausen bei Aurich wird berichtet, Jahrbuch d. Gesellsch. f. bildende Kunst u. vaterl. Alterth., Emden, Bd. 3, 1 (1879), S. 119: Steingrab mit sehr guter Ausbeute: 8 mehr oder

minder ganze Gefässe (verziert) und mannigfach verzierte Scherben von vielleicht 100 weiteren Gefässen: weisse Masse in vielen Verzierungen. 11 Steinkeile, verschiedene Schaber, Messer, Pfeilspitzen aus Flint, Bernsteinperlen. — Eine feste Geröllschicht im Grabe aus zerschlagenen Steinen, die ganz in Asche eingehüllt war. — Der Untersucher, Brandes, glaubt an Leichenbrand, bemerkt aber S. 124: „es ist doch merkwürdig, dass fast gar keine Knochenreste zu Tage gefördert sind; nur ein kleines, calcinirtes Knochenstückchen (vom Schädel?) habe ich gefunden.“ — Und dabei so viele angebliche „Urnen“! Sicher war hier kein steinzeitlicher Leichenbrand. Das eine Stückchen calcinirter Knochen, sowie eine Glasperle und die, nicht bei Brandes, aber bei Tergast (S. 13) erwähnten 3 Eisenfunde aus der Kammer erklären sich leicht, da das Grab schon grösstentheils zerstört und auch darin gegraben war! Der in Aussicht gestellte genaue Bericht scheint nicht herausgekommen zu sein. Die Gebeine der Steinzeit waren hier sicher vergangen. Brandes sagt auch S. 120: „Manche Steingräber (Hünenbetten u. s. w.) enthalten ein oder auch mehrere Gerippe, während andere kaum eine Spur von menschlichen Knochen aufweisen.“ —

Schaaffhausen besprach die Hannoverschen Megalithbauten (zugleich mit den westfälischen) auf dem Congress zu Schwerin; Correspondenzbl. d. Deutsch. anthropol. Ges. 1871, S. 55; Ausland 1877, S. 57. Die überirdischen (Hünensteine und Hünenbetten, diese mit Steinkranz) hielt er nicht für Gräber, weil, „unter mehr als 100 Fällen nur zwei- bis dreimal des Findens von menschlichen Knochen oder einer Aschenurne Erwähnung geschieht.“ Man findet häufig Brandspuren, immer Scherben („aber nicht von Aschenurnen“), zuweilen Steingeräthe, selten Bronzesachen. Nach jetzigem Standpunkte wird man auch diese Denkmäler für Körpergräber halten, in denen die Gebeine ganz vergangen sind. — Die unterirdischen oder Ganggräber enthalten nach Schaaffhausen Bestattungen. Hierfür liegen 3 gute Beispiele vor.

Westfalen; Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. u. Alterth. Westfalen's, Bd. 33, Münster 1875, Heft 1, S. 89–112 mit Taf. 1 u. 2. — Südlich von Beckum, am nördlichen Abhange des Lippethals, zwei Gräber bei Westerschulte (auf der Kieslingshucht und dem Herwskamp), eines bei Wintergalen. Alle 3 schmale, gedeckte, sehr lange Kammern oder Gänge, theilweise mit Erde umschüttet, doch so, dass die Decksteine und der obere Theil der Seitensteine bloss lagen. Bei Wintergalen an den schmalen Enden Schlusssteine, die von Westerschulte hier, wie es scheint, nicht mit Steinen geschlossen. Herwskamp hatte in der Mitte der nordöstlichen Längsseite einen kurzen Gang. — Kieslingshucht: Viele hunderte von Skeletten, in mehreren Schichten, die mit Steinlagen abwechselten. Keine Spur von Leichenbrand. Kärgliche steinzeitliche Beigaben, darunter eine Bernsteinperle. — Herwskamp, unvollständig untersucht, aber ähnlicher Befund; Bernsteinperlen. — Wintergalen, stark beschädigt; die Decksteine und ein Theil der Seitensteine fehlten. Unvollständig untersucht. Gestreckte Gerippe; von Leichenbrand keine Spur. Spärliche Beigaben, Flintsplitter, eine Flintaxt. — Ein ähnliches Grab mit Gerippen fand sich nach Schaaffhausen bei Lippstadt. —

Die befremdlichen Ansichten, welche im übrigen Localforscher Westfalen's über das Alter der (freistehenden) dortigen Megalithbauten hegen, traten auf der Versammlung in Münster deutlich zu Tage (vgl. Correspondenzbl. d. D. anthropol. Ges. 1890, S. 106, 111, 151, 153—54, 157—58). Sie finden sich ebenso bei ihren westlichen Nachbarn, den Niederländern.

Die Niederlande.

Völlig isolirt würden die Niederlande dastehen, wenn es richtig wäre, was die dortigen Autoren über den Befund in den Megalithgräbern berichten. Denn sie alle stimmen darin überein, dass in diesen, namentlich in der Provinz Drenthe, aber auch in Friesland vertretenen Gräbern nur Leichenbrand vorkomme. So Westendorp, Verhandling over de Hunebedden, Groningen 1822, S. 81—82, 102; Janssen, Drenthsche Oudheden, Utrecht 1848, S. 13 und 16; Pleyte, Nederlandsche Oudheden, Afdeeling Friesland, Leiden 1877 ff., S. 137; Oldenhuis Gratama, Hunnebedden in Drenthe, Assen 1886, S. 40, 43, 49, 54 Note. — Die „Urnen" finden sich gewöhnlich auf einem Pflaster, unterhalb eines zweiten, höher gelegenen Pflasters, oft in grosser Anzahl und zusammen mit Stein- oder Knochengeräthen. An den angeführten Orten wird auch überall von den sie füllenden gebrannten Gebeinen oder der Asche geredet. Ihr Charakter ist durchaus steinzeitlich. —

Pleyte schreibt (S. 138) diese Megalithgräber der jüngeren Steinzeit zu, während er für die ältere, nach ihm in den Niederlanden nicht vertretene, Bestattung annimmt. Auch Janssen hält die Erbauer der Mehrzahl der Hünenbetten für die ältesten Bewohner des Landes, aber auch den Römern weist er einige von ihnen zu, und Gratama neigt vollends zu einem äusserst niedrigen Zeitansatz. Aber das Werk dieses letzteren, um die äussere Erhaltung der Steindenkmäler ja hoch verdienten Mannes kann doch kaum ernst genommen werden, und prüft man den angeblichen Leichenbrand näher, so ergiebt sich leicht, dass er aus ganz ungenügenden Beobachtungen abgeleitet ist.

Schon die nahe Uebereinstimmung des äusseren Baues dieser Gräber mit den nordischen, wie sie ein Blick auf Pleyte's Abbildungen lehrt und von Henry Petersen, Aarböger 1881, S. 358 ausführlich dargelegt wurde, sowie auch des Charakters der Beigaben, lässt eine so durchgehende Verschiedenheit in der Behandlung der Leichen durchaus unglaublich erscheinen. Es fehlt aber auch, soviel ich ermitteln konnte, an jeglicher brauchbaren Ausgrabung. Selbst der vortreffliche Pleyte stützt sich nur auf ältere Berichte, die meist ganz ungenügend sind; und doch spricht auch einer von diesen deutlich genug gegen Leichenbrand. Es sollen nehmlich, laut S. 147—48, zu Rijs in einer Kammer ohne Decksteine 4—5 Flintäxte, vielleicht ein Flintdolch, dann Topfscherben und Holzkohlen gefunden sein, aber keinerlei (gebrannte) Gebeine. Letzteres wird mit einer früheren Durchsuchung erklärt; doch ist es kaum denkbar, dass diese alle Knochen entfernte, aber nicht die Steingeräthe. Vermuthlich waren hier Leichen vollständig vergangen. — Pleyte's Oudheden, Afdeeling Drente, 1880—83, entnehme ich sonst noch folgende Angaben: S. 26, Exlo, geöffnet 1843; Scherben, Holzkohle, Asche und „einige Stücke Gebein von Fingerlänge, aussen verbrannt." — S. 8—11, Emmerveld, ausgegraben 1809; 19—20 Gefässe, 1 Flintkeil; Hr. Pleyte nennt den Bericht „so vollständig, als wünschenswerth," doch wird von Knochen nichts gesagt und die Annahme des Leichenbrandes beruht sicher nur auf Verwechselung von „Gefäss" und „Urne". — S. 44, Eext, „der Grabkeller", als er 1756 durch Landleute geöffnet ward, noch ganz mit Erde bedeckt. Zwischen den 2 Pflastern „Urnen mit Asche und Gebeinen," 6 Steinmeissel, aber auch ein Eisenrohr! — S. 68—69, Rolde, 1706! Asche und gebrannte Gebeine in einem Gefäss. — Auf solches Material kann man keine weitgehenden Schlüsse bauen. Aber nach S. 58 besteht noch ein unversehrtes Grab, zu Bronger, und man kann Hrn. Pleyte nur beistimmen, wenn er wünscht, dass wenigstens dieses von sachkundiger Hand

geöffnet werde. Aber nur Jemand, der genau die einschlägigen Fragen kennt und Erfahrung im Graben hat, dürfte damit betraut werden! —

Als Stütze für die Meinung der niederländischen Gelehrten könnten allenfalls angeführt werden die Verhältnisse in

Frankreich.

Nach Cartailhac in den Matériaux pour l'histoire de l'homme, vol. 20 (1886), p. 444, vol. 22. p. 1—8 und in seinem „La France préhistorique". Paris 1889, p. 270—76, gehören die steinzeitlichen Gräber Frankreich's in natürlichen und künstlichen Grotten, sowie in Megalithbauten meist der noch reinen Steinzeit an, und nur diese zieht er hier in Betracht. Es überwiegt in ihnen die Bestattung, wie Cartailhac in Uebereinstimmung mit anderen Forschern in anderen Gegenden meint, häufig nach vorhergegangener Trennung des Fleisches von den Gebeinen, sei es auf künstlichem, sei es auf natürlichem Wege (durch Aussetzung der Leiche an freier Luft), also nach erfolgter Skeletirung, so dass hier wirkliche „Skeletgräber" vorliegen (Sépultures à deux degrés). Gleichsam an Stelle dieses Gebrauches trat aber nach Cartailhac häufig der Leichenbrand, „welcher nichts ist, als ein ausgezeichnetes Verfahren der Fleischentfernung." Er war schon sehr weit verbreitet und durchaus nicht ungewöhnlich. Man sammelte indess die verbrannten Gebeine (im Allgemeinen?) noch nicht in Urnen. Unter den von Cartailhac aus zahlreichen Gegenden Frankreich's angeführten einschlägigen Beobachtungen lassen sich vielleicht einige anders deuten, so z. B. die in den künstlichen Grotten des Dép. de la Marne, wo sich bisweilen stark bebrannte Gebeine unterhalb von Skeletten zeigten. Hier könnte man an Reinigungsfeuer vor erneuter Einbringung von Leichen denken, wie sie die nordischen Forscher für ihre Megalithbauten annehmen; doch wurde auch einmal ausser vielen Skeletten ein kleines Gefäss gefunden, gefüllt mit mehreren Knochenfragmenten, worunter eine halbverkohlte Kniescheibe, und mehrfach traf man in Schädeln gesammelte Gebeine, worunter kleine, calcinirte Knochen. — In Gangbauten des Départm. Finistère beobachtete man kleine Kisten mit Leichenbrandresten und auch in anderen Theilen der Bretagne traf man Brandgräber. — Im Dép. de l'Aisne sah man Gräben im Kreideboden und in ihnen kleine Löcher mit gebrannten Gebeinen und steinzeitlichen Beigaben. Auch aus natürlichen Grotten Südfrankreich's führt Cartailhac Fälle an. —

Aber selbst wenn man hiernach für Westeuropa den steinzeitlichen Leichenbrand in ziemlicher Ausdehnung gelten lässt, so muss doch gegen die Annahme der niederländischen Gelehrten schon die Ausschliesslichkeit misstrauisch machen, welche sie für diese Begräbnissart in ihrem Lande in Anspruch nehmen. Und dass grosse Vorsicht bei Feststellungen dieser Art erforderlich, lehrt die auch von Cartailhac erwähnte angebliche Beobachtung Chierici's, wonach in

Italien

bei Campeggine in der Provinz Reggio dell' Emilia „Hüttengräber" sich finden sollten, d. h. Gräber unter dem Boden ehemaliger Hütten der Steinzeit und im engen Anschlusse an dieselben, mit Leichenbrand. Meines Erachtens ist letzterer hier durchaus nicht erwiesen, und nicht einmal die Grabnatur der bis zu 3,70 *m*, ja sogar 4.95 *m* unter die Erdoberfläche hinabgehenden Schächte unzweifelhaft dargethan. Es fanden sich nur Gefässe, Scherben, Flintspähne, Mahlsteine, kohlengeschwärzte Erde, Holzreste, zerbrochene Thierknochen u. dergl., und wenn es auch schwer zu verstehen ist, wie Wohnungen so tief hinabgehen sollten, so fehlt doch in allen 3 angeblichen Gräbern gänzlich das wesentlichste Merkmal eines solchen, (gebrannte) Menschenknochen. Nur ein Gefäss enthielt, ausser Schlamm

aus dem den Boden des Schachtes erfüllenden Wasser, zu unterst eine weissliche Schicht mit sehr harten Concretionen, nach Chierici durch Wasser veränderte „Asche" (Bullettino di paletnologia Italiana 4 (1878), p. 30; 5, p. 97 u. tav. 5 u. 6; Revue d'anthropologie 16, Paris 1887, p. 196—98). — Es ist auch in Italien für die Steinzeit sonst stets nur Bestattung beobachtet (Bull. 5, p. 108), einen, ebenfalls von Chierici beschriebenen, unsicheren Fall ausgenommen (Bull. 3, 216, Servirola a Sanpolo d'Enza).

Ob ferner ein in der Schweiz beobachteter Fall wirklich in die Steinzeit gehört, ist fraglich. Zu Schöfflisdorf-Oberweningen, Cant. Zürich, lagen in der Mitte auf dem Urboden eines Grabhügels die Ueberreste eines verbrannten Leichnams und zwar noch so, wie sie beim Zusammenfallen des Holzstosses zu liegen gekommen. Heierli im Anzeiger f. schweizer. Alterthumsk. 1887, S. 488, schreibt das 1846 von F. Keller geöffnete Grab (Hügel 1) dem Ende der Steinzeit zu, aber nur nach Analogie benachbarter Hügel. Denn die Scherben eines gefundenen Gefässes sind weder vorhanden, noch gezeichnet. Am Schädel wurde eine Spur von Kupferfärbung beobachtet. —

Es ergiebt sich aus unserer Untersuchung, dass steinzeitlicher Leichenbrand sicher vorkommt in Thüringen und nächster Nachbarschaft (und zwar theils mit, theils ohne Anwendung von Urnen), auch für die Neumark und Westpreussen wahrscheinlich, in Pommern dagegen unerwiesen ist. Einige Fälle in Schweden und Dänemark werden von den nordischen Forschern nicht anerkannt. Frankreich steht für uns isolirt da.

C. Die Theilverbrennung oder der mindere Leichenbrand.

Giesebrecht suchte (Balt. Stud. 12, 2 [1846], S. 127 und 13, 2, 88 u. 173) nachzuweisen, dass schon in heidnischer Zeit, aber auch noch bis weit ins Mittelalter hinein, und zwar hier selbst bei Christen, die Verbrennung nur einzelner Theile des menschlichen Körpers, bei gleichzeitiger Bestattung der übrigen, Sitte gewesen sei. Er bezog die Theilverbrennung im wesentlichen nur auf die Eingeweide oder das Fleisch mit zufällig anhaftenden kleinen Knochentheilen, glaubte jedoch auch einige Fälle absichtlicher Verbrennung eines Theiles der Knochen zu kennen (Peccatel bei Schwerin; Waldhausen bei Lübeck). Die Theilverbrennung war nach ihm im Norden schon in frühester Zeit üblich, so dass er 12, 2, 156 sagte: „Alle Grabmäler im Norden fallen dem Zeitalter der Leichenverbrennung anheim."

Noch einen Schritt weiter ging in einer Richtung Hostmann, welcher, veranlasst durch die auffallend geringe Menge der Knochen, die man nach seinen Beobachtungen zu Darzau (D., S. 7) in die Urnen sammelte, erwog, ob nicht „überall nur eine Theilverbrennung vorgenommen wurde" (Archiv f. Anthrop. 9, 191—92; vergl. auch 8, 288).

Diesen extremen Anschauungen kann man nicht zustimmen, doch wurde bekanntlich die Theilverbrennung durch die merkwürdigen Beobachtungen zu Hallstatt (seit 1847) ausser Frage gestellt. Nach v. Sacken, H., S. 13, kamen auf 525 Körper- und 455 gewöhnliche Brandgräber, 13 sichere Theilbrandgräber. 3 Mal war der unverbrannte Schädel auf die verbrannten anderen Knochen gelegt; 3 Mal war der Schädel allein verbrannt und neben den Rest des Leichnams gelegt; 1 Mal fanden sich die Brandreste von Kopf, Händen und Füssen neben dem unverbrannten Rest des Gerippes; 1 Mal waren Beine und Füsse unversehrt, alles andere, einschliesslich des Beckens, verbrannt; 4 Mal Füsse, Beine und Becken begraben; 1 Mal die Beine ohne Füsse und ohne Becken begraben. — 2 Mal neben Theilbrand in demselben Grabe Ganzbrand, 1 Mal Ganzbestattung. (Taf. 4.)

Diese Hallstatter Beobachtungen, vielfach angezweifelt, fanden noch ganz neuerdings in Bayern ihre Bestätigung durch Naue. Nach „Hügelgräber“, S. 72, 75, 80 traf er in der älteren und jüngeren Hallstattzeit nicht ganz selten Theilbestattung, in der frühesten reinen Eisenzeit aber einen ziemlich sicheren Fall von Theilbrand. S. 29, Grab Vb, Nr. 10 heisst es zwar: „Reste unverbrannter menschlicher Knochen mit einigen unverbrannten Arm- und Schenkelknochen;“ es ist aber offenbar, und nach S. 80 gewiss, dass statt „unverbrannter“ stehen müsste „verbrannter“. Schade, dass nicht gesagt ist, ob die verbrannten Theile die Arm- und Schenkelknochen zum vollen Gerippe ergänzen. — Uebrigens ist auch bei einigen der Theilbestattungsfälle gleichzeitiger Theilbrand nicht ganz unwahrscheinlich, so in Grab Va, Nr. 8, S. 28 und Taf. 3, 3; auch vielleicht in Vb, Nr. 17, S. 30 und Taf. 3, 5a, wo der Kopf fehlt, gebrannte Knochen allerdings nicht vorhanden sind, aber 4 Fragmente eines, wie es scheint, bebrannten Kopfringes: beide Fälle der jüngeren Hallstattzeit angehörig. Reine Theilbestattungen, ohne Brand, aus der älteren Hallstattzeit, sind dagegen VIIa, Nr. 7, S. 41 und Taf. 4, 5 und VIIa, Nr. 37, S. 46 und Taf. 5, 3. —

Diesen Funden würde sich scheinbar anschliessen einer zu Tarbek in Holstein (Mitth. d. anthropol. Vereins Schlesw.-Holst., Heft 4, Kiel 1891, S. 13): in einem Häufchen sonst verbrannter Knochen des Hügels 2 „waren die Schädelknochen nicht verbrannt“. Da aber nichts von einem ganzen Schädel gesagt ist, war mir der Fall fraglich. Frl. Mestorf schreibt mir nun, dass obige Angabe auf einer Notiz des Prof. Pansch beruht; sie selbst hält die Schädelknochen, wenn auch nicht für ganz calcinirt, doch für „angebrannt“. Der Schädel ist nicht vollständig, die Verhältnisse sind also anders als in Hallstatt. Vermuthlich bekam der Schädel nur zufällig weniger Gluht, als die anderen Körpertheile. — Theilbrand in Urnengräbern zu Dockenhuden a. d. Elbe vermuthete Rautenberg (Mestorf, Urnenfriedhöfe, S. 48). —

Giesebrecht, Hostmann und v. Sacken führen noch einige Beispiele der Theilverbrennung auf, welche wir prüfen wollen.

1. Treuer, Beschreibung der heidnischen Todtentöpfe, Nürnberg 1688, S. 8, erzählt, dass in einem Urnenlager im Amte Lebus „die Vornehmen nicht in der gemeinen leimenen Farbe (wie wir sie offt gefunden), sondern in schwartzen Töpfen aufgehoben, da rings herum die gantze Röhr-Knochen von den Armen oder Schenkeln gelegt worden, daselbst anzutreffen.“ Man wird diese Knochen, weil sie eben ganz waren, für unverbrannt halten dürfen, zumal wenn jene Angabe so zu verstehen ist, dass sich dieselben nur bei einer bestimmten Urnengattung fanden, also von zufälliger geringerer Einwirkung des Scheiterhaufenfeuers nicht die Rede sein kann. Somit mag dieser Fall allerdings auf eine Zerstückelung der Leichen und Verbrennung nur eines Theiles derselben gedeutet werden. —

2. Weissmantel, Histor. Nachricht von deutschen Urnen, Erfurt 1783. In einem Urnengrabfeld, das aber auch einige Gerippe lieferte, deren eines sogar gerade unter einer Knochenurne lag, fand sich nach S. 14 ein Gefäss (Fig. 12), darin „sehr wenig von verbranntem Knochenwerk, das mehr feuchte, schmierige Erde vorstellte“ und hierunter, am Boden des Gefässes, ein zweites (Fig. 15). Neben der „Urne“ ein menschlicher Hirnschädel und neben diesem die Knochen von allen 4 Extremitäten, „nicht nacheinander der Länge nachfolgend, sondern recht absichtlich und genau nebeneinander hingelegt, so dass man hier aus allem zusammengenommen schliessen muss, dass wohl die Verbrennung dieses Körpers entweder mit Fleiss oder von ohngefähr nicht total, sondern nur partial geschehen sei.“ Nach S. 18 sind diese Knochen „unverbrannt und noch ganz“;

leider ist es aber nach S. 7 wieder zweifelhaft, ob unter „unverbrannt“ zu verstehen ist: „überhaupt nicht im Feuer gewesen,“ oder nur „trotz des Feuers nicht zerfallen“. Denn dort wird erzählt, wie auf einer Urne beide Ossa femoris u. s. w. lagen, „im Feuer gewesen, aber nicht mit verbrannt;“ weiter unten viele zur Unkenntlichkeit verbrannte Knochen. Von einem gewöhnlichen Körpergrab kann allerdings auch im ersten Falle nicht die Rede sein, doch wäre es möglich, dass man die schon auseinander gefallenen Gebeine eines Verunglückten oder dergl. aufgelesen und, wie auch einige andere Todte, bestattet hat. Dass wirklich jenes Gefäss Reste eines Theilbrandes enthielt, ist jedenfalls nicht sicher, wenn auch nach Treuer's ähnlichen Beobachtungen möglich. Interessant aber bleibt, dass hier die Idee des Theilbrandes schon ausgesprochen ist, obgleich vielleicht in der Auffassung: „gelinde Bebrennung des ganzen Körpers.“

3. Theilverbrennung wurde auch angenommen im Klekkende Höi, Möen, Antiq. Annaler II, 2 (1815), S. 253; aber es lag hier, wie oben erläutert, überhaupt Leichenbrand nicht vor.

4. Kruse, Deutsche Alterthümer. Bd. 1, 3, Halle 1825, S. 18: in einem Hügel bei Kleinromstedt, S.-Weimar, viele Gerippe in verschiedenen Höhenlagen, aber auch „Aschenhäufchen und einige Spuren verbrannter Körper“. Der Berichterstatter weist zwar auf die Beobachtungen Treuer's und Weissmantel's hin, aber es fehlt doch jeglicher weitere Anhalt für Theilleichenbrand.

5. Theilbrand vermuthete auch v. Hagenow, Pommer. Jahresber. 3 (1828), S. 101—2, aber nur wegen des Fehlens gewisser Knochen bei Gerippen: für das Verbrennen dieser wird gar kein Nachweis erbracht.

6. Olmütz-Neugasse (Mähren). Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. der k. k. Akad. d. Wiss., Wien. Bd. 12 (1854), S. 470: Grab „mit männlichen und weiblichen, zum Theile verbrannten Gerippen und deren Asche, und Thierknochen in eben diesem Zustande,“ Gefässe, einige spärliche Steinsachen und an einem Oberarm ein kupferner Spiralring aus einfachem Draht (Taf. I, Fig. 1—9). Ob in den Gefässen etwas lag, ist nicht gesagt. Der Berichterstatter scheint in dem theilweisen Verbrennen nichts besonders Auffallendes zu sehen und hat jedenfalls von der Bedeutung der Frage keine Vorstellung. Nimmt man hier Theilbrand für die menschlichen Leichen an, so muss man für die Thierleichen das Gleiche gelten lassen. —

So weit die älteren Berichte. Uns selbst drängte sich bei Betrachtung zweier Meklenburger Gräber der Gedanke an Theilbrand auf (S. 149). Merkwürdigerweise hatte Giesebrecht, Balt. Stud. 13, 2, S. 100, ebenfalls für eines derselben (Peccatel) minderen Leichenbrand angenommen, aber in ganz anderer Art. Wir hatten nur das östliche Centralgrab des Hügels mit dem Kesselwagen im Auge; Giesebrecht dagegen betrachtete beide Hügel, den genannten und den mit dem „Altar“, als durchaus zusammengehörig, nahm an, dass in ersterem eigentlich nur die Beigaben niedergelegt seien, dann aber auch der unverbrannte Schädel eines Körpers, dessen übrige Theile im Centralgrabe des Nachbarhügels Platz fanden, und zwar verbrannt. — Dass beide Hügel ungefähr derselben Zeit angehören, ist richtig, ja dass sie sogar einer und derselben Generation ihre Entstehung verdanken, ist nicht unwahrscheinlich, insofern die Volksüberlieferung den thatsächlich aufgefundenen Inhalt beider schon vor ihrer Oeffnung in eine gewisse Verbindung mit einander brachte (Mekl. Jahrb. 9, 371; 11, 366 und 373). Dass man aber so combiniren darf, wie Giesebrecht es that, ist doch wohl kaum anzunehmen. — Eines merkwürdigen Umstandes sei hier noch gedacht. Zu Hallstatt waren nach v. Sacken (S. 6) neunmal Leichen in Mulden aus schwach ge-

branntem Thon niedergelegt und ähnliche Mulden dienten auch bei Brandgräbern (S. 10—11) und gar nicht selten bei den Theilbränden (Taf. 4). Der Peccateler Hügel mit dem „Altar" enthielt ein Gerippe in einer Mulde aus gebranntem Sand, — eine sonst meines Wissens im Norden ganz unbekannte Grabform. Durch diese sonderbare Uebereinstimmung mit Hallstatt gewinnt auch die Theilverbrennung zu Peccatel an Wahrscheinlichkeit. —

Fälle, in denen Theilbestattung (z. B. des Kopfes allein), aber nicht zugleich Theilbrand beobachtet ist (Handelmann, Sylt I, S. 31; Adler, Grabhügel im Orlagau, Saalfeld 1837, S. 9, zu Ranis in einem Gräberfelde der Tènezeit) lassen wir unberücksichtigt. Fassen wir alles zusammen, so ergiebt sich, dass die Theilverbrennung zwar der ernstesten Aufmerksamkeit der Forscher werth, aber doch nur in einer geringen Zahl von Fällen wirklich festgestellt ist, wofern wir von der römischen Sitte, der zu verbrennenden Leiche ein Glied abzuschneiden und dasselbe zu begraben, absehen. Nach Marquardt, Privatleben, S. 375—6, ist diese Sitte ein Ueberbleibsel der vollen Bestattung. Die durch Berührung mit dem Todten „Unreinen" mussten zu ihrer Reinigung Erde auf den Leichnam werfen. Um dies zu können, auch nach Einführung des Verbrennens, kam der Gebrauch auf, das „os resectum" zu bestatten. Hier ist wohl der Ausdruck „Theilbestattung" mehr am Platze als „Theilverbrennung". —

D. Die Beschädigung der Beigaben vor ihrer endgültigen Niederlegung.

Beigaben können in Brandgräbern durch das Feuer des Scheiterhaufens beschädigt werden, ohne dass gerade diese Zerstörung selbst eine beabsichtigte zu sein braucht. Man wollte vielleicht nur die Dinge den Todten für das Jenseits mitgeben oder auch wohl sie den Göttern opfern; die Beschädigung ist dann Folge dieser Handlung, nicht Zweck. — Andererseits konnten Dinge vorsätzlich zerbrochen oder verbogen werden. Beide Sitten hängen insofern eng zusammen, als vorsätzliche Zerstörung während gewisser Perioden fast nur in Brandgräbern sich findet. Es konnte daher auch ein combinirtes Verfahren Platz greifen: die im Leichenfeuer erweichten Metallsachen wurden absichtlich noch verbogen. Aus diesem Grunde behandeln wir hier beide Sitten gemeinsam. Sie erscheinen auch beide schon sehr früh und reichen hinab bis an's Ende der heidnischen Zeit, erstrecken sich über einen Raum von 1 bis 2 Jahrtausenden. Dass die ihnen ursprünglich zu Grunde liegende Idee, namentlich bezüglich der absichtlichen Zerstörung, im Verlaufe einer so langen Zeit wesentliche Veränderungen erlitt, vielleicht sogar ganz in Vergessenheit gerieth, ist möglich. Unser Interesse richtet sich daher vornehmlich auf das erste Erscheinen jener Gebräuche.

Das Mitverbrennen der Beigaben kann ich aus einem Grabe nachweisen, das vielleicht noch der Steinzeit angehört (Rammedige; siehe Dänemark, S. 144). Aber dieser Fall steht ganz vereinzelt da, und in der Bronzezeit war es im Allgemeinen nicht Sitte. Aus ihr kenne ich in Skandinavien keine Fälle ohne gleichzeitige absichtliche Zerstörung, obwohl es deren geben mag. Das Mitverbrennen beschränkte sich übrigens bekanntlich häufig nur auf einen Theil der Beigaben; andere wurden unbebrannt den verbrannten Gebeinen hinzugefügt. — Die unzweifelhaft absichtliche Zerstörung konnte in einem Zerbrechen oder Verbiegen, Zerhacken, Durchbohren u. s. w. bestehen. Für die Bronzen ist im Allgemeinen das Verbiegen am beweiskräftigsten. Denn da sie durch langes Liegen in der Erde allmählich, schliesslich aber vollständig, in die Oxyde, Carbonate, Chloride ihrer metallischen Componenten umgewandelt und dadurch ausser-

ordentlich brüchig werden, so können sie nach der Niederlegung durch den Druck der Erd- und Steinmassen im Laufe der Zeit zerbrechen (von einem vollständigen pulverigen Zerfall ganz abgesehen). Die Brüchigkeit tritt schon ein, lange bevor die Umwandlung der Metalle eine vollständige ist: noch metallisch aussehende Bronzen lassen sich mit dem Pistill leicht zerreiben, wenn schon eine gewisse Menge von Sauerstoff aufgenommen ist. Bei der chemischen Analyse wird sich in solchen Fällen ein Verlust ergeben, wenn man nur die metallischen Grundlagen berücksichtigt. Es folgt nun hieraus, dass die oft als Beweis für absichtliches Zerstören angeführte Gleichmässigkeit der Oxydirung der Bruchflächen und der übrigen Flächen eines Gegenstandes nicht sehr maassgebend ist. Denn zerbrach eine Klinge im Grabe, nachdem sie 1000 Jahre gelegen, so mögen weitere 1000 Jahre genügt haben, die vollständige Vernarbung der Wunde herbeizuführen. Diese Unsicherheit der Beurtheilung kann selbstverständlich durch besondere Umstände aufgehoben werden, so z. B. wenn neben mehreren Bruchstellen eines und desselben Gegenstandes gleichzeitig Verbiegungen wahrnehmbar sind. Auch die Vertheilung der Bruchstücke im Grabe spricht hier mit. Andererseits darf nicht ohne Weiteres jeder, unzweifelhaft vor der Niederlegung zerbrochene Gegenstand auch als absichtlich beschädigt angesehen werden. Ich kann in einem solchen Falle auf das Bestimmteste ein zufälliges Zerbrechen nachweisen. Der Urne 5 des Kattarhugh auf Amrum entnahm ich das neben abgebildete (Fig. 1), aus einem Stückchen Blech geschnittene einfache, nicht im Feuer gewesene Bronzemesser, in zwei Theile zerbrochen. Die Bruchkanten passen noch scharf an einander; aber die Schneiden setzen sich nicht genau gegenseitig fort; die des kleineren Stückes erscheint intact, die des grösseren ist erheblich durch Gebrauch abgeschliffen. Hier ist also offenbar der Bruch noch bei Lebzeiten des Besitzers entstanden. Dieser gebrauchte das eine Stück weiter und nutzte es dabei ab; das andere, welches sich in seinem Nachlass noch vorfand, legte man zu dem ersteren ins Grab. — Desgleichen könnte natürlich ein einzelner Bruch eines Schwertes, selbst bei gleichzeitiger Verbiegung, sehr wohl Folge eines Kampfes sein. —



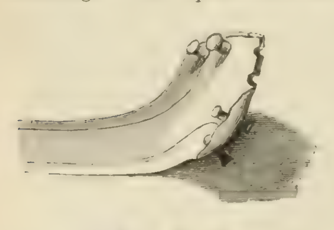
Figur 1. 1/2

Dänemark: absichtliche Zerstörung. Dänische Forscher haben sich mit diesem Gegenstande vielfach beschäftigt, so Worsaae in Aarböger f. n. O. 1866, 313 ff.; Engelhardt in Kragehul Mosefund, 1869, S. 12, besonders Note 2, und S. 14, Note 1; Müller, Perioden der Bronzezeit, Jena 1878, S. 96, Note. Dieselben berücksichtigten aber gleichzeitig die Depotfunde, wodurch die Frage äusserst schwierig wird, da diese letzteren, an sich verschiedener Art, auch noch sehr mannichfaltiger Deutungen fähig sind. — An Gräberfunden führe ich die folgenden an, wahrscheinlich sämmtlich bei Leichenbrand. Ob die fraglichen Stücke bebrannt sind, ist freilich niemals bemerkt. 1. Jütland: a) Thisted Amt, Raested Mark, ein stark verbogener Dolch mit anderen Sachen aus einer Urne; Kopenh. Mus. B. 406; Müller, „Perioden der B.“, S. 19, Fig. 19; Aarböger 1891, S. 226, Nr. 350 (Männergrab der Periode II [1]); Atlas f. n. O., Fig. 177 a; Aarböger 1881, S. 94, Note 2. — b) Ringkjöbing Amt, Idum bei Holstebro, krummgebogene Schwertstücke (Nr. 16 154—56); Aarböger 1866, 317. — c) Veile A., Egtved; ein völlig zusammengebogener Bronzedolch aus einer Urne des Gadehöi; Nr. 5746; Aarsberetninger d. k. nord. Oldskrift-Selskab 1840, S. 18; Atlas f. n. O., Taf. B II, 14 und Annaler f. n. O. 1856, 347; Aarböger 1866, 317. — Die Dolche zu a und c sind von einer Form, die dem ganzen jüngeren Bronzealter angehört. — 2. Seeland, Villingeröd, eine ganz zusammengebogene oder

-gerollte Bronzenadel aus einer Urne, Kopenh. Nr. 16327; Aarböger 1866, 317, Note*. — 3. Bornholm. Nach Vedel, B's. Oldtidsm., fanden sich bei Leichenbrand „in alter Zeit verbogen oder zerbrochen:" a) in einem Steinhaufen (Röse) ohne bestimmten Grabbehälter: 4 Stücke von 2 hohlen Bronzearmringen; S. 38, Fig. 36 und S. 271, 3d. — b) unter gleichen Umständen, mit anderen Bronzen und 2 eisernen Nadeln zusammen, eine verbogene flache Bronzespirale, S. 271, 3, l. — c) in kleiner Steinkiste: ein zusammengebogenes Schwert, dabei ein Messer mit Spiralgriff, also wohl wie Fig. 22, S. 35, d. h. wie Sophus Müller, Atlas 186, Periode II [1]; Kopenh. B. 399—400; S. 288. — Dass Vedel hier an vorsätzliche Beschädigung denkt, folgt aus seinen Ausführungen S. 24, 42 und 121, Note, wonach in der Steinzeit auf Bornholm keine vorsätzliche Zerstörung der Beigaben vorkam, auch in der Bronzezeit noch nicht in den grossen Kisten mit Bestattung in Hügeln, dieselbe aber vereinzelt auftritt in den Steinkisten mit gebrannten Gebeinen, häufiger wird in den Urnengräbern und völlig herrschend scheint in denen, wo gebrannte Gebeine ohne bestimmten Grabbehälter niedergelegt sind. Dies trifft für die oben genannten Funde zu. — Je mehr man sich also der Eisenzeit nähert, um so mehr nimmt auf Bornholm die absichtliche Zerstörung zu, und da die meisten bronzezeitlichen Gräber der Insel dem Schlusse der Periode angehören, so findet sich auch die Zerstörung der Beigaben in der Mehrzahl der Gräber. Wenn dennoch in den Sammlungen die Bronzealtersachen fast immer unzerstört sind, so liegt dies, wie Vedel bemerkt, nur daran, dass man die schönen Ausstattungen der Körpergräber sorgfältiger sammelte, als die kleinen Dinge aus Urnen u. s. w. —

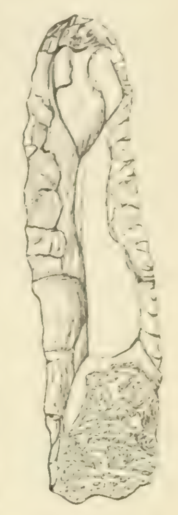
Aus unserer Zusammenstellung folgt, dass die absichtliche Zerstörung nicht, wie Müller, Perioden, S. 96, Note 1, auch für die Gräberfunde annahm, nur auf die Schwerter zu beschränken ist. Schon Aarböger 1878, 104 hatte Vedel namentlich auf die Messer hingewiesen.

Schleswig-Holstein: Frl. Mestorf kennt im Feuer gewesene Beigaben aus bronzezeitlichen Gräbern Schleswig-Holsteins überhaupt nicht; nach ihr zeigen sich erst mit den Wendelringen in frühester Eisenzeit Spuren dieses Gebrauches (briefl. Mittheilung). — Aus meinen eigenen Grabungen auf der Insel Amrum kann ich indess einige hierher gehörige Fälle nachweisen: 1. Das im Steenodder Hügel (Nr. 4) gefundene, oben S. 146 beschriebene Schwert scheint sowohl an der Klingenhälfte nächst der Spitze, als an der Griffzunge durch Feuer beschädigt. Die Spitze und ein Theil der Zunge fehlen ganz und das Griffende der Klinge ist, wie nebenstehende Fig. 2 zeigt, stark verbogen. Sonst lag die Klinge, wiewohl in 6 Stücke zerbrochen, völlig horizontal. Letztere stiessen noch genau aneinander; das Zerbrechen geschah also erst im Grabe nach erfolgter Oxydation. Hingegen wird die Aufbiegung des Griffendes bei einer Metallstärke von reichlich 6 *mm* jedenfalls vor der Beisetzung und wahrscheinlich nach vorherigem Ausglühen stattgefunden haben. Man darf hier eine Einwirkung des Scheiterhaufenfeuers und nachherige absichtliche Beschädigung annehmen. Ob auch die Fibel mit im Feuer war, lässt sich bei deren fragmentarischem Zustande nicht entscheiden. — 2. In einer kleinen Steinkiste des Grat Swarthugh, die aber nicht das Hauptgrab des Hügels ausmachte, traf ich eine schwarzbraune, gut gearbeitete Urne *α* (der Form Undset, Erstes Auftreten des Eisens, S. 376, Fig. 53; Müller, Atlas 234) mit Deckel; darin zum Theil geschmolzene Bruch-



Figur 2. ²⁄₃.

stücke einer kleinen Bronzenadel mit nicht mehr erkennbarer Kopfbildung. — 3. Einer Oberflächenurne β des Steenodder Hügels Nr. 3 entnahm ich an Bronzen ein Messer (etwa wie Frieder. Franc. Taf. 18, 1 und 9: Lindenschmit. Heidn. Vorzeit II., 3, Taf. 3, 15, also von später Form), einen Pfriemen und eine äusserst roh aus dünnem Blech zusammengebogene Pincette, alle 3 nicht bebrannt; aber dabei ein Stück eines ausgeglühten Flintgeräthes (Fig. 3). von einer bisweilen als „Nahtglätter" bezeichneten Form. Hier würde diese Deutung scheinbar sehr gut passen, da die Bronzen ein Nähzeug darstellen. Es kann indess das Geräth sehr wohl nur zufällig in die Urne gekommen sein und einer früheren Zeit angehören (Feuerschlagstein der älteren Bronzezeit?). Dieser Fall ist also zweifelhaft. —



Figur 3. 1/1

Vorsätzliche Zerstörung von Beigaben in bronzezeitlichen Gräbern lässt sich, wie am Schwert von Amrum, so auch an einigen Waffen der Nachbarinseln erkennen. Insel Föhr: aus einem Hügel Fragmente eines in alter Zeit verbogenen und zerbrochenen Bronzedolches, mit Theilen eines zweiten, in der Form beide verschieden (Kopenh. Mus. 7571—72). Von Kennzeichen eines Brandgrabes wird nichts berichtet (Antiq. Tidsskrift 1843—45, S. 14, Aarböger 1866, 317; Engelhardt, Kragehul Mosefund (1867), S. 14, Note 1). — Insel Sylt: aus dem Grabhügel „Föhringerwall" ein Schwert mit Griffdorn und auffallend schmaler Klinge (Kieler Sammlung 4756). Dasselbe lag neben einem Haufen, höchst wahrscheinlich gebrannter Knochen, in einer Steinkiste. Ich notirte mir seinerzeit „absichtlich verbogen"; Frl. Mestorf hält dies nicht für ganz sicher.

Auch aus Holstein ist Hierhergehöriges zu melden, nehmlich von Diekhof-Perdöl, Ksp. Bornhöved, aus einem Grabhügel, ein Schwert mit breiter Griffplatte und Randleisten an derselben (K. S. 1808; Mestorf, Vorgesch. Alterth. aus Schleswig-Holstein (1885) 189, etwa wie Müller, Atlas 34, Periode I[1], Montelius, Per. II), dem ungenügenden Fundberichte nach wahrscheinlich bei Leichenbrand. Einziger derartiger Fund des Kieler Museums, den Frl. Mestorf für ganz sicher hält. In vielen Fällen, wo Fragmente vorliegen, glaubt sie nicht für hinreichend genaue Beobachtung einstehen zu können. Bezüglich Dithmarsischer Funde heisst es bei Bastian-Voss, Bronzeschwerter, Berlin 1878, S. 12, nach einem handschriftlichen Katalog: „Dass ein Schwert beim Einlegen schon zerbrochen gewesen sein musste, ging augenscheinlich aus der Lage der Stücke hervor, indem das Griffende neben der Spitze lag und doch am Hinterende des Schwertes genau passte." Vielleicht war auch hier die Zerstörung eine absichtliche. —

In Meklenburg muss man zwischen der älteren und jüngeren Bronzezeit unterscheiden und werden die Verhältnisse ausserdem complicirt durch das, zum wenigsten wahrscheinliche, Vorkommen von bebrannten Beigaben bei Körpern. Letzteres trafen wir 2 Mal, zu Friedrichsruhe Hügel 11 (ein Theil der Bronzen) und zu Peccatel im Kesselwagen-Hügel Grab c (zum Theil?). Vielleicht ist noch hinzuzufügen Friedrichsruhe, Kannensberg Grab C (ein Theil der Sachen vielleicht bebrannt), und weniger wahrscheinlich Peccatel, Kesselwagen-Hügel Grab d (doch wohl Brandgrab). — Bei Leichenbrand in älterer Zeit ferner: Kannensberg Urne a (alle Bronzen) und Urne c, (wohl ebenfalls alle): Peccatel, Altarberg, Centralgrab (zum Theil); vielleicht auch Bollbrücke, nördliche Baute.

Erwähnt sei auch Kläden, Grab 2, M. Jahrb. 38, 142: ein Paar ganz zerbrannte Handbergen, angeblich neben einem unbebrannten Schwert; Fundbericht ganz unsicher. — Dagegen sagt Beltz, M. Jahrb. 51, 15/16: „Es ist durchgehende Sitte der letzten Bronzezeit, die Beigaben unverbrannt den Gebeinen in der Urne zuzufügen. Schon dadurch wird das Mitgeben, z. B. von Schwertern, erschwert. Wo Schwerter erwähnt werden, sind sie nicht aus Urnenbegräbnissen entnommen, sondern aus Hügeln älterer Form."

An Fällen vor der Niederlegung wahrscheinlich absichtlich zerstörter, aber nicht bebrannter Bronzen seien erwähnt: Alt-Sammit, das Messer; es ist unsicher, ob hier ein Brandgrab vorliegt. Ferner vielleicht ebenfalls das Messer Friedrichsruhe, Glockenberg, Körpergrab *B*: Hr. Beltz meint, die Absicht der Zerstörung sei fraglich, die Beschädigung vielleicht erst später eingetreten. — Bezüglich der Schwerter heisst es M. Jahresber. 8, 37: das Sukower Schwert ist am spitzen Ende durchbrochen, in den Bruchenden oxydirt und gebogen, so dass es vor der Beilegung zerbrochen ist, wie immer die Bronzeschwerter in Kegelgräbern (Periode Müller I[1]—I[2], Montel. II u. III). M. Jahrb. 20, 292 sagt Lisch sogar: „In Norddeutschland sind die in Gräbern gefundenen Schwerter immer zerbrochen, und die Zahl der sicheren Funde geht in die Hunderte." Hr. Beltz theilt für Meklenburg diese Auffassung, weist z. B. hin auf Schwaan, Jahrb. 19, 302—303 (Montelius' Per. II). Die Schwerter von Sukow und Schwaan sind nicht bebrannt. Schwaan war Körpergrab und auch bei Sukow handelt es sich wahrscheinlich um ein Grab, dessen Leiche ganz vergangen war. Diese Meklenburger Beobachtungen widersprechen also dem, was im Allgemeinen für die nördlicheren Gegenden gilt. —

Pommern: Hrn. Schumann in Löcknitz ist vorsätzliche Zerstörung aus Körpergräbern der Bronzezeit nicht bekannt. Aus einem Hügelgrab zu Boblin bei Löcknitz mit Leichenbrand hat er dagegen ein Schwert, etwa wie Hampel, Bronzezeit in Ungarn, Budapest 1887, Taf. 90, mit flacher Griffzunge und erhabenen Rändern, das in 3 Stücke zerbrochen war; die Bruchflächen der Patina nach alt, was aber, wie erörtert, nicht völlig beweisend ist. — Mitverbrennen der Beigaben beobachtete er weder in Hügelgräbern ohne Kisten (wie zu Glendelin), noch auch in Steinkisten. Aus der älteren Eisenzeit scheinen ihm die Bronzesachen nicht bebrannt (Radekow, Schwerin, Balt. Stud. 39, S. 192 und 227), wohl aber die Eisensachen (Butzke, Koppenow). — Im nordöstlichsten Pommern scheint das in einer Steinkiste (wohl mit Leichenbrand) zu Roggatz, Kr. Stolp, gefundene Bronzeschwert nicht absichtlich zerstört: Bujack, Prussia I, Nr. 221. —

Westpreussen: Bezüglich des Mitverbrennens der Beigaben sagt Lissauer, Bronzen S. 26: In der „frühen" Bronzezeit (Montelius' Per. I, Tischler's Per. Pile-Leubingen) wurden die Leichen ohne die Beigaben verbrannt und die Steinkisten mit Urnen mit einem Hügel überschüttet. — Wie weit der Leichenbrand in dieser Periode feststeht, darüber siehe oben S. 153. — Für die „alte" Bronzezeit (Montelius' Periode II und III, Tischler's Peccateler) wird nichts besonders angegeben und in der „jüngeren" (Montelius IV und V, Beginnn des Hallstatteinflusses) fehlen Gräber fast ganz (vielleicht bestanden noch Hügelgräber; „Bronzen" S. 25, 27—28). In der „jüngsten" Bronzezeit endlich (Montelius' Per. VI, jüngere Hallstattzeit) wurden die Leichen sammt den Schmucksachen verbrannt, die Asche mit den geschmolzenen Beigaben (oft wohl unter Zufügung unversehrter Schmuckgegenstände, Denkmäler S. 64) in schön verzierten Urnen gesammelt und in wohlgefügten Steinkisten (ohne Hügel) beigesetzt. In diese

Periode gehören die Gesichtsurnen. — Von einem absichtlichen Zerstören der Beigaben, ausser durch den Leichenbrand selbst, finde ich nichts erwähnt; aber freilich scheinen auch Schwerter, die hier besonders in Betracht kämen, nicht in den Gräbern gefunden zu sein. —

Ostpreussen. In den Grabhügeln der jüngeren Hallstattzeit sind die Beigaben in oder neben den Urnen geringfügig (es finden sich z. B. keine Schwerter) und unverbrannt. Das Eisen war in dieser Zeit in Ostpreussen schon mehr in Gebrauch, als im Westbalticum, wo noch die (jüngste) Bronzezeit herrschte (Grabhügel I, 175; II, 132—133). — Die Gräber der Uebergangszeit zur Tènezeit oder der frühen Tènezeit, zeitlich den westpreussischen (jüngeren) Steinkistengräbern unter Bodenniveau, mit „Gesichtsurnen", entsprechend, sind hier charakterisirt durch Urnen ohne Stehfläche und finden sich im Samlande als Nachbegräbnisse in den Hügeln der Hallstattzeit. Sie enthalten fast keine Beigaben und steht betreffs deren Mitverbrennens nichts fest (Grabhügel II, 120—124). In südlicheren Theilen der Provinz scheinen Gräber derselben Zeit als Hauptbegräbnisse in Form sehr grosser Steinkisten an der Südseite der Hügel vorzukommen, so zu Gross-Buchwalde, Kr. Allenstein, wo sich gleichzeitig Gräber älterer Form vorfanden. Die Beigaben bestanden aus Drahtringen (worunter auch Noppenringe), von denen nur einer mitverbrannt war (Grabhügel III, 19—32). Sicherer festgestellt ist diese Form des Begräbnisses zu Grünwalde, Kr. Preuss. Eylau, mit Gefässen des 4.—3. Jahrh. Hier waren die spärlichen Bronzebeigaben zum Theil allerdings gar nicht, meist aber stark durch Feuer beschädigt (Grabhügel III, 1—16). — Gräber der mittleren Tènezeit, ebenfalls als Nachbestattungen in Hügeln der jüngeren Hallstattzeit, enthalten die Beigaben aus Eisen, Bronze, Knochen, Glas fast immer bebrannt, beschmolzen, auch wohl zerbrochen (dies doch wohl nur zufällig) (Grabhügel I, 157, 164—176; II, 133 und Tafel 1, 19—21).

Es ergiebt sich somit, dass in Ostpreussen, wo der Leichenbrand erst nachweisbar ist in der jüngeren Hallstattzeit (5. Jahrh.), das Mitverbrennen der Beigaben gar erst beim Uebergang zur Tènezeit beginnt, in der mittleren Tènezeit aber allgemeiner wird. Denn ein bebrannter „Bronzebarren" (vermuthlich Theil eines Armbandes) aus einem Hügel von Patersort, Kr. Heiligenbeil, kann nicht gegen diese Ansicht beweisen, da hier eine systematische Ausgrabung nicht stattfand, viele Gräber in dem Hügel zerstört waren und derselbe mindestens ein Gefäss ohne Stehfläche, also aus der Tènezeit, lieferte. Für die Frage der vorsätzlichen Zerstörung der Beigaben vor der Niederlegung liegt kaum Material vor. Zu Laptauer Mühle im Samlande war allerdings nach Grabhügel II, S. 110 und 112 in einem Hallstattgrabe an einer „Rollennadel", Taf. 1, 10, der Schaft halbkreisförmig gebogen, „um in der Urne Platz zu finden." Dass die Nadel im Feuer gewesen sei, wird nicht gesagt und ist ja auch nach den sonstigen Erfahrungen nicht anzunehmen. —

Lediglich des Vergleichs halber sei auf einige Fälle absichtlicher Zerstörung in südlicheren Gegenden hingewiesen. Zu Hallstatt fanden sich in einem Brandgrabe 2, in je 6 Theile zerbrochene und verbogene Bronzeschwerter (von Sacken S. 29—30, wo auch der gleichen Behandlung unterworfene Schwerter aus Steiermark und der Schweiz angeführt sind) und ein Dolch, dessen eiserne Klinge ganz zusammengebogen ist (Taf. 5, 14). — Im Urnenfeld von Mariarast zeigten namentlich Halsringe Bruch unter Anwendung von Gewalt (Archiv f. Anthropologie 11, 403). An beiden Orten war ein Theil der Beigaben dem Leichenfeuer ausgesetzt, in Hallstatt allerdings nach v. S. S. 17 nur ausnahmsweise, und hier

z. B. in Grab 132 nach S. 23 wiederum nur ein Theil der Sachen. Ob in den Theilbrandgräbern (S. 13) etwa auch einige Beigaben bebrannt waren, andere nicht, wird leider nicht gesagt.

Die Verhältnisse im Süden weiter zu verfolgen, bin ich ausser Stande. Ich kann daher nicht ermitteln, ob sich so frühzeitige Fälle absichtlicher Zerstörung daselbst zeigten, wie wir sie in Meklenburg und Schleswig-Holstein fanden. An diese müssen wir anknüpfen, wollen wir der Idee nachforschen, welche der Sitte ursprünglich zu Grunde lag. — Hier sind nun 2 Thatsachen bemerkenswerth: 1. der Gebrauch lässt sich mindestens so früh in Körpergräbern nachweisen, als in Brandgräbern; 2. er beschränkt sich in der ältesten Zeit wesentlich auf die Schwerter und damit auf Männergräber; die beiden in Frage kommenden Messer können indess Weibern gehört haben. — Wir haben Schwaan, Körpergrab der Montel. Per. II, Schwert; Sukow, wahrscheinlich Körpergrab, Per. II, Schwert; Alt-Sammit, Grabart unsicher, Per. II—III, unbebranntes Messer; Friedrichsruhe, Glockenberg, Körpergrab, Messer wie bei Alt-S. (ungewiss, ob absichtlich zerstört). Eine Musterung des Schwertbestandes des Schweriner Museums würde wohl noch mehr Beläge liefern. Hieran sehliesst sich ferner Schleswig-Holstein: Diekhof-Perdöl, wahrscheinlich Brand, Schwert der Per. II; Amrum, Steenodder Hügel 4, Brandgrab ältester Form, Per. II—III, bebranntes Schwert. — Die dänischen Funde scheinen mir jünger. —

Aus Vorstehendem folgt, dass die Sitte der vorsätzlichen Zerstörung in Nordwestdeutschland nicht ursächlich mit dem Leichenbrande zusammenhängt; aber sie gewann mit ihm, und vielleicht auch durch ihn, bald an Ausdehnung. Die Gluth des Feuers konnte helfend wirken, in späterer Zeit auch die allgemeiner werdende Sitte, Beigaben mit zu verbrennen, wiederum anregen zur Zerstörung derselben überhaupt. Mit der allmählich fortschreitenden räumlichen Einschränkung des Grabes kam ferner ein neues Moment hinzu. Aber bei Körpergräbern und bei Brandgräbern ohne bestimmten Grabbehälter (wie auf Amrum und noch später in den Bornholmer Rösern), ja selbst noch bei den grösseren Steinkisten, endlich bei kleinen Beigaben, wie den Messern, spielte dies nicht mit. Erst wo kleinere Kisten oder Urnen die Beigaben aufnehmen sollten, mussten grössere Sachen zerstört werden. Man könnte für die älteren Zeiten, namentlich bei den Körpergräbern, an Schutz gegen Grabraub denken, und unzweifelhaft waren unter den Bronzen die Schwerter von besonderem Werth. Aber auch die anderen Beigaben, namentlich die Goldsachen, konnten die Habgier wecken und der beste Schutz lag wohl theils in der Grösse der Hügel und ihrer inneren Steinbauten, theils in der Pietät der Bevölkerung. Wenn so die Wiederbenutzung der ins Grab gelegten Sachen wenig zu befürchten war, so verliert auch die den Moorfunden entnommene Deutung an Wahrscheinlichkeit, dass man die einmal den Göttern oder wenigstens dem Jenseits geopferten Sachen zur weiteren Benutzung untauglich machen musste, damit sie nicht durch erneuten profanen Gebrauch entweiht würden (Kragehul Mosef. S. 18, Aarböger 1869, 171). Allerdings wird man daran festhalten müssen, dass die Sitte der absichtlichen Zerstörung aus religiösen Anschauungen hervorging. Man dachte sich vielleicht die Dinge belebt (Lubbock, Entstehung der Civilisation, Jena 1875, S. 28—29; Rygh in Aarböger 1877, 189—190); namentlich möchte dies von dem energisch dreinfahrenden, gleichsam handelnden Schwert gelten (vergl. Lorange, Den yngre Jernalders Svaerd, Bergen 1889, S. 20—21). Ob man nun glaubte, die Dinge erst deshalb „tödten“ zu müssen, damit ihre Seelen, gleich denen der Weiber und Sclaven, ihrem

Herrn ins Schattenreich zu folgen vermöchten, wie Lubbock will, oder ob man nicht z. B. gerade das Schwert als ein Glied seines Besitzers selbst auffasste und so ihm gleich machen wollte, lasse ich dahingestellt. Eine symbolische Handlung möchte ich in dem Zerstören nicht sehen.

Dass die absichtliche Zerstörung zunächst auch bei Dolchen stattfand, ist leicht erklärlich, und von den schneidenden Waffen mochte sie dann auch auf die Messer übergehen, wie es schon Vedel beobachtete. Die Ausdehnung auf Schmucksachen deutete aber wohl schon Veränderungen des ursprünglichen Gedankens an. In der Eisenzeit nahm die Sitte, wie bereits erwähnt und allgemein bekannt, ausserordentlich zu, und das Wichtigste ist, dass sie nun fast ausschliesslich bei Leichenbrand auftritt. Hierin stimmen die nordischen Forscher völlig überein (S. Müller in Aarböger 1874, 386—387; Rygh 1877, 189, Vedel 1878, 104—105 und Bornholm's O. S. 121 Note; Engelhardt, Aarböger 1881, 94); ich finde nur die folgenden absichtlichen Zerstörungen in Körpergräbern aufgeführt: a) aus der Zeit der Brandpletter auf Bornholm: Gräber an der Ostküste der Insel, theils in blossen Vertiefungen, theils mit umgebendem Steinwall. In den etwa 40 untersuchten Gräbern kamen von allen 3 gefundenen Schwertern nur Bruchstücke zu Tage, desgleichen von zweien der 3 Fibeln, auch die dritte war beschädigt (Oldtidsm. S. 137—141). — b) jüngere römische Kaiserzeit, Kulsbjerg auf Fünen, das Schwert Aarböger 1866, 318, Fig. 7, Kragehul Mosefund S. 13 Fig. v; Aarböger 1868, 130. — c) „mittlere Eisenzeit“ Bornholm, Grab 6 zu Melsted, Schwert, Aarböger 1878, S. 131 und 134. — d) „jüngere Eisenzeit“ Norwegen, Oeien, Schwert und Lanze, beide zusammengebogen, Aarböger 1877, 184 und 186 Fig. 3. —

Diese Ausnahmen sind im Vergleich zur ungeheuren Zahl der Gräber ganz verschwindend; man kann also sagen: die Sitte war in der Eisenzeit an den Leichenbrand gebunden. Sie verschwand daher an einem gegebenen Orte, sobald der Leichenbrand der Bestattung Platz machte, um von Neuem aufzutreten, wenn er wieder zur Geltung kam; sie war mithin unabhängig von der Zeit und wurde im Norden in allen Abschnitten der Eisenzeit geübt. Auch aus dem Süden wird von absichtlich zerstörten Waffen bei Bestattung nur in vereinzelten Fällen berichtet, so bei Lindenschmit, Handbuch I, 89 aus merovingischer Zeit von einer zusammengebogenen Schwertklinge in einem alamannischen Grabe zu Schwetzingen. Die von Cochet, Sépultures, Paris 1857, p. 205—206 erwähnten Fälle zerbrochener Klingen halte ich nicht für beweisend, so auch besonders nicht die aus Grab 7 von Selzen: wenigstens finde ich bei Lindenschmit, Todtenlager bei Selzen, Mainz 1848, nichts darüber gesagt; vergl. Cochet, Childéric 1859, p. 77—79. Ueber die möglichen Ursachen dieses Haftens der Sitte am Leichenbrande sind bereits S. 172 einige Andeutungen gemacht. Die Stahlklingen der Schwerter, und wohl auch manche Lanzenspitzen, mussten ausgeglüht werden, bevor man ihnen durch Verbiegen die oft recht wunderlichen Formen gab. Waren die Sachen auf dem Scheiterhaufen, so machte sich dies ganz von selbst. Derart verbogene Sachen sind auch hier wieder beweiskräftiger, als zerbrochene; eine Stahlklinge konnte durch Zufall zerspringen, aber schwerlich wie ein S gebogen werden; die kleeblattförmige Fibel Aarböger 1877, S. 187, Fig. 10 muss absichtlich in so regelmässiger Weise an allen 3 Blättern umgelegt sein. Rygh hat alles dieses, Aarböger 1877, 182, ausführlich dargelegt. — Es mag ferner hier öfters die Absicht gewesen sein, den Objekten eine für Unterbringung in den Grabgefässen geeignetere Form zu geben; denn besonders in den früheren Abschnitten der Eisenzeit begegnet man ja häufig vorsätzlich zerstörten, in die Urnen gelegten Beigaben. Aber

dies kann lange nicht immer maassgebend gewesen sein (Rygh in Aarböger 1869, 171). Für die Brandpletter Bornholms, ohne besondere Grabbehälter, fiel diese Rücksichtnahme fort, ebenso für alle kleineren Gegenstände. In der Wikingerzeit lagen Schwerter auf oder neben den Urnen (Föhr, Worsaae Nr. 499; Amrum) und nach Rygh in Aarböger 1877, 174—175 die Schwerter und überhaupt die grossen Beigaben auch unter den Grabgefässen. — Auch als Schutzmaassregel gegen Grabräuber ist das Zerstören in der Eisenzeit kaum wahrscheinlicher, als in der Bronzeperiode, da dies wiederum bei Leichenbestattung viel nothwendiger hätte erscheinen müssen, als bei Brand, wo ohnehin ein grosser Theil der Beigaben schon auf dem Scheiterhaufen erheblich beschädigt wurde. Auch boten immer noch die Schmucksachen Anreiz genug zur Plünderung und doch wurden nach wie vor hauptsächlich Waffen zerstört. Denn wie an einem und demselben Orte durchaus nicht in allen gleichzeitigen Brandgräbern eine Zerstörung stattfand, so wurden auch nur in seltenen Fällen sämmtliche Beigaben eines Grabes absichtlich beschädigt. Man bevorzugte bei der Zerstörung gewisse Gegenstände, so in Norwegen in der älteren Eisenzeit die Waffen (Aarböger 1869, 170), in der jüngeren Schwerter, Lanzen, Aexte, Schildbuckel, weniger Pfeilspitzen, Steigbügel, Handwerkzeug, Schmucksachen (Aarböger 1877, 183). Vedel fand in den Brandplettern vornehmlich zerstörte Schwerter, dann Schildbuckel, seltener Lanzen; Messer und Sporen waren meist unbeschädigt; bei den Schmucksachen herrschte keine Uebereinstimmung (Bornholm's O., S. 65).

Es wurde also die Zerstörung der Grabbeigaben in der Eisenzeit sehr willkürlich geübt und sie erscheint kaum noch in religiösen Anschauungen begründet. Dass man die Gräber, sowohl bei Bestattung als bei Brand, überhaupt mit dem Besitzthum des Verstorbenen ausstattete, war freilich ein religiöser Brauch, beruhend auf der Vorstellung, dass der Todte in einem zukünftigen, als Fortsetzung des irdischen gedachten Leben dieser Sachen bedürfen werde; hätte aber die Sitte des Beschädigens oder Zerstörens fortdauernd eine ebenso allgemeine Grundlage behalten, so würde man sie auch bei Leichenbestattung erwarten dürfen, wenigstens an Orten, wo gleichzeitig neben einander Brand und Bestattung vorkommen, wie auf Bornholm zur Zeit der Brandpletter, wo nichtsdestoweniger die Zerstörung im Wesentlichen auf die Gräber mit Brand beschränkt ist.

Man kommt fast zu dem Schlusse, dass es sich bei dem ganzen Gebrauche der vorsätzlichen Beschädigung in späterer Zeit eigentlich nur noch um ein sehr unbestimmtes Gefühl, eine Art Gedankenverbindung, gehandelt habe. Da man dem natürlichen Laufe der Dinge vorgriff, indem man den Körper des Verstorbenen durch eigenes Eingreifen mittelst des Leichenbrandes schneller zerstörte, als es der Verwesungsprozess vermochte, so wurde man dazu angeregt, auch die Habseligkeiten des Todten einer ähnlichen, sofort wirksamen Behandlung zu unterziehen, anstatt sie langsam durch Einwirkung der Atmosphärilien ihrer Auflösung entgegen zu führen. Der Gedanke, die belebt gedachten Gegenstände tödten zu wollen, sei es um die in ihnen wohnenden Seelen auszulösen, oder um die Dinge dem Verstorbenen selbst mehr anzupassen, kann kaum noch rege gewesen sein. Denn auch der unverbrannt Bestattete war ja todt und hätte die gleiche Behandlung seiner Sachen beanspruchen können. Der verbindende Gedanke liegt vielmehr in der gleich gewaltsamen und beschleunigten Formveränderung des Körpers und der Besitzthümer des Verstorbenen. Diese Vorstellung hatte aber nicht denselben, alle Unterschiede ausgleichenden Einfluss, wie eine durch die Religion gebotene, in ihrer Form streng vorgeschriebene Ceremonie, und so erklärt sich das Schwankende in der Ausführung des ganzen Brauches. Voraus-

setzung bleibt aber natürlich immer, dass man sich mit dem Eintritt des Verstorbenen in das Leben jenseits des Grabes auch eine Wiederherstellung seines ihm lieben und nothwendigen Besitzes dachte. —

Hr. W. Schwartz bemerkt, dass er, soweit er sich augenblicklich erinnere, ein grösseres Pflaster, welches den Eindruck einer gemeinsamen Verbrennungsstätte für die Leichen gemacht, in Posen nur in Nadjiewo gefunden habe. Es war eine ziemliche Strecke mit kopfgrossen Steinen gepflastert zur Seite der umfangreichen Gemeindegräber. —

Hr. R. Virchow: In der Sitzung vom 13. Juli 1872 (Verh. S. 229) habe ich einen kurzen Bericht erstattet über eine von mir ausgeführte Untersuchung auf dem Urnengräberfelde von Eichow in der Niederlausitz, am Rande des Spreewaldes. Ich fand daselbst zwischen den Gräbern, welche mit grossen erratischen Blöcken umsetzt waren, mehrere umfangreiche Brandstellen, darunter einige noch unverletzt, auf denen einige, durch Sand und Steine getrennte Brandschichten über einander lagen, dagegen keine Gefässe gefunden wurden. Eine dieser Stellen war 4—5 Fuss lang und 3 Fuss breit, nicht vertieft; zu unterst lag ein Pflaster von geschlagenen und gebrannten Geschiebesteinen, darüber Kohle, darüber wieder Steine und über diesen eine zweite kohlige Schicht. Ich trug kein Bedenken, sie für Ustrinen zu erklären, wie ich sie kurz vorher in der Campagna von Rom gesehen hatte. —

Hr. Ed. Krause zeigt einen Theil eines Leichenverbrennungs-Heerdes und berichtet darüber: Der Heerd ist aus doppeltfaustgrossen und grösseren Steinen zusammengesetzt gewesen. Ob zwischen den Steinen sich eine Mörtelschicht, etwa aus Lehm oder sandigem Thon befunden, ist bei der starken Frittung nicht mehr festzustellen. Ich habe diese Heerdtheile nicht selbst ausgegraben, sondern auf einer Ausgrabungsfahrt als Geschenk erhalten, kann also über die genaueren Fundumstände nichts angeben.

Als ich im Sommer 1889 in dem Hügelgräberfelde bei Seddin in der Westpriegnitz, von dem unser Museum im Jahre 1888 durch Hrn. Bauunternehmer Heinke in Perleberg eine Reihe hochinteressanter Bronzen, später dann noch eine wannenförmige Urne mit Deckel und andere Bronzen durch Hrn. Prediger Dierksen erhalten hat, zum zweiten Male, und zwar mit gutem Erfolge gekrönte Ausgrabungen unternahm, erfuhr ich von einem meiner Arbeiter, dass der Bauerhofbesitzer Joachim Schulz I auf seinem Hofe einige verschlackte Steine mit eingeschmolzenen Knochen aufbewahre. Ich glaubte, nach der Beschreibung, dass es sich um Kalksinter in Knochenform (Osteocolla) handelte, fand aber, dass die vorgelegten, mir als Geschenk überlassenen Stücke zweifellos durch Einwirkung heftigen Feuers zusammengefrittet, ja zum Theil sogar mit der Holzasche zu Glas verschmolzen seien. In dieser geschmolzenen Masse steckt eine Anzahl calcinirter Knochen, anscheinend die Vorder-Armknochen eines jungen Individuums. Hr. Schulz fand diese Conglomerate beim Abräumen eines aus Steinen aufgebauten Hügels auf seiner Wiese. Zwischen den Steinen des Hügels wurden Scherben und andere calcinirte Knochen gefunden.

Ich stehe nicht an, diese verschmolzenen Steine für Bestandtheile eines Leichenverbrennungs-Heerdes anzusehen, der, nach der stark vorgeschrittenen Verschmelzung zu urtheilen, oft gebraucht ist; denn, sollte nur einmalige Benutzung

angenommen werden, so müsste eine sehr lang andauernde Riesenlohe benutzt worden sein, um feste Granite und Quarzite so zu verbrennen und zu verschmelzen.

Die Beigabe der Steine des Brandheerdes erklären wohl die eingeschmolzenen Knochen, die man dem Todten bei seiner Beisetzung nicht vorenthalten wollte und, da sie eingeschmolzen waren, mit dem Heerde beigeben musste. —

Hr. Lehmann bemerkt, dass in den beiden babylonischen Nekropolen die Leichen öfters nur eingescharrt wurden. —

Hr. L. Fischer beobachtete, dass bei den Verbrennungen von Leichen in Siam und in Vorder-Indien keine Knochenreste zurückgelassen werden. Es wird bei diesen Gelegenheiten nur wenig Holz verbraucht. Auch werden keine Gruben angefertigt. —

Hr. R. Virchow bemerkt, dass, nach dem Berichte des Hrn. Koldewey, in den Feuer-Nekropolen von Babylon die mit einer Lehmdecke umhüllte Leiche mittelst eines Schilffeuers oft nur geschmort und nicht eigentlich verbrannt worden ist. —

Hr. W. Schwartz erinnert daran, dass bei Homer dem Patroklos gleich auf der Brandstätte der Hügel errichtet wurde, wenngleich die Urne mit den Gebeinen zurückbehalten wurde, um später mit der des Achill vereint beigesetzt zu werden[1]. —

Hr. Bartels macht darauf aufmerksam, dass auch dem Beowulf der Hügel gleich auf der Stätte der Verbrennung aufgeschüttet worden ist. Es heisst in der Uebersetzung von Wolzogen:

„Dann trug man den edlen,
Weisslock'gen König zur Walfischklippe,
Dort gingen an's Werk die gautischen Männer
Fest zu fügen den Feuerbau
Mit Helmen umhangen und Heldenschilden
Und blinkenden Brünnen, erbeten vom Herrn.
Und legten in Mitten den lieben Gebieter,
Den werthen König mit Weinen und Klagen.
Dann begannen am Berge der Brandfeuer grösstes
Die Degen zu wecken. Dunkel entwallte
Den Gluthen der Rauch mit der rauschenden Flamme.

1) Auch bei der Verbrennung des Elpenor wird der Hügel auf der Brandstätte errichtet (Od. XII. 11 ff.). Wenn sonst beim Leichenbrand von Helden (bei dem meist Kriegsgefangene, Rosse und Hunde mit verbrannt wurden) massenhaft Holz herbeigeschafft ward und der Scheiterhaufen die ganze Nacht brannte, so macht sich dem gegenüber die Verbrennung des Elpenor etwas summarisch (*Φιτροὺς δ' αἶψα ταμόντες, ὅθ' ἀκροτάτη πρόεχ' ἀκτή. Θάπτομεν ἀχνύμενοι*). Zur Noth brauchte man also auch nicht viel Holz. Bei der Bestattung der Ueberreste des Polyneikes werden nach Sophokles sogar nur frisch gebrochene Zweige angewandt (Antigone 1145). Richtete sich derartiges nach den Verhältnissen (s. meine Abhandl. „von griech. Todtenbestattung". Prähistor. Studien, S. 352, 359), so wurden doch immer noch nach Möglichkeit gewisse Sitten bewahrt. So lässt Sophokles, trotz der hastigen Verbrennung der Gebeine des Polyneikes, doch noch vorher ein Waschen derselben, als einen heiligen Act, vorangehen (*λούσαντες ἁγνὸν λουτρὸν-κατῄθομεν*).

Es legte der Wind sich, mit Wehruf gemischt,
Erst, als die Hitze zum Herzen gedrungen,
Gebrochen das Beinhaus. Mit bangem Gemüthe
Beklagten sie trauernd des Königs Tod."

Dann heisst es weiter:

„D'rauf gruben und häuften die gautischen Helden
Einen Hügel am Berghange, hoch und breit,
Den Wogendurchseglern weithin sichtbar,
Und zimmerten[1]) fertig in zehen Tagen
Des Schlachthelden Grabmal. Der Scheithaufen grössten
Umschloss nun der Wall, so würdig geschaffen,
Wie es die Klügsten erwirken gekonnt."

Jetzt werden nun noch einmal Beigaben niedergelegt, welche nicht mit verbrannt worden waren:

„Sie vergruben im Hügel den ganzen Hort[2]),
Gold und Gestein, das die streitbaren Gauten
Erst enthoben der Erde Hut.
Nun liessen sie wieder so werthlos leben
Im Erdengrunde das Edelgold,
So unnütz für Alle, wie ehedem immer.
Dann ward der Hügel von Helden umritten,
Von Zwölfen aus allen Edelgebor'nen,
Die Klage erhuben, des Königs gedenkend,
Und sangen und sagten vom seligen Herrscher,
Seine Ritterschaft rühmten, und die Riesenkämpfe
Nach Kräften priesen."

Beowulf selber hatte es so bestimmt. Der Zeuge seines Todes, Wiglef, überbrachte seinen letzten Willen, den er mit folgenden Worten berichtet:

„Da sagte noch Manches
Der leidende Greis und liess Euch grüssen
Und bat Euch, zu bau'n auf der Brandstatt die Burg[3]),
So hoch nach dem Maass seiner Heldenthaten,
So stolz und so kostbar, wie stets aller Kämpen
Weit auf der Welt er der Würdigste war,
So lang er des Burgglücks gebrauchen durfte."

(25) Hr. Götze berichtet über

neue Erwerbungen der prähistorischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde.

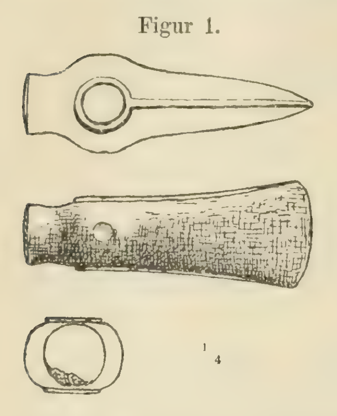
1. Nachbildung eines Steinhammers mit imitirter Gussnaht von Liebnicken, Kr. Preussisch-Eylau, Ostpreussen. Das Original diente in Liebnicken als Briefbeschwerer und kam von da in die Sammlung der „Prussia" in Königsberg; für den gut gelungenen Abguss, ein Geschenk des Hrn. Prof. Bezzenberger in Königsberg an das Königl. Museum für Völkerkunde, sei hier der Dank der Museums-Verwaltung ausgesprochen.

Dieses schön gearbeitete, nach der Schneide sich symmetrisch erweiternde Exemplar (Fig. 1; Länge 15,3 *cm*, Breite 5,4 *cm*, Höhe der Schneide 5,5 *cm*) zeigt eine interessante Erscheinung: von den beiden Enden der Schneide läuft je eine

1) Muss wohl heissen „schütteten".
2) der in der Höhle des erschlagenen Drachen erbeutet war.
3) Es ist jedenfalls „Berg", Hügel gemeint.

erhabene Rippe nach dem Schaftloch und umschliesst dieses ringförmig; man hat hierin wohl die Nachahmung einer Gussnaht zu sehen. Ferner befindet sich auf beiden Seiten des breitesten Theiles je eine flache näpfchenartige Vertiefung von ornamentalem Charakter, deren Entstehungsgrund weniger klar ist, als bei oben erwähnter Rippe. Vielleicht kann man sie zu den an manchen massiven Bronzeäxten mit Stielloch (S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager II, 139) an der entsprechenden Stelle befindlichen warzenförmigen Erhebungen in Beziehung bringen, deren Wesen auch noch nicht genügend erklärt ist. Etwas Analoges findet sich an zwei dänischen Steinhämmern, nur dass da das Ornament aus einer runden, flachen, von einem ringförmigen Wulst umschlossenen Erhebung besteht (S. Müller, Ordning I, 116). Die Form unseres Exemplares im Allgemeinen ist eine specifisch preussische, welche durch mehrere ähnliche Stücke im Königl. Museum vertreten ist (z. B. Catalog, Nr. II, 3618, Gerdauen, Ostpreussen und II, 4433, Nestempohl, Kr. Karthaus, Westpreussen).

Figur 1.

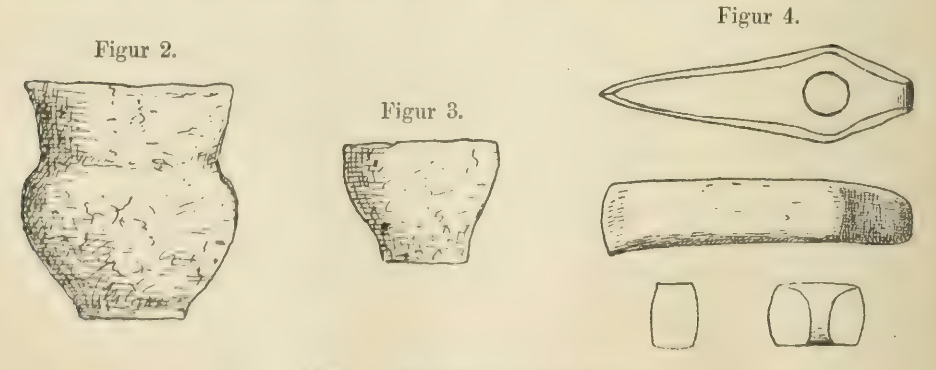


1/4

Dies Stück ist wegen der Nachahmung einer Gussnaht ein neuer Beweis, dass der Gebrauch der Steinhämmer noch weit in die Metallzeit hineinreichte, und dass es sich bei den mit Gegenständen aus späteren Perioden zusammen gefundenen Steingeräthen nicht etwa immer um Erbstücke aus der Steinzeit handelt. Vielmehr bezeugt die schöne exakte Arbeit, dass die Technik der Steinbearbeitung zu einer Zeit, wo der Gebrauch der Metalle, bezw. der Bronze, bekannt war, noch auf einer hohen Stufe stand.

Das klassische Beispiel eines Steingeräthes, welches mit erstaunlicher technischer Fertigkeit nach einer metallenen Vorlage gearbeitet ist, ist jener krumme Säbel aus Feuerstein im Museum zu Kopenhagen (S. Müller, Ordning I, 195), essen Vorbild der in Stockholm befindliche Bronzesäbel (Månadsblad 1880, S. 11, Fig. 10) oder wenigstens ein ähnliches Exemplar ist.

2. Grabfund der jüngeren Steinzeit von Warnitz, Kreis Königsberg in der Neumark. Beim Roden von Bäumen stiess man etwa einen Fuss tief unter der Erdoberfläche auf den aus zwei Thongefässen, zwei Steinhämmern und gebrannten Knochen bestehenden Fund (Fig. 2—4). Das kleinere Gefäss stand in



Figur 2. Figur 3. Figur 4.

Alles 1/4 der natürlichen Grösse.

dem grösseren, beide waren nur mit Sand gefüllt: dicht herum lagen gebrannte Knochen, sowie die beiden Steinhämmer.

Dieser interessante Fund wurde von Hrn. v. d. Osten-Warnitz dem Königl. Museum als Geschenk überlassen, wofür ich ihm hier im Auftrage den Dank der Museums-Verwaltung auszusprechen habe.

Die beiden Gefässe bestehen aus einem hellen, mit Steingrus stark gemengten Thon, sind ziemlich roh und nachlässig gearbeitet und entbehren jeden Ornamentes: das grössere, ein in Hals und Bauch gegliederter Becher, ist 12 *cm* hoch, am Rand 10,8 und am Bauch 11,5 *cm* breit; der kleinere, einfache, nach oben sich etwas erweiternde Becher misst 6,2 *cm* in der Höhe und 7,8 *cm* im oberen Durchmesser. Die beiden, in Form und Material gleichen Hämmer sind bis auf die recenten Verletzungen des einen so intakt, dass sie völlig neu und ungebraucht niedergelegt zu sein scheinen. Länge 17,1 und 16,4 *cm*; Material: dioritartiges Gestein.

Für die chronologische Bestimmung des Fundes ist zunächst die Form les grösseren Gefässes maassgebend, für welche folgende Parallelen anzuführen wären:

Königsberg i. N. Gefäss mit Schnurverzierung (Königl. Museum f. Völkerkunde I, 4474).

Schönwerder, Kr. Prenzlau, Gefäss mit Schnittverzierung (Märk. Prov.-Museum II, 9063).

Podejuch, Kr. Randow, Pommern, Gefäss mit Schnurverzierung (Stettiner Prov.-Mus. 883).

Marwitz, Kr. Greifenhagen, Pommern, ein gleich dem Warnitzer unverziertes Gefäss, zusammen mit schnittverzierten Gefässen gefunden, welche den Typus der neolithischen Gefässe von Liepe, Kr. Angermünde[1], zeigen (Stettiner Provinzial-Museum 2288).

Schliesslich sei noch auf die Aehnlichkeit des Warnitzer Gefässes und seiner eben genannten Genossen mit den in Thüringen heimischen, der Schnurkeramik angehörigen Bechern hingewiesen. Da alle die genannten Funde der jüngeren Steinzeit angehören, und speciell der Schnurkeramik, so folgt auch für den Warnitzer Fund die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe, und zwar weist die rohe Arbeit und der Mangel jeden Ornamentes auf den Verfall der Technik, auf das Ende dieser Culturperiode. Diese verhältnissmässig späte Datirung wird bestätigt durch den constatirten Leichenbrand. Während nehmlich in der jüngeren Steinzeit, und zwar speciell innerhalb der Cultur der Schnurkeramik, Leichenbestattung allgemein üblich war, gehören die wenigen bisher beobachteten Fälle von Leichenbrand dem Ende dieser Periode an[2]).

Die Form der Warnitzer Steinhämmer scheint in der Gegend der unteren Oder einheimisch zu sein, denn während sie in anderen Gegenden noch nicht beobachtet wurde, sind von dort mehrere gleiche Exemplare bekannt (Hohenfelde, Kr. Randow, Photogr. Album der prähist. Ausstellung 1880 Sekt. II Taf. 8; Grünz, Kr. Randow, Kgl. Mus. f. Völkerkunde; Prenzlau, Kr. Prenzlau, Märk. Prov. Mus. II 9034; Schwedt, Kr. Angermünde, Kgl. Mus. für Völkerk. II 3423; Fredersdorf, Kr. Angermünde, Märk. Prov.-Mus. II 12014).

Im Anschluss hieran möchte ich noch einige Bemerkungen über

1) Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. 1890, S. 367 ff.

2) Für Thüringen vergl. Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolith.-schnurverz. Keramik im Flussgebiete der Saale. Jena 1891. S. 28 f. und 63 f.

3. Die Schnurkeramik an der unteren Oder anknüpfen. Die über einen grossen Theil Europa's ausgebreitete Schnurverzierung ist schon eingehend von Virchow, Voss und Tischler behandelt worden, nachdem Kopfleisch zuerst auf ihre Bedeutung hingewiesen hatte[1]; auf Grund dieser Studien kann man nun verschiedene Centren der Kultur erkennen, wo die Schnurverzierung häufiger vorkommt, und wo sie ihre Strahlen in grössere oder geringere Entfernungen, mehr oder weniger intensiv, entsendet. Als solche besonders hervortretende Gebiete führt Tischler[2]) folgende an: a) das holländisch-schweizerisch-französisch-englische, die wohl mehr zu trennen sind, b) das thüringische, c) das ostbaltische, welche, wie ja bei der grossen lokalen Verschiedenheit auf der Hand liegt, bei aller Aehnlichkeit im Grossen und Ganzen doch besondere lokale Entwickelungen gehabt haben müssen. Um nun hier weiter zu kommen, muss jedoch innerhalb eines jeden Gebietes der Formenkreis der Gefässe und Ornamente festgestellt und deren chronologische Entwickelung untersucht werden; dann kann man daran gehen, die verschiedenen Gebiete mit einander zu vergleichen. An der unteren Oder nun ist eine Reihe von Funden gemacht worden, welche von dem grossen ostbaltischen Gebiet Tischler's abzutrennen und als eine lokale Gruppe zu behandeln sind; ich meine folgende:

Podejuch bei Stettin: Becherartiges Gefäss mit Schnurverzierugg (ein aus mehreren Paralellen bestehendes, zickzackartig gebrochenes Band), darin 2 Stücke eines Geräthes aus Bernstein, ein zerbrochenes Gefäss, 5 Fragmente von Gefässen mit Schnur- und Schnittverzierung, eine Lanzenspitze von Feuerstein, ein Steinbeil; gef. in den sog. Steinkaveln (Stettiner Prov.-Mus. 883; Walther, Prähist. Funde in Pommern zwischen Oder und Rega, Nr. 203, wo auch die übrige Literatur angegeben ist).

Sinzlow, Kr. Greifenhagen, Torfbruch beim faulen Griep: schwarzer weiter Becher mit Schnittverzierung (Götze a. a. O. Taf. II, Muster 26) und mit einem griffelartigen Ansatz (Walther a. a. O. Nr. 168d; Stettiner Prov.-Mus. 1229).

Schönow bei Kasekow: topfartiges Gefäss mit horizontalen Schnurlinien und einem horizontalen Griffel (Stettiner Prov.-Mus. 988).

Marwitz, Kr. Greifenhagen, ein breites topfartiges Gefäss mit Schnittverzierung (vertikale Strichgruppen zwischen zwei horizontalen Streifen) und einem Griffel; dazu gehört ein kleines unverziertes Gefäss in Form eines ungegliederten Bechers; im Burgwall von Marwitz, in blosser Erde stehend, gefunden. (Nach gef. Mitthl. des Hrn. Conservator Stubenrauch. Stettiner Prov.-Mus. 2487—88; Pommersche Monatsblätter IV, 1890, S. 78).

Liepe, Kr. Angermünde: becher- und topfartige Gefässe mit Griffeln, z. T. ohne Ornament, z. Th. mit Schnurverzierung (horizontale Linien, Zickzackbänder). Beigaben aus Stein; Flachgräberfeld mit gestreckten Leichen ohne Steinumsetzung (Märk. Prov.-Mus.; Verhandl. der Berliner anthrop. Gesells. 1890, S. 367 ff.).

Bandelow, Kr. Prenzlau: Mittelform zwischen Becher und Topf mit 4 kleinen horizontal durchborten Ansätzen zwischen Hals und Bauch; Schnittverzierung (horizontales Zickzackband zwischen horizontalen Linien, Abschluss nach unten durch horizontale Sparrenbahn); darin lagen zwei Steinhämmer, deren einer dem Warnitzer etwas ähnelt (Märk. Prov.-Mus.).

1) Die hauptsächlichste Litteratur ist zusammengestellt bei Götze a. a. O. S. 64, Anmerkung 2—4.

2) Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit in Ostpreussen, in Schriften der phys.-ökon. Gesellsch. XXIV, S. 115.

Schönwerder, Kr. Prenzlau: breiter Becher mit Schnittverzierung (horizontales Zickzackband zwischen horizontalen Linien. Abschluss nach unten durch kurze schräge Linien); dabei ein kleiner unverzierter, ungegliederter Becher (Märk. Prov.-Mus. II, 9062—63).

Sternhagen, Kr. Prenzlau: Fragment eines breiten unverzierten Bechers mit einem zweigehörnten Griffel (Märk. Prov.-Mus. II, 9087).

Brüssow, Uckermark: breiter unverzierter Becher mit 2 Griffeln; Scherben eines zweiten Gefässes mit Tannenzweig-Ornament: Flachgrab mit zwei gestreckten Skeletten, darüber eine Lage doppelt faustgrosser Steine. (Verh. der Berl. anthrop. Gesellsch. 1890, S. 478).

Vietnitz, Kr. Königsberg i. N.: kleiner ungegliederter Becher mit horizontalen Schnurlinien: gef. unter Kohlenfragmenten mit einem grossen Steinhammer (Kgl. Mus. für Völkerk. I 4472 und II 9877).

Die charakteristischen Momente dieser keramischen Gruppe sind also folgende: Die Form der Gefässe ist die eines im Profil etwas geschweiften, sehr breiten Bechers, der sich bis zum Topf erweitert; daneben finden sich kleine ungegliederte, nach oben sich erweiternde Becher: eigentliche Henkel, sowie horizontal durchbohrte Ansätze sind nur je einmal vertreten, um so häufiger sind kleine griffelartige Ansätze oder Leistchen; die in Schnur- oder Schnitttechnik ausgeführte Verzierung besteht aus horizontalen Linien, Zickzackbändern, vertikalen Strichgruppen, Sparrenbahn und abschliessenden Fransensäumen. Demnach ist der Formenreichthum in Bezug auf Profil und Ornamentik der Gefässe ein sehr bescheidener. Die Art der Beisetzung scheint nach den allerdings ziemlich geringen Fundangaben Bestattung der gestreckten Leiche in Flachgräbern ohne Kistenbau zu sein.

Ueber die Entstehung dieser Gruppe geben einige Gefässe im Stettiner Prov. Mus. Aufschluss. Es befinden sich da nehmlich 3 Becher von so ausgesprochen Thüringer Form (Götze a. a. O. Taf. I. Fig. 12), auch stimmt die Ornamentik, die Technik, mit einem Wort der ganze Stil mit den Thüringer Gefässen so überein, dass man sie nothgedrungen als Thüringer Fabrikat ansprechen muss; ich meine folgende Stücke: Wulkow bei Stargard (Walther a. a. O. Nr. 86), Dobberphul, Kr. Greifenhagen (Walther Nr. 170) und Duchow, Kr. Randow (Stettiner Prov.-Mus. 1174). Diese drei Becher sind, wie gesagt, sicher in Thüringen gearbeitet, und zwar gehört diese Form der älteren Epoche der dortigen Schnurkeramik an, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen zu haben glaube[1]). Da ferner die oben besprochene Pommersche Gruppe der Schnurkeramik wegen des späten Warnitzer Fundes zeitlich nicht zu hoch hinaufgerückt werden darf, müssen wohl diese Thüringer Fabrikate älter sein, als die Pommersche Gruppe. Wir haben also die Erscheinung, dass Becher, welche einem frühen Abschnitt der Thüringer Schnurkeramik angehören, von da nach der unteren Oder exportirt wurden, ferner haben wir in letzterer Gegend eine Gefässgruppe constatirt, welche den späteren Epochen der Schnurkeramik angehört und sich ausserdem in der Form an die Thüringer Becher eng anlehnt. Der Schluss liegt auf der Hand: Die Pommersche Gruppe der Schnurkeramik entwickelte sich aus Bechern, welche von Thüringen importirt wurden. Bestätigt wird dieser Schluss durch den Umstand, dass sowohl die Form als auch die Ornamentik der Gefässe, welche den älteren Epochen der Pommerschen Steinzeit angehören, eine völlig andere ist, als die der eben be-

1) Götze a. a. O. S. 46 f.

sprochenen Gruppe, so dass eine Entwickelung der letzteren aus ersteren nicht möglich ist.

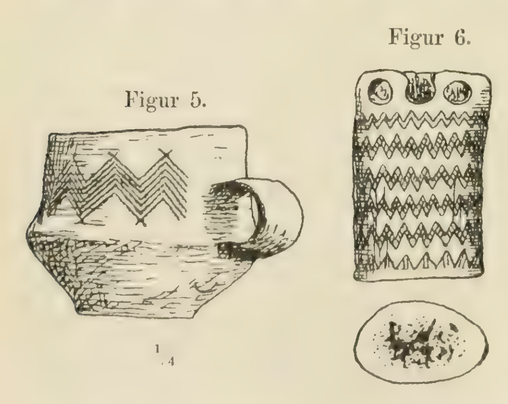
Ob nun diese 2 Thüringer Becher durch Handel oder durch Völkerbewegungen nach Pommern gekommen sind, wird schwer festzustellen sein, doch ist wohl das erstere anzunehmen, da die übrigen Formen, besonders die mit derartigen Bechern fast stets zusammen vorkommenden grossen Amphoren in Pommern fehlen. Dieser Umstand verträgt sich weniger mit einer Einwanderung, bei welcher das gesammte Inventar mitgeführt wird, als mit der Annahme eines Handels, für welchen die kleineren Becher geeignet waren, während die Grösse der Amphoren ihrer Versendung hindernd im Wege stand.

Hoffentlich giebt diese kleine Untersuchung den Anstoss dazu, dass auch die anderen lokalen Gruppen der Schnurkeramik auf ihr gegenseitiges Verhältniss untersucht werden.

4. Neue Funde vom neolithischen Gräberfelde von Tangermünde. Dieses Gräberfeld, von dessen reichen Funden sich ein Theil im Königl. Museum für Völkerkunde befindet, ist schon mehrfach Gegenstand der Erörterung in unserer Gesellschaft gewesen[1]). Auch neuerdings sind dem Kgl. Museum durch Erlass Sr. Excellenz des Herrn Cultusministers Funde aus diesem Gräberfelde überwiesen worden, über welche ich dem Bericht des Hrn. Apotheker Hartwich Folgendes entnehme:

Grab I: „Sehr zerstörtes Grab mit Bruchstücken des Schädels und einem halben Unterkiefer; ohne Beigaben."

Grab II: „Gut erhaltenes Grab[2]). Skelet 1,65 *m* lang, mit dem Obertheil etwas tiefer liegend, der Kopf zur rechten Seite geneigt, der linke Arm im Ellenbogen gekrümmt, der rechte gerade am Körper herunter liegend. Richtung der Leiche von Osten nach Westen. Oberhalb des Kopfes stand ein verziertes Gefäss (Fig. 5), 9 *cm* hoch, 9,5 *cm* oberer Durchmesser, 38 *cm* Umfang, mit breitem, für einen Finger bequem durchlässigem Henkel. Der Hals des Gefässes ist mit 7 Zickzacklinien verziert. Neben dieser Leiche lag eine zweite mit dem Kopf in der Hüftgegend der ersten, der Körper schräg nach oben, die Beine an den Leib gezogen, die Arme gekrümmt, so dass die Hände am Kopf liegen (sog. „liegender Hocker"). Auf der rechten Seite des erstgenannten Skelets lag das Skelet eines grossen Wiederkäuers. Am Schädel, der sehr zerdrückt war, fehlte jede Andeutung von Hörnern oder Geweih(?); unmittelbar hinter demselben, auf den ersten Halswirbeln, lag ein 5,5 *cm* langes, glatt abgeschnittenes und geglättetes Stück Hirschgeweih, welches reich verziert war, mit 3 Löchern am Rande, deren mittelstes ausgebrochen ist (Fig. 6). An den Hinterbeinen dieses Thierskelets lag der isolirte Schädel eines zweiten, anscheinend gleichen Thieres, und hinter demselben ein zweites Stück



Figur 5. 1/4

Figur 6.

1) 1883 S. 150 (Hollmann, Virchow), S. 369 und 437 (Virchow), 1884 S. 113 (Virchow), 1885 S. 336 (Virchow über die Technik), 1887 S. 741 (Hartwich).

2) Vergl. Anzeiger des german. National-Museums. Nürnberg 1890. S. 38.

Hirschhorn, sehr verwittert, aber nach den deutlichen Resten ebenso verziert, wie das erstere, doch zeigt es nur ein Loch. Vielleicht sind diese interessanten Stücke „Eigenthumsmarken", die man den Thieren umgehängt hatte."

Das Gefäss ist etwas roh gearbeitet, die Oberfläche ziemlich uneben: die Verzierung ist in der schon von Virchow (Verh. 1885, S. 336) besprochenen Weise hervorgebracht, dass man ein spitzes Stäbchen schräg eindrückte, dann einen kurzen Canal zog, wieder eindrückte u. s. f., wodurch ein in der Steinzeit sehr beliebtes Ornament entsteht, welches man, um es von der aus isolirten Einstichen bestehenden Stichverzierung zu unterscheiden, kurz „Stichverzierung mit Canal" nennen kann. Die Deutung Hartwich's jener eigenthümlichen Horngeräthe als „Eigenthumsmarken" ist sehr ansprechend und gewinnt noch dadurch an Interesse, dass auch das Gefäss mit ganz ähnlichen Zickzacklinien verziert ist. Man kann besonders an den reich verzierten Gefässen der jüngeren Steinzeit öfter beobachten, dass die verschiedenen Gefässe eines Grabes dieselbe Ornamentik zeigen, was man ja so erklären kann, dass die betreffenden Gegenstände eigens zur Beisetzung kurz vorher zusammen angefertigt wurden, wie man ja auch in einzelnen Fällen nachweisen kann. Allein diese Deutung würde im vorliegenden Falle nicht passen, da ja die Eigenthumsmarken von den Thieren lange vorher schon getragen wurden. Man würde also in dem Ornament das Zeichen des Besitzers, gewissermaassen ein persönliches oder Familienwappen, sehen können. Uebrigens ist es, wie mir Hr. Director Voss gütigst mittheilte, noch jetzt in einigen Gegenden der Mark gebräuchlich, dass manche Bauernfamilien ihr selbst hergestelltes Geräth mit je einem gewissen Ornament versehen, um es von dem des Nachbarn zu unterscheiden.

Figur 7. 1/4

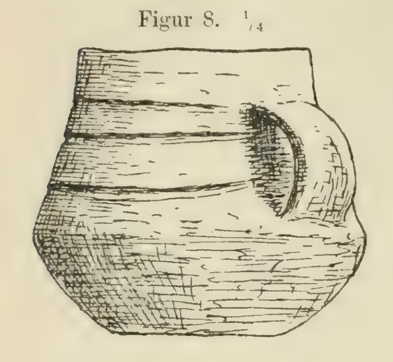
Grab V[1]): „Gut erhaltenes Grab. Das Skelet, 152 *cm* lang, von Osten nach Westen gerichtet; der Schädel nach der rechten Seite geneigt, der linke Arm am Körper gerade gestreckt; der rechte im Ellenbogen gekrümmt, hält auf der Brust ein Thongefäss (Fig. 7). Auf der linken Seite des Kopfes lagen 5 geschlagene Messerchen von Feuerstein."

Das Gefäss (14,2 *cm* hoch, 8 *cm* oberer Durchmesser, 13,9 *cm* grösste Breite) ist mit 2 Systemen paralleler Zickzacklinien verziert, welche, wie beim vorigen, in der Technik der „Stichverzierung mit Canal" ausgeführt sind, sowie mit 3 Horizontallinien aus neben einander gestellten tiefen Einkerbungen; von den beiden kleinen Henkeln aus laufen gekerbte Leisten schräg im Bogen nach unten bis zum Umbruch; an letzterem befinden sich 6 Gruppen von je 3 kleinen warzenförmigen Ansätzen. Die Form des Gefässes ist eine ziemlich seltene, jedoch in Tangermünde einheimische. Als Parallele führe ich ein im Königl. Museum befindliches Gefäss von Stargard, Kreis Saatzig in Pommern (I. 2026) an, einmal, um ungefähr die Heimath dieses in Pommern völlig isolirt stehenden Gefässes anzudeuten, dann auch, um durch dieses Beispiel zu zeigen, dass in der That Thongefässe exportirt wurden, was wegen der Zerbrechlichkeit des Materials vielfach bezweifelt wird.

1) Nr. III und IV des Hartwich'schen Berichtes beziehen sich auf Funde aus der La Tène-Zeit.

Uebrigens sei hier nur an die grossen Töpfereien von Bürgel in Thüringen erinnert, welche ihre Erzeugnisse noch jetzt auf Leiterwagen weithin exportiren.

Figur 8. 1/4



Grab VI: „war schon zerstört, es konnte nur noch ein gut erhaltener Schädel und der grösste Theil eines Topfes gerettet werden," welcher jetzt wieder ergänzt ist (Fig. 8); er ist ohne grosse Sorgfalt gearbeitet und als Verzierung nur mit drei unregelmässigen, flachen, horizontalen Furchen, sowie einem breiten Henkel versehen; der obere Rand bildet ein Oval.

Was die Zeitbestimmung des Tangermünder Gräberfeldes anlangt, so ist dieselbe schon gelegentlich der früheren Berichte von Virchow getroffen worden (Verhandl. 1883, S. 449); demnach gehört es einer Uebergangsepoche zwischen der Stein- und Bronzezeit an. Es bleibt noch übrig, einige Worte über die Einordnung des Gräberfeldes in eine grössere Culturgruppe zu sagen. Wie Virchow schon vor 9 Jahren hervorhob, gehört das Tangermünder Thongeräth einem weit verbreiteten Typus an, dessen nördlichster Zipfel gewissermaassen durch Tangermünde repräsentirt wird. In der That finden wir am Unterlaufe der Saale ein Culturcentrum mit höchst eigenthümlichen, scharf ausgeprägten Typen, welche sich von den übrigen dort heimischen Formengruppen, besonders von der Schnurkeramik, sehr deutlich unterscheiden:

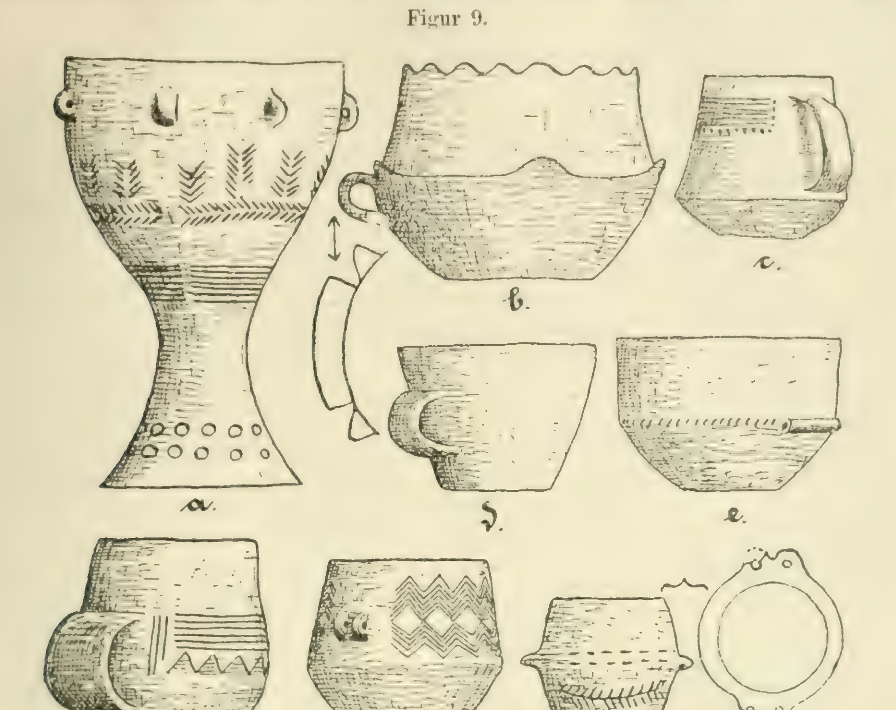
Der Bernburger Typus[1]).

Unter den Thongefässen ist hauptsächlich die Form des Topfes, der Schale und der Tasse vertreten; auch gehören hierher jene eigenthümlichen, in der Mitte stark eingezogenen, oben und unten offenen Gefässe, welche in der vorigen Sitzung von Hrn. Krause als Trommeln erklärt wurden. Da es nicht möglich ist, alle vorkommenden Varianten darzustellen, sind wenigstens die hauptsächlichsten Typen nachstehend zur Anschauung gebracht (Fig. 9 *a*, *c*, *g* von Ebendorf, Kr. Wollmirstedt, *d*, *e*, *f*, *h* von Calbe a. S., Kr. Calbe, sämmtlich im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; *b* von Halle a. S. im Provinzial-Museum zu Halle). Die Henkel bestehen theils in grossen, breiten Bändern, theils in kleinen, vertikal oder horizontal durchbohrten Ansätzen, theils in ganz dünnen Röhren, welche in horizontaler Richtung zuweilen fast das halbe Gefäss umschliessen. Besonders charakteristisch ist der an manchen Gefässen wellenförmig abschliessende Rand; ferner sind kleine warzenförmige oder hornartig nach oben gerichtete Ansätze da, wo der Hals auf dem Bauch aufsitzt, sehr häufig; letztere verlängern sich zuweilen zu grossen flügelartigen Gebilden, ähnlich manchen trojanischen Gefässen. Ueberhaupt weist gerade der Bernburger Typus, wie auch schon Virchow (Verh. 1883, S. 445) hervorgehoben, überraschend viel Aehnlichkeiten mit der

1) Die Bezeichnung einer zusammengehörigen Formengruppe durch ein Schlagwort erspart für später lange Beschreibungen: in dieser Hinsicht hat sich die in die Prähistorie eingebürgerte Bezeichnung nach Lokalitäten bis jetzt bewährt (z. B. Lausitzer Typus). Für die zu besprechende Gruppe, welche chronologisch dem Uebergang von der Stein- zur Bronzezeit angehört, habe ich obige Bezeichnung gewählt, erstens weil die Bernburger Gegend besonders reich an derartigen Funden ist, und zweitens, weil sie ungefähr die Mitte des Verbreitungsgebietes bildet.

Topfwaare aus Ilios auf, mehr als alle anderen keramischen Gruppen Nord-Deutschland's. Die Masse der Gefässe ist ein ziemlich feiner Thon, an der schön

Figur 9.



geglätteten Oberfläche meist schwarz, seltener roth oder gelblich; die Ausführung ist eine sehr saubere.

Die Ornamente sind in der Technik der Schnitt-, der Strich- und der Stichverzierung mit Canal hergestellt; in einem Falle scheint auch Schnurverzierung vorzuliegen (vergl. Photograph. Album der Berliner Ausstellung 1880, Sect. VI. Taf. 7). Unter den besonders charakteristischen Ornamentmotiven (Fig. 10 *a—q*) sind als sehr häufig zu bezeichnen: horizontale Liniengruppen (*a*), Ziekzackbänder (*d*) und eine Verbindung dieser beiden (*e*); bei dem auch sehr häufigen, aus einem zwischen Dreiecken ausgesparten Ziekzackbande bestehenden Muster (*h*) ist besonders hervorzuheben, dass die Dreiecke mit horizontalen Linien gefüllt sind, wodurch sich dieses Motiv von dem ganz ähnlichen, der Schnurkeramik angehörigen unterscheidet, welch letzteres diagonale Linien als Füllung hat. Das Muster *q* veranschaulicht, wie das Ornamentband häufig da, wo es durch den Henkel unterbrochen wird, durch verticale Linien und Punktreihen abgeschlossen wird.

Die Art der Bestattung ist eine verschiedene und in manchen Fällen höchst eigenthümliche. Im Lausehügel zwischen Derenburg und Halberstadt[1]) fanden

1) Friederich, Abbildungen von mittelalterlichen und vorchristlichen Alterthümern in den Gauen des vormaligen Bisthums Halberstadt, gesammelt von Augustin. Wernigerode 1872.

sich 3 gewölbeartige Steinbauten, welche ausser viel Asche und Kohle starke Schichten von gebrannten und ungebrannten Menschenknochen enthielten, letztere waren theils absichtlich zerschlagen. Einem solchen Massenbegräbniss entsprach auch die Menge der Thongefässe, welche übrigens bis auf 2 Ausnahmen keine Knochen enthielten. Augustin zählte allein in dem einen Gewölbe 26 Gefässe, ohne die zerbrochenen. Das spitze Hoch bei Latdorf[1]) enthielt hinter einem grossen Steinwall gleichfalls Massengräber mit gebrannten Knochen; in einer Urne lag ein Schädel in verbranntem Zeuggewebe; auch hier war die Anzahl der Thongefässe eine erstaunlich grosse. Der Stockhof, ein grosser Hügel bei Bernburg[2]), enthielt innerhalb einer mauerartigen Steinpackung zahlreiche Skeletreste, die sich fast alle in Schlaflage befanden (liegende Hocker); die Gebeine lagen zuweilen in einander gewirrt. Bei Hornsömmern[3]), Kr. Langensalza, wurden unter ebener Erde 2 an einander stossende, durch über einander geschichtete grosse Steine gebildete Gräber aufgedeckt, deren eines die Knochenreste von 3 Erwachsenen in scheinbar buntem Durcheinander enthielt, in Eisenschlacke vollständig eingehüllt, so dass „der ganze Raum eher einem Hochofen, als einer Begräbnissstätte glich." In der daran stossenden Kammer befand sich ein Massengrab mit den Resten von etwa 15, in nordöstlicher Richtung über und durch einander liegenden Skeletten, welche mit Asche untermischt und ganz davon bedeckt waren. Wie sind nun diese eigenthümlichen Grabanlagen zu erklären? Ich muss gestehen, dass ich mir auf Grund der Berichte kein festes Urtheil habe bilden können, man muss eben mit eigenen Augen sehen, in welcher Weise die Skelette verschoben, wie die Brandspuren vertheilt sind u. s. w. Jedenfalls scheint die Verbrennung keine so

Figur 10.

1) Mittheil. des Vereins für Anhalt. Geschichte und Alterthumskunde 1880, II., S. 759.
2) Ebenda. 1886, IV., S. 301 und Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. 1884, S. 578.
3) Vorgeschichtl. Alterthümer der Provinz Sachsen, IX, S. 1.

vollständige gewesen zu sein, wie beim eigentlichen Leichenbrand, denn vom Latdorfer Hügel wird von einem ganzen Schädel berichtet, der in verkohlte Zeuggewebe eingewickelt war, und in Hornsömmern finden wir ganze Skelette in calcinirtem Zustande. Als Parallele führe ich an, dass Prof. Klopfleisch ein Grab bei Nerkewitz bei Jena[1]) ausgegraben hat, welches zwar der Cultur der Schnurkeramik, aber doch ganz dem Ende derselben angehört, mithin sich den oben besprochenen Gräbern zeitlich nähert. Dort enthielt ein mit Steinplatten ausgesetztes und bedecktes Grab ein Skelet in gestreckter Lage, welches durch ein über den Deckplatten angezündetes starkes Feuer völlig calcinirt war. Klopfleisch sieht darin eine absichtliche Verbrennung der Leiche und nennt sie „Meilerverbrennung“, weil sie unter Abschluss der Luft geschah; auch im spitzen Hoch soll sie angewendet sein, doch muss man da erst den ausführlichen Bericht abwarten. So lange jedoch nicht mehr bestätigendes Material vorliegt, halte ich die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, dass die Verbrennung der Leichen gar nicht beabsichtigt war, sondern durch starke, über dem Grabe angezündete Ceremonialfeuer herbeigeführt wurde. Was die Massenhaftigkeit der Leichen in den einzelnen Gräbern anlangt, so möchte ich zur Erklärung weder eine Seuche, noch kannibalische Opfer, noch einen Vernichtungskrieg anziehen; das mehrfache Vorkommen zeigt eben, dass man es mit einem öfter ausgeübten Gebrauch zu thun hat. Die Leichen wurden wohl auf irgend eine Weise aufbewahrt, bis eine grössere Zahl sich angesammelt hatte, um dann zusammen begraben, bezw. verbrannt zu werden.

Neben diesen Massengräbern kommen vereinzelt auch andere Bestattungsformen vor. Bei Tröbsdorf a. d. Unstrut[2]) enthielt ein Erdhügel unter Steinschichten vier, von grauer Erde erfüllte, gegen 6 Fuss lange Gruben, in deren jeder ein menschliches Skelet lag; zwischen den Skeletten fanden sich noch kleinere, mit schwarzer Branderde gefüllte Gruben. Ob die beiden Steinkammern von Nietleben bei Halle[3]) und Ebendorf, Kr. Wollmirstedt[4]), Leichenbestattung, Leichenbrand oder „Meilerverbrennung“ enthielten, ist aus den Berichten nicht zu ersehen, in beiden wurde aber auch eine grosse Anzahl von Gefässen gefunden. Auch in einer Ansiedelung ist der „Bernburger Typus“ vertreten, und zwar am grossen Brucksberg bei Königsaue, Kr. Aschersleben[5]).

Wie schon erwähnt, hat die besprochene Culturgruppe ihren Mittelpunkt im Gebiete der unteren Saale. Von vereinzelten Fundstücken aus entfernteren Gegenden sei ein Grabfund von Klein-Kreutz, Westhavelland[6]), genannt, ein topfartiges Gefäss von Brandenburg a. d. Havel[7]), das oben erwähnte doppelkonische Gefäss von Stargard, Kr. Saatzig in Pommern[8]), ein grösseres Bruchstück einer jener sogen. Trommeln von Wennekath, Landkreis Lüneburg in Hannover[9]), sowie Scherben, zum Theil mit den grossen, für den Bernburger Typus specifischen Henkeln (Fig. 3 *f*), zusammen mit schnurverzierten Scherben und Steingeräthen in

1) Neue historisch-antiq. Forschungen 1875, XIV., S. 20.
2) Corresp.-Blatt d. Deutschen Anthrop. Gesellsch. 1871, S. 77.
3) Kruse, Deutsche Alterthümer, II. Bd., 2. u. 3. Heft, S. 102.
4) Erster Jahresbericht des Altmärk. Vereins für Geschichte und Industrie 1838, S. 55.
5) Berliner Verhandl. 1884, S. 360.
6) Voss und Stimming, Vorgesch. Alterthümer aus der Mark Brandenburg, Taf. 72, Fig. 1.
7) Ebenda, Fig. 2.
8) Königl. Museum f. Völkerkunde I., 2026.
9) Im Prov.-Museum Hannover, nach gef. Mittheil. von Hrn. Direktor Reimers.

Ansiedelungsplätzen bei Zalesel oberhalb Aussig, Böhmen, gefunden (Dresden, prähist. Museum im Zwinger).

Um noch mit einem Worte auf unser Tangermünder Gräberfeld zurück zu kommen, so ist ja Form und Ornamentik der Gefässe dem „Bernburger Typus" nahe verwandt, aber es lassen sich doch, wenn auch nur geringe Abweichungen erkennen, welche besonders im Thon und in der ganzen Technik bemerkbar werden; auch ist die Bestattungsform eine andere. Man hat es also wohl als einem örtlichen und vielleicht auch zeitlichem Grenzgebiete angehörig zu betrachten. —

Hr. Schwartz bemerkt, dass die zuletzt erwähnten Gefässe mit den eigenthümlichen Schnurelementen auch im Netzedistrikt vorkommen. Er habe z. B. bei Bialosliwie (Weissenhöhe), Kr. Wirsitz, auf dem sog. Galgenberge im Jahre 1878 u. A. zwei derartige ausgegraben, von denen er das eine sofort Hrn. Director Voss für das Kgl. Museum hier zur Disposition gestellt habe[1]). —

Hr. Götze erwidert, dass er nur die Hauptcentren der Schnurverzierung aufgeführt habe. —

Hr. Nehring erklärt die beigesetzten Thierskelette ohne Zerschlagung der Knochen für Rinderknochen. Jüngere halbdomesticirte Individuen von Bos primigenius seien als etwas Besonderes besonders beerdigt worden. —

(26) Unter Leitung des Hrn. Maass wird der ohnarmige und ohnbeinige Nicolai Kobelkoff aus Tobolsk vorgeführt. Die sehr sonderbare Erscheinung des jovialen und lebendigen Mannes erregt viele Theilnahme. Sein grosser Kopf und sein mächtiger Rumpf sind fast allein entwickelt. Die Beinstummel sind nur 12 *cm* lang und tragen am Ende vorragende Knöpfe, rechts einen grösseren, links einen kleineren; die linke Schultergegend ist ganz glatt, ohne allen Ansatz eines Armes, während rechts ein stumpfer Stummel stehen geblieben ist, den der Mann sehr geschickt zum Greifen benutzt. Der Zustand ist angeboren. —

(27) Eingegangene Schriften:

1. Mehring, K., Fest-Gabe zur Feier des 250jährigen Bestehens des Königlichen Fürstin-Hedwig-Gymnasiums zu Neustettin am 14. bis 16. October 1890. Neustadt, W.-Pr., 1890. Gesch. d. Verf.
2. Kloos, J. H., Jadeitbeilchen aus dem Braunschweigischen. Globus, Bd. LIX. Nr. 24. Braunschweig 1891. Gesch. d. Verf.
3. Jacob, G., Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? Leipzig 1886.
4. Ammon, O., Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie. Hamburg 1891. Nr. 3 u. 4 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
5. Annuario della R. Accademia dei Lincei 1890. Roma 1890. Gesch. d. Akad.
6. Steenstrup, J., Die Mammuthjäger-Station bei Předmost in Mähren. Wien 1890. (S.-A. aus den Mittheil. d. Anthrop. Ges. in Wien.) Gesch. d. Verf.

1) Schwartz, Materialien zur prähist. Kartogr. Posen's, 1879, S. 6.

Sitzung vom 19. März 1892.

Vorsitzender: Herr **Waldeyer**.

(1) Hr. Dr. F. Müller meldet seinen Wiedereintritt in die Gesellschaft an. —

(2) Die Direktion des Museums von Oaxaca, Mexico, zeigt den am 28. Februar daselbst erfolgten Tod des Generals Mariano Jiménez, Gouverneur des Staates Michoacan d'Ocampo, an. Der Verstorbene war Begründer und Protektor der Museen von Oaxaca und Michoacan und einer der wärmsten Mitarbeiter an der Archäologie von Mexico, insbesondere von Zapotecas und Tarasco. Sein Verlust hinterlässt eine grosse Lücke in den Reihen der Americanisten. —

(3) Die Redactions-Commission für die Zeitschrift, bestehend aus den HHrn. Bastian, Hartmann, Virchow und Voss, sowie der Redacteur für die Verhandlungen, Hr. Virchow, sind für das laufende Jahr neu bestätigt worden. — Als Redacteure für die Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde werden auch im laufenden Jahre die HHrn. Virchow und Voss wirken. —

(4) Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hat einen Fragebogen für die Erforschung des typischen Bauernhauses aufgestellt. Derselbe wird vorgelegt. —

(5) Die Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg erlässt einen Aufruf zu Beiträgen für ein in Altenburg zu errichtendes einfaches würdiges Denkmal zu Ehren von Chr. Ludw. Brehm, dessen Sohn Alfred und Schlegel (Leiden), dreier Landsleute und Ehrenmitglieder. Beiträge nimmt Commerzienrath Hugo Köhler in Altenburg entgegen. —

(6) Hr. Schweinfurth berichtet in einem Briefe aus Saati in Abessinien, vom 25. Februar, über seine

Reise in die Colonia Eritrea und dort gemachte Sammlungen.

„Bevor ich von hier nach dem Hochlande aufbreche, drängt es mich, Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben und Ihnen einiges von meinen letzten Errungenschaften auf dem Sie interessirenden Gebiete mitzutheilen.

„In Folge der zwei Cholera-Jahre und der Hungersnoth sind die von Massaua nach Abessinien führenden Wege mit Gräbern dicht besetzt, aber nicht allen diesen Unglücklichen war es vergönnt gewesen, im Schutze eines leichten Steinhaufens von den Mühen der Wanderung für immer auszuruhen. Viele verendeten

am Wege und Andere haben die Hyänen herausgeholt. Das einzige Brauchbare, was diese unglücklichen Existenzen zurückgelassen, die Schädel, habe ich mit Fleiss einsammeln lassen, und ich glaube, dass sie jetzt nachträglich doch noch ihre Mission werden erfüllen können, auferlegt vom Fatum zum Nutz und Frommen unseres Wissens."

„Ich habe bis heute 93 Schädel zusammengebracht. Mit wenigen Ausnahmen kann man sie sämmtlich als zur Rasse der Tigriner, d. h. der Bewohner der nördlichen Provinzen des eigentlichen Abessinien's (Tigre), und der drei von den Italienern occupirten Provinzen von Hamasen, Okule Kusai und Saraë gehörig betrachten, denn diese allein bildeten das elende Wanderelement auf den nach Massaua führenden Strassen, das so viele Opfer durch Hunger[1]) und Cholera erlitt. Die Bewohner des Tieflandes und der Vorhügelregion (Samhar) würden solidere Gräber schon wegen der Nähe ihrer Angehörigen gefunden haben. Die Nordabessinier oder Tigriner sind jedenfalls eine sehr gemischte Rasse und die grosse Ungleichartigkeit (beide Geschlechter sind vertreten) der Schädel hat daher nichts Ueberraschendes. So vieler Tausende ich auch auf den Strassen ansichtig geworden bin, so war ich doch stets ausser Stande, auch nur ein gemeinsames Merkmal, eine charakteristische Eigenthümlichkeit ihrer äusseren Erscheinung, ausfindig zu machen, wodurch man die Mehrzahl von den anderen, mehr national ausgeprägten Rassen dieser Gegenden, wie z. B. den hamitischen Nomadenvölkern der Habab und Beni Amer, hätte unterscheiden können. Das einzige Gemeinsame, was sie verbindet, ist eben nur die Sprache, ein Ableger des alten Geez, und, wenn man will, die Religion. Die Amharener scheinen mehr ausgeprägte Nationaltypen zu haben, — eine neuere und weniger abgelebte Völkerbildung. Die Tigriner aber kommen mir vor, wie ein verwüsteter und entarteter Wald in den Gebirgen des Orients, wo es nur noch Krüppelzeug giebt. An vielen Schädeln werden Sie wohl auch allerhand Pathologisches wahrzunehmen haben. Unter den 93 Schädeln, die ich gesammelt habe, sind auch 2 oder 3, die vielleicht Europäern (Griechen, Maltesern [?], Italienern [? ?]) angehört haben. Da es aber unwahrscheinlich ist, dass solche unbeerdigt wurden, überlasse ich die eventuelle Ausscheidung dieser Schädel lieber Ihrem Scharfblicke. Zu mehreren Schädeln habe ich die Unterkiefer beigefügt und, wie alle, in meiner bekannten Fajum-Manier cartonnirt; andere Unterkiefer sind eigens verpackt, zur Ausfindigmachung ihrer Zugehörigkeit ist dann die Nummerzahl als Auswahl dabei vermerkt. Auch sind die ausgefallenen Zähne beigegeben. Viele Schädel bedürfen noch einer ordentlichen Reinigung. Wunderbar ist das lange Erhaltenbleiben der Gehirnmassen (diese sind stets von mir entfernt worden) in einem Sande, wo (d. h. hier) Ameisen, Termiten u. dgl. fehlen.

„Ich beabsichtige nun, morgen meine eigentliche Reise nach dem Hochlande anzutreten, und zwar mit Trägern, die mich über Amba Tochan, Baresa, Mamba, Aidereso bergauf bergab nach Akrur (2500 *m*) geleiten sollen, wo ich für längere Zeit mein Standquartier aufschlage. Dort ist auch eine französische Missions-Station mit einem deutschen Pater Gerhard (Cölner); das Gebiet gehört zu Okule Kusai, dessen Ras, Batos Agos, ein treuer Vasall Italien's sein soll. Er residirt in dem nahen Sanganeiti (wo auch ein italienischer Resident wohnt), wohin ich später auch komme. Ich werde dann noch Gura, Godofelassi und einige andere Plätze des italienischen Antheils vom Hochlande besuchen. Mein Gepäck ist bereits seit

1) Im eigentlichen Abessinien soll die Hungersnoth noch fürchterlich wüthen, aber im italienischen Gebiete ist durch überall vermehrten Anbau, gute Ernten und namentlich durch schnellen Nachwuchs des Kleinviehes ein leidlicher Wohlstand angebahnt.

langen in Akrur, wo ich mich mit aller Bequemlichkeit im Zeltlager unter Anlehnung an das bereits Bestehende der Mission einrichten will.

„Ich habe mich bereits mit vielen photographischen Aufnahmen versucht, aber nur hauptsächlich Landschaften, Thiere und Pflanzen vorgenommen." —

(7) Hr. Graf Schweinitz übersendet aus Bagamoyo, 15. Januar, in einem Briefe an Hrn. Virchow

anthropologische Aufnahmen aus Deutsch-Ostafrica.

Dieselben betreffen 5 Abessinier und 6 Somal, welche zu den Soldaten der Expedition Borchert gehören. Schädel hat er nicht gesammelt, da die in einem nahen Walde liegenden Karawanenleuten von unbekannter Herkunft angehört haben. Er gedachte in 14 Tagen mit der durch ihn organisirten Karawane abmarschiren zu können, da sein Rath, den Aufbruch der Expedition bis zum Juni zu verschieben, nicht durchgedrungen ist; die Kosten der Expedition steigern sich daher in Folge der höheren Löhne und der um Tabora herrschenden Hungersnoth sehr beträchtlich. —

(8) Hr. Dr. Glogner übersendet aus Padang auf Sumatra, 10. Februar, folgenden Bericht über das Werk des Hrn. Yzerman, betreffend

Hindu-Alterthümer des mittleren Java[1]).

Bis zum 15. Jahrhundert war die Hindureligion in Java, sowie auf einzelnen anderen Inseln des malaiischen Archipels die herrschende. Aus dieser Zeit stammt eine Anzahl von Alterthümern, die von der Ausbreitung der Hindureligion, besonders auf Java, Zeugniss ablegen. In den mittleren Gegenden der Insel ist eine stattliche Reihe von Tempelbauten erhalten, welche, obwohl zum Theil von den Witterungseinflüssen und der Menschenhand beschädigt, uns einen Einblick in die religiösen Zustände jener Zeit gestatten. Viele dieser Tempel wurden bereits beschrieben: doch sind auch diese bis jetzt gelieferten Beschreibungen der Vervollständigung und Verbesserung bedürftig. — In der Einleitung theilt uns der Verfasser mit, dass er in den Jahren 1885/86 in Djokjokarta im mittleren Java an der Spitze eines archäologischen Vereins stand, der sich die Aufgabe stellte, ausser einer genauen Beschreibung der in den Ebenen von Prambanan und Soro Gedak gelegenen Alterthümer auch genaue Messungen und Zeichnungen zu liefern. Unter anderen Gegenständen wurden zwei interessante Platten gefunden. Auf der kupfernen Platte, welche, wie Dr. Brandes als sicherstehend annimmt, aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhundert stammt, findet man geschrieben: „Ferner alle Ihr Götter, die Ihr stets das Reich von Z. M. dem König von Mataram bewacht." Auf der anderen steinernen Platte wird angegeben, dass im Jahre 779 mit dem Bau eines Tempels und Klosters bei dem Dorfe Kalasan begonnen wurde. Hier ist also ein Datum angegeben, welches beweist, dass man in der letzten Hälfte des 8. Jahrhundert mit dem Bau der Tempel von Prambanan beschäftigt war. Auch der grösste Hindutempel auf Java, Boro Boedor, sowie die anderen in der Residenzschaft Kedoe gelegenen Tempel besitzen in ihrer Form eine derartige Aehnlichkeit mit denen von Prambanan, dass sie als einem Volke angehörig aufgefasst werden müssen. Der König des alten Hindureiches, Mataram, wohnte wahrscheinlich

1) Beschrijving der oudheden nabij de grens der residentier Soerakarta en Djogdokarta door J. W. Yzerman met Atlas.

auf einem Höhenzuge des südlichen Gebirges in sogenannten Kraton von Ratoe Boko, aus dessen Ruinen, einer grossen Anzahl von Bauwerken, die nicht dem Gottesdienst geweiht waren, auf den Palast eines mächtigen Herrschers geschlossen werden kann. In der Ebene von Prambanan liegen die meisten und am besten erhaltenen Monumente aus der Hinduzeit, während die südlich von der ersteren gelegene von Soro Gedah eine geringe Anzahl von Tempelruinen enthält.

Im zweiten Abschnitt sind die Hindutempel der Ebene von Prambanan beschrieben. Zuerst giebt der Verfasser eine Beschreibung des Dagob van Tjoepoe Watoe, eines Monumentes, welches aus einem 8eckigen Fusstück, einer darauf liegenden 16eckigen Platte und einem darauf stehenden, mit einem flammenartigen Schmuck versehenen Altar besteht. Dann folgen die Beschreibungen der Tempel von Kali Bening und Kali Sari. Ueber den Tempel von Kali Bening giebt ein Stein Auskunft, welcher bei dem Bau der Eisenbahn gefunden wurde. Dr. Brandes entzifferte Folgendes: „Als siebenhundert Jahre unter der Herrschaft der Çakafürsten verflossen waren, hat der Fürst, um Hulde an seinen Goeroe zu bringen, einen Taratempel erbauen lassen. Das Dorf Kalasa mit seiner Umgegend wurde der Kirche geschenkt.“ Dieser Tempel ist nach des Verfassers Erfahrung eines der schönsten Hindugebäude dieser Gegend. Er ist von einer 20eckigen Mauer umgeben. Eine Aehnlichkeit mit Boro Boedor ist nicht zu verkennen. Im Tempel selbst befinden sich keine Bilder mehr; wahrscheinlich wurden damit die Häuser und Höfe der Umgegend geschmückt. Südlich, in einer Entfernung von 130 *m*, liegen auf einem kleinen Hügel die Ueberreste einer Pendoppo (Rathsaal). Das Dach ruhte wahrscheinlich auf hölzernen Pfählen und nicht auf steineren Säulen. Vermuthlich war der Mangel an brauchbarem Gestein die Ursache hierfür. In nordöstlicher Richtung von dem Tempel von Kali Bening oder Kalasan liegt der Tempel von Sari oder Bendah. Auch hier waren Buddabilder nicht mehr zu finden, und ist er von früheren Untersuchern dieser Gebäude für das Wohnhaus eines Regenten erklärt. Es ist jedoch aus einer Aufschrift sichergestellt, dass die unteren Räumlichkeiten dem Gottesdienst geweiht waren, während die oberen als Wohnungen dienten. Eine genaue Beschreibung, sowie 4 Photographien machen den Leser mit dem Tempel bekannt, welcher in seinem Bau viel Aehnlichkeit mit dem Tempel von Plaosan besitzt.

In dem Dorfe Randoe Goenting, östlich vom Tempel von Sari, fand der Verfasser vier grosse beschädigte Buddabilder; südlich von Randoe Goenting befindet sich auf einem alleinstehenden Hügel ein Begräbnissplatz, von einer Ringmauer umgeben, zu der steinerne Treppen hinaufführen. In dem weiter östlich gelegenen Dorfe Bogem wurden vom Verfasser 3 Bilder und östlich von Bogem ein kleines Buddafrauenbild mit abgeschlagenem Kopfe gefunden; früher ist von hier eine Anzahl von Buddabildern nach der Plantage des Hrn. Lichte in Tandjong Tirto gebracht, worunter sich ein grosses Buddabild befand, welches jetzt den Garten des Residenten von Djokjokarta ziert.

Die Tempelgruppe von Loro Djonggrang oder Prambanan wurde zuerst von dem Verfasser eingehend untersucht. Frühere Archäologen, wie Baker, Valck, Brumund und Lons, geben eine viel geringere Anzahl von Tempeln an, als diejenige ist, welche der Verfasser vorfand. Er constatirte 3 Ringmauern, zwischen der 2. und 3. — von aussen nach innen gerechnet — entdeckte er die Ruinen von 3 Reihen kleiner Tempel, welche terrassenförmig angeordnet sind. Die innerste Reihe besteht aus 44, die mittlere aus 52, die äussere aus 60 kleinen, viereckigen, 2,30 *m* breiten und ebenso langen, kleinen Tempeln. Innerhalb der inneren Ringmauer erheben sich die Ruinen von 8 Tempeln von verschiedener Grösse. Die

drei grössten liegen in einer Reihe auf der Westseite der Tempelgruppe und bilden jetzt einen ungeheuren Steinhaufen, auf welchem sich 3 Spitzen erheben. Diesen gegenüber befinden sich 3 andere Tempelruinen und zwischen beiden Reihen, im Norden und im Süden, ein kleiner Tempel. Von allen ist der mittlere der zuerst erwähnten westlichen Tempelreihe der wichtigste. Der Verfasser stellte Folgendes fest. Das Fussstück ist 13 *m* hoch. Die Form und Bauart ist diejenige von Kali Bening. Vier Zimmer umgeben auch hier ein mittleres Gemach, dessen Ausgang nach Osten zu gerichtet ist. Durch Entfernung von ungefähr 500 *m* Steine wurde das mittlere Zimmer, der Ausgang und die Vorhalle freigelegt. Die Wände dieses Heiligen der Heiligen sind von oben bis unten verziert. In demselben wurden einzelne Bilder von Çiwa gefunden, darunter verschiedene Theile eines riesigen Bildes, die, an einander gefügt, einen ungefähr 3 *m* hohen, reich geschmückten Çiwa erkennen liessen. Er stand auf einem 1 *m* hohen Fussstück, welches 60 *cm* in den Tempelflur eingesunken war, auf einem Brunnen, der in der Mitte des Flures eingehauen war. In dem südlichen Zimmer befand sich ebenfalls ein Çiwabild. Im westlichen Zimmer wurde ein vierarmiges Bild von Ganeça auf einem Altar entdeckt. Im nördlichen Zimmer war der Flur 3 *m* ausgehauen, hinter dieser Oeffnung stand auf dem Rücken eines Stieres ein achtarmiges Doergabild. Mit der untersten linken Hand hält Doerga den bösen Geist an den Haaren, mit den drei anderen hält sie einen Bogen, einen Schild und eine Seemuschel, mit der untersten rechten Hand hält sie den Stier am Schwanz, mit den anderen drei Händen der rechten Seite Schwert, Pfeil und Wurfgeschoss. Sie ist geschmückt mit Ringen und Bändern, und mit grosser Kunstfertigkeit ausgeführt. — Im südlichen Tempel der westlichen Reihe ist nur ein Zimmer zu finden. In der Mitte desselben steht auf einem Brunnen ein 2,40 *m* hohes, vierköpfiges Brahmabild. Die vier Köpfe sind gut erhalten und haben ein schönes, arisches Profil. In der rechten oberen Hand hält er die Bittschnur, auf der unteren ausgebreiteten Hand liegt eine Lotusrosette, in der oberen linken Hand hält er eine blühende Lotos, in der unteren linken den Wasserkrug. Der Verfasser nennt dieses Bild, was den Reichthum des Schmuckes, die Reinheit des Gesichtsausdruckes und die Feinheit der Arbeit betrifft, das schönste des mittleren Java. Dieses Bild, sowie drei andere kleinere Brahmabilder, lagen in Stücken zerstreut, sie wurden gesammelt, an einander gefügt und so gezeichnet. Das südlichste dieser drei Bilder hat 8 Arme: fünf sind leer, die anderen drei halten eine Blumenknospe, den Stengel einer grossen Lotusknospe, und die Handhabe eines abgebrochenen Gegenstandes, wahrscheinlich eines Schwertes. Das mittlere Bild hat 4 Arme, die rechte obere hält den Dreizahn, die linke obere einen Stab, die rechte untere einen abgebrochenen Lotusknopf vor dem Körper.

Das dritte Bild hat 6 Arme, mit fünf hält Brahma Pfeil, Schild, Schwert, Bogen und Seemuschel. Die Form des südlichen Tempels ist wie die des Haupttempels, 20eckig. Der nördliche Tempel der Westseite stimmt in Bezug auf Form und Einrichtung mit dem eben beschriebenen überein. Ueber einem Brunnen in der Mitte des Tempels stand hier das wenig beschädigte, vierarmige Bild von Wischnu. In der oberen rechten Hand hält er die Wurfscheibe, in der linken oberen den Sangka, in der unteren linken den Stab, in der unteren rechten ein Dreieck. Auch hier finden sich drei kleinere Bilder. Das mittlere ist zweiarmig, mit der Rechten hält der Gott den Sangka, auf der oberen Linken sitzt ein vierarmiges Frauenbild, wahrscheinlich eine Vorstellung von Wishnu und seiner Gattin Lakshmi. Das nördlichste Bild stellt Wishnu dar, wie er als Mannlöwe (narasingha) dem Dämon Hiranyakasipoe mit seinen Nägeln den Leib aufreisst.

Das dritte Bild stellt Wishnu dar, auf einem Beine stehend, das rechte in die Höhe haltend, die linke Hand ruht auf dem Stock, die rechte hält er vor die Brust. Die drei grössten Tempel von Prambanan waren also an die Trinität Çiwa, Wishnu und Brahma geweiht, mit Çiwa, dem mächtigsten, begleitet von seinem Sohne Ganeça und seiner Frau Doerga.

Der mittlere Tempel der östlichen Reihe ist von aussen 20eckig, von innen viereckig. In der Mitte des Tempelzimmers befindet sich ein Brunnen, auf welchem ein mehr als 2 *m* langes Nandi ruht. Ausserdem befinden sich in diesem Tempel 2 Götterbilder, von denen das eine Surya, auf einem von 7 Pferden gezogenen Wagen, darstellt, während das andere Tjandra, den Mondgott, als welcher Çiwa ebenfalls dargestellt wurde, auf einem von 10 Pferden gezogenen Wagen uns zeigt. Im nördlichsten Tempel der östlichen Reihe stand einst das Çiwabild, dessen Kopf und verstümmelte Bruststücke wiedergefunden wurden.

Ueber den dritten Tempel, sowie die anderen beiden im Norden und Süden stehenden, lässt sich wenig mittheilen. Der nördlichste ist beinahe ganz verschwunden. Es wurden ferner Bruchstücke von Wand- und Dachverzierungen gefunden, auf denen Vorstellungen von Çiwa als Büsser in Basrelief zu erkennen waren.

Es folgt hierauf die Beschreibung der sechs, in den einzelnen Tempeln vorhandenen Brunnen. Im Brunnen des grossen mittleren Çiwatempels wurden verschiedene Theile von Bildern, wie Arme und Hände, Ueberreste von verbrannten Ziegen und Hühnerknochen, als Zeichen stattgehabter Thieropfer, sowie eine goldene Platte gefunden. Ferner entdeckte der Verfasser 20 runde, gebogene Münzen, auf der Innenseite gestempelt, grüne Glaskorallen, Blattgold und Silber, und endlich 12 goldene Platten. Sieben davon waren viereckig und mit unbekannten Schriftzeichen versehen. In dem Brunnen des Wishnutempels wurden die Stücke eines irdenen Topfes gefunden, auf dessen Boden sich ein kupferner Napf befand, der mit Erde vermischte Asche enthielt; ferner eine goldene Lotosblume, eine silberne in Relief gearbeitete Schildkröte und Wurfscheibe, zuletzt ein silbernes Kreuz. Der Brunnen des Brahmatempels enthielt einzelne irdene Gefässe. Im Brunnen des mittleren Tempels der östlichen Reihe wurde ein gut erhaltenes menschliches Skelet gefunden. Ob hier an ein Menschenopfer gedacht werden muss, lässt Verfasser dahingestellt. In den Brunnen der anderen Tempel wurde nichts Bemerkenswerthes entdeckt. Auch in den Tempeln der Ringmauer fehlten diese Brunnen nicht, die alle in dem Fussstück des betreffenden Tempels ausgemeisselt waren. Die Tempelgruppe von Prambanan muss als ein grosser Begräbnissplatz aufgefasst werden. Innerhalb der 3 Ringmauern unter den Bildern der Götter war der Ehrenplatz der Fürsten, in den drei Reihen zwischen der zweiten und dritten Ringmauer befanden sich die angesehenen Unterthanen.

Nördlich von den Tempeln von Prambanan liegt die Tempelgruppe von Loemboeng. Ein Haupttempel, 20eckig von aussen, viereckig von innen, wird von 16 kleineren Tempeln umgeben, deren Ausgänge nach dem Haupttempel zu liegen. Bilder wurden hier nicht gefunden. Weiter im Norden stösst man auf die Tempelgruppe von Sewoe, welche, wie der Verfasser zuerst constatirte, aus 246 Tempeln besteht. Ein Haupttempel wird von 4 Reihen kleinerer Tempel umgeben. Die Form des ersteren, der gegenwärtig einen grossen Schutthaufen vorstellt, war 20eckig; um den Tempel läuft eine Gallerie, zu der man auf 4 Treppen gelangen kann. Zwischen der 2. und 3. Reihe von Tempeln befinden sich die Grundmauern von fünf grösseren. Es wurden zwischen und in den Tempeln 32 Buddabilder gefunden.

Nicht weit von den Tempeln von Sewoe liegen nach den vier Himmelsrichtungen

die Ruinen von 4 Tempeln. Oestlich von der Tempelgruppe von Sewoe stösst man auf die Tempel von Plaosan. Die beiden nördlichen sind von dem südlichen durch ebenes Terrain geschieden. Eine doppelte Ringmauer umgiebt einen rechteckigen Innenraum, welcher durch eine Zwischenmauer in zwei gleiche Hälften getheilt ist. In der Mitte jeder Hälfte befindet sich ein Tempel von derselben Bauart, mit einem nach Westen gerichteten Zugang. Jeder Tempel besteht aus einem nördlichen, mittleren und südlichen Zimmer, welche mit einander durch 0,86 *m* weite Oeffnungen in Verbindung stehen. An der Hinterwand jedes Zimmers ist ein Altar, auf dem früher drei Buddabilder standen. Das mittlere ist überall verschwunden, während die anderen sehr beschädigt sind. In keinem einzigen Tempel wurde ein Brunnen entdeckt. Es wurden in dieser Tempelgruppe 18 Buddabilder gefunden, welche, ausser denjenigen der Tempelnischen, grosse Uebereinstimmung erkennen liessen. Ein Bein war unter das andere geschlagen, die linke und rechte Hand ruhen auf dem Knie, die linke hält den Lotusstengel. Eine reich verzierte Krone bedeckt das Haupt, um den Hals hängt eine Kette. Zwischen den Ringmauern wurden Tempelruinen und runde Terrassen gefunden. Ausserhalb der Ringmauern kreisförmige Fussstücke, welche früher Buddabilder trugen.

Es folgt hierauf die Beschreibung der Tempel von Kalongan, von denen übrigens nur wenig übrig geblieben ist. Südlich von Kalongan haben früher einzelne Tempel gestanden, deren Grundmauern noch zu erkennen sind. Auch hier wurden Buddabilder mit der charakteristischen Haltung der Beine gefunden. Alle in der Ebene von Prambanan gefundenen Alterthümer sind, mit Ausnahme von Loro Djonggrang, buddistischen Ursprunges. — Von Kalongan führt ein Fusssteg nach Süden, nach dem Ausläufer des südlichen Sandsteingebirges, auf welchem früher die Residenz der Fürsten von Mataram stand. Man gelangt erst zu 2 Grotten mit Nischen, die nach der Sage für die Fürsten bestimmt waren, wenn sie in stiller Zurückgezogenheit über eine wichtige Angelegenheit nachdenken wollten. Oben auf dem höchsten Gipfel liegen die Ruinen des Palastes und die Wohnungen der Höflinge. Vom ersteren ist nur die Grundmauer und ein Theil der Ringmauern zu sehen. Diese Mauer ist von Norden nach Süden 54 Schritte und von Osten nach Westen 45 Schritte lang. Im östlichen Theil der fürstlichen Wohnstätte wurde das Bild eines Mannes und einer Frau gefunden, welche sich umfasst hielten. Durch Mackenzie wurden früher Stücke eines Steines entdeckt, welche mit Nagari-Schrift beschrieben waren; hieraus wurde mit Sicherheit erkannt, dass der Fürst von Mataram und die Baumeister Buddisten waren. —

Die Ebene von Soro Gedoek besitzt die Form eines Halbkreises und wird von dem südlichen Sandsteingebirge auf der einen Seite und dem Opakflusse von der anderen begrenzt. Andeutungen eines Tempels befinden sich in Ngaglik. Ueberreste einer Pendoppo in Batoe Goedik. Im Norden dieses Pendoppo wurde eine Tempelruine mit einem Buddabilde gefunden. Die Gegenwart dieses letzteren lässt vermuthen, dass die Tempel dieser Gegend buddistischen Ursprunges waren. 400 *m* östlich von Batoe Goedik liegen die Tempelruinen von Djoboan. Aus diesen Tempeln hat Hr. Lichte ein ausgegrabenes Çiwabild und zwei Ganeçabilder nach seinem Landgute Tandjong Tirto bringen lassen. An der Nordseite des einen Tempels fand Verfasser ein Çiwabild, Hände und Kopf fehlten. Früher waren vier prachtvoll gearbeitete Löwen zu sehen; jetzt sind alle Bauschönheiten verschwunden und nur einige zerstreut liegende oder hervorragende Steine bilden die traurigen Ueberreste dieser Tempel, die zweifelsohne Çiwa geweiht waren. Oestlich sind die spärlichen Ueberreste von Tindjong zu finden. Südöstlich hiervon

befindet sich das Çiwaplateau. Auf diesem steht ein grosses, zweiarmiges Çiwabild, mit Kinn und Schnurrbart, hinter diesem befinden sich Frauenbilder, 12 an der Zahl, die Beine vor dem Oberkörper über einander geschlagen, meist geschmückt als Buddiçaktis; vor Çiwa steht eine Anzahl männlicher Bilder, worunter sich ein vierarmiges befindet. Diese Bildergruppe zeigt die Zusammenschmelzung des Çiwaismus und Buddismus. Südlich von dem eben erwähnten Çiwabilde steht ein 3 *m* hohes Ganeçabild, die Füsse liegen unter dem Oberkörper über einander, der Kopf fehlt.

Die Tempel von Sawoek, Krapjak, Nogosari sind beinahe ganz vom Erdboden verschwunden. In dem Tempel von Krapjak wurde früher ein grosses und kleines Stierbild, ferner ein achtarmiges Doergabild gefunden. Auf der anderen Seite des Opakflusses, gegenüber Tandjong Tirto, lag der Tempel von Grimbioengan, jetzt spurlos verschwunden; einige Bilder stehen noch in der Nähe, darunter ein Krieger, knieend, in der linken Hand den Schild, in der erhobenen Rechten das kurze Schwert. Der südlichste in der Ebene von Soro Gedoek gelegene Hindutempel ist der von Abang; ein Schutthaufen zeigt auf einem Hügel die letzten Ueberreste dieses Tempels. Besteigt man den Hügel von Süden, so trifft man auf 3 Nischen. Die südlichste ist viereckig; auf der Hinterwand war man beschäftigt mit dem Ausmeisseln einer Figur, sitzend, vierarmig. In der zweiten Nische wird die Hinterwand von einem Basrelief gebildet, in dessen Mitte ein sitzendes Buddabild sich befindet. Rechts und links stehen zwei kleinere Figuren. In der dritten wurden zwei stehende Buddabilder gefunden. Der Tempel von Abang war ohne Zweifel, ebenso wie der von Ngaglik, dem Budda geweiht. —

Dem Werke, in dem sich ausser den vier erwähnten Photographien von Sari noch acht andere von Buddabildern befinden, ist ein Atlas mit 31 Karten beigegeben. Wenn dasselbe zweifellos durch eine Vervollständigung und Berichtigung der bereits vorhandenen Beschreibungen der Hindu-Alterthümer auf Java sehr werthvoll genannt werden muss, so liegt seine hervorragende Bedeutung zum vorwiegenden Theile in den genauen und kunstvollen Zeichnungen der Tempel und ihrer Götterbilder, welche der Atlas enthält und die unser Interesse und Verständniss für die beschriebenen Alterthümer in einer Weise erhöhen, wie es ein ähnliches Werk ohne dieselben niemals im Stande sein dürfte. —

(9) Hr. Paul Magnus übersendet folgende Mittheilung über die

Verbreitung des Gebrauches des Knollenpilzes (Pachyma Fr.) bei wilden Völkerschaften.

In den wärmeren bis tropischen Ländern werden häufig grosse unterirdische Pilzknollen gefunden, die die Grösse eines Kindskopfes und oft noch darüber erreichen, und durchweg aus einer gleichen, weissen, festen Pilzsubstanz bestehen. Nur ganz vereinzelt sind ähnliche Bildungen in Süd-Europa gesammelt worden; so berichtet G. Otth in den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern 1865, S. 170, dass Holzhauer im Forstwalde bei Bern eine solche Pilzknolle gefunden haben, und Prillieux theilt im Bulletin de la société botanique de France 1889, p. 433 mit, dass eine in Süd-Frankreich gefunden wurde. Mit Ausnahme dieser beiden vereinzelten Beobachtungen ist mir das Auftreten dieser grossen Pilzknollen nur aus den wärmeren Ländern bekannt, wo sie ziemlich allgemein verbreitet sind. Die Knollen haben eine sehr unregelmässige Gestalt; sie bestehen, wie gesagt, aus einer dichten, weissen, festen Pilzmasse, die oft ver-

rottete Holz- und Rindentheilchen einschliesst und von einer sehr dünnen, bräunlichen, unebenen Rinde nach aussen umgeben ist.

Sehr bekannt ist ihr Auftreten im wärmeren Nord-America, wo sie von New-Jersey und Nord-Carolina bis zum Golf von Mexico verbreitet sind. Sie gehen dort unter dem Namen Tuckahoe (Tuckahoo, Tuckahve) und werden von den Indianern gegessen und deshalb auch Indian Bread oder Indian Loaf genannt. Wohl zuerst hat sie Gronovius in seiner Flora virginica P. II. 1743, S. 205 als Lycoperdon solidum beschrieben. Weit verbreitet ist ihr Auftreten im alten Continent. Die erste und vielleicht heute noch ausführlichste Nachricht darüber giebt G. E. Rumphius in seinem berühmten Herbarium amboinense. Rumphius (G. E. Rumpf) war 1627 in Hanau geboren. Er verbrachte den grössten Theil seines Lebens als holländischer Consul in Amboina, bildete 715 dortige Pflanzen ab, beschrieb sie eingehend und gab die sorgfältig gesammelten einheimischen Benennungen, sowie ihren Gebrauch und Nutzen an. Rumphius starb 1706. Seine Abbildungen, Beschreibungen und Notizen wurden nach seinem Tode von Joh. Burman herausgegeben, und erschienen 1741—1755. Im Theil VI, S. 120 berichtet er über den Knollenpilz. Er nennt ihn Tuber regium, holl. De koninglyke Bol. Er beschreibt ihn eingehend und giebt an, dass er von den Eingeborenen noch als Knolle in Stücke zerkleinert und mit gekochtem Reis gemischt, gegessen wird, und meint, dass er am besten mit Sagomehl gemischt, zu einer Art Brod geformt, genossen werde. Er werde hauptsächlich als Heilmittel genommen, besonders gegen Durchfälle; auch werde er äusserlich gegen Hautgeschwüre angewandt. Seine Wirkung mag auf seinem reichen Gehalte an Pectose beruhen. Auch berichtet Rumphius, dass nach starkem Regen und folgendem sonnigem Wetter oder bei Gewitterluft Boletus — unter diesem Namen wurde damals jeder Hutpilz verstanden — herauswachse in einem oder mehreren Exemplaren. Dieser Boletus ist ein Blätterschwamm, den man heute Lentinus tuber regium Fr. nennt, und die Pilzknolle, von der wir ausgingen, ist das Sclerotium desselben. Rumphius beschreibt eingehend den Boletus und bildet a. a. O. auf Taf. 57, Fig. 4 einen Knollen mit den hervorgesprossten Boleten ab. Er giebt an, dass der Pilz Anfangs weich und fleischig ist und so wie andere Boleten gegessen werden kann, aber er meint, dass diese Speise hart sei und es daher nicht der Mühe lohne, ihn zu suchen. Nachdem die Pilze ausgewachsen sind, geht der Knollen bald ein.

Was uns aber hier besonders interessirt, sind die Angaben von Rumphius, dass der Knollenpilz auf allen Inseln des malaiischen Archipels den Eingeborenen wohl bekannt ist und von ihnen mit eigenen Namen benannt wird. So wird er von den Malaien Uby radja (Fürstenknolle) oder Utta puti (weiss) genannt; in Amboina Ulatbatu (Stein), Utta batu u. s. w., Utta puti (quum ejus infundibulum sit edule); in Hitoe Tabalale (h. e. sine corde); auf den Uljasserischen Inseln Uru piekal; in Ternate Cahamaisso (h. e. terrae receptaculum s. terrae tubera); auf Java Djancoe bongkang [h. e. Serpentum fimus, quum Javani credunt, ortum ducere ab ingentibus serpentibus (Boa)]. Er macht specielle Angaben, dass sie auf diesen Inseln unter dem Grase Hoelong und an den Wurzeln hoher Bäume, immer in schwarzem und fettem Boden, auftreten.

Ferner erwähnt Rumphius einen sehr ähnlichen Knollenpilz aus China, den die Chinesen „Hoelen" nennen, und der an den Wurzeln alter Kiefern, welche bei ihnen Tsjinckpe heissen, in sandigem Boden wuchert und auch als Heilmittel angewandt wird. Schröter spricht in seinen, in Gemeinschaft mit F. Cohn angestellten Untersuchungen über Pachyma und Mylitta (Abhandlungen des Naturwissenschaftl. Vereins in Hamburg, Bd. XI. Heft II, S. 5) die Ueberzeugung aus, dass es der-

selbe Knollenpilz ist, der jetzt als Füh-ling, Pe-fo-linn, Puntsaon von den Chinesen bezeichnet wird und als solcher in den Droguenhandel kommt.

Diesen Angaben von Rumphius schliessen sich die Angaben neuerer Reisenden an, auf die mich zum Theil Hr. Dr. Warburg freundlichst aufmerksam gemacht hat. So sagt Hockson in seinem Werke „A Naturalist in North Celebes (London 1889)“ p. 196: The Sangir Islanders use also the mushroom Pachyma tuber regium as a remedy for diarrhoea, fever and other complaints. H. B. Guppy berichtet 1889 sein Auftreten auf den Salomons-Inseln (The Salomon-Islands and their natives. London 1887, p. 306); er sagt, dass die Knollen von den Eingeborenen für giftig gehalten würden und von ihnen den Namen „testes diaboli“ erhalten hätten.

Am interessantesten ist, was Ridley neuerdings im Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society, No. 22 (December 1890) darüber berichtet. Er sagt, dass er solche Pilzknollen in Peckan erhalten habe, die von den Malayen „Susu Riman“ genannt wurden, was in der Uebersetzung coagulirte Tigermilch bedeute. Sie gelten als werthvolle Medicin gegen Asthma und andere Herzkrankheiten und werden zu hohen Preisen in den Bazaren verkauft. Auch erhielt er sie von Singapore und von Pahang.

Als die HHrn. P. und F. Sarasin die Wedda's im Osten der Insel Ceylon besuchten, lernten sie darin einen Volksstamm der allerniedersten und ursprünglichsten Cultur kennen. Die Wedda's, die sie sich durch Geschenke befreundeten, brachten ihnen einige Speisen, die sie zu geniessen pflegten. Darunter waren 2 frische Hüte, in denen ich den Lentinus tuber regium erkannte, denselben Hutpilz, der aus diesen Knollen herauswächst. Obgleich er keinen angenehmen Geschmack hat, ist also dieser Hutpilz diesem niederen Volke ein, wie es scheint, wichtiges Nahrungsmittel.

Auch aus Africa, wo sein Auftreten schon lange bekannt war, wird neuerdings einiges über seinen Gebrauch von Seiten der Eingeborenen bekannt. So theilen F. Cohn und Schröter in der citirten Arbeit mit, dass solche Pilzknollen aus Kamerun bei uns eingeführt werden, die als „Jalappo“ bezeichnet wurden und nach Mittheilungen aus der Wörmann'schen Factorei zu Kamerun an mehreren Punkten in grossen Mengen gefunden und von den Eingeborenen als Nahrungsmittel verwendet werden. Auch berichtet Hr. Dinklage aus Gr.-Batanga an Prof. Sadebeck, wie von Schröter a. a. O. S. 12 in der Anmerkung mitgetheilt wird: „Ich bin endlich in den Besitz des Sclerotium von Agar. Woermanni gelangt; meine Arbeiter finden sie nicht selten beim Reinigen des Waldbodens. Ich habe ein Exemplar von 6 *kg*. Die Eingeborenen nennen diese aussen schmutzig-braunen, innen rein weissen Knollen „Njumu“. Sie kauen dieselben theils roh, namentlich bei Brustschmerzen, theils dienen sie ihnen, gleich den eigentlichen Pilzen, die weiss sind, als Nahrungsmittel.“

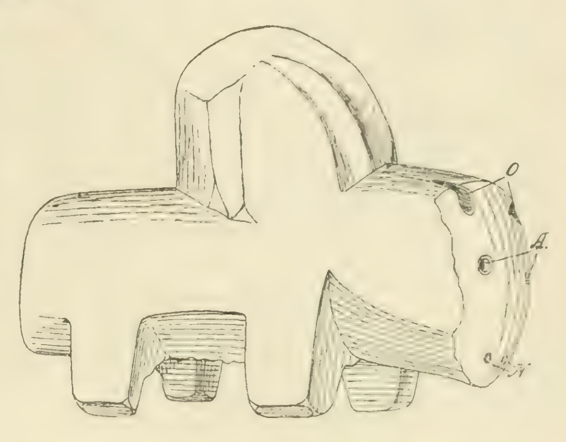
Ich habe in meiner bisherigen Zusammenstellung die Frage, ob sie einer oder mehreren nahe verwandten Arten angehören, absichtlich weggelassen, weil diese Frage kein ethnologisches, sondern nur botanisches Interesse bietet. Ich will nur erwähnen, dass Schröter mehrere nahe verwandte Lentinus-Arten unterscheidet, die sämmtlich solche grossen Pilzknollen bilden, von denen einer der von Dinklage erwähnte Agaricus (Lentinus) Woermanni Cohn et Schroet. ist.

Auch aus Madagascar sind solche Pilzknollen vielfach bekannt geworden. So hat der bekannte Africa-Reisende J. M. Hildebrandt zahlreiche Knollen von dort mitgebracht, die von Schröter für vollkommen gleich dem Pachyma Woermanni Cohn et Schroet. aus Kamerun erklärt wurden. Auch erhielt Schröter ein solches Pachyma — mit diesem Namen bezeichnete El. Fries früher als selbst-

ständige Pilzgattung diese Pilzknollen — aus Madagascar, aus dem ein Lentinus, der dem Rumphius'schen Lentinus tuber regium jedenfalls sehr nahe steht, hervorgesprosst war. Doch kommt auch auf Madagascar ein ganz ähnlicher Pilzknollen vor, aus dem ein anderer Hutpilz, Polyporus sacer Fr., hervorsprosst (vgl. Ed. Fischer: Pachyma Cocos und ähnliche sclerotienartige Bildungen in Hedwigia 1891, S. 61—103).

Es war mir nun äusserst interessant, unter den von Hrn. Johannes Braun 1891 aus dem Inneren von Madagascar heimgebrachten Pilzen, die das hiesige Botanische Museum erworben hat, einen Fetisch zu finden, der aus diesen Pilzknollen — Pachyma — geschnitten ist.

Hr. Joh. Braun schrieb darüber: „Eine sehr interessante Acquisition ist ein Fetisch, aus einem Pilze geschnitten und gleich diesem „Olotaffa“ genannt. Er wird im Innern des Landes, auf den auf Bergen gelegenen Reisfeldern, auf einen Stock gesteckt und soll Ratten und Stürme verscheuchen! Er hat die abenteuerlich nachgebildete Gestalt eines Madagascar-Büffels; er ist ca. 15 *cm* lang, 7—8 *cm* dick und 12 *cm* hoch.“



Der Fetisch hat die roh nachgebildete Gestalt eines Zebu oder Buckelochsen. An der vorderen Fläche des den Kopf darstellenden vorderen Vorsprungs entsprechen zwei längliche Spalten, die von der oberen Kante nach der Rückenfläche hinüberziehen, die Ohren (s. Fig. bei *O*); zwei runde Löcher, etwas über der Mitte der Vorderfläche gelegen, die um ¼ der gesammten Breite etwa vom seitlichen Rande abstehen, sollen die Augen darstellen (s. Fig. bei *A*); und zwei kleinere und flachere, runde Löcher, die dem unteren Rande und der Mittellinie nahe liegen, sollen die Nasenlöcher wiedergeben (s. Fig. bei *N*). Die Beine sind sehr niedrig, wohl wegen der zu längeren Beinen nicht ausreichenden Grösse des Pilzknollens; sie sind nur 2 *cm* hoch, während der Körper 4 *cm* und der nach hinten etwas übergebogene Buckel 6,5 *cm* hoch ist.

Während bei vielen Fetischen entweder nur der Substanz, wie z. B. bei den Steinen auf den Südsee-Inseln, von denen Finsch berichtet hat, oder der dargestellten Form, wie bei den meisten Fetischen, die schützende Wirkung von den Eingeborenen zuertheilt wird, sind bei diesem Fetisch offenbar die Substanz und die Form von Bedeutung für den behaupteten günstigen Einfluss. Die heilende Wirkung, die, wie wir gesehen haben, von sehr vielen wilden Völkern den Pilzknollen zugeschrieben wird, sowie die Wichtigkeit des Zebu für die Ackerbau treibenden Eingeborenen bestimmten Substanz und Gestalt des den Schutz ausüben sollenden Fetischs. —

(10) Hr. C. Hartwich in Braunschweig übersendet in einem Briefe an Hrn. R. Virchow unter dem 2. März, mit Beziehung auf die Mittheilungen in den Verhandlungen 1891, S. 81, 486 und 670, folgende

geschichtliche Notizen über die zum Bogenspannen dienenden Daumenringe.

1. Petri Bellonii Cenomani etc. observationes Carolus Clusius Atrebas e Gallicis Latinas faciebat, et denuo recensebat. Antverpiae ex officina Plantiniana 1605.

Liber II, cap. 89. Bellonius beschreibt und bildet ab einen arabischen Bogenschützen, den er in Nazareth gesehen hat: „. . . Eorum (sc. Arabum) arcus et pharetrae a Turcicis differunt, et Graecis similiores sunt: nam Turcici Asiatici breves, affabre facti, incurvi et valde tensi sunt: Cretenses, sive qui in Sphagia adjunctis hirci feri cornibus, sive qui in Candia urbe additis bubali cornibus conficiuntur, Turcicis majores sunt, crassioresque et longiores sagittas requirunt: sic etiam Arabum arcus Turcicis cum sint majores, longioribus sagittis opus habent, cum illorum breves sint. Tartarorum et Wallachorum arcus illos adhuc superant latitudine et longitudine: molles tamen sunt. Turcae, Cretes, Arabes, Tartarique arcubus glutine paratis utentes neque cornu brachiali, neque chirotheca opus habent, quemadmodum Angli, Brasiliani, aliive qui ligneo arcu utuntur: sed annulus eboreus, corneus, aut buxeus, eorum vicem supplet (auctoritate pollentes aureum gestant, vel argenteum, splendidis lapillis exornatum) non recenti inventione, sed antiquissima: nam veteres medici Graeci, atque ipse Galenus, ejus gutturis partis, quae Latinis Larynx, Gallis La luette dicitur, formam exprimere cupientes, parem illam faciunt annulo quem Thraces sagittas excutere volentes pollici induunt: atque adeo annulus quem Turcae in pollice gestare solent, dum jaculantur, laryngi omnino similis est."

Die Reise des Petrus Bellonius (Pierre Belon) hat wohl etwa zwischen 1540—1550 stattgefunden. Sein Werk erschien zuerst 1553 in Paris.

2. Leonharti Rauwolfen, der Artzney Doctorn, und beſtelten Medici zu Augſburg . . . beſchreibung der Raiß, ſo er . . . in die Morgenländer volbracht. 1583.

S. 99. Verfasser beschreibt den Bazar zu Halepo: „. . . . . Darzu tragen die Bogenschützen und andere vilmehr Türcken, ſtets an irem rechten Daumen Ring, wie bey uns die Kauffleut ihre Pitſchier Ring, dermit ſie die ſayten, wanns ſchieſſen wöllen, anziehen: ſolche ſeind auß holtz, hörnern, etwan auch Silber, unnd thails mit köſtlichen ſtainlein verſetzt, gemachet: die haben mit der hohen krospel, ſo ſich im Schlund, und in der keelen erzaiget, faſt gleiche form, wie die in Büchern bei den Anatomicis abgeriſſen, zufinden."

Rauwolf reiste 1573—1576 im Orient. —

(11) Hr. Dr. Krause, Oberlehrer zu Gleiwitz, übersendet unter dem 7. März folgende Bemerkungen über

die grosse Kriegervase aus Mykenae.

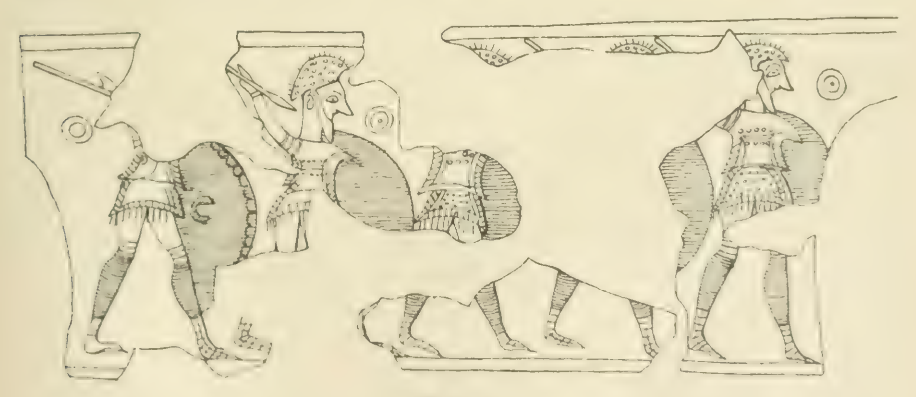
Bei den Ausgrabungen in Mykenae ist ein Gefäss gefunden worden, welches die Form einer mächtigen Amphora hat und mit Darstellungen aus dem Kriegsleben geschmückt ist. Da unter den in Mykenae gefundenen Vasen diese Amphora das einzige Gefäss ist, auf welchem sich Menschen dargestellt finden, so nimmt dieselbe ein um so höheres Interesse für sich in Anspruch, als sie in dieser Beziehung einzig für sich allein dasteht. Schuchhardt, S. 316 erklärt dieses Gefäss für das wichtigste nicht blos in Mykenae, sondern überhaupt in der ganzen mykenischen Vasengattung.

Um den Bauch der Amphora zieht sich ein breiter Figurenstreifen, welcher auf der einen Seite sechs ausziehende Krieger zeigt, denen eine Frau nachblickt. Die Frau hinter den Kriegern erhebt ihre Hand zum Kopfe, klagend über den Abschied der zum Kampfe Ausziehenden. Sicherlich ist die Erklärung und Beschreibung dieser Gruppe, wie Schuchhardt sie im Einzelnen giebt, richtig, weshalb wir dieselbe an dieser Stelle nicht wiederholen wollen. Nur bei der Beschreibung des Helmes weiche ich in einem Punkte von Schuchhardt ab. Nicht sind es zwei Hörner, welche vorn am Helme vorstehen, denn hierzu sind sie zu klein, sondern zwei Eberzähne, welche öfter als Helmschmuck verwendet wurden. So trug z. B. Odysseus (Ilias 10, 263) einen Helm, welcher mit vielen Eberzähnen geschmückt war.



Figur 1.

Die zweite Gruppe dieses Figurengürtels, welche leider stark zerstört ist, lässt fünf Figuren erkennen, welche bisher noch nicht ihre richtige Deutung gefunden haben.



Figur 2.

Schuchhardt (S. 317) sieht in dieser Gruppe die Darstellung eines Kampfes, und zwar vermuthet er, dass hier die Feinde der dort Ausziehenden dargestellt sind. Aber die völlig gleiche Kleidung dieser fünf Krieger legt uns den Gedanken nahe, dass wir vielmehr dieselben Männer vor uns haben, welche in der ersten Gruppe mit Helm und Lanze ihren Auszug halten. Sie sind mit einer Waffenübung beschäftigt und zwar mit einer Schiessübung, wobei der Wurfspeer zur

Verwendung kommt, welcher ungefähr 1 *m* lang ist, während die Lanze der anderen Kriegergruppe etwa 2 *m* Länge hat. Die Schiessscheibe, welche das Ziel des Wurfes bildet, zeigt zwei concentrische Kreise mit einem Mittelpunkte, und zwar hat jeder der Schützen eine solche Scheibe als Ziel vor Augen. Die Schiessscheiben, deren wir drei sehen, sind ein wesentlicher Theil der Darstellung und keineswegs, wie Schuchhardt annimmt (S. 318), bloss Kreise, welche zur Raumfüllung angebracht sind. Der Kopf dieser Krieger, welche bei der Schiessübung beschäftigt sind, ist mit einer Mütze aus Thierfell bedeckt: mit der Rechten schwingen sie den Wurfspeer, mit der Linken halten sie einen grossen Schild, wie es das kriegsmässige Schiessen erfordert. An dem einen der Schilde ist insbesondere noch die Handhabe zu erkennen. Somit sind beide Figurengruppen jetzt erklärt. Der mykenische Künstler hat auf dem Figurengürtel der Amphora einerseits die Vorübungen der Krieger für den Kriegsfall, anderseits den Ausmarsch derselben zum Kriege darstellen wollen.

Wenn wir erwägen, dass Agamemnon, der König von Mykenae, zur Zeit des trojanischen Krieges der angesehenste und mächtigste der griechischen Fürsten war, so wird das Bild der Truppen, welche der mykenische Künstler darstellt, uns unwillkürlich die Erinnerung an jene Zeiten zurückrufen, in welchen die Krieger von Mykenae auszogen, um mit ihrem Könige Troja zu erobern. —

Hr. Olshausen: Jene gekrümmten Hervorragungen an den Helmen habe ich schon 1888 als Eberhauer gedeutet (diese Verhandlungen S. 447—48). —

(12) Hr. A. Voss legt im Auftrage des Hrn. Unterrichtsministers zur Kenntnissnahme vor:

1. Mertins: Die hauptsächlichen prähistorischen Denkmäler Schlesiens,
2. Die Pflegschafts-Ordnung für das Museum schlesischer Alterthümer zu Breslau. —

(13) Hr. Cornelius Gurlitt spricht zur Geschichte des Deutschen Hauses.

(Die Veröffentlichung wird für eine spätere Zeit vorbehalten.)

An der Diskussion betheiligt sich Hr. R. Virchow. —

(14) Hr. Waldeyer legt drei Modelle zur Darstellung der Topographie des Gehirns vor, welche nach Präparaten D. J. Cunningham's in Dublin von dem dortigen Modelleur Casciani gefertigt worden sind, giebt dazu die erforderlichen Erläuterungen und weist auf das anthropologische Interesse derselben hin. —

(15) Herr F. v. Luschan spricht über

ein angebliches Zeusbild aus Ilion und über die Entwicklung des griechischen Kohlenbeckens.

Auf S. 463 dieser Verhandlungen vom Jahre 1891 behandelt Herr Dr. Krause-Gleiwitz ein in Troja gefundenes Bruchstück aus Thon mit der Darstellung eines männlichen Kopfes und meint, es läge hier „zweifellos“ ein Bild des trojanischen Zeus vor. Herr Krause erwähnt zwar, dass dieses Bruchstück aus der siebenten Stadt stammt und in einer Tiefe von 3 Fuss aufgefunden wurde, aber er verknüpft

es doch mit dem Altar des Zeus, an dem Priamos erschlagen worden sei. und meint, dass die Trojaner diesen Gott ebenso bildlich dargestellt haben dürften, „wie dies mit Pallas Athene geschah". Eine solche Darstellung des trojanischen Zeus sei zwar bisher nirgends erkannt worden, sie sei aber thatsächlich auf dem von Schliemann in Ilios, S. 688 unter Nr. 1452 abgebildetem Bruchstücke gegeben.

Ein harmloser Leser könnte nun leicht glauben, dass Herr Krause dieses von ihm auch wirklich als „archaisch" bezeichnete Stück mit der homerischen Zeit Troja's in Zusammenhang bringen möchte; — das aber wäre eine Auslegung, gegen die er (und auch unsere Zeitschrift) mit allem Nachdruck in Schutz genommen zu werden verdient.

Thatsächlich handelt es sich hier nehmlich nur um einen jener sehr häufigen Kohlenbeckenhenkel aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, wie deren nicht weniger als 905 Stücke kürzlich von A. Conze[1]) beschrieben worden sind.

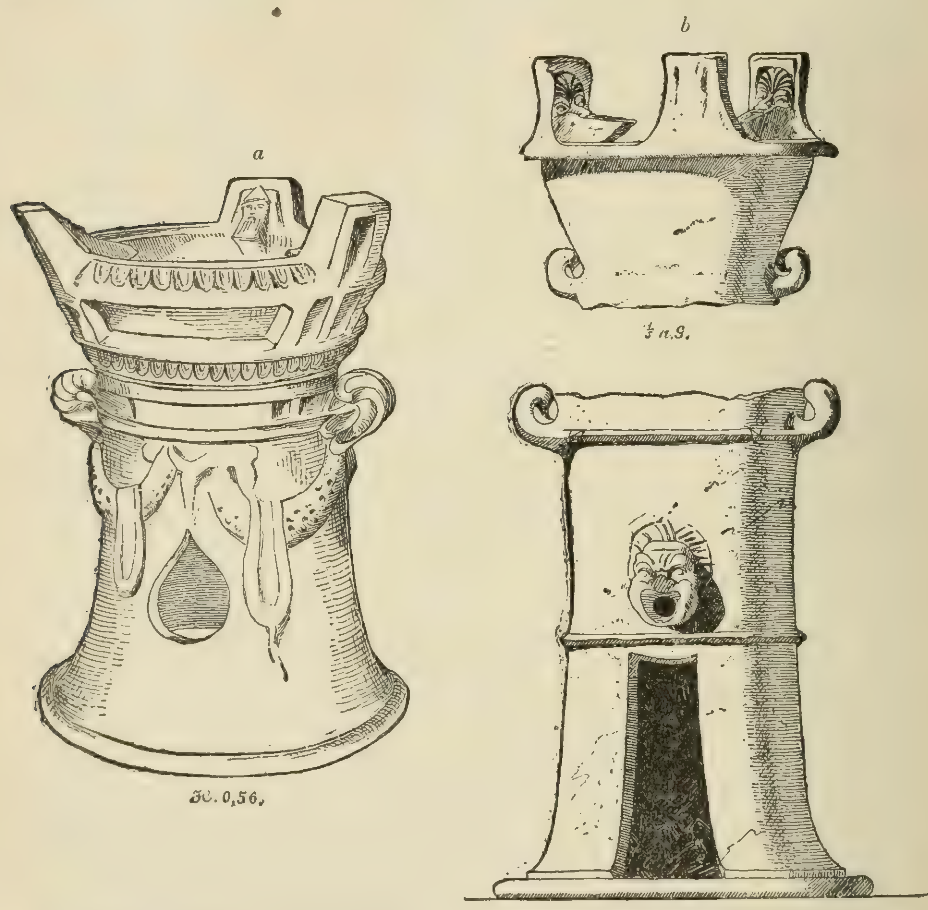
Dank der ausserordentlich strammen und im höchsten Grade nachahmenswerthen Organisation des Kaiserlich Deutschen archäologischen Institutes, die schon so viele schöne Früchte gezeitigt hat, sind die Deutschen Archäologen gegenwärtig in der Lage, auch in Fragen von untergeordneter Wichtigkeit, mit verhältnissmässig geringer Mühe jederzeit das ganze überhaupt vorhandene Material übersehen zu können. So hat uns auch A. Conze mit einer übersichtlichen Bearbeitung jener spätgriechischen Henkel erfreut, die vorher immer nur vereinzelt erwähnt, beschrieben und abgebildet waren und daher vielfach missdeutet worden sind. Mit Conze kennen wir jetzt 119 solcher Stücke mit einem Kopfe mit spitzer Mütze und langem Barte, davon 4 auch mit dem Namen des Verfertigers (Hekataios) im Genetiv und 7 mit Blitzbündeln als Nebenzeichen. Andere 185 solcher Stücke haben einen Silenus-Kopf, die grosse Mehrheit aber zeigt einen gewöhnlichen Kopf mit gesträubtem Haar; einige wenige Stücke tragen wirkliche Theatermasken, einzelne auch Thierköpfe oder auch nur Rosetten und anderen Zierrath. Sie stammen meist aus Athen und den griechischen Inseln, aus Kleinasien (vier Stücke aus Troja), aus Syrien, Aegypten, Italien mit Sicilien und aus Karthago. Die grossen Gefässe, zu denen diese derben Bruchstücke gehören, sind verhältnissmässig selten ganz auf uns gekommen, doch liegt ausreichendes Material vor, um ihre gewöhnliche Form und die geringen Abweichungen von derselben klar erkennen zu lassen. Der besonderen Güte des Hrn. A. Conze verdanke ich die Erlaubniss, einige seiner Zinke hier abdrucken zu dürfen. Fig. *a* ist ein ganzes Gefäss dieser Art aus dem Museum Fol in Genf; *b* sind zwei sich in sehr erfreulicher Weise ergänzende Bruchstücke aus Athen, *c* endlich zeigt einen schematischen senkrechten Durchschnitt durch ein vollständiges Gefäss.

Ueber die Verwendung dieses Geräthes ist ein Zweifel nicht möglich, es ist der attische πύραυνος, ein Kohlenbecken, das ebenso, wie das moderne griechische oder türkische mangal und der spanische brazero, sowohl zum Erwärmen der Wohnräume, als zum Erhitzen und Kochen von Wasser und Nahrungsmitteln bestimmt ist und seinem Zwecke in vollendeter Weise entspricht. Der hohe Fuss bringt die Gluth in die richtige Höhe, dient aber zugleich auch dazu, dem Feuer Luft von unten zuzuführen, ausserdem aber nimmt er die von oben herabfallende Asche auf und gestattet deren bequeme Entfernung durch eine thürartige Oeffnung.

Zeit und Ort der Herstellung dieser Kohlenbecken wird von A. Conze in

1) Griechische Kohlenbecken: Jahrbuch des K. D. archäolog. Institutes. Bd. V. 1890. S. 118 ff.

ebenso klarer als einwandfreier Weise ermittelt; sie gehören sämmtlich in die Zeit um 150 v. Chr. und stammen fast ohne Ausnahme aus einem einzigen Fabricationsplatze, wahrscheinlich aus Athen, vielleicht auch aus Delos. Bei den Köpfen mit den spitzen Mützen etwa an Zeus zu denken, wie Krause gethan hat, oder gar an „assyrischen Styl", wie es auffallender Weise Hrn. Sayce passirt war, ist kaum zulässig, wir werden vielmehr besser thun, mit Conze bei der Annahme eines „hephaistischen Daimon zu beharren, der etwa im Hausaberglauben am Feuer eine Rolle spielte".



Griechisches Kohlenbecken aus dem 2. vorchristl. Jahrhundert.

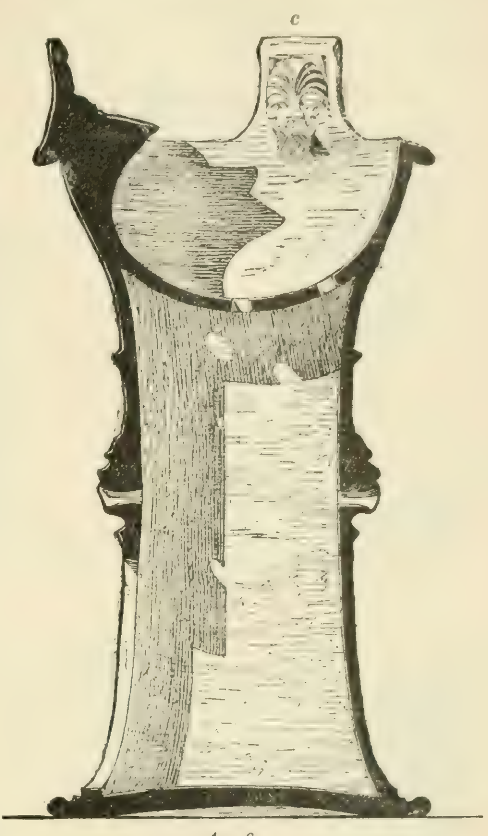
Bruchstücke griechischer Kohlenbecken aus Athen.

Das Wesentliche an all diesen Köpfen sind auch nicht die spitzen Mützen oder das struppige Haar oder die Blitzbündel, die manchmal als Beizeichen und wie zur Raumfüllung verwendet werden, sondern ganz allein nur die mächtigen Bärte, die nicht etwa naturalistisch nach unten gerichtet sind, sondern in starrer Stilisirung gerade nach vorne ragen und so bei dem vollständigen Kohlenbecken die drei festen Puncte bilden, auf die ein runder Topf so aufgesetzt werden kann, dass neben ihm die Verbrennungsluft des Ofens noch freien Zug behält.

Alles Nähere kann a. a. O. eingesehen werden; für unseren gegenwärtigen Fall genügt es, zu wissen, dass die fraglichen Gegenstände Bruchstücke von

griechischen Kohlenbecken sind und dass sie einwandfrei auf das zweite vorchristliche Jahrhundert beschränkt bleiben; es ist also unzulässig, sie in Zusammenhang mit der homerischen Zeit zu bringen.

Wohl aber benütze ich diesen Anlass, um zu zeigen, wie diese scheinbar so völlig unvermittelt auftretende Form des griechischen Kohlenbeckens, deren frühere und spätere Entwicklungsstadien bisher nicht bemerkt wurden und das wir zunächst nur als ein Modefabrikat kennen, das im zweiten Jahrhundert vor Christo seinen Anfang und sein Ende gefunden hat, doch nicht ohne ihre Vorläufer und ihre Ableger ist. Ihre Ableger und Nachfolger zunächst finden wir auch heute noch in den meisten Mittelmeerländern im täglichen Gebrauch des Volkes erhalten; wir finden sie im modernen Griechenland so gut, wie in Marokko und im südlichen Spanien; wir finden sie auch bei der sesshaften Bevölkerung in Syrien und im südlichen Kleinasien, während bei den nomadisirenden Arabern, wie bei den Kurden, Jürücken und Turkmenen, das thönerne Kohlenbecken wegen seines grossen Gewichtes und seiner leichten Zerbrechlichkeit nie Eingang gefunden hat, sondern durch runde oder viereckige Gefässe aus Eisen, Kupfer oder Messing ersetzt wird.



Schematischer Durchschnitt durch ein griechisches Kohlenbecken des 2. vorchristl. Jahrhunderts.

Wie gut aber die alten Formen sich bei der sesshaften Bevölkerung des Orientes erhalten haben, ergiebt sich einfacher, denn aus vielen Beschreibungen, aus den auf S. 206 abgebildeten Stücken, die 1886 von Quedenfeldt auf den Geschirrmärkten von Tanger und der Umgebung erworben sind. Diese lassen, wenn auch in anderen Verhältnissen und in veränderten Maassen, doch noch alle Elemente des griechischen Kohlenbeckens des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts erkennen; nur die drei menschlichen Gesichter mit den vorragenden Bärten sind durch drei einfach vorspringende Knöpfe ersetzt worden.

Schwieriger als diese letzten Ausläufer der griechischen Kohlenbecken sind die ersten Anfänge des πύραυνος zu erkennen. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich gewisse Bruchstücke, welche Schliemann in älteren Schichten Troja's gefunden hat, auf richtige Kohlenbecken beziehe, so besonders das auf S. 255[1] abgebildete Stück, dessen wirkliche Bestimmung durch eine unglückliche Ergänzung zwar verschleiert ist, aber noch immer erkennbar bleibt.

1) Schliemann, Ilios, Leipzig 1881. Fig. 50.

Ebenso möchte ich auch das von Ohnefalsch-Richter[1]) abgebildete Bruchstück aus Nealion lieber einfach für das Mittelstück eines solchen alten Kohlenbeckens halten, statt es mit dem Finder als Modell eines Taubenschlages mit dem Astarte-Cultus in Verbindung zu bringen. Hingegen darf ich nicht unterlassen, hier auf das auf derselben Tafel XVII unter 6 abgebildete Geräth aus Akhna



Moderne Kohlenbecken aus Marokko. $^1/_5$—$^1/_6$ der natürlichen Grösse.

hinzuweisen, welches mit seinem Reigentanze in überraschender Weise an die späteren griechischen Kohlenbecken erinnert.

Auch in Sendschirli habe ich kürzlich zwei Bruchstücke gefunden, die ich mit Sicherheit auf Kohlenbecken ältester Form zurückführen zu können glaube; dieselben werden demnächst mit den übrigen Funden von dort zur Veröffentlichung gelangen. —

1) Ancient places of worship in Kypros. Berlin 1891. Pl. XVII, Fig. 4, p. 48.

(16) Hr. F. v. Luschan macht folgende Mittheilung über

Goldblechtempelchen von Mykenae.

Hr. Dr. Krause besprach vor einiger Zeit (Verhandlungen 1891 S. 602) die bekannten kleinen Goldblech-Tempelchen aus Mykenae, in denen uns, wie nicht bezweifelt werden darf, der ganze Aufriss eines mykenischen Gebäudes ältester Zeit erhalten ist. Auf einem Unterbau aus grossen gut geschichteten Blöcken ruht eine deutlich gegliederte Façade mit drei Thüröffnungen, in deren jeder eine Säule erscheint. Ueber der mittleren etwas grösseren Thür befindet sich noch ein besonderer hoher Aufbau, der, wenn auch noch nicht in allen Einzelheiten völlig verständlich, doch als Hauptform des ganzen Bauwerkes ein hohes Mittelschiff zwischen zwei niederen Seitenschiffen unzweifelhaft erkennen lässt. Nur die Stellung der Säulen selbst in der Mitte der Eingänge ist lange unklar gewesen und noch Schuchhardt[1]) bezeichnet sie einfach als „räthselhaft" und meint, man hätte „vielleicht Säulen oder Säulenreihen, die im Innern standen, zeigen wollen und ungeschickter Weise durch jeden Eingang eine sehen lassen."

Auch Krause hat nun versucht, dieser Schwierigkeit Herr zu werden, und meint, dass die drei Säulen nur scheinbar in einer und derselben Linie lägen und dass thatsächlich nur die zwei äusseren der Vorderseite des Tempels angehören, während die mittlere Säule tief im Innern des Tempels zu denken sei und das eigentliche Cultbild vorstelle. Es würde nehmlich die Stellung einer Säule in der Mitte eines Tempeleinganges „aller Analogie der Baukunst widersprechen" und nur die Auffassung der Säule als Götterbild könne diese Schwierigkeit beseitigen.

Thatsächlich erscheint es mir nun erstens sehr bedenklich, von drei völlig gleichartig dargestellten Gegenständen zwei als wirkliche Säulen, den dritten aber als Cultbild aufzufassen; zweitens könnten nach Dr. Krause's Erklärung die beiden seitlichen Säulen höchstens nur als Andeutung eines Peripteros betrachtet werden, eine Annahme, welche durch die hier in Frage kommenden alten Grundrisse (Troja, Mykenae, Tiryns u. a.) rundweg ausgeschlossen wird: drittens aber, und das möchte ich hier besonders hervorheben, sind Säulen in der Mitte von Eingängen für die alte Architectur Vorderasiens durchaus nicht etwa unerhört oder unmöglich, sondern im Gegentheile thatsächlich nachgewiesen und eigentlich ganz selbstverständlich, einfach eine technische Nothwendigkeit, hervorgegangen aus dem Bedürfniss nach Licht und Luft, aus der Beschränktheit der Baumaterialien und aus dem geringen Umfange der technischen Hülfsmittel.

Wenn wir heute zwischen zwei Räumen oder zwischen einem Raume und der Aussenwelt eine ganz grosse und weite Verbindung herstellen wollen, decken wir sie mit langen Holzbalken oder wir ziehen eiserne Traversen oder wir spannen ein Bogengewölbe. Die beiden letzteren Hülfsmittel (dass auch der Bogen für den alten Orient völlig auszuschliessen ist, sage ich mit vollem Bewusstsein) waren den alten Architecten unbekannt und auch der Ueberdeckung mit Holzbalken zog das ungeheure Gewicht der darüber lagernden ungebrannten Ziegel so enge Grenzen, dass einfache Thüröffnungen niemals über eine grösste Weite von 4 *m* hinausgingen, ja bei den meisten bisher bekannten Grundrissen noch stark unter dieser Weite gehalten erscheinen. Für die eigentlichen Thüren im Innern des bürgerlichen Wohnhauses lag ja freilich auch kein Bedürfniss vor, über dieses Maass hinauszugehen, aber auch für das einfachste Wohnhaus erfordert eine noch heute

1) Schliemann's Ausgrabungen. Leipzig, 1890. S. 229.

in vielen Städten Syrien's übliche Bauweise eine Ueberschreitung dieses Maasses bei einem anderen Elemente des Hauses. Im Zusammenhang mit der Abschliessung jedes einzelnen orientalischen Hauses von der Aussenwelt, die sicher schon einem uralten Bedürfnisse entspricht und nicht etwa erst mit dem Islam zusammenhängt, steht es, dass die Häuser zwar durch ganz hohe fast lückenlose Mauern und ganz schmale Gässchen von einander getrennt sind, aber dafür im Innern grosse schöne Höfe enthalten, nach denen die Thüren und Fenster der meisten Wohnräume münden. Höfe, die in der Mitte häufig ein Wasserbecken mit einem Springbrunnen haben, in der Regel rehr rein gehalten werden und eigentlich die Hauptzier des Hauses sind. An der Südwand eines solches Hofes nun befindet sich in der Regel eine grosse, häufig geradezu saalartige Nische, der lîwân, welcher nach dem Hofe zu völlig offen und von ihm nur durch eine flache Schwelle oder einige Stufen getrennt ist. Dieser auch in der Mittagshitze kühle und von der Sonnengluth verschonte Raum ist während der trockenen Jahreszeit der eigentliche Aufenthaltsort des Hausherrn und seiner Gäste; hinter demselben befinden sich, durch Thüren mit ihm verbunden, mehr oder weniger zahlreiche andere Empfangsräume, aber der lîwân bleibt stets der am meisten bevorzugte Platz des Hauses. Heute ist er in Syrien meist gewölbt, im Alterthume konnte er nur eine flache Decke haben und diese musste vorn durch eine Säule gestützt werden, sobald der lîwân länger als 4 *m* war, und das ist er auch im gewöhnlichen bürgerlichen Wohnhause wohl fast stets gewesen.

Derartige Anlagen mit je zwei Säulen, die man vielleicht als eine Urform des Pronaos bezeichnen könnte, sind uns nun gerade von den ältesten Bauwerken in Troja, Tiryns und Mykenae bekannt, und wirkliche lîwân's mit je einer Säule sind von Koldewey und mir in Sendschirli noch für das 7. vorchr. Jahrhundert nachgewiesen worden. Völlig entsprechende Thorhallen mit zwei Säulen und sogar in doppelter Aufeinanderfolge kennen wir schon seit Layard's Ausgrabung des S. W. Palastes in Nimrud und eine schöne Façade mit zwei Säulen zwischen Anten ist uns (als wirklicher Aufriss) in einem Relief-Bruchstücke aus Kujundschik erhalten, das der Zeit Assurbanipal's (668—626 v. Chr.) angehört und sich im Br. Museum befindet. Dass diese Säulen, die manchmal über einen Meter dick und stets aus Holz waren, auf steinernen Basen ruhten, die entweder einfach tonnenförmig gestaltet oder in grossartigster Weise bildnerisch ausgeschmückt wurden, sei hier nur angedeutet; es ist mir heute ja nur darum zu thun, darauf aufmerksam zu machen, dass Säulen in der Mitte von Eingängen nicht „aller Analogie der Baukunst widersprechen", sondern dass sie im Gegentheile geradezu eine Eigenthümlichkeit der altorientalischen Baukunst bilden.

Thatsächlich geben also auch unsere gepressten Goldbleche aus Mykenae den Aufriss einer Bauform, deren Grundriss uns ohne Schwierigkeit verständlich ist, — drei grosse Oeffnungen, in deren Mitte je eine Säule steht, führen in eine Art lîwân oder, wenn man will, in einen Pronaos, aus dem man dann erst durch eine oder mehrere wirklich verschliessbare Thüren in den eigentlichen Tempelraum gelangt.

Im übrigen wäre diese kurze Mittheilung unvollständig, bliebe eine merkwürdige Entdeckung R. Koldewey's unerwähnt, die er im letzten Winckelmann-Programm[1] veröffentlicht hat. Ganz nahe von Troja, am Tschigri-Dagh, im alten Neandria entdeckte Koldewey einen archaischen Tempel, in dessen Längsaxe sieben Säulenbasen noch in situ vorhanden waren, welche einst die

1) R. Koldewey, Neandria, Berlin, G. Reimer, 1891.

Stützen des Daches getragen hatten. Das ist ein Fund, welcher ja auch „aller Analogie der Baukunst widerspricht", aber dafür auch in herrlicher Weise zeigt, wie die einfache altorientalische, in der Mitte der Thüröffnung stehende Holzsäule den Anstoss zu den entwickelten Formen des griechisch römischen Säulentempels gegeben hat. —

Hr. C. F. Lehmann: Hr. v. Luschan hat so eben eine Eigenthümlichkeit des chetitischen Baustils hervorgehoben, die sich auch in Assyrien nachweisen lässt. Dieser auf dem Gebiete der Baukunst erkennbare Zusammenhang ist auch inschriftlich bezeugt, da mehrfach in den Berichten assyrischer Könige von Bauten in chetitischem Stile die Rede ist, die sie in Assyrien haben ausführen lassen. (So z. B. Sargon, Cylinder-Inschrift Z. 64, Stein-Inschrift Z. 67—69 und die von Lyon „Keilschrifttexte Sargon's" S. 76 angeführten Parallelstellen). Hier (wie muthmaasslich noch in manchen anderen Fällen) sind also die Chetiter die Gebenden, die Assyrer die Empfangenden. Zuletzt hat sich meines Wissens über die fraglichen Stellen J. Barth in der Zeitschrift für Assyriologie Bd. III (1888), S. 93f. geäussert[1]).

(17) **Hr. F. v. Luschan bemerkt über**

Armbrust und Helme, sowie andere Kopfbedeckungen der Ja-unde.

(Hierzu Tafel IV.)

Nachdem ich im Juli v. J. (Verh. 1891, S. 670ff.) an dieser Stelle über eine neue Art der Bogenspannung berichtet, welche uns von den Wute im Hinterlande von Kamerun durch die Beobachtungen und Sammlungen des Hrn. Prem.-Lieut. Morgen bekannt geworden ist, möchte ich heute aus der Nachbarschaft der Wute, aus dem Lande der Ja-unde (4° n. Br. und 12° östl. Gr.), einige Gegenstände vorlegen, die wir gleichfalls Hrn. Morgen verdanken.

Unter diesen sind zunächst die armbrustartigen Waffen bemerkenswerth, welche völlig mit denen der Fan übereinstimmen. Nachdem Bastian zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die merkwürdige Entwickelung oder genauer gesagt auf die eigenthümliche Verkümmerung gelenkt hat, der die europäische Armbrust im Laufe einiger Jahrhunderte bei den Fan unterworfen war, ist ein ähnliches Geräth seither meines Wissens nirgends sonst aus Africa bekannt geworden; jetzt taucht es nun plötzlich bei den Ja-unde wieder auf und zwar in sehr grosser Zahl und in genau derselben Verkümmerung und unzweckmässigen Form, die wir bei den Fan angestaunt haben. An eine Verschleppung einzelner Stücke von diesen her ist nicht zu denken, da sie viel zu zahlreich im Lande vorhanden sind, und so muss die völlige Uebereinstimmung der Waffe in zwei räumlich so weit auseinanderliegenden Gegenden einstweilen höchst bemerkenswerth erscheinen: vermuthlich wird sie später einmal durch den Nachweis gleicher Stücke aus den bisher noch so wenig bekannten Gebieten zwischen den Fan und den Ja-unde ihre Erklärung finden, wenn nicht etwa überhaupt diese sich als Verwandte der Fan erweisen sollten.

Nicht weniger merkwürdig, wie die Armbrust der Ja-unde, ist aber die Mannichfaltigkeit ihrer Kopfbedeckungen, von denen einige Hauptformen hier auf

1) Durch die Zeitschrift für Assyriologie Bd. VI, S. 173 werde ich nachträglich aufmerksam auf die Abhandlung von Th. Friedrich: Die Holz-Tektonik Vorderasiens im Alterthum und der Hekal mat Hatti. Insbruck 1891.

Tafel IV abgebildet sind. Unter all' diesen Kopfbedeckungen ist eine helmartige am meisten verbreitet und für uns auch schon desshalb besonders interessant, weil sie sich genau, wie die Armbrust, aus europäischen Vorbildern entwickelt hat, die von den Reisenden des 15. und 16. Jahrhunderts nach Africa gebracht worden sein mögen. Wir verdanken Hrn. Morgen vier solche Helme, die im Königl. Museum für Völkerkunde unter III. C. 4893 und III. C. 5127—5129 inventarisirt sind. Der erstere ist hier auf die bemalte Büste eines Westafrikanischen Negers gesetzt und zum besseren Verständniss auch mit derselben abgebildet worden (Fig. 1 und 2 der Tafel IV); er besteht im Wesentlichen aus einem sehr sorgfältigen und regelmässigen mützenförmigen Geflecht aus Raphia-Faser mit Nackenschutz und zwei seitlichen Wangenklappen und aus einem riesigen Federbusch. Besonders auffallend ist aber die Stirngegend des Helmes; in derselben findet sich ein viereckiger, aus zwei Schichten bestehender Aufsatz aus Holz befestigt, der völlig an ein Visir erinnert, aber nicht niedergelassen werden kann. Gerade dieser an und für sich jetzt zwecklos erscheinende Theil des Helmes ist wohl der beste Beweis dafür, dass wir es hier wirklich mit einer einheimischen Fortentwickelung einer europäischen Grundform zu thun haben, also mit einer genauen Analogie der Armbrust der Fan und der Ja-unde. Der Nackenschutz besteht aus einzelnen neben einander befestigten Holzröhren, die weiss bemalt sind, aber durch spiralig verlaufende Kerbungen noch deutlich an eine aus eisernen Ringen bestehende Urform erinnern; ebenso tragen auch die geflochtenen Wangenklappen am unteren Rande derartige kurze Holzröhren, welche wohl den Schluss gestatten, dass die Klappen auch bei dem ursprünglichen Vorbilde des Helmes nur zum Theil in der Art der Kettenpanzer gearbeitet waren, zum Theil aber in einer anderen Technik.

Der mächtige Federbusch besteht zunächst aus einem dichten Kranze von rothen Schwanzfedern des grauen Papagei's (Psittacus erithacus L.), dann aus einer becherartig befestigten Reihe von weissen Federn des Buceros albotibialis Cab., welche eine grosse Menge der schönen stahlblau und grün schillernden Federn des Riesenturako (Corythaeola cristata Vieill.) einschliessen. An einzelnen dieser Federn, sowie auch an mehreren steifen Grashalmen, die mit in den Federbusch eingebunden worden, sind noch rothe Papageifederchen befestigt, ebenso auch am unteren Rande des Nackenschutzes. Zum weiteren Schmucke dieses Prachthelmes dienen noch drei kleinere Federbüschel, hinten ein weisses mit Buceros-Federn, seitlich rechts und links solche mit den gesprenkelten Federn des Loango-Perlhuhnes.

Ganz ähnlich, wenn auch minder reich, sind auch die drei anderen Helme ausgestattet, die wir Herrn Morgen verdanken, so dass von einer Abbildung hier abgesehen werden kann. Das Stück III C. 1527 zunächst hat das gleiche Flechtwerk, dieselben Holzröhrchen und dasselbe „Visir", wie der eben ausführlich beschriebene und abgebildete Helm; nur der Federbusch ist einfacher gestaltet und auch weniger bunt: er besteht neben einigen wenigen rothen Papageien-, blaugrünen Turako- und schön blauviolett schillernden und anderen roth gebänderten Federn von Corythaix Schütti Cab. hauptsächlich aus den mehr unscheinbar bräunlichen Federn eines Perlhuhs (Numida Marchei Oust) und des Bindensperbers (Melierax Mechowi Cab.). Seitliche kleine Federbüschel sind nicht vorhanden, nur hinten sitzt noch ein kleiner Büschel von schillernden Turako-Federn. Wohl aber hat dieser Helm noch ein Element mehr aufzuweisen, als der früher beschriebene: einen zweifellosen Rest eines herabgelassenen Visirs. Es ist dies eine cylindrische Holzröhre, genau von der Art, wie sie den Nackenschutz zusammensetzen,

0,13 *m* lang und an einer 0,05 *m* langen Schnur genau in der Mitte der Stirngegend befestigt, so dass sie beim Tragen längs der Nase über den Mund herabhängen musste.

Etwas mehr abweichend ist unser III. C. 5128 gestaltet; zwar das im aufgeklappten Zustande erstarrte „Visir", der Nackenschutz und die seitlichen Klappen sind, wie bei den früher erwähnten Helmen, gebildet, aber das Flechtwerk ist viel roher, mit gröberen Faden ausgeführt und fast wie genetzt wirkend. Auch der Helmbusch, der fast nur aus blaugrünen Turako- und einigen wenigen Buceros-Federn besteht, sitzt nicht auf dem Scheitel, wie bei den anderen Stücken, sondern hinten ganz am Rande der Kappe, da wo der Nackenschutz beginnt, über den er herabhängt.

Auch unser viertes Stück (III. C. 5129) ist nicht ohne seine Eigenheiten: in Form und Technik nähert es sich am meisten dem zuerst beschriebenen Helme, aber es hat keinerlei Federschmuck; dafür hängen aber vier gleichmässig über die Breite des „Visir's" vertheilte lange Röhren über das Gesicht herunter, genau wie die eine bei dem Helme III. C. 5127, und geben so einen weiteren Anhalt dafür, dass es thatsächlich Visirhelme waren, welche sich bei den Ja-unde in so durchaus eigenartiger Form selbständig weiter entwickelt haben.

Neben diesen helmartigen Formen hat Hr. Morgen aber auch noch andere Kopfbedeckungen bei den Ja-unde und ihren unmittelbaren Nachbarn, den Jatunge, vorgefunden und mitgebracht. Eine der sonderbarsten ist die auf Tafel IV unter 3 abgebildete, welche aus weiss bemaltem Palmmark fast in der Art eines europäischen Hutes zusammengebunden ist und von einem riesigen Busch von Federn des Buceros albotibialis Cab. überragt wird. Das kostbare Stück, von den Jatunge stammend, ist bei uns unter III. C. 4891 eingetragen.

Viel einfacher schliesslich ist die auf Tafel IV unter Nr. 4 abgebildete Kopfbedeckung, die fast völlig mit zahlreichen anderen Federkappen übereinstimmt, welche wir aus dem westlichen Africa besitzen, so dass sie wohl eine der am weitesten verbreiteten Formen vertritt. Allen unseren Stücken ist gemeinsam, dass sie einen dichten Busch aus Papageienfedern tragen und aus fein gedrehter Raphia-Faser sehr dicht und sorgfältig gestrickt (seltener genetzt) sind; alle diese Kappen können schliesslich für den Transport oder für die Verpackung einfach umgestülpt werden, so dass die Kappe wie ein Sack den ganzen Federschmuck vollständig aufnehmen kann und der früher so gross erscheinende Putz dadurch auf einen erstaunlich geringen Raum beschränkt wird. Das abgebildete Stück hat Hr. Morgen von den Ja-unde mitgebracht; es ist bei uns unter der Nr. III. C. 4892 verwahrt.

Für die gütige Bestimmung des Federschmuckes bin ich dem Kgl. Museum für Naturkunde, bezw. Hrn. Dr. Matschie zu grossem Danke verbunden.

Hr. P. Staudinger spricht die Meinung aus, dass das Vorbild zu jener Helmkappenimitirung wohl auch von östlichen Völkern, bezw. Arabern aus den Sudanländern von Adamaua oder Bagirmi aus nach dem Hinterlande von Kamerun gebracht sein kann, da man ab und zu Panzerkettenhemden und Helmmützen dort finden soll. Eine abschliessende Aeusserung nach dieser Richtung hin, ob von Westen, also von Europäern, oder von Osten, also aus den Sudanländern, das Vorbild gekommen ist, lässt sich natürlich nicht machen. Hr. Staudinger macht zugleich aufmerksam auf die Verschiedenheit der Formen von grossen Kriegs- und Paradehelmen, wie sie im Sudan vorkommen und wie er sie persönlich in den Haussaländern gesehen hat. —

Hr. Rob. Hartmann: Unter den Fundj aus den grossen Bejah-Stämmen Ost-Sudans, wie Schukrieh, Halenga, Hadendoa, Beni-Amr u. s. w., ficht im Kampfe immer eine Anzahl von Reitern mit Panzerhemden und Panzerhelmen, sowie mit schwerfälligen, darübergelegten, Ross und Mann in barocker Weise umhüllenden Steppdecken. Aehnliches findet in Dar-Fur, Baghermi, Waday und Bornu statt. Die Panzer stammen aus Persien. —

(18) Eingegangene Schriften und Geschenke:

1. Pahde, A., Der Africa-Reisende Eduard Vogel, geboren 1829 in Krefeld, ermordet 1856 in Wadai. Krefeld 1886. (Als Manuskript gedruckt.)
2. de Hulst, Comte R., La civilisation musulmane sous les Khalifes. Alexandrie 1891. (Sep.-Abdr. Revista Quindicinale.)
3. Virchow, R., Quatrefages. (Sep.-Abdr. aus Die Nation, Nr. 17.) Berlin 1892. Nr. 1—3 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
4. J. R. Schulz-Marienburg, Aquarellen der Saalburg 1880. 4 Bl. Gesch. d. Hrn. Hanns Fechner jun.
5. Burmeister, H., Die fossilen Pferde der Pampasformation. Nachtrag. Buenos Aires 1889. Fol. Gesch. d. Verf.
6. Schuli-Truppe aus dem Innern Africa's. Hamburg 1892. Gesch. d. Hrn. Dr. Medeber.
7. Statuten der Ges. d. Naturf. u. Aerzte, von der Jahresvers. in Halle beschlossen den 23. September 1891. Leipzig 1891.
8. Vorstandsbericht an die Mitglieder d. Ges. d. Naturf. u. Aerzte, betr. eine Rev. d. Statuten u. d. Entwurf einer Geschäftsordnung. Leipzig 1891. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
9. Schulze, L., The aborigines of the upper and middle Finke river: their habits and customs, with introductory notes on the physical and natural history features of the country. Adelaide 1891. (Sep.-Abdr. Transact. R. Soc. South Australia.)
10. Treichel, A., Tippelmônsch, Tippelmôndsch. Berlin 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Bär.) Nr. 9 u. 10 Gesch. d. Hrn. A. Treichel.
11. Orsi, P., Contributi all' archeologia preellenica sicula. Parma 1891. (Sep.-Abdr. Bull. di Paletn. Italiana.)
12. Derselbe, Ancora sulla fibula a Micene e nelle terremare. Parma 1891. (Sep.-Abdr. Bull. di Paletn. Italiana.) Nr. 11 u. 12 Gesch. d. Verf.
13. Meyer, Christ., Die Posener historische Zeitschrift und meine Geschichte der Provinz Posen. Gotha 1892. Gesch. d. Verf.
14. de Kay, Charles. On a bronze Buddha in the U. S. National Museum. Washington 1891. (Sep.-Abdr. Report of the Nat.-Mus.)
15. Goode, G. Brown. The Museums of the future. Washington 1891. (Sep.-Abdr. Rep. of the Nat. Mus.) Nr. 14 u. 15 Gesch. v. d. Smiths. Institut.
16. Ohnefalsch-Richter, M., Die antiken Cultusstätten auf Kypros. Berlin 1891. Gesch. d. Verf.
17. Boas, Fr., Vocabularies of the Tlingit, Haida and Tsimshian Languages. o. O. 1891. (Sep.-Abdr. American Philos. Soc.) Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 30. April 1892.

Vorsitzender: Herr **Waldeyer.**

(1) Als Gäste sind in der Sitzung anwesend die HHrn. Contre-Admiral a. D. v. Hacke, Meisner, Wagner, Lissauer, Schmeltz (von Leiden). —

(2) Ein langjähriges Mitglied, den Weingrosshändler Hrn. Souchay, hat die Gesellschaft durch den Tod verloren. —

(3) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Dr. med. Langner in Berlin.
„ Stadtarchivar Paul Osswald in Nordhausen.
„ Sanitätsrath Dr. med. Lissauer in Berlin.
„ Premier-Lieutenant Kurt Morgen in Berlin.

(4) Hr. Virchow theilt das vorläufige Programm für die General-Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Ulm mit. Nach einer Begrüssung am Sonntag, den 31. Juli, soll der Congress am 1. August zusammentreten und seine Sitzungen bis zum 3. August ausdehnen. Fahrten nach Blaubeuren, Sigmaringen und Schussenried sind beabsichtigt. —

(5) Vom 7. bis 14. August wird der Internationale Congress für Criminal-Anthropologie zu Brüssel tagen. Das sehr reichhaltige Programm wird vorgelegt. —

(6) Hr. Joest ist von seiner ägyptischen Reise zurückgekehrt. Er überreicht einen Separat-Abdruck seines Artikels aus dem Leidener Archiv: Malaiische Lieder und Tänze. —

(7) Der Direktor der Colonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes, Hr. Kayser, übersendet mittelst Schreibens vom 4. März

Photographien von Eingebornen aus dem südwestafrikanischen Schutzgebiete.

Dieselben sind von Offizieren der Schutztruppe aufgenommen worden. Alle 9 stellen Gruppen von Eingebornen dar, und zwar:

1. Heidnische Herero.
2. Desgl., Mädchen.
3. Bergdamara, bekleidet.
4. „ , unbekleidet, Männer.

5. Bergdamara, unbekleidet, Weiber.
6. „ , Kinder.
7. Hottentotten.
8. Buschleute von Debra, nördlich von Waterberg.
9. Bastard-Mädchen in europäischer Kleidung.

Der Vorsitzende spricht den Dank der Gesellschaft für das Geschenk aus. —

(8) Hr. Schmeltz (Leiden) überreicht das zweite Heft von Kubary „Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des Carolinen-Archipels. —

Hr. Virchow spricht ihm besonderen Dank für die Bearbeitung und Veröffentlichung dieses Werkes aus. —

(9) Hr. Prof. Gulberg aus Christiania übersendet folgenden Auszug aus Arbo:

Fortgesetzte Beiträge zu der physischen Anthropologie der Norweger[1].

Der Verfasser hat schon früher mehrere interessante Beiträge zur Kenntniss der physischen Anthropologie des norwegischen Volkes gegeben und theilt nun in der vorliegenden Untersuchung seine Resultate mit, die er in den östlichen Thälern des südlichen Norwegens, nehmlich in Oesterdalen, gesammelt hat. Er kann hier, wie auch in anderen Thälern Norwegens, eine Typengrenze aufstellen zwischen einer oberen (inneren) und einer unteren (äusseren) Thalbevölkerung. Der Unterschied zeigt sich sowohl in der Farbe des Haares und sonstigen Pigmentirungen, wie in den kephalometrischen Verhältnissen. Die Grenzen werden im Allgemeinen durch grosse Waldstrecken und schwer passirbare Gebirgsübergänge gebildet, weniger durch das eigentliche Hochgebirge, das oft ein passabler Weg gewesen zu sein scheint. In Oesterdalen liegt die obere Grenze im Süden vor Tönset und zwischen Rendalen und Tyldalen. Verfasser stellt den sogen. „Tönseting“, den Bewohner von Tönset, als Typus der nördlichen Thalbevölkerung auf. Die Schädelform ist überwiegend mesocephal, breite Gesichtszüge, eine kräftige lange Nase, oft convex gebogen, das Profil sehr prognathisch, blondes Haar, blaue Augen, grob gewachsen, knochenstark, mittlere Höhe 1,690 *m*. Dieser Typus ist mit dem Drontheimischen verwandt.

Im südlicheren Theile des Thalės erscheint eine Bevölkerung von etwas schlankerer Gestalt, weniger prognath und weniger blond, oft schwarzhaarig und schwarzbärtig, die Schädelform dolichocephal. Man findet gewöhnlich zwei Typen: leptoprosope und chamaeprosope Dolichocephalen. Erst südlicher in Elverum kommt ein Mischungstypus in verschiedenen Elementen. — In einem noch südlicher liegenden Theile des Glommenthales, in Solör, trifft man einen in geistiger Beziehung eigenthümlicher Typus, der mit dem schwedischen im angrenzenden Wermeland sehr verwandt scheint.

In einem noch östlicheren und etwas nördlicheren Theile, im Trysilthale, ist die Bevölkerung ganz eigenthümlich und zeigt sowohl schwedische, wie finnische Beimischung.

Verfasser begleitet seine Abhandlung mit illustrirenden Abbildungen und stellt eine instruktive Tabelle auf mit Durchschnittsmaassen.

---

1) Arbo Fortsatte Bidrag til Nordmaenderes fysiske Antropologi. Norsk Magasin for Laegevidenskabe. 1891, pag. 731—755.

Mehrere von diesen Gegenden liefern vorzügliche Soldaten. Der Verfasser, der als Sanitätsmajor in einer Reihe von Jahren Gelegenheit hatte, die Rekruten zu untersuchen, giebt auch eine Uebersicht über die Tüchtigkeit des Soldatenmaterials aus diesen Gegenden.

Er glaubt sagen zu können, dass im Volke hier ausser dem dolichocephalen Cranium als Stammes-Characteristicum ein mesocephales aufgestellt werden muss. —

(10) Hr. Glogner überschickt aus Padang, Sumatra, datirt den 10. März, folgenden Bericht über

Lubbers, Anthropologie der Atjeher[1]).

Die jetzigen Bewohner Nord-Sumatra's, die Atjinesen, sind entstanden aus der Verschmelzung der ursprünglichen Bevölkerung, der Maulirs, mit den von Süden kommenden Batakern und einzelnen aus dem benachbarten asiatischen Festlande eingewanderten Völkern, wie Hindus, Persern, Chinesen und Arabern. Der Verfasser untersuchte 20 männliche erwachsene Individuen aus dem Kampong Meraksa. Ihre Grösse schwankte zwischen 1,73 und 1,52 *m*, im Durchschnitt 1,634 *m*, sie gehören demnach zu den grössten der malaiischen Volksstämme. Die Breite der Schultern betrug 21,6 pCt., die der Becken 16,1 pCt. der Körperlänge. Sie hatten kurze Arme und sind also in dieser Hinsicht den Arabern ähnlich. Der Längenbreitendurchmesser betrug 80,5, es besteht demnach leichte Brachycephalie. Etwas unverständlich ist der Längenbreitenindex 78,5, den der Verfasser nach Abzug der Ziffer 2 von dem am Kopfe erhaltenen Index (80,5) angiebt. Hiernach wären die untersuchten Individuen mesocephal. Der Obergesichtsindex betrug 77,6, es bestand also ausgesprochene Leptoprosopie. Der durchschnittliche Prognathismus betrug 67,08°. — Die Atjinesen sind von dunkler Hautfarbe und im Allgemeinen von kräftigem Körperbau. In der Form des Schädels und der Nasenbildung besitzen sie Aehnlichkeit mit den Batakern. Die Hautfarbe, die Länge der unteren Extremitäten, die Neigung zur Dolichocephalie (?) lassen nach dem Verfasser eine Mischung mit schwarzen Rassen vermuthen. —

(11) Hr. Bartels übergiebt die Photographie

eines jungen Mannes mit abnormer Behaarung.

Der Mann hat, entsprechend den Dornfortsätzen des 2. bis 4. Brustwirbels, auf einem symmetrischen, elliptischen Hautfelde, das nicht pigmentirt, aber etwas livide gefärbt und teigig ist, eine dichte, blonde Haarlocke von 19 *cm* Länge sitzen, deren glatt ausgestreckte Haare bis zu 30 *cm* lang sind. Der übrige Rücken ist unbehaart. Die Beschaffenheit des behaarten Hautfeldes, sowie eine kleine Geschwulst im Unterhautgewebe desselben im oberen linken Quadranten machen es wahrscheinlich, dass hier eine, durch die Palpation allerdings nicht nachweisbare, Spina bifida lateralis occulta sinistra besteht. —

(12) Hr. Bartels übergiebt Face- und Profil-Photographie, sowie photographische Aufnahmen des Körpers einer von ihm untersuchten

17 jährigen Zigeunerfrau mit einem grossen Pigmentmal.

Der Mittelkörper ist von einem sehr grossen Muttermale (Naevus pigmentosus)

1) Eene bijdrage tot de anthropologie der Atjeher van A. A. Lubbers, off. van ges. II. Kl. (Geneesk. tijdschr. voor Ned. Indien).

bedeckt. Die graubräunliche Missfärbung der Haut beginnt am Rücken auf den unteren Brustwirbeln und die obere Grenze geht von dort symmetrisch beiderseits bis zur Gürtelhöhe herab.



Die gesammte Lenden- und Kreuzbein-Gegend, sowie die Hinterbacken werden von dem Naevus bedeckt. Linkerseits hat derselbe etwas über die Axillarlinie hinaus seine vordere, ungefähr an der Gesäss-Schenkel-Furche seine untere Grenze. Rechterseits geht der Naevus, schräg medianwärts und nach unten verlaufend, über die Unterbauch-Gegend und über den Schamberg hin und bedeckt auch noch reichlich das obere Drittel des Oberschenkels, an der lateralen Fläche weiter heruntersteigend, als an der medialen, einem schräg abgeschnittenen Beinkleid ähnlich. Verstreute Pigmentflecke von der Grösse einer Fingerkuppe bis zu der eines kleinen Handtellers finden sich am linken Oberschenkel, am rechten Oberarme und in der unteren Nackengegend.

Der grössere Naevus zeigt an einzelnen Stellen eine Verdickung der Haut, welche diese leicht runzelig erscheinen lässt; andere Stellen tragen mässig dicht stehende, kurze Haare von blassgrauer Farbe.

Die Frau bietet auch noch ein ferneres anthropologisches Interesse dar: sie ist, trotz ihres jugendlichen Alters von 17 Jahren, bereits im 6. Monat mit ihrem dritten Kinde schwanger. —

(13) Hr. C. F. Lehmann giebt einen

Beitrag zur Geschichte der Mine von (schwer) 787 (780), bezw. (leicht) 392 (390) *g*.

Die Mine von 784 (780) *g* schwer und 392 (390) *g* leicht ist in meinem Vortrage „über altbabylonisches Maass und Gewicht und deren Wanderung“ [1]) als eine gesonderte und weitverbreitete Gewichtseinheit erkannt und nachgewiesen worden, die in Lydien und Athen als Gebrauchsgewicht vorkommt, in der Münze von Charthago, Etrurien und Rom und selbst des persischen Reiches eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt hat und bis nach Deutschland

1) S. diese Verhandlungen 1889, S. 281 f. sub 5. Ich werde diesen ersten Vortrag von jetzt ab der Kürze halber als R. M. G.-W. citiren.

und Böhmen gedrungen ist, woselbst die sog. Regenbogenschüsselchen von manchmal 7,83 *g* sicher diesem Gewichtssystem angehören[1]).

---

1) Nissen, „Griechische und römische Metrologie", Separatabdruck aus dem „Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft." Zweite Auflage. § 19 (Gallien) a. E. (S. 48) sagt: „Nach dem Cubus der Elle von 441 *m* richtet sich das Münzgewicht mit einer Drachme von 3,64, bezw. 2,91 *g*. Dies gilt auch von den sogenannten Regenbogenschüsseln, der keltischen Gold- und Electronmünze zu 78 *g*, die im westlichen und südlichen Deutschland häufig gefunden wird."

Hier ist eine ganze Anzahl von Irrthümern vereinigt:

1. ist im Alterthum zwar von Beziehungen zwischen Fuss und Talent (R. M. G.-W. S. 292 ff.) die Rede, nicht aber von der Auffassung eines Talents als Cubus der Elle. Für das neu eingeführte Oponera mit dem Ellencubus ist in der Metrologie weder Bedürfniss, noch Raum vorhanden.

2. ergiebt der Cubus von 444 *mm* ein Gewicht von 87,528 *kg*. Dieses kommt am Nächsten dem doppelten Betrage eines phönikischen (Verh. 1889, S. 649 Abs. 4) Silbertalents gemeiner Norm von 60 × 727,75 *g*, also 60 × 1455 *g*, übertrifft aber auch dieses Gewicht um 288 *g*, also um mehr als ein halbes Pfund. Mit derartigen Annäherungsgewichten darf aber seit Auffindung der gemeinen Norm des bab. Gewichts und seit Feststellung der in den antiken Normen herrschenden grossen Genauigkeit und Beständigkeit überhaupt nicht mehr gearbeitet werden (R. M. G.-W. S. 255, 269).

3. ist für den speciellen Fall des phönikischen Systems ein Fussmaass bekannt, welches sich in befriedigender Weise zum Talente fügt und als dessen Basis auffassen lässt:

$$\left(\sqrt[3]{727{,}7 \times 60} = 35{,}21\ cm\right)$$

s. Verh. 1889, S. 294, 302 ff. sub 54. Es ist der Fuss desjenigen Stadiums, welches 7 mal in der römischen Meile enthalten ist: der Fuss also $= \frac{5000}{600 \times 7}$ römische Fuss von mindestens 297 *mm*, bezw. $= \frac{4500}{600 \times 7}$ babyl. Fuss, mindestens 330 *mm*, also gleich 353,4 *mm*, worüber Näheres anderorts.

4. existirt eine Elle von 444 *mm* mit einem Fuss von 296, die nach Nissen von der Elle von 445,5 *mm* mit dem Fuss von 297 ursprünglich verschieden sein soll, und aus deren Cubus er das doppelte phönikische Talent gemeiner Norm ableiten will, während aus dem Cubus des Fusses das römische Gewicht entstanden sein soll (Metrologie V. S. a. E. S. 42, § 23, S. 54), — überhaupt nicht. Ueber die unmöglichen Consequenzen, zu denen Nissen's Trennung der genannten beiden, um 1,5 *mm* verschiedenen Maasse führt, siehe Näheres in meiner Abhandlung: „Zur Ἀθηναίων πολιτεία" Hermes, Juli 1892. Ueber die Entstehung des phönikischen Gewichts s. sogleich sub 5, über die des römischen Pfundes vergl. R. M. G.-W. 266 sub 5, und Näheres demnächst an anderen Orten (vergl. den Schluss dieser Anm.).

5. ist aber dieses Talent so wenig, wie irgend ein anderes Gewicht, in dem abgeleiteten System des Alterthums überhaupt durch Berechnung aus dem Längenmaass geschaffen worden, sondern die Gründe und Vorgänge seiner Entstehung sind ausschliesslich auf dem Gebiet der Gewichte und des Wanderungsverhältnisses der Edelmetalle (in der R. M. G.-W. S. 250 sub 2, vergl. S. 257 geschilderten Weise) zu suchen.

6. wird bei Nissen das Gewicht von 784 (780), bezw. 390 (392) *g* (Münzen von 7,8 mal 3,9 *g*) mit der phönikischen Mine von 727,8, bezw. 363,9 *g* (Münzen von 3,64 *g*) vermengt, dadurch die Auffindung der Einheit von 784 (790), bezw. 392 (390) *g* einfach illusorisch gemacht und eine der sichersten und wichtigsten Untersuchungen von Gewichtseinheiten benachbarter Beträge, — und solche Unterscheidung von Grössen, die ihren Beträgen nach einander nahe stehen, während sie ihrer Entstehung nach von einander scharf zu trennen sind, ist die nächste und wesentlischte Aufgabe der Metrologie, — einfach ignorirt. In der ersten Auflage seiner Metrologie — die überhaupt in vielen Beziehungen vor der zweiten den Vorzug verdient — hatte Nissen § 17 a E. § 13, S. 707 (43) f. die carthagische

Heute möchte ich Folgendes hinzufügen:

In der rhodischen Währung finden sich Tetradrachmen von maximal 15,60 *g*[1]) auf Samos solche von maximal 15,4 *kg*[2]). Der höchste dieser Werthe führt auf eine Drachme von 3,90 *g*, genau entsprechend dem Betrage des carthagischen Reiches von 3,90 *g* und des späteren römischen Denars (3,90 *g*)[3]).

Wir haben es hier mit einer Münzprägung nach dem Fusse der Mine von 390 *g* zu thun. Diese Form der rhodischen Prägung ist der Prägung nach von dem phönikischen Fusse, mit welchem man sie bisher zusammenwarf, wohl zu unterscheiden. Die phönikische Mine gemeiner Norm beträgt schwer 727,7 *g*, leicht 363,8 *g* (Verh. 1889, S. 268), die königliche (= reducirte) Norm 748, bezw. 374 *g*, das phönikische Tetadrachmon (gemeiner Norm) daher 14,54 *g* und mit Abzug von 1 pCt. für den Schlagschatz 14,40 *g* (Verh. 1889. S. 269); das Tetradrachmon kgl. reduc. Norm 14,96 *g*.

Ich hatte (R. M. G.-W. S. 282) für diese Gewichtseinheit von 784 (780), bezw. 392 (390) *g*, weil sie in der carthagischen Prägung vorherrscht, den Namen „carthagische Mine" vorgeschlagen. Diese Bezeichnung konnte natürlich nur als Nothbehelf gelten. Denn wie im Alterthum, — worauf übrigens von der metrologischen Forschung noch lange nicht der genügende Nachdruck gelegt wird, — der Name einer Einheit oder eines abgeleiteten Systems zumeist den Entstehungswerth oder den Ordner des Systems bezeichnet, so muss die wissenschaftliche Namengebung nach Möglichkeit den Ort in Betracht ziehen, wo die zu benennende

Drachme von 3,90 *g* doch wenigstens in gewisser Weise, als gesonderte Einheit betrachtet.

Alle diese Irrthümer beruhen auf dem einen methodisch grundirrthümlichen Verfahren, die Gewichte der abgeleiteten Systeme aus dem Längenmaass zu berechnen (Böckh, Encyclopädie der philolog. Wissensch., S. 383. Kleine Schriften Bd. VI, S. 256 f. Lehmann B M. G.-W. S. 296 ff., Verh. der physik. Gesellsch. zu Berlin 22. Nov. 1889, S. 99, Abs. 2), statt die Entwickelung und Wanderung der Gewichte, wie es das allein Richtige ist, lediglich nach Gesichtspunkten zu beurtheilen und zu verfolgen, die auf dem Gebiete des Gewichtsvolums und des Werthverhältnisses der Metalle liegen. Die unausbleibliche Folge dieser falschen Methode ist, dass man es, um den Nachweis eines geschlossenen Systems zu erbringen und seine Zusammensetzung zu verstehen, für genügend erachtet, zu zeigen, dass eine Gewichtseinheit oder ein Theil oder ein Vielfaches derselben sich ungefähr (vgl. so eben sub 2) aus einer Längeneinheit (oder einem Vielfachen oder Theil derselben) berechnet. Da irgendwelche Beziehungen dieser Art sich überall auffinden und herstellen lassen, so liefe bei consequenter Durchführung einer solchen Betrachtungsweise die Metrologie, für deren Ausbildung zu einer strengwissenschaftlichen Disciplin nach historischen und naturwissenschaftlichen Principien alle Vorbedingungen vorhanden sind, Gefahr, der Zahlenmystik anheimzufallen. Bis zum Erscheinen meines Vortrages: Die „Principien der metrologischen Forschung und das ptolemäische System" verweise ich ausser auf die genannte Abhandlung im „Hermes" auch auf die demnächst in den Acten des zu Stokholm und Christiania gehaltenen Orientalistencongresses erscheinende Bearbeitung meines Vortrages: „Das babylonische Maass- und Gewichtssystem als Grundlage der antiken Gewichts-, Maass- und Münzsysteme."

1) Brandis, Das Münz-, Maass- und Gewichtswesen in Vorderasien. S. 480.

2) Hultsch Metrologie 2 § 48, 3 S. 552.

3) Hultsch, § 36, 1 S. 284 f. — B. M. G.-W. S. 282 sub 6. Auf Chios (Hultsch, § 48, 4 S. 553 ff.) erscheinen Tetradrachmen bis 15,29 *g*, die ebenfalls diesem Fusse zuzurechnen sein dürften. Doch wird die Sache dadurch complicirt, dass hier (wie in Etrurien S. 282 sub d) ein höherer Münzfuss (Halbstater von 7,97 *g*, also Mine von mindestens 797 *g* schwer, 398,5 *g* leicht) in enger Verbindung mit den genannten Tetradrachmen erscheint.

Grösse sich zur selbständigen Einheit entwickelt oder von wo aus sie ihre Wanderung angetreten hat.

Gründe, für deren Erörterung eine gelegenere Zeit abgewartet werden muss[1], machen es jetzt wahrscheinlich, dass wir in diesem Gewicht die in den keilinschriftlichen Urkunden erwähnte Mine von Gargamiš (Karchemisch) zu sehen haben, — eine Bezeichnung, die man bisher ebenfalls für das phönikische Gewicht in Anspruch nahm[2]).

Die beiden ihrer örtlichen Verwendung, wie ihren Beträgen nach einander benachbarten Gewichte bleiben allerdings auch auf ihrer Wanderung nahe zusammen.

Die Prägung nach diesem Fuss wechselt z. B. auf Rhodos und Samos[3]) u. A. mit der nach phönikischem Fuss. —

(14) Hr. Rud. Virchow bespricht einen

Torfschädel von Stuttgarten bei Storkow in der Mark.

Hr. Ascher hat unter dem 26. April der Gesellschaft einen Schädel übersendet, der nebst dem zugehörigen, aber nicht mit eingeschickten Skelet zwischen Wiesenkalk und Torf, etwa 1 *m* unter der Oberfläche, 50 *cm* unter dem jetzigen Grundwasserstande, vor Kurzem ausgegraben worden ist.

Derselbe ist recht gut erhalten, mit Unterkiefer. Seine Farbe ist vorn mehr bläulich, stellenweise schwärzlich, hinten graugelblich; die Leiche dürfte also wohl auf dem Rücken gelegen haben, so dass der Hinterkopf in den Wiesenkalk reichte, während der Vorderkopf von Torf umgeben war. Obwohl die Knochen fest sind, blättert doch eine dünne Schicht von der Oberfläche ab, die stellenweise ein wirklich osteophytisches Aussehen hat.

Es ist offenbar der Schädel eines Mannes in den mittleren Lebensjahren. Die meisten Zähne sind schon stark abgeschliffen, sehen aber doch noch frisch aus; die Weisheitszähne sind noch intakt. Die Nähte offen, sehr zackig, besonders die Lambdanaht, rechts stärker, hier auch mehr ausgelegt. An der Sagittalis erreichen einzelne Zacken eine Länge bis 17 *mm*; an der Coronaria sind sie kleiner und dichter, besonders zahlreich an der Kreuzungsstelle mit der Schläfenlinie, welche vorn durch eine fast überhängende Crista ersetzt wird. Der ganze Schädel ist stark contourirt und voll. Seine Capacität beträgt 1650 *ccm*, der Horizontalumfang 522, der Sagittalumfang 389 *mm*.

Er ist hypsimesocephal (L.-Br.-I. 78,0, L.-H.-I. 80,2). Die Stirn etwas schräg, der Nasenfortsatz und die Supraorbitalränder vortretend, die Stirnhöcker deutlich. Scheitelcurve flach gewölbt, Stirnbein lang, die Parietalia von der Tuberallinie an langsam abfallend, das Hinterhaupt gross und breit, die Oberschuppe stark gewölbt, die Protuberanz schwach, Unterschuppe fast horizontal, stark gezeichnet. Hinterhauptsindex gross, 31,8. Die Schläfen eng, die Sut. spheno-par.

1) Unter den Gewichten aus Hissarlik (vgl. Verh. 1891, S. 520) gehört diese Einheit als Zehntel, bezw. als Zwanzigstel sicher ad No. 2350 (schwarzer Hämatit, Länge 5 *cm*, Dicke 2,5 *cm*). Nach Hrn. Krause's Bestimmung wiegt das Stück 78 *g*.

2) Hultsch, § 48, 3, S. 418.

3) Das auf Samos herrschende Maass- und Gewichtssystem war offenbar das phönikische. Daraus erklärt sich auch, dass nach Herodot's Angabe die römische Elle der königlich ägyptischen gleich war. Denn die ägyptische königliche Elle ist, wie ich bereits (Verh. 1889, S. 641, vgl. 303, 308) wahrscheinlich gemacht habe und demnächst mit weiteren Beweisgründen belegen werde, identisch mit der im babylonischen System wurzelnden phönikischen Elle, vgl. S. 3, Anm. sub 3.

offen, aber sehr kurz, nur 4 *mm* lang, die Ala nach hinten in eine Spitze auslaufend, die Sut. spheno-temp. steil und hoch aufgerichtet. Die Warzenfortsätze stark, aber der rechte etwas kleiner.

Zwischen dem rechten Warzenfortsatz und dem Foramen magnum, jedoch etwas mehr nach hinten, ein grosser Processus paramastoideus, 15 *mm* lang, 13 *mm* dick, von unregelmässig gerundetem Umfang, am Ende mit einer Gelenkfläche versehen, deren Rand höckerig ist, während die unregelmässig vertiefte Fläche selbst eine mehr weissliche Farbe hat. Beide Proc. condyloides mehr nach vorn gerückt, der linke stark eingedrückt. Grosse Proc. styloides. Synch. sph. occip. geschlossen.

Das Gesicht etwas klein, Index 91,6, leptoprosop. Orbitae gross, der obere Rand nach aussen etwas gesenkt, Index 78,0, chamaekonch. Nase schmal, Ränder stark vortretend, etwas eingebogen, hohe Apertur, starke Spina: Index 45, leptorrhin. Fossae caninae flach. Kiefer zart. Alveolarfortsatz des Oberkiefers 18 *mm* lang. Zähne etwas vortretend, aber orthognath. Gaumen scheinbar kurz und breit, aber doch leptostaphylin, Index 75,0; Spina post. sehr schief.

Am Unterkiefer das Kinn stark vortretend, die Winkel ausgelegt, weit aus einander stehend (107 *mm*), Alveolen leer.

Die Messung ergiebt:

Capacität	1650 *ccm*	Gesichtshöhe	121 *mm*
Grösste horizont. Länge .	182 *mm*	Gesichtsbreite a . . .	132 „
„ Breite	142 „	„ b . . .	95 „
Gerade Höhe	146 „	„ c . . .	107 „
Ohrhöhe	120 „	Orbita, Höhe	32 „
Gerade Hinterhauptslänge .	58 „	„ Länge	41 „
Horizontalumfang	522 „	Nase, Höhe	51 „
Sagitt. Umf. der Stirn . .	135 „	„ Breite	23 „
„ „ „ Pariet. .	130 „	Gaumenlänge	48 „
„ „ „ Sq. occip.	124 „	Gaumenbreite	36 „

Berechnete Indices:

Längenbreitenindex . . .	78,0 *mm*	Gesichtsindex	91,6 *mm*
Längenhöhenindex . . .	80,2 „	Orbitalindex	78,0 „
Ohrhöhenindex	65,9 „	Nasenindex	45,0 „
Hinterhauptsindex . . .	31,8 „	Gaumenindex	75,0 „

Der Schädel ist also, abgesehen von dem sehr ungewöhnlichen Processus paramastoideus, sehr normal und entspricht in vielen Stücken dem der modernen Bevölkerung. Zeichen eines hohen Alters sind an ihm nicht wahrzunehmen. Obwohl er recht wohl einige Hundert Jahre in dem Torfe gelegen haben kann, so ist doch nicht anzunehmen, dass er einer wesentlich älteren Zeit angehört.

Es wäre wünschenswerth, dass auf etwaige andere Fundstücke sorgsam geachtet würde. —

(15) Hr. Contre-Admiral Strauch spricht, unter Vorzeigung einer grossen Anzahl ethnographischer Gegenstände, über

Samoa, Ugi (Salomons-Ins.), Neu-Britannien, Admiralitäts-Inseln.

(Hierzu Tafel V.)

Ich bin leider nicht in der Lage, Ihnen als Ergebniss meines letzten Aufenthaltes in der Südsee — in den Jahren 1888/89 — etwa bedeutend Neues mittheilen zu können; die Verhältnisse versagten mir auch, Sammlungen von grösserem

Umfang, von besonderer Bedeutung zu machen. Mit um so mehr Genugthuung kann ich Ihnen einige Gegenstände vorlegen, wie sie das Museum für Völkerkunde bisher noch nicht, oder wenigstens nicht in solcher Weise besitzt. Ein achtmonatlicher Aufenthalt auf einer Inselgruppe der Südsee sollte allerdings eine andere Ausbeute vermuthen lassen, als ich sie von dieser aufweisen kann, aber der Aufenthalt auf dieser Inselgruppe — auf den Samoa-Inseln — fiel in die Wirren, welche das Einschreiten unseres Kreuzergeschwaders im Sommer 1888 nothwendiger Weise herbeiführen musste. Die genannten Inseln sind ferner bekanntlich schon seit dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts in den Bereich der Thätigkeit von Missionaren gezogen und seit geraumer Zeit sind die Eingebornen durch den Handel und den Plantagenbau, der von den Fremden auf Samoa betrieben wird, der Civilisation nahe gerückt; sie stehen, im Verhältniss zu den Bewohnern mancher anderer Inselgruppen, auf einer hohen Culturstufe. So findet sich z. B. — abgesehen von zu geringem Lebensalter — kein Individuum auf Samoa, welches nicht lesen und schreiben kann; der Samoaner ist ausserdem ein vorzüglicher, wenn auch etwas langathmiger Redner.

Diese Verhältnisse haben in ganz natürlicher Folge einen grossen Theil der Ursprünglichkeit verschwinden gemacht, namentlich findet sich von jetzt so gesuchten älteren Ethnographica offen nichts mehr vor und nur glücklichen Umständen habe ich einige Erwerbungen dieser Art zu danken.

Es soll damit nicht gesagt sein, dass der Samoaner sich etwa alles Ursprünglichen entledigt hat, nein, er hat sich — im Gegensatz zu den Eingeborenen anderer, erst seit sehr viel kürzerer Zeit bekannter Inseln — davon sogar recht viel bewahrt. Der herrschende Communismus lässt das Anstreben von Wohlhabenheit, den Erwerb eines Vermögens und die damit verbundene Möglichkeit der Beschaffung grösserer Annehmlichkeiten der Civilisation nicht zu; so lebt der Samoaner noch in Hütten von der gleichen Form, Beschaffenheit und Ausstattung, wie sie seine Vorfahren bewohnten; theilweise sind eiserne Kessel und irdene Gefässe, Teller und dergl. in Gebrauch, sie haben aber nicht die bekannten „Kawa-Bowlen" und die anderen Holzschüsseln verdrängt und wenn diese nicht mehr so vollendet ausgeführt werden, wie ehedem, so liegt der Grund darin, dass vornehmlich die „Kawa-Bowlen" in grosser Zahl in den Besitz von Curiositäten-Jägern übergehen und durch neu angefertigte immer wieder ersetzt werden. Als Trinkgefäss dient noch allgemein die Kokusnussschale, die Fächer sind in Form und Machart, wie die früher gebrauchten, ebenso die Fischnetze und Fischreusen, ja selbst der Angelhaken von Stahl wird vielfach verschmäht und solcher von Muschel benutzt. Boote europäischer Bauart sind vielfach in Gebrauch, Bootsbauer — fast immer Mischlinge — wandern von Dorf zu Dorf, um den Bau auszuführen, die ursprünglichen Canoes überwiegen jedoch noch. Für die Bekleidung haben allerdings baumwollene Stoffe — in Gestalt von sogen. Christenhemden (für Frauen besonders) und von Lendenschürzen (für männliche Individuen) — grosse Verbreitung gefunden, daneben steht aber noch immer die Bereitung des siapo (Tapa) in Blüthe. Lendenschürzen von diesem Stoffe sind noch heute ziemlich verbreitet, und jeder Häuptling ist stolz auf die Berechtigung, ein besonderes Muster tragen zu dürfen. Der verstorbene „König" Tamasese hielt es unter seiner Würde, ein anderes Kleidungsstück, als einen Lendenschurz aus siapo zu tragen.

Die Anfertigung von Matten steht zwar nicht mehr allgemein auf der hohen Stufe, wie früher, einfache Matten bilden aber noch heute die Lagerstätte der Eingebornen, in den sogen. „feinen Matten" besteht der grösste Familienreichthum.

Die Tättowirung — der männlichen Individuen — ist allgemein und ganz selbstverständlich, und es dürfte schwerlich einen nicht tättowirten erwachsenen Samoaner geben.

Gänzlich verschwunden, wenigstens aus dem Gebrauch, sind die ursprünglichen Waffen, Keulen und Lanzen, und die Handwerksgeräthe, besonders also Steinbeile; an ihre Stelle sind die modernsten Hinterlader und Geräthe von Stahl und Eisen getreten. Auf die Erwerbung ersterer war daher auch mein besonderes Bemühen gerichtet; einen Samoaner für ethnologische Zwecke zu begeistern, war jedoch vergeblich. Wie oft ist mir nicht die Beschaffung einer alten Keule oder eines Steinbeils zugesagt! Dabei ist es aber geblieben, und das, was ich in dieser Beziehung vorzeigen kann, verdanke ich lediglich dem Zufall. Es ist zunächst ein Schleifstein (Taf. V, Fig. 9), auf beiden Seiten mit mässigen Aushöhlungen auf der einen Seite mehr, auf der anderen weniger geglättet. Der Stein hat zur Anfertigung oder Anschärfung von Steinbeilen gedient. Ich wurde zuerst auf einen derartigen Stein in der Bay von Saluafata, 9 *km* östlich von Apia, aufmerksam; hier befand sich ein aus aufgeschichteten Steinen hergestellter Damm, welcher, mit Zwischenräumen für den Wasserdurchlass versehen, den Uebergang über einen Bach bildete. In die Oberfläche dieses Steindammes eingelassen und, mit ihr ganz verglichen, fand sich ein Stein vor, der dem vorliegenden in jeder Hinsicht glich. Ein Samoaner bedeutete mir, auf meine Frage nach dem Zweck dieses Steines an dem Ort, dass er als „Waschenbecken“ diene. Es ist nun ja nicht unwahrscheinlich, dass der Stein in der That hin und wieder als Waschbecken benutzt ist; die geringe, naturgemäss nicht reine Menge von Wasser, welche die Aushöhlung des Steines nur aufzunehmen vermochte, sowie das Vorhandensein des klarsten Wassers in unmittelbarer Nähe liessen die Aussagen des Samoaners von vornherein als lediglich zum Zwecke einer Antwort gemacht erscheinen; auch darf man wohl anzunehmen versucht sein, dass die Mehrzahl der heute lebenden Samoaner gar keine Kenntniss von dem einstigen Gebrauch solcher Steine hat. Nachfragen in Apia ergaben denn auch das Richtige und hatten ferner das erfreuliche Resultat, dass mir der hier vorliegende Stein von einem uneigennützigen deutschen Gastwirth zum Geschenk gemacht wurde. Der Stein lag schon seit einigen Jahren unbeachtet in einem Stall und stammte von der Südseite der Insel Upolu.

Der zuerst in Saluafata gesehene Stein befand sich bei einem späteren Besuch dieses Hafens nicht mehr in jener „Steinbrücke“, ich fand ihn einige hundert Schritte davon bei einem Dorfe liegen, als dessen Eigenthum er mir bezeichnet wurde. Der Dorfschulze (Häuptling) stellte, angeregt durch mein Interesse an dem Stein, jedoch eine so hohe Forderung, dass ich den Erwerb auf eine gelegnere Zeit verschob, — ich habe den Stein aber später leider nicht mehr ausfindig machen können.

Ein drittes Exemplar eines solchen Steines sah ich auf der oberhalb Apia's befindlichen französischen Mission (Sacré coeur), deren Vorsteher — Père Gavé — mir den einstigen Zweck und das äusserst seltene Vorkommen dieser Steine bestätigte. Er hielt den seinigen auch so hoch, dass er, ohne Sammler zu sein und trotz seiner sonstigen Liebenswürdigkeit, meine Andeutungen über einen glänzenderen Aufstellungsort des Steines überhörte.

Die beiden anderen Steine glichen im Uebrigen dem vorgelegten fast genau, besonders in ihrer länglichen Form, während das im Museum für Völkerkunde befindliche Exemplar gerundet ist.

In George Pratt's Dictionnaire der samoanischen Sprache findet sich kein Ausdruck für Schleifstein; dass wir es aber mit einem solchen zu thun haben, dürfte wohl keinem Zweifel, zumal nach Père Gavé's Erklärung, unterliegen.

Ich lege ferner noch das Bruchstück eines solchen Steines vor, das auf der Pflanzung Utumapu bei Apia gefunden worden ist. —

Ein anderer Zufall setzte mich in den Besitz von 27 Steinbeilen, welche ich hier vorlege (Taf. V, Fig. 10—12). Für diese giebt es in Pratt's Dictionnaire zwei Ausdrücke, welche sich nach meiner Ansicht einander decken oder wenigstens nur geringe Unterschiede bezeichnen, nehmlich: toifatu-toi Beil, fatu Stein — „Steinbeil" und toioloIuga, „auf beiden Seiten geschliffene Axt". Diese Beile sind sämmtlich auf der hoch über Apia gelegenen Pflanzung Utumapu beim Urbarmachen gefunden worden; ihre Erhaltung ist weniger der Einsicht des Pflanzungsvorstehers, als vielmehr dem Interesse der von den Salomons-Inseln stammenden Arbeiter zu danken. Diese hatten die Beile, wohl in Erinnerung an den heimathlichen Werth solcher Instrumente, nach und nach gesammelt und in einem Raume aufbewahrt, dessen besondere Bekanntschaft sie wohl hin und wieder machen dürften, nehmlich in dem „Kabus", dem Gefängniss der Pflanzung, — im Uebrigen kein Schrecken erregender, sondern ein unsern Rumpelkammern gleichender Ort.

Mit den bereits im Museum für Völkerkunde befindlichen Exemplaren vereint, wird so eine ziemlich vollständige Reihe samoanischer Steinbeile vorhanden sein. —

Weitere Gegenstände, welche ich zu erlangen suchte, waren Tättowir-Instrumente. Wie schon erwähnt, ist die Tättowirung der männlichen Individuen eine ganz allgemeine; trotzdem ist es ausserordentlich schwierig, Tättowir-Instrumente für Geld zu erwerben. Es ist dies um so auffälliger, als diese Instrumente ganz primitiv sind: sie bestehen, wie das, welches ich hier zeigen kann, im Allgemeinen aus einem Rohrstiel mit einer rechtwinklig daran befestigten Platte von Horn, welche durch eine gezahnte Platte von Knochen verlängert wird. Als Schlägel zum Eintreiben der Zähne in die Haut dient ein beliebiges leichteres Holz. Auch solche Tättowir-Instrumente sind mir häufig zugesagt worden; es gelang mir jedoch erst nach längerer Zeit, des vorliegenden Instrumentes, und zwar gegen Hingabe eines Federmessers, im Hafen von Pago-Pago auf der Insel Tutiula habhaft zu werden.

Ein Beweis für die in der That ganz auffällige und auch anderweitig erwähnte Schwierigkeit, derartige Instrumente zu erhalten, dürfte auch der Umstand sein, dass in der Sammlung des hiesigen Museums von Samoa erst ein Tättowir-Instrument vorhanden ist, während es deren vier verschiedene Arten giebt. Sie unterscheiden sich durch die Anzahl der Zähne der eben erwähnten Knochenplatten, wenn man will, also durch ihre Grösse. Das kleinste von mir gesehene Instrument hatte nur 2 Zähne und glich etwa der Spitze einer Stahlfeder; das im Museum befindliche halte ich für das grösste, das hier gezeigte für das drittgrösste. Mit dem grössten beginnend, dürften die 4 Instrumente, auf Grund von Pratt's Dictionnaire, folgende Namen haben: 1. autafa; 2. aufa'atala; 3. ausoniaso; 4. au (auch „Nadel").

Tättowirung heisst: tatau, der Tättowirungszeichner tufuga, Tättowirmuster aufzeichnen ago, Lohn des Tättowirers lagitatau, die Tättowirung eines Häuptlings malofie, Kasten für Tättowir-Instrumente tunuma. Tättowir-Instrument (generell) und tättowiren heisst tatatau.

Das Tättowiren wird von besonders dieser Manipulation Kundigen ausgeführt und ihnen auch ein besonderer Ehrentitel beigelegt, sie werden — ebenso wie die Zimmerleute — agaiotupu genannt. Dies Wort hat weder mit tättowiren noch mit der Zimmerei etwas zu thun, es heisst vielmehr „Begleiter des tupu", d. i. des Oberhäuptlings, des „Königs". Wir haben es hier also mit einer Art Hofcharge zu thun.

In Betreff der Erwerbung dieses Instrumentes mit Hülfe eines Federmessers erwähne ich, dass eine Nachfrage nach solchen Messern allein in der Bay von Pago-Pago bestand und hier eine sehr lebhafte war. Ueber diese Erscheinung wurde ich bei dem Besuch eines im Grunde der Bay wohnenden Häuptlings aufgeklärt: hier traf ich einen Eingebornen, der ganz öffentlich und harmlos mit einem Federmesser an einer Keule arbeitete, und ich brachte weiter in Erfahrung, dass in Pago-Pago eine vollständige Fabrikation von Keulen und Lanzen betrieben wurde. Wie ich schon erwähnt habe, sind Keulen und Lanzen alten Ursprunges als die grössten Seltenheiten anzusehen, — es ist mir nicht gelungen, auch nur ein einziges Stück davon aufzutreiben. Um nun aber der Nachfrage Seitens der zahlreichen Besucher Samoa's zu genügen, weiss sich der Samoaner in der angegebenen Weise zu helfen. In Apia ist das Angebot und der Absatz dieser Fabrikate gerade nicht sehr gross, da Fremde hier leichter über die Natur dieser Keulen und Lanzen aufgeklärt werden. Hauptabsatzgebiet sind die alle 4 Wochen von Neuseeland, bezw. von San Francisco kommenden und nicht weit von Pago-Pago der Post wegen anhaltenden Dampfer. Bei einer solchen Gelegenheit sah ich den Postdampfer von einer Menge von Canoes umgeben, deren Insassen, heute besonders reich, mit Blumen und grünen Blättern in der den Samoanern eigenen koketten Weise geschmückt, neben Früchten ihre frisch angefertigten Keulen und Lanzen an die Passagiere absetzten, welche hocherfreut waren, für einen Dollar ein solches Andenken an den seltenen Verkehr mit „Wilden" der Südsee zu erwerben. Ich lege eine Keule und eine Lanze dieser Art vor. Die so fabricirten Keulen sind ganz rohe Nachahmungen der verschiedenen früher gebräuchlichen Arten, von denen man nach Pratt's Dictionnaire und in Uebereinstimmung mit den im Museum für Völkerkunde befindlichen, der Mehrzahl nach alten Stücken, 8 verschiedene unterscheiden kann; von Lanzen ist nur eine Art vorhanden, welche nur in der mehr oder minder complicirten Ausarbeitung der langen verzierten Spitze variirt. Eine alte Lanze besitzt auch unser Museum nicht. —

An sonstigen Gegenständen lege ich noch vor: ein Fischnetz, welches sich von dem in der Sammlung befindlichen durch das Material der Netzsenker unterscheidet; als solches hat dieses Korallen, in sehr gleichmässiger Form und Grösse hergerichtet, jenes dagegen Steine. Ferner eine Fischreuse, — bisher in der hiesigen Sammlung noch nicht vorhanden. —

Damit ist das Ergebniss des von mir in Samoa Zusammengebrachten abgeschlossen. Es ist kein grosses Ergebniss, aber wenn man bedenkt, dass es meist auch nur dem Zufall zu verdanken ist und immerhin eine Vervollständigung des Vorhandenen bildet, so muss man sich schon zufrieden geben. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nur noch den landläufigen Ausspruch angreifen: „Die Reste einer untergehenden Cultur sind nun glücklich aus der oder der Oertlichkeit gerettet;" dieser Satz bedarf doch erst stets eines kräftigeren Beweises; was nicht zu Tage tritt, liegt vielleicht im Schoosse der Erde oder in dem noch unbekannten Innern so vieler Inseln verborgen. Ich rathe daher, man lasse, auch bei dem Besuch der bekanntesten Inseln der Südsee, die Hoffnung nicht grundsätzlich draussen.

In Betreff der Samoa-Inseln erübrigt mir noch, auf die Eigenschaften und den Charakter der Eingeborenen einzugehen. Die Samoaner werden gewöhnlich als heiter, fröhlich und harmlos, als artig und höflich, als besonders gastfrei und freigebig, wenig zum Diebstahl neigend, allerdings als träge und unsittlich geschildert. So sind die Samoaner den ersten und späteren Besuchern oder flüchtigen Beob-

achtern erschienen und von ihnen geschildert: in die neuere, besonders in die compilatorische Literatur sind diese Schilderungen einfach übernommen worden, oder politischen Zwecken dienende Schriften haben ersteren zu Liebe schönfärbende Darstellungen gebracht. Erst in allerneuester Zeit ist in einem durchaus objectiv gehaltenen officiellen englischen Bericht eine von den bisherigen Ansichten abweichende ausgesprochen, — eine Ansicht, welche sich mit der meinigen vollkommen deckt und meine Erfahrungen lediglich bestätigt. Es trifft zu, wenn der Samoaner als heiter und fröhlich geschildert wird, — melancholische Eingeborne dürften auf den paradiesischen Inseln der Südsee in einer Gesammtheit überhaupt schwer zu finden sein, — er ist aber nicht allein heiter und fröhlich, sondern auch sehr vergnügungsüchtig. Diese Vergnügungsucht erreicht ihren höchsten Ausdruck in den malagas, Vergnügungs-Rundreisen zu Verwandten und Freunden, bei denen das gebratene Spanferkel eine Hauptrolle spielt. Wenn sich nun gegen diese malagas im Allgemeinen nichts sagen lässt, zumal da der Samoaner keineswegs dem Alkoholgenusse fröhnt, so sah sich der König Tamasese im Jahre 1888 doch genöthigt, sie wegen der eigenthümlichen Art und Weise, in welcher die Geldmittel dazu beschafft wurden, zu verbieten. Unter dem Vorgeben, die damals gerade ausgeschriebenen Steuern zu zahlen, wurden Anleihen gemacht und für diese Grundbesitze verpfändet, die Anleihen wurden jedoch nicht, oder nur theilweise, zur Deckung von Steuern verwandt, man veranstaltete damit vielmehr grosse malagas.

Der Grund und Boden in Samoa ist Familien- oder Gemeinde-Eigenthum, die Besitzverhältnisse waren schon verwickelt und unsicher genug; den Deutschen Bestrebungen, hierin Ordnung herzustellen, konnte durch das Verbot der malagas daher nur Vorschub geleistet werden.

Was die Harmlosigkeit der Samoaner betrifft, so kann ich ihnen diese Eigenschaft nur in sehr bedingtem Maasse zugestehen. Leute, welche das Intriguiren so professionell betreiben, wie die Samoaner, welche ohne Intrigue überhaupt nicht leben können, darf man doch schwerlich als harmlos bezeichnen. Der Grund für diese Sucht zum Intriguiren scheint mir schliesslich in dem herrschenden Communismus zu liegen; der Samoaner arbeitet nur so viel, als nothwendig ist für seine Existenz. Unter den Verhältnissen, in welchen er lebt, gehört dazu nur ein minimaler Aufwand von Arbeit; es bleibt ihm also reichlich freie Zeit, und da er regen Geistes ist, so hat er sich auf das Intriguiren gelegt und füllt seine Zeit damit so gut wie möglich aus. Läge ein Zwang zu grösserer Arbeit vor, oder bestände der Lohn für Arbeit in der Möglichkeit eines Vermögenserwerbes, so bin ich überzeugt, dass der Samoaner ein ganz harmloser Mensch sein würde.

Die Artigkeit und Höflichkeit der Samoaner ist nur eine bedingte, zum Theil lediglich äusserliche; er ist durchweg artig nur gegen Angehörige von Nationen, welche er den Samoanern für unbedingt überlegen hält. Da er nun mehrfach triftige Ursache hat, an einer allgemeinen Ueberlegenheit anderer Nationen zu zweifeln, so ist seine Artigkeit und Höflichkeit von der früheren Universalität zurückgekommen.

Die gepriesene Gastfreiheit und Freigiebigkeit ist eine rein äusserliche und besteht nur in den Augen ununterrichteter Fremder. Zwar wird meistens jeder Passant eingeladen, in die Hütte einzutreten und an der gerade fertigen Kawa-Bowle Theil zu nehmen, ja es wird solche auch wohl eigens hergestellt, aber wohl dem Gaste, dass er die Ansicht seines Gastfreundes nicht mehr erfährt, wenn er, ohne reichliches Gegengeschenk, die Hütte verlassen hat: er wird mit den gewöhnlichsten Ausdrücken als ein schmieriger Geizhals bezeichnet.

Es giebt natürlich Ausnahmen und man wird sich bei einem grösseren Häuptling oder bei einem Bekannten meistens einer uneigennützigen Aufnahme erfreuen. Es wird eben auch in Samoa mit Wasser gekocht und es verhält sich dort mit der Gastfreundschaft wahrscheinlich nicht viel anders, wie — bei uns. Es giebt auch in Samoa Leute, welche Besucher gastfrei empfangen, — „anofale"; mit aivale bezeichnet man dagegen „diejenigen, die Alles aufessen, aber für die Besucher nichts übrig lassen."

Aehnlich verhält es sich mit der Freigiebigkeit. Den Mangel an Neigung zum Stehlen muss ich gänzlich ableugnen, der Samoaner wird niemals gegen Fremde taschendieben. Dagegen beraubt er ihre Pflanzungen im Grossen und die Häufigkeit und der Umfang dieser Diebstähle haben schon zu vielen Verwickelungen geführt. Im Uebrigen denkt der Samoaner über einen Diebstahl gegen Landsleute anscheinend anders und nimmt hierbei auch mit Kleinigkeiten fürlieb, auch scheint die Neigung zum Diebstahl uralt und nicht erst durch die Pflanzungen der Fremden angeregt zu sein, denn wie anders liessen sich besondere Ausdrücke erklären, welche er für ganz bestimmte Begriffe und Handlungen in seiner Sprache besitzt: Dieb heisst z. B. gaoi; aafia heisst „wegnehmen durch einen Verwandten ohne Erlaubniss des Eigenthümers"; aisola heisst „Eigenthum von Verwandten", auch allgemein „Nahrung stehlen"; steigt Jemand auf seinen eigenen Brodfruchtbaum und stiehlt von dort aus die Früchte von dem Baume des Nachbars, so muss dies anscheinend etwas Alltägliches sein, denn man bezeichnet eine solche zusammengesetzte Handlung kurz mit loulaai.

Dass der Samoaner träge ist, kann man ohne Weiteres zugeben, man muss ihn dieser mangelhaften Eigenschaft wegen jedoch in Schutz nehmen. Warum sollte der Samoaner fleissig sein, um Befriedigung in der Arbeit selbst zu finden? Das liegt ihm selbstredend fern. Um wohlhabender zu werden, als andere, um reich zu werden? Das verhindert der Communismus.

Es ist mir mitgetheilt worden, dass Versuche einer Emancipation keineswegs unterblieben sind; ein solcher ist in einem concreten Falle aber nach der ersten Ernte aufgegeben worden, — eigentlich ist es zu einer Ernte gar nicht einmal gekommen, denn zu derselben stellte sich die Familie, d. h. die Familie im weiteren Sinne, der Clan, nie, und erfreute sich der mühsamen Arbeit ihres Clansmannes durch Theilung der Ernte. Andere derartige Versuche sind über ihr erstes Stadium nicht hinausgekommen. Unter solchen Umständen kann man den Samoanern Anerkennung dafür nicht versagen, dass sie sich auf einer solchen Culturstufe erhalten und nicht verkommen. Was die Unsittlichkeit der Samoaner betrifft, so ist solche zum Theil übertrieben dargestellt, zum Theil ist man bei ihrer Darstellung von falschen Voraussetzungen ausgegangen. Nach unseren Grundsätzen über Sittlichkeit und nach unseren sittlichen Anschauungen ist zweifellos Manches, was diese samoanischen Verhältnisse betrifft, unsittlich; es sind aber — ehe man so ohne Weiteres den Stab über ein Inselvolk der Südsee bricht — doch auch Verhältnisse zu würdigen, welche uns zwar ferner liegen, aber für die Beurtheilung dieser Frage ein näheres Eingehen erfahren sollten, als dies thatsächlich geschieht. Schliesslich mögen wir in Betracht ziehen, dass wir selbst in einem Glashause sitzen und wir wollen daher auf die Samoaner wegen etwa fragwürdiger Sittlichkeit keinen Stein werfen.

Mein Aufenthalt in Samoa hatte sich weit über die dafür angesetzte Zeit ausgedehnt und so konnte ich in der Folge anderen Südsee-Inseln nur flüchtige Besuche abstatten. —

Von den Salomons-Inseln, für welche ursprünglich ein längerer Aufenthalt vor-

gesehen war, lief ich — und zwar auch nur durch Verhältnisse gezwungen — die kleine Insel Ugi an. Die Bewohner dieser Insel sind ganz friedlich, aber recht verkommen, sie produciren nur gerade so viel Kawa (der getrocknete Kern der Cocosnuss), um sich den leidenschaftlich geliebten Tabak zu verschaffen, den sie von 2 englischen Händlern, welche auf der Insel leben, als Tauschobjekt erhalten. Hütten und Geräthe der Eingebornen waren in jämmerlichem Zustande und von den Schnitzwerken, derentwegen die Insel einst so berühmt war, fanden sich nur noch werthlose Ueberreste. Ich erhielt hier nur ein kleines Holzgefäss und einige Muschel-Angelhaken, die ich vorlege.

Von den bewussten Schnitzwerken der Insel Ugi ist in Reisewerken häufig eines erwähnt, welches einen Engländer mit einem Cylinderhut darstellt. Es dürfte jedoch weniger bekannt sein, dass das Bild ursprünglich zu einer Gruppe gehörte. Diese Gruppe sollte einen Engländer karrikiren, der auf der Vogeljagd war, aber keine Vögel zum Schuss bekommen konnte. Bekanntlich ist es auf den Südsee-Inseln für den Fremden ja auch sehr schwierig, Vögel im Urwalde ausfindig zu zu machen; ohne Hülfe von Eingebornen ist eine Jagd fast stets erfolglos. Jene Gruppe bestand in der Figur eines Engländers, auffälliger Weise mit einem Cylinderhut bekleidet, mit einem Gewehr sehr ungeschickt im Anschlag auf einen Vogel liegend, der auf dem Kopfe eines Eingebornen flatterte. Es war zur Zeit meiner Anwesenheit nur noch ein verwitterter Rest der Figur des Engländers von der Gruppe übrig. Von anderen Schnitzwerken sah man ebenfalls nur Reste, welche des Mitnehmens keineswegs werth waren. Zweifellos hat die Schnitzkunst auf Ugi früher aber in hoher Blüthe gestanden. —

Von Ugi begab ich mich nach der Blanche-Bay auf Neu-Britannien, die mir von der Reise mit Sr. M. S. „Gazelle“ bekannt war und die schon seit geraumer Zeit einen nicht unbedeutenden Verkehr aufweist.

Ueber die Veränderungen, welche hier in mancher Beziehung stattgefunden hatten, musste man mit Recht erstaunt sein. Die Insel Matupi, im Norden früher mit breitem flachem Strande versehen, fiel jetzt steil nach dem Wasser zu ab. — eine Folge der Eruption von 1877. Während die „Gazelle“ s. Z. sofort von einer Unzahl von Canoes dicht besetzt war, sah man jetzt nur vereinzelte Canoes die Bay kreuzen, und kaum wandten deren Insassen den Kopf nach Sr. M. S. „Olga“; auch näherte sich Niemand auf Winken oder Zurufen, um etwa Tauschhandel zu treiben. Den Grund hierfür sollten wir bald erfahren; die Bevölkerung der ganzen weiten Bay und der Nachbarschaft besass nichts mehr an Tauschobjecten, wie: verschiedenartigste Lanzen und Keulen, Schmucksachen, Fischereigeräthe, Kasuar-Eier u. s. w. Kaum sah man noch einen einheimischen Lendenschurz, aber auch der Kattunschurz war nur von minimalem Umfang.

Auf einer Bootstour rund um die Bay gelang es mir nur, einige kleine bearbeitete Muschelstücke zu erlangen, die ich einem Eingeborenen vom Kopfhaare abschnitt, ferner ein Kasuar-Ei. Als Tauschartikel spielte auch hier Tabak die Hauptrolle und zwar der amerikanische Stangen-Tabak, sogen. negrochead. Es ist versucht worden, deutschen Tabak von gleicher Form einzuführen, der Eingeborne unterscheidet ihn aber sofort und weist ihn zurück.

Ich möchte hier einen Irrthum beseitigen, der durch das bekannte, leider auch ins Deutsche übersetzte Buch von Powell „Wanderings in a wild country“ verbreitet ist. Er betrifft die Anfertigung der runden durchbohrten Steine, welche sich an den bekannten, früher an der Blanche-Bay so zahlreichen „Steinkeulen“ vorfinden. Powell erörtert des Längeren, wie die Durchbohrungen dadurch hergestellt werden, dass man den Stein erhitzt und Wasser hinauftropfen lässt, so

dass kleine Splitter abspringen und allmählich eine Höhlung, bezw. ein Loch entsteht. Thatsächlich sind diese Keulen sehr alt und schon der bei Powell's Anwesenheit, etwa 1877, existirenden Generation ist die Art der Anfertigung solcher Keulen ganz unbekannt gewesen. Diese Steinkeulen sind den Eingebornen von ihren Vätern überkommen und jetzt schon fast gänzlich aus Neu-Britannien verschwunden.

Eine ähnliche Veränderung, wie in der Blanche-Bay, fand ich in Neu-Irland vor. An der West-Küste entlang dampfend, versuchte ich beim Cap Strauch, dessen Umgegend mir als stark bevölkert bekannt war, einige Canoes dadurch zu bewegen sich zu nähern, dass ich eine rothe Flagge zeigte und auf und nieder holen liess. Während früher die Wirkung von rothem Stoff auf die Eingeborenen Neu-Irland's eine kaum zu beschreibende war und bokup mellek (Tuch rothes) allen anderen Tauschartikeln vorgezogen wurde, so rührte sich jetzt Anfangs keines der in der Nähe des Strandes auf dem Wasser befindlichen Canoes; endlich näherte sich eines derselben mit zwei Eingebornen. Sie hatten nichts aufzuweisen, als zwei armselige Muschelringe, für welche sie — Tabak verlangten und auch erhielten.

Den Besuch einer kleinen Insel bei Neu-Hannover, an dem mir viel gelegen war, musste ich leider, ungünstiger Witterungsverhältnisse wegen, aufgeben. Zur Zeit der Anwesenheit der „Gazelle" befand sich anscheinend auf dieser Insel eine Industrie von Steinwerkzeugen; wegen Mangel an Zeit hatten wir damals mit der Insel nur ganz kurzen Verkehr, und jetzt musste ich auf solchen ganz verzichten. Es war mir aber schon auf der Insel Matupi — in der Blanche-Bay — geglückt, dies ausgezeichnete Steinwerkzeug, welches ich hier zeige, zu erwerben; dieser Meissel (Taf. V, Fig. 3) stammt von Nusa — Neu-Irland — und übertrifft an Grösse und Schönheit alle in der Sammlung des Museums befindlichen ähnlichen Stücke. Er ist nicht ganz rund, sondern in der Längsrichtung an einer Seite abgeflacht. Es ist das vollendetste Stück, welches ich von solchen Werkzeugen je gesehen habe. Als ich es erhielt, hatte die Schneide auch noch noch nicht die kleine Scharte; diese ist erst später entstanden. —

Mit der Küste von Neu-Hannover verliess ich den mir schon bekannten Theil der Südsee. Es sollte mir auf der Weiterreise nach Singapore aber noch vergönnt sein, eine zwar ebenfalls zum Deutschen Schutzgebiete gehörige, aber bisher sehr wenig bekannte Gruppe, die Admiralitäts-Inseln, zu besuchen, von denen man seit dem Besuch durch den Challenger und seit Moseley's und Willemoes-Suhm's Berichten wenig oder nichts gehört hatte. Der Besuch dieser Inseln erschien um so verlockender, als sie vielleicht die noch am wenigsten von der Civilisation berührten der gesammten Südsee sind, und in der That fanden sich hier noch ganz jungfräuliche Verhältnisse vor. Schon als Sr. M. S. „Olga" an der Nordküste der „Grossen Admiralitäts-Insel" entlang auf den „Nares-Hafen" zudampfte, setzte eine Menge Canoes mit grossen Segeln versehen von verschiedenen Punkten der Küste ab und versuchte, dem Schiffe zu folgen; durch Winken gaben die Insassen zu verstehen, dass sie verkehren wollten. Im Nares-Hafen angekommen, erwartete schon eine Unzahl von Canoes das Schiff und kaum war der Anker gefallen, als sich ein Tauschhandel entwickelte, den in seinen verschiedensten Phasen und in seinen kleinen Episoden zu beschreiben, Stunden erfordern würde. Meine Vorbereitungen waren ziemlich gut getroffen und so ist es mir möglich gewesen, trotz des kurzen Aufenthaltes von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Vormittags des nächsten Tages eine ziemlich umfangreiche Sammlung zusammenzubringen. Auf eine solche musste mein hauptsächlichstes Bestreben gerichtet sein; sonstige, so

interessante und wichtige Beobachtungen, ethnologische oder anthropologische, anzustellen, dazu mangelte die Zeit, auch unterbleiben nach meiner Erfahrung solche Untersuchungen besser, wenn die Zeit drängt: ihre Lückenhaftigkeit führt vielfach irre und es ist später mühsamer, die Lücken auszufüllen, als von vornherein gründliche Untersuchungen in Musse anzusellen, sobald sich diese bietet.

Von den gesammelten Gegenständen lege ich nur solche vor, wie sie in der Sammlung des Museums noch nicht enthalten sind, oder solche, welche das Vorhandene ergänzen und mit diesem eine Reihe bilden. Ich übergehe die bekannten Lanzen mit Obsidian-Spitzen, welche derartig variiren, dass man sagen kann, sie sind unter einander so verschieden, wie die Physiognomie der Menschen; die hiesige Sammlung besitzt davon eine grosse Anzahl. Ich lege Ihnen der Reihe nach vor: Lanzen mit Holzspitzen, Schafte von Rohr, die innige Verbindung der Spitze mit dem Schaft ist durch einen (Harz-[?]) Kitt hergestellt.

Hieran schliesse ich Feilen aus Rochenstachel (Taf. V, Fig. 5 u. 6). Die Ansicht, dass diese Instrumente Dolche seien, ist eine falsche. Es ist ja allerdings verführerisch, so verzierte Handhaben, an denen so aussergewöhnlich grosse Rochenstachel befestigt sind, für Dolche auszugeben, — und gelegentlich dürften sie als solche auch wohl gebraucht werden, — aber ihr Zweck ist eben, als Feile zu dienen. Die Verzierung des Griffes, der Handhabe, kann nicht auffällig erscheinen, denn, wie wir weiter sehen werden, liebt es der Admiralitäts-Insulaner, die gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände, Geräthe u. s. w. durch Schnitzerei oder Bemalung zu verzieren.

Beweis dafür ist ein Theil der Holzgefässe. Solchen ist vielfach die Gestalt eines Vogels zu geben versucht. Irrthümlich wird früher berichtet, dass diese Gefässe aus einem schwarzen, harten Holz seien; das Holz ist gerade nicht weich, aber von heller Farbe. Die gefundene schwarze Farbe rührt von dem Rauch her, in welchem sich die Gefässe in den Hütten befinden. Auch die vorliegenden Schüsseln u. s. w. waren intensiv schwarz und haben ihre ursprüngliche Farbe erst wieder nach einem kräftigen Bade angenommen.

Auch an einer Schöpfkelle aus Cocosnuss mit Holzstiel (Taf. V, Fig. 4) sahen wir diesen in anmuthiger, geschickter Weise durch ein vierfüssiges Thier verziert.

Als Schmuck sieht man fast jeden Eingeborenen Muschel-Armringe tragen. Die vorliegenden zeigen auf ihrer Oberfläche so ziemlich alle Muster, welche zur Verzierung eingeritzt und mit Schwärze ausgefüllt sind oder sich im Laufe der Zeit von selbst geschwärzt haben.

Sehr viel seltener sind die Lendengürtel von „Muschel-Perlen“, von denen einige Exemplare in vorzüglichster Ausführung hier vorhanden sind (Taf. V, Fig. 1).

Wie wenig die Admiralitäts-Inseln besucht werden, war an der Sucht der Eingebornen nach Eisen, vor Allem nach Beilen, zu erkennen. Mit Vergnügen gaben sie ihre Steinbeile hin, von denen ich einige vorzeige. Von Beilen, mit einer Holz-Handhabe versehen, konnte ich nur eines erwerben; es ist auffällig dadurch, dass das Steinbeil in die Mitte einer geraden Handhabe eingelassen ist (Taf. V, Fig. 2).

Zu den bemerkenswerthesten Gegenständen, die ich auf den Admiralitäts-Inseln erhielt, rechne ich drei „Oesfässer“ (Taf. V, Fig. 7 u. 8); sie unterscheiden sich von den bei uns gebräuchlichen, allen Wassersport Treibenden gewiss bekannten Geräthen zum Wasserausschöpfen ganz wesentlich. Ihr Griff besteht nur aus einem horizontalen Stabe, der in das Innere des eigentlichen Gefässkörpers gelegt ist; es ist somit ein über Spohn gearbeiteter Griff vermieden, — bei unseren Oesfässern ist der Handgriff sehr verletzlich und thatsächlich meist gebrochen, — dieser Griff und die Hand des Ausösenden sind geschützt. Das Geräth ist ferner sehr compendiös,

auch ist das umgekehrte „Oesfass“ nur mit Gewalt zu beschädigen. Auf einen wesentlichen Vortheil dieses so angeordneten Schöpfers habe ich anderweitig hingewiesen: es ist dies die günstige Schwerpunktslage des gefüllten Gefässes; der Gebrauch eines solchen ermüdet nicht so leicht, als der eines unserer Oesfässer. Die 3 Stücke unterscheiden sich nur durch ihre Grösse. Auch an ihnen bemerken wir wieder die Lust am Verzieren in dem weiss und roth gemalten Bande um den hinteren Theil des Geräthes. Es wäre interessant zu erfahren, ob irgendwo ein Oesfass ähnlicher Form besteht, oder ob die vorliegenden lediglich den Admiralitäts-Inseln eigenthümlich sind. Nach meiner Erfahrung und nach meinen Erkundigungen giebt es solche Geräthe in dieser Anordnung anderwärts nicht. —

Ich bin mit den Gegenständen aus der Südsee zu Ende und will nur noch anführen, dass die Bewohner der Admiralitäts-Inseln einem hübschen, kräftigen Menschenschlag angehören: ihre Physiognomieen sind entschieden intelligent und unterscheiden sich vortheilhaft von den meist bestialischen Gesichtern der Neu-Britannier. Im Uebrigen scheinen sie energisch und kriegerisch zu sein, denn es ist auffällig, dass diese Inseln bisher noch nicht von Schiffen besucht sind, welche Arbeiter anwerben; an Versuchen dazu wird es nicht gefehlt haben, sie sind aber wohl erfolgreich abgewiesen.

Mit Bedauern schieden wir nach so kurzem Aufenthalte von einem Orte so voll ursprünglichen Lebens, mit noch grösserem Bedauern sahen uns aber die Insulaner scheiden, denen wir so begehrtes Eisen, so manchen reichen Schatz in Gestalt von Beilen hinterlassen hatten. —

Als letzten Gegenstand lege ich Ihnen einen Stein aus Ost-Africa vor. Ich fand ihn wenige Tage nach dem ersten Gefecht bei Bagamojo, gelegentlich einer Uebung, in der Nähe einer niedergebrannten Hütte. Es wurde mir gesagt, dass der Stein als Schleifstein benutzt sei; ob dem wirklich so ist, bin ich nicht in der Lage zu entscheiden, ich muss dies competenterer Beurtheilung überlassen.

Die vorgezeigten Gegenstände sind nun zwar für mich eine werthvolle Erinnerung an meine, menschlichem Ermessen nach wohl letzte Reise in die Südsee, andererseits bilden sie für einige Theile der Sammlung unseres Museums für Völkerkunde eine so gute Vervollständigung, dass ich es nicht für angebracht halte, sie der Allgemeinheit zu entziehen. Hrn. Bastian bitte ich daher, diese Sachen für das Museum gütigst anzunehmen. —

Hr. Bastian: Hrn. Contre-Admiral Strauch sage ich den verbindlichsten Dank für diese Bereicherung des Museums, das ihm bereits für eine seiner werthvollsten Sammlungen verpflichtet ist, die in ihrer Art einzig dastehende aus der Weltumsegelung Sr. M. Schiff „Gazelle“.

Die praktischen Winke aus altbewährter Erfahrung sind den Reisenden zu gebührender Beachtung zu empfehlen, wie es im Hinblick auf abgelegnere Inselgruppen, betreffs unserer Bedürfnisse im Besonderen, bereits für die Hervey-, Paumotu-, Marquesas-Gruppen u. s. w. in Betracht gezogen wurde; aber wohl auch auf sämmtlichen anderen wird wichtige Nachlese noch gemacht werden können, wenn zum Besuch derselben Gelegenheit geboten sein sollte, etwa durch Mithülfe der Marine.

Freilich sind es dann verhältnissmässig bereits prähistorische Funde, wie sie auch auf einem, Jahrhunderte und Jahrtausende lang durchackerten Geschichtsboden noch vorkommen: wie viel mehr also, wenn es sich nur um Decennien der Vergangenheit handelt. Was dagegen unwiderbringlich leider verloren ge-

gangen, das ist der lebendige Völkergedanke, um ihn, ohne unsichere Zuthat theoretischer Deutungen, direkt aus sich selber zu erklären.

Die Originalität der oceanisch-ethischen Weltanschauung ist deutlich (und aus der Sachlage erklärlich genug) dem Untergange rascher verfallen, als Zeit gewesen ist, ihr treues Abbild zu nehmen: desto verdienstvoller sind die Arbeiten derjenigen anzuerkennen, die hier und da ächte Probestücke bewahrt haben, wie der von dem verehrten Hrn. Vortragenden erwähnte Rev. Mr. Pratt, den ich auf meiner letzten Reise nach Melbourne anzutreffen das Vergnügen hatte, noch rüstig mit seinen Arbeiten beschäftigt, worüber sich nächstens vielleicht zu Mittheilungen Gelegenheit bieten mag. —

(16) Hr. F. W. K. Müller bespricht unter Vorlegung der betreffenden Objecte einige

Cultusgegenstände aus der Sammlung Jacobsen-Kühn.

In den Jahren 1887—88 unternahmen die HHrn. Jacobsen und Kühn (mit Unterstützung des Ethnologischen Hülfscomités) eine Reise nach den selten besuchten Inseln der Flores-, Banda- und Harafura-See, um eine systematische ethnographische Sammlung für das Königl. Museum für Völkerkunde anzulegen. Die genannten Reisenden haben bekanntlich die ihnen gestellte Aufgabe glänzend gelöst, indessen wären doch gerade bei den auf Religion und Cultus bezüglichen Gegenständen ausführlichere Angaben, als sich in den gleichzeitig mit der Sammlung übersandten Listen vorfinden, erwünscht gewesen. Um gerecht zu sein, darf allerdings nicht vergessen werden, dass — von anderen Hindernissen nicht zu reden — allein die von den Reisenden zu bewältigenden sprachlichen Schwierigkeiten[1]) ganz bedeutende waren. Da nun ein ausführlicher Commentar über die bis jetzt unerreicht dastehende Sammlung noch nicht erschienen ist, abgesehen von einem im „Globus" veröffentlichten Auszug aus Jacobsen's Tagebuch, der aber in dem hierher gehörigen Theile viele Fehler enthält[2]), so dürften die folgenden Zeilen, die einige Zusätze, bezw. Berichtigungen zu den von Jacobsen und Kühn gegebenen Erklärungen enthalten, nicht unnütz erscheinen.

Zur Orientirung für die der Sache Fernerstehenden ist voraufzuschicken, dass man in den religiösen Vorstellungen der Bewohner dieses Theiles von Indonesien gewissermaassen drei Schichten unterscheiden kann: als erste und jüngste den Islâm, als zweite das Hinduthum, charakterisirt durch die Verehrung des heiligen Feigenbaumes (nunu), die Vorstellung von einem Drachen, der die Erde trägt (nâng auf den Kêi-Inseln[3]), ûlar nâga auf Alor) u. s. w., als dritte und älteste

1) In Folge der complicirten Sprachverhältnisse waren die Reisenden in den meisten Fällen auf die wenigen Leute, die Malaiisch verstanden, angewiesen, sofern sie authentisches, nicht von Missionaren und halbblütigen Posthouders herrührendes Material sammelten. Dass jenes Medium in der Form, wie es gewöhnlich zwischen Europäern und Eingeborenen gesprochen wird (von Van der Tuuk mit Recht als „brabbeltaal" bezeichnet), wenig geeignet ist, über Gebiete, wie Religion und Cultus, Licht zu verbreiten, liegt auf der Hand.

2) Siehe unten. — Unter den im „Globus" mitgetheilten Bildern fiel mir auf S. 216: „Frauen-Typus von Luang". Die dort dargestellte Frau ist identisch mit der bei Riedel, De sluik- en kroesharige rassen etc. 1886, Tafel XI, Nr. 5 abgebildeten Frau von der Insel Sêrang (Ceram). Auch eine im hiesigen Museum befindliche Photographie derselben Frau (Samml. des † Dr. Riebeck) trägt die Bezeichnung: „Frau von Ceram".

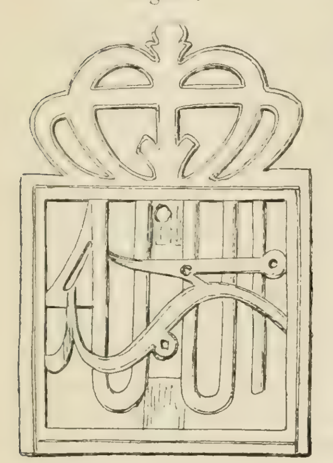
3) Riedel, l. c. p. 220.

den ursprünglichen Cult der Insulaner: die Verehrung der Ahnen, der Haus-, Dorf- und Feldschutzgottheiten, und der beiden Principien: Grossvater Sonne, bezw. Himmel und Grossmutter Erde, — hier richtiger Grossmutter Insel [1]) genannt.

Zur Illustrirung dieser drei Vorstellungskreise ist nun in der erwähnten Sammlung ein reichhaltiges Material zu finden, aus dem ich die folgenden Nummern auswählte.

A. Muhammedanisches. Nr. 2717 ein aus Holz geschnitztes Viereck, „Hausbeschützer, oberhalb des Eingangs gehängt, bei einem Halb-Mohammedaner, -- Talisman — ring-ring genannt." stammt von der Insel Gross-Kêi (Fig. 1). Man erkennt deutlich die in einander geschlungenen arabischen Schriftzüge, die Wörter الله Allâh und محمد Muhammed darstellend. Nach einer mündlichen Mittheilung des Hrn. Jacobsen sind diese „Hausbeschützer" nicht allgemein im Gebrauch, — Nr. 2720 ein „Mattakau. Tafel mit Inschrift in Arabisch, hing in einem dazu gebauten Häuschen zwischen den Cocosbäumen, um dieselben vor Dieben zu schützen". Ueber den Begriff Mattakau vgl. unten C. Die Inschrift hat durch den Rost stark gelitten, indessen sind noch deutlich zu erkennen die Namen der Engel اسرافيل, عزرائيل, ميكائيل, عزازيل und die bekannte muhammedanische Formel: اعوذ بالله من الشيطان الرجيم = Ich flüchte zu Gott vor dem gesteinigten Satan! Auch dieser Gegenstand stammt von der Insel Gross-Kêi [2]).

Figur 1.



Breite des Originals 15,2 *cm.*

Die nun folgenden, von der Insel Bonerate herrührenden Gegenstände reihen wir hier gleich an, da sie erst von den Muhammedanern von Süd-Celebes auf Bonerate eingeführt worden sind. Es sind dies die Nummern 110 und folgende, welche Jacobsen in der ersten Entdeckerfreude für ein Unicum hielt. Dass sie das leider nicht sind, vielmehr die bekannten padúkka-sêtang (buginesisch) oder pabóngka-sêtang (makassarisch) [3]), d. h. Werkzeuge zum Vertreiben der bösen Geister oder Teufel (sêtang vom arabischen شيطان = Satan, in malaiischer Aussprache sêtan), lehrt ein Blick auf die treffliche, von den HHrn. Ass.-Resid. Bensbach und Dr. Matthes für das hiesige Museum im Jahre 1879 zusammengestellte Sammlung aus Süd-Celebes.

Die Originalbeschreibung J.'s lautet: „Wird einem Radja ein Kind geboren, so wird im Dorfe eine Procession veranstaltet. Der Anführer derselben trägt ein Räuchergefäss, gefüllt mit Wegegras, Baumwolle, Zwiebelschalen und Schwefel; der Rauch derselben soll die bösen Geister von dem Kinde fernhalten. Dann folgen in langem Zuge Personen, welche die [hier unten näher bezeichneten] Gegenstände tragen. - Derselbe Brauch wird geübt, wenn das Kind des Radja's beschnitten wird und wenn seine Zähne gefeilt werden." Nr. 110—111: „Lunte,

1) Riedel, p. 7, 54, 106, 195, 220, 252, 280, 314, 337, 372, 410, 436, 460.

2) Die Kêi-Inseln sind ein neuer Stützpunkt für die Ausbreitung des Islâms bis nach West-Neuguinea hin geworden. Von diesen entlegenen Inseln aus machten sich bei Jacobsen's Anwesenheit 14 Männer und 2 Frauen zur Pilgerfahrt nach Mekka auf. Vgl. Globus, Bd. 55, S. 226.

3) Vergl. hier wie im Folgenden die makassarischen und buginesischen Wörterbücher und ethnographischen Atlanten von Dr. B. F. Matthes.

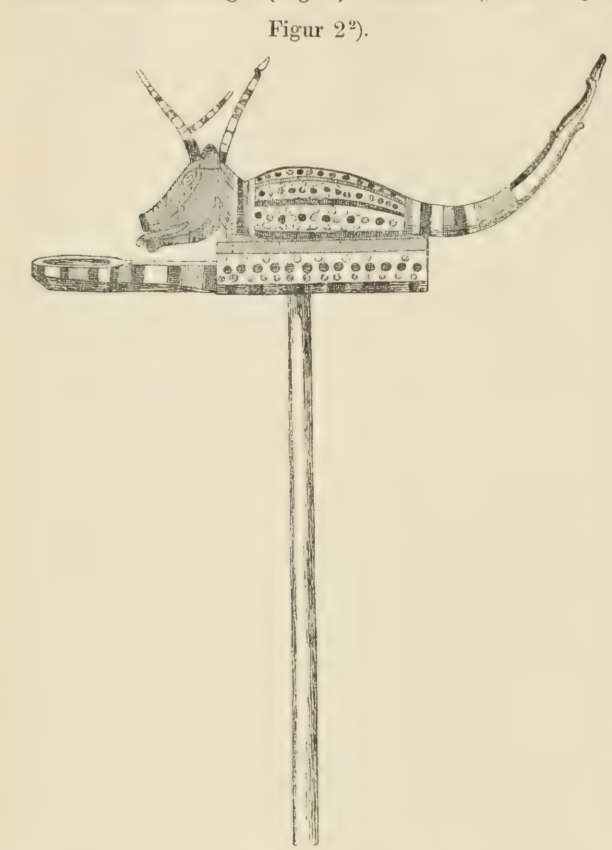
djudju datu, wird angezündet um die bösen Geister (kulobu) zu vertreiben." Djú'dju = Lunte (makass. u. bugin.), dâtu = Fürst (m. u. b.); der Gegenstand entspricht dem bei Matthes, Atlas. Taf. 9, Fig. 10, abgebildeten pamempôwang djú'dju'-lómpo (makass.) oder tudângäng djú'dju'-ma'râdja (bug.). — Nr. 112: hantschu, Schwert mit zwei Dornen auf dem Rücken und einem Vogelkopf, worauf eine Zwiebel gesteckt wird." Der Name: hantschu ist vielleicht mit chandjar zusammenzustellen. — Nr. 113: „djudju, eine mit Pandanblättern und Büschel verzierte Reitpeitsche." Dass djú'dju' Lunte bedeutet, ist bereits gesagt worden. — Nr. 114: „didi, eine Art Scepter" u. s. w., in der späteren Beschreibung: „. . . und die Säge eines Sägefisches darstellend." Diesem Gegenstande entsprechen die im hiesigen Museum vorhandenen, bei Matthes, Atlas, Taf. 9, Fig. 13, abgebildeten ôdja (mak.) oder ôdjä (bug.), Werkzeuge zum Verscheuchen böser Geister. Sie sind umflochten mit Streifen von der Lóntara'-Palme (Borassus flabelliformis L.), die, nach dem Glauben der Eingebornen von Süd-Celebes, von dem Gotte Batâra-Gûru vom Himmel mit auf die Erde gebracht wurde[1]). Zu der Bezeichnung didi ist wohl das buginesische adîdi zu vergleichen. Adîdi sind Stiele der Cocos- oder Arengapalmblätter, aus denen durch Zusammenbinden ein Werkzeug zum Vertreiben der bösen Geister verfertigt wird, letzteres heisst dann adîdi-wârä[1]). — Nr. 115: „bonbon, Fackel". — Nr. 116 u. 116a: „ana patzin, zwei Eisen, die als eine Glocke dienen, das eine Ende wird gegen das andere geschlagen." Dies sind die âna'-báttjing (mak.) oder âna'-bättjing (bug.) genannten, in Matthes' Atlas, Taf. 9, Fig. 1, abgebildeten Instrumente, deren Schall die bösen Geister fernhalten soll. — Nr. 117: „sia-sia, zwei Klappern aus Bambu, von je einer Person getragen in der rechten Hand, sodann gegen die Linke geschlagen." Sîja-sîja (mak.) oder sêja-sêja (bug.) ist eine Art Gesang, der während der ersten vierzig Nächte nach der Geburt eines Kindes gesungen wird[1]). Das Rasselwerkzeug Nr. 117 entspricht genau dem in Matthes' Atlas, Taf. 9, Fig. 17 abgebildeten, auch sonst im hiesigen Museum vorhandenen bûlo sîja-sîja (mak.) oder bûlo pasêja-sêja (bug.), einem an dem einen Ende gespaltenen Bambusstück, welches bei vornehmen Eingeborenen (in Süd-Celebes) bei Gelegenheit von Krankheiten, Geburten, Beschneidungen, Zahnfeilungen, Hochzeiten u. s. w. gebraucht wird. Alsdann stellen sich die damit beauftragten Frauen vor den Betreffenden (Kranken, resp. Kind u. s. w.) hin und schlagen sich während des „sîja-sîja"-Gesanges unausgesetzt mit dem gespaltenen Ende des bûlo sîja-sîja zuerst auf die Handfläche, dann auf die Mitte der flachen, linken Hand, zur Vertreibung der bösen Geister. So geschieht es in Gôwa und Bône. In Wâdjo' nimmt jede Frau zwei bûlo sîja-sîja in ihre Hand und schlägt dieselben, hinter der betreffenden Person stehend, gegen einander[1]). — Nr. 44: „badingidingi, ein Ring aus weissem und rothem Stoff geflochten, Medicin;" in der späteren Beschreibung: „. . . . als Medicin oder zum Schutze neben den Kranken gelegt." Den Namen weiss ich zur Zeit nicht zu erklären. Vielleicht lag der Gegenstand, als Jacobsen ihn erwarb, auf einem padînging-dînging (mak.) = einem von Lóntara'-Palmblattstreifen geflochtenen Teller. Drei ähnliche, nur in der Farbe verschiedene Objecte, darunter eins als Modell gearbeitet, befinden sich in der hiesigen Sammlung unter Celebes, so dass es kaum einem Zweifel unterliegen kann, dass wir es hier mit einem der in Matthes' buginesischem Atlas, Taf. 9b, Fig. p[a. b] abgebildeten lamólo's zu thun haben. Ein lamólo (bug.) ist ein aus buntem Garn (2—4 farbig) geflochtener kurzer Strick und stellt den Nabelstrang vor, der bei den Festen der Bissu's (Zauber-Priester und

1) S. Matthes' lexx. s. v.

-Priesterinnen der Makassaren und Buginesen) als Repräsentant des Lebensanfangs stets eine grosse Rolle spielt. Der lamôlo hängt gewöhnlich in der sogenannten „Schlafkammer der Geister“ [1]).

B. Hinduismus. Nr. 1170: „Ular Naga harimau“. Figur eines Drachens oder einer Schlange (Fig. 2). Stammt „vom Urgrossvater des Radjah von Alor besar. Wo sie sich aufhält oder wie sie aussieht, weiss Niemand. Sie verursacht Krankheiten, welche geheilt werden durch ihr dargebrachte Opfer. Priester oder Medicinmänner giebt es nicht, aber jedes Jahr muss ihr eine Ziege geschlachtet werden. Das Erdbeben soll jedoch ebenfalls durch eine grosse Schlange, welche im Innern der Erde lebt, hervorgebracht werden, indem sie sich, wenn sie hungrig ist, umdreht. Harimau ist ihre Frau, wird aber nicht besonders verehrt, sondern mit der Ular Naga zusammen gerufen, wie der Name oben zeigt.“ Das Wort Nâga weist auf die vorderindische Vorstellung von dem unterirdischen Schlangenkönig, der die Erde trägt (Ananta, Anantabhoga, in malaiischen Märchen Nantabôga [3]) genannt). Merkwürdig ist die Bezeichnung: harîmau, im Malaiischen = Tiger; die ursprüngliche Bedeutung des Wortes muss, wohl in Folge des Umstandes, dass es auf den Alor-Inseln keine Tiger giebt, vollständig verloren gegangen sein, sonst wäre die gleichzeitige Benennung ein und desselben Gegenstandes mit Schlange (ûlar) und Tiger (harîmau) wohl nicht möglich gewesen [4]). Dass der Drache gehörnt abgebildet wird, hat sein Analogon

Figur 2 [2]).



Höhe des Originals 1 *m*.

1) lámmîng-rewâta (bug.). Ein Modell derselben befindet sich im hiesigen Museum im Schranke: Süd-Celebes, Cultus und Aberglaube, in der Samml. Bensbach-Matthes.

2) Abbildung von Nr. 1179, welche besser erhalten ist als 1170.

3) Nach Van der Tuuk, in: Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. 1879, p. 490.

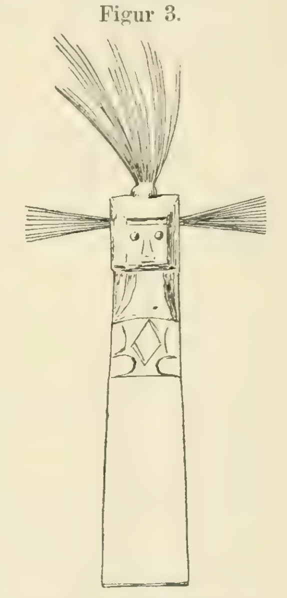
4) Vergl. im Dajakischen: haramaung oder harimaung = eine Pantherart, halamaung = eine Art heiliger Töpfe, auf deren Oberfläche 3 Nâga's mit vierklauigen Pfoten angebracht sind. Dass diese drei Wörter eng zusammengehören, geht daraus hervor, dass die Deckel von zwei im hiesigen Museum befindlichen Karohäi halamaung (d. h. Köcher, welche Zaubermittel enthielten, um den Inhaber des Köchers in den Besitz eines heiligen Topfes von der Art halamaung zu bringen) von zierlich geschnitzten, etwas stilisirten, aber doch deutlich erkennbaren Tigern, d. h. haramaung gebildet werden.

bei den Dairi-Batakern, wo die Erde (die Insel Sumatra) auf den Hörnern des Naga padoka, der als Bock gedacht wird, ruht und in malaiischen Erzählungen, wo die Welt von einem Stier (lĕmbu) oder einer Stierschlange (ûlar lĕmbu) getragen wird[1]). In der Jacobsen'schen Sammlung befindet sich übrigens noch ein „ular wawi" (= Schweineschlange), „ein besonderer Gott der Bergbewohner" von Alor.

Der sieben Schirme, die für den „Ular Naga" in Larantuka (Insel Flores) aufgestellt werden, ist schon früher in dieser Zeitschrift Erwähnung gethan worden (1889, p. 701).

C. Einheimische religiöse Vorstellungen. Nr. 2002. „Götze (jene) Opulero darstellend, mit Haaren geschmückt." Von der Insel Keisar [Kissar] (Fig. 3). — So verlockend es ist, in den Haaren, mit denen dieses Figürchen verziert ist, einen Hinweis auf die Strahlen der Sonne (Upu-lero = Grossvater Sonne) zu erblicken, so widerspricht dem schon die Bezeichnung als „jene". iëne sind die Ahnenfiguren, in denen die Seelen der Verstorbenen zeitweilig ihren Aufenthalt nehmen[2]). „Upulero ist überdies viel zu erhaben, als dass man sich direct mit ihm in Verbindung setzen könnte"[3]), vielmehr dienen die Geister (nitu) der Verstorbenen, die in den iëne wohnen, als Vermittler zwischen Menschen und Upulero[3]). Demnach liegt hier wohl ein Missverständniss Seitens J. vor. — Bei der Nr. 2184, einem kleinen, aus Knochen geschnitzten Figürchen, welches von derselben Insel stammt, ist die Benennung „Opolere" [i. e. Upu-lero] von Jacobsen selber mit einem Fragezeichen versehen. Es ist vielmehr ein Ahnenbild, gleichwie Nr. 1862 u. 1863, von denen in der ursprünglichen Beschreibung ausdrücklich gesagt ist, dass sie „jene" von der Insel Kissar seien, dass der Mann Wuku mehe-laijmehe und die Frau Lelimehe-mahamehe[4]) heisse, und deren Bezeichnung als „Opolero" sich erst in der späteren, von Jacobsen nach seiner Rückkehr aus Indonesien vorgenommenen Etikettirung vorfindet. — Unsicher erscheint mir ferner die Benennung einer anderen Figur (Nr. 2891, von der Insel Klein-Kêi), die einen Kopf und durchlöcherten Rumpf repräsentirt (Fig. 4). Sie ist bezeichnet als: „Du-dill (wie auf Timorlaut), Götze, der in einem Hause stand; das Loch in der Mitte nimmt das Opfer auf." Auf den Timorlao- und Tanembar-Inseln ist Duadilâ (oder Dudilâ, Dudilah = der grosse Herr)[5]) = Ubu-lera (Vater Sonne). Ich vermuthe nun, dass wir es auch hier nicht mit einer Darstellung des höchsten Wesens, sondern

Figur 3.



Höhe des Orig. 20,5 *cm.*

1) So bei Van der Tuuk, Bataksch leesboek, taalkundige aanteekeningen etc. 1862, p. 54 („Die Schöpfung der Mittelwelt").

2) S. Riedel a. a. O., Tafel XXXVII und p. 484.

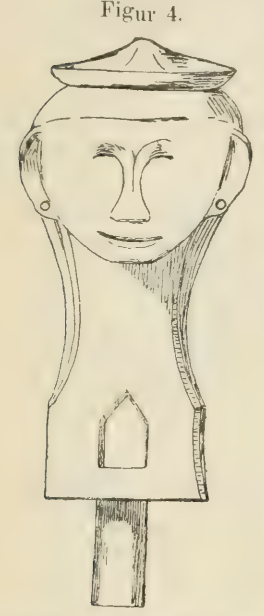
3) S. Van Hoëvell, Leti Eilanden, in: Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. 1889, deel XXXIII, p. 205—206.

4) Das sind demnach die Eigennamen der Verstorbenen.

5) dooad = deity. Forbes, A naturalists wanderings in the Eastern Archipelago 1885, p. 384. — tua oder ëdua = Herr, Riedel, p. 280. — ilâ = gross, ib. u. bei Van Hoëvell, p. 173, 174.

mit einem Ahnenbildniss zu thun haben[1]), und dass eine Verwechselung mit den sĕdeu, die auch duad dĕu[2]) genannt werden, vorliegt.

Figur 4.



Höhe des Orig. 28,5 *cm.*

Ein sehr bedeutender Theil der von Jacobsen gesammelten Cultusgegenstände gehört in die Categorie: Matakau. Dieses Wort bedeutet nach Riedel[3]): rothes Auge. Ob diese Etymologie richtig ist, erscheint mir fraglich. Jedenfalls ersieht man nicht recht, was sie mit dem Begriff: bezaubertes[4]) Eigenthumszeichen zu thun hat[5]). Nach den Andeutungen bei Riedel und den mündlichen Mittheilungen Jacobsen's sind diese Matakau's Figuren, welche das Eigenthum Jemandes schützen sollen, nachdem durch Zauber ein böser Geist hineingebannt ist. Diese Figuren sind zum Theil nur rohe Holzpfähle, deren oberes Ende die grob geschnitzte Nachahmung eines menschlichen Kopfes trägt, zum Theil stellen sie, zierlicher geschnitzt, symbolisch die Strafen dar, die den Dieb treffen sollen. Bisweilen sind diese symbolischen Drohungen soweit ausgeführt, dass sie eine Art Bilderschrift darstellen, wie z. B. Nr. 1855 (Fig. 5): „heri, mattakau, um Diebe von den Feldern fern zu halten. Stellt zwei Krieger mit klewangs (Schwertern) und Schilden, Hahn und Hund dar. Der Felddieb soll von den Kriegern getödtet und von dem Hunde gefressen werden. Die Bedeutung des Hahns und des fast an jedem Mattakau hängenden Schweine-Unterkiefers, war nicht zu ermitteln. Von der Insel Kissar." — „heri" ist wohl = hewêre bei Riedel, wie denn auch mehrere der übrigen Synonyma für matakau bei Jacobsen etwas von den bei Riedel gegebenen abweichen. Vergl.

Riedel:	Jacobsen[6]):
metu (= matakau, auf den Kêi-Inseln)	mattu.
howajar (desgl.).	ho-err, hower.

1) Auch Forbes verwechselte Ahnenbilder und Dudilâ (p. 326). S. auch Riedel, Eenige opmerkingen over de recente ethnologische, linguistische, geographische en ornithologische mededeelingen omtrent de Tanembar- en Timorlao-eilanden, in d. Zeitschr. der Niederl. Geogr. Gesellschaft. 2. Serie, Theil I, Nr. 10. (Sep.-Abdr., p. 2.)

2) „De beschermgeesten, de genii loci, die vóór den ingang of in de negari zijn geplaatst en den algemeenen naam van sĕdeu of duad dĕu dragen, zijn de nitu der voorouders, die het eerst de negari hebben bevolkt..... Sommige sĕdeu, die in staande houding afgebeeld zijn, hebben op de hoogte van den umbilicus eene opening, waarin de offers worden neergelegd." Riedel, p. 220.

3) a. a. O. p. 62.

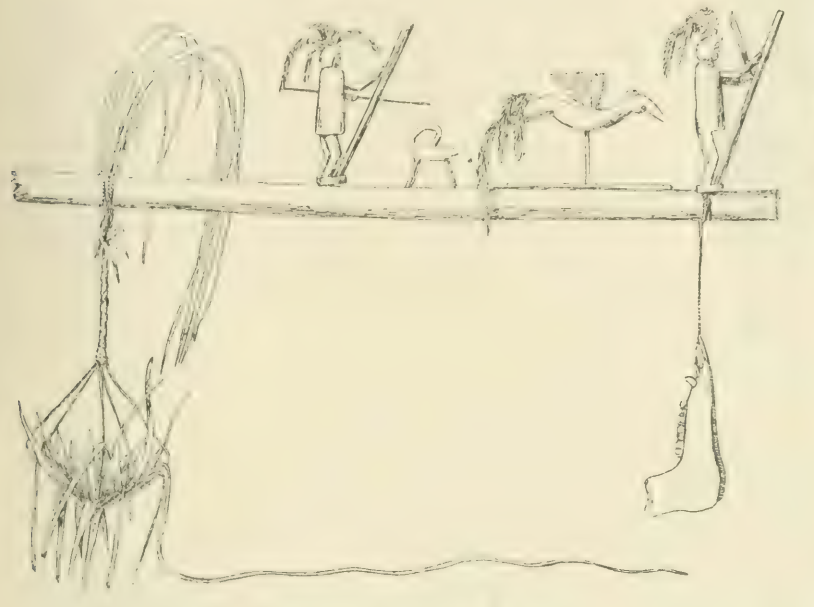
4) ib. p. 21.

5) Oder soll man dabei an das bekannte „böse Auge" denken. Vergl. R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. 1878, p. 35—45.

6) Uebrigens finden sich bei Jacobsen noch viel mehr Bezeichnungen von Matakau's, so z. B. von der Insel Larat (Tanembar-Inseln): „obila", „nit" ([!], in: „nit-nangan"), „nittu" ([!], in: „nittu-wiwit"), von der Insel Sêra (Sejra, Tanembar-Inseln): „walut" ([!], in: walut-tang-wär"), von der Insel Klein-Kêi: „waut" (in: „waut-urin") u. a. m., wie auch Jacobsen bei Nr. 2940, „obila-wanat" ausdrücklich hinzufügt: „Geister der Vorväter" [i. e. nitu].

Riedel:	Jacobsen:
wet (a. d. Tanembar-Inseln)	wett, weat[1]).
waba (a. d. Àru-Inseln)	wabba (auf Larat, Tanembar-Inseln).
mattô (a. Luang)	mattô.
matue (a. Leti)	matue.
ahadle (a. Keisar)	attle.
kero (a. Etar oder Wettar)	kero (in: „kerohama“).

Figur 5.



Länge des Querstabes 98 *cm.*

Fig. 6.



Höhe 59,5 *cm.*

Zu den Matakau's gehört auch Nr. 2912: „we-jaffu, Feuergott“, von der Insel Larat; in der späteren Beschreibung: „Götze, Schützer vor dem Feuer (da die Leute beim Tanzen viele Palmfackeln verwenden, können die Funken den Dächern leicht gefährlich werden“[2]) [Fig. 6]. — Der Gegenstand ist richtiger zu bezeichnen als: Matakaufigur (wet), die den Dieb mit Feuer (jafu)[3]) bestraft, zumal sich ein Gegenstück dazu in Nr. 3720 (Fig. 7), von der Insel Sêra (Sejra, Tanembar-Inseln) findet: „weh-jaffo, bestraft den Dieb mit Abbrennen des Hauses.“

---

1) Im „Globus“, 1889, p. 246, ist Nr. 3: „weat-tuanat, Bewacher und Schützer der Maisfelder,“ erklärt als: „Geist des Herrn“, als ob der Name mit dem malaiischen tùan = Herr zusammenhinge. Es ist vielmehr zu trennen: „weatt-uanat“, d. h. wet-wanat = Matakau für Reisfelder. Vergl. Riedel, p. 297: wet = tabu: wanat = pàdi. — Der ibid. als Nr. 28 genannte „Wet-Se“ heisst in Jacobsen's Originalbeschreibung: „wett-Òe“. — Ein „Inkilu-Likerwurde“, ibid. Nr. 26, kommt in Jacobsen's Sammlung nicht vor. Der Name ist, wie ich 1889 durch Vergleichung mit Jacobsen's Originalliste ersah, in Folge eines Versehens entstanden. Soviel ich mich entsinne, lautete die Stelle: „Inkelu [, ... der eine Art Heiliger wurde“ u. s. w.

2) So auch im „Globus“, 1889, p. 246.

3) Vergl. Riedel, p. 297: „wet javu = vuurtabu“. — yafoo = fire, Forbes, p. 384.

Figur 7.



Höhe 46 *cm*.

Von den Matakau's zu trennen sind hingegen die „lokor" genannten, aus Palmblattstreifen geflochtenen Körbchen[1]) zum Aufhängen, obgleich sie Jacobsen so bezeichnet[2]). Aus den Darstellungen bei Riedel[3]) und Van Hoëvell[4]) geht hervor, dass sie nicht als Matakau's gebraucht werden, sondern nur zur Aufnahme von Opfern (in Gestalt von Sîrih, Pînang, Reis u. s. w.) für das höchste Wesen (Upu-lero, Mahkarom manouwe) dienen.

Schliesslich wäre noch zu erwähnen die schöne Sammlung von Ahnenfiguren, walut auf den Tanembar-Inseln, iëne auf Leti genannt. Ich kann sie hier übergehen, da sich bereits in Bastian's Publication[5]) gute Abbildungen von 25 Figuren befinden[6]). Nur zu den von Jacobsen „bissi-wallut" genannten Ahnenfigürchen, die in einem Korbgeflecht aufbewahrt und im Kriege von den Tanembar-Insulanern als Amulett unter dem Panzer getragen werden, möchte ich bemerken, dass dieser Name vermuthlich: Korb (oder Tasche) für ein Ahnenbild[7]) bedeutet. —

(17) Hr. Maass führt der Gesellschaft einen

weissen Neger (Albino)

vor. Salomon Dionysius Feury, geboren den 4. October 1868 in der britischen Mission zu Sierra Leone, West-Africa, stammt von getauften schwarzen Vollblut-Negern ab und ist das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater ist Grobschmied; er selbst hat Schneiderei und Bäckerei gelernt und kam vor einem halben Jahre als Schiffskoch nach Hamburg. Von Religion ist er Wesleyaner. Er spricht geläufig englisch, welches er als seine Muttersprache betrachtet, wie er sich überhaupt für einen english gentleman ausgiebt. Er hat bei seinem gelb-blonden Wollhaar blaue Augen und etwas Nystagmus. Ausgezeichneter Negertypus des Gesichts. Am ganzen Körper ist die Haut weiss, ohne Spur schwarzer Pigmentirung. Die hier vor Kurzem im Panopticum sich zeigenden Schuli-Neger, mit denen er sich

1) Abbildungen bei Riedel, Tafel XXXVIII, Nr. 10, 12, 13.

2) Vielleicht wurde er dazu durch den Umstand veranlasst, dass diese lokor sich bisweilen an matakau's vorfinden, wie z. B. hier Fig. 5, links.

3) a. a. O., p. 411.

4) a. a. O., p. 204—205.

5) Indonesien oder die Inseln des Malaiischen Archipel, IV. Lieferung, 1889. ibid. p. 75 sind folgende Druckfehler zu verbessern:

statt:	lies:
marua	marna (= Adel).
Buiketti	Buiketsi.
Nalliei-Lawarisi	Naliei-Lawarissi.
Darva	Dara.

6) Vergl. auch die vortrefflichen Abbildungen in Riedel's Werk.

7) bisin = Korb, Riedel, p. 481.
waluta = Ahnenfigur, ibid. p. 281, 290.
walud = desgl., Van Hoëvell, p. 206.

übrigens nicht verständigen konnte, wollten durchaus nichts von ihm wissen und gaben zu verstehen, dass sie ihn für einen Menschenfresser hielten. —

(18) Hr. Maass zeigt ferner eine

junge Riesin.

Marie Emma (Aama) Bataillard, geboren (laut vorliegendem Taufschein) den 16. August 1876 zu Villeserine im Département du Jura, 2,17 *m* (6 Fuss 10½ Zoll) hoch; Tochter eines armen Holzhauers. Vater und Mutter sind kaum von Mittelgrösse; sie hat noch 14 Geschwister, alle von gewöhnlicher Grösse, bis auf eine 20jährige Schwester, welche nur 1 *m* (3 Fuss 2 Zoll) hoch ist. Sie war bis zu ihrem elften Lebensjahre von gewöhnlicher Grösse, fing dann aber plötzlich stark zu wachsen an und verlor dabei die Fähigkeit zu laufen. Jetzt ist sie seit 1½ Jahr wieder im Stande, zu gehen, bedarf aber manchmal dabei der Unterstützung. Ihr Nahrungsbedürfniss ist sehr gross; ihre Stimme etwas tief, ihr Gesichtsausdruck aber ächt weiblich. —

(19) Eingegangene Schriften und Geschenke:

1. VII Report on the North-Western tribes of Canada. London 1891. Gesch. d. Hrn. Boas.
2. Landeskundliche Literatur der Provinzen Ost- und Westpreussen. Heft I. Königsberg 1892. Gesch. d. Königsb. Geogr. Ges.
3. Mertins, O., Die hauptsächlichsten prähistorischen Denkmäler Schlesiens. Berlin 1891. (Sep.-Abdr. 17. Jahresb. d. Schles. Prov.-Verb. d. Ges. f. Verbr. v. Volksbildung.) Gesch. d. Verf.
4. Čermák, Klim., Vývoj nejobyčejnějších nástroju. Čáslav 1891. Gesch. d. Verf.
5. Szombathy, J., Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn und Oedenburg. Wien 1891. (Sep.-Abdr. Mittheil. d. Anthrop. Ges.) Gesch. d. Verf.
6. Rosser, W. H., The bijou gazetteer of the world. London, o. J. Gesch. d. Hrn. Künne.
7. Joest, W., Malayische Lieder und Tänze aus Ambon und den Uliase (Molukken). Leiden 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Int. Archiv f. Ethnogr. Bd. V.) Gesch. d. Verf.
8. Kubary, J. S., Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des Carolinen-Archipels. Leiden 1892. (Heft 2.) Gesch. d. Hrn. J. D. E. Schmeltz.
9. Conwentz, H., Die Eibe in Westpreussen, ein aussterbender Waldbaum. Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen. Herausgegeben von der Provinzial-Commission zur Verwaltung der Westpreussischen Provinzial-Museen. Danzig 1892. Heft III. Gesch. d. Prov.-Commiss. z. Verwalt. d. Prov.-Mus.
10. Feier der Enthüllung des Denkmals für Gustav Nachtigal im Königl. Museum f. Völkerkunde z. Berlin. Berlin 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. der Gesellschaft f. Erdkunde z. Berlin.) Gesch. d. Gesellsch. f. Erdkunde z. Berlin.
11. Brinton, D. G., Studies in South American native languages. Philadelphia 1892.
12. Derselbe, Current notes on anthropology I—IV. Philadelphia 1892. (Science vol. XIX, No. 475, 477, 479 u. 481.)

13. Brinton, D. G., Anthropology as a science and as a branch of university education in the United States. Philadelphia 1892. Nr. 11—13 Gesch. d. Verf.
14. van der Chijs, J. A., Nederlandsch-Indisch Plakaatboek 1602—1811. Batavia 1891. Bd. IX. Gesch. d. Batav. Gesellschaft.
15. Sergi, G., Le varietà umane della Melanesia. Roma, o. J. (Estr. Boll. d. R. Accad. Med. d. Roma, anno XVIII, fasc. II.)
16. Derselbe, Crani siculi neolitici. Parma 1891. (Estr. Bull. di paletnologia italiana, anno XVII, No. 11 e 12.) Nr. 15 u. 16 Gesch. d. Verf.
17. Swanowski, W., Der Unterricht des Administrationsrechts an der Berliner Universität im Wintersemester 1883/84. Cuny. Gneist. Kasan 1884.
18. Sintsow. Die Bernouilli'schen Funktionen mit willkürlichen Exponenten. Kasan 1892.
19. Nachrichten und gelehrte Notizen der k. k. Kasan'schen Universität. Jahrgang XLVI. März-April. Kasan 1879. Nr. 17—19 Gesch. v. Prof. Dr. N. Tolmatschew.
20. Maška, K. J., Die diluviale Fauna und Spuren des Menschen in der Schoschuwker Höhle in Mähren. Wien 1891. (Sep.-Abdr. Jahrb. d. k. k. geol. Reichsanstalt.)
21. Derselbe, Bronzefund bei Mankendorf. Wien 1891. (Sep.-Abdr. Mitth. d. k. k. Centr.-Comm. f. Kunst u. hist. Denkmale.) Nr. 20 u. 21 Gesch. d. Verf.
22. Obedenaru, M. G., Texte Macedo-Romàne başme poesii poporale de la Cruşova publicate dapà manuscrisele originale de Prof. J. Bianu. Bucuresci 1891. (Ed. academiei Romane.) Gesch. d. Verf.
23. Kuhn, A. u. Schwartz, W., Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Gesch. d. Hrn. Dr. W. Schwartz.
24. Notices anthropologiques No. 1 H. ten Kate, L. Serrurier. Leyde, o. J. fol. Gesch. d. Hrn. L. Serrurier.
25. Siret, Henri et Louis. Les premiers âges du métal dans le sud-est de l'Espagne. Bruxelles 1888. (Sep.-Abdr. Revue d. quest. scientifiques.) Gesch. d. Verf.
26. Tátch-Kuch läi-jên yoh-fäng, deutsche Apotheke. Lai-jên. Gesch. d. Hrn. Dr. Jagor.
27. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. Paris 1860—1870. I. Série compl. II. Série 1—5. Angekauft.
28. de Baye, J., La bijouterie des Goths en Russie. Paris 1892. (Sep.-Abdr. Mémoires de la soc. nat. d. Antiq.) Gesch. d. Verf.
29. Danielli, J., Studio craniologico sui Nias. Firenze 1892. (Sep.-Abdr. Archivio p. l' Antrop. e l' Etnol.) Gesch. d. Verf.
30. Jentsch, H., Die prähistorischen Alterthümer aus dem Stadt- und Landkreise Guben. (V.) Guben 1892. Gesch. d. Verf.
31. Yzermann, J. W., Beschrijving der Oudheden nabij de grens der residenties Soerakarta en Djogdjakarta, med Atlas. Batavia en s' Gravenhage 1891. Gesch. d. Hrn. Dr. Glogner.
32. Förtsch, O., Die Entstehung der ältesten Werkzeuge und Geräthe. Halle a. S. 1892. (Inaug.-Diss.) Gesch. d. Verf.



1.



2.

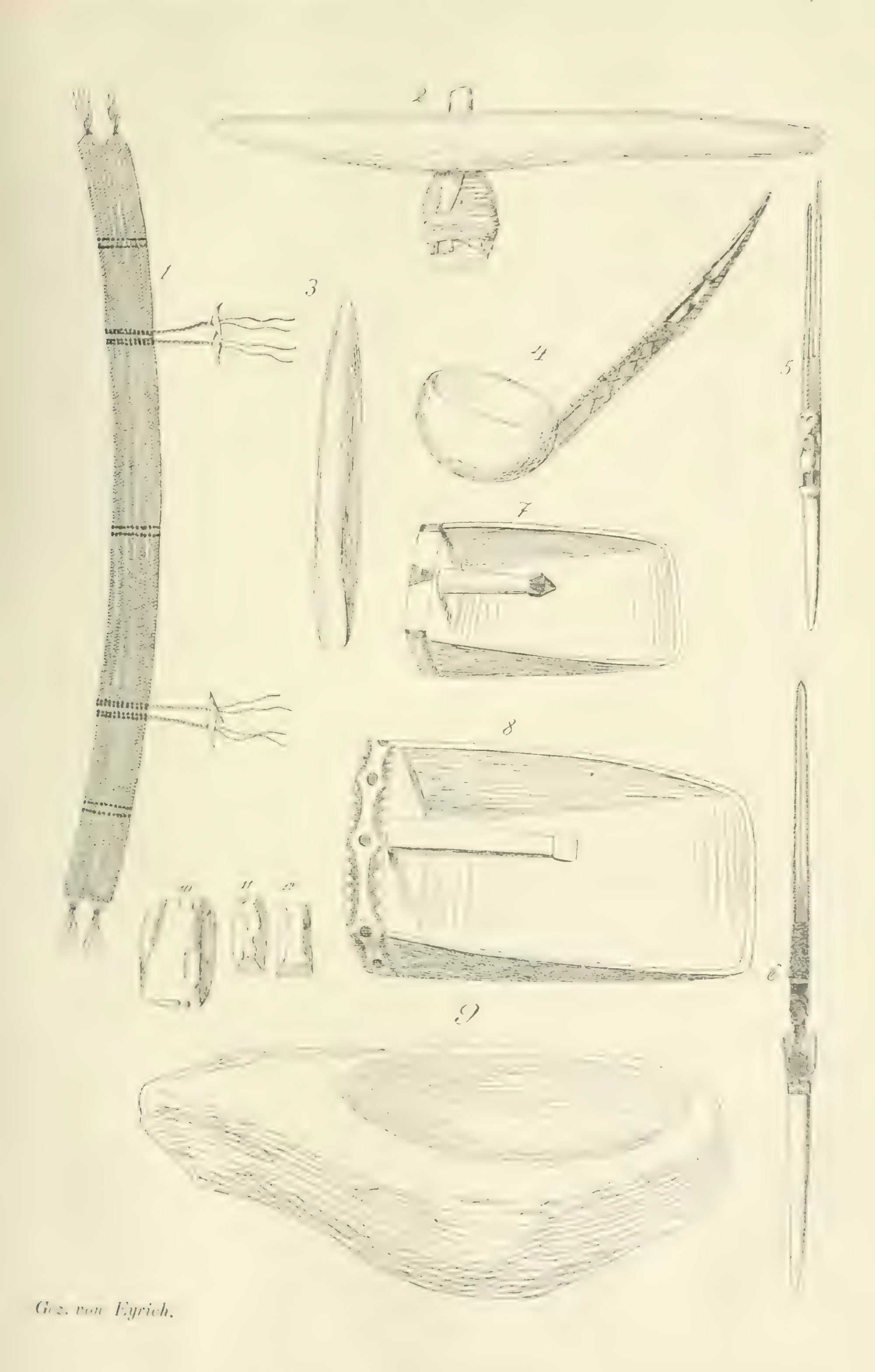


3.



4.





Gez. von Eyrich.



Sitzung vom 21. Mai 1892.

Vorsitzender Hr. **Waldeyer.**

(1) Durch den Tod hat die Gesellschaft folgende Mitglieder verloren:

Hr. Minister-Resident a. D. Gustav Travers, Gersau.
„ Sanitätsrath Dr. Mühsam, Berlin.

(2) Als neues Mitglied wird angemeldet:

Hr. Prof. Dr. Wilh. Krause, Berlin.

Hr. Prof. Wilh. Joest ist lebenslängliches Mitglied der Gesellschaft geworden. —

(3) Hr. Voss überreicht im Auftrage des Hrn. Unterrichts-Ministers einen Bericht über neuerdings stattgehabte Ausgrabungen im Reg.-Bezirk Bromberg. Derselbe ist in dem 3. Heft der Nachrichten über Deutsche Alterthumsfunde (S. 47) veröffentlicht worden. —

(4) Der russische General-Consul Hr. Dmitri v. Kasarinow hat Hrn. R. Virchow einen Besuch gemacht und ist persönlich in der Sitzung erschienen, um dem Wunsche um recht lebhafte Betheiligung an dem Moskauer internationalen prähistorischen Congress Ausdruck zu geben. —

Hr. Virchow schliesst sich diesem Wunsche an und bittet um rege Theilnahme an dieser so Vieles versprechenden Versammlung. Er selbst beabsichtigt mit seinem Sohne Hans Virchow, sich nach Moskau zu begeben, um die Verbindung mit den russischen Archäologen und Anthropologen nach Kräften zu fördern. —

(5) Um eine würdige Betheiligung der Deutschen Ethnographie an der Welt-Ausstellung in Chicago 1893 herbeizuführen, hat sich auf Betreiben des Hrn. Ulrich Jahn eine besondere Gesellschaft (German Ethnographic Exhibition Limited) in Berlin gebildet, welche die Finanziirung des Unternehmens gewährleistet. Diese Gesellschaft hat zur Ueberwachung der Vorbereitungen ein wissenschaftliches Comité, bestehend aus den HHrn. R. Virchow, A. Voss und Al. Meyer-Cohn, eingesetzt, während die Ausführung selbst, insbesondere der Ankauf und die Besorgung der ethnographischen Gegenstände, Hrn. Jahn übertragen ist. Die Ausstellung wird eine möglich vollständige Darstellung des Deutschen Hauses in Stadt und Land nach vorhandenen Bauten, sowie ein deutsch-ethnographisches und prähistorisches Museum enthalten. —

(6) Hr. Feyerabend spricht über die II. Hauptversammlung der Ober-Lausitzer Gesellschaft, welche am 6. bis 8. Juni zu Muskau, am 7. zu Görlitz

und auf dem Oybin, am 8. zu Zittau tagen soll, bezeichnet die dabei beabsichtigten Ausgrabungen und setzt Programme in Circulation. —

(7) Hr. F. Jagor hat Hrn. Virchow zu dessen 70. Geburtstag eine grosse Anzahl prächtiger Photographien aus Java zum Geschenk gemacht. Dieselben sind im Sitzungssaale ausgestellt. —

(8) Hr. Dr. A. Bässler berichtet in einem Briefe an Hrn. R. Virchow, d. d. Singapore, 8. April, unter Uebersendung von Photographien und Umrisszeichnungen, über den

Batak-Stamm der Rajas.

Mein erster Streifzug im Malaiischen Archipel galt diesmal den Batakleuten[1]), und zwar suchte ich mir für meine Untersuchungen den bis jetzt noch weniger bekannten Stamm der Rajas[2]) aus, weniger bekannt, weil er bis heute verstanden hat, die Holländer, denen er öfters noch zu schaffen macht, von seinem Gebiet fern zu halten. Freilich hat darunter auch der Reisende zu leiden und viel anthropologisches Material kann ich deshalb von dort leider nicht liefern. Schädel waren nicht zu bekommen und Frauen wollten sich durchaus nicht messen lassen, angeblich — wie der Häuptling behauptete — aus Furcht vor mir, in Wahrheit aber — wie ich glaube — aus Furcht vor ihren Männern, die sie eifersüchtigst bewachten und eine Annäherung an mich nicht dulden wollten, zu der diese oder jene Schöne, wie mir schien, wohl geneigt gewesen wäre.

Die sechs Messungen von Männern, die ich beifüge, sind in dem Kampong Bandja Lengai aufgenommen, welcher im Innern Sumatras, ± 3° nördl. Breite, einige Hundert Fuss hoch auf der östlichen Seite der Bergkette liegt, welche die Insel von Süden nach Norden durchzieht. Da ein Theil meines Gepäcks, in dem sich auch die Bücher und Papiere befanden, unterwegs zurückblieb, so habe ich leider nicht alle in Ihrem Schema aufgenommenen Fragen beantworten können, so z. B. die betreffs der Farben, da mir die Tafeln fehlten; Hände und Füsse musste ich auf sehr mangelhaftem Papier aufzeichnen, da besseres nicht vorhanden war. Trotzdem sende ich diese Originalaufnahmen ein, da ich es für besser halte, als sie erst nachträglich nochmals zu übertragen. Haarabschnitte sind bei Allen reichlich beigefügt, allerdings nur vom Kopfhaar, da das Uebrige, wie Sie aus den näheren Angaben ersehen werden, sehr spärlich, in der Achselhöhle aber rasirt war; über die Schaamhaare kann ich nichts verrathen, da mir diese zu sehen nicht gestattet wurde. Ausserdem lege ich noch photographische Aufnahmen der Gemessenen bei, und zwar je eine en face und eine en profil, sowie auch Aufnahmen von zwei jungen Mädchen, das einzige Zugeständniss, welches mir die schönere Hälfte gemacht hat. Die Abzüge sind nicht gerade mustergültig, doch lassen sich bei den ungünstigen Verhältnissen, unter denen man hier stets arbeiten muss, bessere oft nicht herstellen; nach meiner Rückkehr hoffe ich in Europa von den Negativen bessere Copien zu erzielen und werde mir dann die heute eingesandten zurückerbitten.

1) Die Batakleute (das k wird sehr weich, mehr einem g ähnlich, und fast unhörbar ausgesprochen) nennen sich selbst nie Batak's, sondern nach ihrem Stamme: Pak-Paks, Koras, Timors, Tobas, Rajas u. s. w. Das Wort Batak gebrauchen sie nur, wenn sie den Gegensatz zu einem anderen Volke ausdrücken wollen.

2) Die Rajas sollen sich im oberen Lande Räas nennen.

Wie Sie aus den Bildern ersehen, sind die Bewohner von Bandja Lengai hübsche, schlanke Leute, die durchaus nichts Abstossendes haben. Sie sind von brauner, im Grossen und Ganzen mehr hellbrauner, als stark dunkelbrauner Hautfarbe; tragen das lange, schwarze, vorn an der Stirn meist abgeschnittene Haar zu einem Knoten gebunden auf dem rechten Hinterkopf; haben wenig vorstehende Backenknochen und Kinn; meist schräge, einige von ihnen aber auch fast gerade Stirn; meist geradliegende, dunkelbraune Augen; breite Nasen; kleinen Mund; dicke, aber wenig aufgeworfene blassrothe Lippen; kleine, nicht durchlöcherte Ohren; kleine Hände, von denen einzelne Finger oft verkrüppelt sind; die Nägel ungefärbt und bis auf den Nagel des kleinen Fingers, der so lang als möglich zu erhalten versucht wird, kurz gehalten; nicht grosse Füsse mit dicht aneinander gepressten Zehen; fast keinen Bauchansatz, bei einem im Allgemeinen gut-mittelmässigen Ernährungszustande; viele mit Hautausschlägen behaftet, manche mit Syphilis[1]). Einige von ihnen machen einen unbedingt sympathischen Eindruck und der Tuwan selbst würde, wenn er im Frack mit einer Geige unter dem Arm nach Europa käme, überall wohl eher für einen Künstler, als für einen Häuptling aus Sumatra gehalten werden. Leider huldigt er, wie auch seine Untergebenen, schon sehr dem Opiumrauchen, und wie dieses bereits seinen Vater ruinirt hat, so wird es auch wohl ihn und seinen Stamm im Verein mit anderen Einflüssen europäischer Civilisation in kurzer Zeit so weit bringen, dass sie bald eben solche — wie der Holländer sich ausdrückt — Smeerlappen werden, wie andere Völker, die, einst als die gefährlichsten Feinde gefürchtet, später freiwillig Land und Leute dem weissen Eroberer preisgaben.

Messungen (Bandja Lengai, den 18. bis 20. Februar 1892):

Rajas	1. ♂	2. ♂	3. ♂	4. ♂	5. ♂	6. ♂
A. Körper.						
Ganze Höhe	1678	1578	1582	1511	1595	1577
Klafterweite	1742	1696	1684	1520	1699	1665
Höhe: Kinn	1468	1372	1355	1298	1375	1342,5
„ Schulter	1414	1322	1327	1270	1359	1312
„ Ellenbogen	1046	973,5	1009	934	989	957
„ Handgelenk	810	745	811	776	783	740
„ Mittelfinger	617	558	575	614	599	585
„ Nabel	1016	947,5	967	871	955	928
„ im Sitzen, Scheitel über dem Sitz	880	811	849	834	870	854
„ „ „ Schulter „ „	610	561	610	574	597	595
Brustumfang	855	820	885	830	852	845
Handlänge	178	180	205	190	186	184,5
Handbreite (an der Stelle, wo die 4 Finger ansetzen)	86	80	87	82	80	77
Fusslänge	241	329	269	231	245	242
Fussbreite	106	96	108	97	100	100
Grösster Umfang des Oberschenkels	500	445	485	480	480	455
„ „ der Wade	345	325	330	315	338	333

1) Bei den folgenden einzelnen Personalbeschreibungen sind manche dieser Angaben, weil schon hier angedeutet, weggelassen.

Rajas	1. ♂	2. ♂	3. ♂	4. ♂	5. ♂	6. ♂
B. Kopf.						
Grösste Länge	171	166	187	176	173,5	177
Grösste Breite	151	147	161	147	152	152
Ohrhöhe	124,5	121,5	138	129	123,5	133
Stirnbreite (?)	132	133	130	131,5	132	129
Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel	124	119	127	123	120	120
„ „ „ vom Nasenansatz	128,5	123	130	130	122	123,5
„ „ „ von der Mundspalte	138	131	139	138	130	130,5
„ „ „ vom Kinn	142	138	150	153	143	145
Gesichtshöhe bis Nasenwurzel	110	116	132	112	110	118
„ „ Haarrand	197	183	211	172	193	195,5
Mittelgesicht (Nasenwurzel bis Mund)	74	73	80	68	64	70
Gesichtsbreite	127	120	138	128	136	136
Innere Augenwinkel, Distanz	30	34	36	33	35,5	32
Aeussere Augenwinkel, Distanz	95	95	95	96	96	97
Nase: Höhe	48	49	55	41	49	49
„ Breite	36	37	43	40,5	40	43,5
„ Länge	45	47	52	36	40	47
„ Elevation	18	14,5	18	16	17	17,5
Mundlänge	48	48	57	48	47	47,5
Ohrhöhe	58	57	62	56	56	61
Horizontalumfang des Kopfes	535	525	570	540	557	555
Berechnete Indices.						
Schädelindex	88,3	88,5	86,09	83,5	87,6	85,8
Höhenindex	72,8	73,19	73,79	73,29	71,18	75,1
Nasenindex	75,0	75,5	78,18	98,8	81,6	88,7

Nähere Angaben:

Nr. 1. Hadjim, Tuwan von Bandja Lengai; Raja (Batak); männlich; ungefähr 20 Jahr alt, von schlanker Figur und hellbrauner Hautfarbe. Haar: schwarzes, straffes, bis an den Nacken reichendes Kopfhaar, an der Stirn nicht abgeschnitten; Schnurrbart sehr spärlich; kräftige Augenbrauen; Haare in der Achselhöhle rasirt; Brust, Arme und Beine unbehaart. Breites Gesicht. Dunkelbraune Augen mit fast gerader Stellung. Stirn gerade. Nase an der Wurzel stark eingedrückt, breite Nasenflügel. Mund klein; Lippen blassroth, nicht aufgeworfen. Nicht vorstehendes Unterkinn. Ohren klein, normal, nicht durchlöchert. Nägel nicht gefärbt. Schwache Brust. Kein Bauchansatz. Nicht grosse Füsse, erste Zehe längste, Zehen dicht aneinander liegend. Ernährungszustand gut. Trug keinen Schmuck[1]). Opiumraucher.

1) Im Gegensatz zu den Männern, die fast keinen Schmuck, höchstens silberne Fingerringe oder am Handgelenk — mehr als Amulet — ein einfaches aus Gräsern verfertigtes Armband trugen, waren die Frauen reichlich mit solchem behangen, vergl. die Photographien.

Nr. 2. Margaita, Tuwan vom Kampong Sarblanti (in der Nähe von Bandja Lengai): Raja (Batak); männlich: ungefähr 23 Jahr alt. von schlanker Figur und hellbrauner Hautfarbe. Haar: starkes, langes, schwarzes, welliges Kopfhaar; Schnurrbart sehr spärlich; Haare in der Achselhöhle rasirt: Brust, Arme und Beine unbehaart. Breites Gesicht. Dunkelbraune Augen mit gerader Stellung. Stirn ziemlich gerade. Nase an der Wurzel eingedrückt; Nasenflügel sehr breit. Mund klein, Lippen blassroth. Vorstehendes Kinn. Ohren normal, nicht durchlöchert. Nägel nicht gefärbt. Schwache Brust. Kein Bauchansatz. Fusszehen dicht aneinander liegend. Ernährungszustand mittel. Trug keinen Schmuck.

Nr. 3. Doli aus Bandja Lengai; Raja (Batak); männlich; ungefähr 30 Jahr alt: von schlanker Figur und hellbrauner Hautfarbe. Haar: langes, straffes, schwarzes, bis auf die Schultern reichendes Kopfhaar, zu einem Knoten gebunden auf dem Hinterkopfe getragen; Schnurrbart mittelstark; Haare am Kinn und auf den Backen, in der Achselhöhle und unter dem Nabel. Augen dunkelbraun. Vorstehende, blassrothe Lippen. Der Nagel des kleinen Fingers an der linken Hand ungewöhnlich lang, die übrigen normal, sämmtlich ungefärbt. Fusszehen dicht aneinander gewachsen. Ernährungszustand mittel. Trug keinen Schmuck, kaute Siri.

Nr. 4. Dola aus Bandja Lengai; Raja (Batak); männlich; syphilitisch: ungefähr 22 Jahr alt; von kleiner, schlanker Figur und hellbrauner Hautfarbe. Haar: starkes, schwarzes, glattes, 50 *cm* langes Kopfhaar, auf dem rechten Hinterkopfe zu einem Knoten zusammengebunden; Schnurrbart spärlich; Haare in der Achselhöhle spärlich; Brust, Arme und Beine unbehaart. Breites Gesicht. Tief dunkelbraune Augen mit gerader Stellung. Zurückliegende Stirn. Sehr breite Nasenflügel. Nägel ungefärbt und kurz bis auf die ungewöhnlich langen des kleinen Fingers und des Daumens der linken Hand. Ernährungszustand mittel. Trug an den Fingern silberne Ringe.

Nr. 5. Jumasi aus Bandja Lengai; Raja (Batak); männlich; ungefähr 22 Jahr alt: von halb dunkelbrauner Hautfarbe. Haar: starkes, langes, schwarzes, schlichtes Kopfhaar; Schnurrbart spärlich; Haare in der Achselhöhle spärlich und rasirt; Brust, Arme und Beine unbehaart. Stark zurückliegende Stirn. Tief dunkelbraune Augen mit etwas schräger Stellung. Lippen blassroth. Nägel ungefärbt und normal. Ernährungszustand mittel. Starker Hautausschlag. Kropf am Halse vorn rechts. Trug als aussergewöhnlichen Schmuck an dem Kopftuch silberne Rosetten und halb unter demselben einen silbernen Reif.

Nr. 6. Jamara aus Bandja Lengai; Raja (Batak); männlich; ungefähr 22 Jahr alt: von halbdunkelbrauner Hautfarbe. Haar: langes, schwarzes, ein wenig gewelltes Kopfhaar; Schnurrbart spärlich; Haare in der Achselhöhle spärlich und rasirt; Brust, Arme und Beine unbehaart. Gerade Stirn. Dunkelbraune Augen mit ziemlich gerader Stellung. Breite Nasenflügel. Rothe Lippen. Nägel ungefärbt und normal. Schwache Brust. Ernährungszustand mittel. Starker Hautausschlag. —

(9) Hr. G. Schweinfurth schreibt an Hrn. Virchow aus Acrur, 1. Mai, über seine

anthropologischen Sammlungen in Abessinien.

„Ich bin nun volle 2 Monate am hiesigen Platze, unter Anlehnung an die seit 15 Jahren hier bestehende Missions-Station französischer Lazaristen, im Zeltlager gewesen. Mit schwerem Herzen muss ich nun an den Rückzug denken und in die heisse Tiefe hinabsteigen, durch welche der Weg nach Berlin zurückführt. Ich will allerdings unterwegs noch einen Abstecher nach dem Bisen, 2400 *m*,

einem vorgeschobenen Einzelberge, unternehmen, dann 14 Tage in Ginda (900 *m*) verweilen, um mich schliesslich, wenn es angeht, am 26. Mai in Massaua nach Neapel einzuschiffen. Dann nehme ich auch alle meine Sammlungen mit.

„Die vier in Saati zurückgestellten Kisten mit Schädeln sind gut aufgehoben. In der Zwischenzeit ist kein ähnliches Sammlungsstück hinzugekommen. Ich erlaube mir, nochmals zu betonen, dass für die ausschliessliche Provenienz aus Tigre bei den gesammelten Schädeln jede Bürgschaft übernommen werden kann. Der etwas umständliche Beweis, den ich dazu erbringe, wird Jedermann befriedigen. Ich gehe so weit, zu behaupten, dass Schädel, aus Gräbern entnommen, hier im Lande der Tigrener, nicht von so sicherer Bestimmung wären, wie jene.

„Ich habe auf weiten Streifzügen den benachbarten Abfall des Hochlandes (Okule Kusai) während der ganzen Zeit meines Hierseins botanisch erforscht und reiche Ausbeute gemacht. Saganeiti (2400 *m*), der Sitz des Oberhauptes von Okule Kusai, der eine Art Vasall Italien's, ist nur 2 Stunden von hier entfernt. Acrur liegt 1900 *m* auf einer Vorstufe. Von den Tigrenern, mit welchen ich täglich verkehre, habe ich jetzt eine etwas klarere Vorstellung, ich begreife aber, dass Jahre erforderlich wären, um dieses merkwürdige Volk, das heute unter den Alluren eines bedürfnisslosen Naturvolks (Wilde!), bereits vor 1500 Jahren das Christenthum angenommen hat, verstehen zu lernen. Ihrer geographischen Lage und der Sprache nach, welche alle Laute des Alt-äthiopischen (Géez) erhalten hat, müssten die Tigrener für stärker semitisirt gelten, als die Amharener, die diese Laute nur in der Schrift, aber nicht in der Sprache aufgenommen haben. Aber die Amharener sollen vor den Tigrenern eine schlichter gestaltete, weniger gekräuselte Haarbildung voraus haben [1]). Die Farbe ist bei beiden dieselbe. Aeusserlich sind die Abessinier wie andere Hamiten, aber in ihrem Charakter zeigen sie durchgreifende Unterschiede. Diese latente Energie, die man an ihnen nur im Falle besonderer Ereignisse gewahr wird, ist eine merkwürdige Erscheinung. Neulich, bei einem Brande, erfuhr ich das, sie waren da, wie Leute des Nordens." —

(10) Hr. Bartels legt

ethnographische Gegenstände der Boroa, Südost-Africa,

vor. Zwei derselben stammen von den im Königl. Museum für Völkerkunde noch durch kein einziges Stück vertretenen Volke der Makoapa oder Knopneuzen, welche bekanntlich ihren Namen daher haben, dass sie ihre Stirn und ihren Nasenrücken mit einer Längslinie von knopfförmigen Schmucknarben verzieren. Die vorgelegten Stücke sind eine aus Holz geschnitzte Kopfstütze eines Mannes, die mit geometrischen Ornamenten verziert ist, und eine in Horn gedrechselte Schnupftabaksdose in der Form einer langgestreckten, abgerundeten Frucht.

Aus dem äussersten Norden von Transvaal stammt eine kleine Peitsche, welche die Kinder sich dadurch herstellen, dass sie die langen Wurzelfasern einer Pflanze zierlich zusammenflechten, während das untere Ende des Stammes den Peitschenstiel abgiebt.

Endlich, ebenfalls aus Nord-Transvaal stammend, wurde ein Pfeil von 88 *cm* Länge mit ungefiedertem, hinten eingekerbtem Rohrschaft und eiserner Spitze

1) Hamiten mit bloss lockigem, nicht krausem Haar, sind wohl selten, da die heutigen Aegypter auch nicht als solche gelten können: allerdings finden sich lockige, schlichtere Haare auch bei Nubiern.

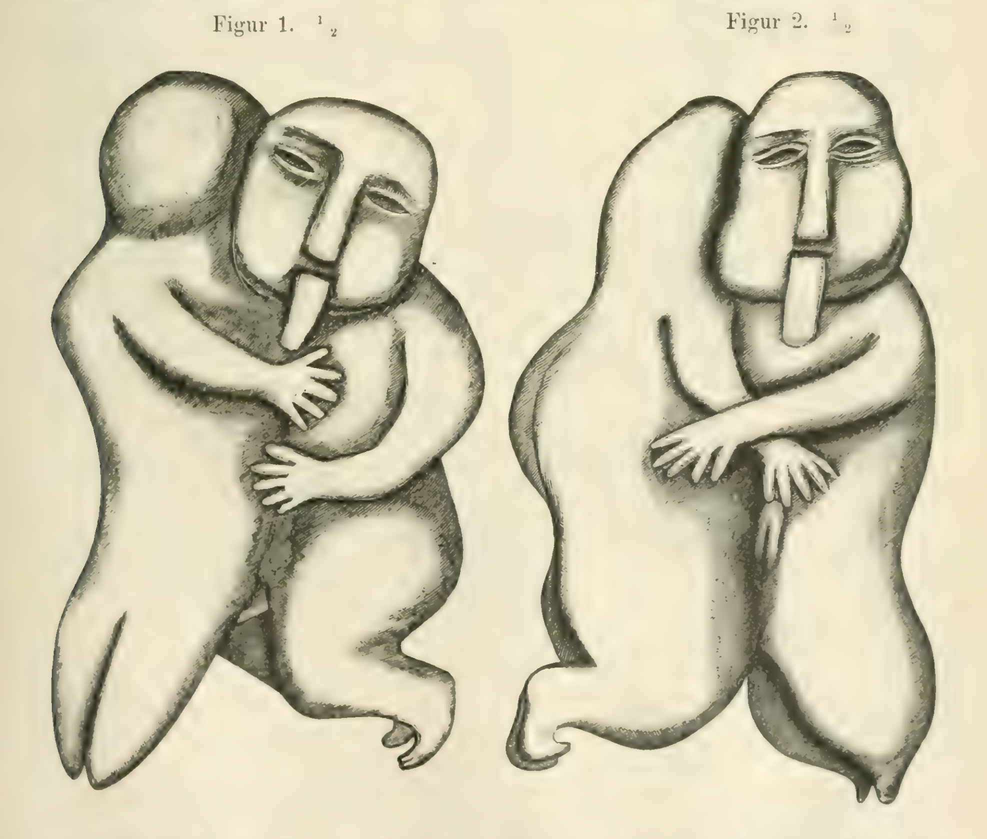
vorgelegt. Die letztere ist 17 *cm*, langgestreckt dreiseitig mit nach hinten ausgezogenen Flügeln und sehr langem, in den Rohrschaft eingestecktem Stiel, der von der Giftmasse bedeckt ist. Einen gleichen, aber unvergifteten Pfeil mit dem dazugehörigen Bogen hat der Vortragende früher schon dem Königl. Museum für Völkerkunde übergeben. Die Waffen stammen von dem Basutho-Stamme der Baroa, bei welchen sich der Gebrauch von Bogen und Pfeil erhalten hat, während bekanntlich die übrigen süd-afrikanischen Völker (mit Ausnahme der Buschmänner) Bogen und Pfeil nicht benutzen. Die Baroa werden daher von den Boer's mit dem Namen Boogschutter, d. h. Bogenschützen, bezeichnet. Ueber das Gift schreibt Hr. Missionar C. Beuster in Ha Tschewasse, dem der Vortragende den Pfeil verdankt:

„Das Gift ist von Pflanzen bereitet und heisst votulo (das v ähnlich dem deutschen b zu sprechen). Es ist sehr gefährlich bei Verwundungen. Ich sah am Abend eine unbedeutende Verwundung von einem solchen vergifteten Pfeil, — am nächsten Morgen war der Mensch schon eine Leiche. Aussengen solcher Wunden soll immer das Beste sein und in vielen Fällen geholfen haben."

Die Stücke werden dem Königl. Museum für Völkerkunde überlassen. —

(11) Das correspondirende Mitglied, Hr. Frank Calvert, übersendet mit einem Briefe aus den Dardanellen, 6. Mai, unter Hinweis auf die Abbildungen in den

Figur 1. $^1/_2$ Figur 2. $^1/_2$



Verhandlungen von 1891, S. 727, zwei Skizzen einer in den Dardanellen erworbenen Mandragora-Wurzel. —

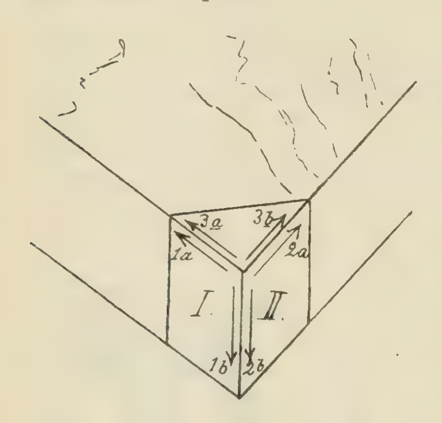
(12) Hr. Rud. Virchow hat den, von ihm früher vorgelegten (Verh. 1891, S. 692) und von Hrn. Arzruni in Bezug auf seine Mikrostruktur untersuchten (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 19)

Nephrit von Schachidula

in der Königl. mechanisch-technischen Versuchsanstalt der technischen Hochschule zu Charlottenburg betreffs seiner Härte einer genaueren Probe unterziehen lassen. Der Bericht des Leiters der Anstalt, Hrn. A. Martens, vom 9. Mai lautet folgendermaassen:

A. Versuchsausführung.

Dem eingereichten Steine wurden, nach Maassgabe beistehender Skizze von den mit I. bis III. bezeichneten Flächen, drei dünne Scheiben entnommen und auf einer Seite fein polirt.



Die Versuche wurden mit dem Härteprüfungs-Apparat, Construction Martens, ausgeführt. Dieser Apparat ist in den „Mittheilungen aus den Königl. technischen Versuchsanstalten" 1890, S. 215 beschrieben und besteht im Wesentlichen aus einem kegelförmig geschliffenen, von einem Waagebalken getragenen Diamanten, mit dessen Spitze (Spitzenwinkel nahezu 90°) unter verschiedenen Belastungen Striche in die feinpolirte Oberfläche des zu prüfenden Körpers eingeritzt werden. Bei der vorliegenden Versuchsreihe wurden unter 10—15—20—25 und 30 *g* Belastung Strichgruppen gezogen, deren mittlere Breiten graphisch aufgetragen; aus der Ausgleichslinie sind alsdann die Strichbreiten für 20 *g* Belastung bestimmt. Die Richtung der Ritzungen ist in der Skizze durch Pfeile angedeutet. Das Ausmessen der Strichbreiten erfolgte mit dem Okular-Schraubenmikrometer und dem Objectiv-System *B* von Zeiss (0,1 *mm* = 7,382 Umdrehungen *R* der Mikrometerschraube). Die reciproken Werthe der ermittelten Strichbreiten in Millimeter sind als Härtegrade nachstehend zusammengestellt:

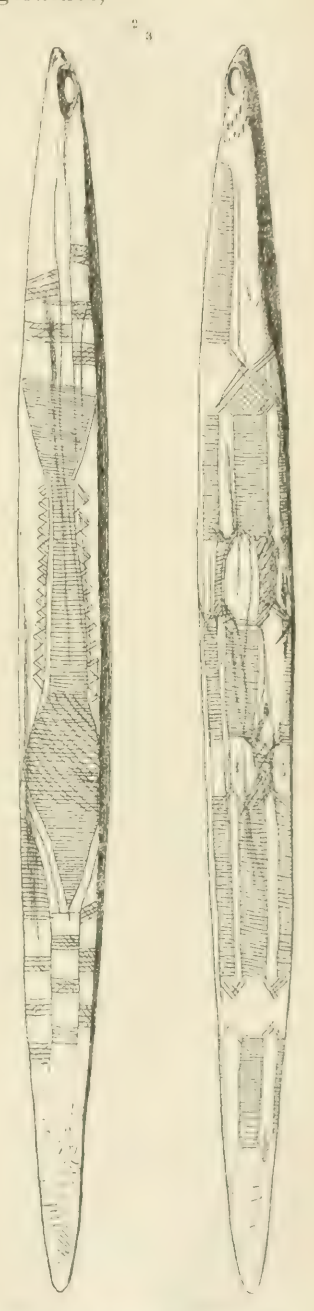
B. Versuchsergebnisse:

Fläche	Ritzung (s. Skizze)	Mittlere Strichbreite b bei einer Belastung von 20 g in R	Härtegrad $H = \frac{1}{b} \cdot \frac{7{,}382}{0{,}1}$
I	1a	0,530	139
	1b	0,352	210
II	2a	0,394	187
	2b	0,406	182
III	3a	0,362	204
	3b	0,344	214
Stahl, blau angelassen	—	0,465	159
„ gelb angelassen	—	0,386	191

(13) Fräul. J. Mestorf übersendet mittelst Schreibens aus Kiel, 5. Mai, zwei photographische Abbildungen eines

sehr zart ornamentirten Knochengeräthes,

welches wohl zum Netzstricken gedient haben mag. Dasselbe wurde im Jahre 1870 in einem Moore bei Travenort, Kirchsp. Gnissen, Holstein, gefunden. Das mit äusserst feinen Zeichnungen versehene Geräth ist spiegelglatt und von schön tiefbrauner Farbe. —

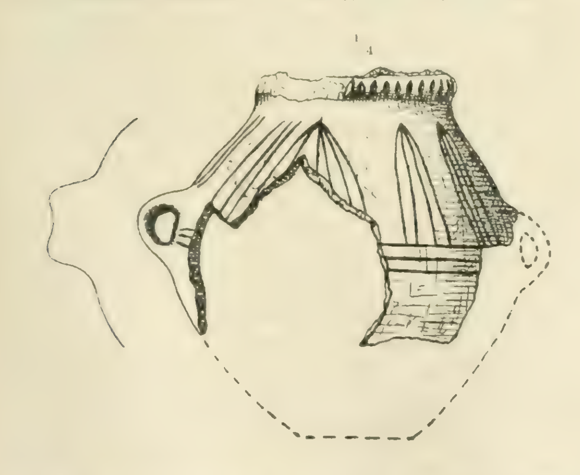


(14) Hr. A. Götze macht Mittheilung über ein

neolithisches Grab bei Süssenborn, Amt Weimar.

Hinter dem eine Stunde östlich von Weimar gelegenen Dorfe Süssenborn befinden sich unter einer nur 10—15 *cm* starken Humusdecke mächtige, ein Plateau bildende Kieslager, bei deren Ausbeutung im vergangenen Winter folgender Fund gemacht wurde: In einer, mit schwarzer, fetter Erde gefüllten Grube ohne jeden Steinbau, welche sich bis $1^1/_4$ *m* unter die ebene Oberfläche in den Kies herabsenkte, stand ein Thongefäss, welches ebenfalls nur schwarze Erde enthielt; die Ausdehnung der Grube konnte nachträglich nicht mehr mit Sicherheit ermittelt werden, doch sagten die dort beschäftigten Arbeiter, sie könnte wohl mannslang gewesen sein.

Das Gefäss, welches beim Auffinden vollständig gewesen war, war zerbrochen, und die Arbeiter hatten die Scherben achtlos bei Seite geworfen, so dass ich



nur das vorstehend abgebildete Fragment retten konnte; es gehört einer zweihenkligen Amphore an und zwar der plumpen, topfartigen Varietät. Die grösste Breite des Bauches beträgt 18 *cm*, um den weitesten Umfang laufen drei ein-

geschnittene horizontale Linien, auf der oberen Bauchfläche befindet sich ein System von Büscheln aus meist vier eingeschnittenen Linien, um den unteren Rand des Halses ist eine mit Kerben versehene Leiste aufgelegt, der Hals fehlt und lässt sich auch nicht ergänzen. Der schwarze, mit nur wenig Quarzgrus gemengte Thon ist ziemlich schlecht gebrannt und an der Aussenseite des Gefässes mit einer feinen gelblichen Thonschicht überzogen, deren Existenz deutlich daran erkennbar ist, dass man sie ziemlich leicht abblättern kann. Auf diese eigenthümliche Technik hat übrigens Klopfleisch schon früher (1884) aufmerksam gemacht (vergl. Vorgeschichtliche Alterth. aus der Prov. Sachsen, Heft II, S. 45). Im Ganzen ist die Arbeit roh und wenig sorgfältig.

Chronologische Bestimmung. Form und Ornamentik des Gefässes weisen sofort auf die jüngere Steinzeit und zwar auf die Cultur der Schnurkeramik; speciell die hohe topfartige Form der Amphore gehört, im Zusammenhang mit der Grabform (Flachgrab ohne Kiste) betrachtet, einem späten Abschnitt der Schnurkeramik an, wie ich früher nachgewiesen habe (vgl. Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolit. schnurverz. Keramik, Taf. I, Fig. 8, S. 46 u. 63). Das Hauptmotiv des Ornamentes ist in der Thüringer Schnurkeramik in gleicher Weise noch nicht vertreten, am nächsten steht es noch dem von mir (a. a. O. Taf. II) unter Fig. 49 angeführten Muster, welches bis jetzt nur zweimal, und zwar ebenfalls auf der hohen, plumpen Varietät der Amphore vorkommt und in dem einen Falle ebenfalls aus einem Flachgrab ohne Kiste stammt. —

(15) Hr. A. Götze schreibt über

zwei liegende Hocker in Weimar.

Als beim Fundamentgraben des Hauses Nr. 17 der Wörthstrasse an zwei Stellen tiefer als sonst gegraben wurde, stiess man auf zwei menschliche Skelette.

Das erste lag 2,10 *m* unter der ebenen Oberfläche in einer im Grundriss birnförmigen Grube (1,20 *m* lang, 0,80 *m* breit), welche in den anstehenden Lehm stufenartig eingegraben und mit schwarzer Erde gefüllt war. Das Skelet lag auf der linken Seite, mit dem Gesicht nach Osten gewendet, der Kopf genau im Norden, die Oberschenkel waren im rechten Winkel zur Längsaxe des Körpers gekrümmt, die Unterschenkel scharf angezogen, so dass die Füsse in der Nähe des Beckens lagen; die Lage der Arme liess sich nicht mehr feststellen. Die verhältnissmässig grosse Tiefe des Grabes findet ihre Erklärung in dem Umstande, dass auf die ursprüngliche Oberfläche später eine 0,85 *m* starke Humusschicht mit recenten Einschlüssen gelagert wurde, welche sich durch ihre braune Farbe deutlich von dem die alte Oberfläche bildenden schwarzen Humus unterscheidet.

Das zweite Skelet fand sich 18 *m* von ersterem entfernt, ungefähr in gleicher Tiefe, auf der rechten Seite liegend, der Kopf im Osten, das Gesicht nach Norden gewendet, die Beine gekrümmt, die Arme ebenfalls gekrümmt und nach vorn gehalten.

Beide Gräber enthielten weder Beigaben, noch Steinsetzungen. Eine sichere Zeitbestimmung wird besonders durch ersteren Umstand vereitelt, aber da Skelette in einer derartigen Lage und in Flachgräbern ohne Steinbauten in Thüringen bis jetzt nur aus der jüngeren Steinzeit mit Sicherheit nachgewiesen sind, kann man auch diese beiden Gräber mit grosser Wahrscheinlichkeit jener Periode zuschreiben. Die Verschiedenheit in der Lage der Skelette bedingt übrigens nicht etwa die Annahme eines zeitlichen Unterschiedes, da man Aehnliches schon öfter in einem und demselben Gräberfelde beobachtet hat, z. B. in den neolithischen Gräberfeldern von Rössen, Kreis Merseburg, und von Aschersleben. —

(16) Hr. R. v. Stoltzenberg in Luttmersen bei Neustadt a. R., Hannover, übersendet folgende Mittheilung, betreffend die letzten Fortschritte seiner Forschungen über die

Spuren der Römer in Nordwest-Deutschland, insbesondere über das Deister-Castell, das Standlager des Varus, und das Schlachtfeld am Angrivarischen Grenzwalle.

(Hierzu Tafel VII.)

Die praktische Geschichtsforschung auf vaterländischem Boden ist zurückgeblieben. Unsere Gelehrten gehen und suchen zu weit in die Ferne und prüfen das Naheliegende nicht. Die vor zwei Jahren gemachte Entdeckung, dass die vermeintliche Wittekindsburg bei Rulle, die vor den Thoren der Stadt Osnabrück liegt, thatsächlich keine Befestigung germanischen Ursprunges, sondern ein gewaltiges römisches Castrum gewesen ist, das, durch hohe Wallmauern und mächtige Thürme geschützt, einst die römische Zwingburg im Lande der Chauken war, liefert den thatsächlichen Beweis, wie es mit unserer altgermanischen Forschung steht. Diese eine Entdeckung zerstört die Illusionen aller der Schriftsteller, welche die Varusschlacht in das Osnabrücker Land verlegt hatten. Sie wirft zugleich ein Schlaglicht auf das Bundesgenossen-Verhältniss der Chauken zu den Römern. Die vielen Wittekindsburgen im Bisthum Osnabrück und im alten Niederstift Münster hat nur die Volkssage zu dem gemacht, wofür sie gelten. Thatsächlich waren sie römische Bollwerke, angelegt zum Schutze und zur Beherrschung des Chaukenlandes, das 52 Jahre unter der Herrschaft der Römer stand. Nicht einmal der alte Name, der in niederdeutscher Mundart: „Wexborgen" hiess, bietet einen Anhalt für die Wittekindssage: die Stammsilbe „Wex" könnte eher an die Vexilarier erinnern, welche einst die römische Besatzung dieser Vesten bildeten. Aber auch die Thatsache, dass Wittekind kein Dynast in dem heutigen Sinne des Wortes war, sondern nur ein mächtiger Edeling, der von der sächsischen Volksversammlung zur Heerführung erwählt war und daher nur bei Einberufung des Heerbannes über die Kriegsvölker gebot, hätte die Sage von den vermeintlichen Wittekindsburgen längst als unhistorisch erscheinen lassen sollen. Das westfälische Volk aber hängt an den Sagen, welche die Heldengestalt des Königs Wittekind umgeben; daher der Widerstand gegen die Ergebnisse der thatsächlichen Forschung, die durch die Ausgrabung des Castells von Rulle in ein neues Stadium getreten ist.

Nach der Auffindung dieses gemauerten Castells war ich zu der Annahme gelangt, dass hier das von Ptolemäus erwähnte, gemauerte Castell Munitium wiedergefunden sei, nachdem es bis dahin in Nieder-Deutschland, im Gebiete zwischen Elbe und Rhein, nur gelungen war, römische Erdwerke, aber nicht gemauerte Castelle zu entdecken; auch erschien der Breitengrad, den Ptolemäus für Munitium angiebt, zutreffend. Auch der von ihm angegebene Längengrad würde passend gewesen sein, wenn man die Quellen der Ems als Festpunkt hätte zulassen können. Inzwischen ist es gelungen, das Gradnetz des Ptolemäus in einer Weise festzulegen, dass wir, soweit wir überhaupt damit rechnen dürfen, und nicht nachweisbare Widersprüche hervortreten, seine Angaben als werthvolle Fingerzeige mit in Rechnung stellen können. Die Festpunkte, nach denen wir das Gradnetz bestimmen können, lassen sich einzig und allein durch die Mündungen der Ems und der Weser festlegen, sobald wir nur einen Anhaltepunkt besitzen, wo zur Römerzeit die Mündungen dieser beiden Flüsse gelegen haben. Die Nordsee hat seit jener Zeit einen weiten Landstrich, der zur Römerzeit Festland war, verschlungen;

andererseits sind an Stellen, wo die Ströme der Hochgeest entlang flossen, insbesondere bei der Wesermündung, im alten Lande der Wurter, Anschwemmungen zu erkennen, auf denen Dörfer und Flecken erbaut sind. Namentlich an der Westseite, nördlich des Butjadinger Landes, sind viele Quadratmeilen von den Meeresfluthen und von dem sich nach Westen umlegenden Strome verschlungen worden. Dass diese jetzt vom Meere überspülten Watten und Sandbänke einst von Menschen besiedelt waren, ist durch die Untersuchungen des Ober-Kammerherrn v. Alten festgestellt worden. An der Mündung der Elbe sind die Landverluste noch weit grossartiger. Das Festland, das jetzt bei Ritzebüttel aufhört, muss sich zur Römerzeit noch weit über die Insel Neuwerk nach Nordwesten fortgesetzt haben. Wenn wir diese Sandbänke und Watten als einstmaliges Festland ansehen, so treffen die Angaben des Ptolemäus über die Mündungen der Elbe und Weser vollständig zu. Weniger schwierig ist es, die Mündung der Ems wiederzufinden, da die Entstehung des Dollart in historische Zeiten fällt.

Nun kommt uns bei der Ermittelung der alten Ausmündung der Weser ein Umstand zu Hülfe. Die Römer hatten dort im Lande der grossen Chauken ein Castell angelegt, das 15 Minuten nördlich der Wesermündung lag. Die Wälle dieser Befestigung sind noch vorhanden und sollen demnächst genauer untersucht werden. Durch diesen Umstand gelingt es uns, den 55. Breitengrad des Ptolemäus mit einiger Genauigkeit für das Gradnetz anzulegen; wenn wir dem entsprechend die Längengrade auf die Breitengrade führen und den 29. Grad auf die Emsmündung und den 31. auf die Wesermündung eingepasst haben, so ist das Gradnetz des Ptolemäus vollständig festgelegt. Nach dieser Aufstellung haben wir Munitium zwischen dem 53. und 52. Breitengrade und zwischen dem 31. und 32. Längengrade zu suchen. Dieses Gradquadrat schliesst die Umgegend des Steinhuder Meeres ein. Hier liegt auch der Nordabhang des Deisters und hier liegen die grossartigen Befestigungen der Heisterburg. Die Ortsbestimmung des Ptolemäus ist zutreffend, da die Heisterburg ein gemauertes Castell ist, und wir dürfen dasselbe nunmehr als Munitium ansprechen. Die Ortsbestimmungen bleiben zutreffend bei allen nördlich gelegenen Punkten, wo die römischen Strassenzüge direkt aus dem Lande der Friesen und Chauken oder von den Strommündungen her heraus zu den Festpunkten führten. Unzuverlässig werden die Angaben des Ptolemäus erst da, wo seine Angaben sich auf den südlichen, der Lippe entlang führenden Heerweg gründen, wie wir ja das bei den Quellen der Ems nachweisen können. Dieses Gebiet ging zu früh wieder verloren, weil die Verbindung von Aliso aus bis zur Weser durch keinen befestigten Strassenzug gesichert gewesen zu sein scheint. Denn, wäre dies der Fall gewesen, so hätte die Hermannsschlacht überhaupt nicht von dem Cheruskerfürsten eingeleitet werden können: das römische Heer musste in strassenlose, unwegsame Gegenden gelockt werden, um den deutschen Waffen erliegen zu können. Existirte aber ein römischer Strassenzug von Munitium bis nach Aliso, so bleibt nur die Annahme übrig, dass die Germanen ihren Angriff auf die Verlegung der Pässe im Teutoburger Walde mit Vorbedacht gestützt haben, um das römische Heer von der Strasse abzudrängen und so zu zwingen, irgend einen anderen Durchgang durch den „Saltus Teutoburgiensis“ zu suchen. Wenn wir Munitium in die Deistergegend verlegen, und nachdem die Aufnahme der Deisterburg in dem Oppermann'schen Atlas zeigte, dass die Gesammtanlage viel Aehnlichkeit mit der als römische Veste erkannten Wittekindsburg bei Rulle hatte, so erschien es mir nunmehr ausser Zweifel, dass wir in der Heisterburg das viel gesuchte Munitium vor uns haben. Ich meldete dies zu Anfang vorigen Jahres an den Freiherrn Langwerth v. Simmern

zu Wichtringhausen, der bei dem Ministerium um die Erlaubniss zur Ausgrabung, bezw. zur Untersuchung der Deisterburg nachgesucht hatte: die Erlaubniss wurde ertheilt und die Ausgrabung fand unter Unterstützung des hochverehrten Mannes am 18. und 19. Juli v. J. unter Leitung des Schreibers statt.

Ein Theil der Befestigung liegt in dem Bürgerholze der Stadt Rodenberg; die Stadtgemeinde hat mit grosser Bereitwilligkeit die Untersuchung unterstützt. Letztere hat zu dem Ergebniss geführt, dass wir in der Heisterburg das viel gesuchte Munitium wahrscheinlich wiedergefunden haben. Dass diese Verschanzung eine Anlage der Römer ist, dafür zeugen die Formen, die Anlage, die Bauart, das Mauerwerk und die Dreitheilung der Veste. Diese liegt auf dem nach Nordwest abfallenden Sattel des Deistergebirges und beherrscht zwei Thäler: die der Rodenberger oder Nord-Au und die der Süd-Au. Das fast quadratische Castrum hat einen Flächeninhalt von annähernd 10 000 Quadratmeter. Die theilweise 15 Fuss hohen Wälle sind nach aussen mit einer aus starken Sandsteinen gemauerten, mit Kalk verbundenen, fast $1\frac{1}{2}$ *m* starken Mauer eingefasst gewesen. Die Sandsteine, aus denen die Mauern bestehen, sind ersichtlich aus den Gräben des Castrums gebrochen worden. An der Nordost- und an der Südwestecke haben sich Thore befunden. Das Nordostthor und ein Theil des nahegelegenen Walles ist zerstört. Das Südwestthor dagegen ist in seinen Grundmauern noch vorhanden und zeigt, wie auch die Thore bei Rulle, eine Lichtweite von nur 3—4 *m*. An der Binnenseite der Wälle haben sich Gebäude befunden, die theilweise gekellert gewesen sind. Mauern und Steinreste, welche hierzu die Belege liefern, sind massenhaft vorhanden. In der Mitte des Castrum befinden sich zahlreiche Mauerreste, welche das Vorhandensein von Gebäuden, die einen nicht unbedeutenden Theil der Innenfläche eingenommen haben müssen, bezeugen. An einem Punkte der freigelegten Grundmauern wurden Feuerstätten gefunden, die an der Aussenseite des Gebäudes angelegt worden waren. Aehnliche Einrichtungen sollen sich noch heute im Orient an den Caravansereien befinden. Weiter befindet sich innerhalb des Castrum eine Quelle, deren früherer Wasserlauf ausserhalb des Wallgrabens deutlich erkennbar ist. Durch diese Quelle, die ihren Abfluss in dem 20 Fuss tiefen Wallgraben gehabt hat, der aber verstopft zu sein scheint, ist ein Theil der inneren Fläche des Castrum versumpft worden.

Durch eine spätere Untersuchung des Dr. Schuchardt ist auch das Vorhandensein der Grundmauern von Thürmen festgestellt worden. An die Nordostseite stösst die sogenannte Vorburg, der Lagerplatz der Legionen, im Gegensatze zu dem Lagerplatze der prätorischen Cohorten, die bei Anwesenheit des Feldherrn im Castrum lagerten. Der mehr als 400 *m* lange Ostwall, der in seiner ursprünglichen Höhe über 30 Fuss gemessen haben muss, ist nach aussen durch keine Wallmauer gedeckt. Nur das nördliche, von einer vorspringenden Befestigung geschützte Thor zeigt Mauerreste. Von dem westlichen Walle des Lagerplatzes der Legionen ist nur noch ein Stück vorhanden, an dem aber auch Spuren der angefangenen Zerstörung erkennbar sind. Der fehlende Theil ist offenbar niedergerissen, um die Veste widerstandslos zu machen. Dies Heerlager hat in seiner gesammten Ausdehnung einen Flächeninhalt von 50 bis 60 000 Quadratmeter gehabt. Die Lagerfläche reichte daher vollständig aus für die 3 Legionen, die Varus damals in Deutschland unterstellt waren. In nordöstlicher Richtung hat vor dieser eine zweite Vorburg gelegen, von der zwei Wälle zerstört sind. Diese dritte Abtheilung scheint das Lager der Bundesgenossen gewesen zu sein, wie man dies ganz gleichartig bei den Osnabrückschen Wittekindsburgen findet. Diese sämmtlichen Erdwälle sind, nach römischer Art, durch Benutzung von überstehenden Faschinen.

ursprünglich fast senkrecht steil angelegt und ausserdem, voraussichtlich durch Palissaden, die zinnenartig den Wall krönten und mit Flechtwerk versehen waren, geschützt gewesen.

Im Museum zu St. Germain befinden sich Nachbildungen römischer Wälle, welche diese Palissadenformen zeigen. An der Innenseite der Wälle sieht man vereinzelte Mauerreste und eingefallene Eingrabungen, die darauf schliessen lassen, dass hier Unterkunftsräume und Fruchtspeicher für die Truppen vorhanden gewesen sind, wie wir sie mit den davorstehenden Schildwachen auf der Trajanssäule in deutlicher Reliefdarstellung erkennen können.

Der Nordhang des Deisters, auf dem das Castell gebaut ist, bildet die Grenze zwischen dem Marstengau und dem Buckigau. Die Gaugrenze war aber auch die Grenze zwischen dem angrivarischen und dem cheruskischen, später ostfälischen Gebiete. Dieser Umstand wirft ein weiteres Schlaglicht auf die Bedeutung dieser Veste. Das gemauerte Castell im Lande östlich der Weser war offenbar dazu bestimmt, das Bundesgenossenverhältniss, welches die Römer bei den Friesen und Chauken mit so grossem Erfolge durchgeführt hatten, auch bei den östlichen Völkerstämmen, den Angrivaren und Cheruskern, unter dem Drucke der imponirenden Macht der Römer, zur Durchführung zu bringen. Durch die Erbauung dieses festen römischen Standlagers musste den Cheruskerfürsten und vor Allem dem Freiheitshelden Arminius klar werden, dass die Römer in ihrem Lande sich dauernd festsetzen wollten, um, wenn nicht anders, mit Waffengewalt ihre Herrschaft aufrecht zu halten. Da wir nun aber von einem anderen gemauerten Castell, welches die Römer bei der kurzen Anwesenheit in diesen Gegenden besessen haben könnten, keine Kunde haben, so spricht Alles dafür, dass wir in dieser grossartigen, gemauerten Römerveste auf der Kuppe des Deisters das Standlager des Varus annehmen dürfen.

Varus stand vor seinem Abmarsche zur Teutoburger Schlacht im cheruskischen Gebiete; die Fürsten der Cherusker weilten in seinem Lager und speisten an seiner Tafel. Der Trümmerhaufen in der Mitte des Castrum wird die Stätte gewesen sein, auf der die Halle des Feldherrn sich einst erhob. Das Castell auf der Deisterburg ist demnach ein Festpunkt für die römisch-deutsche Geschichte.

Von den Sandsteinfelsen des Deisters aus hat man eine Fernsicht nach Westen bis zu den Kalkfelsen der Egge, auf dem das Römercastell im Lande der Chauken lag, das wir jetzt Bochdanum nennen können, da diese Veste nach den neuen Gradbestimmungen in der Karte des Ptolemäus nur wenige Meilen östlich zu suchen sein würde; solche Irrthümer konnten dem alten Geographen bei der Mangelhaftigkeit der Nachrichten, welche ihm zugingen, leicht unterlaufen. Es ist anzunehmen, dass zwischen diesen beiden grossen Lagerplätzen Heerwege geführt haben, namentlich dass ein Heerweg am Nordhange der Gebirge, wo letztere in die Ebene abfallen, gelegen hat, da die Ebene, wenn auch unbewaldet, zum grösseren Theil unwegsame Sümpfe enthielt, die zu jenen Zeiten nur passirt werden konnten, wenn Dämme hindurch gelegt waren. Der Abhang der Berge war auch damals schon stark besiedelt, weil die zur Ebene verlaufenden Berghänge in jenen Zeiten die einzigen gegebenen Flächen für den Landbau bildeten. Der römische Strassenzug durch diesen Landstrich besass aber auch den Vortheil, dass die Nordseite freilag und dass er nicht, wie die Wege im Gebirge, zu beiden Seiten von Wäldern umgeben war.

Ausser einer Anzahl von Befestigungen auf dieser Linie, über deren römischen Ursprung bisher noch gestritten wird, sind es vor Allem die zahlreichen Münzfunde, welche documentiren, dass hier neben den römischen Heerwegen auch

römische Handelsstrassen bestanden haben. Die Römerstrasse, die bei Minden über die Weser setzte, wird voraussichtlich auch hier in der Richtung über Bückeburg, Stadthagen und Lindhorst sich an den Bergeshöhen entlang gezogen haben.

Dass wir in dieser Richtung die Befestigung auf dem Nordhange des Heisterberges, einem Ausläufer des Bückeberges, als römisches Marschlager ansehen dürfen, haben die im August 1891 von mir im Beisein des Landschaftsraths Freiherrn v. Münchhausen und des Landgerichts-Directors Freiherrn v. Dincklage angestellten Untersuchungen bereits ergeben. Richten wir aber den Blick vom Deister aus nach Südwesten, um im Lippethale das Aliso des Ptolemäus zu suchen, was dort unter dem 28. Längengrade und 51°, 30 Minuten Breite liegen soll, so würde dasselbe nach unserem Gradnetze in der Nähe von Lippstadt gelegen haben. Wenn nun aber Hölzermann's Forschungen uns Ringboke als den Punkt zeigen, wo Aliso wirklich gelegen hat, so findet das seine sachgemässe Erklärung darin, dass die von Drusus angelegten, befestigten Strassenzüge südlich der Lippe und die später von Germanicus angelegten Strassenzüge nördlich der Lippe bei Boke ihr Ende erreichen. Aliso aber war das früher von Drusus und das später im Jahre 15 von Germanicus wieder erbaute Fort an der Lippe, das den Kopf dieser befestigten Strassenzüge bildete.

Ueber die Lage von Aliso werden wir ausser den von Hölzermann und uns vorgebrachten Argumenten voraussichtlich durch die Lokalforschung keine näheren Haltepunkte gewinnen, da es den Anschein hat, dass die von Drusus und Germanicus erbauten Vesten nur Erd- und Faschinenwerke waren; die Eile, in der Germanicus das Fort an der Lippe wieder erbaute, kann ihm zur Anlage von Mauerwerken keine Zeit gelassen haben. Der Festpunkt Aliso hat aber durch die Wiederauffindung des Castells im Lande der Chauken und des Castells im Lande der Cherusker einen verdoppelten Werth. Erstens liesse sich annehmen, dass diese grossen Waffenplätze, wenn auch nicht durch befestigte Strassen, so doch durch Wegezüge mit einander verbunden waren, die ihrerseits durch befestigte Lagerplätze gedeckt wurden, vor allen Dingen da, wo diese Strassen die Weser überschritten, um die erbauten Brücken zu decken. In der Richtung von dem Deister nach dem Lippefort zeigt uns nun Ptolemäus Amasia. Die Breiten- und Längenabweichungen dieses Forts von dem Deistercastell berechtigen uns aber, diese Befestigung da an die Weser zu setzen, wo heute etwa Hameln liegt. Hier bot die Einmündung der Hamel in die Weser den geeignetsten Platz für ein Castell, wie denn überhaupt die Römer stets Stromgabelungen für ihre Castelle aussuchten. Die weitere Verfolgung dieser Strasse durch das lippische Bergland, bis zu den Pässen von Horn, durch das langgestreckte Warendahl, auf denen der Freiherr H. v. Münchhausen die Spuren römischer Marschlager glaubt entdeckt zu haben, dürfen wir vorläufig nur als eine Vermuthung hinstellen. In der Richtung von Rulle auf Aliso, nimmt man weiter an, dass das heutige Kloster Iburg im Osnabrückschen in seinen Grundmauern auf einem römischen Castell angelegt sein dürfte, welches diese beiden Waffenplätze mit einander verbanden. Diese Fragen sind jedoch zu wenig abgeschlossen, als dass die daran geknüpften Hypothesen als festgestellt betrachtet werden könnten. Die Wiederauffindung der 3 grossen Festpunkte giebt uns aber wichtige, historische Anhaltepunkte über die Grenzverhältnisse der chaukischen, brukterischen, cheruskischen und angrivarischen Gebiete. Aliso wird uns als der Platz gezeigt, wo die Brukterer mit den von Nordosten vorstossenden cheruskischen Gebieten grenzten. Das Castell bei Rulle war ein Winterlager, hatte also offenbar die Aufgabe, die Bundesgenossenschaft der Chauken zu festigen, und zugleich das chaukische Gebiet gegen die Angriffe der

Brukterer, Cherusker und Angrivaren zu sichern. Dem Deistercastell hingegen war die Aufgabe zugewiesen, da es auf der Grenze zwischen den Angrivaren und Cheruskern erbaut war, die Angrivaren unter das römische Joch zu beugen und den mächtigen Cheruskern gegenüber als Einfallsthor in ihr sich weit nach Osten, zwischen den Harzbergen und der Aller hinstreckende Gebiet, zu dienen. Das Deistercastell war offenbar der grösste Waffenplatz und vermuthlich das einzige Winterlager, welches die Römer im Lande östlich der Weser besessen haben; seine Erbauung wird in die Periode fallen, wo es Tiberius gelungen war, die Chauken und Friesen zu Bundesgenossen zu machen, mit den Cheruskern aber ein friedliches Verhältniss herzustellen; wo der Cheruskerfürst Hermann die römische Ritterwürde in Rom erlangte, wo endlich Varus in dem friedlich scheinenden Germanien den Oberbefehl erhielt. Dann folgte der Zeitpunkt der germanischen Erhebung, und die germanischen Völker, die sich daran betheiligten, sind in erster Linie die Cherusker, die Brukterer und die Angrivaren. Castelle und Heerstrassen, die in ihren Gebieten angelegt waren, wurden zerstört, nur die Chauken und Friesen blieben treu unter Rom's Herrschaft. Ihre Ost- und Südgrenzen waren gedeckt, durch ungeheuere, unwegsame Sümpfe, die nördlich und südlich des Dümmer Sees in der vorvarischen Zeit, von Bohlwegen durchschnitten, die Verkehrslinien zu dem angrivarischen und brukterischen Gebiete bildeten.

Man hätte erwarten können, dass der Cherusker-Bund, an den sich zweifellos die im Südwesten wohnenden germanischen Stämme, wie Katten, Marsen und Sigambrer angeschlossen hatten, sich mit aller Macht gegen die mit Rom verbündeten Chauken gewandt habe. Dass dies jedoch nicht geschehen, das liefert uns den Beweis, dass die Macht des Chaukenvolkes eine ebenso grosse sein musste, wie ihre Treue zu Rom als sicher angesehen wurde. Nachdem unter Germanicus, 5 Jahre nach der varischen Niederlage, von Seiten Rom's der Angriffskrieg gegen die empörten germanischen Stämme beschlossen wurde, sehen wir die Vorstösse der römischen Heere gegen die Marsen, Katten und Brukterer nach Beginn des Krieges, dann die Wiederherstellung der Lippestrasse und des Castells an der Lippe im Jahre 15. Es waren dies offenbar nur Vorbereitungen zu dem Endziele des Krieges, der eine Züchtigung und Niederwerfung der Cherusker bezwecken sollte. — Der weitere Vormarsch bis zum varischen Schlachtfelde und der darauf erfolgte Angriff gegen Hermann, der mit der Niederlage der angreifenden Römer endete, hatte Germanicus den Beweis geliefert, dass der Angriff gegen das Cheruskerland von Südwesten her, wo es durch die Waldgebirge östlich der Weser geschützt war, ein ebenso gewagtes, wie schwer durchführbares Unternehmen sei. Er hat deshalb offenbar den Entschluss gefasst, in das Flachland des cheruskischen Gebietes von Nordwesten her, mit ganzer Heeresmacht einzudringen, um so mit einem Schlage dem Kriege ein Ende zu machen. Der Vorstoss im Frühjahre, wo die Römer wiederum auf das varische Schlachtfeld gelangten, sollte die wahre Absicht der Römer, den Hauptschlag von Nordwesten zu führen, nur verdecken. Wir wissen, dass Germanicus, im Spätsommer des Jahres 16, das grösste römische Heer, das je Nord-Deutschland gesehen hat, auf 1000 Schiffen zur Emsmündung führte, um dasselbe von hier durch chaukisches und angrivarisches Gebiet zur Weser vordringen zu lassen. Da die Angrivaren sich unterwarfen, die Chauken aber Bundesgenossen waren, so konnte das Weserufer ohne Kampf von den Römern erreicht werden. Dass das römische Heer an der Ems, aufwärts bis zur Hasemündung, und von dort dem Hasethale folgend, in der Richtung auf Ankum, über Vechta und Göldenstedt nach Twistringen marschirte, wo wir überall den Resten römischer Befestigungen begegnen, ist in Rücksicht

darauf, dass in dieser Richtung weder gefahrbringende Wälder, noch Sümpfe oder Gebirge im feindlichen Gebiete zu passiren waren, als naturgemäss anzusehen. Die Römer kannten damals Nord-Deutschland viel genauer, als man bisher angenommen hat. Die Kriegserfahrung, die sie während und nach der varischen Niederlage gemacht hatten, wird dem denkenden Germanicus doch die Lehre gegeben haben, dass er mit seinen 8 Legionen, den dazu gehörigen Bundesgenossen und dem unentbehrlichen, zahllosen Train sich nicht über leicht zerstörbare Bohlwege in ein waldreiches Bergland wagen dürfe, in welchem die früher vorhandenen Heerwege durch Verhaue von den Germanen ungangbar gemacht worden waren. Nur in offenem Terrain konnte die Macht und die Kriegskunst der Römer den Deutschen gegenüber, die unter der Führung eines Hermann standen, zur Geltung gelangen. Eine Reihe von neueren Geschichtsforschern will die im Lande der Chauken und Friesen immer zahlreicher zu Tage geförderten Bohlwege bald als die Dämme des Domitian, bald als die Heerwege des Germanicus in den Feldzügen 15 und 16 ganz irrthümlicher Weise in Anspruch nehmen. Die Bohlwege hatten die Aufgabe, den Verkehr für kleinere Heeresabtheilungen, welche die Besatzung des Chaukenlandes bildeten, bezw. für die chaukischen Bundesgenossen zu vermitteln. Grosse Heere durften in Kriegszeiten den Marsch über die Bohlwege nicht wagen. Die domitianischen Dämme waren eben keine Bohlwege; sie dazu machen zu wollen, steht im Widerspruch mit den Mittheilungen des Tacitus.

Doch kehren wir zurück zu dem Zuge des Germanicus durch das Haase-Thal. Twistringen war das Ausfallthor aus dem Lande der chaukischen Bundesgenossen. Hier finden wir die Reste der grossen Heerlagerringe, hier den wohlerhaltenen Wall des achteckigen Castells, das den zwischen Sümpfen durchführenden Landpass zum Lande der Chauken vertheidigte. Die bisherige Alterthumsforschung hielt den Ringwall von Twistringen für altgermanischen Ursprunges, doch glaube ich, dass meine, im Beisein des Hauptmanns v. Bärenfels und des Oberstlieutenants v. Heister, im Jahre 1889 angestellten Untersuchungen den ächt römischen Charakter der Twistringer Befestigung festgestellt haben. In der Richtung von Twistringen auf Sulingen stossen wir auf Reste von sogenannten Landwehren. Meine Untersuchung dieser Landwehren unter Leitung des Hrn. Kreisdeputirten Runge haben nun aber zu dem weiteren Ergebniss geführt, dass diese vermeintlichen Landwehren Reste eines römischen Heerweges sind. Dass diese Verschanzungen und Heerwegereste nicht aus der vorvarischen Zeit stammen, dafür spricht eine Reihe von Haltpunkten, deren eingehende Untersuchung voraussichtlich in den nächsten Jahren ihren Abschluss finden wird. — An welchem Punkte Germanicus mit dem Heere die Weser erreichte, bei Nienburg oder bei Stolzenau, lässt sich nicht feststellen. Wir wissen nur, dass er bis da hinaufzog, wo die Berge sich dem Flusse nähern. Diesen Punkt treffen wir bei Neuhoff, unweit Schlüsselburg, wo der von Loccum kommende Höhenzug sich dem Weserthale nähert: hier war auch der Punkt, wo Hermann mit den Cheruskern sich zum Kampfe stellte, und wo die Germanen durch die Uebermacht und die Kriegskunst der Römer in der unglücklichen Schlacht bei Idisiaviso eine schwere Niederlage erlitten. Das idisiavisische Schlachtfeld wird somit wahrscheinlich zwischen Schlüsselburg und Kloster Loccum gesucht werden müssen, da das zersprengte Germanenheer von den Römern 10 000 Schritt durch einen Wald verfolgt wurde, in dem sich kein Unterholz befand, was wiederum voraussetzen lässt, dass der Wald ein Kieferngehölz gewesen ist, wie man es auf dortigen Bodenverhältnissen allein suchen kann, so liegt auch hierin ein Haltpunkt für diese Annahme. Die Schlacht

war für die Germanen verloren, aber noch war Germanicus nicht auf cheruskischem Gebiete.

Zum besseren Verständniss sei hier das, was Tacitus (Annal. II, 18) über diese Schlacht und die sich daran anschliessenden Vorgänge erzählt, angeführt: „Das war ein grosser und für uns nicht blutiger Sieg. Die Feinde, auf die von der fünften Stunde bis in die Nacht rastlos eingehauen ward, füllten mit ihren Waffen und Leichen einen Raum von 10 000 Schritten. Unter der Beute fand man Ketten, die sie für die Römer mitgebracht hatten, als wäre der Erfolg unzweifelhaft. — Die Soldaten begrüssten auf der Wahlstatt Tiberius, den Imperater, warfen einen Erdhügel auf, und ordneten auf ihm die erbeuteten Waffen nach Art einer Trophäe: die Unterschrift nannte die Namen der besiegten Stämme. Keine Wunde, nicht der Gram um die Gefallenen, nicht das Gefühl der Vernichtung erfüllte die Germanen so mit Schmerz und Zorn, wie dieser Anblick. Sie, die eben darauf sannen, aus ihren Wohnsitzen aufzubrechen und über die Elbe zurückzuweichen, verlangen nun nichts mehr, als eine Schlacht, und greifen eilends zu den Waffen. Das Volk, die Vornehmen, die Jungen, die Alten, alle stürmen plötzlich auf den Zug der Römer los und bringen ihn in Unordnung. Zuletzt ersehen sie einen Platz zum Kampfe, von Fluss und Wäldern umschlossen, dazwischen eine enge, feuchte Ebene: auch um die Wälder zog sich ein tiefer Sumpf herum, nur hatten die Angrivarier die eine Seite vermittelst eines breiten Dammes aufgehöht, als Grenzwehr gegen die Cherusker. Dort stellte das Fussvolk sich auf. Die Reiterei verbargen sie in den nahen Hainen, damit sie den Legionen, wenn sie in den Wald eingerückt wären, im Rücken stände. Nichts von alledem bleibt dem Cäsar unbekannt: Plan, Terrain, was offen dalag, was verborgen lag, um alles wusste er, und der Feinde List schlug ihnen selbst zum Verderben aus. Dem Sejus Tubero überlässt er die Reiterei und die Ebene; das Fussvolk stellte er dergestalt in Kampfbereitschaft, dass der eine Theil auf dem ebenen Wege in den Wald einzurücken, der andere den vorliegenden Damm zu ersteigen hatte; was schwierig war, behielt er sich selber vor, das Uebrige übertrug er den Legaten. — Die, welchen der Weg durch die Ebene zugefallen war, drangen mit Leichtigkeit in den Wald ein, die hingegen, welche den Wall erstürmen mussten, hatten, als ob sie gegen eine Mauer angingen, mit schweren Hieben aus der Höhe zu kämpfen. Wohl bemerkte der Feldherr, dass sie beim Kampfe aus der Nähe im Nachtheil waren, daher liess er die Legionen etwas zurücktreten, und befahl den Schleuderern und denen, die bei den Wurfmaschinen angestellt waren, ihre Geschosse spielen zu lassen und den Feind zurückzudrängen. Speer um Speer entfliegt den Maschinen, und je mehr einzelne der Vertheidiger sich hervorthun, mit desto mehr Wunden werden sie herabgestürzt. Der Cäsar beginnt mit den prätorischen Cohorten den Sturm, er erobert den Wall und eröffnet den Angriff auf die Wälder. Dort wird Fuss an Fuss gefochten: die Feinde umschloss hinten der Sumpf, die Römer der Fluss oder Berge; beiden konnte die Oertlichkeit keinen Ausweg, Hoffnung nur die Tapferkeit, Rettung nur der Sieg gewähren. Nicht geringerer Muth beseelte die Germanen: der Art des Kampfes und ihrer Waffen erlagen sie. Denn die ungeheure Menschenmenge konnte in dem engen Raume ihre ausserordentlich langen Speere nicht vorstrecken, nicht zurückziehen, und, gezwungen in fester Ordnung zu kämpfen, konnte sie auch ihre Kunst, schnell und unerwartet anzugreifen, und ihre körperliche Gewandtheit nicht geltend machen. Der Soldat hingegen, den Schild an die Brust gedrückt, die Hand fest im Griff, hieb auf der Barbaren breite Glieder, auf ihre durch nichts gedeckten Gesichter ein und bahnte sich über gefallene Feinde eine Gasse. Arminius' Thatkraft war schon erschlafft,

sei es in Folge der steten Gefahren, sei es, dass ihn die eben empfangene Wunde gelähmt hatte. Auch den Inguimerus selbst, der hin und her durch die Schlachtreihen flog, liess — freilich mehr sein Glück, als seine Tapferkeit, im Stich. Germanicus hatte, um besser erkannt zu werden, den Helm abgenommen, und bat, sie möchten nur immer fort und fort morden: zu nichts seien Gefangene nütze, nur die völlige Vernichtung des Stammes werde dem Kriege ein Ende machen. — Schon war es zu spät am Tage geworden, als er eine Legion aus der Schlacht zieht, um das Lager aufzuschlagen. Die anderen tranken bis in die Nacht hinein sich satt an fremdem Blut. — Die Reiterei kämpfte mit zweideutigem Erfolge."

Werfen wir einen Blick auf die Karte, so sehen wir, dass von der Weser ab damals zu dem Flachlande der Cherusker nur 2 Landpässe führten, auf welchen ein grosses Heer vordringen konnte. Diese beiden Landpässe lagen nordwestlich und südöstlich des Steinhuder Meeres, indem von Norden her die unergründlichen Sümpfe, bis zum Dudenser Landrücken, den Durchgang sperrten, von Süden her aber sich die Waldgebirge des Bückeberges und des Deisters gegen das Wiesenthal der Nord-Au dehnen, welch' letzteres sich über Wunstorf mit dem Leinethal verbindet. Hier liegen nördlich des Steinhuder Sees die uralten Volks- und Gaugrenzen zwischen dem, zum Angrivarenlande gehörenden, Grindirigo und dem südlichen Loingo, zu der Römerzeit zweifellos cheruskisches Gebiet, in welches später bardische Einwanderung stattgefunden hat. Südlich des Meeres grenzt der zum angrivarischen Gebiete gehörende Buckigau an den auf cheruskischem Gebiete liegenden Marstemgau. Der Feldherrnblick des Hermann, der sich in der 7jährigen Kampfesperiode mit den Römern erweitert und geschärft hatte, erkannte, dass an den Zugängen zum Cheruskerlande der letzte Kampf, der über die Freiheit oder den Untergang der Cherusker entscheiden würde, ausgekämpft werden müsse. Seinem Scharfblick, seiner Thatkraft dürfen wir die Entstehung des Agger Angrivariorum zuschreiben, obwohl die Erbauung desselben von den Römern den Angrivaren zugerechnet wird, welche sich der Angriffe der Cherusker hätten erwehren wollen. Neunzehn Jahrhunderte sind seit jener Periode dahingezogen, das alte Rom ist zerfallen, aber die Thaten des Hermann, durch die das geistige Leben des Germanenthums vor der Romanisirung gerettet wurde, sie sind uns erhalten geblieben. An sie erinnern wenige Spatenstiche der Wallungen, die der grösste deutsche Freiheitsheld zum Schutze seines engeren Vaterlandes gegen die Angriffe der Römer erbauen liess. Der Hochlandrücken und Landpass nördlich des Steinhuder Meeres, der zwischen dem Hägener Bruche und dem Dudenser Moore lag, war noch vor 40 Jahren durch eine gewaltige Erdbefestigung, die sogenannte Dudenser Landwehr, gesperrt. In dem zweiten Landpasse, südlich des Steinhuder Meeres, fand sich eine Reihe von Befestigungen, unter ihnen die Düendorfer Landwehr, welche das Terrain zwischen den Wiesenthälern der Süd-Au und der Nord-Au abschnitt. Die Befestigungsanlagen südlich und nordlich des Steinhuder Meeres zeigen im Wesentlichen denselben Charakter, sie lagen beide auf den Grenzen des alten angrivarischen Gebietes. Ueber ihre Bedeutung und über ihre Entstehung gingen werthlose Volkssagen. Niemand hat daran gedacht, sie bis auf die Römerzeit zurückzuführen. Niemand hat geahnt, zu welchem Zwecke die Befestigungen angelegt waren, und dass ihre Anlagen in irgend welchem Zusammenhange gestanden haben konnten. Es hat Forscher gegeben, die den angrivarischen Wall an ganz anderen Orten gesucht haben. In den 40er Jahren ward eine Chaussee von Wunstorf nach Nenndorf erbaut, zur Geradelegung des Weges musste ein Theil der Landwehr abgetragen werden: es wurde dabei die überraschende Entdeckung gemacht, dass die Krone der Landwehr, der man bisher den Namen

Schwedenschanze gegeben hatte, eine Reihe von altgermanischen Knochenurnen barg. — Der verstorbene Hofrath du Ménil zu Wunstorf ist bei der Ausgrabung zugegen gewesen und hat mehrere der Urnen in seiner Sammlung aufbewahrt. Dieser Fund lieferte den bestimmten Beweis, dass die Düendorfer Landwehr ein Werk altgermanischen Ursprunges sein müsse. Zu Anfang der 70er Jahre wurden auf der, etwa 300 *m* in östlicher Richtung liegenden Barne, einer grossen unbewaldeten Haidefläche, die zwischen Düendorf und Colenfeld lag, von Seiten des Majors v. Mandelsloh, Besitzers des Gutes Düendorf, grössere Neuculturen zu Ackerland unternommen. Bei diesen, durch Spatenstich vorgenommenen Cultivirungen entdeckte man regelmässige Reihen von Feuerstellen, welche als Lagerplätze gedient haben mussten, da man zwischen und neben ihnen Reste von Waffen und Hufeisen in bedeutender Anzahl ausgrub. Dem damals in Düendorf lebenden General Grafen Münster, der sich seinerseits als Alterthumsforscher einen bedeutenden Namen gemacht hat, ist es zu danken, dass diese Eisenreste sorgsam gesammelt sind. Das Heerlager umfasste einen Flächenraum von 20—25 *ha*, woraus sich ergiebt, dass das Heerlager für 60 bis 80 000 Mann gedient haben muss. Fast zu derselben Zeit entdeckte der Major v. Mandelsloh, bei Abtragung kleinerer Wälle in der Nähe der Düendorfer Landwehr, mehrere Waffenreste, die von Speeren und Schwertern herrührten. Das Bekanntwerden dieser Funde veranlasste mich, mit dem Studienrath Müller und dem bekannten Archäologen Christian Hostmann in Verbindung zu treten, um eine weitere Untersuchung durch Ausgrabungen an der Landwehr, namentlich in den sich nach Westen richtenden Frontalgräben, vorzunehmen. Diese Ausgrabungen stellten die erstaunliche Thatsache fest, dass das Wasser der Süd-Au durch diese Gräben zum Thale der Nord-Au gedrängt worden war, wie die Lage des Flusssandes auf dem Grunde der Gräben deutlich bekundete. Da nun aber das Bett der Süd-Au 5 Fuss niedriger liegt, als das der Nord-Au, so hatte das Wasser sich nur durch einen mächtigen Damm, durch welchen das Wiesenthal der Süd-Au zu einem See inundirt wurde, nach der Nord-Au herüberdrängen lassen. Es sind nun auch thatsächlich deutliche Spuren vorhanden gewesen, dass die nach Südosten verlängerte Landwehr zugleich als Damm gedient hat. Ob das Wiesenthal der Nord-Au zur Abdämmung des Baches überstaut gewesen ist, lässt sich nicht nachweisen, aber wohl vermuthen, da die Landwehr den Hochlandpass nach Wunstorf deckte, die aufgestauten Bachniederungen aber, als weite Flankendeckungen der Vertheidigungslinie dienen. Durch das Auffinden zahlreicher Waffen und Hufeisen auf der grossen Loh an der Westseite der Landwehr konnte constatirt werden, dass hier eine grössere Schlacht stattgefunden hat. Der Nachweis des Nachtlagers an der Barne hatte zweitens dargethan, dass hier ein grosses Heer gelagert hatte. Die gesammte Constellation führte zu der Vermuthung, dass hier das Schlachtfeld am angrivarischen Grenzwalle wieder gefunden sei, da die Eisenreste Formen zeigten, die von den altgermanischen Waldschmieden, welche ja bekanntlich nur brüchigen Stahl verarbeiteten, überhaupt nicht verfertigt sein konnten, und auch die Beschreibung des Schlachtfeldes sich mit der des Tacitus genau deckte. Im Norden und Süden waren Wälder, in der Front aber der Wall und der Fluss, den man früher bald in der Weser, bald im Steinhuder Meere zu finden geglaubt hatte, und der sich hier plötzlich in dem abgestauten Auebache wiederfindet.

Inzwischen mehrten sich die Waffenfunde. Südlich des Eisenbahndammes, am Rande des Schaumburger Knicks, wurden bei Niederlegungen von Wallhecken von Neuem zahlreiche Waffenreste und antike Hufeisen gefunden. Kurze Zeit darauf wurde an der Stelle, wo die Landwehr an die Süd-Au stösst, gelegentlich

eines Uferbaues, mehrere Fuss tief in dem Boden, im Beisein des Hrn. Major v. Mandelsloh, ein römisches Geschoss ausgegraben, das mit seiner langen, dünnen Spitze durch die Heftigkeit des Aufschlagens krumm gebogen war, also aus weichem Eisen bestanden haben musste. Prof. Lindenschmit in Mainz hat den römischen Ursprung der Waffen nicht bezweifelt. Zu diesen Beweisstücken trat ein anderer Umstand, der sich gleichsam der ungeschriebenen Urkunde, die wir hier in Waffen, Wall und Lagerresten vor uns sehen, als Siegel anschloss. Etwa 5 *km* in südlicher Richtung von dem Nachtlager auf der Barne, wo ein kleines Waldgewässer, Büntgraben genannt, in den Auebach mündet, lag eine rechtwinklige Doppelverschanzung: ein Vollquadrat mit abgeschlossenem Walle und ein davor gebautes Halbquadrat. Die beiden Wälle schlossen einen Platz von etwa $1^1/_4$ *ha* ein. Die grössere quadratische Befestigung wurde von dem Dr. Christian Hostmann vermessen und festgestellt, dass ihre Grösse sich mit der einer römischen Legionsschanze genau decke. Die Anlage auf der Bachgabelung, die Anlage der Wälle, die bereits stattgehabte Füllung der Gräben zeigten zu dieser Zeit, wo die Verschanzung noch vorhanden war, eine so regelrechte römische Feldverschanzung, wie sie sonst in Deutschland nur vereinzelt gefunden ist. Leider ist die Isenburg — diesen Namen führte die Verschanzung, welche im Besitz des Klosters Loccum war, — dem zerstörenden Culturspaten erlegen. Nur ein Wall steht noch, und im frisch gepflügten Acker lassen sich noch heute die einstigen Walllinien deutlich erkennen. Etwa 500 *m* nördlich von der Isenburg, an dem gegenüber liegenden Ufer des Bachrinnsals (Büntgrabens), welches diese eingabelt, befand sich in dem Theile des Schaumburger Knicks, den die Gemeinde Colenfeld als Weideabfindung erhalten hat, eine eingewallte Fläche, welche als Lagerplatz galt. Die noch vorhandenen Wallreste waren jedoch zu unbedeutend, um daraus schliessen zu können, dass sich hier ein römisches Heerlager befunden hätte; nur das liess sich mit Bestimmtheit constatiren, dass zu der Zeit, als die Gräben und Wälle angelegt waren, dort kein Wald gestanden hatte. Da nun aber die Fläche cultivirt werden sollte, so habe ich meinerseits den Besitzer, Hrn. Reineke aus Colenfeld, gebeten, die Leute, welchen er die Rodung des Waldes übertrüge, darauf aufmerksam zu machen, dass sie alle Eisenreste aufbewahrten. Thatsächlich wurden nun auch verschiedene Eisenreste, die sich als Stücke von Schwertern oder breiten Dolchklingen ansprechen liessen, mehrere Hufeisen, aber vor Allem ein sehr kunstvoll geschmiedeter Spiess, den man ganz entschieden nicht als Product altgermanischer Schmiedekunst erkennen konnte, gefunden. Ein Bronzecelt und einige nicht definirbare Bronzestücke wurden ganz in der Nähe des Lagers ausgegraben. Die Eisenreste enthielten, ebenso wie die gesammten Funde bei Düendorf, keine Spur von Hartmetall; sie waren sämmtlich in dem feuchten, thonigen Boden in Eisenthonoxyd übergegangen, wodurch ihr hohes Alter constatirt wird. Dieser letzte, erst vor wenigen Jahren gemachte Fund vervollständigt das Bild der Vorgänge in der Schlacht am angrivarischen Grenzwall. Die 7 Legionen hatten auf dem siegreichen Schlachtfelde ihr Nachtlager bezogen und werden dort auch vermuthlich mehrere Tage liegen geblieben sein. Da nun Germanicus auf demselben Wege, auf dem er gekommen, doch nicht den Rückmarsch antreten konnte, weil es sonst den Anschein gehabt hätte, als ob die Schlacht keine siegreiche gewesen sei und er in Folge dessen den Rückmarsch angetreten habe, andererseits auch ein weiterer Vormarsch ins cheruskische Gebiet ihm nach dieser zweiten Schlacht offenbar nicht mehr rathsam erscheinen konnte, so wählte er die Rückmarschbewegung auf den Deister zu. Als er mit der einen Legion und den prätorischen Cohorten am Nachmittage aus

der Schlacht abzog, in der Absicht, ein festes Lager aufzuwerfen, wählte er die Stelle dieses Lagers, um so die alte Römerstrasse vor dem Deister und dem Bückeberge erreichen zu können, — die Strasse, von deren Existenz wir, nach der jetzt stattgehabten Wiederauffindung des Deistercastells, auf das Bestimmteste unterrichtet sind. Nun aber blieb Germanicus längere Zeit in dem Lager liegen, denn die Wälle der Isenburg verrathen durch die jetzt noch vorhandene Stärke und Höhe, dass sie ein Werk waren, dessen Vollendung auch für ein römisches Heer längere Zeit in Anspruch genommen haben muss. Die 7 Legionen werden daher von Germanicus in die Nähe seines Lagers herangezogen worden sein, wodurch das gefundene Lager im Schaumburger Knick lichtgebend erklärt wird. Der römische Feldherr hatte vielleicht erwartet, dass auch die Cherusker sich unterwerfen würden; sie erschienen aber nicht, nur die abgefallenen Angrivaren, durch deren Land die Rückzugslinie des Germanicus ging, schickten Gesandte und baten um Frieden, der ihnen willig gewährt wurde, da die späte Jahreszeit den Feldherrn zur schleunigen Heimkehr mahnte.

Die Hermannsschlacht war der erste Kampf im ältesten germanischen Befreiungskriege; die Schlacht am angrivarischen Grenzwalle war der letzte grosse Kampf, durch den Germanicus den Versuch machte, die Cherusker und ihre Bundesgenossen unter Rom's Herrschaft zu beugen und zugleich die schimpfliche Niederlage des Varus zu rächen. Durch die Wiederauffindung des Schlachtfeldes und die Feststellung des Umstandes, dass ein weiterer Vormarsch der Römer nicht stattgefunden hat, erkennen wir nun aber klar genug, dass, wenn es Germanicus nicht gelungen wäre, die germanische Vertheidigungslinie mit stürmender Hand zu nehmen, er nicht allein zu einem schimpflichen Rückmarsche gezwungen gewesen wäre, sondern auch die Existenz des ganzen römischen Heeres auf dem Spiel gestanden hätte, da die während des Frontangriffes im Rücken des römischen Heeres aus den Wäldern hervorbrechenden germanischen Reiter die Anmarschlinie der Römer — deren nunmehrige Rückzugsstrasse — besetzt hatten. Von der vermeintlichen Vernichtung des germanischen Heeres kann daher gar keine Rede sein. Durch die ungeheure Uebermacht der Römer war die feste Stellung der Germanen genommen. Dass die Germanen nach der Erstürmung des angrivarischen Walles an einem weiteren Zurückweichen gehindert gewesen wären und so hätten niedergemacht werden können, ist eine römische Fabel. Haben die Germanen Stand gehalten, so haben sie es im Bewusstsein ihrer Kraft gethan; haben sie bis in die Nacht hinein mit den Römern gekämpft, so liegt darin nur der Beweis, dass das germanische Heer wohl zurückgedrängt, aber nicht zersprengt und zerschlagen war. Aus diesem Umstande wird es auch erklärlich, dass Germanicus nach der Schlacht den weiteren Vormarsch ins Cheruskerland nicht antrat, sondern sich durch die Anlage der Isenburg nach einer passenden Rückzugslinie umsah.

Bisher hat es eine Anzahl von Gegnern gegeben, welche die Wiederauffindung des angrivarischen Schlachtfeldes in der Düendorfer Landwehr zu den vielen Hypothesen rechneten, denen wir ja leider bei der Erforschung der römisch-germanischen Geschichte so vielfach begegnen. Hier aber hören die Hypothesen auf, wir können die Grenze zwischen cheruskischem und angrivarischem Gebiete sicher nachweisen, denn wir kennen die Grenzen der Gaue, die zur karolingischen Zeit zum Angrivarenlande gehörten, und die Richtigkeit dieser Grenzbestimmungen habe ich durch meine Beobachtungen der Körperformen der heutigen Bewohner jener Gegenden, zu welchen ich als Mitglied der Ober-Ersatz-Commission im Bezirke der 38. Infanterie-Brigade 3 Jahre lang bei den Aushebungen Gelegenheit gehabt habe, bestätigt gefunden. Bei diesen Aushebungen zeigte sich nehmlich,

dass die angrivarischen Gebiete ein auffallend minderwerthiges Menschenmaterial lieferten, als die östlich von ihnen liegenden alt-cheruskischen und die westlich gelegenen chaukischen Districte. Letztere wiesen die kräftigsten Leute auf.

Wir haben den Grenzwall selbst als germanisches Vertheidigungswerk erkannt; wir haben in der aufgestauten Süd-Aue den Fluss entdeckt, von dem die Römer sprechen; wir kennen das Schlachtfeld vor der Landwehr mit seinen zahlreichen Eisen- und Waffenresten, unter denen sich specifisch römische und germanische Waffen, ein Pilum und ein Bronzecelt befinden; wir haben das Nachtlager auf der Düendorfer Barne mit seinen zahlreichen Hufeisenfunden und Waffen; wir haben endlich die Isenburg als ächt römische Schanze kennen gelernt; wir wissen schliesslich, dass die Römer die ganze Stellung der Germanen auf das Genaueste kannten, und jetzt erkennen wir plötzlich, dass die nahe gelegene Deisterburg das Winterstandlager der Römer und vermuthlich auch das Standlager des Varus war, das die nahen Höhen des Deisters krönte und das den Römern schon in der vorvarischen Zeit die genaueste Einsicht gerade in diese Gegenden gewährt haben muss. Alles dies sind nicht hinwegzuleugnende historische Thatsachen. Diese Thatsachen aber sind ungeschriebene Documente, die plötzlich lichtgebend und, in Bezug auf die Oertlichkeit, in vollkommener Uebereinstimmung mit den geschriebenen römischen Urkunden sind. Wir erkennen nun, dass in Bezug auf die Resultate der Schlacht Tacitus sich auf den Standpunkt der römischen Schönfärberei gestellt hat. Die Einwürfe, welche früher von verschiedenen Forschern gemacht sind, bestanden zunächst darin, dass eine Gruppe dieser Herren den Römern die Kenntniss und die Anwendung des Hufbeschlages abgestritten hat. Die Forschung aber hat diese Frage längst beseitigt, da thatsächlich jedes Volk, welches Steinstrassen baut, wie die Römer, auch dazu gedrängt wird, die Hufe der Pferde, die darauf marschiren sollen, durch Eisen widerstandsfähig zu machen. Dass aber der Hufbeschlag in Wirklichkeit den Römern nicht unbekannt gewesen sein kann, geht daraus hervor, dass die Pferde des Kaisers Nero mit silbernen Hufeisen und goldenen Nägeln beschlagen waren. Ebenso findet man bei römischen Pferden auf der Trajanssäule die Hufeisen in bester Reliefform ausgeprägt.

Wenn man nun aber auch, trotz aller der vorhandenen Funde, trotz der ausserordentlichen Uebereinstimmung mit dem Berichte des Tacitus, das Schlachtfeld und das Heerlager nicht als römisch gelten lassen wollte, so wäre es doch nur möglich, dieselben in die Carolingische Zeit zu verlegen, weil in keiner anderen Periode unserer vormittelalterlichen Geschichte derartig grosse Heere auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen sind. Die Schlachtfelder in den Sachsenkriegen sind uns nun aber zu gut bekannt, als dass an der Aue bei Wunstorf eines gesucht werden müsste; davon erzählt Eginhard nichts. Die Knochenurnen auf der Krone der Landwehr, die Waffenfunde und die römischen Verschanzungen aber widersprechen der Annahme, dass dieses Schlachtfeld in die Carolingische Zeit fallen könnte, so vollständig, dass wir diese Alternative als ausgeschlossen ansehen müssen. — Hr. Prof. Knoke hat sich über diese auf historischen Grundlagen ruhende Entdeckung in seinem 750 Seiten starken Werke „Die Feldzüge des Germanicus“ mit grösster Leichtigkeit hinweggesetzt, als ob die Düendorfer Landwehr, dieser grossartig historische Erdenfleck, auf dem wir die verwundete Heldengestalt des Armin in ihrer geistigen Grösse emporragen sehen, gar nicht vorhanden wäre. Hr. Knoke hat seinerseits den angrivarischen Grenzwall zwischen dem Dorfe Leese und dem Meerbachbruche gesucht und gefunden. Hr. General v. Oppermann zu Hannover hat ihn unterstützt und diese so überaus wichtige Entdeckung in öffentlichen

Blättern und Vorträgen vertreten. Wir wollen uns hier nur mit wenigen Worten über diesen historischen Fund auslassen.

Im Juli 1889 habe ich mich nach Leese begeben und habe in Begleitung des Vorstehers Hillmann, der seiner Zeit auch dem Prof. Knoke als Wegweiser bei seinen Localforschungen gedient hat, „Reste des vermeintlichen angrivarischen Walles“ nicht allein angesehen, sondern auch mit dem Spaten angegraben. Diese Untersuchung stellte heraus, dass die Reste des vermeintlichen Wallgrabens weiter nichts waren, als eine sogenannte Riehe, ein früherer natürlicher Wasserabfluss, wie es deren in der Feldmark Leese eine ganze Anzahl giebt. Bei Hochwasserstand in dem Meerbachbruche muss diese Riehe abgedeicht werden, da sonst das Bruchwasser sich auf die Dorfstrasse von Leese ergiesst. Die kleinen Dünenhöhen, welche Hr. Knoke als die Reste des Angrivarenwalles ansieht, sind nie mit einem Spaten aufgeworfen. Die Gemeindetrift, welche vom Dorfe nach dem Bruche führt, hat den Sandboden so gelockert, dass der Wehsand in der Sommerzeit, hinter der das Feld schützenden Hecke, sich zu einer Höhe von mehreren Fussen angehäuft hat. Bei dem Einschnitt in diesen Naturwall zeigen sich sofort die verschiedenen Färbungen der aufgewehten Schichten. Wie die Forschung der HHrn. Knoke und v. Oppermann aus diesen unschuldigen Sachen Wall und Graben hat herausfinden können, welche Germanicus mit seinen prätorischen Cohorten genommen hätte, ist kaum begreiflich. Ebenso unbegreiflich ist es, dass Hr. Knoke bei Leese die Grenze des Cherusker- und Angrivarenlandes sucht, obgleich Leese mitten im angrivarischen Gebiete liegt. Der Regierungsrath Bötticher, welcher die Grenzen der nordwest-deutschen Gauen beschreibt, ist auf den Einfall gekommen, den Ort Leese zum Loingo zu zählen, weil die Kirche Leese zum Archidiaconat Mandelsloh gehört. Bei den alten Gau- und Volksgrenzen giebt es keine Enklaven, wie wir sie im Mittelalter durch den Anwachs der dynastischen Besitzungen entstehen sehen. Die römischen Waffen aber, die Hr. Knoke in der Leeser Feldmark entdeckt haben will, bestehen aus einer Anzahl von Kieselsteinen, von denen die Mehrzahl anscheinend behauen gewesen ist, die aber in einem Pflaster zusammen gesessen haben, wovon die Steine deutliche Spuren zeigen. Hr. Knoke lässt nun einen römischen Karren mit Schleudersteinen im Sumpfe versinken und freut sich, ihn jetzt wieder zu finden, um damit den vermeintlichen angrivarischen Grenzwall zu legitimiren. Mehrere dieser Steine sind durch die gütige Vermittelung des Herrn Försters zu Leese in meinen Besitz gekommen. Wer römische Waffenkunde besitzt, der weiss, dass die römischen Schleuderer andere Projectile schleuderten, als diese dicken Kieselsteine. Ferner lässt Hr. Knoke die 8—10 *km* entfernt liegende Düsselburg als Flankenbefestigung der Germanen erscheinen. Die Düsselburg ist eine früh-mittelalterliche Befestigung: ihre Entstehung ragt möglicher Weise in die Carolingische Zeit herein; zu Hermann's Zeiten ist sie noch nicht dagewesen, das haben die stattgehabten Untersuchungen ergeben. Die Beweise hierfür werde ich demnächst veröffentlichen. Diese meine Untersuchungen habe ich im Sommer 1890 in einem Artikel des „Hannov. Courier“ veröffentlicht. — Die Erwiderung des Hrn. Knoke war eine so wenig sachliche und eine so persönliche, dass ich verzichtet habe, darauf zu antworten. Im Jahre 1890 ist nun der vermeintliche angrivarische Grenzwall in Leese von dem Hrn. Museums-Director Schuchhardt, von dem Hrn. Reichstags-Abgeordneten Freiherrn Langwerth v. Simmern, von dem Redacteur Hrn. Hannstein und von mir in Begleitung des Hrn. Gutsbesitzers Haake aus Leese untersucht worden. Diese Herren haben meine Ansicht über das Nichtvorhandensein des Walles zwischen Leese und dem

Meerbachbruch voll und ganz bestätigt. Freiherr Langwerth v. Simmern stimmte den Ansichten der übrigen Theilnehmer an der Excursion ebenfalls durchaus bei, glaubte jedoch dabei bemerken zu müssen, dass er weder ein hinreichender Sachkenner, noch ein hinreichender Kenner der ganzen Gegend sei, um sich ein irgendwie maassgebendes Urtheil in dieser Angelegenheit zutrauen zu dürfen. —

Die lichtgebenden Forschungen der Neuzeit haben den erkalteten Lavastrom unserer altgermanischen Geschichte wieder zu neuem Flusse gebracht: er wird die Schlacken durchbrechen und abstossen, die ihn eindämmten. Es sind ja nicht allein die Mauern, Wälle und Gräben, die wir als Arbeit der römischen Kelle und als Werk des römischen Spatens erkannt haben, welche neu vor uns stehen, sondern es ist auch die weitere Erkenntniss, dass die nordwest-deutschen Stämme, wie sie uns die römische Geschichte zeigt, noch nach 19 Jahrhunderten auf dem Erdenfleck, den sie einst besiedelten, in ihrer Eigenart wiederzuerkennen sind, und dass Körperform und Schädelbildung die Stämme im Grossen und Ganzen noch heute gesondert erscheinen lassen. In keinem Theile Deutschlands tritt dies so auffällig zu Tage, wie in dem Lande zwischen Rhein, Elbe und Trave. Dieses neue Hülfsstudium für unsere alte Geschichte, dessen Entstehung wir unserem Altmeister Hrn. R. Virchow zu verdanken haben, ist vor Allem geeignet, den dunklen Schleier zu lüften, der über die erste Periode der altsächsischen Geschichte ausgebreitet ist.

Limes und Castelle zwischen Rhein und Donau werden auf Kosten des Deutschen Reiches untersucht und in ihren Trümmerresten festgelegt: die Spuren der Römer in Deutschland's Norden dürfen nicht vergessen liegen bleiben. Im Wald, auf Bergeshöhe, im rothen Haidelande, im tiefen Moor, das einst der Bohlweg überbrückte, — überall dort müssen die ungeschriebenen Zeugnisse über das Dasein des ersten Culturvolkes, das unseren Boden betrat, gesammelt werden.

Wenn im Deutschen Reichstage, bei der Debatte über die Bewilligung der Gelder für Klarlegung des rheinischen Limes, von unserem verdienstvollsten Forscher die Worte gesprochen sind, dass in Hannover die Forscher noch nicht einmal darüber einig seien, welche Werke römischen oder nicht römischen Ursprunges seien, so ist das für die deutsche Forschung ein wahrhaftiges, aber auch beschämendes Zeugniss. Wir müssen bekennen, dass unsere Forschung auf diesem Gebiete weit hinter der unserer Nachbarn im Westen zurückgeblieben ist. In Frankreich ist kein Zweifel mehr darüber, wo Römer, wo Gallier gebaut und geschafft haben. Die Zeit, wo wir dies auch von der deutschen Forschung sagen können, möge nicht mehr fern liegen. —

Erklärung der Zeichen auf Tafel VII:

A—A sogen. Grosser Loh: baumfreie, feuchte Ebene zwischen Wäldern. Aufmarsch des römischen Heeres.

I—I Wald im Norden, der von germanischem Fussvolk besetzt war, und vor dem sich ein Sumpfgürtel hinzog, der noch jetzt vorhanden ist: die sogen. düstere Riehe.

II—II Wälder im Süden, aus welchen die germanische Reiterei hervorbrach, um den Feind anzugreifen.

III Die Landwehr: durch Wall und Wassergräben vertheidigte Frontalstellung der Germanen, zugleich Wasserwehrdamm, da das aufgestaute Wasser der Süd-Aue durch den Frontalgraben in das Wiesenthal der Nord-Aue drängte.

B Römischer Lagerplatz.

C Befestigtes römisches Lager, Isenburg genannt, mit Raum für $1\frac{1}{2}$ Legionen.

D Lagerplatz am jenseitigen Ufer des Büntgrabens, in dem 5—6 Legionen Platz hatten.

H Waffenfundstätten.

J Abflussrichtung der angestauten Süd-Aue nach dem Wiesenthal der Nord-Aue.

Hr. R. Virchow: Die unermüdliche und von edlem Patriotismus getragene Thätigkeit des Hrn. v. Stoltzenberg in der Erforschung der Alterthümer seiner Heimath ist unserer besonderen Anerkennung würdig. Er giebt damit ein anregendes Beispiel für alle Lokalforscher, ohne deren Theilnahme an unseren Arbeiten die von uns übernommene Aufgabe nicht würde gelöst werden können. Wir dürfen ihm Glück wünschen für die immer neuen Erfolge, welche er erzielt.

Die Aufklärung der Hannoverschen Vorgeschichte ist mit ganz besonderen Schwierigkeiten umgeben. Dieselben werden hauptsächlich hervorgerufen durch die noch immer ungelöste Frage, wie weit römische Heere in das Land eingedrungen sind und welche Zeugnisse ihrer einstmaligen Anwesenheit sie zurückgelassen haben. Dieselben Dinge erscheinen dem einen als römisch, dem anderen als germanisch und dann vielleicht als nachrömisch, oder gar als vorgermanisch. Bei solchen Streitfragen geschieht es leicht, dass jeder der streitenden Theile in seinem Eifer über das Ziel hinausschiesst: der eine im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seiner historischen Voraussetzungen, der andere in übertriebenem Skepticismus in Bezug auf die Tradition.

Hr. v. Stoltzenberg hat den bedeutenden Erfolg gehabt, an zwei wichtigen Punkten den Nachweis geführt zu haben, dass grössere Befestigungswerke, die man bis dahin meistentheils als blosse Erdwerke betrachtet hatte, regelrechte Mauern aus Bruchstein gehabt haben, deren Herstellung anscheinend nicht in eine nachrömische Zeit versetzt werden kann, weil dafür alle geschichtlichen Anhaltspunkte fehlen. Da andererseits nirgends in Nord-Deutschland gemauerte Bauten bekannt sind, welche in eine ausgesprochen prähistorische Zeit zu setzen sind, so gelangt er schon auf dem Wege der Ausschliessung zu der Schlussfolgerung, dass es römische Werke gewesen sein müssen.

Dagegen lässt sich, wie mir scheint, doch noch einwenden, dass die geschichtlichen Nachrichten über die Befestigungen des Landes selbst aus karolingischer Zeit sehr spärlich sind, und dass wir über den Zeitraum von mehr als 750 Jahren, der zwischen Varus und Karl dem Grossen liegt, fast gar nichts wissen. Diese Unkenntniss ist genügend, um den Exclusionsbeweis nicht durch die einfache Thatsache der Befestigungsmauern als geführt zu betrachten. Dazu wäre es nothwendig, einerseits die Anlage der Werke selbst mit den uns bekannten römischen Vesten in unserem Vaterlande zu vergleichen, andererseits die Beweisfähigkeit der sonstigen Fundstücke zu prüfen.

Was das Erstere anlangt, so meine ich, dass die an sich sehr dankenswerthen Angaben des Hrn. v. Stoltzenberg noch nicht genügen, um den Fernerstehenden eine volle Anschauung der Anlage zu gewähren. Dazu würde ein von sachverständiger Hand aufgenommener Specialplan gehören. Dieser aber würde, soviel sich aus den, allerdings nicht genügend detaillirten Beschreibungen entnehmen lässt, zunächst eine vollständigere Ausgrabung und Blosslegung der vorhandenen Baureste erfordern. Ich möchte daher diese Gelegenheit wahrnehmen, um das Interesse der Staatsregierung und der Provinzialbehörden für die Vervollständigung der Ausgrabungen anzurufen. Beide haben schon bisher Mittel gewährt, um die Hannoverschen Befestigungswerke genauer zu erforschen, und sie werden gewiss nicht zögern, auch in diesem Falle einzugreifen, wo ein Punkt von cardinaler Bedeutung in Frage steht.

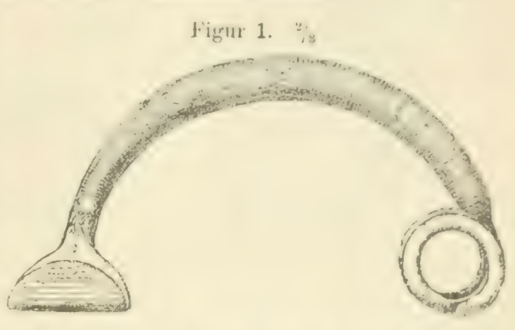
Hr. v. Stoltzenberg hat uns aber auch eine Reihe von Fundobjekten übersandt, welche unserer unmittelbaren Prüfung unterstellt sind. Dieselben sind leider schon deshalb nicht von entscheidendem Werthe, weil sie an verschiedenen Stellen, zu einem grösseren Theile ausserhalb der Deisterburg, gesammelt worden sind.

Indess mag eine kurze objektive Würdigung versucht werden. Die Prüfung ist unter freundlicher Betheiligung der HHrn. Voss, Olshausen und H. Weiss vorgenommen worden, und sie hat eine fast vollständige Uebereinstimmung unseres Urtheils ergeben.

I. Unzweifelhaft prähistorische Bronzen:

1. Eine mächtige Bogenfibula von dem bekannten Koban-Typus (Fig. 1), der nur die Nadel fehlt. Es ist ein schweres Stück von starkem Bronzeguss, an der Basis 10 *cm* lang, der weit gestreckte, drehrunde, in der Mitte stärkere Bügel etwa 5 *cm* hoch. Gegen beide Enden hin verjüngt sich der Bügel, um an dem einen Ende in einen 2 *mm* starken Draht überzugehen, der spiralig aufgerollt ist, während das andere Ende in eine breite eingebogene Platte von 2,5 *cm* Länge, den Nadelhalter, ausläuft. Von der Endspirale sind noch $2^1/_2$ Windungen erhalten. Der Bügel selbst, der in der Mitte 9 *mm* dick ist, zeigt in seiner ganzen Ausdehnung regelmässige Einritzungen, an den meisten Stellen feine, dicht stehende, parallele Querlinien, welche 5mal durch Zwischenglieder unterbrochen sind, in denen schräge Einritzungen in doppelter Reihe fiederblattartig angebracht sind. Das Ganze hat eine sehr dunkle grüne Patina; eine abgefeilte Stelle an der Spirale zeigt eine rothgelbe, glänzende Farbe.

Figur 1. $^2/_3$



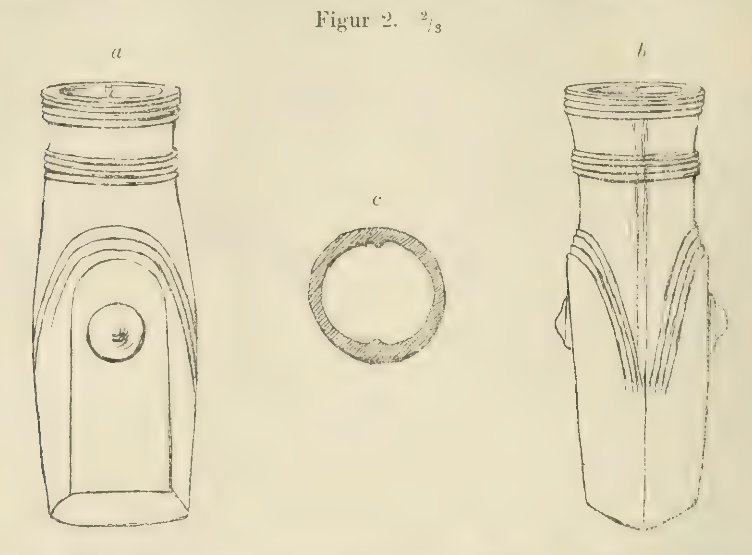
Derartige Fibeln sind, wie ich in meiner Monographie über Koban S. 29 ausgeführt habe, in Deutschland nur sehr spärlich gefunden worden. Die in den Museen befindlichen stammen fast sämmtlich aus Italien oder sind wenigstens zweifelhaften Ursprunges. Mit Sicherheit kennen wir nur ein Stück von Oppenheim, eines von Colmar im Elsass und einige von Hallstatt und Watsch. Der Norden von Deutschland war bisher ganz unvertreten. Um so mehr interessirte es mich daher, den Fundort des vorliegenden Stückes kennen zu lernen. Hr. v. Stoltzenberg theilte mir auf meine Anfrage mit, dass es von dem „adeligen Hause Sögeln, einer der weniger bedeutenden Befestigungen im Hasagau, direkt auf dem Heerwege nach Rulle stamme." Es hat also mit der Deisterburg ebenso wenig zu thun, als mit den Römern.

2. Ein gleichfalls sehr seltenes Stück (Fig. 2, *a*—*c*), das ich in Kürze einen Celthammer nennen will. Fräulein Mestorf (Vorgeschichtl. Alterthümer aus Schleswig-Holstein. Hamburg 1885, S. 18, Taf. XXI, Fig. 206) führt ein ähnliches, auf der Putloser Heide bei Oldenburg gefundenes Stück unter dem Namen „hammerförmiger Celt" auf. Es handelt sich hier um einen Hohlcelt ohne Schneide, der ein breites, stumpfes Ende besitzt und an der Dülle auf eine längere Strecke verengt ist. Dieses Ende sieht daher genau wie ein Stielloch aus. Das Nähere, insbesondere auch die Verzierung durch erhabene Linien und Knöpfe, ergeben die Abbildungen. Dabei ist eine Besonderheit zu erwähnen, nehmlich das Vorkommen erhabener Längsrippen auf der inneren Fläche der Dülle, wo auf jeder Seite eine solche hervortritt (Fig. 2, *c*).

Der Verbreitungsbezirk dieses Geräthes, soweit er bis jetzt sicher bekannt ist, überschreitet die Alpen kaum; er reicht von Ungarn, von wo Hr. Hampel Nachweise geliefert hat, und von der Schweiz bis nach Dänemark und England, wo nach

dem Zeugniss von John Evans (The ancient bronze implements of Great Britain and Ireland. London 1881, p. 177) dies die „gewöhnlichste Hammerform" ist. Die

Figur 2. $^2/_3$



Literatur hat Hr. Olshausen (diese Verhandl. 1885, S. 458) zusammengestellt; Hr. Voss fügt noch hinzu: Soph. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager II, Bronzealderen, Taf. XXII, Fig. 348, S. 45. Dabei ist jedoch zu bemerken, dass im Einzelnen zahlreiche Varianten vorkommen. So mag namentlich erwähnt sein, dass Evans aus England lauter Exemplare ohne stielförmige Verengung abbildet. In Bezug auf die inneren Rippen hatte Hr. Olshausen früher hervorgehoben, dass sich solche bei den „Hämmern" nicht finden; er theilt mir aber mit, dass er seitdem in Zürich zwei derartige Exemplare vom Haumessergrund bei Wollishofen (Nr. 1181 und 1182) mit runder Dülle gesehen hat, während freilich ein drittes (Nr. 1183) die Rippen nicht zeige. Von besonderem Interesse für die chronologische Bestimmung ist ein Depotfund des jüngeren Bronzealters im Kopenhagener Museum, der 3 solche Hämmer enthielt; damit stimmt die Angabe von Evans, wonach auch mehrere der englischen Hämmer, die er abbildet, aus Sammelfunden stammen.

3. Hr. v. Stoltzenberg erwähnt in seinem Schreiben (vergl. auch S. 261) noch einen Bronzecelt, den er nicht mitgesandt habe. Derselbe sei in der Nähe des römischen Lagers bei Düendorf gefunden worden.

II. Eisensachen von anscheinend sehr verschiedenem Alter. Sie lassen sich in 3 verschiedene Gruppen ordnen:

A. Verhältnissmässig junge Fundstücke. Dahin rechnen wir:

1. eine grosse spiessartige Waffe, — wie Hr. v. Stoltzenberg sie recht gut bezeichnet, eine Stosswaffe. Sie kam in zwei Bruchstücken an, hat sich aber gut zusammenfügen lassen. Das sehr starke, zugespitzte, zweischneidige Blatt hat eine Länge von 25 *cm*. Nach hinten geht dasselbe unmittelbar über in einen gerundeten, hohlen Stiel von 4,5 *cm* Durchmesser. Vor der Uebergangsstelle tritt jederseits ein hakenförmiger, etwas nach vorn gekrümmter, starker Fortsatz hervor. Hr. Voss hat die sehr annehmbare Meinung aufgestellt, dass es ein Jagdspiess gewesen sei. Sämmtliche Sachverständige sind geneigt, dieses Stück in eine späte Zeit zu versetzen. Hr. H. Weiss geht auf das 10. oder 11. Jahrhundert zurück.

2. ein langes, schmales, jedoch sehr verrostetes Messer, möglicherweise auch ein Jagdgeräth.

B. Etwas ältere Formen:

1. ein grosses Beil (Streitaxt), dessen Form einigermaassen an eine Francisca erinnert, das jedoch in Einzelheiten sehr abweicht. Nach der Terminologie von Osborne (Das Beil in seinen typischen Formen. Dresden 1887. S. 59) würde es zu der spätesten Entwickelungsform, der der „geschwungenen Breitäxte", gehören. Insbesondere ist der vordere Theil mit seiner breiten, etwas gewölbten Schneide gegen den hinteren Theil, der das Stielloch trägt, durch ein sehr verjüngtes, nach oben und noch mehr nach unten ausgeschnittenes Verbindungsstück abgesetzt, wobei die obere, ziemlich gerade Fläche der Schneide zugleich im Ganzen gehoben, die untere, stark eingebogene Fläche in eine lange Spitze gesenkt ist. Das hintere, sehr schwere Stück ist auf beiden Flächen abgeplattet und im Ganzen mehr schräg von hinten nach vorn gerichtet; dem entsprechend ist auch das Stielloch schräg gestellt und seine Oeffnung nahezu rhombisch. An seinem vorderen Umfange tritt ein starker zahnförmiger Fortsatz nach unten hervor.

Wie aus den Erörterungen des Hrn. Lindenschmit (Handb. der deutschen Alterthumskunde I, S. 189 fg.) hervorgeht, zeigt auch das Beil der merovingischen Zeit sehr mannichfaltige Variationen; er zeichnet namentlich Streitäxte aus Gräbern von Virnheim, Nackenheim und Bendorf (S. 194, Fig. 95—97), welche manche Analogien mit der unserigen darbieten, insbesondere erscheint dort gleichfalls ein vorspringender Zahn an dem Stielloche, jedoch sitzt er am hinteren Umfange. Unser Museum besitzt nur Exemplare aus slavischen Funden, welche den vorderen Zahn zeigen.

2. eine kleinere Spitze von einer Lanze oder einem Wurfspiess, bei welcher in dem hohlen Stiel noch Reste der früheren Befestigung stecken. Das 82 *mm* lange Blatt ist aus einem Stück mit dem Stiel und vor der Uebergangsstelle stark eingebogen.

3. ein Paar dicke, runde, hohle Bruchstücke, von denen eines Hr. v. Stoltzenberg auf ein Pilum deutet. Obwohl wir nicht mit Sicherheit zu ermitteln vermochten, welcher Art die Waffe gewesen sei, so fanden wir doch mit keinem Theile eines Pilum eine erkennbare Aehnlichkeit. Möglicherweise könnten es Theile von einem Lanzenschuh sein.

C. Die Hufeisen.

Es finden sich 3 grössere und 1 kleineres Hufeisen vor. Hr. v. Stoltzenberg bezieht die ersteren auf Pferde, das letztere auf ein Maulthier, und schreibt beide den Römern zu. Es ist dabei zu erwägen, dass Pferdehufeisen aus merovingischer Zeit nicht sicher nachgewiesen, Maulthiereisen aber häufig gefunden sind (Lindenschmit a. a. O. S. 295).

Ueber die Frage der römischen Hufeisen ist bekanntlich lange gestritten worden; nach den Beobachtungen auf der Saalburg darf dieselbe wohl als in bejahendem Sinne entschieden angesehen werden. Sehr genaue Abbildungen römischer Hufeisen hat neuerlich General Pitt Rivers geliefert (Excavations in Cranborne Chase. Vol. II. Pl. CVI. Fig. 13 and 14) und sie in Vergleich zu britischen gestellt (Vol. I. Pl. XXVII. Fig. 5 and 8. Vol. III Pl. CLXXXIV. Fig. 4). Er legt namentlich Gewicht auf die Enge der Oeffnung, woraus er Rückschlüsse macht auf die Grösse der Hufe. Immerhin bleibt der Gegenstand noch sehr schwierig.

Die von Hrn. v. Stoltzenberg eingesandten Hufeisen von Pferden sind gross, haben aber eine sehr enge Oeffnung. Letztere hat im Ganzen eine lang-

liche, schmal eiförmige, fast schlitzartige Gestalt und verjüngt sich nur mässig nach hinten zu, wo jederseits die Eisen ein wenig nach innen vortreten. Sie zeigen ungemein breite Platten. Der gerade Durchmesser der Platte misst vorn in der Mitte 4,5, weiter nach hinten 3.5 *cm*. Ihr äusserer Rand ist stark ausgelegt und fast gerundet. Darin sind jederseits 4 Nagellöcher, von denen einzelne noch mit grossen Nägeln erfüllt sind. Am hinteren Ende trägt jede Platte einen starken Vorsprung, der regelmässig auf einer Seite mehr stumpf und niedrig, auf der anderen mehr konisch und vorspringend ist. Vorn ist kein Vorsprung vorhanden. Das Maulthiereisen ist viel kürzer, die Oeffnung von mehr elliptischer Form, die Platte viel schmäler, aber auch hier sind die Enden eingebogen.

Vielleicht wird eine genauere Vergleichung noch weitere Anhaltspunkte für die Entscheidung geben. Immerhin halten wir es für möglich, dass die Hufeisen römische sind. Das ist jedoch das einzige Zugeständniss, das wir bis jetzt zu machen im Stande sind. —

(17) Hr. W. Schwartz spricht über mythologische Bezüge zwischen Semiten und Indogermanen. Der Vortrag ist abgedruckt in der Zeitschr. f. Ethnologie 1892, S. 157. —

(18) Hr. R. Hartmann spricht über die zur Zeit in Castan's Panopticum ausgestellten

Schuli-Neger.

Diese sogenannten Schuli zeigen sich als meist den nigritischen Stämmen angehörende, gewandte Schauspieler. Die von ihnen vorgeführte Hinrichtung eines angeblichen feindlichen Spions ist jedenfalls Casati's Darstellung nachgebildet und passt eher nach Unyoro. Diese Handlung wird übrigens von den Leuten mit einer gewissen realistischen Verve vorgeführt. Auch ihre sonstigen Vorstellungen aus dem afrikanischen Volksleben sind in Bezug auf Mimik nicht übel. Die betreffenden Schwarzen führen Waffen und einzelne mit Kauri-Schnecken und mit Federn besetzte Zierrathe, welche ächten Schuli-Formen entsprechen. Sonst aber lässt sich über die Nativität der Leute kaum etwas nur annähernd Sicheres herausbringen. Ein unter ihnen den Häuptling nicht ohne Würde spielender, langer und stämmiger Kerl erinnerte sich bei meiner Ansprache (in Vulgär-Arabisch) an Wadelai und an Fatiko im Schulilande und nannte sich Angorgân. Von einigen durch mich erwähnten bekannteren Schuli-Schêkh's schien er dagegen nichts zu wissen. Seine sonstigen Bemerkungen waren ohne Bedeutung. Die allermeisten gaben durch Gebärden zu erkennen, dass sie kein Arabisch verständen, hüllten sich mir gegenüber in hartnäckiges Schweigen und sprachen bei ihren Schaustellungen zu einander sehr hastig in einem mir und Anderen unverständlichen Jargon. Ein unter ihnen befindlicher, sehr hellfarbiger Mensch machte durch seine Gesichtsbildung auf mich den Eindruck eines gewöhnlichen ägyptischen Fellachen von etwa 25—30 Lebensjahren. Nach einiger Mühe brachte ich von ihm heraus, dass er aus Kordufan gebürtig und zu Fatiko im Schuli-Lande gewesen sei. Aber auch über sein Geburtsland gab er vor nichts weiter zu wissen. Als seine Schwester galt Gamîle, ein ziemlich helles, gut gewachsenes Mädchen von etwa 20 Jahren. Ihr ganz hübsches, lebhaftes Gesicht liess mich sogleich an eine ägyptische Fellachin denken. Diese Person gab mir auf meine an sie gerichteten, sehr verständlichen Fragen durchaus keine Antwort.

Alle diese Schwarzen des Panopticum dürften daher für die Erkenntniss der Natur des ächten Schuli-Volkes ohne jede Wichtigkeit sein. Sie scheinen ein zusammengelaufenes, fahrendes, von hier- und von daher stammendes Negervolk, unter Zugang von Fellachen, zu sein, ein Volk, wie es in allen Gauen von Alexandrien bis nach Unyoro hin sich herumzutreiben pflegt. Ein solches kann doch, trotz des politischen Druckes der Machdisten und der Derwische, bei Wadi Halfa und Assuan nach Norden durchschlüpfen. Einige haben gesagt, diese angeblichen Schuli seien wahrscheinlich nur zanzibaritische Suahêl, allein so weit weg wird man die Leute schwerlich zu suchen haben.

Schuli-Land ist ein waldarmes Steppengebiet, welches sich östlich vom Bachr-el-Djebel, etwa unter 4° nördl. Breite, im Süden der Latuka-Bari und nordwestlich von Unyoro, erstreckt. Die im Ganzen gut gebauten Eingebornen gehören zu dem ausgebreiteten, nigritischen Schilluk-Volke, welches wieder ethnische Beziehungen zu den Denka oder Dinka, den Kitch, Eliab, Bor, den Schiir und Bari hat.

Die einzigen zuverlässigeren Berichte über Land und Leute der Schuli rühren von Casati, Junker und Emin-Pascha her. Die grösste Bedeutung besitzen in dieser Hinsicht die ausgezeichneten photographischen Aufnahmen R. Buchta's. Sie lehren uns mehr als ausführliche Beschreibungen. Casati hat eine Anzahl dieser Photographien für sein Reisewerk benutzt, ohne die Quelle zu nennen, wogegen der leider allzufrüh verstorbene, gelehrte Junker diese von Casati wahrscheinlich in aller Harmlosigkeit begangene Unterlassungssünde strenge vermieden hat. Im Uebrigen bin ich von der photographischen Wiedergabe der Buchta'schen Schuli-Photographien in den beiden eben genannten Reisewerken wenig befriedigt.

Ich lege hier, ausser einigen Buchta'schen Original-Photographien von Schuli, noch eine Anzahl schwarzer und farbiger Zeichnungen vor, die zur Vergleichung zwischen unter einander verwandten Stämmen des oberen Nilgebietes dienen können und denen Sie das Prädikat einer im Ganzen correkten Behandlung nicht versagen werden. Hr. Buchta hatte mir früher das wahre Colorit der Schuli vorgezeichnet. Die Hautfarben anderer hierher gehörender Nigritier habe ich nach eigener Anschauung mit Pinsel und Farben zu fixiren gesucht. Auf die gebräuchlichen Skalen gehe ich deshalb nur ungern zurück, weil dieselben zu wenig entsprechend und öfters ohne Vermittelung unter einander sind. Ich möchte dem Hautcolorit der ost- und central-afrikanischen Stämme die folgenden Hauptfarben zu Grunde legen: 1. Ockergelb mit verschiedenen Nüanceen ins Röthlich- oder Oliven- und Gelblichbraune für Aegypter, Berber (Imoschach), Agau und andere hellere Abyssinier; 2. Van-Dyckbraun mit Variirungen ins Röthlich-, Chokoladen- und Gelblich-, selbst Schwärzlichbraune für manche Abyssinier, die Bedja, Nuer, Oromó und Sômâl; 3. Bisterbraun mit Variirung in Bläulich- und Schwärzlichbraun, selbst Lampenschwarz, für Schilluk, Denka, Bari, Schuli. Unter den Zeichnungen finden Sie: 1. Porträts der Schuli-Häuptlinge Aguen und Faso, nach Buchta's Photographien vergrössert in Bleistift; 2. Schuli-Krieger einzeln; 3. desgl. zu mehreren zum Kriegstanze antretend; 4. Schuli-Weiber, alles farbig und vergrössert nach Buchta; 5. Töpferwaaren der Schuli, farbig; 6. Schulidorf, malerisch unter Deleb-Palmen gelegen; 7. musicirende Schuli; 8. Schuli-Mann in der Vorderansicht und im Profil. — Original-Photographien von Buchta: 9. eine Eliab-Sklavin, farbig und vergrössert nach einer Photographie von James; 10. freies Denka-Mädchen vom Stamme Behérr, aufgenommen durch mich zu Helles-Idris am Bull-Gule; 11. Gruppe freier Denka mit eingetauschtem Zuchtvieh (Zebus), ebendaselbst aufgenommen. Diese Leute, Männer und Weiber gehen gänzlich

nackt; 12. Denka-Mädchen, vergrössert in Bleistift, nach Buchta; 13. Berta-Sklavin des Chalil-Agha zu Mesalamieh, eigene Aufnahme, farbig; 14. junge Bari-Krieger, Aquarelle nach W. v. Harnier. Dieser vortreffliche Beobachter und geniale Zeichner endete bekanntlich unter den Hufen eines wilden Büffels (Bos caffer) zu Heiligenkreuz am Bachr-el-Djebel. Sein schön ausgestattetes Reisewerk wird leider, ohne Nennung des unglücklichen Autors, von Illustrateuren moderner Reisewerke in rücksichtsloser Weise ausgebeutet; 15. Episode aus meinen Reiseerlebnissen, farbig. In der Nacht des 28. Juni 1870 verkünden drei phantastisch aufgeputzte und bizarr bemalte, grässlich aussehende Krieger der Djebelawîn dem tapferen Commandanten von Famakâ (in Fazoglo), Bimbaschi M'Saûd-Efendi, in Gegenwart des schwarzen Oberlieutenants Bachit-Agha, des Unteroffiziers Beschir und des Soldaten Ali, ebenfalls Schwarzer, sowie endlich auch des Vortragenden, dass der rebellische Schekh Hammed-Woled-Hammed von Dar-Gubha seine Ghazwah (Raubzug) gegen Fazoglo begonnen habe und selbst den ägyptischen Grenzorten seinen feindlichen Besuch zu machen gedenke. Die fremden Krieger bieten ihre und ihres Stammes Hülfe an. Scene bei Fackelbeleuchtung, von mir noch in derselben Nacht — in den ersten Stadien des Fiebers — aus frischer Erinnerung skizzirt. Diese Djebelawîn-Krieger, Mischlinge aus Hammedj und Bertat, mahnen in ihrer äusseren Erscheinung an Bari in voller Kriegstracht. —

Hr. R. Virchow bemerkt, dass der Impresario für die angebliche Schuli-Truppe derselbe sei, welcher vor Jahren die Pinkert'sche Beduinen-Carawane nach Deutschland brachte. Manche wollen unter jenen Schuli alte Bekannte aus diesem Beduinenlager wiedergesehen haben. —

Hr. v. Luschan hat die Leute im Panopticum an der Seite des Hrn. Hasan Tewfik, Lectors des Arabischen am Orientalischen Seminar, besucht. Dieser hat die Leute in ihren unter einander geführten Gesprächen belauscht und daraus entnommen, dass sie meist aus Kordufan stammten und arabisch sprächen. Sie hätten sich gegenseitig zu unverbrüchlichem Schweigen bei Durchführung ihrer betrügerischen Rolle verpflichtet. —

(19) Hr. Feyerabend spricht über prähistorische Funde der Ober-Lausitz. —

(20) Eingegangene Schriften und Geschenke:

1. Schlieben, A., Geschichte der Steigbügel. Wiesbaden 1892. (Sep.-Abdr. Annalen d. Ver. f. Nass. Altert.- u. Geschichtsf.) Gesch. d. Verf.
2. Begemann, H., Die vorgeschichtlichen Alterthümer des Zietenschen Museums zu Neu-Ruppin. Beilage des Gymnasial-Programms. Neu-Ruppin 1891/92. Gesch. v. Hist. Ver. d. Grafschaft Ruppin.
3. Mies, Jos., Ueber plastische Nachbildungen, welche mit Hülfe der Photographie hergestellt werden. Berlin 1892. (Sep.-Abdr. Photogr. Wochenblatt.) Gesch. d. Verf.
4. Stieler, A., Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. Gotha. fol. Gesch. d. Hrn. Waldeyer.

Sitzung vom 18. Juni 1892.

Vorsitzender zuerst Hr. **Virchow**, später Hr. **Waldeyer**.

(1) Der Vorsitzende begrüsst die von ihren ägyptischen Reisen heimgekehrten HHrn. H. Brugsch und R. v. Kaufmann. —

(2) Die Gesellschaft hat in letzter Zeit schmerzliche Verluste erlitten.

Am 2. Mai ist in Buenos Aires Hermann Burmeister, 85 Jahre alt, gestorben. Er war unser correspondirendes Mitglied seit 1871, und zwar eines der treuesten und fleissigsten. Zahlreiche und stets sehr lehrreiche Mittheilungen über die Prähistorie der La Plata-Staaten, die er uns zugesendet, zieren unsere Verhandlungen. Seine letzte Zuschrift (S. 118) datirt vom 21. Dezember v. J.; sie enthielt noch die Nachricht von der Fortdauer ungestörter Gesundheit. Nach einem Zeitungsberichte ist sein Tod in Folge einer Blutung aus der Schläfen-Arterie erfolgt, die durch einen Glassplitter zerschnitten wurde, als er am 8. Februar beim Oeffnen eines Fensters von einer kleinen Treppe gegen einen Glasschrank des Museums fiel. Ein reich bewegtes Leben ist damit abgeschlossen. In Stralsund am 15. Januar 1807) geboren, widmete er sich zuerst in Greifswald, dann in Halle dem Studium der Medicin, gleichzeitig aber mit vorwiegendem Interesse dem der Zoologie, die sein eigentlicher Lebensberuf wurde. Indess behielt er stets die Erforschung des Menschen im Auge; ein Blick in seine „geologischen Bilder", welche zu den besten populären Schriften der Zeit zählen, zeigt den gewandten Anthropologen. Daher gehörten seine Vorlesungen an der Berliner Universität, wo er sich als Privatdocent habilitirt hatte, zu den am meisten beliebten unter den Studirenden. 1837 erhielt er die Professur der Zoologie in Halle, wo er eine rege Thätigkeit entwickelte. Das Jahr 1848 rief ihn auf das politische Gebiet: als Mitglied des preussischen Parlaments erlebte er alle die Wechsel, welche die Verfassungskämpfe mit sich brachten. Schon 1850 verliess er das Vaterland zu einer zweijährigen Reise nach Brasilien. Seitdem wurde er der Heimath mehr und mehr fremd. Selbst das Klima konnte er nicht ertragen; immer sehnte er sich nach Wärme. So unternahm er 1856 eine zweite Reise nach Uruguay und dem Norden von Argentinien und gab 1861 seine Professur definitiv auf. Seitdem ist er anhaltend Direktor des Museo nacional in Buenos Aires gewesen; erst im Anfang dieses Jahres legte er die Stelle nieder und veranlasste die Ernennung des Prof. Carl Berg zu seinem Nachfolger. Unserer Gesellschaft blieb er bis zu seinem Tode ein hingebender Freund; die Erinnerung an ihn wird unter uns nicht erlöschen. —

Ein weiterer Todesfall hat den Direktor des archäologischen Museums in Verona, Stefano de Stefani, königlichen Inspektor der Ausgrabungen jener Gegend, aus der Zahl unserer correspondirenden Mitglieder dahingerafft. Eine

grössere Anzahl prähistorischer Abhandlungen wird sein Gedächtniss unter uns wach erhalten. —

Endlich haben wir eines unserer ältesten Mitglieder, den Generalarzt Dr. Wilh. Roth in Dresden, verloren. Seine grossen Verdienste um Militärhygieine, insbesondere sein entscheidender Einfluss auf die Verbesserung der Kasernenbauten, sind allgemein anerkannt. Uns war er ein anhängliches Mitglied, das in früheren Jahren keine Gelegenheit versäumte, sich an unseren Ehrentagen zu betheiligen. Die letzten Jahre war er durch ein schweres Leiden in seiner Thätigkeit arg behindert, aber er ertrug es mit seltener Geduld. —

(3) Für die Eisenbahnfahrt zu dem internationalen prähistorischen Congresse in Moskau werden auf Russischen Bahnen Preisermässigungen gewährt. —

Auf der Iberischen Halbinsel wird dem Amerikanisten-Congress in La Rabida ein Orientalisten-Congress in Lissabon vom 23. September bis zum 1. Oktober vorhergehen. Der für Sevilla geplante Congress ist aufgehoben worden. Dagegen ist für London ein Concurrenz-Unternehmen ausgeschrieben. —

(4) Die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde tagt am 9. und 10. Juli zu Neu-Zelle. —

(5) Die Gesellschaft beschliesst auf Antrag des Vorstandes und Ausschusses folgenden Artikel zur Geschäftsordnung:

„Abgesehen von geschäftlichen Mittheilungen und Einsendungen, sollen nach vorher eingeholter Zustimmung des Vorsitzenden als Mittheilungen vor der Tagesordnung lediglich Demonstrationen zugelassen werden, für welche nur eine Zeitdauer von 5 Minuten beansprucht wird. In dringenden Fällen kann der Vorsitzende hiervon eine Ausnahme gestatten. Sonstige kleine Mittheilungen sind erst nach Erledigung der Tagesordnung zulässig."

„Vorträge innerhalb der Tagesordnung sind auf eine Dauer von höchstens 20 Minuten zu bemessen. Sollen dieselben weiter ausgedehnt werden, so ist die Genehmigung des Vorsitzenden nöthig." —

(6) Hr. H. Jentsch übersendet mit Brief aus Guben vom 17. Juni folgende Abhandlung über

Vorslavische und slavische Gräberfunde aus dem Gubener Kreise.

I. Vorslavische Funde von Schlagsdorf, Kreis Guben, namentlich ein Gefäss mit B-förmigem Henkel.

Bei Schlagsdorf, im südlichen Theile des Gubener Kreises, in der Nähe des heiligen Landes von Niemitzsch, sind auf dem Dietrich'schen Acker im Westen des Dorfes, dem sogen. Schmiedeberge, im Mai d. J. mehrere Ausgrabungen veranstaltet worden. Durch die Funde werden die früheren Ergebnisse, die 10 bis 15 Schritt weiter nördlich gewonnen und in diesen Verhandl. 1883, S. 344 (vergl. Guben. Gymnas.-Programm 1892, S. 15 f.) kurz besprochen sind, vervollständigt.

Die Gräber waren nur an der Oberfläche durch Steine, zum Theil mit Sprengflächen, gedeckt. Die Knochenurne war in mehreren Fällen durch 3—4 kopfgrosse Feldsteine gestützt. Ihre Gestalt war die einer durchschnittlich 25 *cm* hohen Terrine mit breiten Kehlstreifen. In einem Grabe standen zwei Leichen-

behälter unmittelbar neben einander, einer von 43 *cm* Durchmesser: auf die Oeffnung eines anderen waren zwei Teller und ein grosser Theil eines dritten übereinander gelegt: einer mit schlicht eingeklapptem Rande, ein zweiter mit gleichfalls nur übergebogenem, aber spiralig verziertem Saume, der dritte nach innen verdickt und ebenfalls spiralig abgestrichen.

Die Zahl der Beigefässe stieg bisweilen bis zu 15. Unter diesen sind mittelgrosse Terrinen mit Kehlstreifen, auch mit concentrischen Halbkreisen auf der oberen Wölbung, besonders häufig: bei einer derselben (Fig. 1) umzieht

Figur 1. ¹/₈.

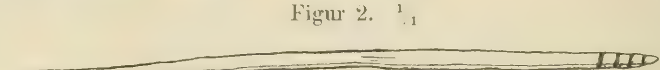


die weiteste Ausbauchung bis zum Oehsenansatz ein Band wechselnd schraffirter Dreiecke, das je in der Mitte zwischen den Oehsen durch eine kräftige, senkrechte Strichgruppe unterbrochen ist und das Streben nach individueller Ausgestaltung des Verzierungsmusters offenbart. Einzelne Terrinen mit napfartigem, geradlinig erweitertem Untertheile haben einen fast halbkugeligen Oberkörper, der mit sehr zahlreichen schmalen Kehlstreifen bedeckt ist, — eine Form und Verzierung, die in der Gegend von Alt-Döbern, Kreis Calau, nicht selten vorkommt. Hier sind die concentrischen Halbkreise dem Halse eingestrichen. Einige von diesen Gefässen waren im Feuer porös aufgequollen, ein wenig verzogen und grau gefärbt. Ferner fanden sich Henkelkrüge von mässiger Höhe, Tassen ohne Einschnürung unter dem Rande, schlicht konisch geöffnete Töpfchen mit Wulst oder Leisten und mit einem wagerechten Kranze von Nagelkerben, Teller und kleine Näpfe mit Eindrücken auf der Oberkante, vielfach Schälchen mit der bekannten Bodenerhebung, nicht selten mit Henkel: ein ungehenkeltes war durch ein übergestülptes von gleicher Art geschlossen. Im südlichen Theile des Feldes waren mehrmals Räuchergefässe mit Schornstein und mit 4, bezw. 5 unregelmässig ovalen Fenstern beigelegt: diese Beigabe wurde in den früher weiter nördlich erschlossenen Grüften vermisst. Ausser verhältnissmässig weitbauchigen, mittelgrossen Henkelflaschen von 10 *cm* Höhe lag in einem Grabe eine schlanke, 18.5 *cm* hohe, im grössten Durchmesser 11 *cm* weite Flasche von blassrother Färbung mit 7, bezw. 5 seichten Furchen am oberen Theile des Gefässkörpers und über dem Bodenansatze; dem 8 *cm* hohen Halse sind B-förmig 2 Henkel über einander angelegt, — eine im Ganzen seltene Erscheinung, zu der folgende Seitenstücke bekannt sind: ein weit offener Krug mit spiralig verziertem Untertheil aus Königswartha in der Ober-Lausitz (in der Alterthümer-Sammlung zu Görlitz; Abbildung bei Preusker, Blicke in die vaterländ. Vorzeit, Taf. 4, Fig. 58b), andere von Heidenstatt bei Egenburg in Nieder-Oesterreich (in der Much'schen Sammlung zu Wien) und von Güssfeld bei Salzwedel in der Altmark, 20 *cm* hoch, weit offen, verziert durch eine einfache Zickzacklinie (im Königl. Museum f. Völkerkunde zu Berlin). Die Form

ist von den ostpreussischen, nur durch ein oder zwei Zwischenstege in zwei, bezw. drei Abschnitte getheilten Henkeln verschieden, von denen ein Exemplar unbekannter Herkunft aus frührömischer Zeit im Königl. Museum zu Berlin, andere aus der mittleren La Tène-Zeit bei Tischler. Ostpreussische Hügelgräber I, S. 170, Taf. 3, Fig. 8, vergl. Fig. 3, 11 von St. Lorenz (vergl. Undset, d. Eisen in Nord-Europa, S. 153, Tickrehnen, Taf. XV, Fig. 16; Virchow, diese Verh. 1891, S. 760), II, S. 133, Taf. 1, Fig. 18, von Rudau (vergl. diese Verh. 1891, S. 337, Bosnien) erwähnt sind.

Von Bronze ist ausser dem erwähnten Bruchstücke eines Ringes nur eine 8,3 *cm* lange Nadel erhalten, deren etwas verdickter Obertheil durch 4 feine Furchen gegliedert ist (Fig. 2). Derartige Gegenstände sind vom Grundbesitzer Anfangs nicht beachtet worden.

Figur 2. 1/1



Zu bemerken ist schliesslich, dass sich in dem gelblichen Sande, welcher die Beigefässe, namentlich auch die zweihenkelige Flasche füllte, in grosser Zahl feine, meist verkohlte Körner von 0,5—1,5 *mm* Durchmesser mit kreisförmiger Oeffnung und mehreren seitlichen Grübchen fanden, vielleicht Hülsen der Früchte von Nadelhölzern, die beim Leichenbrande ausgesprungen und durch den Luftzug in den benachbarten Sandboden hineingeweht waren. Aehnliche Kapseln habe ich vielfach Reichersdorfer und Haasoer Beigefässen entnommen.

II. Slavische Skeletgräber in der Nähe des heiligen Landes bei Niemitzsch.

Der Bau der Südwest-Chaussee im Gubener Kreise hat ausser zwei Urnenfeldern auf der Sadersdorfer und der Markersdorfer Flur, sowie einem Depotfunde auf der ersteren, interessante slavische Reste aufgeschlossen. In dem südlichsten Theile der Niemitzscher Landungen, und zwar auf dem Pfarracker, sind nehmlich, 600 Schritt süd-südwestlich vom Dorfe, ebenso weit in süd-südöstlicher Richtung vom heiligen Lande entfernt, Skeletgräber mit slavischen Beigaben geöffnet worden. Ein durch die Freundlichkeit des Hrn. Pastor Eichler zu Niemitzsch mir zugestellter, wohlerhaltener Napf gab die Veranlassung, die Fundstelle eingehend zu durchsuchen; indessen konnten wir nur ziemlich stark zerkleinerte, dicke, mit Quarzgrus durchsetzte Gefässtücke aufsammeln, welche an sich die Bedeutung des Platzes nicht aufhellten. Als aber in den Abendstunden die verschiedenen Züge der Chausseearbeiter aus benachbarten Dörfern dorthin zurückkehrten, erfuhr ich durch die unabhängig von einander abgegebenen, völlig übereinstimmenden Erklärungen der einzelnen Arbeiter, dass hier im November v. J. bei Herstellung des westlichen Chausseegrabens, auf einer Strecke von 70 Schritt, in Abständen von 1,70—80 *cm*, Skelette, die durchweg von Osten nach Westen gerichtet waren, bloss gelegt, die Knochen jedoch und namentlich die Schädel immer so schnell als möglich im Acker irgendwo vergraben sind. Die Gebeine lagen in dunkel gefärbter, bräunlicher Erde und waren zum grossen Theile zerweicht und mürbe. Bisweilen fand sich ein Gefäss zur Seite, u. a. eines von 15 *cm* Höhe, nach unten und oben verengt, das kurze Zeit aufbewahrt, dann aber zerschlagen worden ist, und der 8 *cm* hohe, 16 *cm* weite, unten durch einen heraustretenden Rand abgeschlossene Napf (Fig. 3); der Boden von 7 *cm* Durchmesser ist von 5 parallelen Strichen und einigen kurzen, wenig heraustretenden Rippen in derselben Richtung durchzogen. Die Aussenwand zeigt eine Spirallinie von 12 Windungen. Der

obere Rand ist zur Aufnahme eines Deckels eingefurcht. Die Oberfläche, schmutziggrau von Farbe, fühlt sich sandig an. Das Gefäss bildet ein Seitenstück zu Funden im heiligen Lande, und zwar zu den jüngeren von gleichmässig grauer Farbe und mit erhabenen Bodenzeichen. Es drängt sich daher die Vermuthung auf, dass die späteren Bewohner des Rundwalls an dieser Stelle ihre Todten begraben haben. Die durch die Chaussee bezeichnete Linie deckte sich nicht mit der Gräberreihe, so dass von dem Chausseegraben wohl zwei von Norden nach Süden verlaufende Reihen hinter einander unter einem spitzen Winkel durchschnitten worden sind, und dass der neue Chausseekörper, welcher hier mit dem alten Landwege zusammenfällt, bei der Chausseemarke 56 wahrscheinlich noch eine Zahl von Gräbern birgt. Von den Resten der etwa 25 blossgelegten Skelette haben wir, ausser vielen kleinen Theilen, ein grösseres Bruchstück, anscheinend den absteigenden Ast des Os ischii mit einem grossen Stücke der Gelenkpfanne, aufgelesen. Metall ist nicht zu Tage gekommen, wie sich denn namentlich von Schläfenringen in der ganzen Nieder-Lausitz bisher noch keine Spur ergeben hat.

Figur 3. 1/3.



Irgend welche Trümmer von Wohnstätten mit Resten gleichartiger Gefässe in der Nähe festzustellen, ist bis jetzt noch nicht gelungen, — eine Thatsache, welche für die Annahme spricht, dass der Rundwall des heiligen Landes in der bezeichneten slavischen Periode (und gleich ihm wohl auch viele andere, in deren Nähe noch nie umfänglichere Scherbenreste gleichen Charakters gefunden sind, aus denen man auf Wohnungen schliessen könnte) nicht bloss eine Zuflucht-, sondern eine Wohnstätte gewesen ist.

Ein dem beschriebenen Napfe ganz ähnliches Gefäss mit aus dem Boden heraustretendem Kreuzzeichen, also wohl derselben Wendenperiode angehörig, ist als Einzelfund neben dem vorslavischen Gräberfelde des Heidenhebbels bei Haaso, nahezu 3 *km* weiter ost-südöstlich, gewonnen worden; auf derselben Flur haben sich, und zwar unmittelbar am Dorfe, gleichfalls 3 *km* von den Niemitzscher Gräbern entfernt, die in diesen Verhandl. 1886, S. 596 besprochenen Skeletgräber mit einem anscheinend ebenfalls der jüngeren Slavenperiode angehörigen Gefässe und mit einer kleinen Zahl von Bruchstücken älterer Töpfe gefunden, wogegen die Reste slavischer Brandgräber einer älteren Periode (s. diese Verhandl. 1890, S. 356, dazu Gubener Gymnas.-Progr. 1892, Taf. 5, Fig. 21), 2,5 *km* südöstlich von der Niemitzscher Fundstelle, durch einen ehemaligen See von ihr getrennt, westlich von Reichersdorf, unweit der Werder, erschlossen sind. Für die spätere Slavenzeit sehen wir also in jener Gegend die Leichenbestattung sicher bezeugt, in etwas grösserer Entfernung, bei Wirchenblatt, 7 *km* südöstlich von Niemitzsch, allerdings noch vereinzelte Spuren sehr später Leichenverbrennung (s. diese Verhandl. 1885, S. 150 und 383), für die ältere dagegen beide Begräbnissarten, da bei Reichersdorf Leichenbrand erwiesen ist, bei Haaso aber auch einige ältere Scherben Skeletgräbern entnommen sind. —

(7) Hr. W. Joest schickt unter dem 5. Juni folgende Mittheilung über

Rillen an ägyptischen Tempeln.

Im Anschluss an die Ausführungen von H. Junghändel auf S. 861 d. Verh. vom Jahre 1891 möchte ich bemerken, dass mir kürzlich Dr. Emil Brugsch, bei einem Gespräch über diese merkwürdigen Rillen, mittheilte, er habe „unzählige Mal" gesehen, dass Fellachenweiber die alt-ägyptischen Bauten aufsuchten, irgend

einen kleinen Stein vom Boden auflasen, mit demselben heftig und andauernd die Rillen rieben, gleich als wollten sie den Stein schleifen oder poliren, um letzteren dann in weitem Bogen über die rechte Schulter weg hinter sich zu werfen: Alles das in der Hoffnung, hierdurch (männliche) Nachkommenschaft zu erlangen.

Sollte dieser Gebrauch ein alt-ägyptischer sein, so liesse sich durch denselben die Entstehung gar mancher Rille erklären. —

Hr. H. Brugsch bestätigt diese Angabe. —

Hr. Schierenberg schreibt aus Luzern vom 8. Juni Folgendes:

„Die Rillen an ägyptischen Tempeln habe ich schon im Februar 1876 an Ort und Stelle beobachtet und dadurch erklärt, dass sie durch das Wetzen von Sicheln und anderen Schneidewerkzeugen entstanden seien. Mir schien die Sache so einfach, dass ich wohl kaum Erinnerung daran bewahrt hätte, wenn nicht zwei meiner Reisegefährten, protestantische Geistliche aus Amerika, mich deshalb befragt und eine Unterhaltung darüber mit mir sich daraus entwickelt hätte. Es war am 2. Februar 1876 in Dendera vor dem Portale des Tempels, als sie zu mir herantraten, um mich darauf aufmerksam zu machen und um meine Meinung darüber zu erfahren. Da ich die Rillen auch bemerkt hatte und über ihre Entstehung vom ersten Augenblicke an nicht zweifelhaft gewesen war, sagte ich sofort, dass nach meiner Ansicht die Fellah's ihre Sicheln dort gewetzt hätten. Den Einwand, dass die Rillen dann aber nicht bis zur halben Höhe des Gebäudes hinaufreichen könnten, beseitigte ich sofort durch die Bemerkung, dass der Tempel bis zu seiner halben Höhe verschüttet gewesen sei, und dass Mariette-Bey erst in neuester Zeit den Schutt soweit habe beseitigen lassen, um die Vorderseite bloss zu legen, dass also, sowie der Schutthaufen allmählich angestiegen sei, auch die Rillen höher angebracht seien. Der Schutt aber entstand dort bekanntlich dadurch, dass die aus Nilschlamm gebauten Hütten zerfielen, und auf ihren Trümmern, ohne diese zu beseitigen, neue erbaut wurden. Bei dieser meiner Erklärung sahen sich damals meine amerikanischen Freunde beruhigt, und ich halte dieselbe auch jetzt noch für richtig. Zu dieser Ansicht wurde ich veranlasst, weil ich in meiner Heimath in Lippe am Teutoburger Walde ganz dieselbe Erscheinung und ihre Ursachen zu beobachten Gelegenheit hatte, namentlich in meiner Vaterstadt Horn in der Nähe der Externsteine, die auch dieselbe Sandsteinformation zeigen, wie die ägyptischen Gebirge und die daraus erbauten Tempel, denn beide gehören der Triasformation an. An den Thoren der Stadt Horn oder an Mauern und Brücken in der Nähe habe ich oft 12—14jährige Mädchen, die ausgesandt waren, um in den Hecken und an Grasrainen Futter für das Vieh zusammen zu suchen, ihre Sicheln wetzen sehen, und vermuthlich sind solche Rillen noch da." —

Hr. Virchow bezweifelt, ob diese Erklärung, die ja vielleicht für manche Fälle richtig sein möge, als allgemein gültig anzusehen sei. An sich sei es schwer verständlich, wie durch das Wetzen von (gekrümmten) Sicheln auf der Fläche aufrecht stehender Steine Rillen entstehen sollen. Er bedauert, dass die wenigsten Personen, welche sich an dieser Discussion betheiligen, den früheren Erörterungen Aufmerksamkeit schenken. —

(8) Hr. Schierenberg bespricht in demselben Briefe

die Einschnitte an der Riesensäule am Melibocus oder Felsberge.

„Diese Säule enthält Einschnitte, woraus man gefolgert hat (z. B. v. Cohausen), dass man sie hier habe durchschneiden wollen. Schon vor 30 Jahren

habe ich die Säule mehrfach gesehen und jene Ansicht gehört, die ich nicht theilen konnte. Vielmehr war ich der Ansicht, dass ein Maass dadurch bezeichnet werden solle. Durch die Bemerkung in der Zeitschrift f. Ethnol. 1890, S. 44 über das Vorkommen von Normal-Ruthen-Maassen an den Kirchen von Culm und Mühlhausen wurde ich veranlasst, im vorigen Jahre die Riesensäule darauf näher zu untersuchen, und ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, dass auch dort eine Normal-Ruthe vorhanden war. Die beiden Einschnitte sind 2,50 *m* von einander entfernt, also 8 rheinländische Fuss oder $^{1}/_{2}$ Ruthe, während der dritte Strich, als Zeichen der ganzen Ruthe, an dem nicht mehr vorhandenen abgebrochenen unteren Ende sich befunden haben muss. Dass dies Stück im Jahre 1851 durch Sprengen zerstört worden ist, und dass sich an demselben jener Einschnitt befunden hat, ist aus der Schrift von v. Cohausen und E. Wörner: „Römische Steinbrüche im Odenwalde“ zu ersehen.

„Auch der Halbkreis am oberen Ende der Säule verdient es, näher untersucht zu werden, denn er soll offenbar einen Haldmond darstellen. Dieser befindet sich auch auf den Speerspitzen von Müncheberg und Torcello und war, meiner Ansicht nach, bei unseren heidnischen Vorfahren das Symbol ihrer Religion, wie in Aegypten die Uräusschlange. Die vermeintliche Peitsche auf jener Speerspitze halte ich auch für eine Schlange; als Symbol des Sternbildes der Jungfrau findet sich jenes Zeichen, als Schiff gestaltet, auch im kleinen Thierkreise von Dendera im ägyptischen Museum (unter der Decke) in Berlin, indem in diesem Schlangenschiff der Löwe steht, hinter ihm eine weibliche Figur, worauf dann die Waage folgt. — Die Riesensäule ist meiner Ansicht nach eine Gerichtssäule aus der Zeit des Heidenthums.“ —

(9) Hr. Schierenberg bemerkt Folgendes über

die Darstellung einer deutschen Gottheit zu Silsilis, Ober-Aegypten.

In „Prokesch Osten's Nilfahrt, Leipzig 1874, S. 471“ ist gesagt, dass in dem Felsentempel zu Silsilis in Ober-Aegypten der Gott As dargestellt und als „grosser Gott und Herr des Himmels“ bezeichnet sei, vor welchem der letzte König der 18. Dynastie Horemheb anbetend erscheine.

Wie erklärt es sich, dass dieser germanische Gott in Aegypten auftaucht? So viel ich weiss, kommt der Name As unter den Göttern Aegyptens nicht weiter vor.

Den Tempel habe ich besucht, aber die Hieroglyphenschrift vermag ich nicht zu lesen, nur die Bemerkung machte ich, dass dieser Felsentempel in Breite und Höhe und der flachgewölbten Decke ganz der räthselhaften Grotte im Externsteine gleicht, nur dass er länger ist. Diese Grotte ist aber nach meiner Ansicht ein Mithraeum, das Varus angelegt und dadurch Veranlassung zur Varusschlacht gegeben hat. —

(10) Hr. Ernst Tiessen, Student der Geographie, übersendet folgende Notiz über

verwilderte Menschen in Ungarn.

In dem letzten vorjährigen Hefte der Zeitschrift f. Ethnol. findet sich ein Brief von Hrn. Ornstein aus Athen vom 14. November 1891, in welchem über einen „wilden Menschen“ in Trikkala berichtet wird. Da in demselben Briefe über das Fehlen von Berichten solcher Erscheinungen in der älteren und neueren Literatur

geklagt wird, so würde vielleicht die Angabe eines solchen Berichtes, der wahrscheinlich noch unbekannt sein dürfte, nicht unerwünscht kommen.

In der „Sammlung merkwürdigster Naturseltenheiten des Königreichs Ungarn" von Michael Klein (Pressburg und Leipzig 1778) heisst es: „Sonst hat sich um das Jahr 1707 oder 1708 zugetragen, dass eine fremde, erwachsene Mannsperson in dem Pressburger Walde gefunden und gefangen worden. Sie wurde auf dem hiesigen Pressburger Rathhause als sprachlos etliche Tage verwahret. Sie ass nichts anderes als Aepfel, wenn man derselben solche vorgeworfen. Ihre Kleidung war ein Kaftan von Passte, bis auf die Hälfte der Hände und der Füssen, auss was Ursachen man diesen wilden Menschen wieder in den Wald zurückgeführet, und aussgelassen, ist der Nachwelt nicht bekannt geworden."

„Im Jahre 1722 geschahe es, dass einige Jäger im Walde der Mitteren Solnocker Gespanschaft ein wildes Weibsbild angetroffen, welche so hässlich aussahe, dass der eine dieser Jäger, vor Schröcken fast seine Sinnen verlohren. Die Jäger verfolgten dasselbe, konnten es aber wegen ihrer ausserordentlichen Geschwindigkeit gar nicht einholen." —

(11) Hr. Dr. S. Weissenberg aus Elisabethgrod, z. Z. in Constantinopel, berichtet über

die Häufigkeit des Schnurrbartes bei den Frauen in Constantinopel.

Die Häufigkeit des Schnurrbartes bei den hiesigen Damen ist eine, wenigstens für den Fremden, so in die Augen fallende Erscheinung, dass es mich wundert, bis jetzt nie etwas davon gelesen zu haben. Für mich war diese Erscheinung so neu und so überraschend, dass ich es für interessant genug hielt, Zählungen anzustellen. Ich verfuhr dabei folgendermaassen: Ich ging die Grosse Perastrasse von einem Ende bis zum anderen entlang und zählte sämmtliche mir entgegenkommende Frauen mit und ohne Schnurrbart. Auf diese Weise konnte ich jede Frau nur einmal zählen und musste der Schnurrbart ziemlich entwickelt sein, damit ich ihn im Vorbeigehen bemerken konnte. Ganz junge Mädchen etwa unter 18 und ganz alte Frauen etwa über 50 Jahren habe ich unberücksichtigt gelassen, da bei den ersteren eine Entwickelung von Haaren an der Oberlippe, des Alters wegen, unmöglich und bei den letzteren eine solche Entwickelung auch in Europa keine Seltenheit ist. Solche Zählungen sind wenig genau, sie sind aber im Stande, einen Begriff von der Häufigkeit zu geben, was für unseren Fall genügt.

In 3 Zählungen bekam ich folgende Werthe:

	Gesammtzahl	mit Schnurrbart	Procent
	151	11	7
	273	33	12
	243	26	11
Summa	667	70	10 pCt.

Dieser hohe Procentsatz weckte in mir den Verdacht, ich habe wahrscheinlich etwas übertrieben. Ich stellte deshalb eine vierte Zählung an und die ergab fast dasselbe Resultat: Gesammtzahl 105, davon mit Schnurrbart 9 = 9 pCt.

Was die Entwickelung und Zahl der Haare anbelangt, so kommen sämmtliche Uebergänge von einem feinen Flaum bis zu einem schneidigen (für die Frau!) Schnurrbarte vor. Eine Bartentwickelung (mehrere ziemlich lange und dicke Haare am Kinn) habe ich nur einmal bei einer älteren Frau beobachtet.

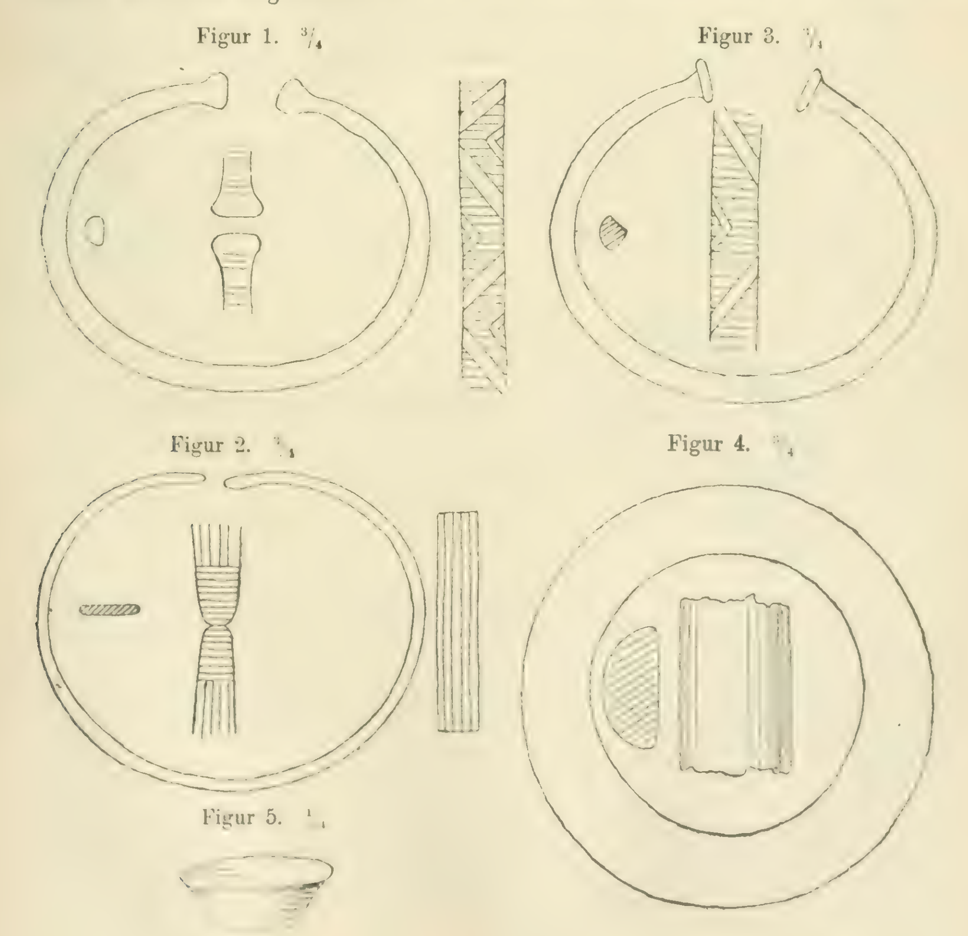
Der Nationalität nach sollen die meisten schnurrbärtigen Frauen, nach Aussage hiesiger Collegen, Armenierinnen sein, ihnen folgen die Griechinnen. —

(12) Das correspondirende Mitglied, Hr. V. Gross schildert in einem Schreiben an Hrn. R. Virchow einen

Fund von Skeletgräbern der Bronzezeit bei Cornaux, Neuchatel.

Une intéressante découverte a été faite ces derniers jours dans notre voisinage. Des ouvriers, employés dans une carrière de gravier appartenant à la Comp. du Chemin de fer J. S. et située entre les villages de Cressier et Cornaux (12 *km* de Neuchâtel) découvrirent au commencement du mois dernier plusieurs squelettes (une demi-douzaine environ), qui reposaient sur le gravier et étaient recouverts d'une couche de terre noire de 60—80 *cm* d'épaisseur. Ces squelettes gisaient irrégulièrement sans orientation uniforme et les ossements étaient très-désagrégés de sorte qu'aucun crâne ne put être retiré entier.

Les premiers des squelettes découverts n'étaient pas accompagnés d'objets permettant d'en déterminer l'âge; en revanche les deux derniers portaient des ornements sous forme de bracelets passés dans chaque avant-bras. L'un d'eux portait à chaque bras une paire de bracelets identique. Ils sont figurés sous les nr. 1 et 2: ce sont des bracelets massifs, dont l'un est arrondi (Fig. 1) avec renflement terminal et recouverts d'ornements sur la face externe; l'autre (Fig. 2) est aplati et décoré de sillons longitudinaux.



L'autre squelette portait à chaque avant-bras un seul anneau; d'un côté l'anneau figuré sous le nr. 3, assez semblable au nr. 1, et de l'autre un large bracelet de lignite nr. 4, sans ornements, comme ceux que l'on rencontre fréquemment dans les stations de l'époque du bronze.

En même temps que les ossements, les ouvriers découvrirent encore plusieurs urnes et fragments d'urnes, qu'ils s'empressèrent naturellement de réduire en morceaux avant que j'eus été informé de la trouvaille. Une petite écuelle cependant, nr. 5, a pu être conservée intacte.

L'époque à laquelle appartiennent ces tombeaux peut facilement être déterminée et il n'y a aucun doute que nous avons ici des tombes de l'époque du bronze.

Y a-t-il quelque relation entre elles et la station de l'époque du bronze du Pont de Thielle, qui est située à une distance de 3 *km* environ, je ne voudrais pas le prétendre; cependant cela n'aurait rien d'impossible.

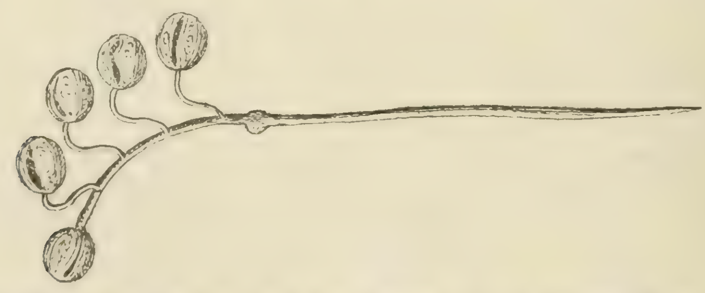
En tous cas cette découverte m'a paru assez intéressante pour vous être signalée et, lorsque les fouilles seront reprises (dans quelques mois), j'aurai soin de vous tenir au courant des découvertes qui pourraient être faites en cet emplacement. —

(13) Hr. V. Gross beschreibt eine

sonderbare Bronzenadel mit 5 gestielten Knöpfen von Estavayer.

Je vous envois la photographie d'une curieuse épingle de bronze, trouvée à Estavayer, et qui appartient au Dr. Brière de Genève.

Elle est formée d'une tige pointue à l'un des bouts et portant à l'autre 5 petites boules creuses dont l'une est terminale et les quatre autres insérées sur une petite tige gracieusement recourbée. On ne remarque nulle part de traces de sondure et je serais tenté d'admettre que ces tiges ont été adaptées à chaud sur la tige principale.



Quant aux boules creuses elles sont formées par un assemblage de six pièces de forme ovale, façonnées d'un fil de bronze adroitement enroulé sur lui-même et assujetties à la petite tige recourbée.

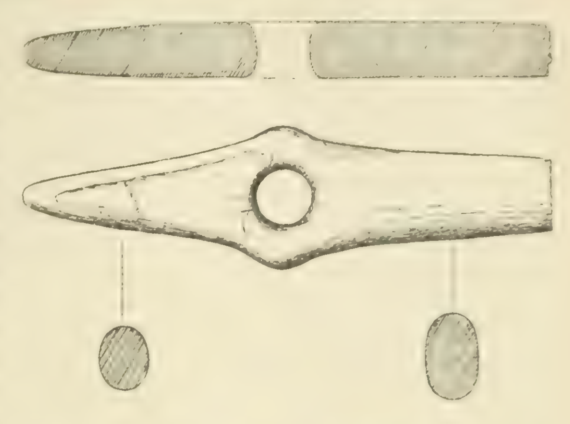
Cette épingle, qui apparemment doit représenter l'image d'une fleur, est un des plus anciens produits de l'orfèvrerie lacustre, que j'aie eu l'occasion d'examiner jusqu'ici. —

(14) Hr. A. Götze berichtet über ein

Steinbeil vom Hexenberg bei Berka a. J., Grossherzogth. Sachsen-Weimar.

Vor einigen Jahren wurde von Arbeitern am Hexenberg bei Berka a. J. das umstehend abgebildete Steinbeil gefunden, welches ich in defectem Zustande

bekam. Immerhin war noch so viel erhalten, dass es sich mit Sicherheit wieder ergänzen liess, bis auf das breite Ende, dessen Abschluss nicht mehr reconstruirbar ist. Die Länge beträgt 27,5 *cm*, die Breite 7,5 *cm*. Der sich verjüngende Theil nimmt nach dem Ende zu einen rundlichen Querschnitt an und endet nicht etwa in einer scharfen Spitze oder Schneide, sondern ist zu einer flachen Mulde abgestumpft; der entgegengesetzte breite Theil hat eine ebene Ober- und Unterseite mit rundlich geformten Schmalseiten. Ueberhaupt findet sich nirgends eine scharfe Kante. Sogar das Schaftloch bildet nicht, wie bei jedem andern Steinhammer, einen Cylinder oder abgestumpften Kegel, sondern erweitert sich allmählich nach oben und unten und geht ohne Kante in die Beilfläche über.



Wenn schon die Form höchst eigenthümlich ist, so ist es noch mehr das Material: es ist ein grauer, ganz weicher Thonschiefer, welcher eine praktische Verwendung des Geräthes als Werkzeug oder Waffe ausschliesst und dasselbe so zu einer Prunkwaffe oder einem Würde-Abzeichen — analog den sogenannten Schwertstäben oder Commandoäxten — stempelt.

Eine dem vorliegenden Exemplar gleiche Form habe ich in den deutschen Sammlungen, sowie in Kopenhagen, nicht finden können: nur im Provinzial-Museum zu Stralsund (Nr. 215, Dumsewitz) scheint ein ähnliches Stück zu sein, welches aber doch in einigen Punkten abweicht. Hr. Stadtbibliothekar Dr. Baier theilt mir hierüber Folgendes mit: „Gefunden ist der Steinhammer in Dumsewitz auf Rügen in einer Steinkiste zusammen mit einer Urne (nicht mehr vorhanden), zwei Aexten und zwei Hohlmeisseln aus Feuerstein. Der Stein ist sehr schwer, ich möchte ihn für Gneis halten; der sich verjüngende Theil besitzt eine Schneide, die durch Witterung etwas abgestumpft ist. Das Stielloch hat völlig gerade Wände; die beiden Querschnitte, sowohl zwischen Stielloch und Bahn, wie zwischen Stielloch und Schneide, bilden leichte Ovale." Wenn auch die Form im Allgemeinen grosse Aehnlichkeit mit dem Berkaer Exemplar hat, so bestehen doch auch wesentliche Unterschiede, sowohl im Material, als auch in der Form (Schneide, Stielloch), welche es fraglich erscheinen lassen, ob man beide Beile in eine Kategorie thun darf.

Dagegen ist eine Anzahl von Exemplaren von gleichem Typus in Schweden gefunden worden, welche ich in Folgendem[1]) anführe:

1. Näs socken, Westergötland (Stockholm, Statens hist. Museum, Inv. 4727 : 58), Bruchstück; 9,6 *cm* lang.

2. Gustaf-Adolfs socken, Westergötland (ebenda, Inv. 4727 : 78), sehr schlankes, nach beiden Enden ziemlich spitz zulaufendes Exemplar, im Querschnitt oval, mit Abplattung der einen Breitseite; 27,8 *cm* lang, 3,8 *cm* breit.

3. Westergötland (ebenda, Inv. 7496 : 6), die Hälfte eines Beiles vom

1) Für die Vervollständigung der Liste bin ich Hrn. Prof. Montelius und Dr. Salin in Stockholm dankbar.

Schaftloch an, Querschnitt flach oval, auf der einen Seite weniger gewölbt, als auf der andern; 21,5 *cm* lang.

4. Fründefors socken, Dalsland (ebenda, Inv. 2271), dem Berkaer Exemplar sehr ähnlich, am Bahnende ebenfalls defect; 17,5 *cm* lang, 6,4 *cm* breit.

5. Tydie socken, Dalsland (ebenda, Inv. 2109), spitz zulaufende Hälfte eines Beiles; den Querschnitt bildet ein sphärisches Dreieck mit 2 stark gewölbten Seiten, während die Unterseite flach ist; 15,3 *cm* lang, 6 *cm* breit.

6. Dalsland (ebenda, Inv. 8493 : 165), desgl., Querschnitt flach oval, an der einen Breitseite nur wenig gewölbt; 14 *cm* lang, 5,2 *cm* breit.

7. Bro socken, Bohuslän (Lundbergs samling, Göteborg), ein dem Berkaer sehr ähnliches Beil mit unfertigem Bohrloch, bei welchem, nach der mir vorliegenden Skizze, nicht ein Kreis-, sondern ein Vollbohrer angewendet zu sein scheint; etwa 25 *cm* lang, 7 *cm* breit.

8. Gullbringa, Holta socken, Bohuslän (Göteborgsmuseum, vergl. Bohusl. Bidrag, I, p. 17, Fig. 10. Diese Publication war mir leider nicht zugänglich). Beil von etwas geschwungener Form mit ungefähr konisch zulaufenden Enden; 26,5 *cm* lang. Es wurde 1 *m* tief im blauen Thon gefunden.

9. Gunnarskogs socken, Wärmland (Stockholm, Statens hist. Museum, Inv. 6101 : 23), an beiden Enden defect; 19,5 *cm* lang, 6,5 *cm* breit.

10. Arvika socken, Wärmland (ebenda, Inv. 6101 : 101), die seitliche Ausbauchung in der Gegend des Schaftloches ist hier sehr gering; Querschnitt oval, an einer Seite nur wenig gewölbt; 20,9 *cm* lang, 5 *cm* breit.

11. Gusselby bei Linde, Vestmanland (Örebro Museum), am breiten Ende defect; 31 *cm* lang, 7,1 *cm* breit, 3,7 *cm*.

12. Zvisbro socken, Nerike (Stockholm, Nat. hist. Museum, Inv. 6517 : 42), an beiden Enden defect, Querschnitt flach oval, an einer Seite abgeplattet; 14,2 *cm* lang, 5,5 *cm* breit.

13. Slätthögssocken, Småland (ebenda, Inv. 5445 : 4), das eine Ende ist defect, Querschnitt wie Nr. 5; 24,5 *cm* lang, 6 *cm* breit.

Hierzu bemerkt Hr. Prof. Montelius: „Alle diese Hämmer sind von Schiefer oder schieferähnlichem, weichem Gestein. Einige sind spitz zulaufend, die anderen abgebrochen, so dass man nicht sehen kann, ob sie eine Spitze oder Schneide hatten. Keiner von ihnen hat eine Schneide.“ Aus obiger Zusammenstellung geht hervor, dass man es hier mit einem Typus zu thun hat, welcher in Skandinavien, und zwar in den Landschaften um den Wener-See, heimisch ist. Seine charakteristischen Merkmale sind folgende: schlanke Form mit ovalem Querschnitt, dessen eine Seite meist etwas flacher, als die andere, ist; die eine Hälfte verjüngt sich konisch zu einer mehr oder weniger abgestumpften Spitze, die andere verläuft mit ungefähr parallelen Wänden; um das Schaftloch befindet sich eine seitliche kreisförmige Verbreiterung, das Schaftloch selbst hat eine nach oben und unten ausgeschweifte Wandung; das Material ist weicher Schiefer oder schieferartiges Gestein.

Ueber die Chronologie dieses Typus lässt sich leider nichts Bestimmtes sagen, da keine begleitenden Beifunde oder anderweitige Fundumstände Anhalt zu einer Zeitbestimmung darbieten. Auch den oben angeführten Hammer von Dumsewitz möchte ich nicht zur Zeitbestimmung heranziehen, da es fraglich ist, ob er überhaupt diesem Typus angehört. Man kann aber wohl einen Steinbeil-Typus so lange in die Steinzeit einordnen, bis das Gegentheil bewiesen ist.

Vielleicht kann man noch ein Moment zur Beleuchtung dieses, in Form wie in Material isolirt dastehenden Typus heranziehen. Der weiche Thonschiefer hat

sonst keine irgendwie bemerkenswerthe Anwendung gefunden, dagegen ist er das hauptsächlichste Material für die im nördlichen Skandinavien einheimische sogen. arktische Steinzeit-Cultur. Es wäre nun von Interesse, mineralogisch festzustellen, ob das Material der arktischen Schiefergeräthe identisch mit dem unserer Hämmer ist. Aus einer solchen Beziehung würde sich vielleicht die eigenthümliche Form und der sonst isolirt dastehende Gebrauch dieses Materials erklären. In der That befindet sich im Stat. hist. Museum zu Stockholm ein Hammer aus rothem Schiefer, welcher eine gewisse Aehnlichkeit mit den besprochenen Hämmern hat (Inv. 6604 : 2, Skogs socken, Angermanland). Hr. Prof. Montelius schreibt mir zwar, es wäre offenbar ein sehr verschiedener Typus, aber ich kann doch einige Uebereinstimmung nicht von der Hand weisen: die Gestalt ist ungefähr mandelförmig, das Schaftloch hat keine geraden Wände und der Querschnitt ist oval mit Abflachung der einen Seite. Was nicht übereinstimmt, ist die Form im Ganzen, aber eine solche würde sehr bald durch Abnutzung entstehen, wenn man ein Schieferbeil von unserm Typus in Gebrauch, etwa als Erdhacke, nehmen wollte. Ich habe hier nicht das Material zur Hand, die Art solcher Beziehungen zur arktischen Steincultur zu erörtern, ihre Thatsächlichkeit erhellt aber daraus, dass Schiefergeräthe von specifisch arktischer Form auch im mittleren und südlichen Schweden vereinzelt vorkommen (1. Eine Lanzen- oder Pfeilspitze von Trelleborg, Skane, Stockholm, Stat. hist. Mus., Kort Beskrifning etc. 5. Aufl. I. A. 34. 2. Desgl. von Gotland, ebenda, I. A. 42. 3. Desgl. von Hjortahammar, Forkärla socken, Bleking, ebenda, I. A. 52. 4. Zwei Lanzenspitzen von Lännersta, Uppland, ebenda, I. A. 105. 5. Eine Lanzenspitze von Furby, Badelunda socken, Vestmanland, ebenda, I. A. 109. 6. Eine Lanzenspitze im Museum zu Lund, Nr. 3904).

Als Resultat der ganzen Betrachtung ergiebt sich, dass das Beil von Berka aus Skandinavien, wahrscheinlich während der jüngeren Steinzeit, nach Thüringen gebracht wurde und zwar durch Handel. Denn einerseits kann man als Ursache weder einen Kriegszug annehmen, wegen der grossen Entfernung, noch eine Völkerwanderung, da eine solche noch andere Spuren hinterlassen haben müsste, andererseits lassen sich gerade während der jüngeren Steinzeit Handelsbeziehungen zwischen dem skandinavischen Culturgebiet und Thüringen nachweisen, auf welche näher einzugehen, hier zu weit führen würde.

Zum Schluss habe ich den HHrn. Prof. Montelius und Dr. Salin in Stockholm, sowie Hrn. Stadtbibliothekar Dr. Baier in Stralsund für gef. Mittheiluugen zu danken. —

(15) Hr. A. Götze schreibt ferner über einen

Fund von Bau, Kreis Flensburg, Schleswig.

Ende der siebziger Jahre wurde in einem länglich sich hinziehenden unregelmässigen Sandhügel von etwa 3 *m* Höhe folgender Fund gemacht: $^1/_2$ *m* unter der Hügeloberfläche, aber nicht unter der höchsten Spitze, kam eine rohe Sandsteinplatte zum Vorschein, unmittelbar unter welcher 5 pyramidale Gegenstände in Anordnung einer Quincunx ziemlich nahe zusammen lagen, so dass die Figur eine Fläche von etwa 15 *qcm* einnahm. In einiger Entfernung von der Steinplatte fand sich eine eiserne Nadel mit einer Ausbiegung unter dem Halse, weiterhin ein längliches eisernes Geräth mit umgebogenem Ende.

Besonderes Interesse beanspruchen die 5 pyramidalen Gegenstände. Es sind nehmlich, nach gef. Mittheilung von Hrn. Director Voss, Concremente aus den Eingeweiden eines Pferdes oder Rindes, welche sich bei ihrer Bildung gegenseitig

in der Weise abgeplattet haben, dass Figuren von annähernd tetraederförmiger Gestalt entstanden sind. Die Berührungsflächen sind ziemlich eben und ganz glatt, die Aussenflächen etwas rauh und convex gewölbt. An mehreren Stücken klebt eine braune Substanz, welche schon bei Hebung des Fundes daran gewesen sein soll.

Als Parallele hierzu führe ich einen ganz ähnlichen, mehr rundlichen Stein an, der angeblich aus einem nordamerikanischen Indianergrabe stammt.

Für die Anordnung der fünf Steine in Gestalt einer Quincunx ist zu bemerken, dass diese Figur in der alten Symbolik eine grosse Rolle spielt, und zwar ist sie erotischen Charakters: sie bezeichnet das Femininum, wie auch die Raute, mit welcher sie auch formal verwandt ist. Letztere kann man noch jetzt häufig bei uns beobachten, und ihre heutige Bedeutung muss man auch auf das Ornament einiger trojanischer Spinnwirtel (Schliemann, Ilios, Wirtel, Nr. 1827, Berliner Museum für Völkerkunde, Schliemann-Sammlung, Wirtel, Nr. 2800, 2801, 2804) übertragen, da die heutige und die trojanische Form in allen Details übereinstimmen. Das völlig identische Vorkommen im alten Troja und im modernen Deutschland deutet jedenfalls auf die allgemeine Verbreitung, welche dieses Symbol schon in alter Zeit gehabt haben muss. Auch in prähistorischen Grabhügeln kann man zuweilen beobachten, dass der Gedanke an eine Wiedergeburt des Bestatteten in materialistischer Naivetät in ähnlicher Form symbolisch ausgedrückt ist. Es ist also nicht unmöglich, dass bei Niederlegung der 5 Steine von Bau derartige religiöse Gedanken gewaltet haben.

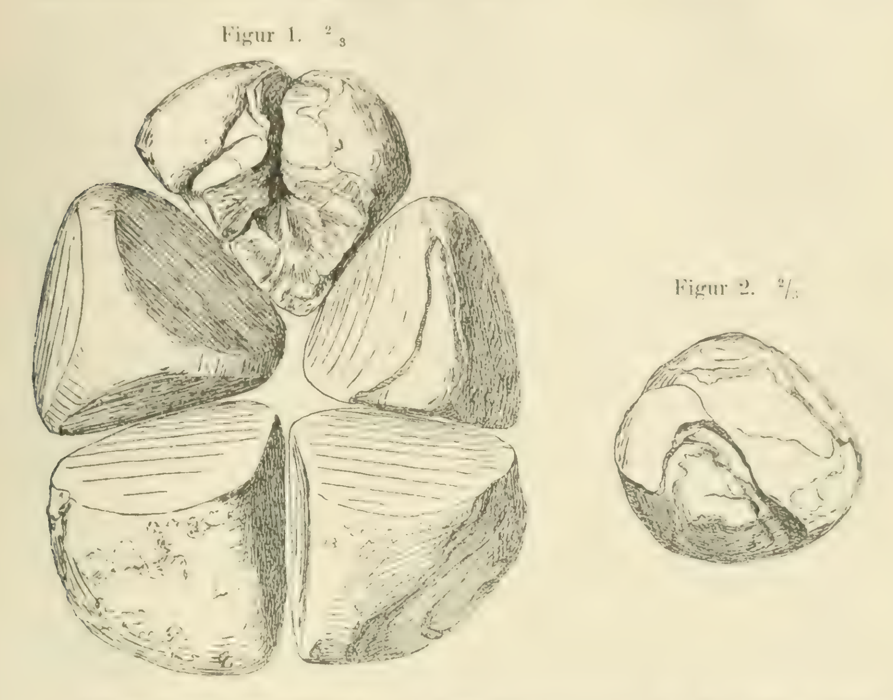
Die eiserne Nadel hat unter dem Halse eine halbkreisförmige Ausbiegung, wie sie in der La Tène-Periode üblich ist; ihre Länge beträgt 9 *cm*. Da sie jedoch mit den 5 Steinen nicht unmittelbar zusammenlag, kann man letztere nicht mit voller Sicherheit derselben Zeit zuschreiben. Das andere eiserne Geräth scheint modernen Ursprunges zu sein.

Sämmtliche Gegenstände sind im Besitze des Hrn. General-Majors z. D. Franke in Weimar. —

Hr. Virchow: Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die vorgelegten Steine Darmsteine eines Pferdes sind. Kühe können nicht in Betracht kommen. An verschiedenen Stellen der Oberfläche sind kleinere oder grössere Theile der Oberfläche abgesprengt und man sieht dann sehr deutlich den höchst charakteristischen schaligen Bau der Steine. Die weisslich graue Farbe entspricht dem regelmässigen Befunde dieser, aus Ammoniak-Magnesia-Phosphat zusammengesetzten Concretionen[1]. Die scheinbar krystallinische Gestalt (Fig. 1) derselben ist nur durch ihre Aneinanderlagerung in nahezu unveränderlicher Stellung herbeigeführt. Da diese Stellung aber schon im Darme vorhanden war, so muss geschlossen werden, dass die Steine nach dem Tode des Thieres aus dem Darme herausgenommen sind. Wäre das Gerippe eines Pferdes gleichfalls vorhanden gewesen, so würde eine solche Annahme nicht nöthig sein; da aber nichts davon erwähnt wird, so darf wohl als sicher betrachtet werden, dass ein ganzes Pferd hier nicht bestattet ist. Wie mir scheint, sollten wir von einer „Anordnung" der Steine im Sinne einer absichtlichen und zwar symbolisirenden Handlung nicht

1) Die nachträglich von Hrn. Prof. Salkowski veranstaltete chemische Analyse hat ergeben, dass das Hauptconstituens phosphorsaure Ammoniak-Magnesia ist, der in geringer Menge phosphorsaurer Kalk und phosphorsaures Eisenoxyd, sowie Spuren von organischer Substanz beigemengt sind.

nicht sprechen. Offenbar hat der Bestattende keine neue Anordnung vorgenommen, sondern höchstens diejenige reproducirt, die schon früher da war. Vielleicht hat er dabei einige mystische Nebengedanken gehabt, zumal da es sich nicht um ein Grab, sondern um ein einfaches Depot handelte.



Figur 1. $^2/_3$ — Figur 2. $^2/_3$

Die isolirte Kugel (Fig 2) aus dem Indianergrabe hat dieselbe schalige Zusammensetzung und Andeutungen von glatten Flächen, nur sieht sie viel dichter aus. Vielleicht ist es auch ein Darmstein, doch könnte es auch ein Blasenstein sein[1]). Jedenfalls wäre es sehr interessant, etwas Genaueres über den Fund zu erfahren. —

Hr. Prof. Schütz (von der Thierarzneischule) bestätigt, dass die besprochenen Concretionen Darmsteine vom Pferde seien. —

(16) Hr. de Marchesetti übersendet einen kurzen, gedruckten, illustrirten Bericht über die

Ausgrabungen in S. Lucia 1891.

Die Ergebnisse waren ungewöhnlich reich, obwohl die Gräber, welche aufgefunden wurden (291), sehr zerstreut lagen. Die Gesammtzahl der bis jetzt überhaupt geöffneten Gräber beträgt 2922. Auch diesmal waren es ausschliesslich Brandgräber, wobei die Asche theils in der blossen Erde, theils in grossen thönernen oder bronzenen Ossuarien beigesetzt war. Unter den thönernen waren besonders häufig gerippte, abwechselnd mit rothen und schwarzen Zonen verzierte, 60—80 *cm*

1) Hr. Salkowski hat nachträglich ermittelt, dass dieser Stein aus phosphorsaurem Kalk mit geringen Beimengungen von phosphorsaurer Magnesia und organischer Substanz, sowie Spuren von Eisen zusammengesetzt ist.

hohe Urnen, wie sie in geringer Zahl zu Este und Bologna, jedoch nicht in österreichischen Nekropolen, gefunden sind. Spärlicher waren die bronzenen Ossuarien (Situlen). Häufiger fanden sich bronzene Beigefässe, meist Situlen, darunter 2 sehr zierlich mit Zeichnungen in getriebener Arbeit (auch rohen Pferdezeichnungen) geschmückt. Ausserdem werden ein prächtiger Kelch, wie die von Corneto, und 3 gerippte cylindrische Eimer erwähnt; einige dieser Bronzegefässe waren mit feinem Gewebe oder Baumrinde umgeben, mit geflochtenen Weidenholzdeckeln bedeckt, und enthielten gelbes Harz. Einige der thönernen Beigefässe (Hr. de Marchesetti nennt sie Kelche, wir würden vielleicht sagen Pokale) waren zonenweise roth und schwarz bemalt und mit Bronzenieten besetzt; andere waren mit Bleidraht gestickt. Eine apulische Kylix sieht Hr. de Marchesetti, nebst einer anderen, von Hrn. Szombathy entdeckten und einer früher gefundenen Oenochoe, für die einzigen Importartikel an. Fibeln sind bis jetzt beiläufig 3500 Stück gefunden, mehr als in irgend einer bekannten Nekropole. In diesem Jahre waren die einfachen Bogenfibeln seltener, dagegen oft mit prächtigen Anhängseln reich geschmückt; die „Zweidiscus-Fibeln" fehlten gänzlich; am häufigsten waren Schlangen-, Certosa- und Lamine-Fibeln. Der Fuss einer Fibel geht in einen Thierkopf aus, dessen Augen und Stirnfleck aus bläulicher Glaspasta bestehen. Haarnadeln fehlen, dagegen sind Finger-, Arm-, Ohr- und Hals- (im Texte steht „Helm-") Ringe häufiger; unter letzteren 2 mit 35, bezw. 41 Bernsteinperlen. Ferner Glasperlen, Knöpfe und einige verzierte Gürtelplatten.

Ausserhalb der Gräber wurde ein langes, zusammengebogenes, eisernes Schwert (von Tène-Form) und ein Paalstab aus Eisen gefunden. Auch wurde das Grab eines Pferdes mit eisernem Zaumzeug entdeckt. —

(17) Der Direktor der prähistorischen Sammlung, Hr. A. Voss, übersendet unter dem 7. Juni, im Auftrage des Hrn. Unterrichts-Ministers, zur Kenntnissnahme Seitens der Gesellschaft, folgenden Bericht des Prof. A. Issel in Genua über die

Auffindung von 3 menschlichen Skeletten der paläolithischen Zeit in einer Höhle der Balzi rossi, Riviera.

Da lungo tempo gli operai adibiti alla estrazione del calcare nella cava di pietre di proprietà del Signor Francesco Abbo ai Balzi Rossi, nel territorio di Ventimiglia, affine di mettere a scoperto la roccia viva, incominciarono ad asportare il deposito ossifero quaternario che giace sul calcare, appiè di una alta ripa, deposito che penetra nell'interno delle caverne aperte entro la stessa ripa.

Al principio dello scorso Febbraio, mentre i lavori di sterro erano continuati fino alla grotta intitolata Barma Grande, permodochè il suolo di questa spelonca rimaneva fino alla distanza di due o tre metri dall'apertura tagliato da una profonda trincea, comparvero nel fondo di questa alcune ossa umane, parte di uno scheletro che doveva essere integro o quasi; poi, col progredire del lavoro, due altri scheletri umani. Ben presto divulgatasi la notizia affluirono dalla vicina città di Mentone visitatori in gran numero, per osservare questi avanzi ai quali la voce pubblica attribuiva statura gigantesca e caratteri straordinari. Informato di tale scoperta dal R. Ispettore degli scavi e monumenti della provincia, Cav. Gerolamo Rossi e dal prof. Leone Orsini, Direttore della R. Scuola tecnica di Ventimiglia, il quale aveva già praticato pazienti indagini nella medesima caverna, S. E. il Ministro della Pubblica Istruzione mi incaricò con suo telegramma del 20 Febbraio di recarmi sul posto e di adoperarmi, d'accordo coi predetti Signori, acciocchè

i preziosi fossili non andassero dispersi e perchè ne fosse assicurato il possesso ai musei nazionali.

Prima di esporre come e perchè io non sia riuscito nell'adempimento della missione affidatami, reputo opportuno porgere qualche notizia sulla ubicazione e sulle dimensioni della caverna, nonchè su quanto potei osservare intorno ai fossili testè scoperti.

La Barma Grande, situata a poco più di 500 *m* dal confine francese, tra la ferrovia littorale e la spiaggia marina, dalla quale è poco discosta, fu distinta da Rivière, cui sono dovute le più importanti investigazioni paletnologiche in questa regione, col nome di cinquième caverne, procedendo da ponente a levante nella numerazione delle spelonche dei Balzi Rossi, che sono non meno di nove, comprese nel computo anche le più piccole, una delle quali è ora distrutta per opera dell' uomo.

La cavità consiste in una ampia spaccatura che attraversa per tutta la sua altezza la ripa di calcare giurassico prospiciente alla riva, e si mostra superiormente angusta ed otturata da concrezioni stalattitiche, in basso più larga ed occupata parzialmente da terriccio stratificato ossifero, il quale si estende, o piuttosto si estendeva all'esterno prima dei recenti scavi, sotto forma di estesa scarpa. Originariamente, la cavità misurava, alla sua apertura, larghezza di 6,80 *m* ed altezza alquanto maggiore, non determinata. Essa s'internava per ben 26 *m* restringendosi gradatamente per cui non raggiungeva più nel fondo che un metro di larghezza. S'intende come, col progredire degli stessi, queste dimensioni abbiano subito notevoli mutamenti.

Scavato il suolo fino alla profondità di 11 a 12 *m* sotto il livello primitivo, l'altezza della accennata apertura si è cresciuta infatti della stessa misura: ed essendo in basso meno discoste le pareti dello speco, la larghezza di esso, a livello del suolo, è ora alquanto ridotta. Prescindendo da piccoli assaggi praticati nella terra umida e nera della grotta, dai primi investigatori, i quali non lasciarono alcuna memoria scritta concernente in modo speciale la Barma Grande, si può dire che gli scavi sistematici di questa cavità furono iniziati dal Dottor Rivière, il quale vi raccolse numerosi ossami di mammiferi, principalmente di cervo[1]), alcuni resti di pesce (con notevoli iperostosi), molti manufatti di pietra ed'osso simili a quelli raccolti in così gran numero nelle grotte vicine e segnatamente nella Barma du Cavillon, infine un frammento di mascellare inferiore umano, con due denti[2]).

Più tardi, nel 1884, il prof. Orsini riprese le indagini che il Rivière aveva abbandonate e, mercè scavi condotti con metodo inappuntabile, esumò manufatti ed avanzi organici di molto pregio che furono da lui generosamente donati al Museo di geologia e mineralogia della R. Università di Genova, ove tuttora si conservano. Gli scavi dell'Orsini, di cui diedi conto in uno scritto pubblicato nella „Natura"[3]), furono interrotti da alcuni operai, che, guidati a quanto pare da un agente del Principe ereditario di Monaco, s'introdussero improvvisamente nella grotta e posero a soqquadro la trincea già aperta, togliendo quanto trovarono di meglio. A questa irruzione di breve durata sottentrò il Signor Louis Julien, il quale, proseguendo

1) Tra questi ossami Rivière cita anche avanzi di Hyaèna spelaea.

2) Si veda la descrizione degli oggetti rinvenuti dal Rivière nell'opera intitolata: Paléoethnologie. De l'antiquité de l'homme dans les Alpes Maritimes. Paris. F. B. Baillière 1887.

3) La Natura. Nr. 28. Milano 1884.

le ricerche in terreno vergine, ebbe la buona ventura di scoprire, a 8,50 *m* sotto il suolo primitivo, uno scheletro umano, a quanto si afferma integro o quasi, accompagnato da coltelli di selce e da altri manufatti. Non so, se per malvagità o per ignoranza, il prezioso fossile non ancora estratto dalla grotta, fu durante la notte, brutalmente infranto e disperso: sottratti alla distruzione mercè le cure del Sigr. Bonfils, si conservano ancora nel Museo Civico di Mentone il teschio mutilato ed alcune ossa lunghe.

Il Signor Abbo, dopo aver concesso formalmente all'Orsini di praticare nella grotta le ricerche alle quali egli aveva consacrato le proprie fatiche nell'interesse della scienza, non volle o non seppe impedire siffatte usurpazioni. In una sua recente pubblicazione (Opera citata, pag. 195) Rivière accenna al diritto esclusivo di praticare scavi nella Barma Grande, che egli avrebbe acquistato alcuni anni or sono. Ma ignoro su quali atti sia fondato il preteso diritto, che sembra ignorato affatto dalle autorità di Ventimiglia e dallo stesso Abbo.

La mattina del 22 Febbraio scorso mi recai a visitare la caverna in compagnia del prof. Orsini e poco dopo fui raggiunto colà dal R. Ispettore degli Scavi e Monumenti, Cav. Gerolamo Rossi, e da altre persone, che prendevano il più vivo interesse alla conservazione dei fossili, cioè dal Comm. Tommaso Hanbury e dal prof. Rusconi, insegnante di storia naturale nella R. Scuola tecnica di Ventimiglia.

I tre scheletri, incastrati in un terreno ossifero nerastro, misto a detriti di roccia, giacevano l'uno vicino all'altro, anzi in piccola parte sovrapposti, all'imboccatura della spelonca trasversalmente rispetto all' suo asse, in una zona di circa 1,20 *m* di larghezza.

Essendo le osservazioni assai malagevoli e per la posizione dei fossili (in gran parte occultati dal terriccio) e per la ressa dei visitatori, dovetti contentarmi di notare i pochi particolari qui appresso registrati.

Quello dei tre scheletri collocato più internamente (No. 1), si trovava in posizione quasi orizzontale, appoggiato sul fianco sinistro, col braccio destro piegato e la mano in parte nascosta dalle ossa facciali; le gambe erano protratte in avanti e un pò piegate. Il cranio di questo scheletro presentava una ampia frattura nella regione parietale e temporale destra; ma, raccogliendo tutti i frammenti ancora in posto, avrebbe potuto essere facilmente riparato. Le altre ossa erano tutte collocate secondo le loro connessioni anatomiche, mancando od essendo occultate dalla terra poche di quelle delle mani e dei pièdi.

Il cranio è ampio dolicocefalo con distinto prognatismo facciale e dentale [1]).

I denti, colla corona alquanto logora, sono tutti o quasi tutti a posto e sani; da questi si può inferire che l'individuo cui appartenevano avrebbe raggiunto il suo completo sviluppo.

Dello scheletro situato immediatamente accanto al primo (No. 2) si può dire soltanto che giaceva esso pure sul fianco sinistro, col capo alquanto più alto della regione toracica e il corpo inclinato da levante a ponente. Trovandosi ad un livello inferiore agli altri e in parte coperto da questi, non era visibile che in piccola parte.

Il suo cranio, pure dolicocefalo, era malamente spezzato, in modo da renderne malagevole la ricostruzione. Dai denti argomento che appartenga ad individuo adulto. È ben distinto uno degli arti anteriori piegato colle ossa della mano.

Il terzo scheletro (No. 3), collocato più esternamente rispetto agli altri, aveva la colonna vertebrale e le ossa degli arti in buona condizione, malgrado qualche

1) Questo cranio fu estratto pochi giorni dopo la mia visita, e secondo le misure del prof. Orsini il suo diametro longitudinale sarebbe di 181 *mm* e il traversale di 136.

rottura delle ossa lunghe. Del capo, di proporzioni maggiori del consueto, non rimanevano che pochi avanzi; in posto, cioè piccoli frammenti della mascella inferiore e delle ossa craniensi; il resto estratto ed asportato da mani inesperte, si conservava presso il Sig. Abbo[1]). Anche in questo caso il cadavere fu deposto sul fianco sinistro, e quasi orizzontalmente; ma gli arti non erano piegati. Lo scheletro aveva cioè le ossa delle braccia e delle gambe disposte parallelamente alle ossa del tronco. I denti, presentando la corona assai logora dalla masticazione, accennano ad un'età piuttosto avanzata. Le tibie in questo individuo, come nel No. 1, sono platicnemiche ed hanno la linea aspra alquanto acuta.

I tre scheletri erano esattamente orientati da levante a ponente, coi piedi rivolti verso quest'ultimo punto.

È facile avvertire che in quelli distinti coi No. 1 e 3 la statura è superiore alla comune. Si disse da taluno che nell'ultimo raggiungesse 2,50 *m*; ma, tenendo conto dell'allontanamento delle vertebre dovuto ad antichi cedimenti del terreno, e della posizione dei piedi, le cui ossa erano allineate nella direzione stessa delle tibie, si giunge alla conclusione che non dovesse superare i due metri.

I crani e le ossa del torace, nei tre scheletri, si presentano intensamente arrossati di un pulviscolo d'ematite, le cui particelle, dotate di splendore metallico, scintillano al sole. Rivière, il quale osservò il medesimo fatto sugli altri scheletri da lui scoperti nelle grotte dei Balzi Rossi, lo attribuisce ad una tinta rossa applicata ai cadaveri all'epoca del seppellimento. Io potei verificare che dipende invece da un letto di ematite in polvere disposto nelle fossi; infatti, osservai la materia rossa alla distanza di 15 a 20 *cm* dalle ossa; e fra quelle dello scheletro No. 3, proprio di contro al torace, ne raccolsi grumi grossi come nocciole, i quali sarebbero inesplicabili secondo l'ipotesi primamente avanzata. Prescindendo dall'intonaco rosso, le ossa appariscono di color bruno chiaro, sono fragili e leggere ed allappano alla lingua.

Presso il teschio No. 3 fu trovato un coltello di selce bruna di circa 23 *cm* di lunghezza, dimensioni invero straordinarie; una seconda selce di 17 *cm* di lunghezza fu trovata presso una mano dello scheletro No. 1. Altre più piccole s'incontrarono quà e là nel sepolcreto.

Presso la regione toracica dello scheletro No. 1, si trassero in copia dal terriccio piccole vertebre di pesce, forate, che formavano probabilmente una collana. In casa del Sig. Abbo vidi poi buon numero di incisivi di ruminanti (cervo?), forati nella radice e colla corona artificialmente smussata e in alcuni di essi ornata attorno ai margini di fonte incisioni oblique[2]). Tra questi, v'erano pure certi oggetti d'ornamento d'osso, non ancora segnalati altrove, che consistono in piccoli corpi ovato-allungati con una strozzatura mediana, coperti di sei serie di brevi tratti settilinei, profondamente incisi. In un frammento di oggetto consimile, osservai un foro di sospensione. Tutti questi oggetti, vale a dire i denti forati, e i manufatti d'osso furono raccolti, a quanto mi dissero, accanto allo scheletro No. 3.

Nel giorno in cui visitai la caverna si vedeva sporgere a lato del cranio dello scheletro No. 2 il capo articolare di un voluminoso osso lungo, che mi parve di ruminante.

Le, come è bene accertato, gli scavi del Sig. Julien penetrarono nel terriccio della grotta fino alla profondità di 8 *m*, i tre scheletri testè scoperti giacevano ad

1) Il prof. Orsini mi scrive che il cranio di cui si tratta, estratto e restaurato dal dottor Verneau, misurava 211 *mm* nel diametro longitudinale e 156 nel trasversale.

2) Il prof. Orsini mi informa che tali denti forati sono in numero di circa 40, tra i quali 12 con la corona ornata di lineette incisive.

un livello di circa 11 *m* sotto al suolo primitivo della grotta, suolo la cui traccia è ancora visibile lungo le pareti di essa, infatti, secondo le testimonianze del prof. Orsini, lo sterro attuale scende a quasi 3 *m* al di sotto di quello compinto dall'esploratore francese. Ad ogni modo, gli avanzi umani erano contenuti in un deposito intatto sottoposto a regolari stratificazioni di terra carboniosa e di ceneri.

Sia per le condizioni del giacimento, sia pei caratteri delle ossa e per la natura dei manufatti da cui erano accompagnate, le reliquie umane della Barma Grande sono indubbiamente non meno antiche di quelle rinvenute da Rivière nelle caverne vicine, in ispecie nella prima e nella terza, e risalgano all'età paleolitica.

Da che avvenne la scoperta dei tre scheletri, la caverna è continuamente visitata dai curiosi (principalmente da forestieri residenti a Mentone), ai quali l'Abbo fa pagare una tassa d'ingresso di una lira a testa. E a deplorarsi che per la deficiente sorveglianza, i visitatori poco riguardosi cagionino danni ai fossili, calcando il suolo cedevole che li ricetta, e provocando la caduta di pietre e di zolle.

Il Cav. Rossi ed io non mancammo di instare presso il Sig. Abbo a cedere i fossili da lui scoperti al Ministero dell'Istruzione, acciocchè fossero deposti e conservati in qualcuno dei Musei Nazionali. Alle nostre domande l'Abbo rispose recisamente che non intendeva alienare ad alcun prezzo i tre scheletri di sua proprietà. Qualora si risolvesse ad accettare qualche proposta di vendita, egli darebbe la preferenza allo Stato.

Alla domanda di consentire che almeno, mediante un corrispettivo da convenirsi, fossero continuati gli scavi nella grotta per conto del Ministero e sotto la direzione di persona tecnica, egli rispose del pari con un rifiuto; e malgrado le più calde preghiere e l'intromissione di persone amiche ed autorevoli, si mantenne incrollabile nei suoi propositi. Riusciti vani i tentativi per ottenere un ragionevole componimento, l'Ispettore Rossi ed io, pel decoro dell'Autorità e pel nostro, stimammo dover desistere dall'impresa. —

Hr. R. Virchow: Die vorzüglichen Manufakte, welche unser verstorbenes Mitglied J. C. Schultze 1882 u. 1883 aus einer Höhle der Balzi rossi von Ventimiglia mir mitgebracht hatte, und welche ich dem Museum für Völkerkunde übergeben habe, entstammen offenbar derselben Höhle[1]), welche Hr. Issel behandelt (vergl. Verhandl. 1882, S. 510, 1883, S. 401). Wir dürfen für unseren Landsmann wohl die Priorität der Entdeckung in Anspruch nehmen. —

(18) Der Hr. Unterrichts-Minister übersendet folgende Berichte:

1. von Hrn. Fr. Tewes in Hannover, 18. December 1891, über ein Steinkistengrab bei Goldbeck, Kr. Stade. (Ein Auszug wird in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“ mitgetheilt werden.)
2. Berichte der Direktion der Provinzial-Museen in Bonn und Trier über rheinische Alterthumsfunde. (Dieselben sind inzwischen in den „Nachrichten“ S. 33 und 35 erschienen.) —

1) Nachträgliche Anmerkung. Ein kurzer Bericht über die Funde aus der Barma grande ist so eben in den „Prähistorischen Blättern“ des Hrn. Naue, IV, Nr. 3, von Hrn. Arthur J. Evans, einem Augenzeugen, veröffentlicht worden. Derselbe hält den Fund für einen neolithischen, aber, wegen des absoluten Fehlens von Thongeräth, der früheren neolithischen Zeit angehörig, also für ungleich älter als die Funde aus den benachbarten Höhlen von Finalmarina, deren Bewohnung den ältesten Schweizer Pfahlbauten und den Terramaren synchronisch gesetzt werden müsse. R. Virchow.

(19) Hr. Bartels bespricht die in der Hasenhaide von dem Naturalienhändler Hrn. Umlauff aus Hamburg eröffnete

Ausstellung für Länder- und Völkerkunde.

Dieselbe, unter der Leitung des Hrn. Capitän A. Jacobsen stehend, enthält eine Anzahl von plastischen Gruppen fremder Völker, welche in sehr anschaulicher Weise diese Wilden in ihrem alltäglichen Leben darstellen. Die Bekleidung und die Geräthe sind sämmtlich Originalstücke. Hiermit verbunden ist eine reiche Sammlung ethnologischer Gegenstände, von denen namentlich diejenigen von Neu-Caledonien, welche im Kgl. Museum für Völkerkunde nicht vertreten sind, sowie diejenigen von Korea und von den Golden und Giljaken, eine ganz besondere Beachtung verdienen. —

(20) Hr. Bartels theilt aus einem an ihn gerichteten Briefe des Hrn. Dr. Glogner in Padang, Sumatra, mit, dass derselbe für die Gesellschaft 7 Malaiische Schädel, 2 Skelette und 25 Gypsmasken, nebst Beschreibung abgesendet habe.

„Die Gypsmasken entstammen den Vertretern verschiedener malaiischer Volksstämme, als Javanen, Sumatranen, Niassern, Balinesen, Maduresen und Buginesen. Sie erhalten eine Anzahl von Maassen des Gesichts der gegypsten Individuen und würde es mich sehr freuen, später zu vernehmen, wie sehr die Maasse der positiven Gypsabdrücke von denen verschieden sind, welche ich an dem lebenden Individuum erhalten habe. — Wenn die Gypsmasken, wie ich hoffe, gut ausgefallen sind, so werde ich unsere Sammlung durch weitere noch vervollständigen."

Auch einige interessante ethnographische Gegenstände sollen der Sendung beiliegen; über diese wird nach der Ankunft berichtet werden.

In einem späteren Briefe heisst es: „Ich bin in meinen Mussestunden mit Messungen an Individuen von verschiedenen malaiischen Stämmen beschäftigt. Ich habe bis jetzt 125 Individuen gemessen, darunter 50 Niasser. Ich glaube, dass diese Verhältnisse noch nicht festgestellt sind und ich damit etwas Neues bringen werde. Die Farbenscala von Broca gefällt mir nicht. Dieselbe ist für die verschiedenen braunen Nüancirungen nicht gut zu gebrauchen und müsste mehr Nummern enthalten."

Auf zwei Anfragen des Hrn. Bartels erwidert Hr. Glogner: „Was die Ausübung der Volksmedicin betrifft, sowie speciell die Behandlung von Wunden u. s. w., so werde ich Ihnen, wenn ich darüber etwas gesammelt habe, die betreffenden Notizen zur Verfügung stellen. Auch über die Spätlactation werde ich Erfahrungen zu sammeln suchen. Dass die kleinen Kinder von alten Frauen, welche die klimakterischen Jahre hinter sich haben, gesäugt werden, habe ich, wenn auch selten, gesehen. Ob aber dabei eine wirkliche Milchproduction stattfand, oder ob es nur ein Einschläferungsmittel war, kann ich nicht mit Sicherheit sagen." —

(21) Hr. F. v. Luschan bespricht

Ethnographisches aus der Süd-See.

Dem neuen Landeshauptmann von Neu-Guinea, Hrn. Schmiele, verdanken die Königl. Museen eine grosse und werthvolle Sammlung aus dem Bismarck-Archipel und von anderen melanesischen Gruppen, welche zahlreiche Lücken unseres Bestandes in höchst erfreulicher Weise ausfüllt und auch sonst unsere Kenntniss der ethnographischen Verhältnisse Melanesiens wesentlich erweitert.

So lernen wir aus der neu eingegangenen Sammlung, von denen einzelne besonders wichtige Stücke hier vorliegen, zunächst endlich das Centrum und den

Herstellungsort jener zahlreichen Pfeile kennen, die in den Sammlungen bisher einfach mit der Angabe „Salomon-Gruppe“ bezeichnet waren. Es sind das lange Rohrpfeile, an den Knoten fast durchweg mit schwarz gefärbten Verzierungen, welche sich sichtlich aus dem Bestreben entwickelt haben, die durch das Abreissen der Blattscheide entstandene Rauhigkeit zu einem Schmucke auszugestalten. Die Spitzen dieser Pfeile sind aus hartem Holz. meist sehr lang und in höchst mannichfaltiger Weise verziert, nicht selten auch mit Widerhaken aus Holz, Knochen oder Gräthen versehen, die häufig reihenweise, in Quirlen oder wechselständig, angeordnet sind.

Eine ganz besondere Eigenheit vieler dieser Pfeile liegt in der ungemein sorgfältigen Arbeit. die auf die beiden Enden des Rohrschaftes verwendet ist; sowohl das leicht eingekerbte Sehnenende, als auch jenes, in das die Holzspitze eingelassen wird. ist, um das Aufsplittern zu verhindern, auch bei anderen Pfeilen mit irgend einer Faser umwickelt oder umflochten. Bei den Salomon-Pfeilen aber ist dieses Flechtwerk aus einer sehr harten, dünnen Pflanzenfaser ungewöhnlich zierlich und in feinen Maschen aufgeflochten und ausserdem mit einem harten, braunen, fast undurchsichtigen Lack ausgeglichen, der häufig das unterliegende Flechtwerk ganz deckt und nicht selten so sorgfältig polirt ist, dass man eher an eine japanische, denn an eine melanesische Arbeit denken möchte.

Während aber viele Gebrauchsgegenstände in den einzelnen Inseln der Salomon-Gruppe unter einander ganz verschieden sind, und besonders die nordöstlichen Inseln der Gruppe sich von den südwestlich gelegenen ethnographisch scharf scheiden, so war es doch bisher nie möglich gewesen, die verschiedenen Pfeile dieser Inselgruppe nach einzelnen Inseln zu trennen; im Gegentheile finden sich in den Sammlungen ganz verschiedene Formen von einer und derselben Insel, während andererseits unter einander ganz gleiche, geradezu identische Formen von verschiedenen und weit von einander abliegenden Inseln der Gruppe eingeliefert waren und es so den Anschein hatte, dass z. B. in Buka die gleichen Pfeile hergestellt würden, wie in Guadalcanar oder in San Christoval, während doch sonst diese Inseln nicht nur geographisch, sondern auch in ihrem ethnographischen Charakter weit genug auseinander liegen.

Wir verdanken nun Hrn. Schmiele die überraschende Kenntniss. dass alle diese Pfeile auf einer einzigen kleinen Insel im äussersten Westen der Salomon-Gruppe hergestellt und von da aus nach Buka und dann auch nach den anderen Inseln der Gruppe als Tauschwaare handelsmässig verschifft werden. Für diese Insel. die fast in der Mitte zwischen Neu-Irland und Buka gelegen und auf den Karten als Sir Charles Hardy-Insel bezeichnet ist, hat Hr. Schmiele den einheimischen Namen Nissan ermittelt, der nicht nur als solcher, sondern auch schon deshalb dem anderen vorgezogen werden muss, weil es auch noch eine andere Sir Charles Hardy-Insel giebt (an der Nord-Ost-Küste von Australien), mit welcher Verwechselungen leicht möglich wären.

Nissan[1]) also bildet mit zwei kleinen Inselchen (Sírot und Barahùn) ein elliptisches Atoll mit einer Längsaxe von ungefähr 15 Seemeilen, mit einem 4—5 Seemeilen breiten Landring und 1200—1500 Einwohnern, welche nach Schmiele mit denen der nördlichen Salomon-Inseln gleichartig und von den Neu-Irländern völlig verschieden sind. Jedenfalls gehören sie ethnographisch ganz zur Salomon-Gruppe und scheinen, wohl im Zusammenhange mit den herrschenden Meeresströmungen und Windrichtungen, so gut wie gar keine Beziehungen zu Neu-

1) Vgl. Schmiele in „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“. IV. S. 100—112.

Irland zu haben. Ausser den Pfeilen werden auch noch Schweine nach Buka verhandelt, während von dort grosse Kähne (ohne Ausleger), besonders aber thönerne Kochgeschirre und Bogen eingeführt werden. Auch der in vielen Spiralgängen angeordnete Schutzring (hawíllas), der den linken Arm vor der zurückschnellenden Sehne schützen soll, stammt aus Buka, aber jeder Mann und jeder Knabe auf Nissan trägt einen solchen dauernd auf dem linken Arm und legt ihn selbst beim Schlafen nicht ab.

Im Grossen und Ganzen haben die Bewohner von Nissan in ihrer relativen Abgeschlossenheit sich noch vieles bewahrt, was auf den grösseren und häufiger von Europäern besuchten Inseln längst zu Grunde gegangen ist, so dass wir doppelt froh sein müssen, dass Hr. Schmiele mit richtigem Blick die Wichtigkeit der Sache erkannt und seinen, durch die Untersuchung einer Mord-Angelegenheit herbeigeführten kurzen Aufenthalt auf dieser abgelegenen und selten besuchten Insel auch für ethnographische Beobachtungen ausgenützt hat. Und selbst da war es schon allerhöchste Zeit: die alten Messer aus Muschelschalen, die Knochenwerkzeuge und Steinbeile werden auch auf Nissan schon durch von Buka eingetauschte eiserne Werkzeuge verdrängt, und eine sehr merkwürdige Beilform, die in der Südsee, soviel ich weiss, völlig vereinzelt dasteht, mit einer fast ringsum laufenden Rille an amerikanische Beile erinnert und auch, wie diese, an einem gabelig gespaltenen Schaft befestigt gewesen war, hat schon jetzt aufgehört, als solche zu existiren. Sie ist durch die eiserne Axt verdrängt worden; die alten Steinbeile aber haben ihren Stiel verloren und werden jetzt, einfach in der blossen Hand gehalten, als Mörserkeulen zum Taro-Stampfen benutzt.

Besonders entwickelt ist auf Nissan auch die Herstellung von Armringen aus Tridacna-Schale. Aus diesem schönen, milchweissen und fast opalharten Materiale werden da nicht nur dieselben ganz dünnen, aber sehr hohen, eng geriefelten Armbänder hergestellt, wie wir sie schon aus Neu-Irland kennen, sondern auch eine uns bisher nur aus Nissan selbst bekannte Form: dick, niedrig und mit einer einzigen, aber sehr tiefen ringsumlaufenden Aussenfurche. Für die erstere Form ist uns als einheimischer Name „palbarrói“ mitgetheilt, für die zweite „baláuer“. Sehr belehrend sind vier unvollendete Armringe der Art „gomonérre kriking“, in verschiedenen Stadien der Bearbeitung. Diese erfolgt in der denkbar unbeholfensten Weise, ohne jedes mechanische Hülfsmittel, vor allem auch sogar ohne Bohrer, nur durch Abschleifen an Korallenklippen; auch die Höhlung wird in dieser Weise durch Drehung des in der freien Hand gehaltenen Stückes um eine scharfe dünne Klippe hervorgebracht, so dass die Herstellung eines solchen Armbandes viele Wochen mühsamer Arbeit erfordert. Neben diesen steinharten geschliffenen Armbändern werden stets auch aus schwarzen und gelbgefärbten Pflanzenfasern geflochtene getragen, „no“ oder „lik“, in denen Tabak, der Kalkspatel und sonstige kleinere Gegenstände aufbewahrt werden, da die Eingebornen keine Körbchen oder Taschen führen. Ein kleiner Behälter für Betelkalk, „luss, wenn kugelförmig, golliss, wenn birnförmig“, aus einer kleinen Cocosnuss oder einem Kürbis, wird an eine kurze Schnur gehängt und ständig am kleinen Finger der linken Hand hängend geführt.

Die sämmtlichen aus Nissan eingesandten Stücke sind im Museum unter VI. 11 432 bis 11 484 inventarisirt worden. Unter den zahlreichen Stücken aus dem Bismarck-Archipel und anderen Südsee-Gruppen (VI. 11 485 bis 11 509 u. 11 544 bis 11 587), die wir gleichfalls Hrn. Schmiele verdanken, steht eine Anzahl äusserst prächtiger Speere von Hukenái und den French-Inseln (nördlich von Neu-Britannien), die fast in ihrer ganzen Ausdehnung mit Schnüren von Diwarra und

durchbohrten Coix-Früchten, sowie mit Fischstacheln und reichem Federschmuck geziert sind.

Sehr lehrreich ist auch eine grössere Reihe von Muschelgeld-Sorten, wie sie auf verschiedenen Inseln des Archipels gangbar sind. Während im Allgemeinen jede Insel, und auf den grösseren Inseln jeder grössere Bezirk, seine eigenen Geldschnüre hat, welche sich von denen der Nachbarschaft leicht unterscheiden lassen, finden wir die kleine Duke of York-Insel[1]) durch zwei verschiedenartige Geldsorten vertreten, indem hier Schnüre von gleichmässig violetten und von weissen Muschelperlen neben einander vorkommen, von denen die ersteren uns als die werthvolleren bezeichnet sind. Völlig eigenartig und ganz aus der Reihe der übrigen Muschelgeldschnüre herausgehend, sind die von der Dampier-Insel, welche aus kleinen, ganz porzellan-weissen Scheibchen von senkrecht auf ihre Spindel geschliffenen Schneckengehäusen bestehen, während sonst die einzelnen Muschelperlen überall durch Schleifen und Bohren aus einem grösseren Stück Schale hergestellt werden.

Eine weitere, noch viel mehr abweichende Abart des gewöhnlichen Muschelgeldes sind ganz lange Schnüre aus Neu-Irland, welche dort, wie es scheint, ausschliesslich nur für den Handel mit Schweinen in Verwendung stehen; sonst werden die flachen Cylinder, welche jede einzelne Perle darstellt, über einander gereiht; bei diesen langen Schnüren aber sind sie neben einander gebunden. Das vorliegende Stück besteht aus 7 Schnüren von je 5 *m* Länge; an dem einen Ende sind 8 Schwänzchen von Schweinen befestigt, woraus mit Hrn. Schmiele geschlossen werden muss, dass es bereits 8 mal zum Handel um ein Schwein gedient hat.

Völlig neu für unsere Sammlung ist auch das Handwerkszeug zur Herstellung von Muschelgeld; dasselbe besteht, neben einem Hölzchen zum Halten der Perlen beim Schleifen, nur aus einigen Bohrern, 60—70 *cm* langen, ganz dünnen, drehrunden Stäbchen, die unten etwa die Dicke einer Federspule haben und sich nach oben stark verjüngen; am unteren Ende ist ein Splitterchen eines harten Steines eingelassen, nicht viel grösser als ein gewöhnlicher Glaser-Diamant; diese Bohrer werden zwischen beiden Handflächen in eine quirlende Bewegung versetzt und sollen verhältnissmässig rasch arbeiten und sich auch nicht allzurasch abnutzen.

Ein bemerkenswerthes Prachtstück ist schliesslich auch ein Mädchen-Gürtel von den Admiralitäts-Inseln (VI. 11 576) aus Muschelperlen und mit einer Kante von bunten Federn auf einem Geflecht von Cocosfasern. Wir besassen bisher ein ähnliches, wenn auch minder reiches Stück, unter der unrichtigen Angabe „Neu-Britannien"; die richtige Provenienz für beide Stücke ergiebt sich nun aus der Schmiele'schen Angabe und wird noch weiter durch eine schöne Photographie von Parkinson „Mädchen von den Admiralitäts-Inseln" bestätigt, welche im 6. Jahrgang (1890) der „Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land" in Lichtdruck wiedergegeben ist.

Ich schliesse diese kurze vorläufige Mittheilung mit einem warmen Danke an Hrn. Schmiele und indem ich die Hoffnung ausspreche, dass der neue Landeshauptmann von Neu-Guinea auch in Zukunft unserer Wissenschaft und unseren Sammlungen gewogen bleiben möge. —

---

1) Ich bleibe bei den alten wissenschaftlich gangbaren Namen für die einzelnen Inseln des Bismarck-Archipels, die wohl so lange Geltung behalten werden, als bis etwa vorhandene einheimische Namen sich einbürgern; dass die Seitens der gegenwärtigen Administration gebrauchten Namen („Neu-Lauenburg" u. s. w.) dies je thun würden, ist wohl nicht zu erwarten.

(22) Das auswärtige Mitglied, Dr. med. Robert W. Felkin in Edinburgh überschickt unter dem 20. Mai einen Bericht und von ihm aufgenommene Photographien, betreffend

neue ethnographische Gegenstände aus Ost-Africa,

welche Miss Mary Alice Wardlaw Ramsay, a lady missionary, 1891 von Mombasa mit folgendem Bericht gesendet hat[1]):

1. Medicine man's wand. (Length: 2,4 *m.* Circumference: 30 *cm.*) At the top of the wand there are ostrich feathers and tufts of coloured wool: under the wool are small pieces of metal in the shape of cockle shells and inside these are two or three small peas which make a jingling noise as the wand is used.

Below these, extending 37 *cm* down the stick, is a strip of goat's skin with long hair fastened with string, and 65 *cm* below that again are feathers. The feathers are those of hawks, eagles and guinea-fowl, and they are attached to the wand in an ingenious manner.

A long strip of material like cheese cloth (called by the natives „merikano"), an inch wide, is first folded in half and then wound firmly round the stick. Upon this the feathers are fastened. The quill is cut short about an inch below the feather, then doubled back and tightly tied with fine string. By means of this loop the feathers are securely attached to the material with a slip knot, also of string.

This wand is used by the Wa-dego, a tribe living on the mainland, to the south of Mombasa. They are great medicine people and their professional dress consists of a cape, made of plaited straw, with ends about a foot long and a girdle. They wear armlets and leglets of straw; the first are worn above the elbow, the latter just below the knee. The wristlets and anklets are composed of small bags, also made of plaited straw, and contain seeds which make a rattling noise in walking. There are about 27 such bags to every wristlet.

The straw girdle is ornamented with small pieces of metal in the shape of cockle shells, like those on the top of the wand, and the seeds or small peas they contain rattle together as the medicine-man walks along.

During the dance they occasionally stop short and, stiffening their knees, shake the rest of their body and the wand.

2. Cocoanut strainers. (Average length: 51 *cm.* Circumference at the mouth: 22 *cm*, at narrowest point: 9 *cm.*) These strainers are cone-shaped and made of plaited straw. The straw is obtained from a fan-shaped palm leaf which grows like a weed on the Shimba hills near Mombasa. It is dried and bleached in the sun for some days before it is fit for use. The cocoanut is crushed in these strainers to squeeze all the water out of it before cooking it in the curry.

3. Bowl for winnowing grain. (Circumference of bowl: 89 *cm.* Depth of bowl: 8 *cm.* Lenghth of the handle: 5 *cm.*) These bowls, with their handles, are carved out of one piece of wood. They are used in Chaga.

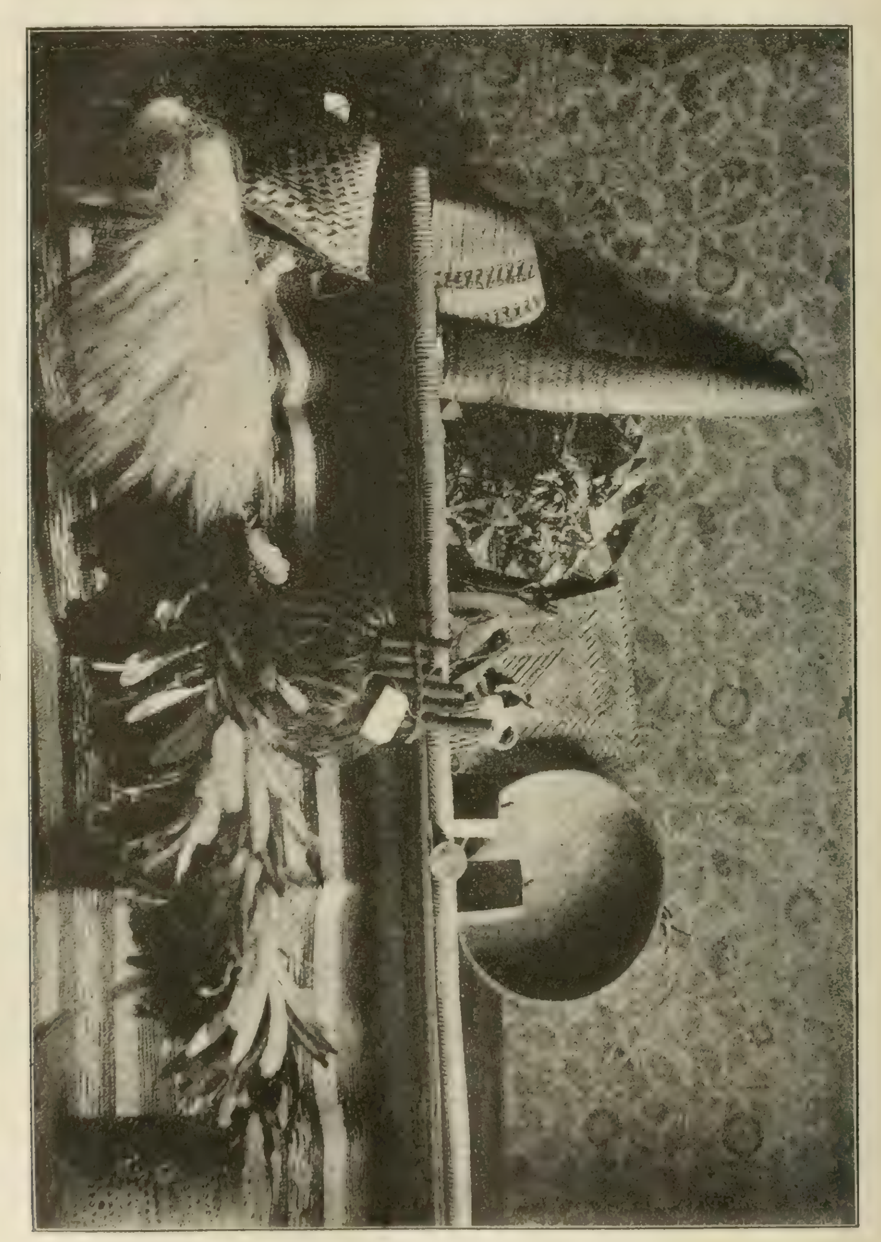
4. Two miniature bowls, square-shaped. — for the same purpose as the bowl above described.

5. A carved stick. (Length: 1,26 *m.* Circumference 9 *cm.*) The bark of this is carved with great skill and the elaborate design shews much neatness and precision. It was sent to me from Chaga.

6. Musical reed instrument. The reeds are made of sugar-cane(?). There

1) Die Autotypien I und II enthalten die Abbildungen der aufgeführten Stücke; die dazu gehörigen Linearzeichnungen geben die Figurenzahlen, welche den Nummern im Text entsprechen.

are six reeds and they vary from 26 *cm* to 18 *cm*. They are fastened together in two places by strong twigs and string. In the centre a strip of goat's skin, with long brown hair, is fastened tightly twice round the reeds. This goat-skin is probably from Lower Sudan.



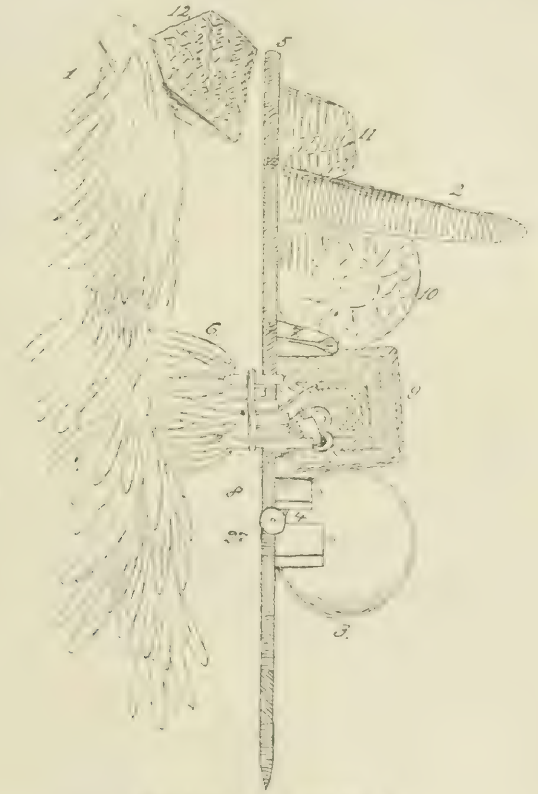
Autotypie I.

7. Cowbell with leather strap. (Length of bell: 16 *cm*. Circumference at lower end: 19 *cm*, at the top: 14 *cm*. Length of the tongue of the bell: 18 *cm*. Length of leather strap when doubled: 32 *cm*.) These bells are made of iron and have a deep musical tone. They come from Chaga.

8. Wooden combs for the hair. These are of various sizes and are made by the Wa-nyika. Some are made of ebony(?).

They are used by the natives for combing their hair, which is never allowed to grow more than two inches in length, and is elaborately plaited all over the head.

9. Straw fan. (Length of fan: 21 *cm*, breadth: 27 *cm*. Length of the stick: 21 *cm*.) These fans are made out of a leaf like a palm leaf which grows in great quantities close to the ground. The stem is used for the handle and from this the leaf is cut into narrow strips which are plaited backwards and forwards. The ends are brought neatly back again to the stem and are fastened off in such a manner that they are slipped between the first three fingers and thus make a convenient handle by which to fan the fire into a blaze.



Erklärung zu Autotypie I.

10. Dish cover. These covers are made in various sizes, of fine plaite straw, in the shape of a pointed hat. They are highly ornamental. A tuft of coloured wools is placed at the top and the rest of the cover is embroidered in gay colours and small metal discs. These ornaments are European.

11. Baskets of fine straw. Various sizes.

12. Pocket-shaped straw baskets with lids.

13. Bead waist-bands in various sizes. These are worn by all natives and much ingenuity is shewn in the variety of colour and pattern which they are able to produce.

14. Amulets. These are made of square pieces of leather doubled. On these squares cowries are closely fastened with fine twine in five straight rows.

At the lower end of each hangs a fring of small chains and the charms are fastened into a chain which is suspended round the neck.

15. Horn-shaped snuff box. The stopper is ornamented with beads. Round the narrow end thin copper wire is closely wound; rings of beads and small chains hang below. The lower end is quite plain.



Autotypie II.

16. Wooden key. as used at Rabai. (Length: 24 *cm.* Length of each flage: 2 *cm.* Circumference: 4 *cm.*) Distance between each flage 2 *cm* of which there are four

17 and 18. Wooden clubs. (Length: 58 *cm.* Widest circumference: 14 *cm.* Narrowest circumference: 4 *cm.*)

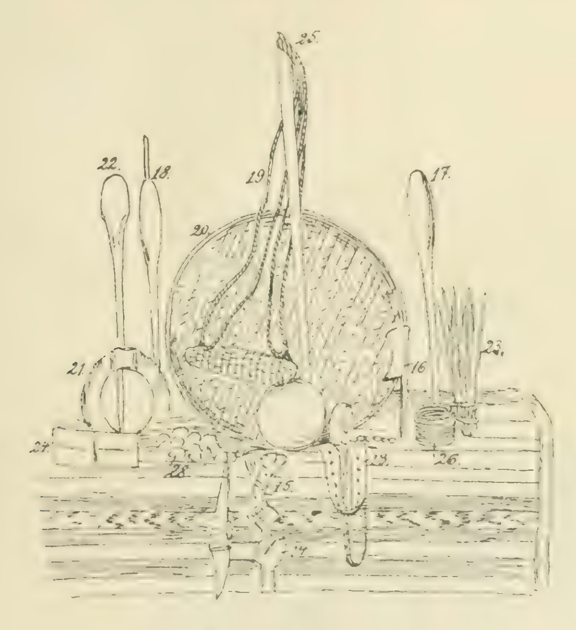
19. Dish rack. (Circumference: 72 *cm.* Length of ropes: 79 *cm.*) These racks are made of a coil of straw covered and bound round with plaited grass.

Two long ropes of plaited straw are crossed below this ring and form a base for the dish to rest upon: the four ends are then brought up through the coil and tied in a knot at the end and then hung up in the hut.

Food is frequently cooked before it is required and the dish is then placed on this rack to keep the food away from the rats.

20. Winnowing basket. (Circumference: 1,44 *m.* Depth: 6 *cm.*) This is made of red and yellow straw plaited alternately. The rim of the basket is made of wood bound over with straw.

21. Bead collarette. Made of leather and covered with beads sewn on with thread. All round the lower edge are small chains.



Erklärung zu Autotypie II.

22. Spoons used on the coast for serving food. They are of wood and of various designs.

23. Brush. Made of coarse straw and used for cleaning the mud floors.

24. Bead waist-band. This is made of a band of leather embroidered with beads which are sewn on with leather. Sent from Chaga.

25. Water ladle. This is made out of the polished shell of the cocoanut. The top is taken off and a long stick is run through the cocoanut and securely fastened, thus making a useful ladle for water or food.

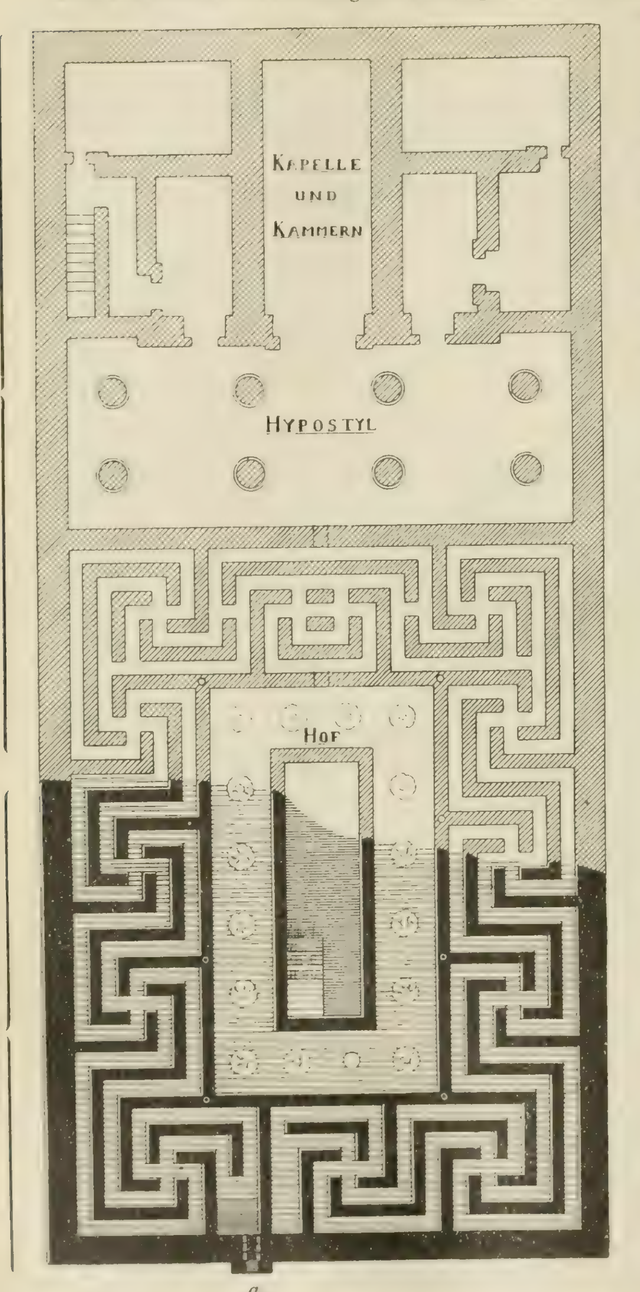
26. A bracelet of 14 iron rings from Chaga.

27. Earring. (Circumference: 12,5 *cm.*) This is made out of three rupees and worn by the Wa-Swahili ladies. —

(23) Hr. R. v. Kaufmann weist vor und erklärt

ein antikes Modell des ägyptischen Labyrinths [1]).

Den auf einem Kalksteinfragment eingegrabenen Grundriss eines Bauwerkes, das nebenstehend, in $^1/_5$ der Grösse, nebst meinem Reconstructionsversuch des ganzen Baues abgebildet ist, habe ich während meines Aufenthaltes in Aegypten im Frühjahr dieses Jahres (1892) in Cairo erwerben können, nachdem der Stein, wie ich ausdrücklich hervorhebe, auch von Dr. v. Niemeyer, dem Dragoman des Deutschen General-Consulats in Cairo, als das Modell eines zu dem sogenannten ägyptischen Labyrinth gehörenden Baues erkannt worden war. Ueber den Fundort des Steines habe ich nichts Sicheres in Erfahrung bringen können: derselbe stamme, wurde mir gesagt, aus dem Delta. Ob nicht arabische Gräber denselben von irgend einer Stelle des Fayum, der alten Provinz des Mörissees im Nomos Arsinoïtes, verschleppt haben, will ich dahingestellt sein lassen; für diese Annahme aber dürfte das Denkmal selbst sprechen.



Ein Stück des Modells, — wie ich annehme, die grössere Hälfte desselben, — ist durch Abbruch verloren gegangen. Da es sich jedoch um ein regelrecht angelegtes architektonisches Werk handelt, das der unbekannte Künstler in kleinem Maassstabe in Reliefform ausgeführt hat, so ist die planmässige Ergänzung des verlorenen Theiles durchzuführen, ohne die Gesammt-

1) Nach stenographischer Aufnahme.

vorstellung zu beeinträchtigen. Diese Ergänzung lässt sich in doppelter Weise denken: das eine Mal, indem man einfach mit geringen Modificationen das erhaltene Stück nochmals nach oben wiederholt; das andere Mal, indem man weiter geht und an den Normaltypus ägyptischer Tempel-Heiligthümer denkt: den mittleren Theil des Steines als Hof in Anspruch nimmt und oben Hypostyl und dahinter liegend Capellen und Raum für eine zum Dach führende Treppe annimmt. Dieser letzteren Annahme entspricht die beigegebene Skizze, auf welcher der hinzu gedachte Theil heller schraffirt ist.

Der erste Blick auf das Modell selbst lehrt, dass die eigentliche bauliche Anlage sich um einen rechteckigen Hof lagert, in dessen Mitte ein ebenfalls im Rechteck ausgeführtes Becken liegt. Vier Stufen führen abwärts bis zum Boden des Beckens. Kein Zweifel, dass dasselbe originaliter mit Wasser angefüllt und nach alt-ägyptischer Sitte von Bäumen umgeben war, welche der Urheber des Modells aus der Vogel-Perspective in Form von Rosetten darzustellen versuchte[1]). Die Mauer, welche den das Becken umschliessenden Hof umgiebt, zeigt in regelmässigen Abständen Löcher, in denen Steinsäulen oder Holzträger befestigt waren, die ihrerseits wiederum, wie ich vermuthe, ein über den Hof gespanntes Zeltdach, ein Velarium, oder Fahnen zu tragen bestimmt waren.

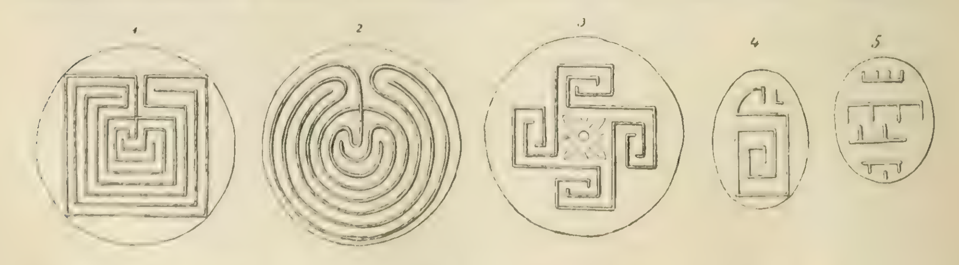
Der Raum, in dessen Mitte das Wasserbecken angelegt war, bildete, wie gesagt, einen inneren Hof, nach welchem aus dem ihn umgebenden Bau eine Thür geführt haben wird, die allerdings aus dem uns erhaltenen Theil des Modells nicht ersichtlich ist. Im Uebrigen schlossen den Hof glatte, flache Wände, die ohne jeden Zweifel an dem Originalwerke mit Darstellungen und Inschriften bedeckt waren, wie sie die Tempelmauern der alt-ägyptischen Heiligthümer vom Fuss bis zur Zinne hinauf ausnahmslos zu zeigen pflegen.

Dass es sich auch in unserem Modell um die Darstellung einer grossen Tempelanlage handelt, darf unbedenklich angenommen werden, wenngleich der Plan, wie er im Einzelnen durchgeführt ist, durchaus von der üblichen Weise einer alt-ägyptischen Tempelanlage abweicht: es ist kein Pylonenvorbau vorhanden, und es fehlen, wie gesagt, die Hallen im Hintergrunde mit den dieselben umgebenden Seitengemächern von grösserer und kleinerer Ausdehnung, wie sie in der Hauptaxe des Heiligthums auf einander zu folgen pflegen. Gerade diese Hallen und Seitengemächer vermuthe ich als in dem verloren gegangenen Theile des Modells dargestellt. „Unmittelbar vor den Höfen waren Hallen“, sagt Herodot bei seiner Beschreibung des Labyrinths! An Stelle des Pylonen-Eingangs, ebenso wie an Stelle der Seitengemächer, zeigt unser Monument gleich breite, den Hof umfassende Räumlichkeiten, die ein System von Gängen in Mäandermuster enthalten, die in einander und aus einander laufen und auf den ersten Blick die uns gewohnte Vorstellung eines Irrganges, eines sogenannten Labyrinths, wachrufen. In dieses System von Gängen führt an der uns erhaltenen Schmalseite in ein, durch eine gerade Scheidewand abgeschlossenes Abtheil, welches dasselbe System von Mäandergängen enthält, wie die ganzen um den Hof sich erstreckenden Gänge, von aussen eine Thüröffnung (cf. *a* der Zeichnung), in die man, wie Spuren an dem Modell erkennen lassen, durch einen Treppenvorbau gelangt. Dass der Verfertiger des Modells, wie ich nebenbei bemerke, das Dach über den, den offenen Hof umschliessenden baulichen Anlagen in Wegfall gebracht hat, ist selbstredend, da die innere Vertheilung der verschlungenen Gänge, die er gerade hat zeigen wollen, sich sonst dem Beschauer vollständig entzogen haben würde.

1) Vergl. Abbildung derartiger Becken in Wilkinson „The ancient Egyptians“ pop. acc. vol. I. 25, 27, 34, 38, 39.

Ich habe bereits wiederholt den Namen Labyrinth ausgesprochen und damit vorwegnehmend dem Gebäude seine eigentliche Bedeutung zugewiesen. Das konnte ich um so mehr, als dem gesammten Alterthum die Vorstellung einer als Irrgang dienenden Baulichkeit, sei sie im Freien, sei sie im Innern von Gebirgen ausgeführt, die Labyrinth genannt wurde, durchaus geläufig war. Nach Plinius gab es im Alterthum vier berühmte Labyrinthe: das ägyptische, das kretische, das lemnische und ein italisches. — Das Wort „Labyrinth“ galt früher gewöhnlich für griechisch; jetzt wird vielfach ein ägyptischer Ursprung vermuthet, indem man an Lopa-rohun = „Palast am Eingang des Sees“ denkt, woraus die Griechen Labyrinthos gemacht hätten. Diese Deutung würde aber sofort auf das ägyptische Labyrinth hinweisen, das eben „am Eingang des Sees“, des Mörissees, im Fayum gestanden hat, wie Lepsius bereits vermuthete und wie — was ich später noch näher ausführen werde — Flinders Petrie bei seinen im Jahre 1888 vorgenommenen Ausgrabungen, die ich bei meinen Grabungen in Hawara (März 1892) habe überprüfen können, zweifellos festgestellt hat. Dieselbe Deutung — „Palast am Eingange des Sees“ — giebt H. Brugsch dem Stamm des Wortes Labyrinth, wenn er darauf hinweist, dass der Name Labyrinth, wenn er überhaupt alt-ägyptischen Ursprungs sei, in seinem letzten Theile — rinth — an das Compositum ri-hin-t erinnere, das im Hieroglyphischen soviel als Mund oder Mündung des Canals bedeute. — Das kretische Labyrinth in der Nähe der Stadt Knossos soll, der Sage nach, von Daidalos nach dem ägyptischen erbaut, dem Minotaurus zum Aufenthalt gedient haben. Spuren eines ähnlichen Bauwerkes sind bisher in der Nähe von Knossos nicht zu finden gewesen, doch führen heute noch unterirdische Grotten und vielverschlungene Gänge bei Gortyn den Namen „Labyrinth“. — Das lemnische Labyrinth auf Samos, eines der grossartigsten Werke der älteren samischen Künstlerschule, war ein künstlicher Bau, dem die Natur vorgearbeitet hat. Plinius sah noch Reste davon. — Unter dem italischen Labyrinth versteht Plinius das riesenhafte Grabdenkmal des Porsenna bei Clusium, welches in seiner Basis ein verwickeltes System von Grabkammern enthalten hätte; doch sah dasselbe schon Plinius nicht mehr selbst. Man hat dieses Grab neuerdings in einem der zahlreichen um Chiusi liegenden Grabhügel erkennen wollen, in dem sogenannten Poggio Gajella.

Von dem angeblichen Labyrinth bei Knossos auf Kreta kommen Darstellungen auf Münzen vor, und zwar in dreifacher Form. Die einen zeigen ein dem vorliegenden Modell entsprechendes System von mäandrisch verschlungenen Gängen in runder Form, die anderen ein solches in eckiger Form. Drei derartige Münzen von Knossos sind unten in Fig. 1. 2. 3. abgebildet. Das kretische Labyrinth aber wird, wie gesagt, eine Nachahmung des ägyptischen im Kleinen genannt. Gewisse ägyptische Amulette bestätigen diesen Zusammenhang: auch sie zeigen unverkennbar labyrinthische Gänge in Mäander-Anordnung. Dieselben sind in Fig. 4 und 5 abgebildet.



Für alle Anlagen der besprochenen Art, insofern es sich bei ihnen um wirkliche Baulichkeiten handelt, wurde, nach den bestimmten Versicherungen der griechischen

und römischen Schriftsteller, das ägyptische Labyrinth zum Muster genommen, wie dasselbe auch sowohl durch sein Alter, wie durch seinen Umfang den ersten Platz in der betreffenden Baugeschichte verdient. Alt-ägyptische schriftliche Ueberlieferungen, welche sich auf das Labyrinth beziehen, liegen nicht vor. Welche Bedeutung unter diesem Gesichtspunkte einem in Gizeh aufbewahrten, wie Heinr. Brugsch entdeckt hat, den Mörissee betreffenden Papyros beizumessen ist, darüber habe ich kein Urtheil abzugeben. Mit diesem alt-ägyptischen Labyrinth beschäftigen sich aber, wie gesagt, verschiedene griechische und römische Schriftsteller. Die alte Literatur über das ägyptische Labyrinth ist von Bunsen (Aegypten's Stelle in der Weltgeschichte, Bd. II, S. 324—340, ebenso wie in seinem Urkundenbuch, S. 82—90) zusammengestellt worden. Bei Prüfung dieser Classikerstellen ist auch für den Laien ersichtlich, dass Strabo's Beschreibung die Hauptquelle für unsere Kenntniss des Labyrinths sein muss. Diodorus Siculus wird von Bunsen gekennzeichnet als ein Mann, der nichts gesehen hat und schlechte Schriftsteller ausschreibt, wenn er keine guten missverstehen kann. Herodot, der zudem selbst zugiebt, nur die oberen Gemächer persönlich besichtigt zu haben, besitzt nur in geringem Maasse die Gabe topographischer Schilderung. Plinius endlich bewegt sich in so allgemeinen Ausdrücken, dass man seine Beschreibung nicht mit einem wirklichen Plan in Vergleichung ziehen kann. Somit haben wir uns vorzugsweise an Strabo zu halten. Dieser aber sagt; „30 oder 40 Stadien von der ersten Einfahrt in den Canal" — es ist hier der Canal gemeint, der, westwärts vom Nil abgezweigt, den Mörissee in Verbindung mit dem Nil brachte, sei es, dass durch diesen Canal der Mörissee überhaupt erst gebildet worden ist, sei es, dass derselbe nur die Wässer des schon bestehenden Mörissees dem Wassersystem des Nils anschloss, eine Frage, — zu der Stellung zu nehmen, ich abermals absichtlich vermeide, — also: „30 oder 40 Stadien von der ersten Einfahrt in den Canal erhebt sich ein flaches, tafelartiges Feld, welches ein Dorf trägt und einen grossen Königspalast, der aus so vielen Palästen besteht, als es früher Nomen gab, denn ebenso viele Höfe mit Säulen hat er aneinanderstossend, alle in einer Linie an einer langen Mauer, vor welcher die Höfe liegen. Vor dem Eingange (der Paläste, bezw. Tempelbauten) liegen gewisse dunkle Gemächer (κρυπται), lang und in grosser Zahl, welche unter einander, aber nicht in gerader Linie in Verbindung stehen, so dass ohne einen Führer kein Fremder denjenigen Zugang und Ausgang finden kann, welcher jedem Hofe zugehört. Das Wunderbare ist, dass die Decke eines jeden der Gemächer in den Höfen aus einem Steinblock besteht. Auch die Breite der dunklen Gemächer ist ebenso mit Platten aus einem Stück von übermässiger Grösse ohne irgend eine Anwendung von Holz oder einem anderen Bauzeug bedeckt. Geht man ferner auf das Dach, das von geringer, nehmlich einstöckiger Höhe ist, so hat man vor sich eine steinerne Fläche, die aus ungeheuren Steinen gebildet wird. Geht man von da wieder in die Höfe, so sieht man sie der Reihe nach, von Säulen aus einem Stück gestützt, vor sich liegen. Am Ende dieses Baues, welcher mehr als ein Stadium im Geviert in sich begreift, liegt das Grab, eine viereckige Pyramide; jede ihrer Seiten misst etwa 400 Fuss und die Höhe ist diesem Maasse gleich. Des Begrabenen Name ist Ismandes. Der Grund, dass man so viele Höfe anlegte, soll dieser sein: es war Sitte, dass alle Nomen sich hier in Ausschüssen versammelten mit ihren landschaftlichen Priestern und Priesterinnen, um Opfer darzubringen und die wichtigsten Rechtsfälle zu entscheiden. Jede Landschaft wurde in den ihr bestimmten Hof eingeführt."

Von der Beschreibung des Herodot hebe ich nur hervor, dass er sagt, indem auch er von verschiedenen Einzelabtheilungen spricht, aus denen der ganze Ge-

bäude-Complex sich zusammensetze, dass „die Ausgänge durch die geschlossenen Räume und die Windungen durch die Höfe gar mannichfaltig seien und ein unendliches Staunen erregten, wenn man aus einem Hofe in die Gemächer geht, aus den Gemächern in die Vorhallen und wieder in andere geschlossene Räume aus den Vorhallen und in andere Höfe aus den Gemächern. Ueber diesem allem liegt ein Dach, steinern wie die Wände. Die Wände aber sind voll von eingehauenen Hieroglyphen.“

Die Hauptabtheilungen also der verschiedenen Gebäude, aus denen der ganze Gebäude-Complex sich zusammensetzte, der in seiner Gesammtheit als Labyrinth bezeichnet wird, und von denen es ebenso viele gab, als Nomen, wie Strabo sagt, also 36 oder, wie die spätere Zählung ist: 42, sind nach beiden Schriftstellern Höfe (also innere Räume) und äussere Räume. Um zu den Höfen zu gelangen, muss man durch lange Gänge gehen, die gerade so, wie die Münzen von Knossos und wie unser Modell es zeigen, in mäandrischer Art abgebrochen sind. Unmittelbar vor den Höfen, sagt Herodot, lagen Hallen mit mancherlei Kammern. Das würden also die Bauten sein, die ich als den grössten Theil des abgebrochenen Stückes unseres Modells einnehmend vermuthe. Vor den Eingängen zu diesen Hallen liegt, wie Strabo und auch Herodot sagen, eine Art von κρύπται, lang und in grosser Anzahl, durch die der Weg in ungeraden Linien hindurchführt, so dass ohne Führer kein Fremder im Stande ist, den Ein- und Ausgang jedes einzelnen Hofes zu finden. Wer den Eingang zu den Hallen verfehlte, der gerieth in die weiterführenden Gänge, bis ihm die neben dem Eingange angebrachte Quermauer Halt gebot (vgl. die Zeichnung). Die die Höfe umschliessenden Gebäude hatten ein Dach, welches der Verfertiger unseres Plans, wie gesagt, nicht dargestellt hat, um die Anlage der ineinandergreifenden Gänge sichtbar zu lassen. Auf dieses Dach konnte man hinauf gelangen und hatte dann nach Strabo eine ausgedehnte Steinfläche vor sich, über der sich die von mir vermutheten Zeltdächer oder Fahnenstangen erhoben.

Unser kleines Reliefmodell setzt uns in den Stand, eine klare und deutliche Vorstellung über die Gestalt dieser Vorbauten vor den Tempelhallen im Hintergrunde, deren Bild uns verloren gegangen ist, zu gewinnen. Von diesem Standpunkte aus hat unser Reliefplan, der zweifellos antiken Ursprungs ist, eine grosse Bedeutung, da derselbe ermöglicht, uns ein genaues Urtheil über die Vertheilung der verschlungenen Gänge innerhalb des seltsamen Bauwerkes zu bilden. Wir können nun vollkommen das Erstaunen der Alten begreifen über die Idee, das Heiligthum im Hintergrunde dieser labyrinthischen Bauten durch deren Wirrniss dem Profanen zu verschliessen. Gerade auch dieses Geheimnissvolle reizte die Neugierde der Alten, und es trat, wie so häufig, auch hier in ihren Beschreibungen das ein, dass das Wunderbare in das Märchenhafte gewandelt und die Wahrheit übertrieben wurde. Dazu rechne ich die 3000 Gemächer des Labyrinths, von denen Herodot spricht, wobei er die Hälfte über der Erde, die andere Hälfte unterhalb derselben gelegen sein lässt, will man dabei nicht an die einzelnen Gangtheile denken.

Ueber die Lage des Labyrinths ist man heute in Folge der Ausgrabungen von Flinders Petrie aller Zweifel überhoben. Es befand sich südwärts von der Pyramide des Königs Anenemhe III., des Moeris der Alten, nach welchem der Mörissee seinen Namen empfangen hat, an der Südwest-Ecke des Wüsten-Plateaus von Hawara. Flinders Petrie hat das grosse Verdienst, den Umfang des gesammten Gebäude-Complexes, der also aus 36 oder 42 gleichartigen Tempelbauten bestand, deren Vorderbau in unserem Modell dargestellt ist, fest-

gestellt zu haben. Der Gesammt-Umfang zeigt eine Ausdehnung von 1000 Fuss in der Länge und 800 Fuss in der Breite, gleich dem Fünffachen des hiesigen Schlosses mit allen seinen Höfen u. s. w. Um diesen gewaltigen Umfang anschaulich zu machen, muss man daran denken, dass sämmtliche Tempelgebäude von Karnak mit allem, was dazu gehört, und ebenso die zwei grossen Tempel von Luksor und das Ramesseum zusammen in ihrem Umfange diesem gewaltigen Gebäude-Complex nicht gleichkamen. Lepsius, der die von Flinders Petrie unzweifelhaft für das Labyrinth bestimmte Stelle zuerst für dasselbe in Anspruch nahm, hat für Reste des Labyrinths Gebäudetheile ausgegeben, die vor der Untersuchung des grabenden Forschers als solche nicht Stich halten konnten. Bei jenen Gebäudetheilen, die häufig abgebildet worden sind, so zuletzt noch in der Geschichte des alten Aegypten von Eduard Meyer, handelt es sich um Lehmziegel-Bauwerk, bezw. um Reste von Ortschaften, die Jahrhunderte lang in der Nähe des Labyrinths sich eingenistet hatten, um die gewaltigen Steinmassen desselben als Steinbruch zu benutzen. Zuletzt noch haben die Ingenieure der Wüstenbahn Cairo-Medineh die letzten Reste des wirklichen Materials, aus dem das Labyrinth bestanden hat, für ihre Bauten weggeschleppt. Heute stehen nur noch an der Südost-Ecke einige gewaltige Blöcke in situ, während alles andere, was sich noch von Spuren der Bausteine des Labyrinths vorfindet, aus zufällig umherliegenden Splittern besteht. Flinders Petrie hat nur einige Architravstücke, die die Cartouschen von Anenemhe führen, gefunden, und einzelne Granit-Säulenreste u. a. m., alles in schlimmstem Verfall. Die Art aber, wie er den Umfang des Labyrinths festzustellen suchte, war die, dass er nach den Betonnirungen suchte, die, regelmässig aus zerstampften Kalksteinstücken, die mit Sand vermischt sind, bestehend, unter den Fundamentirungen der alt-ägyptischen Bauwerke vorkommen. Diese Betonnirungen hat er dann in dem von ihm geschilderten Umfange festgestellt, wobei die Schwierigkeit noch zu berücksichtigen ist, dass es sich bei dem Urgrund um Wüstensand handelt, aus dem die Betonnirungen nicht so klar hervortreten, wie in dem Alluvialboden des eigentlichen Aegyptens. Jene Betonnirungen liegen an einzelnen Stellen bis zu 20 Fuss unter der jetzigen Oberfläche, an anderen nur etwa 3 Fuss. Fl. Petrie hat nun weiter versucht, in den von ihm festgestellten Umfang die einzelnen Gebäude-Bestandtheile einzuzeichnen (s. Fl. Petrie: Hawara, Biahmu and Arsinoe, London 1889, Tafel XXV). Mir fiel gleich an Ort und Stelle bei dem Reconstructionsversuch von Petrie auf, dass er an die Mäandergänge, die mir aus meinen Münzen von Knossos vorschwebten, nicht gedacht hatte, und ich glaubte, als ich selbst an einer Stelle, an welcher die Betonnirung wenig tief unter dem jetzigen Boden liegt, nachschaute, im Gegensatz zu dem Reconstructionsversuch, den Flinders Petrie für die einzelnen Gebäudetheile gemacht hat, aus denen der ganze Gebäude-Complex bestanden hat, in der Betonnirung selbst schon Mäandergänge zu sehen. Meine Freude war dann gross, als ich meine Vermuthung in dem Modell des Labyrinths selbst, welches ich erst bei meiner Rückkehr nach Cairo sah, bestätigt vor mir fand. Denn man wird und kann nicht annehmen wollen, dass ein auf ägyptischem Boden gefundener, dem Alterthum angehöriger Reliefplan eines unzweifelhaften Labyrinths, in dem von mir näher gekennzeichneten Sinne des Wortes, das Gebilde der Phantasie irgend eines Künstlers gewesen sei, oder dass das vorliegende Monument einem anderen Zwecke hätte dienen können, als dem, einen Reliefplan jenes merkwürdigen Gebäudes zu zeigen. — Einen ähnlichen Reliefplan eines wichtigen ägyptischen Tempels, des von Heliopolis, hat Emil Brugsch im Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptienne et assyrienne VIII, p. 1 ff. veröffentlicht.

Wozu solche Pläne, von denen nur jener und unserer bekannt sind, dienten, wage ich nicht zu entscheiden. Emil Brugsch vermuthet, dass es sich bei dem von ihm veröffentlichten um ein Weihgeschenk aus alt-ägyptischer Zeit handelte. Sollte der von mir hier vorgelegte Plan späteren, also römischen Ursprungs sein, so entsteht die Frage, ob nicht von irgend einer Seite her einem Künstler der Auftrag gegeben worden ist, eine der in Verfall gerathenen und dem öffentlichen Zutritt preisgegebenen 36 oder 42 Tempelbauten, mit ihren labyrinthischen Vorbauten, in einem Plan der Erinnerung zu erhalten. In diesem Sinne würde der unbekannte Auftraggeber seinen Zweck vollkommen erreicht haben, denn ich selber schätze mich glücklich, seine Absicht in unseren Tagen durch sein Modell verwirklichen zu können.

Wenn ich schliesslich noch wage, ein Wort darüber zu sagen, wozu jenes wirre und verwirrende System von Gängen diente, die den Zugang zu dem eigentlichen Heiligthum erschwerten, so lassen sich dafür zwei Vermuthungen aufstellen: Die eine ist, dass man überhaupt jenen Eingang nur erschweren wollte. Die andere Vermuthung ist die, dass jene Gänge nur dem Zwecke dienten, dass, wenn die sich versammelnden Genossen des betreffenden Nomos oder Gaues, für den der einzelne Tempelbau bestimmt war, in diesen eintreten wollten, dieselben dadurch für den Anblick des zu schauenden Götterbildes präparirt, bezw. in Ekstase in dem Sinne versetzt werden sollten, dass dieselben von kundigen Führern, von denen auch die Classiker berichten, dass sie allein im Stande gewesen wären, den Ein- und Ausgang zu finden, zunächst im Dunkeln durch alle jene Gänge die Kreuz und Quer hindurchgeführt, geängstigt und aufgeregt wurden, um dann plötzlich das Heiligthum zu erschauen, gerade so wie in der Freimauerei mit ihren uralten Reminiscenzen das Licht und das Bild sich plötzlich erst zeigen, nachdem der Betreffende durch ganz entsprechende Labyrinthgänge im Dunkeln geleitet wurde.

Aehnliche Labyrinth-Zeichnungen wie die unseren, kommen als Fussboden-Verzierungen alter Kirchen (Reims, Amiens, Arras, Lucca u. s. w.) unter dem Namen „chemin de Jérusalem“ vor, wo sie zu Bittgängen benutzt wurden, ebenso unter dem Namen „Jericho“ in mittelalterlichen Handschriften. Jenen mittelalterlichen Zeichnungen entsprechen die bekannten Irrgärten, welche durch Rasenerhöhungen oder Steinsetzungen gebildet, sich im Norden Europa's (in Norwegen, Schweden, Dänemark, Finland, an der Südküste des russischen Lappland's, in Island) vorfinden und überall verschiedene Namen tragen: Babylon, Wolumdahus, Wielandhaus u. a. und zu Spielen benutzt wurden. In Deutschland leben sie fort in den Wunderkreisen der Turnschulen, — ein lehrreiches Beispiel dafür, wie zähe alte Volkssitten sind, und welche Wege alte Volkserfindungen gehen. Im nördlichen Theile von Norwegen heissen derartige Spielplätze „Trojeborg“, bei Wisby auf der Insel Gothland „Troeburg“. Wilhelm Meyer, dessen Abhandlung im Sitzungs-Berichte der Bayrischen Academie der Wissenschaften (1882, Bd. II, Heft 3) ich vorstehende Notizen entnehme, fragt, ob dieser Name „Trojeborg“ zusammenhänge mit dem noch im Mittelalter gebräuchlichen „ludus Trojae?“ Eine bestätigende Antwort auf diese Frage haben Bendorf und Krause gegeben, indem ersterer von einer Homerstelle spricht, die in der Beschreibung des Achilleusschildes steht. Diese Stelle bezieht sich auf ein Stück des wohlgeordneten Bilderkranzes, der durch altgriechische Bildwerke eine immer bestimmtere Gestalt gewinnt und immer deutlicher beweist, dass für die dichterische Schilderung Homer's, welche auch sonst jede künstlerische Bildung an Geräthen, Wagen, Beschirrungen u. s. w. mit bewunderungswürdiger Schärfe bis in die letzten technischen Einzelheiten verfolgt, stets genaue Kenntniss

wirklicher Kunsterzeugnisse vorliegt. Jene Stelle schildert, wie Hephaistos an einem χορός arbeitet, demjenigen ähnlich, welchen Daidalos einst auf Knossos der schönlockigen Ariadne kunstvoll herstellte, und auf dem den χορός darstellenden Bilde schuf er „einen Reigen von Jünglingen und Jungfrauen, welche, in verschlungenen Windungen springend, hinter einander hertanzen zur Chitara-Musik eines Sängers, unter Zuschauen des Volkes, mit zwei Haupttummlern, die sich unter ihnen im Kreise bewegen". Plinius hat ebenso, wie er das kretische Labyrinth schildert, von ländlichen Spielen der Knaben gesprochen. Bendorf aber weist hin auf die Darstellung einer Vase von Tragiatella aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., auf welcher ein Zug von 7 im Tanz begriffenen unbärtigen Kriegern und zwei unbärtigen Reitern dargestellt ist, welche aus einer eigenthümlichen, gross gezeichneten Ornamentfigur hervortreten. In einer Windung dieser Figur steht „Truja" — Troja. Diese Ornamentfigur selbst aber entspricht genau der Zeichnung des Mäandersystems des Labyrinths auf den Münzen von Knossos und demselben System auf unserem Modell. — Krause wiederum hat in seinem Aufsatze: „Die Trojaburg Nordeuropas" gezeigt, dass in Italien, wo Plinius ebenfalls ähnliche Steinsetzungen, wie die früher erwähnten, kannte, ein aus prähistorischer Zeit stammendes „Trojaspiel" bekannt war, das mit dem kretischen Labyrinthtanz (Geranos) und mit der Feier einer Göttin Frutis, die an die nordische Freyja oder Frudis erinnere, zusammenhänge. -- Die Unterwelt heisst in altdeutschen Dichtungen Troja: Idun und Freyja werden im Frühjahr aus dieser Unterwelt befreit, und auf diese Befreiung der Natur dürfte sich jener im Norden Europa's, ebenso wie im Süden, in Italien, auf Delos und Kreta, sich wiederholende Labyrinthtanz beziehen[1]. — Ein göttlicher Schmied: Wieland in Nordeuropa, Daidalos auf Kreta baut das Labyrinth, ebenso wie in der „Edda" die Asenburg, deren Baugeschichte abermals an die Troja's anklingt.

Alle die labyrinthischen Anlagen des Nordens verweist die Volkssage in älteste Zeiten, immer handelt es sich um Erlösung einer in der Trojaburg gefangenen Jungfrau, daher „Jungfrudans", „Nonnenhage" in Brandenburg, Schweden, Finland. Aber auch der Kampf um Troja wird eines Weibes: eines Lichtwesens wegen — Helena = Semele — geführt!

Das Spiral-Ornament der sog. „Bronzezeit" entspricht abermals unserer Figur, dieselbe Zeichnung ist eingeritzt auf Dolmen England's, vor allem Northumberland's, und heisst auch dort wieder „Walls of Troie".

Eines der interessantesten Capitel der alt-arischen Mythologie verknüpft sich so mit den „Trojaburgen" des Nordens und zu all den dabei auftauchenden Fragen, bietet den Schlüssel vielleicht unser Modell! —

Hr. Heinr. Brugsch: Dem ausgezeichneten Vortrage über das zur Ansicht vorgelegte Relief-Modell des weltberühmten ägyptischen Labyrinths kann ich nur Weniges zur weiteren Erläuterung hinzufügen. An seiner Aechtheit ist nach keiner

1) Auf entsprechende Tänze, die von klassischen Schriftstellern geschildert werden, hat mich nachträglich Hr. Hauptmann a. D. Ernst Bötticher aufmerksam gemacht, der sich, — eine interessante Coïncidenz. — bevor ich das vorliegende Modell gefunden hatte, mit dem „Labyrinth" beschäftigt hatte und dabei zu Schlüssen kam, die mit den meinen, auf Grund des Modells gefassten, in vielen Punkten übereinstimmen. Ich hoffe, dass seine interessante Arbeit, die er mir, nachdem er von meinem Vortrag gehört hatte, freundlichst im Manuscript vorlegte, demnächst erscheinen wird: dieselbe wird eine ganze Reihe von Darstellungen aus dem Alterthum und dem Mittelalter bringen, die in Verwandtschaft stehen mit den Münzen von Knossos sowohl, wie mit dem besprochenen Modell.

Richtung hin zu zweifeln, ebenso wenig an seinem späten Ursprunge. Ich habe die Vorstellung, dass es in der ersten Hälfte der römischen Herrschaft über Aegypten aus den Händen eines Künstlers hervorgegangen sei, um die Erinnerung an das verfallene und seiner Steine beraubte Originalwerk im Süden der Pyramide von Hawara zu bewahren. Das vorliegende Stück mit der dazu gehörigen, leicht zu reconstruirenden Ergänzung stellte auch meiner Meinung nach nur einen der von den klassischen Schriftstellern beschriebenen Vorhöfe dar, welche, ein jeder für sich, den Zugang zu den dahinter liegenden Hallen und Sälen eröffneten. Der Vorhof lässt mit aller Deutlichkeit ein mäandrisch angelegtes System von dunklen, von dem Tageslichte abgeschlossenen Krypten erkennen, die an der Hand eines kundigen Führers nach dem am entgegengesetzten Ende der baulichen Anlage befindlichen Ausgange und dem hellen Sonnenlichte führten.

Es bleibt aber für mich eine offene Frage, ob der unbekannte Urheber des Modells den Reliefplan auf Grund der letzten Ueberreste des Labyrinths an Ort und Stelle entworfen hat oder ob er seiner Phantasie die Zügel schiessen liess, um ein Gebilde zn schaffen, das den griechisch-römischen Vorstellungen über die Anlage des alt-ägyptischen Labyrinths entsprach. Man würde zu dieser Annahme unbedingt genöthigt sein, wenn es sich herausstellen sollte, dass der von Flinders Petrie aufgenommene und veranschaulichte Plan des untergegangenen Labyrinths von Hawara, wenn auch nur im Grossen und Ganzen, correct sei. Ausserdem muss ich hinzufügen, dass mir mäandrische Anlagen bei alt-ägyptischen Bauwerken vollständig unbekannt geblieben sind. Krypten, d. h. schwer zugängliche, von aussen her scheinbar abgeschlossene geheimnissvolle Gänge sind mir dagegen wohl bekannt, aber auch diese rühren aus einer späten Epoche her, aus den Zeiten der Griechen und Römer. Ich erinnere nur an die durch Aug. Mariette's Bemühungen geöffneten Krypten innerhalb und unterhalb des Mauerwerkes des berühmten Tempels von Denderah (s. Mariette, „Denderah", Tome IV, Pl. D). Sie lassen schmale Gänge und Kammern erkennen, die häufig mit treppenartigen Absätzen versehen sind, innerhalb der Mauern etagenförmig fortlaufen, aber nichts weniger als mäandrische Windungen zeigen. Aehnliche Anlagen habe ich im Tempel von Edfu (Apollinopolis magna), in dem halb verfallenen Heiligthume von Kum Ombu (Ombos, Omboi der Alten), im Isis-Tempel von Philae, wie an anderen heiligen Bauten aus der Ptolomäer- und Römerzeit zu beobachten Gelegenheit gehabt.

In allen Fällen bildete den Zugang ein in dem Mauerwerk ausgespartes Loch, kaum hoch und breit genug, um dem Körper eines ausgewachsenen Mannes einen leichten Zugang zu gestatten. Mir selber gelang es nur, das Innere, d. h. die geheimnissvollen Krypten, zu erreichen, wenn ich mich, auf einem Brette liegend, von meinen Arabern, wie ein Brotteig in den Backofen, hineinschieben liess. Die lochartige viereckige Oeffnung, oft nur 1 *m* über dem Fussboden angebracht, an anderen Stellen dagegen nur mit Hülfe hoher Leitern zu erreichen, oder wie eine Kelleröffnung in den gepflasterten Boden hineintauchend, war in allen mir bekannten Beispielen durch einen genau eingepassten Stein verschlossen, an welchem sich ehemals eine metallene Handhabe befand, um sein Herausziehen zu erleichtern. Bildliche Darstellungen und dazu gehörige hieroglyphische Beischriften belehren uns darüber, dass der regierende König oder die höhere Priesterklasse an gewissen Festtagen des Jahres den steinernen Verschluss in der angegebenen Weise herauszog, um den Zugang zu den bunt bemalten und bunt beschriebenen Krypten zu gewinnen. Aber selbst ohne Lampenlicht und ohne Führer war es möglich, den Ausgang wieder zu finden, vorausgesetzt, dass Niemand sich den

schlechten Scherz erlaubte, den verhängnissvollen Steinpfropfen einzuschieben, um den Besucher der Krypten im Innern derselben von der Aussenwelt abzuschliessen und dem qualvollsten Hungertode, wie eine vermauerte Nonne, preiszugeben. Mein verstorbener Freund Aug. Mariette, welcher auf Wunsch des Vice-Königs Ismael Pascha bei der feierlichen Eröffnung des Suez-Canales das Libretto zur Oper „Aïda" eigenhändig niederschrieb, hat eine derartige Voraussetzung benutzt, um dem letzten Acte seiner Oper ihren tragischen Ausgang zu verleihen. Der Held und die Heldin des Stückes sterben in der verschlossenen Krypte unter dem Boden des Tempels von Memphis den Hungertod.

Das vorliegende Modell des Labyrinths, oder vielmehr des Krypten-Einganges zu jedem Vorhofe desselben, lässt, merkwürdig genug, einen gleichen, engen, viereckigen Eingang von aussen erkennen, der über dem eigentlichen Fussboden gelegen war und ohne Zweifel den Krypten-Zugängen der ägyptischen Tempel aus der Spätzeit entsprach. Denn ich erinnere noch einmal daran, dass mir ähnliche Beispiele in älteren und ältesten Tempel-Anlagen vollständig unbekannt geblieben sind. Das schliesst allerdings die Möglichkeit nicht aus, dass zur Zeit der Anlage des Labyrinths, also in der Epoche der XII. Dynastie, um 2200 v. Chr., ein mäandrisch angelegtes System von Krypten den freien Zugang zu den Tempeln abschloss, aber leider besitzen wir keine Beweise für diese Annahme.

Nach den Beschreibungen der Alten ist an dem Dasein des ägyptischen Labyrinths nicht zu zweifeln. Ihre Schilderungen, von Herodot an, stimmen wenigstens darin überein, dass geheime Irrgänge den Zugang nach den inneren Anlagen des grossartigen Tempelbaues erschwerten. Ob das Modell des Labyrinths eine getreue Wiedergabe des alten Grundplanes darstellt, bleibt nach den angeführten Gründen eine offene Frage.

Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, dass die Könige der XII. Dynastie das Fayum und vor allem die Hauptstadt desselben, Krokodilopolis, später in Arsinoë umgetauft, mit Denkmälern und Bauwerken bedeckten. Die Ausgrabungen auf der weit ausgedehnten Ruinenstätte dieser Hauptstadt, im Norden ihrer heutigen Nachfolgerin Medinet el-Fayum, haben die Beweise geliefert, dass die Anlagen mindestens bis in die Zeiten des Stifters dieses mächtigen Königshauses zurückgehen. Dass aber die Könige dieser Dynastie überhaupt die ersten gewesen waren, welche die Oase des Fayum der Bodencultur durch die Anlage des Joseph-Canals erschlossen hatten, muss auf das stärkste bestritten werden. Ein genaueres Studium der geographischen Angaben in den sogenannten Pyramiden-Inschriften hat mich belehrt, dass die alte Hauptstadt Schad, das spätere Krokodilopolis-Arsinoë, mit ihrem Culte des krokodilköpfigen Gottes Sobak (von den Griechen Suchis umschrieben), bereits in der Epoche der V. und VI. Dynastie bestand. Da aber die erwähnten Texte nur die Abschriften weit älterer Redactionen eines hoch und heilig gehaltenen theologischen Werkes enthalten, so steht der Annahme nichts im Wege, dass die bewässerte Oase mit ihren Canälen, Tempeln und Städten an historischem Alter keinem anderen Theile des eigentlichen Aegyptens nachsteht. Die Anlage des Labyrinths dürfte damit wenigstens 1000 Jahre nach der ersten Ansiedelung des Fayum angesetzt werden. Es ist daher ein schwerer Irrthum, die Gründung „des Gartens Aegyptens" in die Zeit der XII. Dynastie zu verlegen. —

(24) Hr. Ed. Seler giebt neue Beiträge

zur mexikanischen Chronologie.

In einer Abhandlung, die ich vor anderthalb Jahren die Ehre hatte der Gesellschaft vorzulegen, habe ich den Nachweis geführt, dass das eigenthümliche

System der mexikanischen Jahresbezeichnung, wonach zur Benennung derselben vier von den 20 mexikanischen Tageszeichen verwendet werden, und zwar die vier um je vier Zeichen von einander abstehenden Zeichen Rohr, Feuerstein, Haus, Kaninchen (s. die Tab. II in der Zeitschrift f. Ethnol. 1891, S. 90), nur unter der Voraussetzung verständlich ist, dass die 5 nemontemi, die fünf (über die Zahl von 18 × 20 Tagen) überschüssigen letzten Tage des Jahres, in derselben Weise, wie die vorhergehenden Tage, weiter beziffert und benannt wurden; dass also die Angabe der spanischen Historiker, es seien diese 5 nemontemi „nicht gezählt worden", auf falscher Auffassung beruhe.

Ich habe diese meine Annahme damals nur auf eine Erörterung des ganzen Systems gestützt. Darin schienen mir zwingende Gründe genug für die Richtigkeit meiner Annahme zu liegen. Von verschiedener Seite hat man mir aber die Einwendung gemacht, dass die Angaben der Historiker doch so präcis lauteten, und dass meine Berufung auf den Bischof Landa nicht beweiskräftig genug sei, da es doch sehr wohl möglich sei, dass die Sache bei den Mexikanern sich anders verhalten habe, als bei den Maya.

Ich bin heute in der Lage, auch aus einer mexikanischen Handschrift den Beweis beizubringen, dass in der That die 5 nemontemi nicht eine Lücke in dem Zeitsystem bedeuten, sondern, dass sie in derselben Weise, wie die vorhergehenden 18 × 20 Tage, weiter beziffert und benannt wurden. Unter den Bruchstücken mexikanischer Handschriften, die A. v. Humboldt von seiner Reise mitbrachte und die nachher in den Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin übergingen, befindet sich ein längerer Streifen Papier, der unter dem Namen Codex Alex. v. Humboldt in Kingsborough's Mexican Antiquities publicirt ist, auf welchem die von den vier Festen Etzalqualiztli, Ochpaniztli, Panquetzaliztli, Tlacaxipenaliztli fälligen Gebühren und Leistungen aufgezeichnet stehen. Die Aufzeichnungen erstrecken sich über 19 Jahre. Und jedesmal steht neben dem Zeichen Etzalqualiztli ein Tagesdatum, das offenbar Ziffer und Zeichen dieses Festes angiebt. Die Daten folgen von unten nach oben in folgender Weise:

12	olin	13	eecatl	14	maçatl	2	malinalli
3	„	4	„	5	„	6	„
7	„	8	„	9	„	10	„
11	„	12	„	13	„	14	„
2	„	3	„	4	„		

Hier ist die Ziffer 14, die eigentlich nicht in die Tagesbezeichnung gehört, als eins zu lesen. Denn nur die Ziffern 1—13 werden, neben den 20 Zeichen, zur Benennung der auf einander folgenden Tage verwendet. Machen wir diese Correctur, so sehen wir, dass nur dann in jedem der Jahre das Fest Etzalqualiztli auf einen Tag fällt, der um 365 Tage von dem des vorhergehenden Jahres absteht, wenn die 5 nemontemi in derselben Weise weiter gezählt werden, wie die anderen Tage des Jahres. Die obige Liste der Tage, auf welche das Fest Etzalqualiztli fällt, entspricht genau der Liste der Tage, nach welchen die Jahre benannt wurden (vgl. Tabelle II meiner Abhandlung), und die, wie ich nachgewiesen habe, vermuthlich ursprünglich die Liste der Anfangstage der Jahre darstellt.

Die Angabe der spanischen Historiker, dass die 5 nemontemi „nicht gezählt" würden, beruht, wie es scheint, auf falscher Deutung, bezw. falscher Uebersetzung des aztekischen Ausdrucks acam pouhqui, der in dem aztekischen Texte des Sahagun von den 5 nemontemi gebraucht wird, und der in der That wörtlich bedeutet: „sie wurden nicht gezählt", in übertragenem Sinne aber eigentlich nichts

anderes bedeutet, als: „sie standen in keiner Werthschätzung, sie waren unbrauchbar zu jedem bürgerlichen Geschäft". —

(25) Hr. Ed. Seler spricht über

altmexikanischen Federschmuck.

Da Hr. Seler eben in Spanien weilt, so kann der Vortrag erst später nachgeliefert werden. —

(26) Hr. Maass stellt der Gesellschaft vor die

Dame mit der Pferdemähne.

Miss Bell Carter, geboren den 24. Juli 1872 in Blue Bank, Kentucky, Nord-America, stammt von gesunden Eltern und hat nur einen, ebenfalls gesunden, erwachsenen Bruder. Am Rücken des jungen Mädchens zeigt sich, vom 5. Halswirbel bis etwa zum 7. Rückenwirbel reichend, in der Breite von 3—5 *cm*, ein dichter Schopf von langen, blonden, dem Haupthaar gleichen Haaren: eine geringe Scoliosis dieses Theils der Wirbelsäule lässt sich gleichfalls feststellen. —



Hr. R. Virchow spricht seine besondere Befriedigung über den an sich sehr interessanten Fall aus, der unter den bisher bekannten dorsalen Haarschwänzen wegen der Länge und des Reichthums der Haare vielleicht den ersten Platz einnehme. Obwohl er die Dame früher nicht gesehen habe, so könne er doch nach der so eben vorgenommenen Betastung der Grundfläche, von welcher der Haarschopf ausgeht, constatiren, dass es sich auch hier um die von ihm vor Jahren zuerst besprochene Spina bifida occulta handelt. Die Dornfortsätze weichen am oberen Umfange der Stelle aus einander, entfernen sich in der Mitte weit von einander und vereinigen sich erst am unteren Umfange wieder. Die medicinische Literatur hat in der letzten Zeit eine immer zunehmende Zahl analoger, jedoch lange nicht so ausgezeichneter Fälle geliefert, so dass die früher fast wie eine Ausnahme erscheinende Veränderung gegenwärtig zu den keineswegs seltenen Bildungsanomalien gezählt werden müsse. —

(27) Hr. Franz Boas übersendet weitere Beiträge zu den

Sagen der Indianer in Nordwest-America.

(Fortsetzung von S. 66.)

XIII. Sagen der Nutka[1]).

1. Kwē'kustEpsEp, die Verwandler.

Im Anfange wohnten nur die Ky'äimi'mit, Vögel und andere Thiere auf Erden. Sie wussten, dass sie einst in Menschen und wirkliche Thiere verwandelt werden würden. Als nun das Gerücht sich verbreitete, dass zwei Männer, Namens Kwē'-kustEpsEp (= die Verwandler), vom Himmel herunter gestiegen seien und sie verwandeln würden, beriefen sie einen Rath, um die Angelegenheit zu besprechen. A'tucmit (= des Hirsches Sohn), der Hirsch, sagte: „Wenn sie kommen und mich verwandeln wollen, werde ich sie tödten. Ich fürchte mich nicht." Er nahm ein Paar grosse Muschelschalen auf und schärfte sie am Meeresufer auf einem Steine. Er versuchte an seiner Zunge, ob sie scharf seien, und das abgeschabte Pulver lief aus dem Munde über sein Kinn. Während er noch so beschäftigt war, sah er zwei Leute herankommen, die gerade so aussahen, wie seine Nachbarn. Sie fragten: „Was thust Du da, A'tucmit?" Er antwortete: „Ich mache mir Dolche, um sie zu tödten, sobald sie kommen." „Wen denn?" fragten jene. „Die Verwandler, wenn sie wirklich kommen," erwiderte der Hirsch. „Da hast Du Dir schöne Muscheln ausgesucht, lass sie uns doch sehen," fuhren jene fort. Als Ā'tucmit sie ihnen gab, schlugen sie ihn mit denselben auf die Stirn und riefen: „Sie sollen immer auf Deiner Stirn sitzen: diese hier, jene dort! Nun schüttele Deinen Kopf!" Er musste gehorchen. „Nun nochmals," riefen sie. Als er seinen Kopf zum zweiten Male geschüttelt hatte, wurden die Muscheln in Geweihe verwandelt. Dann befahlen sie ihm, die Hände auf die Erde zu stützen, und sie beschmierten sein Hintertheil mit dem Pulver, das er von den Muscheln abgerieben hatte. Dann hiessen sie ihn in den Wald laufen und er wurde ein Hirsch. Die Verwandler gingen nun in das Dorf und verwandelten alle Bewohner in Thiere und Vögel. Die Landotter hatte einen langen Speer, der Biber ein langes, breites Knochenmesser; daraus machten sie ihnen Schwänze.

Als so die Thiere entstanden waren, kamen die Menschen in die Welt, in jedem Dorfe ein Paar. Die Verwandler schufen sie und sprachen: „Die Menschen sollen verschiedene Sprachen reden. Einige Stämme sollen mächtig werden, andere schwach bleiben. Wir wollen den Menschen alles geben, was sie bedürfen: Beeren, Muscheln und Fische. Als diese geschaffen waren, lehrten sie die Menschen dieselben sammeln und fangen. Sie lehrten sie auch zum Himmel beten und gaben ihnen heilende Kräuter. Daher beten heute die Häuptlinge zu K·ā'otsē, der im Himmel wohnt, dass er sie reich mache, denn dies lehrten sie die Verwandler.

2. Kwo'tiath.

1. Kwo'tiath besass einen gewissen Küstenstrich, an dem immer todte Fische an's Ufer trieben, die er sammelte. Als er eines Tages zum Strande hinab ging, um Fische zu sammeln, fand er, dass alle verschwunden waren. Am folgenden Morgen stand er früher auf, aber wieder waren sie fortgeholt, und so früh er auch aufstand, die Diebe kamen ihm immer zuvor. Da wurde er zornig und be-

1) Wo nicht anders bemerkt, stammen die Sagen von den Ts'iciā'ath und Hopitcisā'ath.

schloss sich zu rächen. Er legte sich auf die Lauer und sah, dass ein Wolf seine Fische stahl. Da rief er ihm nach: „Nächstes Mal, wenn Du hierher kommst, musst Du zu meinem Hause kommen." Als der Wolf nun des Weges kam, lud Kwo'tiath ihn ein, in's Haus zu kommen. Der Wolf folgte der Einladung, und legte sich an's Feuer. Er liess seinen Kopf auf einer Nackenstütze ruhen. Kwo'tiath trat nun hinter ihn, als ob er etwas zu essen holen wolle, ergriff unbemerkt seinen Speer aus Eibenholz und tödtete den Wolf, indem er ihn erst in den Hals, dann in den Leib traf. Er begrub dann den Leichnam mitten im Hause. Nach einiger Zeit kamen zwei Wölfe, um nach ihrem verlorenen Genossen zu fragen. Kw'otiath lag am Feuer und stellte sich, als sei er krank. Die Wölfe fragten: „Hast Du unsern Häuptling nicht gesehen?" Kwo'tiath erwiderte: „Nein, ich habe Niemand gesehen." Er sprach langsam, als koste es ihm grosse Anstrengung und Mühe. „Ich liege hier schon seit einigen Tagen und kann nicht aufstehen," fuhr er fort. Als die Wölfe fort waren, machte er sich einen Kamm und füllte eine Fischblase mit Oel. Nach einigen Tagen kamen andere Wölfe zu ihm, um nach ihrem Häuptling zu fragen. Sie fanden ihn wieder am Feuer, und er antwortete auch ihnen, er sei seit langer Zeit krank gewesen und unfähig aufzustehen. Nach einiger Zeit kamen abermals Wölfe zu ihm und sprachen: „Unsere Freunde sagen, dass unser Häuptling hier an Deinem Küstenstriche getödtet ist." Kwo'tiath erwiderte nun: „Ich will versuchen, es ausfindig zu machen." Er liess die Wölfe, die jetzt in grosser Zahl gekommen waren, einen Kreis bilden, verbarg den Kamm und die Blase mit Fischöl unter seinen Armen und fing an, in der Mitte des Kreises zu tanzen. Dazu sang er: „Aqnī's, aqnī's, m m m m m m" (das letztere sehr schnell gesungen). Nach einiger Zeit aber begann er: „Aqnī's, aqnī's, ūq'uyēp'a'tl, yak'-syek'stekmū't k'oāqk'oayetsē'k'" (ich bin der Mörder des Häuptlings der Wölfe). Dann machte er einen grossen Satz und sprang aus dem Kreise. Die Wölfe verfolgten ihn. Da steckte er den Kamm hinter sich in die Erde und rief: „Werde ein Berg," und so geschah es. Als die Wölfe den Berg umgangen hatten und sich ihm wieder näherten, goss er etwas Oel hinter sich aus und verwandelte es in einen See. Vier Mal machte er so einen Berg und einen See hinter sich und entkam glücklich. Die Berge und Seen kann man noch heute zwischen Sproat Lake und dem mittleren Theile vom Alberni-Canal sehen.

2. Kwo'tiath fuhr einst in seinem Boote aus, Heilbutten und Schellfische zu fangen. Als er eben im Begriffe war seine Angeln zu legen, schwamm ein Haifisch um sein Boot herum und verjagte alle Fische. Darüber ward Kwo'tiath zornig. Er ging an's Ufer und machte sich eine Harpune aus Eibenholz, um den Hai zu fangen, wenn er wiederkommen sollte. Sobald Kwo'tiath wieder fischen ging, erschien der Hai, und er warf ihn mit seiner Harpune. Der Hai tauchte sogleich. Kwo'tiath kehrte nach Hause zurück und machte sich am nächsten Morgen auf, um den Hai zu suchen. Er ging das Ufer entlang und sah nach einiger Zeit ein Dorf, das er früher nie bemerkt hatte. Er setzte sich nahe demselben nieder und hörte nun die Krankenbeschwörer im Hause singen und tanzen. Als eine Pause in ihrem Sange eintrat, rief Kwo'tiath draussen, indem er sie nachahmte: „Hōooo hę hę hę hę." Nachdem er vier Mal so geschrieen hatte, hörte ihn eine Frau. Sie sandte einen Sklaven hinaus und liess ihn fragen, ob der Fremde ein Schamane sei. Der Bote ging hinaus und sprach zu Kwo'tiath: „Eine unserer Frauen ist krank. Bist Du ein Schamane und kannst Du sie heilen?" Kwo'tiath sagte, er könne es, und der Sklave führte ihn ins Haus. Sogleich sah er seinen Speer in dem Rücken der Kranken und wusste nun, dass er im Dorfe der Haifische war. Die Haie konnten aber die Waffe nicht sehen, sondern glaubten, ein

grosser Wurm sei in die Kranke gefahren. Kwo'tiath sang nun: „Wa wā o-ōctak·iū' te'anēmō' koakoaqsē'e wā wā" (Wa wā, der Schamane sieht nicht das stechende Gift. Wā wā). Da sagte einer der Verwandten der Kranken: „Wenn Du sie heilst. wird sie Dir eine ihrer Töchter zur Frau geben. Sieh nur, wie schönes. weisses Haar sie hat." Da sang Kwo'tiath: „Ēq ēq ēq āqaniū'sa mēnmitlitsa'tk·ōs māqmaa' ēq ēq ēq" (Ēq ēq ēq. Ich kann es thun, wenn Ihr mir beide Schwestern gebt: ēq ēq ēq). Da sprach die Kranke: „Ja, Du sollst beide Schwestern haben. wenn Du mich heilst. Da nahm er den Speer und zog daran, indem er fortfuhr zu singen. Er riss ihn aus der Wunde und warf ihn aus dem Hause. Die Kranke sagte nun: „Ich fühle. dass Du meine Krankheit herausgezogen hast." und sie ward rasch gesund. Er heirathete dann die Mädchen und nahm sie mit nach Hause. Sein Penis wurde aber ganz abgerieben an der rauhen Haut seiner Frauen und brach endlich ganz ab. Da warf er ihn an's Ufer und rief: „Dieser Platz soll künftig Ky'ēky'ēqsā'a (stachelige Küste) heissen." Er liegt etwas unterhalb Ikū.

3. Einst ging Kwo'tiath zu den Harzmädchen l'etēpas, um mit ihnen zu schlafen. Er legte sich zwischen sie und sie umarmten ihn. Am Morgen weckten sie ihn und sagten: gehe fort! Als er sich erheben wollte, fand er, dass er festgeklebt war, und alle Menschen lachten ihn aus. Er musste sich mit grossen Keilen von dem Bette losmachen lassen.

4. Vor langer Zeit war es immer windig und es trat nie Ebbe ein. Daher konnten die Ky'äimi'mit keine Muscheln graben. Endlich berief ein Häuptling alle seine Leute zu einer Rathsversammlung. Es wurde beschlossen, dass man zum Hause der Winde gehen und sie tödten wolle. Die Boote wurden in's Wasser geschoben und, als die Krieger sich dem Hause der Winde näherten, landeten sie an einer Landspitze. Das Haus der Winde stand an einer Bucht jenseits dieser Landspitze. Der Häuptling trug der Lumme auf, um die Spitze herumzufahren und sich umzuschauen. An derselben wehte aber ein furchtbarer Sturm, und sie konnte dieselbe nicht umfahren. Dann schickte er den „Sägeschnabel" (Sawbill) aus: auch er musste unverrichteter Dinge umkehren. Dann schickte der Häuptling den „winter robin" (ī'tū) aus und rieth ihm, dicht am Ufer entlang zu fahren, da dort weniger Wind sei. Der Vogel umsegelte glücklich die Landspitze, ging an's Haus der Winde und sah sie durch einen Spalt um's Feuer sitzen und schlafen. Da ging er hinein und setzte sich zu ihnen an's Feuer, um sich zu wärmen. Dann wurde seine Brust voll rother Flecken. Er vergass ganz, zu den Menschen, die auf ihn warteten, zurückzukehren. Da sandte der Häuptling den Kormoran aus. er konnte aber nicht die Landspitze umfliegen. Ebenso wenig konnten es der Adler (ts'ī'qōten) und der Fischadler. Dann sandte der Häuptling Kwo'tiath zur Sardine und befahl ihm, zu bestellen, sie solle einen Versuch machen und dicht an der Küste entlang fahren. Kwo'tiath ging zur Sardine, statt aber den Auftrag des Häuptlings auszurichten, sagte er: „Eure Augen sollen nicht nahe den Kiemen, sondern an Eurer Nase sitzen," und seither sind die Augen der Sardinen dicht zusammengerückt. Kwo'tiath ging zum Häuptling zurück und behauptete, er habe den Auftrag ausgerichtet. Während die Leute auf die Rückkehr der Sardine warteten, kochten sie auf den Rath der Strandschnepfe („Rocksnipe") ein Mahl. Sie sammelten „Barnacles" und rösteten dieselben. Während sie so beschäftigt waren, machten die Strandläufer, die auch mitgegangen waren, viel Lärm. Der Häuptling sandte Kwo'tiath aus, um ihnen zu befehlen, ruhig zu sein. Kwo'tiath ging, sagte ihnen aber, sie sollten fortfahren, Lärm zu machen. Seither schreien die Strandläufer immer. Als sie nun gegessen hatten und die Sardine noch nicht

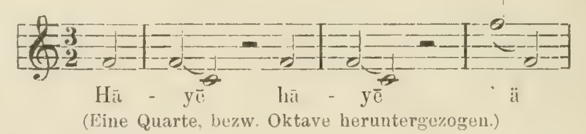
zurückgekommen war, sprach der Häuptling: „Ich fürchte, wir müssen umkehren, wir können die Landspitze nicht umfahren." Da rieth ein Mann: „Lass uns die Möwe senden." Die anderen lachten und sagten: „Was soll das nützen? Wie soll sie mit ihren schwachen Augen und gebrochenen Armen vollbringen, was sonst Niemand konnte?" Sie spotteten dann über die Möwe, sandten sie aber schliesslich doch aus. Sie flog fort, schwebte bald aufwärts, bald abwärts und umflog endlich die Landspitze. Da waren alle erstaunt. Der Wind hatte sich gelegt, sobald sie um die Spitze herumgesegelt war, und nun konnten die übrigen Boote ihr folgen. Sie landeten dicht bei den Häusern und verbargen ihre Boote im Walde. Der Reiher und der Königsfischer, welche die besten Lanzenwerfer waren, wurden ausgesandt, um sich an der Hinterthür des Hauses der Winde aufzustellen und jeden, der versuchen sollte, dort zu entfliehen, niederzustossen. Die Heilbutte und der Rochen mussten sich vor die Hausthür legen. Dann stürzten sich alle bewaffnet in's Haus. Als die Winde sie kommen sahen, liefen einige hinten hinaus, wurden aber von dem Reiher und Königsfischer niedergestossen. Andere entflohen aus der Hausthür. Da traten sie auf die Heilbutte, glitten aus und spiessten sich auf dem Stachel des Rochen auf. Nur der Westwind setzte sich zur Wehre. Der Bär griff ihn an, konnte ihn aber nicht bezwingen. Als der Wind aber schliesslich sah, dass er unterliegen musste, rief er: „Lasst mich am Leben! Ich will gutes Wetter machen. Es sollen nur leichte Winde wehen und Ebbe und Fluth sollen einmal am Tage wechseln, so dass Ihr Muscheln graben könnt." Die Menschen waren damit noch nicht zufrieden und drohten ihn zu tödten, bis er versprach, zwei Mal täglich Ebbe und Fluth wechseln zu lassen. Da liessen sie ihn in Frieden und kehrten in ihre Heimath zurück.

5. In „Hellgate" in Barclay Sound wohnte ein Riesenwal, Namens Cicī'tlunak' (= Verschlinger von zusammengebundenen Booten). Wenn einmal Jemand nicht vermeiden konnte, diesen Weg einzuschlagen, fuhr er vorsichtig am Ufer entlang, um die Aufmerksamkeit des Ungeheuers nicht auf sich zu ziehen. Eines Tages fuhr Kwo'tiath's Mutter in einem kleinen Boote dort vorbei. Das Boot trieb vom Ufer fort, und da kam der Wal sofort herbei und verschlang es. Als Kwo'tiath erfuhr, dass der Wal seine Mutter gefressen hatte, beschloss er, sich zu rächen. Er schnitt lange Stangen, spitzte dieselben an beiden Enden und legte sie über zwei Boote. Dann kochte er Wasser in einer grossen Kiste. Er rief seine drei Brüder Ka'pkimis (S. 325), Tēnteiap'ini'nE und (?), und liess sie in das kochende Wasser springen. Sie kamen unverletzt wieder heraus und jeder sagte, als er herauskam: „Es soll mich wundern, ob des Wales Bauch so heiss ist, wie dieses Wasser." Dann sprang Kwo'tiath selbst hinein und kam unverletzt wieder heraus. Sie fuhren nun auf dem Flosse in's Meer hinaus und sangen: „hinnūsaa' haqwa-ipeä'tl okwitl cayak'atla watltek' aktla'k ts'ē'yup haqaqts'ē'yup." Als sie dies zwei Mal gesungen hatten, sank das Wasser tief herab, der Wal tauchte auf und verschlang das Boot. Kwo'tiath rief seinen Brüdern zu, dasselbe gerade den Schlund hinab zu steuern. Sobald sie im Magen angelangt waren, zerschnitten sie die Eingeweide des Wales mit Muscheln und schnitten endlich sein Herz ab. Da starb er. Bald trieb er an's Ufer, und als die Ky'äimimit ihn fanden, wollten sie ihn aufschneiden. Sie machten sich rasch bereit. Nur Kui'tcak (ein kleiner, weisser Fisch) konnte gar nicht fertig werden. Er wollte sich sehr schön anziehen und sein Haar in einen Knoten binden, da er annahm, dass viele Leute dort zusammenkommen würden. Daher kam er zu spät. Die Leute fragten auch die Muschel TFa'tekun, ob sie mitgehen wolle. Sie antwortete, sie sei lahm. Da boten sie ihr an, sie in einem Korbe zum Ufer zu tragen. „Nein," sagte sie, „ich

könnte durch die Maschen fallen und verloren gehen." Sie boten ihr an, sie auf einer Matte zu tragen. „Nein," sagte sie, „ich möchte herunterfallen." Da liessen sie Tl'ā'tekun zu Hause. Ehe sie zum Ufer hinabgingen, bat jene sie, ihr Sehnen mitzubringen, damit sie ihre Thür zubinden könne. Die Ky'äimi'mit erfüllten ihre Bitte und seither hält die Muschel ihre Schalen fest zusammen. Sie gingen nun zum Strande hinab, allen voran Pāᴇ'mᴇ (ein Tintenfisch). Sie schnitten den Wal auf, heraus kamen Kwo'tiath und seine Brüder, und als sie nun einander sahen, lachten sie sich an. T'ēnt-iap'ini'nᴇ hatte alle Haare in dem Bauche des Wales verloren, so heiss war es drinnen gewesen.

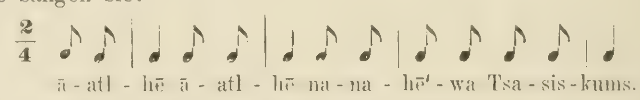
Bislang hatten die Ky'äimi'mit keine Eingeweide gehabt. Dieselben wurden aus den Därmen dieses Wales gemacht. (Nach einer anderen Version wurden sie aus Tang gemacht.)

6. Im Anfange besassen die Wölfe allein das Feuer. Die Ky'äimi'mit wünschten sehr, dasselbe zu erlangen. Nachdem sie schon viele vergebliche Versuche gemacht hatten, sprach der Häuptling Tlehmamit, der Specht, zu A'tucmit, dem Hirsche: „Geh Du zu des Wolfes Hause und tanze! Wir alle wollen für Dich singen. Binde Cederbast an Deinen Schwanz, und wenn Du Dich dann dem Feuer zuwendest, wird der Bast sich entzünden." Der Hirsch rief: „Patlitlka'na Tlehmamit!" und lief fort in das Haus des Wolfes, wo er tanzte, bis der Bast an seinem Schwanze Feuer fing. Er wollte hinausspringen, aber die Wölfe fingen ihn, ehe er entfliehen konnte, und nahmen ihm das Feuer wieder fort. Dann schickte Tlehmamit den Vogel Tsatsı'skums aus und sagte: „Der ganze Stamm soll für Dich singen und Du wirst das Feuer bekommen." Dann gingen alle Ky'äimi'mit in das Haus der Wölfe, allen voran Tlehmamit und Kwo'tiath. Ehe sie eintraten sangen sie:



(Eine Quarte, bezw. Oktave heruntergezogen.)

Im Hause sangen sie:



Sie tanzten umher und die Wölfe lagen am Feuer und sahen ihnen zu. Einige Vögel tanzten auf die Dachbalken hinauf. Die Wölfe bemerkten es nicht, da sie dem Tanze unten beim Feuer zuschauten. Endlich kamen diese an das Reibe-Feuerzeug, das im Dackbalken aufbewahrt war. Sie nahmen es, tanzten zurück und gaben es Tlehmamit und Kwo'tiath, während die anderen drinnen weiter tanzten, bis jene glücklich nach Hause gelangt waren. Als Kwo'tiath nach Hause kam, rieb er das Feuerzeug, bis Funken herauskamen. Er steckte es auf seine Wange und verbrannte dieselbe. Seither hat er ein Loch in der Wange. Als die Tänzer wussten, dass Kwo'tiath zu Hause angekommen war, stiessen sie einen Schrei aus und flogen von dannen. So verloren die Wölfe das Feuer.

6b. Ein Häuptling in Tokoā'ath besass das Feuer und das ewige Leben. Tlehmamit, einer der Häuptlinge der Ky'äimi'mit, wünschte dieselben zu rauben. Daher gingen alle Thiere zu des Häuptlings Hause und begannen zu tanzen. Der Hirsch A'tucmit hatte etwas Cederbast an seine Wade gebunden. Beim Tanze stand er dicht bei der Otter. Diese farzte, der Furz entzündete sich und setzte den Cederbast an der Wade des Hirsches in Brand. Da lief dieser hinaus und die

Leute nahmen ihm das Feuer ab. Er war aber ein wenig verbrannt. Der Bär sprang auf den schweren Querbalken, der das Dach des Hauses trägt, so dass derselbe zerspaltete und die Ky'äimi'mit sehen konnten, was darinnen war. Sie fanden darin die Kiste mit dem ewigen Leben. Ehe sie dieselbe aber ergreifen konnten, riss der Häuptling sie ihnen fort und zog mit all seinen Habseligkeiten, dem ewigen Leben und den Lachsen, von dannen. Da die Ky'äimi'mit das ewige Leben nicht bekamen, müssen die Menschen sterben.

7. Der Donnervogel und Tlehmamit. Der Donnervogel wollte mit dem Spechte Reifen spielen. Er nahm seine drei Brüder als Mitspieler mit. Tlehmamit hatte Kwo'tiath, den Königsfischer und den Reiher als Mitspieler geladen. Auf der einen Seite war der Donnervogel, auf der anderen Tlehmamit Spielleiter. (Dieser trägt einen kleinen Speer.) Kwo'tiath war Tlehmamit's Ringwerfer. Der Königsfischer war der erste, der Reiher der zweite Fänger. Zuerst warf der Donnervogel den Reifen. Derselbe rollte so rasch wie ein Pfeil, der Königsfischer traf ihn aber doch. Dann warf Kwo'tiath. Sobald er den Reifen geworfen, klatschte er in die Hände und da wurde derselbe so klein, dass die Donnervögel ihn nicht treffen konnten. Als jene nun wieder warfen, rief Kwo'tiath: „Werde gross!" und der Reifen wurde so gross, dass der Königsfischer und der Reiher ihn leicht treffen konnten. Da wurde der Donnervogel zornig. Er begann in die Hände zu schlagen und zu singen, und sogleich blitzte, donnerte und regnete es. Er glaubte, dass seine Gegner dann den Reifen nicht würden sehen können. Wenn aber der Königsfischer einmal nicht traf, so traf der Reiher doch sicher. Schliesslich gab der Donnervogel das Spiel auf, da er doch nicht gewinnen konnte, und Tlehmamit lud ihn zum Essen in sein Haus ein. Als sie sich gesetzt hatten, befahl er seiner Frau Awip'a-i'k (dem Kolibri?), ein Mahl zu bereiten. Sie nahm eine kleine Schüssel und ging bescheiden und züchtig hinter dem Donnervogel her zu ihren Kisten und sang: „Beeren, Beeren." Da ward die Schüssel sogleich voll, obgleich es tiefster Winter war. Die Donnervögel waren sehr erstaunt, als sie sahen, dass jene ihnen frische Beeren vorsetzte. Ihr Häuptling glaubte, sie habe ihnen sehr wenig gegeben, und wollte die Schüssel rasch leer essen. So viel sie aber auch assen, sie konnten die Schüssel nicht leeren. Da sprach der zweite Bruder zum ältesten: „Das ist eine werthvolle Frau und sie ist so schön. Lass uns sie rauben. Wir sind die stärksten und können es." Einer der Donnervögel stand auf: da blitzte es und wurde dunkel. Sie nahmen die Frau und flogen von dannen, ohne dass Jemand etwas merkte. Als es wieder hell wurde und Tlehmamit sah, dass seine Frau verschwunden war, ward er sehr betrübt. Er berief eine Versammlung, in der besprochen wurde, wie sie wieder zu erlangen sei. Der Reiher sagte: „Lasst uns einen dichten Nebel machen, damit sie den Weg verlieren," aber sie hatten einen zu grossen Vorsprung. Der Nebel erreichte sie nicht. Dann wurde beschlossen, dass Tlehmamit und Kwo'tiath zusammen in einem kleinen Boote in das Land der Donnervögel fahren sollten, um auszukundschaften, ob sich keine Gelegenheit böte, die Frau wieder zu entführen. Als sie ankamen, sahen sie, dass sie beständig von Donnervogelmädchen bewacht wurde, und sahen sich genöthigt, dieselben zu überlisten. Der Specht sagte: „Ich will einen Lachsbeerenstrauch schaffen, werde Du eine Beere daran. Wenn dann meine Frau kommt, Dich zu pflücken, will ich sie forttragen. Er machte einen hübschen, ebenen Platz voller Lachsbeerensträucher. Kwo'tiath verwandelte sich in eine ungeheure Beere. Als nun die Mädchen mit der Frau kamen, ahnten sie gleich, dass die Riesenbeere gefährlich sei und gingen fort. Da rief Tlehmamit: „Das hast Du schlecht gemacht. Du hättest eine kleine Beere sein müssen. Nun verwandle Dich in einen

Lachsbeerenbusch, aber werde nicht zu gross.“ Kwo'tiath hörte nicht und verwandelte sich in einen dicken Stamm. Als die Mädchen ihn sahen, wussten sie gleich wieder, dass Gefahr im Verzuge war, und gingen nach Hause. Wieder rief Tlehmamit: „Das hast Du schlecht gemacht. Du hättest ein kleiner Busch werden sollen. Lass uns jetzt die Gestalt von Lachsen annehmen und in des Donnervogels Wehr gehen.“ Kwo'tiath verwandelte sich wieder in einen riesigen Lachs (sätsup), der Specht nahm die Gestalt einer hübschen, kleinen Lachsforelle an. Der Donnervogel fing sie und trug sie in's Haus. Dort bat Awip'ā-i'k ihn um die Lachsforelle und er gab sie ihr. Die Forelle schlüpfte ihr aus den Händen zwischen ihre Beine und flüsterte ihr zu: „Behalte alle meine Gräten und meine Haut. und gieb Niemand ein Stück ab.“ Die Frau röstete die Forelle und ass sie ganz allein auf. Eine andere Frau schnitt den grossen Lachs auf und hing ihn über eine Stange. Diese brach aber unter dem Gewichte und sie musste eine neue, stärkere nehmen Der Donnervogel befahl seiner Frau, als sie aufgegessen hatte, die Gräten der Forelle in den Fluss zu werfen. Als sie bis an die Knie in's Wasser gewatet war, rief er ihr zu, sie solle nicht weiter gehen, die Gräten aber sagten: „Gehe weiter!“ und als sie bis an den Leib im Wasser stand, versank sie plötzlich. Die Gräten waren wieder lebendig geworden und der Fisch trug sie fort. Zu gleicher Zeit zerbrach Kwo'tiath die Stange, an der er hing, schlug alles im Hause entzwei und schwamm als Lachs fort.

Als sie glücklich in ihrer Heimath angekommen waren, beriethen sie, wie sie sich an den Donnervögeln rächen könnten. Kwo'tiath sprach zu Tlehmamit: „Leihe Dir das Boot des Wales.“ Jener that also. Alle bestiegen das Boot und fuhren in Gestalt eines Wales zum Hause der Donnervögel. Einer derselben sass gerade vor dem Hause, als sie ankamen, und sah den Wal auf und niedertauchen. Er klopfte an die Wand des Hauses und rief Nō'nup'itcmik (= der Fänger des Blasenden, des Wales). Dieser legte sein Federkleid an, stürzte sich auf den Wal und griff mit seinen Krallen durch die Haut hindurch. Da banden sie innen seine Füsse fest, so dass er nicht wieder loslassen konnte, und zerschnitten dieselben. Durch den Blutverlust wurde er ganz schwach. Kwo'tiath schlug nun auf einen Stein, der im Wale lag, und sprach zu ihm: „werde schwer! werde gross!“ und der Wal zog den Donnervogel in die Tiefe. Als der Wächter sah, dass Nō'nup'itcmik den Wal nicht heben konnte, rief er Nō'pitatcitl (= der beim ersten Male auf dem Wasser fangende), ihm zu helfen. Dieser legte sein Federkleid an und stürzte sich auf den Wal. Sein Bruder rief ihm zu: Nimm Dich in Acht! Der Wal hat übernatürliche Kräfte. Ich werde festgehalten und etwas schneidet meine Füsse.“ Jener liess sich aber nicht warnen und ihn ereilte dasselbe Geschick, wie seinen Bruder. Der Wal zog sie in's Wasser herab, so dass ihre Flügel nass wurden und sie nicht mehr fliegen konnten. Da rief der Wächter den ältesten der Brüder und sprach: „Ich habe nie dergleichen gesehen. Gehe, und hilf Deinen Brüdern!“ Diese warnten ihn, fortzubleiben, er aber hörte nicht, sondern griff den Wal und hob ihn ein wenig, aber schliesslich besiegte Kwo'tiath und seine Genossen ihn doch. Da legte der letzte der Donnervögel sein Federkleid an. Er kreiste über dem Wale, aber die drei Brüder baten ihn, fortzubleiben, damit er nicht ihr Schicksal theile. Er folgte ihnen und flog von dannen. Da machte Kwo'tiath den Stein im Wale sehr schwer. Der Wal tauchte und ertränkte die drei Donnervögel. Dann fuhren sie nach Hause zurück. Als sie in die Nähe von Tokoath Point kamen, landeten sie und Kwo'tiath verwandelte das Boot und die Vögel, die darin gegen den Donnervogel ausgezogen waren, in Felsen, die man noch heute dort sehen

kann. Er nannte den Platz Ehtö'pk'oa (= Walfischspitze). Seither giebt es nur einen Donnervogel.

8. Es war einmal eine Häuptlingsfrau, die hatte kein Kind und sehnte sich sehr, eines zu bekommen. Eines Tages sprach Kwo'tiath zu ihr: „Wenn Du ein Kind haben willst, kannst Du es bekommen.“ „Wie soll ich es denn machen?“ fragte die Frau. Da füllte Kwo'tiath einen Eimer mit Wasser, stellte ihn neben die Frau und sagte: „Wenn Du heute Nacht durstig wirst, trinke hiervon.“ Als alle schliefen, verwandelte er sich in ein kleines Blättchen und liess sich in den Eimer fallen. Als die Frau nun Nachts durstig wurde, trank sie von dem Wasser und verschluckte das Blättchen. Sie versuchte es aus dem Halse zu bringen, konnte es aber nicht, sondern musste es verschlucken. Da rief Kwo'tiath in ihrem Bauche: „Werde dick, werde dick!“ und sie ward schwanger. Als die Zeit ihrer Niederkunft gekommen war, wollte Kwo'tiath nicht geboren werden, wie andere Kinder, sondern gerade durch ihren Bauch hindurch gehen, und er machte ihr grosse Schmerzen. Endlich ward er aber doch geboren, wie ein anderes Kind. Der ganze Stamm kam nun zusammen, um den jungen Häuptling zu sehen, und alle, die ihn sahen, sagten: „Der sieht ja gerade so aus, wie Kwo'tiath; er hat ein Loch in der Wange, gerade wie jener.“ Die Kinder spielten immer mit dem Sohne des Häuptlings und die Leute konnten sich gar nicht satt an ihm sehen. Das Kind wuchs wunderbar rasch heran und fing sehr bald an, zu lachen und zu spielen. Bislang hielt seine Mutter es immer in der Wiege. Eines Nachts machte es sich los und lief fort. Als die Häuptlingsfrau Morgens aufwachte, fand sie, dass das Kind verschwunden war, und weinte sehr. Sie wusste nun, dass sie damals Kwo'tiath verschluckt und wiedergeboren hatte, und schämte sich. Sie stellte die Wiege in eine Ecke des Hauses und sagte den Leuten, ihr Kind sei gestorben. Kwo'tiath aber ging nach Hause. Er band sein Haar auf, zerkratzte sein Gesicht etwas und sang: „H, h, h, ich wollte, ich könnte jetzt die Frau unseres Häuptlings sehen“ (Tokoā'ath).

9. Auf seinen Wanderungen über die Erde benannte Kwo'tiath alle Plätze.

3. Die Rabensage.

1. Der Rabe sprach einst zur Hindin A'tucks: „Ich will ausgehen, und um meine todten Verwandten klagen. Willst Du nicht mit mir gehen?“ A'tucks antwortete: „Ich habe keine Ursache zu weinen. Meine Verwandten sind alle gesund.“ Der Rabe versetzte: „Das thut nichts: wir können ja unsere Urgrosseltern beweinen.“ Die Hindin war endlich einverstanden. Sie gingen auf eine steile Klippe und setzten sich ganz nahe dem Rande des Abgrundes. Der Rabe sprach: „Wir wollen uns so setzen, dass unsere Thränen in die Tiefe fallen.“ Da rückten sie noch näher an den Rand. Er begann nun zu klagen: „O, mein Urgrossvater! Du bist gestorben lange, lange, ehe ich geboren bin.“ Dann fing A'tucks an zu weinen, sagte aber nichts. Der Rabe sprach: „Du weinst ja gar nicht ordentlich. Schliesse Deine Augen und hebe Deinen Kopf auf, wie es sich gehört.“ Die Hindin folgte der Aufforderung und schloss die Augen. Da stiess der Rabe sie in den Abgrund, flog dann hinunter und frass sie auf.

2. Der Rabe und ein kleiner Vogel lebten in einem Dorfe. Als die Häringe im Frühjahr erschienen, gingen beide fischen. Der Rabe fing immer viele Fische, während der kleine Vogel gar nichts bekam und grosse Noth litt. Der Rabe half ihm aber nicht. Die Kinder des Vogels waren sehr hungrig. Sie gingen zum Hause des Raben und lugten durch die Astlöcher. Als der Rabe sie sah, zeigte er ihnen höhnend die Fische und stiess sie mit einem Stocke durch die Astlöcher

in die Augen. Da ward ihr Vater sehr zornig. Er nahm seinen Pfeil und Bogen und ging in den Wald, um zu versuchen, ob er kein Wild erlegen könne. Er traf ein Rudel Elche und erlegte zwei grosse Böcke. Als er sie abzog, kamen die Wölfe des Weges und fragten: „Wie hast Du die Elche getödtet?“ Er antwortete: „Ich glaube, Ihr habt sie getödtet, ich fand sie todt.“ Dann fragten jene: „Wie willst Du sie denn nach Hause tragen?“ „Ich trage sie so gut ich kann. Wollt Ihr mir helfen?“ versetzte der Vogel. „Ja, wir wollen Dir armen Burschen helfen. Nimm das Fleisch auf den Rücken!“ „Nein, ich kann es nicht, ich bin zu klein.“ „Versuche es nur! Du wirst es ganz leicht finden.“ Da versuchte er es. Er lud das Fett und Fleisch auf den Rücken; die Wölfe sagten: „leicht!“ und er konnte es ohne Beschwerde nach Hause tragen. Dann verstopfte er alle Astlöcher und Fugen seines Hauses und briet das Fett. Der Rabe roch dasselbe, ging zu dem Hause des Vogels und fragte: „Was brätst Du da?“ Der kleine Vogel antwortete ihm nicht. Da sandte der Rabe seine Frau Pä'c-hok mit Häringen hinüber. Sie legte die Fische in eine Schüssel, ging zum Hause des Vogels und sprach: „Hier ist Häring für Dich.“ Der Vogel antwortete gar nicht. Da ging Pä'c-hok zu ihrem Manne zurück und sagte: „Sie haben mir die Thür gar nicht geöffnet.“ Da ging der Rabe selbst mit den Häringen hinüber, der Vogel würdigte aber auch ihn keiner Antwort. Darüber ward er so ärgerlich, dass er die Häringe mit der Schüssel verschluckte. Er ging dann nach Hause und log seiner Frau vor, der Vogel habe die Schüssel und die Häringe genommen. Er war aber neidisch auf das Glück seines Nachbars und ging auch in den Wald, Elche zu schiessen. Bald traf er ein Rudel und tödtete zwei grosse Böcke. Als er dieselben abzog, kamen zwei Wölfe des Weges und fragten ihn: „Wie hast Du die Elche getödtet?“ „Was denkt Ihr?“ rief er zur Antwort: „Ich tödtete sie. Ich brauche Niemand, mir zu helfen!“ und belegte die Wölfe mit den bösesten Schimpfnamen. „Gut,“ versetzten jene, „wie willst Du das Fleisch und Fett nach Hause tragen?“ „Ich kann es leicht auf den Rücken nehmen,“ versetzte der Rabe, that es, und schleppte es mühsam nach Hause. Dort angekommen, warf er das Fleisch und Fett vor der Thür nieder. Als er in's Haus trat, fragten seine Kinder: „Vater, was hast Du gefangen?“ „Ich habe zwei Elche,“ versetzte er. „Sie liegen vor der Thür.“ „Sollen wir nicht etwas Fett haben?“ „Ja, geht und holt es Euch. Steckt es an einen Stock und röstet es am Feuer, wie die Nachbarn thaten.“ Sie rösteten es an einem Stocke und leckten dann das Fett ab. Die Kinder und Pa'c-hok gingen hinaus, um das Fett zu holen, fanden aber nichts. Er schickte sie nochmals hinaus, und als sie noch nichts fanden, ging er selbst. Da sah er, dass die Elche in vermodertes Holz verwandelt waren.

3. Der Bär lud den Raben zum Essen ein. Er machte ein grosses Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Da troff Fett aus seinen Händen in die Schüssel. Er röstete sodann Lachse, die er dem Raben nebst dem Fett vorsetzte. Hierauf lud der Rabe den Bären ein. Als letzterer zu dem Hause des Raben ging, lachte er; denn er wusste, dass jener versuchen würde, ihm nachzuahmen. Der Rabe machte ein grosses Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Er wartete darauf, dass Fett heraustropfen sollte, es kam aber nichts heraus. Er drehte sie um und schüttelte sie, aber kein Fett troff hervor. Seine Hände wurden nur schwarz gesengt. Daher hat der Rabe schwarze Flügel und Füsse.

4. Wosne'p (ein kleiner Vogel) gab einst ein Fest und bewirthete seine Gäste mit Lachseiern. Er hatte den Raben nicht eingeladen, da derselbe immer sehr

viel ass. Da war der Rabe sehr betrübt und fiel vor Zorn fast in Ohnmacht. Er zog seinen Mantel über den Kopf und sass still am Feuer seines Hauses. Als nun alle Ky'äimi'mit beim Essen versammelt waren, schlich der Rabe sich hinter Wosnē'p's Haus und rief: „Hēyidē', yidē, yidē', alle, die Lachseier essen, müssen sterben." Nachdem er zwei Mal diesen Spruch gesungen hatte, lief er nach Hause zurück. Er liess seine Frau Pä'c-hok rasch Asche auf seinen Mantel streuen, damit Niemand denken konnte, er habe das Haus verlassen. Wosnē'p schickte sogleich Jemand aus, um nachzusehen, ob der Rabe gerufen habe, denn man kannte seine Schliche. Der Bote ging zu Pä'c-hok und fragte sie: „Ist Dein Mann eben draussen gewesen?" „Nein," antwortete sie, „siehst Du nicht die Asche auf seiner Decke?" Als der Boote nun berichtete, der Rabe habe das Haus nicht verlassen, glaubten sie, ein Geist habe den Ruf ausgestossen. Sie schickten zum Raben, um seinen Rath einzuholen. Der Bote sprach: „Wir hörten eine Stimme hinter dem Hause rufen: Hēyidē', yidē', yidē', alle, die Lachseier essen, müssen sterben." Der Rabe sprach alsdann: „Wenn etwas derartiges geschieht, muss man zu einem anderen Dorfe ziehen. Komm, Pä'c-hok, packe unsere Sachen." Da lief der Bote eiligst zurück und sprach: „Der Rabe zieht fort. Lasst uns die Eier hier lassen und mitgehen." Mittlerweile zerbrach der Rabe die Ruderbänke seines Bootes, und als die anderen ihre Boote in's Wasser schoben, war er noch beschäftigt, das seine wieder zu flicken. Er sagte: „Geht nur, ich komme gleich nach." Als alle fort waren, assen er und seine Frau die Lachseier auf.

5. Zwei Frauen wollten einst eine Kiste Beeren einem Freunde in einem entfernten Dorfe bringen. Ihre Freunde wollten sie nicht allein reisen lassen, sondern baten den Raben, sie zu begleiten. Er willigte ein und sprach: „Es wird mir gut thun, etwas zu reisen." Sie setzten nun die Kiste mit Beeren in die Mitte des Bootes, und fuhren ab. Die Frauen ruderten und der Rabe steuerte. Unterwegs wurde er lüstern nach den Beeren und bat die Frauen, ihm einige zu geben. Sie weigerten sich dessen. Da erdachte er eine List. Als sie etwas weiter gefahren waren, rief er: „Ein Boot kommt dort. Ich sehe, es sind unsere Feinde, die uns tödten wollen. Dreht Euch nicht um, sondern rudert so stark Ihr könnt. Wir wollen uns verstecken. Sie sind schon dicht bei uns." Die Frauen fürchteten sich und ruderten fort, ohne sich umzusehen. Sie landeten und der Rabe liess sie sich verstecken. Sobald sie fort waren, frass er alle Beeren auf. Zwischendurch schrie er immer: „Oh, rettet mich, rettet mich!" und frass weiter. Als er alles aufgefressen hatte, beschmierte er seinen ganzen Körper mit Saft, brach ein Stück vom Boote ab, zerbrach die Kiste und legte sich hin. Als die Frauen zurückkamen, wollten sie seine Wunden sehen. Er schrie aber: „Nein, dann werde ich nur mehr Schmerzen bekommen." Sie kehrten zurück und trugen den Raben in's Haus. Er war mehrere Tage krank in Folge der vielen Beeren, die er gegessen hatte.

6. Einst sandte der Rabe seine Frau zum Rochen und liess ihn zu einem Wettkampfe mit Speeren herausfordern. Er wünschte jenen zu tödten und seine Leber zu essen. Der Rochen bereitete sich zum Zweikampfe und kam. Die Kämpfer stellten sich einander gegenüber auf. Der Rabe liess den Rochen zuerst werfen. Als der Speer auf ihn lossauste, flog der Rabe in die Höhe und die Waffe flog zwischen seinen Beinen hindurch. Dann warf der Rabe, und sogleich drehte der Rochen ihm seine schmale Seite zu. Daher verfehlte der Rabe ihn. Er sagte: „Das darfst Du nicht thun." Nun warf der Rochen wieder, und der Rabe flog in die Höhe. Dann warf der Rabe, und der Rochen drehte ihm seine

schmale Seite zu. Dann aber traf der Rochen den Raben. Derselbe flog von dannen und schrie vor Schmerz: „k'äte, k'äte.“

7. Der Rabe hatte zwei schöne Töchter, und es verlangte ihn, die schönste derselben zu besitzen. Daher stellte er sich, als sei er todtkrank. Er sagte zu dem Mädchen: „Ich werde nun sterben und nicht mehr für Dich sorgen können. Wenn Du einmal krank werden solltest, so gehe in den Wald, da wirst Du einen kleinen, rothen Stock finden. Dann setze Dich darauf und Du wirst wieder gesund werden.“ Er that dann, als stürbe er, und liess sich begraben. Als aber die Leute fort waren, die ihn beigesetzt hatten, flog er in den Wald und begrub sich unter Laub. Nur seinen Penis liess er heraussteeken. Das Mädchen wurde bald einmal krank und folgte dem Rathe ihres Vaters. Als sie nun kam und sich auf ihn setzte, rief er: „Das ist recht, nur zu! nur zu! ich bin Dein Vater.“

8. In alten Zeiten hielten die Ky'äimi'mit einen Rath, an welcher Stelle die Genitalien sitzen sollten. Der Rabe wollte, dass sie auf der Stirn sitzen sollten, ein Häuptling aber rief: „Nein, sie sollen zwischen den Beinen sitzen, wo man sie nicht sehen kann.“

9. Im Anfange fand sich Wasser nur unter den Wurzeln der Bäume, und wenn man trinken wollte, musste man die Wurzeln ablecken. Für eine Muschelschale voll Wasser musste man einen hohen Preis bezahlen. Die Dohle wollte den Menschen das Wasser bringen, der Rabe wollte es aber nicht dulden. Die Dohle kümmerte sich aber nicht um ihn, sondern stahl das Wasser und schlug dann ihr Wasser ab, indem sie über die Erde flog. So entstanden die Flüsse und Seen.

4. Der Nerz.

1. K'a'yaq (oder Tc'ästE'mitmit), der Nerz, wollte mit den zwei Schwestern Mâ'hentlis (= Sägeschnabel-Weibchen) schwimmen. Die Mädchen erlaubten ihm mitzugehen, und als sie zum Teiche kamen, warfen alle drei ihre Kleider ab und sprangen in's Wasser. Er tauchte in einiger Entfernung von den Mädchen, und schwamm auf und ab. Dann riefen die Mädchen ihn: „Komm! lass uns zusammen spielen!“ Er kam heran und tauchte gerade vor ihnen. Dann plötzlich schwamm er unter eine von ihnen und biss ihr die Clitoris ab. Das Mädchen sagte nichts, denn sie schämte sich, ging an's Land, legte ihre Kleider an und rief ihre Schwester. Nerz aber schnitt sich einen Busch vom Baume und steckte denselben auf den Kopf. Die abgebissene Clitoris steckte er oben daran. Sie wackelte an seinem Kopfschmuck hin und her, als er nach Hause ging. Die Leute waren alle auf der Strasse, als er in's Dorf kam. Sie fragten ihn: „was hast Du auf Deinem Kopfe?“ Er antwortete nicht, sondern ging nach Hause und steckte den Busch an die Wand.

2. Bald darauf wollte K'a'yaq zwei hübsche Mädchen für sich haben. Als dieselben eines Tages gerade Matten machten, ging er dicht an ihnen vorüber. Er hielt ein Stück schönes, weisses Harz im Munde und kaute daran. Er liess ein Stückchen aus dem Munde hängen, um ihnen den Mund wässerig zu machen. Als sie das schöne Harz sahen, baten sie ihn um ein Stückchen. Er gab der ältesten, die zugleich die hübscheste war, ein wenig. Sie wurde schwanger und gebar nach wenigen Tagen ein Kind. Da Niemand wusste, wer der Vater des Kindes war, lud der Vater der jungen Frau alle Leute ein. Er liess sie in die Mitte des Hauses treten und das Kind auf dem Arme halten. Zugleich sangen seine Leute, die an den Wänden des Hauses entlang sassen. Die Männer mussten der Reihe nach vor die Frau treten. Zu keinem wollte das Kind gehen, als aber K'ā'yaq

kam, liess es sich gleich von ihm auf den Arm nehmen. Da wussten die Leute dass er der Vater sei.

3. K·a'yaq ging einmal spazieren und fand ein Hornissennest. Er nahm dasselbe auf und wickelte es in seinen Mantel. Er ging weiter und traf eine Anzahl spielender Kinder. Sie fragten ihn: „K·a'yaq, was hast Du da?“ Er antwortete: „Ich habe Sallal-Beeren.“ Die Kinder baten, er solle ihnen welche geben, er aber antwortete, sie seien für seine Mutter. Die Kinder aber baten ihn sehr und liefen hinter ihm her, als er weiter ging. Endlich liess er sich erweichen. Er sagte: „Kommt heran, setzt Euch im Kreise um mich. Sperrt Eure Beine auseinander und kommt recht dicht heran. So! Wenn ich meinen Mantel aufmache, so greift hinein, so rasch ihr könnt.“ Dann schüttelte er seinen Mantel aus. Die Kinder fielen darüber her und wurden jämmerlich zerstochen. Er hatte sie mit gespreizten Beinen niedersitzen lassen, damit ihr Gesäss und die Geschlechtstheile besonders zerstochen werden sollten. Er rief: „Da habt Ihr schöne Beeren! Esst doch! lasst sie Euch schmecken!“

5. Ka'pkimīs (ein Bruder Kwo'tiath's. Siehe S. 316).

Es war einmal eine Frau, die hatte einen Enkel Namens Ka'pkimīs. Eines Tages, als sie gerade eine Matte auf der Plattform des Hauses webte, bat sie den Knaben, ihr etwas Wasser zu holen, da sie durstig sei; er aber weigerte sich, da er gerade damit beschäftigt war, einen Pfeil zu machen. Sie bat ihn ein zweites und drittes Mal, er aber erfüllte ihre Bitte nicht. Da sagte sie: „wenn Du jetzt nicht gehst und mir Wasser holst, werde ich in einen Blauhäher verwandelt werden.“ Der Knabe antwortete nur: „meinetwegen;“ denn er glaubte ihr nicht. Sie sagte nun zum vierten Male: „Willst Du nicht gehen und mir Wasser holen?“ „Nein,“ sagte der Knabe, „ich mache Pfeile.“ Da rief sie: „qwēc, qwēc, sprang von der Plattform herab, zuerst auf eine Kiste, dann auf einen Dachbalken und flog endlich als Blauhäher von dannen. Sie flog von Baum zu Baum, und der Knabe lief ihr nach, um zu versuchen, sie wieder zu fangen, doch alle seine Versuche waren vergeblich. Da weinte er und sang, indem er zurückging: „Oh, Grossmutter, Du wirst alle Stämme zu Genossen haben“ (d. h. alle Menschen werden künftig sterben). Als er erwachsen war, lud er alle Stämme zu einem grossen Schenkfeste ein. Er hatte ein grosses Haus gebaut. Alle Vögel: die Gans, die Ente, die Möwe und alle die anderen kamen. Das Elch kam, der Bär und der Tintenfisch. Dann schloss er alle Spalten und Löcher des Hauses, ging zur Thür und zeigte ein grosses Messer. Die Gans sagte: „Gefahr, Gefahr!“ Aber Ente, Bär und Elch riefen: „Keine Gefahr für mich.“ Da rief die Gans auch: „Nein, keine Gefahr. Ich kann durch das Dach fliegen.“ Das Elch sagte: „ich kann über ihn fortspringen,“ und so flogen die Vögel von dannen, und Elch und Bär sprangen über ihn fort aus der Thür. Nur der Tintenfisch konnte nicht entfliehen. Ka'pkimīs ergriff ihn an den Haaren und wollte ihn tödten. Er aber bat: „Tödte mich nicht hier, sonst werden die Leute sagen, Deine Thür ist blutig.“ Der junge Mann folgte dem Rathe und schleppte ihn hinaus. Als sie auf der Strasse ankamen, wollte er ihn tödten. Der Tintenfisch aber bat ihn: „Tödte mich nicht hier, sonst werden die Leute sagen, die Strasse vor Deinem Hause ist blutig.“ Der junge Mann schleppte ihn zum Strande, aber als er ihn dort tödten wollte, rief der Tintenfisch: „Tödte mich nicht hier, sonst werden alle sagen, der Strand vor Deinem Hause sei blutig. Tödte mich im Wasser.“ Ka'pkimīs schleppte ihn in's Wasser. Als er ihn nun tödten wollte, rief der Tintenfisch: „Nein, gehe weiter in's Wasser, sonst werden die Leute sagen, das Wasser vor Deinem Hause sei

blutig. Der junge Mann zog ihn weiter in's Wasser. Als ihm das Wasser bis an den Hals reichte, schlang der Tintenfisch seine Arme um ihn und ertränkte ihn.

6. Der Hirsch und die Wölfe.

Der Hirsch ging einst fischen. Während er so beschäftigt war, sah er die Boote der Wölfe schwer beladen vorüber kommen. Die Wölfe waren im Begriff, in ein anderes Dorf zu ziehen. Als sie nahe bei ihm waren, rief er ihnen zu: „Ihr reiset an einem schönen Tage, Ihr Knochennasen, Ihr Rohfleischfresser.“ Die Wölfe verstanden nicht, was er sagte und riefen: „Was sagst Du, Ā'tucmit?“ Er antwortete: „Ich sprach freundlich zu Euch. Ich sagte: Ihr reiset an einem schönen Tage, Ihr vornehmen Leute.“ Als sie etwas weiter fort waren, rief er wieder: „Ihr reist an einem schönen Tage, Ihr Knochennasen, Ihr Rohfleischfresser.“ Dieses Mal aber verstanden sie ihn, kehrten um und riefen: „Du schiltst uns ja.“ Sie schlugen ihn und machten ihn zum Sklaven. Sie fuhren dann zu ihrem Dorfe. Sie banden die Wandbretter an das Balkenwerk ihrer Häuser und legten die Dachbretter auf die Dachbalken. Sie nahmen A'tucmit's Boot Hōpi'nuwuc (= kleines, rundes Boot) und warfen es oben auf das Haus. Das Boot war ganz kreisrund und hatte die Eigenschaft, von selbst zu fahren. Der Häuptling der Wölfe sprach zum Hirsche: „Wenn ich nun schlafen gehe, sollst Du mir immer etwas vorsingen.“ Der Hirsch hatte ein Muschelmesser unter seinem Mantel verborgen, und als der Häuptling sich nun niederlegte, sang er: „Waī'tc, waī'tc, yū'ī“ (schlafe, schlafe, Häuptling). Da schlief dieser ein. In der folgenden Nacht musste der Hirsch ihn wieder in Schlaf singen. Er sang: „Waī'tc, waī'tc, yū'i,“ und als jener schlief, schnitt er ihm mit seinem Muschelmesser den Kopf ab. Er lief mit dem Kopfe hinaus, ohne dass irgend Jemand es merkte, nahm sein Boot vom Dache, schob es in's Wasser und rief: „Fahre!“ Da fuhr es von dannen. Er legte den Kopf in den Bug des Bootes und sang: „Hōpatsianā', hōpatsianā', hēiahsōkma' t'oqts'ētakmū'tc haūītlukmū'tc k·oayatsēkmū't (das runde Ding vorn im Boote, das runde Ding vorn im Boote, hier im Boote ist der Kopf des Häuptlings der Wölfe). Als die Wölfe früh Morgens merkten, dass ihr Häuptling todt war, beriefen sie eine Rathsversammlung. Sie beschlossen, sich den Nebelzauber von A'nusmit, dem Reiher, zu leihen. Als sie denselben bekommen hatten, erzeugten sie einen dichten Nebel und A'tucmit verlor den Weg. Ohne es zu merken kehrte er in das Land der Wölfe zurück. Als das Boot an's Land stiess, glaubte er bei seinem eigenen Hause zu sein und rief seiner Frau Imā'aks zu: „Imā'aksa' hiahsōkō'its kōatsōk·oa'ts Imāaksā'“ (Imā'aksā', hier drinnen ist Dein Nachttopf, Imāaksa'). Dann sprang er aus dem Boote. Er ergriff eine Hand voll Sand und sagte verwundert: „Der Sand sieht ja gerade so aus, wie an dem Platze, wo ich gestern war.“ Als die Wölfe ihn kommen hörten, liefen sie zum Strande und zerrissen ihn. Da schrie er: „A anasōkoapisamā' k·ēnēk·ā'ts“ (oh, lasst den Magen in Frieden), und die Wölfe liessen deshalb seinen Magen liegen. Seither tödten die Wölfe die Hirsche, berühren aber den Magen nicht.

7. Tlōkoa'la-Sagen.

1. Es war einmal ein tapferer Häuptlingssohn, Namens Hasā'k·utl (= Krabbe im Gesicht). Er ging alltäglich im Sommer und Winter in den Wald, badete in einem See, rieb sich mit Cederzweigen und wälzte sich auf spitzigen Steinen bis auf's Blut, um sich stark und muthig zu machen. Nachdem er so durch lange Befolgung dieser Vorschriften grosse Kraft erlangt hatte, ging er eines Morgens aus, ohne dass irgend Jemand darum wusste. Er ging zum Strande und fand da-

selbst einen Seehund. Er schnitt denselben den Bauch entlang auf, zog ihm das Fell ab und kroch hinein. Dann blieb er am Ufer liegen und wartete, was geschehen würde. Am folgenden Morgen hörte er lautes Geheul von Wölfen. Er konnte nichts sehen, da er ganz von dem Fell umhüllt war, hörte aber alles, was um ihn her vorging. Er fühlte, dass die heulenden Thiere ihn stiessen, aufhoben und forttrugen. Die Wölfe fühlten, dass er noch athmete und riefen: „Der Seehund muss übernatürlich sein. Wir können ihn nicht tragen.“ Ein anderer sagte: „Ich glaube, er lebt noch, wir wollen ihn tödten.“ Sie waren mittlerweile zu dem Platze gekommen, an dem sie all ihre Beute zu tödten pflegten. Dort waren viele scharfe Nadeln neben dem Wege. Er hörte, wie ein Wolf dem andern zurief: „Wir wollen ihn hier auf die Nadeln werfen!“ Als der Wolf ihn nun abwarf, schwang er sich mit einem grossen Satze über die Nadeln hinüber. Vier Male versuchten sie ihn so zu tödten, aber es gelang ihnen nicht. Da sprachen sie unter einander: „Gewiss, der Seehund muss übernatürlich sein, sonst hätte er nicht den Nadeln entgehen können.“ Sie trugen ihn weiter. Als sie nach Hause kamen, liess einer der Wolfshäuptlinge ihn aufschneiden. Sie schnitten ihm zuerst die Hoden aus. Die Häuptlingstochter nahm dieselben und ass sie. Als sie dann seinen Bauch aufschnitten, sprang Hasā'k'utl heraus, setzte sich hin und sah sich um. Einige Wölfe fielen vor Schrecken in Ohnmacht, als sie ihn sahen. Das Mädchen aber rief: „Pfui! Ich habe eines Mannes Hoden gegessen.“ und erbrach sie wieder. Der Wolfshäuptling aber sandte seine Boten aus, alle Wölfe, Waschbären und Ottern einzuladen. Seine Boten waren die Wölfe Koaā'tlas (= knackender Zweig), K'ak'ā'tlqsit'as (= sich setzender Schmutz im Wasser), Astskwē'qapas (= von Axthieben auffliegende Spähne) und E'ik'atpas (= fallendes Wasser). Sie rannten über die ganze Erde und luden alle Wölfe, Waschbären und Ottern ein. Bald versammelten sie sich in dem Hause des Häuptlings. Sie setzten den jungen Mann in die Mitte des Hauses und setzten sich selbst rings umher. Sie fragten ihn: „Was willst Du hier? Willst Du diesen Kamm haben? Wenn eine Frau ihr Haar damit kämmt, wird es sogleich sehr lang.“ Hasā'k'utl antwortete nicht. Dann zeigten sie ihm Zauberkräuter und fragten ihn, ob er dieselben haben wolle. Er antwortete nicht. Dann zeigten sie ihm den Pfeil des Todes (tei'tu) und sagten, wenn er damit auf einen Menschen weise, müsse derselbe sogleich sterben. Um die Kraft des Pfeiles zu zeigen, wiesen sie damit auf die Wölfe, die wie todt niederfielen. Da sprach Hasā'k'utl: „Ja, ich kam, um dieses zu erwerben.“ Sie gaben ihm den Pfeil. Als er ihn berührte, fiel er in Ohnmacht und erst beim vierten Versuche konnte er ihn halten. Dann setzten sie ihn auf eine grosse Kiste und lehrten ihn den Tl'okoa'la. Die Waschbären und Ottern fingen an zu rasseln und den Tl'okoa'la-Sang zu singen. Dann hörte man Wölfe rings um das Haus heulen und drinnen tanzten sie alle die Tänze, welche heute von den Menschen getanzt werden. Hasā'k'utl gab dem Wolfshäuptling etwas rothgefärbten Cederbast. Dann nahmen sie ihn von der Kiste und setzten ihn neben den Häuptling. Die Wölfe schleppten nun einen Todten herein. Sie hüllten die Leiche in ein Wolfsfell, legten sie beim Feuer nieder und fingen an zu singen. Dazu schlugen sie auf ihren Flanken und Schenkeln Takt. Da stand der Todte auf und ging schwankend umher. Je länger sie aber sangen, um so sicherer ging er und lief endlich gerade so, wie ein Wolf. Einer der Wölfe gab ihm seinen Mantel und ein anderer unterwies ihn im Laufen. Da sprach der Häuptling zu Hasā'k'utl: „Nun siehst Du, was aus den Todten wird. Wir machen sie zu Wölfen.“ Und er fuhr fort: „Wisse, dies ist der Tl'okoa'la. Wenn Du nach Hause kommst, lehre die Menschen den

Tanz. Wenn Du künftig von einem Platze zum andern ziehst, lasse immer etwas rothgefärbten Cederbast zurück, damit wir ihn für den Tlōkoa'la holen können." Dann trugen sie ihn in seine Heimath zurück. Sie liefen um das Dorf herum und sangen Wolfslieder. Sie verboten dem jungen Mann, gleich in's Haus zu gehen, sondern befahlen ihm, seine Freunde vorzubereiten. Er rief sie und sagte ihnen: „Geht in eure Boote und singt. Alsdann werden viele Wölfe kommen. Wenn Ihr sie erblickt, fahrt weiter fort vom Ufer und kommt erst wieder, wenn sie fort sind. Alsdann nehmt ein Seil aus Cederbast und fangt mich ein. Ich werde Euch dann den Tlōkoa'la lehren." Und er gab ihnen die Pfeifen, die er von den Wölfen bekommen hatte. Alles geschah, wie er gesagt hatte. Seine Freunde gingen in ihre Boote, die Wölfe kamen, und als sie wieder fortgelaufen waren, fingen sie Hasā'k·utl ein und führten ihn in's Haus. Er schickte dann alle aus dem Hause und sagte: „Kommt zurück, wenn ich Euch rufe. Ich will Euch zeigen, was die Wölfe mir gegeben haben." Er bestreute sein Haar mit Federn und nahm den Pfeil des Todes. Dann rief er: „Lasst alle kommen und mich sehen!" Er zeigte ihnen den Pfeil, da fielen sie wie todt nieder. Dann legte er die Waffe nieder und sie erwachten wieder. Er sagte: „Alles dies gaben mir die Wölfe. Mein Tanz soll auf meine Töchter und deren Männer übergehen und alle ihre Nachkommen sollen ihn besitzen."

2. Ein junger Mann war immer erfolglos beim Walfischfang, während ein anderer immer mit vieler Beute heimkam. Endlich verlor er die Geduld und sprach zu seinem Vater: „Wenn ich jetzt wieder ohne Beute heimkomme, musst Du einen Tlōkoa'la für mich halten." Da er Abends wieder mit leeren Händen heimkam, sandte sein Vater Einladungen zu einem Tlōkoa'la aus. Er liess die Wölfe kommen und für den jungen Mann tanzen. Dann versuchte dieser, den Tanz nachzuahmen, machte aber viele Fehler. Endlich warf er den Kopfring aus rothgefärbtem Cederbast ab, that sein Bärenfell um und lief in den Wald. Dort kroch er unter einem umgefallenen Stamme hindurch und traf gerade da mit einem Wolfe zusammen. Er fiel in Ohnmacht. Als er wieder erwachte, hörte er die Wölfe singen. Er stand auf und bekam den Sang der Wölfe und ging nach Hause. Lange war er im Walde gewesen. Sein Sang war:

Hēyōyā' hāna yēā' tl'ēn'ēcinā'
Nayiyā' nä tl'ē'nēcinā' nāhayē'
Oyesē'imā' k'atsāyayua'p yātsōnōkoakā'otc nä k·oāyatsā a yēk'a wäi'

(d. h.: Wenn ich Morgens umher laufe, lasse ich es immer hageln). Er war lange im Walde gewesen. Von da an bekam er immer so viele Wale, wie er wollte.

8. Die zwei Schwestern.

Eine Frau pflegte ihre zwei Töchter viel zu schelten. Es wurde denselben endlich unerträglich zu Hause und sie entflohen. Sie liefen in den Wald und fanden daselbst zwei Häuser, die dicht bei einander standen. Die ältere Schwester ging in das eine Haus. Die jüngere Schwester lugte durch einen Spalt in das andere und sah darin eine Frau sitzen. Sie ging hinein und fand nun, dass die Frau eine aus vermodertem Holze geschnitzte Figur war. Nach kurzer Zeit kam Jemand in das Haus und fragte, wer sie sei. Sie erzählte, dass sie dem Schelten ihrer Mutter entlaufen sei. Da sprach jener: „Ich will Dich heirathen. Bist Du ganz allein hierher gekommen?" „Nein," erwiderte sie, „meine Schwester kam mit mir zusammen. Sie ist in das Nachbarhaus gegangen." Der Mann versetzte: „Ich fürchte, dann ist Deine Schwester todt. Dort wohnt der Panther und der

Waschbär, denn bislang ist noch jeder, der hineinging, erschlagen worden." Er hatte kaum ausgesprochen, da hörten sie jemand auf das Haus zulaufen. Es war die ältere Schwester, die glücklich entflohen war. Da nahm jener beide Schwestern zu Frauen. Seine Holzfrau warf er in's Feuer. Nach einiger Zeit ward die älteste Schwester schwanger, und als ihr Kind geboren wurde, war auch die jüngere schwanger. Das Kind der älteren war ein Mädchen. Als es etwas grösser geworden war, machte der Vater ihm Bogen und Pfeile und lehrte sie schiessen. Er sprach: „Komm her, mein Kind!" setzte sie auf sein Knie und lehrte sie sein Lied. Er war ein grosser Jäger. Wenn er zum Strande ging, brachte er jedesmal Elche mit nach Hause. Er sagte: „Wenn Du erwachsen bist, sollst Du ein grosser Jäger sein trotz irgend eines Mannes." Er ging mit ihr zu einem Baume, setzte sie auf einen Ast und sprach: „Du musst hier vier Mal Dein Lied singen, wenn Du viel Wild haben willst. Wenn Du weniger haben willst, singe nur zwei Mal." Er liess sie dort. Als sie nun zwei Sänge gesungen hatte, kamen zwei Elche und fielen todt um. Als sie weiter sang, kamen vier Hirsche und fielen todt um. Ihr Vater trug dann die Beute nach Hause. Er kochte das Wild und die Schwestern sangen und tanzten im Hause.

Einstmals hörte der Waschbär sie auf dem Baume singen. Er ging zum Panther und sagte: „Ich höre eine Stimme dort auf dem Baume singen." Der Panther sprang aus dem Hause und hörte auch den Gesang. Er lief der Stimme nach; als er aber zu dem Platze kam, von dem die Stimme auszugehen schien, hatte dieselbe aufgehört, und nichts war zu sehen. Da lief er nach Hause zurück und schlug den Waschbären. Der Waschbär und der Panther hörten aber am folgenden Tage das Mädchen wieder singen. Sie rannten der Stimme nach. Als sie zu dem Baume kamen, hatte das Mädchen gerade aufgehört zu singen, sie sass aber noch auf dem Baume. Da kletterte der Panther auf einen gegenüber stehenden Baum und bat das Mädchen: „Lehre mich Deinen Sang." Sie erwiderte: „Nein, Vater hat mir verboten, öfter als vier Mal zu singen." Der Panther rief: „Singe, oder ich tödte Dich." Sie weigerte sich aber trotz der Drohung, musste aber endlich nachgeben. Sobald der Panther den Sang gelernt hatte, tödtete er sie, nahm ihr Herz aus der Leiche und begrub sie unter dem Baume. Der Vater vermisste bald seine Tochter. Am nächsten Morgen ging er aus, sie zu suchen. Er lenkte seine Schritte zu dem Baume, fand sie aber nicht. Er wusste sogleich, dass der Panther sie getödtet hatte. Am folgenden Morgen ging er wieder zu dem Baume und hörte Jemand singen. Er erkannte gleich die Stimme des Panthers, welcher den Sang, den er dem Mädchen geraubt hatte, sang. Das Wild folgte aber nicht seinem Rufe. Da trat der Mann unbemerkt gerade unter den Baum und schoss den Panther mitten durch's Herz. Er fand die Leiche seiner Tochter unter dem Baume begraben und sah, dass das Herz herausgerissen war. Da öffnete er den Panther und fand das Herz in ihm. Es war ganz unverletzt. Er wärmte es und legte es wieder an seinen Platz. Dann gab er seiner Tochter den Athem wieder, das Herz begann zu schlagen und sie erwachte zu neuem Leben. Dann zerschnitt er den Panther, zerriss sein Herz in kleine Stücke und warf es in die vier Winde. Die Schwestern waren aber böse geworden über alles, was geschehen war, und verliessen das Haus mit ihren Kindern, ehe jener zurückkam. Als sie aber zu ihrer früheren Heimath kamen, fanden sie Niemand. Ihre Verwandten und Stammesgenossen waren alle fortgezogen. Sie fanden eine kleine Forelle, machten einen Fluss und setzten dieselbe hinein. Da vermehrte sie sich rasch und von ihr stammen die Forellen in allen Flüssen.

9. Ei'scōitl (= innen ganz Harz).

Eine Schaar Kinder spielte einst am Meeresstrande, als seien sie erwachsene Leute. Sie theilten sich in mehrere Lager und gaben ein grosses Essen. Nur einem Mädchen gaben sie nichts ab. Da rief diese: „Warum gebt Ihr mir nichts? Wenn ich nichts bekomme, werde ich die Waldfrau Ei'scōitl rufen.“ Da die Kinder sich nicht um sie kümmerten, rief sie: „Hītaqt'as'ä' Eiscōitl hitlahā' wīkuap'ät.“ Sofort kam die böse Frau gelaufen. Sie trug einen grossen Korb auf dem Rücken, nahm die Kinder eines nach dem andern, verschmierte ihnen die Augen mit Harz, steckte sie in den Korb und trug sie nach Hause. Nur eines entfloh und erzählte zu Hause, was geschehen war. Da ging ein junger Mann in den Wald, die Kinder zu suchen. Er folgte Ei'scoitls Spuren und kam zu ihrem Hause. Er verbarg sich in den Zweigen eines Baumes, der bei ihrem Teiche stand. Bald kam sie aus dem Hause, um Wasser zu holen, und als sie sich bückte, sah sie das Spiegelbild des Mannes. Sie glaubte, es sei ihr eigenes Abbild, und sprach: „Bin ich nicht eine hübsche Frau?“ und streichelte ihre Wangen. Dann sah sie in die Höhe und sah nun einen Mann auf dem Baum sitzen. Sie rief ihn: „Komm herab, ich will mit Dir sprechen.“ Als er herunter kam, versuchte sie ihn in ihren Korb zu stecken, aber es gelang ihr nicht. So oft sie ihn auch hineinsteckte, so oft sprang er wieder heraus. Da fragte sie: „Wie bist Du so stark geworden?“ Er versetzte: „Ich legte meinen Kopf auf einen grossen Felsblock und schlug mit einem Steine auf meinen Kopf. Das machte mich so stark.“ „Kannst Du mich nicht ebenso stark machen?“ fragte sie. Zuerst weigerte er sich, gab aber endlich nach. Er sagte: „Wenn Du durchaus willst, so will ich es wohl thun. Suche Dir einen grossen flachen Stein, und lege Deinen Kopf darauf.“ Sie that also. Als er aber im Begriffe war zuzuschlagen, fragte sie: „Sagst Du aber auch die Wahrheit?“ „Ja, schliesse nur Deine Augen!“ antwortete jener, dann schlug er sie mit dem Steine todt. Er ging nun ins Haus und fand alle Kinder auf einem Seitenbrette aufgestapelt. Er goss Oel in ihre Augen, welches das Harz auflöste, so dass sie ihre Augen wieder öffnen konnten. Ein Mädchen hatte sie schon geröstet. Er nahm die Kinder mit nach Hause. Da freuten sich die Eltern, als sie sie wiedersahen.

10. Die Kinder des Hundes.

Die Tochter eines Häuptlings in Yē'kwis hatte einen schönen, weissen Hund, den sie sehr liebte. Eines Tages streichelte sie denselben und sagte: „Mein Hund, wie hübsch bist Du!“ Der Hund wedelte dazu mit dem Schwanze. Einst, um Mitternacht, fühlte das Mädchen jemand zu sich in's Bett kriechen und fragte: „Wer bist Du?“ Der Mann antwortete: „Ich bin der, zu dem du sagtest, er sei hübsch.“ Da liess sie ihn bei sich schlafen. Nach einiger Zeit gebar sie zehn Kinder, die alle Hundegestalt hatten. Da wusste sie, dass der weisse Hund bei ihr geschlafen hatte. Ihr Vater tödete den alten Hund. Er zog mit all seinen Leuten von dannen und liess das Mädchen allein zurück. Er liess alle Feuer auslöschen und die Häuser niederreissen, ehe sie abreisten. Die Grossmutter des Mädchens aber hatte Mitleid mit ihr und sagte ihr, dass sie einige glühende Kohlen in einer Muschel für sie versteckt habe. Neben der Muschel hatte sie etwas Zunder (gekaute Farnwurzeln) verborgen. Als nun alle fort waren, ging das Mädchen zu dem Verstecke, nahm die Kohlen heraus und machte sich ein Feuer. Sie grub eine Höhle, in der sie mit den jungen Hunden wohnte. Jeden Tag ging sie zum Strande hinab, um Muscheln zu graben. Eines Tages hörte sie bei der Höhle

singen: Tlah'ē', tlah'ē': ēk·ishmâ' tcitakoamako' tlah'ē', tlah'ē' (d. h. Weint nicht, weint nicht, Mutter ist noch dort und gräbt Muscheln. Weint nicht, weint nicht). Sie war erstaunt und ging zur Höhle, um zu sehen, wer da singe. Sie erblickte niemand, als die Hündchen, und wusste nicht, wer gesungen hatte. Am folgenden Tage ging sie wieder zum Strande hinab und hörte denselben Sang. Da nahm sie ihre Kleider ab und hing dieselben über ihren Grabstock, so dass es aussah, als grübe sie Muscheln, und schlich heimlich zum Hause zurück. Sie lugte in die Höhle und sah ihre Kinder nackt in Menschengestalt umherspielen. Die Hundefelle lagen alle auf einem Haufen. Da sprang sie hinein, nahm alle Kleider und warf sie in's Feuer. Die Kinder liefen schreiend umher, da sie nicht wieder Hunde werden konnten. Sie waren alle Knaben und hatten schneeweisses Haar. Sie wuchsen rasch heran. Als sie nun gross genug waren, um jagen zu können, machte die Mutter ihnen Bogen und Pfeile, und sie begannen, Eichhörnchen zu schiessen. Ihre Mutter nähte Mäntel aus den Fellen. Sodann schossen sie Vögel und ihre Mutter nähte Mäntel aus den Bälgen. Nun schossen sie einen Waschbären. Die Mutter zog ihm das Fell ab und behielt die Sehnen, um Angelschnüre daraus zu machen. Als sie viele Sehnüre gemacht hatte, gingen die Knaben auf das Meer und fingen Heilbutten. Von nun an hatten sie vollauf zu essen. Die Mutter behielt die starken Sehnen aus den Rücken der Heilbutten und machte ein Seil daraus. Sie schnitt eine starke Angel und sandte ihre Söhne wieder aus zum Fischen. Da fingen sie einen Wal, zogen ihn ans Land und zerlegten ihn. Sie liess sich ein Stück Walfischhaut bringen und verwandelte dasselbe in eine Dohle. Dieser gab sie ein anderes Stück Haut und liess sie zu ihrer Grossmutter fliegen. Sie sagte: „Wenn Du eine alte Frau weinend findest, so gieb ihr die Haut und sprich: Die Söhne des Mädchens, das Ihr verlassen habt, tödteten dies.“ Die Dohle gehorchte und gab der Alten das Stück Haut. Da hörte sie auf zu weinen. Sie zeigte ihrem Sohne die Walfischhaut und erzählte, was die Dohle gesagt hatte. Der Häuptling schickte ein Boot aus, um nachzusehen, ob der Bericht wahr sei. Als seine Boten zurückkamen und berichteten, was sie gesehen hatten, beschloss der Häuptling, zu seiner Tochter zurückzukehren. Sie beluden ihre Boote und fuhren ab. Als die Knaben sie kommen sahen, gingen sie zum Wasser hinab und wuschen ihre Haare. Als sie die Haare durchs Wasser hin und her zogen, entstand ein heftiger Wind, die Boote schlugen um und alle ertranken. Boote und Menschen wurden in viele kleine Inseln verwandelt, die heute noch am Eingang zum Barclay Sunde zu sehen sind.

11. Cī'eikle.

Es war einmal ein sehr strenger Winter. Es stürmte, regnete und schneite unaufhörlich, so dass die Leute keine Fische fangen konnten. Sie gruben nur Muscheln und kochten dieselben, konnten aber nicht genug finden, und viele starben Hungers. Ein Mann hatte im Sommer einen Korb voll Lachsrogen getrocknet und davon lebte er jetzt. Morgens und Abends ass er je einen Mund voll. Er selbst und seine Familie ausser einem kleinen Knaben gingen jeden Tag aus, Muscheln zu graben. Ehe sie fortgingen, verbot der Vater dem Knaben, den Lachsrogen zu berühren. Der Knabe gehorchte. Er lag den ganzen Tag über am Strande und wartete, bis seine Eltern zurückkamen. Als sie spät Abends nach Hause kamen, hatten sie nur wenige Muscheln gefunden. Eines Tages, als die Eltern wieder ausgegangen waren, wurde der Knabe so hungrig, dass er der Versuchung nicht widerstehen konnte und einen Mund voll Rogen aus der Kiste nahm. Als der Vater das merkte, schlug er ihn. Am folgenden Tage gingen die Eltern wieder

aus, und der Knabe weinte vor Hunger. Endlich schlief er ein und als er wieder erwachte, sah er einen Mann auf sich zukommen. Der Fremde trat zu ihm und fragte: „Warum bist Du so betrübt?“ Der Knabe antwortete: „Meine Eltern haben mich geschlagen, weil ich Lachsrogen angerührt habe. Das ist unsere einzige Nahrung.“ Der Fremde fragte: „Habt Ihr sonst gar nichts? Das glaube ich nicht, denn sonst könntet Ihr nicht leben“, und er befahl ihm alles aufzuessen. Er fuhr fort: „Ich werde Euch bald mehr geben.“ Der Knabe weigerte sich anfänglich zu essen, aber der Fremde zwang ihn dazu. Er sprach dann: „Wenn Dein Vater Dich schlägt, so tritt früh morgens an den Strand. Ich heisse Ci′ciklē. Rufe und strecke Deine Hände aus. Strecke sie in die Höhe und sage: Gieb was Du mir versprochen hast.“ Und so geschah es. Als der Vater nach Hause kam nnd fand, dass der Knabe den Rogen aufgegessen hatte, schlug er ihn halb todt. Der Knabe ging früh Morgens an den Strand. Er betete und sofort kamen viele Häringe ans Land getrieben. Er ging dann zu seinem Vater und sprach: „Kommt mit Euren Körben! Es sind viele Fische am Ufer!“

12. Anthtine (= aus Nasensekret gemacht).

Ein Häuptling hatte zwei Töchter und zehn Söhne. Die Mädchen gingen einst in den Wald zu baden. Die eine war gerade mannbar geworden und trug den Haarschmuck junger Mädchen. Die andere war noch ein Kind. Die ältere band ihren Zopf und Perlenschmuck in die Höhe und legte ihren Mantel ab. Dann stieg sie ins Wasser. Plötzlich sah sie, dass ein Mann sie aus den Büschen beobachtete. Sie warf rasch ihren Mantel um, da sprang aber jener auf sie los und trug sie fort. Der Räuber war der zweigesichtige Waldgeist K·ōk·oā′tspatla. Sie rief ihrer Schwester zu: „Laufe nach Hause und erzähle, was geschehen ist. Ich werde meinen Dentalienschmuck zerreissen und die Muscheln fallen lassen, damit Ihr wisst, wohin ich getragen bin.“ Der Mann rannte mit ihr fort, und alle zehn Schritte liess sie eine Muschel aus ihrem Haarschmuck fallen. Der Weg war aber lang und die Schalen waren zu Ende, ehe sie ankamen. Da zerriss sie ihren Mantel und liess die Fetzen fallen. Als sie auch damit zu Ende war, hatten sie K·ōk·oā′tspatlas Haus erreicht. Dort hielt er sie gefangen. Sie versuchte oft zu entfliehen, konnte es aber nicht, da K·ōk·oā′tspatla ein Gesicht vorne und eines hinten hatte und sie immer beobachtete. Nach einiger Zeit hatte sie ein Kind von ihm. Ihre Brüder machten sich auf, sie zu suchen. Zuerst ging der älteste. Er liess sich zu dem Teiche führen, in dem die Schwestern gebadet hatten, und folgte dann der Spur. Endlich, nach langem Suchen, erreichte er das Haus. Er traf seine Schwester und ihr Kind allein zu Hause, denn K·ōk·oā′tspatla war auf der Jagd. Die Schwester rief ihm zu: „Fliehe, so rasch Du kannst, denn wenn mein Mann Dich findet, wird er Dich tödten.“ Das Kind sah zu, sagte aber nichts. Der junge Mann gehorchte. Als K·ōk·oā′tspatla Abends nach Hause kam, rief er: „Ich wittre Menschen. Sind Deine Verwandten hier gewesen?“ Die Frau suchte es ihm auszureden, er aber glaubte ihr nicht, sondern ging der Witterung nach. Bald sah er den fliehenden Bruder. Er erreichte ihn, zerriss ihn und legte ihn auf das Seitenbrett im Hause. Nach einiger Zeit gingen der zweite und dritte Bruder mit Bogen und Pfeil aus, ihre Schwester zu suchen. Nach langem Wandern erreichten sie das Haus. Sie trafen ihre Schwester und das Kind allein zu Hause, denn K·ōk·oā′tspatla war auf Jagd. Die Schwester bat sie, so rasch wie möglich zu entfliehen, und zeigte ihnen die vertrocknete Leiche ihres Bruders. Da flohen sie. Als K·ōk·oā′tspatla Abends nach Hause kam, rief er: „Ich wittere Menschen. Sind Deine Verwandten hier gewesen?“ Wieder leugnete die Mutter, das Kind

aber erzählte, dass zwei ihrer Brüder da gewesen seien. Sofort warf jener das Wild, das er noch auf dem Rücken hatte, nieder, und setzte ihnen nach. Er holte sie ein, tödtete sie und legte sie neben die Leiche des Aeltesten. So tödtete er die zehn Brüder, die nach einander auszogen, ihre Schwester zu befreien. Nicht einer blieb übrig.

Die Mutter weinte Tag und Nacht über den Verlust ihr Kinder. Ihre Thränen und ihr Schnupfen flossen auf die Erde. Eines Tages, als sie niederblickte, sah sie, dass dieselben sich bewegten und menschliche Gestalt annahmen. Sie wickelte das kleine Wesen in Cederbast und es wurde ein Kind. Sie machte eine Wiege für dasselbe und nannte den Knaben Anthtine. Als derselbe älter wurde und seine Eltern immer weinen sah, fragte er: „Weshalb weint Ihr immer, meine Eltern? Weshalb schneidet Ihr Euer Haar ab?“ Da antwortete die Mutter: „O mein Kind, ich habe alle meine Söhne und eine Tochter verloren.“ Anthtine sprach: „So lass mich gehen und sehen, was aus meinen Brüdern geworden ist.“ Die Mutter bat ihn, zu bleiben, er aber bestand auf seinem Vorhaben. Er ging in den Wald und fand nach langem Suchen das Haus seiner Schwester. Da sah er die vertrockneten Leichen seiner Brüder auf dem Seitenbrette liegen. Die Frau fragte ihn: „Wer bist Du?“ „Ich bin Deiner Mutter Sohn“, versetzte er. „Ich will Deinen Mann tödten und Dich zurückbringen. Sage mir, wie ich ihm beikommen kann.“ Die Frau erwiderte: „Wenn er schläft, tritt sein Herz aus seiner Brust hervor, und wenn Du das triffst, muss er sterben. Komme heute Nacht zurück! Ich will die Thür offen lassen, damit Du unbemerkt herein kannst. Jetzt aber fliehe! Ich fürchte: er wird Dich vorher tödten, wie unsere Brüder.“ Der junge Mann ging. Abends, als K·ōk·oā'tspatla nach Hause kam, rief sogleich sein Sohn: „Mutters Bruder war hier!“ Da warf der Alte den Hirsch, den er auf dem Rücken trug, nieder und verfolgte ihn. Schon kam er ihm nahe und streckte seine Hand aus, ihn zu ergreifen, da war Anthtine verschwunden. Enttäuscht kehrte K·ōk·oā'tspatla um. Kaum hatte er sich umgewendet, da hörte er jenen wieder laufen, und als er sich umsah, erblickte er ihn. Er verfolgte ihn weiter. Jedesmal aber, wenn er ihn greifen wollte, verschwand er. So gelangte Anthtine glücklich nach Hause und K·ōk·oā'tspatla kehrte heim. Als er zu seiner Frau kam, wunderte diese sich, dass er ihren Bruder nicht getödtet hatte. Anthtine aber sprach zu seiner Mutter: „Ich habe meine Schwester und ihren Mann gesehen. Ich werde ihn tödten.“ Er nahm zwei Bogen und viele Pfeile und ging wieder in den Wald. Er versteckte sich bis zum Abend, nachdem er seiner Schwester ein Zeichen seiner Anwesenheit gegeben hatte. Dann lugte er durch ein Astloch in der Wand des Hauses und sah das Herz des Alten hervorkommen. Da schlich er an die Thür, welche seine Schwester geöffnet hatte, und schoss ihn zwei Mal gerade durchs Herz. Die Schwester hiess ihn auch das Kind tödten und er erschoss es. Dann kehrten sie zusammen nach Hause zurück.

Damals war der Himmel noch nahe bei der Erde. Anthtine beschloss hinaufzugehen. Er machte sich viele Pfeile, Haufen auf Haufen, nahm einen starken Bogen, und schoss einen Pfeil nach dem andern in die Höhe. Allmählich wurde ihre Zahl geringer und er sah nun eine feine dunkle Linie am Himmel. Er fuhr fort zu schiessen und die Linie kam näher und näher, bis sie endlich die Erde erreichte. Dann nahm er ein Zaubermittel, bestrich sie damit, um sie fest zu machen, und am folgenden Tage begann er hinaufzuklettern, indem er das Zaubermittel immer vor sich her rieb. Endlich kam er oben an und fand ein schönes grosses flaches Land und einen Pfad. Diesem folgte er und sah nach einiger Zeit Rauch aufsteigen. Er ging demselben nach und fand ein Haus. Dort wohnten

Ainimekas, die Schneckenfrauen. Er hörte sie sprechen, ging hinein und sah, dass sie Kleewurzeln auf Steinen rösteten. Sie waren beide blind. Er nahm ihnen die Wurzeln fort, als sie essen wollten. Da fragten sie: „Ist Jemand hier?“ „Ja“, erwiderte er, „ich bin es, Anthtine?“ „Was willst Du hier?“ „Ich will die Tochter des Häuptlings heirathen.“ „Willst Du denn getödtet werden? Er mordet alle Freier seiner Tochter.“ Er antwortete nicht, sondern fragte: „Seid Ihr blind? Ich will Euch heilen.“ „Wenn Du das thust, wollen wir Dir auch behülflich sein, die Tochter des Häuptlings zu erringen.“ Er liess sie sich setzen und steckte seinen Penis in ihre Augen. Da wurden sie gleich sehend. Die Frauen sprachen nun: „Zuerst wirst Du an vielen Ratten, dann an vielen Schlangen vorbeikommen. Die Ratten werden Dich zerreissen wollen, die Schlangen werden Dich zu verschlingen drohen. Wenn Du glücklich an ihnen vorübergekommen bist, wird die Thür Dich beissen, und wenn Du hineingelangt, wird das Feuer Dich rösten; und auf dem Boden und auf den Matten sind scharfe Nadeln, die werden Dich durchbohren.“ Sie unterwiesen ihn zugleich, wie er all diese Schrecknisse überwinden könne, und gaben ihm flache Steine, Farnwurzeln, Muscheln und Schleim der Schnecken. Er dankte ihnen und wanderte fürbas. Der Pfad führte durch offenes Land. Endlich kam er zu einem Hügel, hinter dem das Haus des Häuptlings stand. Ein Wächter sass vor der Thür, und als dieser ihn kommen sah, rief er: „Dort kommt ein Fremder! Passt auf!“ Anthtine rieb sich nun mit dem Schneckenschleim ein, und als die Ratten sich auf ihn stürzten, konnten sie ihm nichts anhaben. Viermal krochen sie über ihn fort, konnten ihm aber nicht beikommen. Ebenso kam er glücklich an den Schlangen vorüber. Da sprach der Häuptling, der hinausgetreten war: „Das muss ein starker Mann sein. Er ist glücklich an den Ratten und Schlangen vorübergekommen. Ob er wohl auch durch die Thür kommt?“ Dann ging er hinein und setzte sich auf das Bett. Anthtine that, als wolle er hineingehen, als er aber gerade vor der Thür stand, sprang er zurück. Sie schlug zusammen, ohne ihn zu beschädigen. Dann, als sie sich eben wieder öffnete, sprang er in's Haus. Der Häuptling begrüsste ihn und fragte: „Willst Du meine Tochter heirathen?“ „Ja“, sagte Anthtine, „deshalb bin ich gekomen.“ Da liess der Häuptling ihn neben sich niedersetzen und machte ein grosses Feuer, um ihn zu verbrennen. Anthtine aber warf heimlich Muscheln hinein, welche das Feuer mit ihrem Wasser dämpften. Vier Mal versuchte der Häuptling, ihn zu verbrennen, aber es gelang ihm nicht. Da sagte er: „Du sollst meine Tochter haben. Setze Dich zu ihr.“ Sie sass aber auf einer Matte aus Stacheln und die Rückenlehne des Sessels war mit Stacheln bedeckt. Da legte Anthtine die Steine unter seine Füsse, sein Gesäss und seinen Rücken und drückte die Stacheln nieder, so dass er sich ungestraft setzen konnte, und er nahm sie zur Frau. Der alte Häuptling dachte darüber nach, wie er Anthtine tödten konnte. Vor seinem Hause hielt er viele Fische, die jeden tödteten, der in's Wasser ging. Er sandte ihn am folgenden Morgen aus, einen Stamm Treibholz zu holen. Als Anthtine denselben gebracht hatte, fing der Alte an, das Holz zu spalten, und liess dabei absichtlich seinen Steinhammer in's Wasser fliegen. Dann bat er Anthtine, danach zu tauchen, und erwartete, dass die Fische ihn fressen würden. Er tauchte aber unversehrt wieder auf und gab dem Häuptling den Hammer zurück. Da schämte dieser sich. Am folgenden Tage lud er seinen Schwiegersohn ein, ihm zu helfen, einen Baum zu spalten. Als der Baum aus einander gesprengt war, liess er absichtlich seinen Hammer hineinfallen, und bat Anthtine, ihn wieder zu holen. Als dieser in den Baum gekrochen war, schlug der Alte die Keile heraus; Anthtine aber entschlüpfte bei Zeiten und entkam unverletzt. Da sah der Alte, dass er ihm nichts anhaben

konnte. Er gab ihm seine Tochter und liess ihn zur Erde hinabziehen. Er befahl Anthtine, die Augen zu schliessen und erst nach einiger Zeit zu öffnen. Dieser that also und fand sich, als er die Augen öffnete, wieder in seiner Heimath.

13. Die T'ātnōs'ēth (= das Kindervolk).

Einst gingen viele Frauen aus. Muscheln zu graben. und trockneten dieselben. Während sie am Strande nach Muscheln gruben, assen ihre Kinder die Muscheln auf. Als die Mütter das sahen, schlugen und schalten sie die Kinder: einige andere thaten Exkremente an jedes Ende des Stockes, auf dem die Muscheln trockneten, damit die Knaben sie nicht abziehen sollten. Der Sohn eines Häuptlings, den seine Mutter geschlagen hatte, rief am nächsten Tage die Kinder zusammen, und sprach: „Schelten und schlagen Euch Eure Mütter auch immer? Lasst uns fortziehen." Alle ausser einem willigten ein. Die Knaben nahmen zwei grosse Boote und der Häuptlingssohn sagte: „Wir wollen dorthin gehen, wo viele Wale sind." Sie fuhren dicht bei ihren Müttern vorüber und sangen: Wıak·ītcamā′ wıak·ıtcama′ ɛä′ne ä′tcim'ak tat`atnɛ ä′tcim'ak sesäwact ä′tcima`k tsuwä′te hehē hoho! Es waren an hundert Kinder in den Booten. Als die Frauen sie sahen und hörten, lachten sie, denn sie glaubten nicht, dass die Kinder wirklich fortziehen würden. Diese sangen weiter: Otsapētlanā, ōtsapētlana′ he′yes he′ite noa′hnaha′ktlis hēyatnp manä′n hēhē′, hohō′! (Dorthin, wo viele Wale ans Ufer kommen, gehen wir, gehen wir. Dorthin wo die Wale die Schwänze schütteln). Sie fuhren fort und wurden nie wieder gesehen. Sie gingen nach Kwo′tiaths Land und wurden der Stamm der T'ä′tnōs'ēth.

14. Die vier Seehundsjäger.

Es waren einmal vier junge Männer, die gingen auf Seehundsjagd. Sie kamen an eine Schaar Seehunde und gerade, als der Harpunier einen dunklen Seehund werfen wollte, erblickte der Mann in der Mitte des Bootes einen gesprenkelten Seehund und rief: „Wirf jenen!" Der Harpunier änderte rasch sein Ziel und that, wie ihm geheissen wurde. Er traf den Seehund und dieser begann sogleich das Boot fortzuziehen. Er schwamm immer in Zickzacklinien und führte so das Boot, ohne dass die Jäger es merkten, weiter und weiter vom Ufer fort. Endlich drehte einer derselben sich um und sah nur noch die Gipfel der höchsten Berge wie Inseln aus dem Meere hervorragen. Da rief er: „Lasst uns das Seil einziehen. wir gerathen zu weit von der Küste." Sie zogen am Seil, konnten es aber nicht einziehen. Der Seehund schwamm immer gleich rasch weiter. Sie versuchten das Seil zu durchschneiden, aber auch das erwies sich als unmöglich. Ebenso wenig konnten sie den Theil des Bootes, an welchem die Leine angebunden war. abschneiden. Da fingen sie an zu weinen und glaubten. sie müssten sterben. Sie sahen nichts mehr, als Himmel und Wasser. Nachdem sie lange Tage umhergetrieben waren. gelangten sie zu einer Stelle. wo das Meer mit Treibholz bedeckt war. Dasselbe öffnete sich vor ihnen und liess sie durch. Dann kamen sie an eine dunkle Stelle, die gerade wie Land aussah. Einer der jungen Männer sprang an's Ufer. versank aber im Wasser. da das. was sie für Land gehalten hatten. nur schwimmende Steine waren. Die Ueberlebenden fuhren weiter. Sie gelangten zu einer Stelle, wo das Meer voller schwarzer Kohlen war. die wie eine langgestreckte Küste aussahen. Nachdem sie hier vorbeigefahren waren. kamen sie zu einer Stelle. wo das Meer voll Schilf war. Als sie noch einige Tage weiter gefahren waren, erblickten sie ein Land, und der Seehund zog sie an's Ufer. Sobald er an's Land kam, schüttelte er sich, nahm dann die Gestalt eines vierfüssigen Thieres an und

lief auf ein nahes Haus zu. Er hatte die jungen Männer in Kwo'tiath's Land gezogen. Kwo'tiath kam zum Ufer herab und rief: „Ihr Männer vom Festlande! Kommt in unser Haus und besucht uns!" Sie folgten der Einladung. In dem Hause sahen sie eine alte Frau, Namens Wēmōstcē'elak·sup, nahe der Thür sitzen. Diese lud sie ein, sich zu ihr zu setzen. Sie fragte: „Ihr kommt also vom Festlande? Die Menschen hier sind anders, als bei Euch. Sie leben von Schlangen und Fröschen. Ich habe hier meine eigene Nahrung und will Euch davon abgeben. Wenn Ihr Frösche oder Schlangen esst, müsst Ihr sterben." Dann gingen die drei zu Kwo'tiath, der hinten im Hause wohnte. Dieser lud sie ein, sich zu setzen. Bald kamen junge Mädchen herein, die zugedeckte Körbe trugen. Sie erhitzten Steine im Feuer, um die Nahrung, die in den Körben war, zu kochen. Kwo'tiath sagte zu den Mädchen: „Nun gebt uns zu essen!" Da schütteten sie den Inhalt der Körbe aus und Frösche und Schlangen rollten heraus. Als dieselben umherhüpften und krochen, schob Kwo'tiath sie mit einem Stocke zusammen und kochte sie dann. Er gab sie dann den drei Freunden zu essen. Diese stellten sich, als ässen sie, steckten die Bissen aber in Wirklichkeit unter ihre Mäntel und assen Lachs. Kwo'tiath sagte dann: „Ich werde Euch jeden Tag gute süsse Nahrung geben." Dann kamen die Seehunde, die Kwo'tiath's Hunde waren, hereingelaufen. Sie waren verwundet und leckten sich. Da sagte Kwo'tiath zu ihnen: „Ah, ich sehe, Ihr seid am Festlande gewesen. Da holt Ihr Euch immer Eure Wunden und Krankheiten." Als die Fremden gegessen hatten, führte Kwo'tiath sie in's Freie. Sie sahen, dass es gar keine Bäume gab. Er führte sie zu einem kleinen Bache, der voller Lachse war, und da sahen sie Fischreusen aus Kupfer. Sie gingen wieder in's Haus und sprachen zu dem Kinderstamm, der hier wohnte (s. S. 335): „Wie viele Lachse sind in dem Bache!" „Ja," versetzten diese, „wir können sie aber nicht fangen, da es uns an Cedernholz gebricht. Wenn Ihr uns eine gute Reuse macht, werden wir dankbar sein und Euch in Eure Heimath zurücksenden." Die jungen Leute bauten ein Lachswehr und fingen viele Lachse. Am folgenden Tage sprach Jemand zu Kwo'tiath: „Der Rabe hat etwas am Ufer gefunden, und als man nachsah, fand man einen menschlichen Leichnam." Er fragte dann die Fremden, ob sie einen aus ihrer Zahl auf der Reise verloren hätten. Da erzählten sie, was geschehen war. Sie weinten, als sie den Leichnam sahen. Der Rabe hatte ihm ein Auge ausgehackt. Kwo'tiath hiess sie aufhören zu weinen. Er nahm das Auge eines Seehundes und passte es in die Höhle. Es war aber zu klein. Da nahm er das Auge eines grösseren Seehundes, welches passte. Er blies in die Kehle des Todten und dieser erwachte. Er sprach dann: „Nun fahrt zurück, aber haltet Euch unterwegs nicht auf. Ihr werdet an der Lauseinsel vorbeikommen. Wenn Ihr dort landet, werden die Läuse Euch fressen. Ebenso fahrt am Hause des Regenbogens, des S·'tsup-Lachses, des „Dog Salmon", und des „Cohoe Salmon" vorbei, ohne Euch aufzuhalten." Sie befolgten Kwo'tiath's Rath. Als sie sich ihrer Heimath näherten, sprach einer: „Ich möchte wissen, ob meine Frau mir treu geblieben ist, oder ob sie einen anderen Mann genommen hat." Drei der Jäger sagten, ihre Frauen seien sehr anständig und würden noch trauern. Der vierte aber sprach: „Meine Frau ist thöricht. Sie hat gewiss längst wieder geheirathet." Als sie an's Land kamen, zeigte es sich, dass nur die letzte ihrem Manne treu geblieben war. Alle die anderen hatten wieder geheirathet.

15. Der Delphinjäger und der Seehundsjäger.

Es war einmal ein Delphinjäger und ein Seehundsjäger. Der erstere beneidete letzteren, weil er immer sehr viele Seehunde nach Hause brachte, und beschloss,



I.





II.





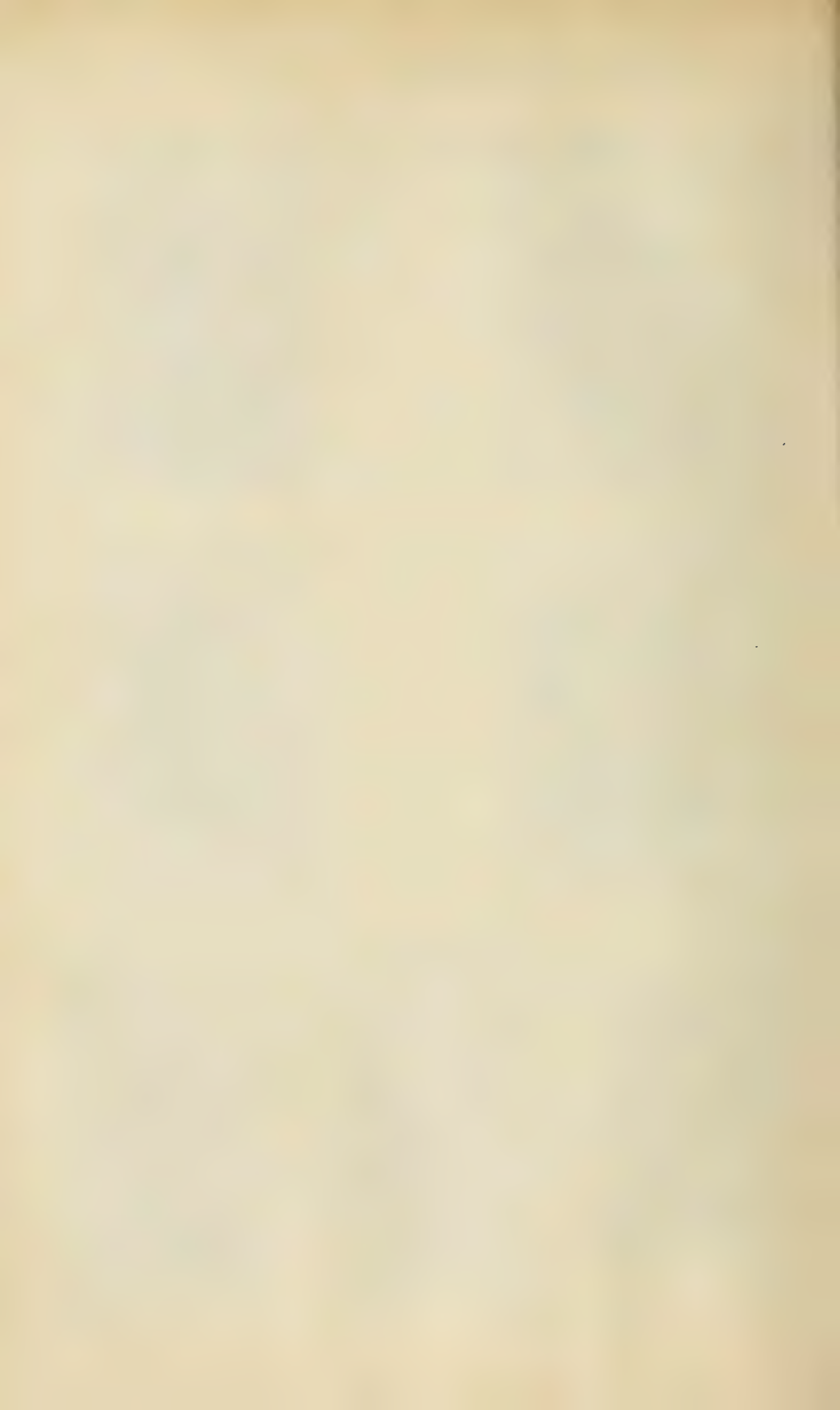
III.

IV.

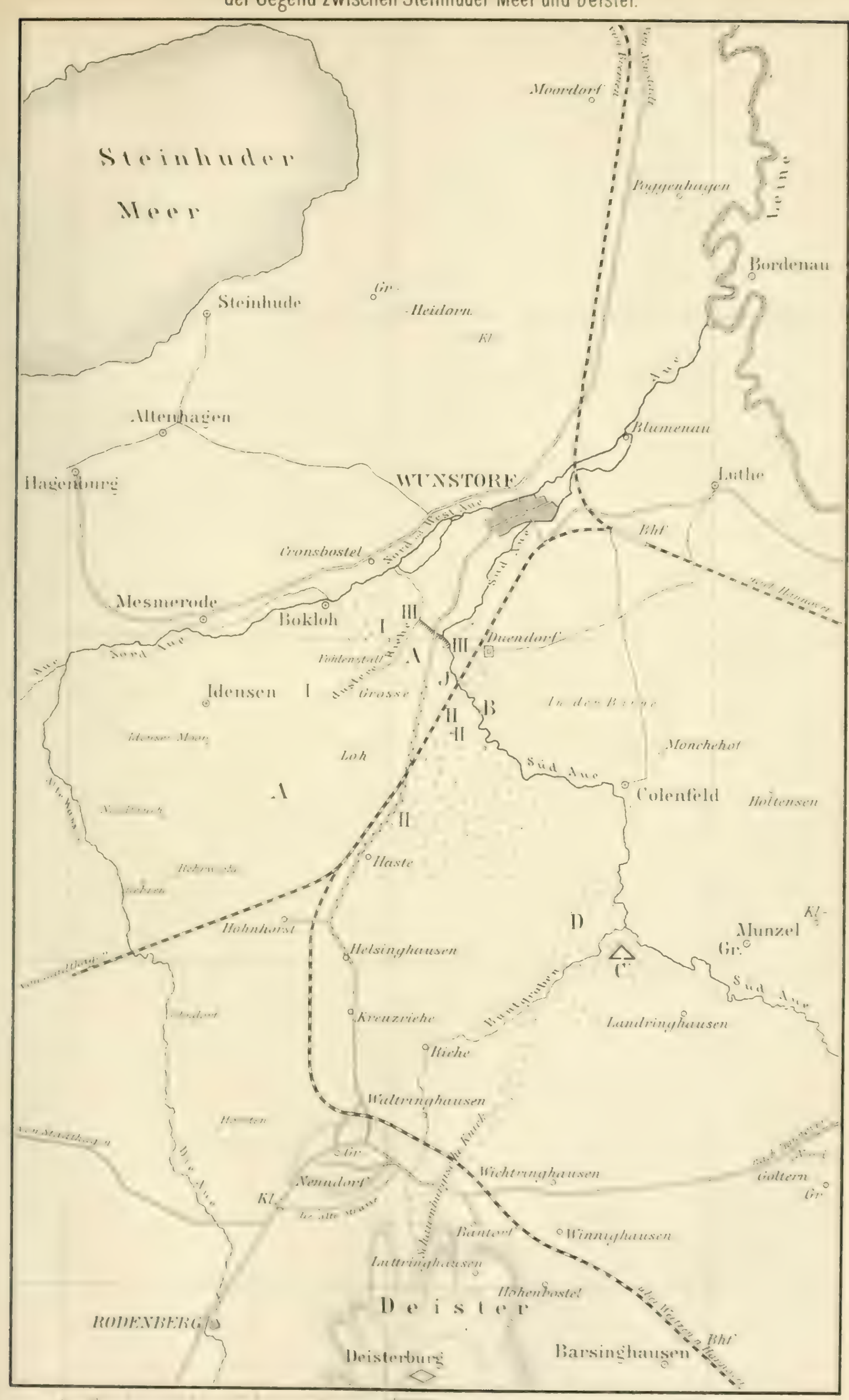


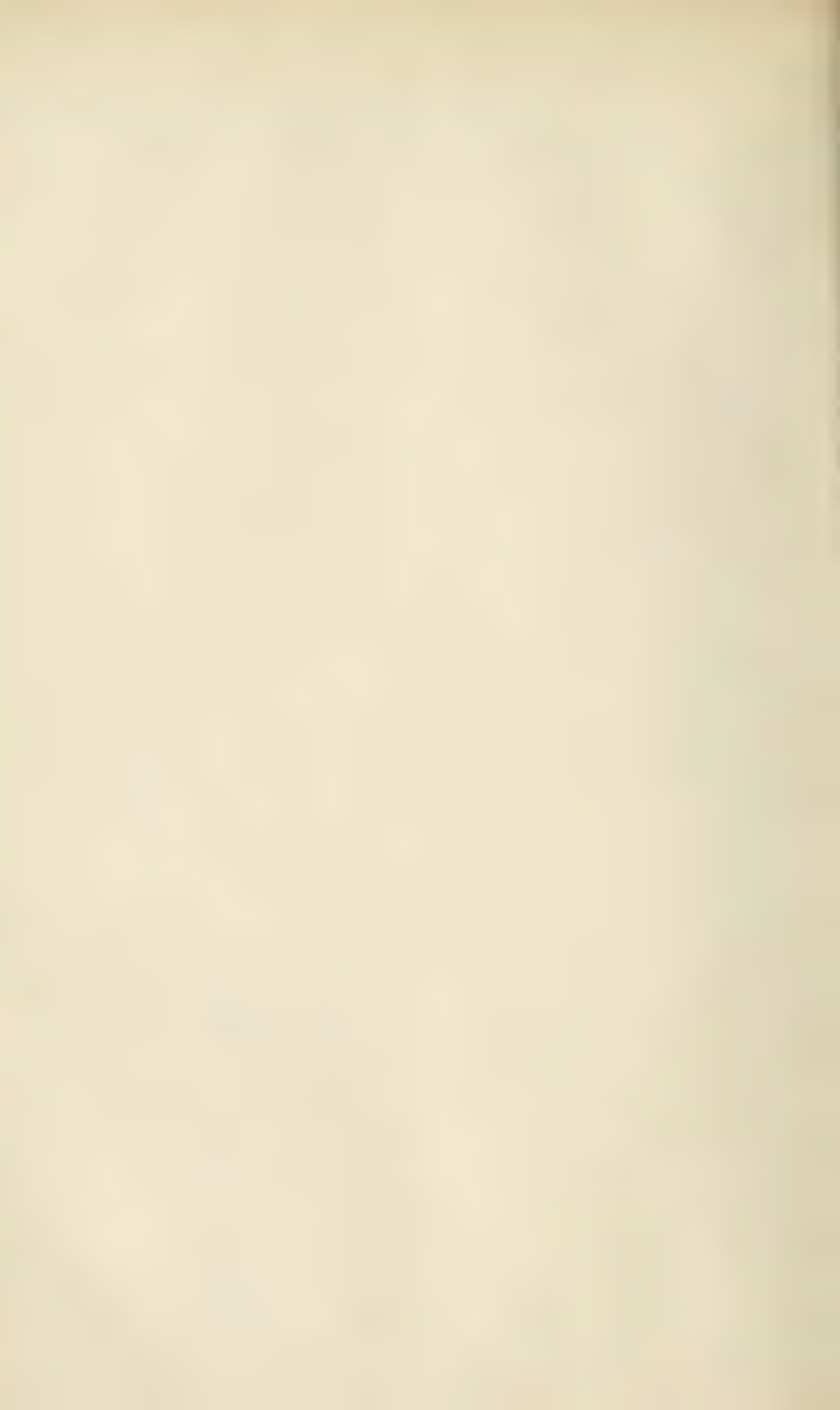






ÜBERSICHTSKARTE
der Gegend zwischen Steinhuder Meer und Deister.





ihm aufzulauern und zu sehen, wie er jage. Er legte sich in ein Versteck und sah bald das Boot kommen, in dem der Jäger und seine Schwester sassen. Er sah sie landen und den Mann auf einen Felsen klettern. Die Schwester blieb bei dem Boote. Da folgte er heimlich, erschlug die Schwester und kletterte dem Bruder nach. Er kam zu dem flachen Gipfel des Felsens und sah ein Loch, in dem ein Seil herabhing. Der Seehundsjäger war daran herunter geklettert. Da freute sich der Verfolger. Er dachte: „Du wolltest mir nie sagen, wie Du Deine Seehunde fängst; jetzt will ich mich rächen. Nun bleibe Du bei Deinen Seehunden." Indem er so dachte, zog er das Seil in die Höhe. Als der Seehundsjäger zurückkehren wollte und fand, dass sein Seil verschwunden war, ward er sehr bekümmert und fing an zu weinen. Als Abends die Seehunde in die Höhle kamen, um zu schlafen, sprachen sie zu einander: „Das Geschrei stört unseren Schlaf, lass uns den Fremden zurücksenden." Dann ging einer derselben auf ihn zu und sprach: „Wir wollen Dich in Deine Heimath zurücktragen. Wir wollen Dir eines unserer Felle geben. Ziehe es an, und Du wirst ein Seehund werden." Sie gaben ihm ein Zaubermittel und lehrten ihn, wie er es gebrauchen solle, um sich an seinem Feinde zu rächen. Er zog dann das Fell an und tauchte. Da ward er ein junger Seehund und schwamm zum Dorfe. Dort hörte er alle Leute seinen Tod beweinen. Er spielte vor dem Dorfe im Wasser und lockte so seinen Feind und dessen Bruder heraus. Er liess sich treffen, strich dann das Zaubermittel, das er von den Seehunden bekommen hatte, auf das Seil, das nun nicht zerrissen und zerschnitten werden konnte, und zog sie in das Meer hinaus. Als sie das Land aus Sicht verloren hatten, tauchte er auf und sagte: „Weisst Du, wer ich bin? Ich bin der, dem Du das Seil fortgezogen hast. Jetzt räche ich mich an Dir." Er warf das Boot um und schwamm zur Höhle zurück. Die Seehunde fragten: „Hast Du Deinen Feind gesehen?" „Ja," antwortete er, „ich habe ihn ertränkt." Sie sprachen: „Wir haben Dir geholfen; nun darfst Du nie wieder einen von uns tödten," und sie sandten ihn nach Hause. Dort erzählte er, was geschehen war und sang dann: „Yūkoā'atlEmō kwīsatāciā'tl yaanEtk·es tcī'misanup p'a'tuk t'ā'pak·anutl hē'tsuatk·mēk."

16. Aitck·ik·mik und Itcā'yaptcitl.

Es waren einmal zwei Häuptlinge, Namens Aitck·ik·mik (= Sohn des Spitzenwals [Finnwal]) und Itcā'yaptcitl (= immer itca'yap hebend). Sie waren eifersüchtig auf einander. Itcā'yaptcitl war ein grosser Walfischjäger und hatte eine grosse Familie. Eines Tages fand er einen grossen Wal todt auf dem Meere treibend. Da sandte er Boote aus, um ihn abzuspecken. Aitck·ik·mik lag gerade im Bette und schlief und wachte nicht auf, als Itca'yaptcitl zu ihm sandte. Da schickte der letztere nochmals zu ihm, hiess ihn aufstehen und er erhob sich. Er nahm sein Messer und seinen Mantel und ging in sein Boot. Keiner von seiner Familie begleitete ihn, während Itcā'yaptcitl viele Vettern und Brüder bei sich hatte. Endlich kamen sie zum Wale. Sie machten die Boote an seiner Seite fest und Itca'yaptcitl sandte Aitck·ik·mik auf die andere Seite des Wales, um dort den Speck abzulösen, während er selbst und seine Verwandten auf der einen Seite abspeckten. Während Aitck·ik·mik den Speck abtrennte, machten sie ganz leise die Boote los und fuhren nach Hause. Als Aitck·ik·mik fertig war, rief er über den Wal fort: „Ich bin fertig. Hebt den Speck ab!" Niemand antwortete ihm. Als er über den Wal wegsah, erblickte er die Boote in weiter Ferne. Er bat: „Kommt zurück und rettet mich!" aber Niemand kümmerte sich um ihn und sie fuhren nach Hause. Dort sagten sie zu Aitck·ik·mik's Freunden: „Wir sind unglücklich ge-

wesen. Der Wal war lebendig. Wir harpunirten ihn, da tauchte er, und die Harpune fing sich um Aitck·ik·mik's Fuss. So kam er um's Leben." Da fingen seine Verwandten an zu weinen.

Als Aitck·ik·mik sich verlassen sah, schnitt er ein Loch in den Wal dicht am Rücken an der Leeseite des Fisches, und kroch hinein. Er war sehr betrübt. Es fing ein Westwind an zu wehen, und der Wal trieb gegen das Land. Die See schlug über Aitck·ik·mik fort, als er in seinem Loche sass. Plötzlich hörte er Stimmen im Wale, die ihn ermuthigten und einluden, einzutreten. Sie öffneten ein Loch für ihn und er ging hinein. Er fand nun, dass der Wal ein Boot war, in dem viele Leute sassen. Sie sprachen: „Wir gehen jetzt an's Ufer, wo ein flacher, sandiger Strand ist." Sie fingen an zu singen und der Wal trieb an's Land. Am Ufer hörten sie den wilden Waldmann Ya'aē singen. Dieser zog den Wal an's Ufer und band ihn an einer Eibe fest. Aitck·ik·mik bat dann die Leute im Wale, ihn stark zu machen. Sie erfüllten seinen Wunsch und er verbarg sich dann in der Nähe seines Heimathdorfes im Walde. Er sah, dass seine Verwandten ihre Haare abgeschnitten hatten, und dass sein Haus verbrannt war. Sie lebten in einer kleinen, elenden Hütte. Da ging er zu dem Bache, an dem sie immer Wasser schöpften, und setzte sich nieder. Bald sah er seinen jüngeren Bruder kommen. Er warf ihn mit Stöckchen, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Als jener sich umsah, rief er: „Komm her, mein Bruder! Oder nein! warte, ich will zu Dir kommen." Er ging zu ihm und trug ihm auf, ihrem Vater zu bestellen, dass er Aitck·ik·mik am Wasser getroffen habe. Jener ging nach Hause und erzählte seinem Vater, was er erlebt hatte. Der Vater antwortete: „Sage das nicht! Du hast ihn nicht gesehen. Er ist todt." Der Knabe wiederholte: „Nein, ich habe ihn gesehen." „Vielleicht war es sein Geist," sagte der Vater. „Nein, er selbst war es," versetzte der Sohn. Der Vater glaubte ihm aber nicht. Da ging der Knabe zum Bache zurück und erzählte seinem Bruder, dass sein Vater ihm nicht glauben wolle. Aitck·ik·mik sandte ihn wieder zurück und liess seinem Vater sagen, er solle eine Ecke seiner Hütte offen und sein Feuer ausgehen lassen, damit er unbemerkt heimkommen könne. Der Knabe ging nach Hause zurück und richtete die Bestellung aus. Da glaubten ihm seine Eltern und thaten, wie Aitck·ik·mik gewünscht hatte. Als Itcā'yaptcitl sie Nachts nicht weinen hörte, wie sie sonst immer zu thun pflegten, sagte er höhnend: „Aitck·ik·mik muss wohl wieder lebendig geworden sein, denn seine Eltern beweinen ihn nicht mehr." Der Todtgeglaubte kehrte Abends zurück und sagte seinen Verwandten, wie er sich rächen wolle. Er bestrich Itcā'yaptcitl's Boot mit einem Zaubermittel. Dann hiess er seine Verwandten ausfahren und nach dem todten Wale suchen, aus dem er glücklich entkommen war. Er beschrieb ihnen, wo sie ihn finden würden. Als sie nach Hause kamen und erzählten, dass sie einen gestrandeten Wal gefunden hätten, wollten Itcā'yaptcitl und seine Verwandten ausfahren, ihn zu holen. Sie wollten ihr Boot in's Wasser schieben. Als Itcā'yaptcitl aber versuchte, es zu heben, schlief sein Bein ein, und er liess es wieder fallen. Das war die Wirkung des Zaubermittels, mit dem Aitck·ik·mik das Boot bestrichen hatte. So oft er auch versuchte, er konnte das Boot nicht heben. Da sprang Aitck·ik·mik aus seinem Versteck hervor und rief: „Seht mich an! Ihr kennt mich wohl. Ich bin Aitck·ik·mik, den Ihr zu tödten versuchtet. Wenn Ihr zum Leben zurückkehrt, wie ich, dürft Ihr Euch glücklich schätzen." Er ergriff zuerst Itcā'yaptcitl mit einer Hand an den Knieen, mit der andern an der Brust, und zerriss ihn so. Dann zerriss er seine Brüder und Vettern. Aitck·ik·mik wurde ein grosser Walfischfänger, dem Niemand es gleichthun konnte.

17. Die Rache der Brüder.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte zwanzig Brüder. Einst bewarb sich ein junger Mann um sie. Obwohl ihre Brüder darauf bestanden, dass sie ihn heirathe, wies sie seine Werbung zurück. Endlich aber ward sie gezwungen, ihn zu nehmen. Nach der Heirath erlaubte sie ihrem Manne aber nicht, sie zu berühren. Einst forderten eine Anzahl Frauen sie auf, mit ihnen in den Wald zu gehen und Cederbast zu schälen. Ihr Mann begleitete sie, um ihnen zu helfen. Bald fanden sie eine schöne Ceder und schälten den Stamm fast bis zur Spitze ab. Dort blieb der Bast an einem Aste hängen. Die Frau, welche ihn gern haben wollte, kletterte an den Seitenästen der Ceder in die Höhe, um ihn abzuschneiden. Ihr Mann folgte ihr, ohne dass sie es merkte. Er hatte Seile aus Cederbast mitgenommen. Als sie nun oben im Wipfel des Baumes angelangt war, ergriff er sie und band sie fest. Der Stamm der Ceder theilte sich dort und er band je einen Arm und ein Bein an einen Ast, so dass ihre Arme und Beine weit auseinander gespreizt waren. Da fürchteten sich die Frauen und liefen nach Hause. Sie wagten aber nichts zu sagen. Der Mann stieg wieder herunter und schnitt hinter sich alle Aeste dicht am Stamme ab, so dass man nicht den Baum erklimmen konnte. Die Frau sang oben im Baume: „HaNā', haNā', qaqatcē'M sik·saMâ't haNā' iātl MaatsNā' hēnaMā't atsNā' qaqatcē'M sik·saMâ't hēē', hēē! Wē iēMetā'sōutc qāqayō'tsek·tcē' tlētlēMā'yatldē qaqatcē'M sik·saMâ't hēē', hēē'!"[1] (Oh Brüder! Ja, hier bin ich oben im Baume. Brüder, immer, wenn Ihr ausginget, Vögel zu schiessen, hattet Ihr zehn Boote. Meine Brüder!) Die Brüder waren gerade in ihren zehn Booten ausgefahren, Vögel zu schiessen. Einer von ihnen hörte ein Geräusch und sagte: „Hört doch, was ist das? Jemand sang. Nein, es ist kein Singen, es ist Weinen." Sie lauschten. Ein anderer sprach: „Es kommt von jenem Berge." Dann fingen sie an, die Worte zu verstehen, und sprachen zu einander: „Das kann nur unsere Schwester sein." Sie ruderten der Stimme nach und fanden ihre Schwester oben auf dem Baume. Einer nach dem anderen versuchte, den Baum hinaufzuklettern, es gelang ihnen aber nicht. Als die Reihe an den jüngsten kam, hinaufzuklettern, starb die Frau. Schaum stand vor ihrem Munde und tropfte den Baum hinab. Der jüngste, an dem nun die Reihe war, leckte den Schaum ab und gelangte glücklich hinauf. Er band die Leiche los und trug sie herunter. Dann ordneten sie ihre Haare und setzten sie aufrecht hin. Der jüngste rief alle seine Brüder heran und liess sie sich neben die Leiche stellen, um zu sehen, wer ihr am meisten gliche. Er fand, dass der älteste, der Wo'tswin hiess, ihr am ähnlichsten war. Er hatte schönes, langes, weisses Haar. Sie flochten sein Haar und gaben ihm die Kleidung der Schwester. Dann ging er zu dem Dorfe. Der Mann, welcher seine Frau auf dem Baume festgebunden hatte, sass vor dem Hause, als der Verkleidete heranhumpelte. Dieser sagte: „Hier bin ich, Deine Frau. Aber ich werde Dich nun verlassen." Jener antwortete nicht, denn er war erstaunt, sie wiederzusehen. Als die Brüder nun zurückkamen, zwangen sie ihre Schwester, — den verkleideten Bruder, — zu ihrem Manne zurückzukehren. Wo'tswin hatte ein Muschelmesser unter seinem Mantel verborgen. Der Mann schöpfte keinen Verdacht, aber ein alter Mann, der nahe der Thür wohnte, betrachtete die Frau mit Misstrauen und dachte, sie werde sich rächen. Er wagte aber nicht, etwas zu sagen. Nachts, als Mann und Frau im Bette lagen,

1) N und M sind *n* und *m* mit halbem Nasenschluss gesprochen, daher N zwischen *n* und *d*; M zwischen *m* und *p* lautend.

fasste der Mann sie um und wollte sie umdrehen. Wo'tswin aber sagte: „Lass mich heute. Ich bin krank und kann meine Beine nicht spreizen. Warte, bis ich besser bin." Da schlief jener ein. Nach einiger Zeit stiess Wo'tswin ihn an, und als er fand, dass er fest schlief, schnitt er seine Kehle durch und lief fort. Jener röchelte noch ein paar Mal und verschied. Der Alte hörte ihn röcheln und rief: „Hört, wie er röchelt, wie seine Kehle pkh macht. Ich wusste, es war nicht die Frau, sondern Wo'tswin und er hat ihren Tod gerächt." (Nitinath.)

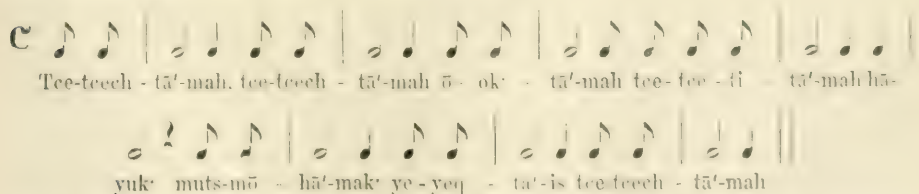
18. Das Mädchen und die Geister.

Es war einmal ein übellauniges Mädchen. Wenn Jemand ihr zu essen gab, so brummte sie, dass das Essen nicht gut genug sei, und Niemand konnte sie zufrieden stellen. Eines Abends gab Jemand ihren Eltern und ihr etwas zu essen. Sie schrie aber und wollte besseres haben. Als ihre Eltern aufgegessen hatten und in's Bett gehen wollten, schrie sie noch immer und wollte nicht in's Bett gehen. Ihre Mutter sprach: „Komm in's Bett, mein Kind! Ich kann Dir ja nicht geben, was Du verlangst." Da sie aber trotzig sitzen blieb, gingen die Eltern endlich allein in's Bett und schliefen ein. Nach einiger Zeit wurde die Frau wach. Sie rief ihre Tochter, erhielt aber keine Antwort. Sie stand auf und suchte das Mädchen, konnte es aber nicht finden. Da weckte sie ihren Mann und fragte ihn, ob er ihre Tochter gesehen habe. Auch er wusste nicht, wohin sie gekommen war, und all ihr Suchen war vergeblich. Da plötzlich hörten sie die Stimme des Mädchens tief unter der Erde rufen: „Oh, gebt mir mein gutes Essen. Nur ein ganz kleines Stückchen!" Da berief der Vater den ganzen Stamm zusammen, und sie überlegten, was sie thun sollten, um das Mädchen wieder zu erlangen. Sie beschlossen, ihr nachzugraben. Man grub zehn tiefe Löcher, konnte sie aber nicht erreichen. Da gaben sie es auf. Als sie wieder im Rathe versammelt waren, sprach einer der Männer: „Sicher haben die Geister (Verstorbener) sie geholt. Ihr wisst, wenn ein Dorf verlassen ist, kommen die Geister immer und sehen die Häuser an. Lasst uns alle fortziehen! Zwei Männer sollen sich verstecken, und wenn die Geister mit dem Mädchen kommen, sollen sie es ihnen abnehmen." Die Leute beschlossen, dem Rathe zu folgen. Sie beluden ihre Boote und fuhren ab. Zwei Männer verbargen sich auf dem Dachbalken eines Hauses. Als es dunkel wurde, kamen die Geister. Sie machten ein Feuer und sangen und tanzten. Unter ihnen sass das Mädchen. Die Geister sangen Zaubersprüche, um sie auch zu einem Geiste zu machen, dieselben hatten aber nicht die gewünschte Wirkung. Ehe die Männer sich aber auf das Mädchen stürzen konnten, wurden sie von den Geistern gewittert, die mit dem Mädchen in der Erde verschwanden. Da gingen die beiden Männer zum Flusse hinab und wuschen sich vier Tage lang. Dann kehrten sie zu dem Hause zurück und verbargen sich wieder auf dem Dachbalken. Mit Dunkelwerden kamen die Geister wieder, um zu singen und zu tanzen. Dies Mal witterten sie die Männer nicht. Sie sprangen auf das Mädchen zu und ergriffen sie, ehe die Geister sie mit in die Tiefe hinabziehen konnten.

19. Die Frau, welche ihren Vetter heirathete.

Es waren einmal zwei Brüder. Der eine hatte eine Tochter, der andere hatte einen Sohn. Diese liebten einander sehr. Oft nahm der junge Mann das Mädchen mit in den Wald oder in sein Boot und sie schliefen zusammen. Als endlich die Leute hiervon erfuhren, schämten sich die beiden. Der junge Mann ging in den Wald und blieb lange Zeit dort. Er hatte seinen Pfeil und Bogen mit und schoss viele Enten und Taucher. Endlich schoss er auch einen Kormoran. Der Pfeil

zerschmetterte einen Flügel des Vogels, der nun nicht mehr recht fliegen konnte. Er lief und flog einen kleinen Fluss hinauf und der Jäger folgte ihm. Er schoss ihn wieder und wieder, konnte ihn aber nicht tödten. Endlich verschwand der Vogel in einer Höhle. Der junge Mann ging ihm nach. Bald öffnete sich die Höhle und er kam zu einer Wiese, auf der er vielerlei Wild fand. Er kehrte zurück und steckte einen Stock gerade vor den Eingang der Höhle, um sie wiederfinden zu können. Er ging nach Hause zu seiner Geliebten und lächelte sie an. Sie fragte: „Warum lächelst Du? Hast Du etwas Schönes gesehen?" „Ja," versetzte er, „ich will Dich mitnehmen. Man schilt und verachtet uns hier, daher wollen wir eine Zeit lang fortgehen." Sie war einverstanden und rieth, dass sie Abends, wenn alles schliefe, gehen wollten. Sie legte zwei Mäntel an; er nahm zwei Bogen und viele Pfeile, zwei Ruder und ein leichtes Boot. So gingen sie fort. Sie fuhren den Fluss hinauf, bis sie zu der Stelle kamen, die der junge Mann als Eingang der Höhle bezeichnet hatte. Sie zogen das Boot hinein und häuften Steine vor den Eingang. Dann gingen sie voran und erblickten bald wieder das Tageslicht. Sie kamen zu der grasreichen Ebene, die der junge Mann früher geschaut hatte. Sie bauten sich eine kleine Hütte und der junge Mann erlegte Thiere von allen Arten: Hirsche, Elche, Biber und besonders Bären. Als sie reicher wurden, bauten sie ein Haus und behingen die Wände mit Bärenfellen. Im Laufe der Zeit hatten sie zwei Söhne. Als diese heranwuchsen, sprach ihr Vater zu ihnen: „Ich will Euch in meine Heimat senden, dorthin, woher ich kam. Ich wohne erst seit Kurzem in diesem Lande." Er beschrieb ihnen den Weg und sie machten sich auf. Der Vater hatte ihnen befohlen, nicht gleich in die Häuser zu gehen, sondern sich erst vor dem Dorfe sehen zu lassen und zu erzählen, woher sie kämen. Gegen Abend erreichten sie das Dorf. Sie setzten sich vor das Dorf, und jedesmal, wenn Jemand sie gesehen hatte, verbargen sie sich im Walde. Endlich gingen sie in ihres Grossvaters Haus und setzten sich dicht an die Thür. Der alte Mann verschloss dieselbe und fragte die beiden, wer sie seien und woher sie kämen. Da erzählten sie, dass sie die Söhne des entflohenen Paares seien. Ihr Grossvater rief alle Leute zusammen und sie erstaunten, als sie die Geschichte hörten. Zwei Tage lang blieben die jungen Leute dort, dann kehrten sie zurück. Sie reisten Nachts, damit Niemand ihren Heimweg ausfindig machen sollte. Als sie bei ihren Eltern ankamen, erzählten sie, dass sie freundlich aufgenommen seien. Da beschlossen diese, ebenfalls zurückzukehren. Sie beluden ihr Boot, gingen aus der Höhle und fuhren den Fluss hinab. Sie hatten ihr Boot mit vielen Bärenfellen beladen. Als sie nun in ihrem Heimathsdorfe ankamen, sprachen die Leute zu einander: „Da ist sie, die mit ihrem Bruder[1]) entflohen ist." Und eine Frau rief ihr zu: „Gehe nur rasch, ja gehe nur rasch, Du feine Frau, die ihren Bruder zum Manne genommen hat." Sie antwortete:



(d. h. Ja, ich habe rasche Füsse, meine Füsse sind lebhaft, da ich zweihundert Bärenfelle unter meinen Füssen habe).

1) Bruder und Vetter werden durch dasselbe Wort wiedergegeben.

20. K·atiniā'ak.

Es herrschte einmal eine Hungersnoth, während deren viele Menschen starben. Endlich tödtete ein Häuptling, da es gar nichts mehr zu essen gab, alle seine Katzen (?) und lud seine Freunde ein, mit ihm Katzenfleisch zu essen. Zehn Häuptlinge folgten der Einladung. Als sie aber von dem Fest wieder nach Hause gingen, starben sie in Folge des Genusses des Katzenfleisches. In dem Dorfe lebte auch ein armer Sklave, Namens K·atiniā'ak, seine Schwester Yaq'iē'sak· und deren Mann. Sie sagte: „Lass uns hier fortziehen zu einem Flusse. Vielleicht können wir dort Fische fangen und unser Leben fristen.“ Sie zogen fort und liessen sich an einem Bache nieder. K·atiniā'ak ging fischen und fing mehrere Tage lang Lachse in grossen Mengen. Er sprach zu seiner Schwester: „Nun iss nicht zu viel. Du hast so lange gehungert, dass Du krank werden wirst, wenn Du jetzt zu viel auf einmal isst.“ Sie versprach sich in Acht zu nehmen, ass aber doch so viel, dass sie schliesslich platzte und starb. Die beiden Männer waren nun allein übrig geblieben. K·atiniā'ak ging wieder fischen und fing viele Lachse in einem tiefen Kolke im Flussbette. Er bekam so viele, dass er sie rechts und links neben sich warf. Er ass einige von den Lachsen. Plötzlich verwandelten sie sich in Ottern und liefen davon. Auch diejenigen, welche er gegessen hatte, verwandelten sich in Ottern. Sein Bauch schwoll dick an. Die Ottern rumorten in seinem Leibe herum und steckten ihre Schwänze zu seinem After hinaus. Da nahm sein Schwager eine zugespitzte Stange und knetete K·atiniā'aks Bauch damit, bis alle Ottern todt waren. Da wurde jener wieder gesund. Als er wieder an den Fluss ging, Lachse zu fangen, waren keine mehr da. Er blickte vom Wasser auf und sah am gegenüberliegenden Ufer eine lange Reihe von Menschen vorübergehen. Alle trugen Federn auf dem Kopfe, die nickten hin und her, als sie gingen. Allen voran ging ein sehr grosser Mann. Es war der Lachshäuptling. Ihm folgten grosse Lachse und die anderen Arten folgten ihnen der Grösse nach geordnet. Zuletzt kamen die kleinen Forellen. Dann folgten die Frauen und Mädchen in gleicher Ordnung. Als es Abend wurde, war der Zug vorbeigezogen. K·atiniā'ak folgte ihnen unbemerkt und sah endlich ein grosses Haus, in das sie hineingingen. Er schlich hinter das Haus und lugte durch ein Astloch. Da sah er, dass es drinnen ganz dunkel war. Nach kurzer Zeit hörte er jemand sagen: „Lasst uns das Dach öffnen und Licht in's Haus lassen.“ Als es nun hell wurde, sah er die Männer hinten im Hause auf der Plattform sitzen, die Frauen vor ihnen und die Kinder unten auf dem Flur. Zwei Mädchen sangen in einer Ecke des Hauses den Ts'ē'k·a und dann kamen zwei Männer hinter einem Bretterverschlage hervorgesprungen. Sie trugen die grosse Maske Hinkitsen auf dem Kopfe und bewegten ihre Arme in grossen Kreisen an beiden Seiten ihres Körpers. Nachdem er all dies gesehen hatte, schlich er zurück. Er ging zu seinem Schwager und sagte: „Lass uns jetzt in unsere Heimath zurückkehren. Es ist Zeit, dass die Häringe laichen.“ Er nahm viele Lachse mit. Als sie nun bei ihrem Heimathsdorfe ankamen, sahen sie, dass eine grosse Menge Häringslaich da war. Die Leichen derer, die Hungers gestorben, waren ganz damit bedeckt. K·atiniā'ak ging zu seinem Häuptlinge, brachte ihm die Lachse und sprach zu ihm: „Gieb allen Ueberlebenden ein Fest von diesen Lachsen.“ Der Häuptling that also. Als nun alle versammelt waren, fing K·atiniā'ak an, das Lied zu singen, das er den Lachsen abgelauscht hatte. Seitdem hat die Familie des Häuptlings den Sang der Lachse.

21. Der erste Mohō'tl'ath.

Ein Vater hatte zwei Söhne. Eines Tages nahmen dieselben ihre Pfeile und Bogen und gingen in den Wald, Eichhörnchen zu schiessen. Gegen Abend hörten sie einen Fluss rauschen, den sie früher nie bemerkt hatten. Als sie sich demselben näherten, hörten sie Lärm, als ob viele Adler schrieen. Da sprach der ältere Bruder zum jüngeren: „Lass uns jetzt zurückkehren und morgen früh ausgehen, um den Fluss anzusehen." Sie kehrten nach Hause zurück und erzählten ihrem Vater, dass sie viele Adler an einem Flusse gehört hätten. Sie legten sich zu Bett, aber der älteste Bruder konnte vor Ungeduld nicht schlafen. Früh morgens weckte er seinen Bruder und sprach: „Komm! stehe auf und lass uns zu dem Flusse gehen." Sie kümmerten sich nicht um die Hirsche, Elche und Bären, die sie sahen, sondern gingen geraden Wegs zum Flusse hinab. Jetzt hörten sie die Adler und bald erblickten sie den Fluss. Da sahen sie, wie die Adler Lachse frassen. Sie gingen zum Ufer hinab und sahen zwei Mädchen, welche ein Lachswehr an einer starken Stromschnelle bauten, indem sie Pfähle in die Spalten und Löcher des felsigen Ufers trieben, um die Wehre dagegen zu stützen. Diese Löcher sind noch heute zu sehen. Als das Wehr fertig war, gingen die Mädchen fort. Die Brüder folgten ihnen in einiger Entfernung vorsichtig nach, so dass sie nicht gesehen werden konnten Bald sahen sie Rauch aufsteigen und erblickten an einer engen Stelle des Flusses am gegenüberliegenden Ufer ein Haus. Dort hinein gingen die Mädchen. Sie kamen bald wieder und begannen an einer Hundehaardecke zu arbeiten, die am Ufer über eine Querstange hing. Jede arbeitete an einer Seite der Decke. Die Brüder schlichen herab. Der ältere stiess den jüngeren an und flüsterte: „Ich glaube, dies hier ist die ältere. Die will ich nehmen. Nimm Du die jüngere." Dann schossen sie ihre Pfeile gegen die entsprechenden Enden der Decke. Sie gingen über den Fluss und setzten sich neben die Mädchen. Diese sahen einander an und wussten nicht, was sie sagen sollten. Sie gingen in's Haus. Die Brüder folgten ihnen und heiratheten sie. Dann sprach der ältere Bruder: „Ich will hier bleiben. Gehe Du nach Hause und nimm Deine Frau mit" „Nein", versetzte der jüngere. „Ich will bleiben. Kehre Du zurück." Und so geschah es. Sie hatten viele Kinder. Der ältere wurde der Ahne der Mōhō'tl'ath, der jüngere wurde der Ahne der Ts'oma'as'ath.

22. Stammessagen einiger Geschlechter der Ts'iciā'ath.

1. Ts'iciā'ath. Zwei Mädchen gingen aus, Cederbast zu holen, und fanden einen jungen Wolf, der noch blind war. Sie tödteten ihn, rissen ihn in zwei Hälften und nahmen die eine Hälfte mit nach Hause; sie wurde ein starkes Zaubermittel. Seither tanzen die Ts'iciā'ath, wie diese Mädchen, als sie den Wolf fanden.

2. Nee'ā'ath. Ein junger Mann hörte einen Wal blasen, konnte ihn aber nicht finden, obwohl er sich sorgsam umschaute. Endlich ging er zum Strande hinab. Da fand er einen Wal, der nicht länger war, als ein Finger. Er fing ihn und er wurde sein Talisman. Seither tanzt sein Geschlecht mit der Walmaske.

3. Tla'semīesath. Ein junger Mann ging in den Wald und machte sich fern vom Dorfe am Strande ein grosses Feuer. Er schlief dort ein. Er erwachte davon, dass er jemand rufen hörte: ē, ē! Er hob seinen Mantel vom Gesicht und sah zwei Mädchen, die sich am Feuer wärmten, erst von vorne, dann von hinten. Sie trugen lange Federn auf dem Kopf und hiessen daher Aia'tlk'ē (= Feder auf Kopf). Daher tanzen die Tla'semīesath den Aia'tlk'ē im Tlokoala.

4. Ha'mēyisath. Ein Waisenknabe ging einst aus, Seeottern zu jagen. Er hatte keine Verwandte ausser einer kleinen Schwester. Endlich erblickte er eine Seeotter und schoss sie. Sein Pfeil traf sie gerade in den Bauch, tödtete sie aber nicht, sondern ging mitten durch sie hindurch. Nachdem er viele Pfeile vergeblich abgeschossen hatte, zielte er auf ihren Kopf und tödtete sie so. Als er sie nun in's Boot nahm, sah er, dass ein Loch mitten durch den Bauch des Thieres ging und dass alle seine Pfeile hindurch geflogen waren. Fortan gebrauchte er die Seeottermaske beim Tanze.

5. K·utsEmhaath. Ein Mann fand fern von allen Ansiedelungen, an einer Stelle, die nie von Menschen besucht wurde, einen kleinen Speer, der dem Waldgeiste Tc'ēnē'ath gehörte, welcher einen rothen Strich quer über seinen Körper laufen hat. Daher tanzte er und sein Geschlecht mit der Maske des Tc'ēnē'ath, an welche der Speer befestigt ist. Sie tragen auch einen rothen Strich quer über den Körper.

6. Kuai'ath. Ein Mann tödtete einen Wal und band ihn am Ufer fest. Er liess seine Tochter die Harpunleine halten, bis seine Freunde kamen, den Wal zu zerlegen. Als er fortgegangen war, sie zu rufen, ward der Wal wieder lebendig. Das Mädchen wusste nicht, was sie thun sollte. Sie hörte viele Leute im Innern des Wals sprechen und schreien. Der Wal schwamm aber nicht fort, sondern blieb nahe dem Ufer. Als ihr Vater zurückkam, erzählte sie ihm, was geschehen war. Daher gebraucht sein Geschlecht im Tanze die Maske eines Wales und eines Mannes.

23. Das Weibervolk.

Vor langer Zeit lebten in Alberni nur Frauen. Niemand wusste, woher sie kamen. Endlich wanderten sie nach Osten hin aus und nahmen alle Arten von Muscheln mit. Daher giebt es bis heute keine Muscheln mehr in Alberni. Die Ts'iciā'ath wanderten später von der Aussenküste aus den Alberni-Canal hinauf und trafen an dessen oberem Ende mit den Hōpitcisā'ath zusammen, welche die Nanaimo-Sprache redeten. Noch die vorige Generation gebrauchte die Nanaimo-Sprache ebenso viel, wie die Nutka-Sprache.

— Im Anfange ruderten die Menschen so, dass sie die Ruder die schmale Seite voran durchs Wasser zogen, bis jemand entdeckte, dass die Ruder wirkungsvoller waren, wenn man die flache Seite gegen das Wasser stemmte. Seitdem ruderte man so, wie es heute geschieht.

— Im Anfange gebrauchten die Menschen Harzboote. Sie gossen immer Wasser darüber, damit sie nicht schmolzen, und gingen nur vor Sonnenaufgang fischen.

— Der Donnervogel gebraucht eine Schlange, Hahē'k·tōyek·, als Gürtel. Ihre Knochen sind ein gewaltiges Zaubermittel.

— Bei Mondfinsternissen wird der Mond von der Thür des Hauses des Himmelshäuptlings gefasst, welche jeden verschlingt, der das Haus betritt. —

(28) **Eingegangene Schriften:**

1. Jahresbericht des Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für 1891. Wien 1892. (Sep.-Abdr. a. Bd. XXII [d. neuen Folge XII] d. Mitth. d. anthropol. Ges. in Wien.) Gesch. d. Gesellschaft.
2. Brazier, J., Catalogue of the marine shells of Australia and Tasmania. Sydney 1892. (Cat. No. 15, part I. Cephalopoda.) Gesch. d. Austral. Mus.

Ausserordentliche Sitzung vom 9. Juli 1892
im Hörsaale des Kunstgewerbe-Museums.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Der Vorsitzende begrüsst die nach längerer Abwesenheit in der Sitzung erschienenen Mitglieder Schweinfurth, Boas und von den Steinen, sowie die Gäste Hrn. Ingenieur Lorenz und Hrn. Hauptmann v. Pawels. —

(2) Am 1. Juni ist, nach jahrelangem, mit grosser Geduld getragenem Leiden, der Bergrath a. D. Franz Fritz v. Dücker zu Bückeburg an Lungenentzündung gestorben. Derselbe gehörte zu den ersten, welche am Ende der 60er Jahre die neue prähistorische und halb paläontologische Bewegung in sich aufnahmen und eifrig zu fördern bemüht waren. Seine Stellung als Verwaltungsbeamter im Bergfach und seine vielfachen Beziehungen zu Grossgrundbesitzern gewährten ihm vielfache Gelegenheit, in den Provinzen Brandenburg, Schlesien und Pommern prähistorische Beobachtungen zu sammeln, wie er denn auch in seiner Heimaths-Provinz Westfalen seine Aufmerksamkeit mit zuerst auf die Renthierfunde richtete.

Der Vorsitzende erinnert sich, die Bekanntschaft des begabten Mannes bei Gelegenheit der Epoche machenden Wander-Vorträge des Hrn. Carl Vogt gemacht zu haben. Damals lernte er auch die enthusiastische und deshalb leicht über die Thatsachen weit hinausgreifende Betrachtungsweise desselben bei Gelegenheit einer Excursion nach Saarow bei Fürstenwalde (17. November 1867) kennen. Der damalige Berg-Assessor v. Dücker glaubte daselbst, bei der am Scharmoissel-See gelegenen Pechhütte, Gräber eines Pygmäengeschlechts aufgefunden zu haben, welches noch vor der Steinzeit gelebt habe. Wir fanden in einem Föhrenwalde flache, lange Hügel, welche sich in der That als Gruppengräber erwiesen. Diese erschienen äusserlich als blosse Erdhügel, innen fanden sich jedoch Steinsetzungen mit zum Theil zerschlagenen Steinen, meist zusammengestürzte Steinkisten. Schon in der bedeckenden Erde waren Urnenscherben zerstreut; unter den Steinen stiessen wir zunächst wieder auf Scherben, tiefer jedoch auf grosse Urnen mit überragenden Deckeln, umgeben von mehreren (bis zu 5) kleineren Beigefässen von verschiedener Grösse. In den grossen Urnen lagen gebrannte und zerschlagene Knochen, zwischen denen ich Bronzeperlen und einen Ring mit 3 Windungen fand. Die auf Pygmäen bezogenen Knochenreste erwiesen sich als Bestandtheile von Kinderskeletten; die meisten Urnen enthielten jedoch Knochenreste von offenbar kräftigen Erwachsenen. In der Umgebung liessen sich geschlagene Feuersteinsplitter sammeln.

Seit der Gründung unserer Gesellschaft hat Hr. v. Dücker zahlreiche Mittheilungen an uns gelangen lassen, von denen namentlich die ersten Jahrgänge

unserer Verhandlungen eine ganze Reihe enthalten. Später machte er, im Auftrage der Laurion-Gesellschaft, eine wissenschaftliche Reise nach Griechenland, wo er Spuren des Menschen in den tertiären Schichten von Pikermi entdeckt zu haben glaubte. Keiner seiner Funde brachte eine angeregte Frage zu einem endgültigen Abschlusse, aber er hat das grosse Verdienst, die Aufmerksamkeit auf wichtige Plätze gelenkt zu haben, die sich bei weiterer Untersuchung als sehr fruchtbar erwiesen. Der Vorsitzende spricht ihm seinen persönlichen Dank in wärmster Weise aus: er verdankt dem Verstorbenen namentlich die erste Anregung zu seinen Untersuchungen in Königswalde und am Ucker-See. —

Am 31. Mai ist zu Klosterneuburg bei Wien ein Freund der Gesellschaft, der berühmte Wiener Psychiatriker Theodor Meynert, im 59. Lebensjahre, durch den Tod abberufen worden. Seine strenge Methode und seine genaue Kenntniss der Gehirn-Pathologie hat ihm einen bestimmenden Einfluss auf seine Fachgenossen gesichert. Er war stets bereit, bei grossen Gelegenheiten, so noch auf dem X. internationalen medicinischen Congress in Berlin 1890, seine lichtvollen Vorträge zu halten [1]. —

(3) Vom 10. bis 14. August versammelt sich zu Antwerpen die Fédération d'archéologie Belge. —

(4) Der Vorsitzende erinnert an die 7. Hauptversammlung der Nieder-Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde, die am 10. und 11. Juli zu Neuzelle zusammentritt. —

(5) Ein Aufruf eines in Altenburg zusammengetretenen Comités zur Errichtung von Denkmälern für Brehm (Vater und Sohn) und für Schlegel wird verlesen und eine Liste zur Zeichnung von Beiträgen in Umlauf gesetzt. —

(6) Hr. Vaughan Stevens berichtet wiederum über die Negritos von Malacca. Eine nähere Mittheilung wird vorbehalten. —

(7) Hr. Julius Sauer in Hildburghausen übersendet unter dem 1. Juli einen Zeitungsbericht über

ein siamesisches Kind mit pithekoiden Eigenschaften.

In dem London and China Telegraph lese ich Folgendes: „June 14th. 1892. Mr. Salomon has arrived at Hongkong with six Siamese foot-ball-players and a child, which he describes as a link between man and monkey. The child is 6 years old, with a smallshaped head, but a not unpleasant face. He or it is dumb, but utters cries and rarely laughs. The chief peculiarity is, that it walks not unfrequently on all fours voluntary, and even when half erect the hands are like a monkeys. His mother accompanies him. Mr. Salomon is showing the troupe in Australia and reaching America for the Chicago Exhibition." —

(8) Hr. R. Virchow zeigt die

Nachbildung einer chinesischen Münze in Nephrit,

welche ihm durch Hrn. Dr. Troll in Wien (unter dem 2. Juni) in zuvorkommender

1) Ein warm geschriebener Nekrolog von Anton ist in der Wiener klinischen Wochenschrift (1892) Nr. 23 veröffentlicht.

Weise geschenkt worden ist. Dieser hat dieselbe auf seiner letzten Reise in Khotan. Chines. Turkestan. erworben. —

(9) Das correspondirende Mitglied, Hr. Paolo Orsi in Syracus, übersendet mit Schreiben vom 3. Juni der Gesellschaft zwei Kisten mit

Schädeln von Megara Hyblaea.

„Vor zwei Tagen habe ich an die Anthropologische Gesellschaft zwei Kisten mit Schädeln, die in Megara Hyblaea gefunden wurden, geschickt. Sie stammen von den Gräbern Nr. 818 und 821 der Nekropole, deren Inhalt ausser einigen korinthischen Gefässen Alabastra von braunem bucchero (nicht etruskisch), ein Alabastrum von ägyptischem Porzellan und einen Spiralring in Silber (?Ag) aufweist, die ohne Zweifel an das Ende oder den Anfang des 6. oder 7. Jahrhunderts v. Chr. gehören. Die Stadt wurde 482 v. Chr. zerstört, daher sind die Materialien der Nekropole archaisch; die Bevölkerung war eine dorische.

„Ueber die ersten Ausgrabungen in Megara ist gerade in diesen Tagen eine grosse Publication erschienen: Megara Hyblaea, storia, topografia, necropoli ed anatemata per Fr. Sav. Cavallari e P. Orsi (Roma 1892, fol. fig. col. 266 mit 10 Tafeln)." — —

Hr. Rud. Virchow: Das so wohlgemeinte Geschenk des Hrn. Orsi, das für uns höchst lehrreich und daher sehr erwünscht gewesen wäre, ist leider durch ein recht tragisches Geschick betroffen worden. Die beiden Schädel, welche uns den Typus der alten Colonisten von Naxos und Megara hätten vorführen sollen, lagen, obwohl jeder von ihnen vorsorglich in einer besonderen Kiste verpackt war, als diese Kisten geöffnet wurden, in lauter Trümmern vor uns. Nur der eine Unterkiefer war ganz, der andere grossentheils erhalten: ausserdem war das eine Gesicht so weit unversehrt, dass sich der osteologische Charakter beurtheilen lässt. Alles Uebrige, namentlich die eigentlichen Gehirntheile der Schädel, war so zertrümmert, und zum Theil abgerieben, dass sich eine ausgedehntere Restauration nicht vornehmen liess und dass daher von Messungen kaum die Rede sein kann.

Beide Schädel scheinen, nach der Zartheit der Knochen und der Feinheit der physiognomischen Züge, insbesondere nach der Bildung der Stirn und des Scheitelbogens, Weibern angehört zu haben. Der eine (Nr. 818) stammt wohl von einem jungen Mädchen, der andere (Nr. 821) von einer älteren Frau. Die Beschaffenheit der Zähne lässt über das Alter keinen Zweifel. Bei beiden macht sowohl die Form des Schädels, als die Bildung des Gesichts es höchst wahrscheinlich, dass die Trägerinnen dieser Schädel anmuthige Erscheinungen waren. Ein leichter alveolarer Prognathismus, wie er so oft bei Mädchen und Frauen vorkommt, mag dem Ausdruck etwas Piquantes gegeben haben. Beide Unterkiefer sind sehr eigenthümlich gebildet: da sie einander in den meisten Stücken höchst ähnlich sind, so sollen sie am Schlusse neben einander besprochen werden.

1. Der Schädel, der die syrakusaner Zahl 818 trägt und einer jugendlichen Weibsperson angehört haben muss, ist am stärksten zertrümmert. Seine Knochen sind leicht, dünn und brüchig. Vom Schädel selbst haben sich nur die Dachknochen am Mittel- und Hinterhaupt zusammenfügen lassen; das in Hauptheilen erhaltene Stirnbein hat sich nur an einer Stelle an das linke Parietale anfügen lassen. Diese Knochen machen in ihrer Wölbung den Eindruck relativer Weite. Insbesondere hat das Hinterhaupt eine volle Wölbung, die Oberschuppe steht weit hinaus, die Lambdanaht ist stark gezackt, die Facies muscularis mit reicher Muskel-

zeichnung versehen, dagegen die Protub. externa schwach. Die Parietalia sind dicker, gehen aber hinten weit auseinander. Der eine erhaltene Warzenfortsatz ist kräftig, aber abgeplattet. Die Stirn ist niedrig, glatt, fast ganz ohne Glabella. Tubera schwach. Der hintere Theil des Stirnbeins, der schnell in die Scheitelcurve umbiegt, ist flach. Links, ungefähr in der Mitte zwischen Sut. coron. und Tuber, liegt ein grösserer, flacher Eindruck (26 auf 20 *mm*) mit etwas unebener Fläche, wie wenn er mit der Kuppe eines Fingers eingedrückt wäre, wahrscheinlich von einem Trauma. Supraorbitalwülste fehlen fast vollständig, die Stirnhöhlen sind entsprechend klein. Die Seiten des Schädels und die Basis sind ganz zertrümmert; selbst von den Schläfenbeinen sind nur Stücke der Felsenbeine mit weiten, trichterförmig geöffneten, aber von vornher stark zusammengedrückten Gehörgängen vorhanden.

Das Gesicht ist, namentlich auf der rechten Seite, erträglich erhalten und von sehr angenehmer Form. Seine Höhe beträgt von der Sut. naso-frontalis bis zum Kinn 118, bis zum Zahnrande 79, bis zum Alveolarrande 70 *mm*. Der etwas kurze Jochbogen ist angelegt, ebenso das kräftige Wangenbein. Die Orbita ist niedrig, sehr breit und in dem schiefen Durchmesser nach oben und innen, und nach unten und aussen ausgebuchtet; ihre Höhe beträgt 41, ihre Breite 30 *mm*, ihr Index also 73,1, hyperchamaekonch. Nase voll, Wurzel hoch in das Stirnbein eingreifend, Rücken gerundet und vortretend, Ende abgebrochen, Apertur gross und hoch: Höhe 55, Breite 26 *mm*, Index also 47,2, schwach mesorrhin. Der Oberkiefer kräftig, mässig prognath, der Alveolarfortsatz 16 *mm* hoch. Gaumen tief, stark gewölbt, 50 *mm* lang, 38 breit, Index 76, leptostaphylin. Längs des inneren rechten Alveolarrandes der 3 Molaren eine stark höckerige, niedrige Hyperostose in Form eines Wulstes. Zähne vollständig vorhanden: Molaren und Praemolaren mit ganz unversehrten Kronen, die Canini und Incisivi dagegen an der Schärfe stark, bis in das Dentin abgeschliffen.

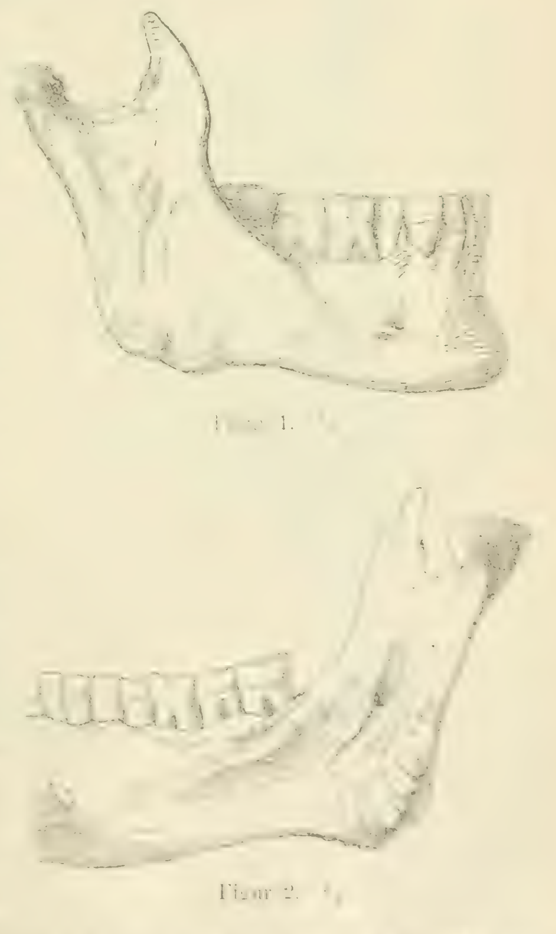
Am Unterkiefer ist der linke Ast zerbrochen und aus seinen Stücken nicht zu restauriren. Der Knochen ist ziemlich kräftig, in der Mitte 32 *mm* bis zum Alveolarrande hoch, an den Seitentheilen, namentlich in seinem hinteren und oberen Abschnitte dick, indem der oberhalb der Linea obliqua interna liegende Theil wallartig nach innen vortritt. Die Zähne und der Alveolarrand deutlich prognath, dem des Oberkiefers ähnlich. Der untere Rand des Kiefers in der Mitte etwas eingebogen, aber, der Kinngegend entsprechend, breit ausgelegt und daher dreieckig aussehend. Das eigentliche Kinn etwas über dem Rande in Form eines gerundeten Vorsprunges. Die Distanz beider Winkel von einander anscheinend nicht gross. Der rechte Winkel mit starker Muskelzeichnung, nach aussen vorgebogen und an seinem vorderen Umfange am unteren Rande nach Art eines Processus lemurianus abgesetzt. Er bildet genau genommen zwei Vorsprünge, die durch eine tiefe Zwischenfurche getrennt sind. Von da an erstreckt sich sowohl an der äusseren, als namentlich an der inneren Seite eine unebene, durch Vorsprünge und Furchen ausgezeichnete Zone in die Höhe. Der Ast steil und breit (30 *mm*). Der Gelenkfortsatz steigt unter einem Winkel von 118° auf; sein Ende liegt erheblich tiefer, als die Spitze des Proc. coronoides, indem der Proc. condyloides nur 61 *mm* lang ist, während der fast senkrecht (unter 89°) aufgerichtete Proc. coronoides 67 *mm* misst. Dem entsprechend ist die Incisur ungewöhnlich kurz und tief. Zähne vollständig, meist intact; nur die Canini und Incisivi stärker eingeschnitten.

2. Der Schädel Nr. 821, der einer älteren Frau angehört hat, ist an den Seitentheilen und der Basis in ganz kleine Trümmer zerbröckelt. Die Knochen sind sehr brüchig und von mässiger Dicke. Am Dach fehlt das ganze Hinterhaupt. Die

schöne Stirn ist niedrig, breit (in minimo 95 *mm*, an den schwach vortretenden Tubera 60 *mm*) und flach gewölbt. Ihre Oberfläche ist sehr glatt, auch die Supraorbitalwölbungen sind schwach; mässig vertiefte Glabella, kleine Stirnhöhlen. Die ganz weibliche Stirn geht schnell in die flache, oben volle Scheitelwölbung über. Die grösste Parietalbreite beträgt 126 *mm*. Die Plana temporalia erreichen die Tubera, sind aber etwas vorgewölbt. Von der Sagittalcurve entfallen 127 *mm* auf das Stirnbein, 122 (?) auf die Parietalia. Die Warzenfortsätze schwach entwickelt, niedrig, an der Basis dick, etwas schräg gestellt, mit stark verjüngter Spitze; sie enthalten durchweg grosse Luftlöcher. Die Gehörgänge mit trichterförmigen, grossen, etwas ovalen Eingängen. An der inneren Fläche der Schädeldachknochen tiefe und ungewöhnlich stark verästelte Sulci arteriosi; neben der Mitte der Pfeilnaht jederseits eine grosse, flache Grube.

Vom Mittel-Gesicht ist wenig erhalten. Ein Stück des Oberkiefers, das mediane, erscheint sehr zart, ganz niedrig; der sehr prognathe Alveolarfortsatz ist 19 *mm* lang. Grosse Oberkieferhöhle. Fossa canina flach.

Der Unterkiefer ist vollständig vorhanden. Form und sonstige Eigenschaften sind denen des vorher beschriebenen ganz ähnlich, nur ist sein Mittelstück weniger kräftig. Es hat nur eine Höhe von 27, bis zum Zahnrande von 36 *mm*. Auch das breit gerundete, vortretende Kinn ist an sich schwach, dagegen ragt der untere Rand im Ganzen stärker vor (Fig. 1). An der Stelle der Spina ment. int. eine doppelte Reihe von Vorsprüngen. Der Alveolarrand wenig vortretend. Zähne gross, sämmtlich vorhanden gewesen, nur vier nachträglich ausgefallen; sie sind bis tief in die Kronen hinein abgenutzt, das Dentin blossgelegt. Längs des Alveolarrandes, besonders rechts, eine exostotische Linie (Fig. 2). Der ganze Abschnitt des Knochens über der Linea obliqua stark vortretend.


Fig. 1.

Figur 2.

Grosse Foramina mentalia, das rechte durch eine Querbrücke getheilt (Fig. 1). An den Winkeln ganz ähnliche Processus lemuriani mit einem Doppelvorsprung nach unten, sehr scharf gegen den unteren Rand des Knochens abgesetzt. Auch hier ziehen sich innen und aussen, besonders stark innen, unebene Flächen mit tiefen Eindrücken und Vorsprüngen weiter hinauf. Abstand der Winkel von einander 107 *mm*. Die Aeste sehr steil und breit ([illegible] *mm*); der Winkel-

ansatz des Gelenkfortsatzes beträgt 120°, dagegen steht der Proc. coronoides ganz senkrecht (90°). Ersterer hat eine Länge von 64, letzterer, der auch sehr breit ist, eine solche von 67 *mm*. Die Incisur schmal und tief. Am linken Proc. condyloides, und zwar an dem inneren Ende desselben, ein nach vorn gerichteter exostotischer Vorsprung, rechts (Fig. 2) nur ein stumpfer Höcker. —

Immerhin ist von diesen Schädeln etwas mehr zu sagen, als von der früheren Sendung des Hrn. Orsi (Verhandl. 1891, S. 413), wo die Mehrzahl gleichfalls weiblich zu sein schien. Leider waren damals keine Unterkiefer mitgekommen, so dass gerade diese Vergleichung, die so interessant wäre, unmöglich ist. Am meisten auffällig ist diesmal die Bildung des Kieferwinkels und der Aeste, wo alle Stellen, welche dem Ansatze von Muskeln und Fascien dienen, in ganz ungewöhnlicher Stärke ausgebildet sind. Zum Theil erstreckt sich dies noch weit über die angulare Gegend hinaus. So deutet die Verlängerung des Proc. coronoides und die Höhe der Linea semicirc. superior auf eine starke Entwickelung des M. temporalis. Die starke Abnutzung der Zähne bei der älteren Frau, gleichzeitig mit der auch bei dem jungen Mädchen bemerkbaren, theils hyper-, theils exostotischen Verdickung des Alveolarrandes am Unterkiefer, beweist eine besondere Stärke der Kauthätigkeit und den Gebrauch harter und reizender Körper beim Essen. Letztere Erscheinung erinnert an die Hyperostose der Alveolarränder, die ich wiederholt bei Nord-Amerikanern von der Westküste besprochen habe (Crania americana, S. 28). Ein volles Verständniss dieser, vielleicht erblichen Variation würde jedoch erst gewonnen werden können, wenn wir die Lebensweise der sicilianischen Megaräer und die anatomische Anordnung ihres Muskel- und Bänder-Apparates am Unterkiefer genau kennten. —

(10) Hr. Victor Gross zu Neuveville sendet Photographien der

Hand eines Mannes mit zwei Daumen.

„Dans le no. du 16. nov. 1889 des Rapports de votre Soc. d'anthropologie se trouve la description d'une main de nègre portant 6 doigts. Ayant découvert, par hasard, dans ma clientèle un cas analogue, je pense vous intéresser en vous le communiquant. Il s'agit d'un homme de 37 ans, qui habite Neuveville depuis quelques années, et qui porte à la main droite un doigt supplémentaire, qui, comme le pouce, est formé d'un os de métacarpe à deux phalanges. L'ongle bien conformé est un peu crochu. Les deux phalanges sont sensiblement recourbées sur la paume de la main. Ce second pouce n'a pas de mouvement propre, et il ne se meut qu'avec le vrai pouce. Les deux os du métacarpe sont soudés par leurs bases et l'articulation ne se meut que par la surface articulaire du vrai pouce. Ce dernier est un peu grêle, les muscles légèrement atrophiés, et le métacarpe parait moins gros que dans un pouce normal. Cet homme, qui est horloger de son état, n'est aucunement gêné par cette infirmité: il joue même de la trompette sans aucune gêne.

„Il n'y a eu jusqu'ici aucun cas de Polydactylie ou d'anomalie quelconque, ni aux pieds ni aux mains, dans sa famille. Il est père de deux enfants tout-à-fait normaux sous ce rapport.

„A la question si sa mère avait eu une émotion pendant sa grossesse, il me répondit qu'elle avait eu peur d'un corbeau!" —

Hr. Rud. Virchow: Der eifrigste Erforscher und zugleich der beste Kenner der merkwürdigen Doppeldaumen war wohl unser vor Kurzem verstorbenes

correspondirendes Mitglied, Wenzel Gruber. Bis zum Jahre 1881 einschl. hatte er 7 Fälle davon zergliedert und ausserdem noch 5 an Lebenden beobachtet (Mein Archiv f. pathol. Anat., Bd. 86, S. 501). Dazu kamen später noch 2 neue Zergliederungen (ebendas. 1884, Bd. 95, S. 187). Das merkwürdigste Ergebniss dieser Untersuchungen war, dass „nach dem Verhalten am Skelet und an der Muskulatur keiner der Fälle dem anderen vollkommen glich". Auf die Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz; ich will nur hervorheben, dass eine so grosse Variabilität innerhalb eines, dem Anschein nach höchst constanten Ab-



weichungs-Verhältnisses jeden neuen Fall wichtig erscheinen lässt. Es wird sich eben darum handeln, wenigstens das osteologische Verhältniss, auch bei Lebenden, genau festzustellen. Dabei ist vor Allem die Zahl der Phalangen und die Bildung des Metacarpale I von Bedeutung, insofern, als zuweilen 2 Phalangen vorhanden waren, andermal 3, einmal auch nur eine einzige (synostotische), und als manchmal ein doppeltes Metacarpale I, andermal ein einfaches, und zwar häufiger ein normales, selten ein Metacarpale bifurcatum gefunden wurde. Der Fall des Hrn. V. Gross, wo die beiden Metacarpalia I an ihrer Basis verschmolzen sind,

scheint diesem Metacarpale bifurcatum von W. Gruber (vgl. Mein Archiv, Bd. 95, S. 187, Taf. VIII, Fig. 3) nahe zu stehen, nur dass der Praepollex nach der Angabe des Hrn. V. Gross überhaupt keine Metacarpal-Artikulation hat, sondern



sich wie ein blosser Anhang des eigentlichen Daumens darstellt, nach Analogie der so häufigen Verhältnisse bei der ulnaren Polydactylie. Für die Gewinnung einer wahren Theorie der Polydactylie hat dieses Detail, und noch manches andere, grossen Werth. —

(11) Hr. Pastor Becker, gegenwärtig zu Lindau, Anhalt, berichtet unter dem 22. Juni über

Anhaltische Alterthümer.

I. Eine neue Hausurne mit Pferdeköpfen am Dache von Hoym.

In dem so eben ausgegebenen Schlusshefte der Zeitschrift des Harz-Vereins f. Gesch. u. Alterthumsk., 24. Jahrg., 1891, S. 549 ff. berichtet Hr. Amtmann Hans Behm aus Hoym über die Auffindung einer Hausurne am 30. September 1889. Es ist mir in diesem Frühjahr verstattet gewesen, und zwar zumeist durch die Güte des Hrn. v. Röder in Hoym, nicht allein die Urne selbst einer eingehenden Be-

sichtigung zu unterwerfen, sondern auch mit dem Leiter des Dampfpfluges, dem Hauptbetheiligten bei der Ausgrabung, mich zu besprechen und den Fundort anzusehen. Wenn das auch zunächst geschehen ist in einer Folge Aufforderung und behufs Besprechung des Fundstückes für den Harz-Verein, so erlaube ich mir doch, auch Ihnen eingehendere Mittheilung über den Fund zu machen.

Hoym liegt in dem nord-östlichen Vorlande des Harzes, also auch in der „classischen Gegend für die Hausurnen", und zwar an der alten Chaussee zwischen Aschersleben und Quedlinburg, etwa in der Mitte zwischen beiden Städten. Es ist ein kleines anhaltisches Städtchen, das schon 961 unter dem Namen Hahem und 1084 unter dem von Hoym erwähnt wird, ein Name, der „nach Förstemann Hohheim bedeuten" soll. Das jetzige Hoym liegt allerdings nicht auf der Höhe, sondern in einer Niederung, durch welche die Selke, vom Harze kommend, der



Bode zufliesst, jedoch unmittelbar an den südlichen Abhang des hier erweiterten Selkethales angelehnt. Als wir behufs Aufsuchung des Fundortes auf der Strasse nach Halberstadt aus Hoym hinausfuhren, ging es unmittelbar beim Verlassen des Ortes bergan und wir brauchten nicht weit zu fahren, da hatten wir unmittelbar hinter einem zur Rechten des Weges auftauchenden Gehölz die Faule-Teichs-Breite vor uns, woselbst der mitfahrende Leiter des Dampfpfluges — seinen Namen habe ich mir leider nicht angemerkt — uns wenig ab von der Strasse die Fundstelle bezeichnete. Wir waren da auf einer hoch gelegenen, ziemlich grossen Ebene, die in weitem Bogen nach Norden und Osten zu den Wiesen des Selkethales abfiel und auch im Westen ein Querthal, den Sültegraben, noch jetzt mit etwas Wasser, zeigte. Das war also im Grossen und Ganzen eine gleiche Oertlichkeit, wie ich sie öfter in dieser Gegend als ausgesuchte Stelle für eine vorgeschichtliche

Niederlassung beobachtet habe: eine mässige Bodenerhebung in der Nähe ausgedehnter früherer Sumpfflächen, und nur von einer Seite zugänglich.

Die Auffindung war eine gelegentliche gewesen. Der Dampfpflug war auf ein Hinderniss gerathen, dasselbe hatte sich als Deckbelag einer Begräbnissstätte erwiesen und hatte aus Steinplatten bestanden: beim Aufwühlen derselben hatte die Radehacke das Dach der Urne gefasst und eingeschlagen, man hatte den Inhalt, verbrannte und zerkleinerte Knochen, ausgeschüttet, und als man das erhoffte Gold nicht fand. Alles achtlos bei Seite geworfen, bis Hr. Behm, dazu kommend und den Werth des Fundes sofort erkennend, die grösste Sorgfalt anwandte, um die Stücke möglichst sämmtlich wieder zusammenzubringen, was denn auch fast vollständig gelungen ist. Das einzige Beigefäss, der Beschreibung nach einer Obertasse ähnlich und mit einem Henkel versehen, ist allerdings verloren gegangen, dagegen eine grosse Bronzenadel (Fig. 1) vollständig erhalten. Hervorheben möchte ich, da dieser Umstand nicht bestimmt herausgehoben ist in dem Berichte des Hrn. Behm, dass der Dampfpflugleiter bestimmt von einer Steinkiste erzählte, in welcher die Urne untergebracht gewesen sei, d. h. von einem etwa 1 *m* breiten und langen, viereckigen Raume von nicht ganz so grosser Tiefe, der durch unbearbeitete Steinplatten ohne Mörtel hergestellt und mit stärkeren Steinplatten gedeckt war. Die Seitenplatten, von denen noch eine aufgehoben war, waren auffallend dünn und, nach Aussage der Leute, nicht aus der Hoymer Flur (anscheinend Sandstein).

Die Hausurne selbst gehört zu der Unterabtheilung der Hausurnen im engeren Sinne. d. h. solcher mit einer Firstlinie auf dem Dache, und erhöht die Zahl derselben auf 5. Nr. 1 bildet die sogenannte Königsauer Hausurne vom Lausehügel des Wilsleber Pfarrackers; 2 und 3 sind die Wilsleber Zwillinge von einem Rittergutsbesitz bei Wilsleben, und Nr. 4 ist eine Hausurne von Stassfurth. Von sämmtlichen bekannten Hausurnen aus Deutschland würde es die 16. sein. Es sind ausserdem noch 4 bekannt geworden mit einem hochgezogenen, kegelförmigen Dache, das in einer abgeplatteten Spitze endigt (aus Burgkemnitz, Polleben. Unseburg und Tochheim); 5, deren Dach eine flache Kuppel bildet (Luggendorf, Kiekindemark, Sandow, und 2 aus Wulferstedt) und endlich 2 mit Gefässcharakter (eine von der Clus und eine aus Nienhagen bei Halberstadt). Von diesen 16 stammen 11 aus dem nord-östlichen Vorlande des Harzes und nur die meisten mit kuppelförmigem Dache sind nicht da gefunden, sowie 2 von denen, deren Grundform die Köthe, die noch jetzt gebrauchte Holzhauer-Hütte des Harzes, zu sein scheint, nehmlich die von Burgkemnitz und Tochheim.

Unter den eigentlichen Hausurnen steht nun die neugefundene Hoymer am nächsten den Wilsleber Zwillingen. Ich bitte, mir den Ausdruck zu gestatten der Kürze halber. Sie erklären sich gegenseitig.

So ist der Grundriss der Hoymer Hausurne in ausgesprochenster Weise ein länglich runder (24 zu 18 *cm* Durchmesser). Man konnte bei den Wilsleber Zwillingen zweifelhaft sein, ob ein viereckiger oder ein länglich runder Grundriss anzunehmen sei, und, obwohl die Rundung ziemlich deutlich heraustrat, konnte man doch, im Hinblick auf unsere jetzige Bauweise, sowie die deutlich viereckige Form der Königsauer Hausurne und die Dachconstruktion, geneigt sein, die viereckige Form für die eigentlich gemeinte anzusehen. Das wird kaum noch möglich sein bei der nahen Verwandtschaft der Wilsleber Hausurnen mit der Hoymer.

Die Seitenwand sitzt in unserer neuen Hausurne in ziemlich rechtem Winkel auf der ebenen Grundfläche auf und eine zur Grundfläche senkrechte Linie auf der Seitenfläche ist überall gerade.

Die Thüröffnung ist nahezu quadratförmig, indem jede Seite 8 *cm* Länge und die obere Breite 7 *cm* misst. Die Einfassungsleiste steht etwa $2^1/_2$ *cm* vor und fehlt oben. An beiden Seiten flacht sie sich nach dem Dache zu ab und es tritt statt ihrer oben über der Thür die Dachleiste ein. Die Oeffnungen für den Lochstab sind ziemlich gross und länglich, also für einen hölzernen Lochstab berechnet gewesen. Es hat sich auch von einem solchen keine Spur mehr gefunden.

Bei den Wilsleber Zwillingen fehlt auch unten die Einfassungsleiste. Ich würde geneigt sein, die Wilsleber Construktion für einen Fortschritt gegenüber der Hoymer zu halten. Eine solche Leiste unten musste beim Einsteigen über die hohe Schwelle nur hinderlich sein und als man dies Hinderniss beseitigen wollte, verfiel man auf den Gedanken, der bei den Wilsleber Zwillingen angewandt ist, die Thürplatte oben durch eine Art von Nägeln festzumachen oder sie in Angeln derartig aufzuhängen, dass man sie nach oben etwas aufklappen konnte, wonach sie dann durch ihr eigenes Gewicht von selbst wieder zufiel. Danach wäre die Annahme, dass die Hoymer Urne zeitlich etwas früher stehe, als die Wilsleber, nicht ohne eine gewisse Unterlage.

Die Vorsatzthür ist nur eine einfache, an den Ecken etwas abgerundete Platte ohne Knopf für den Lochstab und ohne irgend welche Besonderheiten.

Die schrägen Flächen des Daches sind auch hier ein wenig nach aussen gewölbt, wie bei den Wilsleber Hausurnen. Auch die Giebelflächen sind so. Jede derselben ist aber deutlich dadurch, dass die Firstlinie auf denselben weiter geführt wird, in 2 Theile getheilt, so dass sich der Grundriss des Daches hier an den Giebelenden etwas zuspitzt, ähnlich dem Bilde einer Citrone. Die Dachsparren, sowie der Firstbalken sind aber hier nicht körperlich ausgeführt, wie bei den Wilsleber Zwillingen, sondern nur durch Einritzungen angedeutet. Ohne die Wilsleber Urnen würde man diese Einritzungen nicht mit Gewissheit als Sparren annehmen können, zumal da sie etwas flüchtig gemacht sind, besonders am Giebel. Sie verlaufen da parallel mit den anderen Sparren, und es scheint, als ob je 3 in den schräg abfallenden Firstbalken jeder Vorder- und Hinterseite des Giebels in diesen hätten münden sollen. Eine m-Figur ist nicht sichtbar. Auf den Breitseiten des Daches zählte ich je 6 Sparren.

Nun aber das Interessanteste an der neuen Hoymer Hausurne. Auf dem Firstbalken liegt anscheinend noch ein zweiter Balken auf und auf demselben sind zwei liegende Pferde, mit den Köpfen nach aussen und sich gegenseitig den Rücken zudrehend, angebracht. Ebenso ist am unteren Ende des Daches, wo es, wie bei den Wilsleber Zwillingen, in einen dicken Wulst endigt, dieser hier abgeschlossen durch eine senkrechte Wand, die im rechten Winkel nach den Seitenwänden umbiegt und gekrönt ist durch 8 ruhende Pferdegestalten. Diese sind so angebracht, dass zwei derselben gerade über der Thür sich die Köpfe zuwenden und die hinter ihnen liegenden ihren Vorderthieren es nachthun.

Die erste Frage, die hier aufgeworfen werden muss, ist sicherlich die: Sind das auch wirklich Pferde? Hat der Verfertiger der Urne auch Pferdegestalten vor Augen gehabt, die er hat nachbilden wollen, als er diese Thiergestalten darstellte?

Ich habe es für angezeigt gehalten, um zur Beantwortung dieser Frage eine möglich feste Grundlage zu geben, zwei Zeichnungen (Fig. 2 und 3) anzufertigen, deren Originale so entstanden sind, dass ich 2 abgebrochene Thierfiguren auf Papier legte und den Umriss mit dem Bleistift umfuhr. Danach sind die beigegebenen Zeichnungen durchgepaust. Mir persönlich ist kein Zweifel, dass diese Thiergestalten ruhende Pferde vorstellen sollen.

Will man Parallelen suchen, so findet man nur unvollständige. Man wird ja wohl zunächst an die alt-sächsischen Bauernhäuser denken mit ihren Pferdeköpfen auf den hervorragenden Sparrenstücken des Giebels, und da finden sich unter den italienischen Hausurnen Anknüpfungen. Diese letzteren haben ja überhaupt mit den alt-sächsischen Bauernhäusern manches Auffallende gemein. Ich erinnere nur an die scheunenthorartige Thür im Giebel, das Ulenloch und die m-Figur am unteren Ende des Giebeldaches. Nun haben 3 Cornetaner Urnen hervorragende Firstbalken mit Haken, welche mehr oder weniger deutlich „Vogelköpfe" darstellen. Bei einer heisst es: „die Vogelköpfe am First sehen fast wie Pferdeköpfe aus." Sollten das nicht doch vielleicht sämmtlich Pferdeköpfe sein? Das Aufhängen von Pferdeköpfen galt als Bestandtheil des Opferrituals. S. z. B. Tac. Ann. 1, 61, wo truncis arborum antefixa ora equorum auf dem Schauplatz der Niederlage des Varus neben anderen Zeichen der Opferdarbringungen erwähnt werden. Auch nach anderen Erwägungen dürfte wohl kein Zweifel sein, dass die Anbringung der Pferdeköpfe auf den Hausgiebeln eine Bitte um Schutz vor Gefahren, sowie um Segen für das Hauswesen bedeuten sollte. Nageln doch jetzt manche Leute ein Hufeisen in ähnlichen Einbildungen an die Eingänge ihres Hauses.

Da kommen doch aber nur die Köpfe der Pferde in Betracht und hier haben wir ganze Pferde, die in ihrer ruhenden behaglichen Lage bloss das Wohlgefallen an ihnen und keineswegs eine tiefere Bedeutung herauszufordern scheinen. Mir



scheint hier ein gesonderter Fall vorzuliegen. Mag immerhin der Gedanke an die Heiligkeit des Pferdes, als des Opferthieres schlechthin, im Hintergrunde geschwebt haben, so dürfte doch gerade der Umstand, dass dann etwa die Anbringung der 2 Pferde auf dem First vollständig genügt hätte und dass dem entgegen eine so grosse Zahl von Pferden gewählt ist, darauf hinweisen, dass der Hausbesitzer, zu dem diese Urne in Beziehung stand, hingestellt werden sollte als Besitzer einer grossen Zahl von Pferden oder, mit anderen Worten, als ein reicher und vornehmer Mann. Das Pferd gilt heute noch als ein Hausthier, dessen Besitz im Ansehen hebt. Ein Kuhbauer ist viel geringer geachtet, als ein Pferdebesitzer, der Ritter (Reiter) wurde zum Adeligen. Es ist wohl nicht nöthig, das weiter auszuführen und Beweise zu bringen, dass auch schon in den ältesten Zeiten das so war. Somit würden wir hier einen Hinweis auf die bevorzugte Stellung des Bestatteten in der Urne selbst haben. Wollen vielleicht die Hausurnen überhaupt nicht wenigstens andeuten: hier ist ein Hausbesitzer bestattet? Wenigstens kann ich mir kaum denken, dass man Jemandem, der kein Haus besass, eine Hausurne zur Bestattung hätte geben sollen, ebenso wenig wie hier bei der Hoymer Hausurne, dass man 10 Pferde auf derselben hätte darstellen sollen, ohne dass in dem Hauswesen, aus dem der Verstorbene schied, wenigstens 10 Pferde gewesen wären.

Vielleicht ist es auch nicht zufällig, dass gerade 10 Pferde gewählt sind. Die Zahl 10 spielt bei den germanischen Volksstämmen schon bei ihrem ersten Auf-

treten in der Geschichte eine grosse Rolle. Die Gaue sind in Hundertschaften getheilt (v. Peucker, Das Deutsche Kriegswesen der Urzeiten, II., S. 31 f.) Bei den Langobarden „gab es Dekane und es ist namentlich im west-gothischen Gesetz bestimmt ausgesprochen, dass der Dekan eine militärische Charge bekleidete." Auch Agathias sagt von dem fränkisch-alemannischen Heere, „dass die beweglichen Flügel des Heeres nach Hundertschaften und Zehntschaften gegliedert waren." Liutprandi leges, lib. VI, cp. 31: Si quis judex aut Sculdais, aut Saltarius, vel Decanus. Danach würden wir nicht ohne Grund davon reden können, dass in unserer Hoymer Hausurne ein Mitglied einer Familie bestattet war, deren Haupt eine obrigkeitliche Stellung im Leben seiner Zeit einnahm.

Ob die bestattete Person ein Mann oder eine Frau war? Die mitgegebene Nadel spricht nicht durchaus dagegen, dass es ein Mann war, der etwa dieselbe als Haarschmuck trug, obwohl das Näherliegende ist, sie einer Frau zuzuweisen.

Darstellungen von Pferden auf vorgeschichtlichen Fundsachen finden wir mehrfach. Für Nachweisung derselben bin ich besonders der freundlichen Bereitwilligkeit des Hrn. Prof. Dr. Jentsch in Guben, sowie Hrn. Dr. Voss dankbar. Ich citire hier nur kurz:

Pferdezeichnungen: I. auf Urnen (nur in Ost- und Westpreussen, sowie in Posen). 1. Zaborowo, Verhandl. d. Berl. anthropol. Ges. 1875, S. 154, sowie 1882, S. 395, wo auch Ausstellungs-Katalog, S. 388 („2 Urnen mit eingeritzten Pferdegespannen") angezogen wird. 2. Elsenau. Ebend. 1878, S. 330, Wagen mit 2 Pferden davor. 3. Kluczewo. Ebend. 1882, S. 392 „dreimal wiederkehrende Thierfigur, welche vielleicht für die eines Pferdes anzusehen ist." 4. Man kann weiterhin an die Pferdezeichnungen auf den Gesichtsurnen von Posen erinnern." Ebend. 1882, S. 396. 5. Staffelde. Ebend. 1882, S. 396 (Photogr. Album 1880, Sect. III, Taf. 22). 6. Umgegend von Danzig. Physik. ök. Gesellschaft z. Königsberg, XIII., 1872, Taf. II, Fig. 8b, 6 und 5b. 7. Darzubie, Wagen mit Pferden und Reiter. Verh. d. Berl. anthropol. Ges. 1882, S. 532, und Lissauer, Prähist. Denkmäler d. Prov. Preussen, Taf. III, Fig. 14. — Dem würde sich anreihen lassen ein Fund von Oedenburg, Wiener anthropol. Gesellsch. 1891, S. 77, wo auf einem weitbauchigen Gefässe mit ausgelegtem Rande und Randfuss ein vierräderiger Wagen mit 2 Pferden und auf dem Wagen ein Mensch dargestellt ist. Zu beachten, dass S. 86 diese Zeichnung von Szombathy für eine Nachahmung der auf Bronzen importirten Muster erklärt wird.

II. Auf Bronzen: 1. auf einem Messer, Mestorf, Die vaterl. Alterthümer Schleswig-Holsteins, Hamburg 1877, Verhandl. 1878, S. 330. 2. Desgl. auf einem Messer, Guide illustré, Kopenhagen 1876, p. 9, Verhandl. 1878, S. 330. 3. Auf Gürteln, v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt, Taf. XI, 1—6. 4. Auf einem Brustblech. Ebend., Taf. VIII, 8. 5. Auf einer Flasche, Lindenschmit, Bd. III, Heft V, Taf. IId (etruskische Arbeit).

III. Auf Monumenten in Skandinavien, Verhandl. 1878, S. 330 f., wo Montelius, La Suède préhistorique dafür citirt wird.

IV. Auf celtischen Münzen: v. Sacken, a. a. O. S. 149: „auf celtischen Münzen kehrt namentlich das Pferd constant wieder."

Von plastischen Darstellungen des Pferdes kann man folgende anführen, die sämmtlich in Bronze ausgeführt sind: 1. Klein-Rössen, Verhandl. 1878, S. 330 ff. (Katalog d. Königl. Mus. zu Berlin, II., 608; Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumsk., S. 366), „wohl die älteste figürl. Darstellung in Bronze". 2. Verh. 1875, S. 154. „Auch die vom Grafen Gozzadini abgebildeten, zu Zierrathen an den Gebissen verwandten Metallpferde sind sehr rohe Dinge." 3. Aus Seelow,

Verhandl. 1878, S. 332 und 1875, S. 87 und 114. 4. Hallstatt: a) auf einer Fibel, Taf. XV, 4; b) an Barten, Taf. VIII, 2 und 3.

Die plastischen Darstellungen des Pferdes in gebranntem Thon, wie wir sie hier bei der Hoymer Hausurne vor uns haben, dürften bis jetzt einzig dastehen. Sie möchten leicht die ältesten in Deutschland sein. Auch ihr Fundort ist isolirt, gegenüber den anderen Fundorten von vorgeschichtlichen Pferdebildern.

Zur Beurtheilung der Frage, in welche Zeit unser Fund zu setzen sein würde, möchte ich mir erlauben, darauf hinzuweisen, dass, soweit meine Beobachtungen aus der Umgegend von Wilsleben reichen, in Steinkisten nie Eisen gefunden ist, mit Ausnahme eines Gräberfeldes am Einethal, wo Brand- und Skeletgräber in buntem Wechsel vorkommen und die Beigaben auf ziemlich späte Zeit schliessen liessen. Wo die Urnen mit durch Brand zerstörten Knochen ohne Steinkiste in das lose Erdreich gesetzt waren, fand sich neben der Bronze Eisen ziemlich häufig. Diese Bestattungsart charakterisirt sich entschieden als eine spätere, wie die der Steinkistengräber. Auch die Nadel dürfte dafür sprechen, dass die Hausurnen des Harzvorlandes noch der Bronzezeit zuzurechnen sein möchten.

Hr. Behm bemerkt, dass die Urne der Herzoglichen Sammlung in Gross-Kühnau bei Dessau überwiesen sei. —

II. Spiralplatten-Fibel aus Deetz, Anhalt.



Maasstab: 1/2

Die Fibel, welche in obiger Zeichnung dargestellt ist, wurde in der Nähe von Deetz — Deetz liegt etwa 1 Stunde in östlicher Richtung von hier und an einem kleinen See, den die Nuthe bildet — beim Steinegraben gefunden und stammt, meiner Erkundigung nach, aus einem Steinkistengrabe. Es ist mir nicht gelungen, die übrigen Sachen, die mitgefunden wurden, — so ist namentlich die Rede gewesen von einer Armspange, — zu Gesicht zu bekommen, und um diese Fibel allein mochte ich keinen Bericht schreiben. Indessen, da Dr. Tischler nun bereits aus diesem Leben abgerufen ist und ich auch anderweitig zu einem Bericht Veranlassung hatte, so will ich wenigstens den Brief, den Dr. Tischler in höchst entgegenkommender Weise mir über diese Fibel schrieb, Ihnen darbieten. Es wird ja dadurch sein Andenken gewiss bei Manchem in ehrender Weise aufgefrischt. Doch zuvor bitte ich, erwähnen zu dürfen, dass die betr. Fibel im Besitze des Hrn. Uhrmachers Schwenke in Zerbst ist, von dem ich sie auch zur Ansicht eine zeitlang geliehen hatte, und dass „der Käufer des betreffenden Armbandes Hr. Förster Storbeck in Grähnert bei Brandenburg ist". Der Brief lautet:

Königsberg, den 22. November 1889.

„Endlich komme ich dazu, Ihnen über Ihre Fibel Näheres mitzutheilen. Ich war diesen Herbst einige Zeit leidend und musste nun sehr viel Schriftliches nachholen; daher diese grosse Verzögerung.

„Ich muss zu meiner Schande bekennen, dass ich geographisch nicht genügend

bewandert war und Anfangs an das mir geläufigere Lindau am Bodensee dachte — doch wie sollte da Dr. Jentsch Beziehungen haben? — und ich erschrak, als ich Ihr Packet aufmachte, denn die Fibel hätte dorthin absolut nicht gepasst, bis ich auf dem Postabschnitte Lindau in Anhalt sah. Das erklärte Alles und, wie Sie sehen werden, passt das Stück dorthin vortrefflich.

„Ihre Fibel gehört zu einer durch Scandinavien, Nord-Deutschland bis südlich nach Rheinhessen, Böhmen, Nieder-Oesterreich verbreiteten Klasse der 2. Periode der Bronzezeit (die ich Periode von Peccatel nenne, später mehr), dadurch charakterisirt, dass die Nadel an einer Seite lose eingehängt ist (zweigliedrige Fibel) und dass der Bügel beiderseits in eine Flachspirale endet. An einer Seite hängt die Nadel mit einem verschiedenartig gebauten Kopfe, und die andere Seite ist zu einer Oehse (dem Nadelhalter) umgebogen, in welche sich die Nadel legt.

„Der Bügel ist entweder a) breiter (Schildfibel) in ovaler Form oder mit grösstentheils parallelen Kanten, oder b) dünn, drahtförmig und in diesem Falle meist tordirt (gewunden). Zu letzterer Klasse gehört Ihre Fibel.

„Ich glaube, dass diese verschiedenen Formen, soweit sie sich durch Grabfunde näher charakterisiren, zeitlich nicht sehr weit auseinanderliegen. Die einzelnen Formen sind wohl mehr lokalen Charakters und leider sind viele Einzelfunde, die man nicht so genau durch begleitende Stücke controliren kann. Doch lässt sich ihr Alter durch Analogien noch ziemlich gut bestimmen.

„Charakteristisch ist der Kopf der Nadel, besonders der mit den doppelten Kreuzarmen, welcher eine grosse Verbreitung hat, bis nach Böhmen hinein, und sowohl bei den Fibeln mit drahtförmigem (bei den grösseren stets), als bei solchen mit schildförmigem Bügel vorkommt. Diese Form bedingt auch schon einen zeitlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen Typen.

„Die Fibeln mit drahtförmigem tordirtem Bügel zerfallen in 2 Abtheilungen, grosse, zu denen Ihre schon zählte, und kleine.

„Der Unterschied ist scheinbar nur quantitativ, doch sehen die beiden Abtheilungen im Habitus ziemlich verschieden aus und werden sich nicht leicht verwechseln, obwohl einige der kleinen den grossen noch nahe stehen.

„Die grossen haben alle an der Nadel das Doppel-Kreuz und bei vielen der kleinen findet es sich auch noch; es verschwindet aber immer mehr, je weiter man dem Norden kommt, wo dafür der Nadelkopf häufiger ist, den man allenfalls mit dem Doppelkreuz in einige Beziehung bringen kann.

„In diesem nördlichen Gebiete, Dänemark, Schweden, Norwegen, kommen nur die kleineren Formen vor (bezw. weit über 50, 12, 10). Häufiger ist ein anderer Kopf. Der Kreuzkopf der Nadel findet sich in Dänemark —, Schweden 2mal, Norwegen 1mal (doch können diese Zahlen durch neuere Funde übertroffen sein, allerdings werden sie im Ganzen das Verhältniss so ziemlich repräsentiren).

„In Schleswig-Holstein sind einige, mit Kreuzkopf wenige.

„In Meklenburg schon mehr von dem kleinen Typus und eine ganze Anzahl mit Kreuzkopf. Aus West-Pommern ist mir nur eine kleine mit Kreuzkopf bekannt. Alle diese Fibeln gehören, soweit sie in Gräbern vorkommen, immer in dieselbe Zeit, „die Periode von Peccatel".

„Fast alle diese Stücke und auch die später zu besprechenden habe ich selbst in Händen gehabt.

„Sehr gut handelt darüber auch Undset: Études sur l'âge de bronze de la Hongrie. I. Christiania 1880. (Ein vortreffliches Werk, das ich jedoch schon erheblich ergänzen konnte.) Nur wie weit diese Fibeln nach Hannover hineingehen,

kann ich nicht genau ermessen, da ich in den letzten Jahren das Museum zu Hannover nicht besucht habe.

„Im Uebrigen treten hier zu Hannover, Provinz Sachsen, besonders Altmark, Meklenburg, Pommern, Mark, Schlesien, Böhmen, mehr die Fibeln mit breiterem, parallelkantigem oder ovalem Schilde auf.

„Unter den Fibeln mit tordirtem, drahtförmigem Bügel nimmt nun eine besondere Stellung eine Anzahl von Riesenexemplaren ein, zum Theil noch viel grösser als Ihres, von denen kein einziges allerdings sicher in einem Grabe gefunden ist, die den kleinen (durch Gräber bestimmten) aber doch so analog sind, dass ich glaube, sie mit Recht derselben Zeit zutheilen zu dürfen.

„Die grössten haben einen verhältnissmässig kürzeren Bügel, als Ihre, und die Spiralwindungen der Voluta sind flach; die etwas kleineren haben verhältnissmässig längeren Bügel und runde Drahtwindungen. Solche grossen mit sicher bestimmten Fundorten sind gefunden:

„Meklenburg: Plauershagen. Friderico-Franciscceum XI, 1. Lindenschmit, Alterth. unser. heidn. Vorzeit, Bd. I, Heft 9, Tafel III, Fig. 3. Länge $34^1/_2$ *cm*. Spiralfurchen 13. Bügel kurz (etwa 13 *cm*). Nadel 32. Museum Schwerin.

„Mark: Schmöckwitz, unweit Berlin. Märk. Mus. Eine zweite verloren. Gross. — Kunersdorf b. Frankfurt a. O. Mus. f. Völkerk. Berlin. Gross. — Lubbholz bei Lübben. Ebenda. Gross. — Lange bei Muskau. Museum Görlitz. (Habe ich nicht selbst gesehen; scheint gross.) — Wahrscheinlich stammen aus der Mark noch 2 Fragmente im Museum zu Breslau (Neu-Ruppin und Tigel. Nadeln mit Kreuzkopf, die vielleicht zu denselben Fibeln gehören, doch nicht sicher).

„Provinz Sachsen: Genthin. Eine Fibel mit langem Bügel, mehr der Ihrigen ähnlich. — Schlieben. Eine der Ihrigen ähnliche, nur mit etwas kürzerem Bügel.

„Dann also

„Anhalt: Deetz. Ihre Fibel mit langem Bügel.

„Daraus können Sie also einigermaassen die Verbreitung dieser grossen Fibeln sich construiren, und Sie sehen, dass Ihre noch in das Verbreitungsgebiet dieser grossen Stücke fällt. Immerhin ist die Anzahl der Stücke keine grosse!

„Was nun die Zeitstellung anbetrifft, so weichen die Ansichten der skandinavischen Gelehrten, die hierüber die eingehendsten Studien gemacht haben, noch in einigen Punkten von einander ab. Doch ich habe mich auch recht genau mit dieser Frage beschäftigt und da tritt es klar hervor, dass man in der Bronzezeit Sachsen's, der Mark, Meklenburg's, Skandinavien's sicher mehrere Perioden unterscheiden kann, zum mindesten 3.

„Mein Freund Montelius, der 6 Abschnitte machen will, geht wohl etwas zu weit. Der jüngste Abschnitt geht wohl bis etwa 400 v. Chr., füllt im Wesentlichen das 5. Jahrhundert und ist gleichalterig mit der jüngeren Hallstatter Periode im Süden. Der älteste, den ich die Periode Pile-Leubingen nenne, dürfte einer reinen Bronzezeit in Süd-Deutschland und Italien entsprechen. Der folgende Abschnitt, den ich Periode von Peccatel genannt habe, nach dem berühmten Grabe mit dem Miniaturwagen in Meklenburg, welches Land überhaupt für das Studium der Bronzezeit in Deutschland das instruktivste Material geliefert hat, enthält nun alle jene Fibeln mit 2 Voluten, sowohl mit schildförmigem, als mit drahtförmigem Bügel (wenn auch kleinere).

„Charakteristisch ist es, dass in den meisten Beigaben dieser Periode neben einheimischen, ächt nordischen Schmucksachen und Metallgefässen sich auch dünne, getriebene Metallgefässe finden, wie wir sie in Süd-Deutschland, in Süd-Oesterreich

in den Gräbern der älteren Hallstatter Periode und in Italien in jenen grossen Nekropolen der Eisenzeit finden, wo sie jedenfalls einer früheren Periode angehören müssen.

„Wenn wir also die jüngste Bronzezeit des Nordens in's 5. Jahrhundert v. Chr. setzen, so muss diese Zeit älter sein. Der Uebergang zwischen beiden Perioden ist mir (und wohl auch den meisten anderen Archäologen) noch nicht ganz klar.

„Genau die Zeit anzugeben, ist wohl noch unmöglich. Wir können zwischen dem 6. (oder 7.) und 9. (oder 10.) Jahrhundert v. Chr. schwanken, — sagen wir um das 8. Jahrhundert v. Chr., in das wir Ihre Fibel setzen, dann wird die Schätzung eine nicht zu falsche sein.

„Das ist das Wesentliche, was sich über Verbreitung und Zeitstellung dieses Typus mit tordirtem Bügel und speciell der grossen Fibeln sagen lässt.

„Schade nur, dass man hier nicht mehr sehen kann, ob man es mit einem Grabfunde zu thun hat."

Ihr ergebenster

Dr. O. Tischler.

III. Urnen von Bornum und Trüben (Kreis Zerbst, Anhalt).

Da mir bekannt ist, dass aus Bornum und Trüben eine Reihe von vorgeschichtlichen Fundsachen in das Museum f. Völkerk. nach Berlin gewandert ist. so erlaube ich mir dazu folgende Beobachtung mitzutheilen. In der Nähe dieser Orte wurde im vergangenen Herbste Kies gewonnen zum Bau einer neuen Chaussee, und zwar unmittelbar an der Strasse von Straguth nach Trüben, nahe dem letzteren Orte. Der Boden war abhängig dahin. Dort war eine jedenfalls sehr lange Zeit benutzte Begräbnissstätte aufgedeckt. Das ging daraus hervor, dass unten Skeletgräber waren, weiter oben Urnen ohne Steinkisten im blossen Erdboden und noch höher Urnen mit Steinsetzung ringsum. Die Leute wollten auch wissen, dass in den obersten Urnen kein Eisen vorgekommen sei. Ich denke, dass diese Notiz dazu beitragen wird, die verschiedenen Fundsachen der Zeit nach auseinander zu halten. Die sämmtlichen Ortschaften unseres Zerbster Kreises sind heut zu Tage noch sehr klein und dasselbe wird man erst recht für die Vorzeit annehmen müssen. Auch ein wenig ausgedehnter Begräbnissplatz kann darum doch sehr lange benutzt gewesen sein. —

(12) Hr. Schumann zu Löcknitz schreibt unter dem 3. Juli über

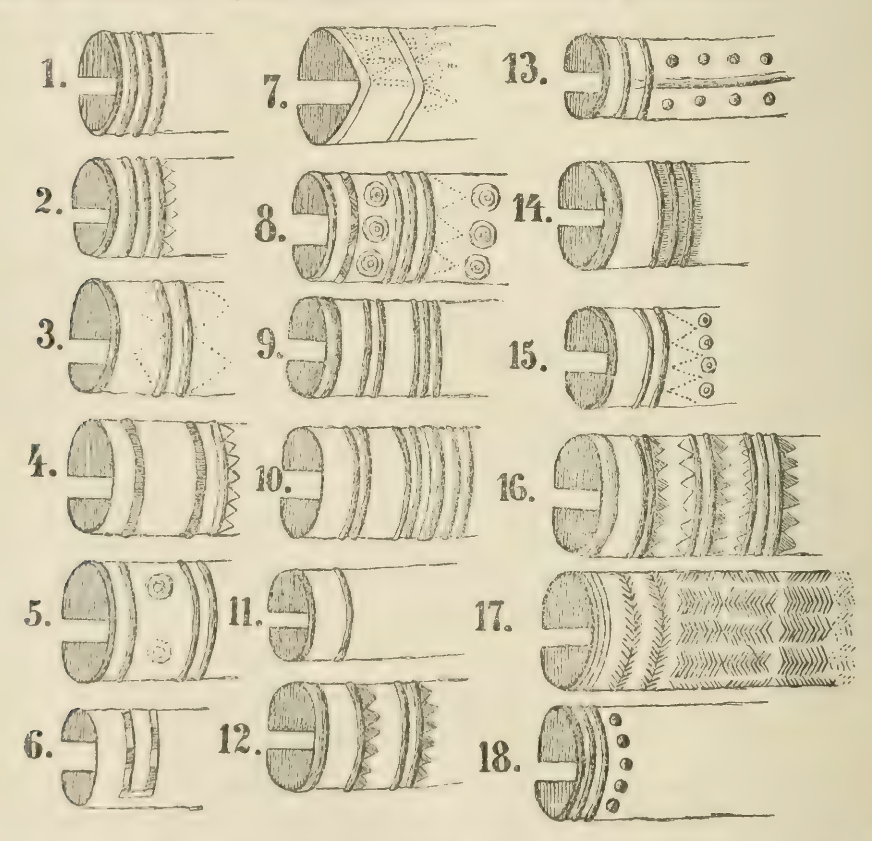
gegossene und getriebene Bronze-Hohlwülste aus Pommern.

Schon Undset hat in seinem Werke: „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa" an zahlreichen Stellen auf eine Art von wulstförmigen, hohlgegossenen Bronzeringen hingewiesen, die, im Norden häufig vorkommend, nach seiner Meinung aus hohlgetriebenen Bronzeringen der Hallstattzeit entstanden sind. Friedel hat 1888 in der Festschrift der Hauptversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Posen diese Ringe speciell besprochen und auch aus Pommern drei derartige Ringe: aus Wüsseken, Ramsberg und Jasenitz erwähnt (S. 7). In Nr. 12 des Correspondenzblattes des Gesammtvereins (1888) endlich hat Lemeke die pommerschen hieher gehörigen Ringe zusammengestellt und schon 9 Fundstellen angegeben. Seit jener Zeit haben sich die Fundstellen verdoppelt, eine mannichfaltige, höchst interessante Ornamentik und Grössenverhältnisse der Ringe, hinter denen der Riesenring von Gross-Buchholz (s. Friedel, Festschrift, S. 1) noch erheblich zurückbleibt, haben sich ergeben, und so

ist es wohl angebracht, an dieser Stelle sämmtliche pommersche Wulstfunde einmal zusammenzustellen.

Unsere Bronze-Hohlwülste sind fast sämmtlich gegossen; nur 3 sind getrieben, sie haben an der inneren Seite einen Schlitz und sind offen.

Die Ornamente, welche meist nur auf die Umgebung der Mündung beschränkt sind, sind zum Theil gegossen, und zwar die quer verlaufenden Leistchen und concentrischen Kreise; zum Theil sind dieselben eingepunzt, nehmlich die Zickzacklinien, Punkte und Striche; bei den getriebenen Ringen sind die Ornamente, Leistchen und Buckel gleichfalls getrieben, und zwar von innen nach aussen. Bei mehreren Wülsten ist an einzelnen Stellen der Guss zu dünn gerathen oder löcherig, diese Stellen sind durch Ueberguss von innen, der an der Aussenseite glatt gehämmert ist, reparirt. An der Innenseite ist dies gut erkennbar.



Abbildungen derartiger Hohlwülste finden sich: Photogr. Album, Sect. III, Taf. 9 (Jasenitz). Photogr. Alb., Sect. II, Taf. 13 (Ramsberg). Monatsbl. d. Ges. f. pomm. Gesch. 1889, Nr. 11 (Gnewin). Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1888, S. 563 von Menkin. Es sind bekannt:

1. Greifswald. J. N. 2924, zwei Hohlwülste aus einem Bruch. Totaldurchmesser des Ringes 20 *cm*. Der Ring ist an dünnen Stellen ausgebessert. Die von innen nach aussen eingegossene Bronze ist aussen breit getrieben. Als Ornament befinden sich an der Mündung auf beiden Seiten je vier schmale, durch Guss hergestellte Randleistchen (Fig. 1).

2. Löwitz bei Anklam. N. 2597. drei Wülste im Moor gefunden, der eine ist an dünner Stelle reparirt:

a) Wulst von etwa 19—20 *cm* Durchmesser. 8 *cm* Wulsthöhe. Am Rande als Ornament eine schmale Querleiste, hierauf 20 *mm* glatte Stelle, sodann Querleisten, die durch punktirte Dreiecke aussen und innen begrenzt werden. Die Leistchen gegossen, die Punktdreiecke eingeschlagen (Fig. 3).

b) Wulst von 19 *cm* Durchmesser. 8 *cm* Wulsthöhe. Am Rande 4 Querleistchen (gegossen) und nach aussen mit kleinen eingepunzten Dreieckchen besetzt (Fig. 2).

c) Wulst etwas grösser, als der vorige, 9 *cm* Wulsthöhe. Dicht hinter dem Rande eine gestrichelte Querleiste, dann freie Fläche, hierauf wieder gestrichelte Querleiste, glatte Querleiste, nach aussen mit eingepunzten Dreiecken besetzt (Fig. 4).

3. Menkin, Kreis Prenzlau. Moorfund; abgeb. Verhandl. 1888, S. 563. — 15 *cm* Durchmesser. Ornament: 3 Randleistchen, concentrische Kreise, dann wieder Querleistchen und concentrische Kreise, sämmtliche Ornamente gegossen. Privatbesitz.

4. Wetznow, Kreis Prenzlau. Moorfund. Sehr grosser, zerbrochener Ring mit einfachem Randleistchen. Privatbesitz.

Die Ringe 3 und 4 gehören eigentlich territorial zu Brandenburg, da dieselben indessen auf altpommerschem Gebiete und ganz dicht an der heutigen pommerschen Grenze gefunden sind, werden sie hier mitgezählt.

5. Jasenitz, Kreis Randow. Nr. 444. Moorfund.

a) Grosser Wulst, 20 *cm* Durchmesser. Wulsthöhe 9 *cm*. Am Rande zwei Querleistchen, dann 30 *mm* breite Fläche mit einzelnen concentrischen Kreisen, hierauf wieder zwei Querleistchen (Fig. 5).

b) Kleiner Wulst, etwa 15 *cm* Durchmesser. 5,5 *cm* Wulsthöhe. Als Ornament zwei verbundene Leistchen mit abwechselnder Strichelung (Fig. 6).

6. Brietzig b. Pyritz. Nr. 2232. Fund im Acker. Bronzen mit eisernen Ringen und Eisencelten (Hallstattcelt). Monatsblätter 1887. S. 125.

a) Grosser Wulst von etwa 22 *cm* Durchmesser. 10 *cm* Wulsthöhe. Als Ornament breite Randleiste, hierauf freie Fläche, sodann drei schmale Querleistchen mit Strichelung zwischen denselben, erstere gegossen, letztere eingepunzt (Fig. 14).

b) Kleiner Wulst. 12 *cm* Durchmesser. 3 *cm* Wulsthöhe. Glatt.

7. Tolz b. Massow, Kreis Saatzig. Nr. 2602. Aus einer Kiesgrube. 3 Wülstchen, aus Bronzeblech getrieben. Durchmesser 9,5 *cm*. 1,5 *cm* Wulsthöhe. Als Ornament 3 Randleistchen, eine äquatoriale Leiste, oben und unten mit Buckelchen besetzt. Die Ornamentirung geht über den ganzen Ring. Sämmtliche Ornamente getrieben, innen vertieft (Fig. 13).

8. Retztow, Kreis Naugard. Nr. 2299. Sehr grosser Wulst, von den übrigen Wülsten dadurch abweichend, dass derselbe nicht in einer Ebene liegt, sondern spiralig gewunden war. Die Aussenwand des Wulstes ist nicht rund, sondern mehr kantig. Die Querleistchen sind nicht erhaben gegossen, sondern durch Punzirung imitirt. Hinter den Querleistchen Dreiecke aus punktirten Linien, also sämmtliche Ornamente eingepunzt (Fig. 7).

9. Ramsberg, Kreis Cammin. Moorfund. P. M. Durchmesser 17,5 *cm*. Wulsthöhe 8 *cm*. Als Ornament glatte Randleiste, hierauf gestrichelte Querleiste, concentrische Kreise, drei Querleistchen, concentrische Kreise mit punktirten Drei-

ecken. Die Querleisten gegossen. Die übrigen Ornamente gepunzt. An dünnen Stellen durch Guss reparirt, der aussen glatt getrieben ist (Fig. 8).

10. Dramburg. Moorfund. Nr. 3172. 2 Wülste.

a) Wulst von 21 *cm* Durchmesser. 9 *cm* Wulsthöhe. Breite Randleiste, hierauf 2 schmale und dann 3 schmale Querleistchen (Fig. 9).

b) Wulst von 22 *cm* Durchmesser. 10,5 *cm* Wulsthöhe. 2 schmale Querleistchen, hierauf Gruppe von 2 schmalen, 1 breitem und wieder 2 schmalen Querleistchen, alles gegossen (Fig. 10).

11. Butzke, Kreis Belgard. Nr. 2410. Moorfund. Durchmesser 13 *cm*. Wulsthöhe 3,5 *cm*. 2 gegossene Querleistchen (Fig. 11).

12. Crussen, Kreis Stolp. Nr. 2260. Durchmesser 17 *cm*. Wulsthöhe 6,5 *cm*. Ornament: breite Randleiste, schmale Querleiste mit gestrichelten Dreiecken, 2 Querleistchen mit gestrichelten Dreiecken. Die Querleisten gegossen, die gestrichelten Dreiecke gepunzt (Fig. 12).

13. Dorotheenwalde, Kreis Greifenhagen. Nr. 2606. Depotfund. Durchmesser 15,5 *cm*. Wulsthöhe 5,5 *cm*. Ornament: schmale Randleiste, 10 *mm* freie Fläche, 2 Querleistchen, punktirte Dreiecke und concentrische Kreise. Die Leistchen gegossen, das übrige gepunzt (Fig. 15).

14. Peest b. Zitzewitz, Kreis Schlawe. Nr. 2445. 2 Wülste. Durchmesser 21 *cm*. Wulsthöhe 11,5 *cm*. Ornament: breite Randleiste, Gruppen von schmalen Querleisten mit einfachen und gestrichelten Dreiecken, letztere gepunzt (Fig. 16).

15. Gnewin, Kreis Lauenburg. Depotfund (bestand aus etwa 25 Stücken). 2 Wülste. Monatsblätter 1889, S. 162, Taf. 1—3.

a) Grosser Wulst. Durchmesser 23,5 *cm*. Wulsthöhe 5,5 *cm* mit ovaler Oehse. Der ganze Ring ist bedeckt mit dem Tannenzweig-Ornament, horizontal und vertical (Fig. 17).

b) Kleiner Wulst. Durchmesser 15 *cm*. Wulsthöhe 6 *cm*. Ornament: 3 Randleistchen, runde Buckelchen (Fig. 18).

16. Dramburg. Hohlwulst. Privatbesitz. Vergl. Lemcke, Correspondenzblatt d. Gesammtvereins 1888, Nr. XII.

17. Bruchhof b. Falkenburg. Hohlwulst. Privatbesitz. 15 *cm* innerer Durchmesser. Vergl. Lemcke a. a. O.

18. Ralswiek auf Rügen. 2 Ringe im Moor gefunden.

a) Grosser Wulst von 21,3 *cm* Durchmesser (innerer Durchmesser 11 *cm*) und 10,5 *cm* Höhe. Als Ornamente je 2 und 3 Querleistchen an den Enden.

b) Grosser Wulst von 22 *cm* Durchmesser (14,5 *cm* innerer Durchmesser) und 5,5 *cm* Höhe. An den Enden mit je 4 Querleisten, die zu 2 und 2 in etwa 3,5 *cm* Abstand herumlaufen, ornamentirt. Mus. zu Stralsund. (Mittheil. d. Hrn. Dr. Bayer.)

19. Wüsseken, Kreis Schlawe. Ein Wüsseken im Kreis Schlawe, wie von Undset S. 239 und Friedel S. 7 gesagt wird, giebt es nicht, aber es giebt mehrere Wusseken in den Kreisen Anklam, Bütow, Stolp und Cöslin. Ein Ring ist unter dieser Bezeichnung in Stettin nicht zu finden. Nach Dr. Kühne in Berlin. (Balt. Stud. 33, S. 318.)

Betrachten wir das pommersche Material, so sind sicher constatirt mehr als 29 Hohlwülste aus 19 Fundstellen, die sich in den nächsten Jahren gewiss noch vermehren werden[1]).

Wir haben zunächst 3 getriebene Ringe von Tolz, die als die ältesten auf-

1) Schon während des Druckes ist zugekommen ein zerbrochener Wulst von Mossin, Kreis Neustettin.

zufassen sein werden und die sich direct an die Hallstatter Ringe anschliessen, auch darin, dass die Ornamentik sich auf den ganzen Ring erstreckt. Der grössere Wulst von Gnewin ist auch, wie die Hallstatter, ganz mit Ornamenten bedeckt, aber ausserdem mit einer Oehse (zum Aufhängen?) versehen. Alle übrigen sind sich darin ähnlich, dass die Ornamentik nur auf die Enden beschränkt ist. Fast alle Wülste zeigen Randleistchen, die auch die getriebenen Ringe von Tolz schon haben. Der Wulst von Retztow macht gleichfalls eine Ausnahme dadurch, dass derselbe nicht in einer Ebene liegt, sondern spiralig verläuft und eine Knickung an der Aussenwand hat. Hier sind auch die Randleistchen durch eingepunzte Linien imitirt und nicht mehr gegossen, vielleicht ist dies die jüngste Form. Einzelne Wülste sind durch von innen aufgegossene und aussen glatt gehämmerte Bronze an Stellen reparirt, die im Guss zu dünn ausgefallen waren.

Zuweilen sind zusammen mit diesen Wülsten andere, geschlossene Ringe mit Knoten gefunden (Jasenitz-Gnewin), die Lissauer „Nierenringe“ nennt.

Im Funde von Brietzig fanden sich eiserne Ringe und ein Eisencelt von jüngerem Hallstatt-Typus, wie Sacken, Taf. VII, Fig. 16, mit den Wülsten zusammen. Dass diese Wülste also der jüngsten pommerschen Bronzezeit angehören, kann keinem Zweifel unterliegen. Sie stammen sämmtlich aus Erd- oder Moorfunden; ein Grabfund mit Wülsten ist nicht bekannt.

Was unsere Nachbar-Provinzen betrifft, so sind aus Meklenburg 3 Exemplare bekannt (Mitth. d. Hrn. Dr. Beltz):

1. von unbekanntem Fundort. Friderico-Francisc. XXI, 4;
2. von Kreien b. Lübz. Durchm. 19,5 *cm*. Jahrbücher 14, S. 318, mit Abbild.;
3. zwischen Ludwigslust und Neustadt gefundener Wulst von 23,5 *cm* Durchmesser. Moorfund (?). Jahrbücher 18, S. 257.

Aus Westpreussen sind bekannt:

1. 8 Ringe von Wulstform aus dem Depotfund von Trampken (Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit in Westpreussen, Festschrift, Taf. VIII).
2. Ringe aus dem Depotfund von Zarnowitz (ebenda, S. 17).
3. Aehnliche Ringe von Papau, Kreis Thorn (ebenda).
4. Hohlring, wulstförmig, von Brünnhausen, Kreis Putzig. Lissauer a. a. O., S. 15 und Taf. VI, Fig. 14.

In der Prov. Brandenburg sind solche Ringe gefunden:

1. auf der Pfaueninsel bei Potsdam (Friedel a. a. O., S. 6). Kgl. Museum:
   a) Nr. II. 3029 misst 15,5 *cm* im grössten Durchmesser, 6,7 *cm* stark. 1 *cm* von den Enden entfernt laufen zwei neben einander liegende, kleine, erhabene Leisten an der Aussenseite herum. Schöne Patina, gut erhalten.
   b) Nr. II. 3030. 15,5 *cm* im grössten Durchmesser, 5,6 *cm* stark. Die Ränder an der Oeffnung zu einer gleichmässig herumlaufenden Leiste verdickt. 1—1,5 *cm* davon entfernt 3 neben einander liegende, schwach erhabene Leistchen (Mittheil. d. Hrn. Dr. Weigel).
2. von Triglitz, West-Priegnitz (Friedel a. ob. O., S. 6). Märk. Mus.
3. Umgegend von Golssen (ebenda). Mus. zu Halle.
4. Retzin, Kreis West-Priegnitz (ebenda). Mus. zu Schwerin.

Ferner sind solche Wulste beobachtet in Holstein, Hannover, Dänemark, Posen, Sachsen, Thüringen, Böhmen, Mähren und Galizien.

Meklenburg ist arm an derartigen Wülsten, auch Vorpommern zeigt nur eine geringere Anzahl; die meisten stammen aus dem östlich der Oder gelegenen Pommern.

In keinem der genannten Länder ist jedoch eine so grosse Anzahl beobachtet. wie in Pommern, auch findet sich nirgends eine derartig mannichfaltige Ornamentirung, besonders der jüngeren Formen. Es scheint daher, dass dieser Typus gerade in Pommern eine besonders hervorragende Verwendung und Ausbildung gefunden hat und dass Pommern gewissermaassen ein Centrum in dem Verbreitungsgebiete dieser gegossenen Hohlwülste bildet. —

(13) Hr. A. Götze sendet einen Bericht über

die paläolithische Fundstelle von Taubach bei Weimar.

Literatur: Verhandl. der Berl. anthropol. Gesellsch. 1872, S. 260 und 279; 1877, S. 25 (R. Virchow). — Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropol. Gesellsch. 1877, S. 37 (Klopfleisch). — Vorgeschichtliche Alterthümer der Prov. Sachsen. Halle. Heft I (Klopfleisch). — Palaeontographica XXV, 143 (Portis, Ueber die Osteologie von Rhinoceros Merkii Jäg. und über die diluviale Säugethierfauna von Taubach bei Weimar). — Zeitschrift für gesammte Naturwissensch. von Giebel. Neue Folge, Vol. 11 (45), S. 461 (v. Fritsch). — Geologische Specialkarte von Preussen und den Thüringischen Staaten, nebst Erläuterung. Blatt Magdala (E. E. Schmid). — Verhandl. der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher. 53. Band, Halle 1889 (Pohlig, Dentition und Craniologie des Elephas antiquus Falc. mit Beiträgen über Elephas primigenius Blum. und Elephas meridionalis Nesti.). — Förtsch, Die Entstehung der ältesten Werkzeuge und Geräthe. Inaugural-Dissertation, Halle a. S. 1892. — Ausführliche Auszüge nach Portis finden sich auch in J Ranke, Der Mensch, Band II, S. 397 ff.

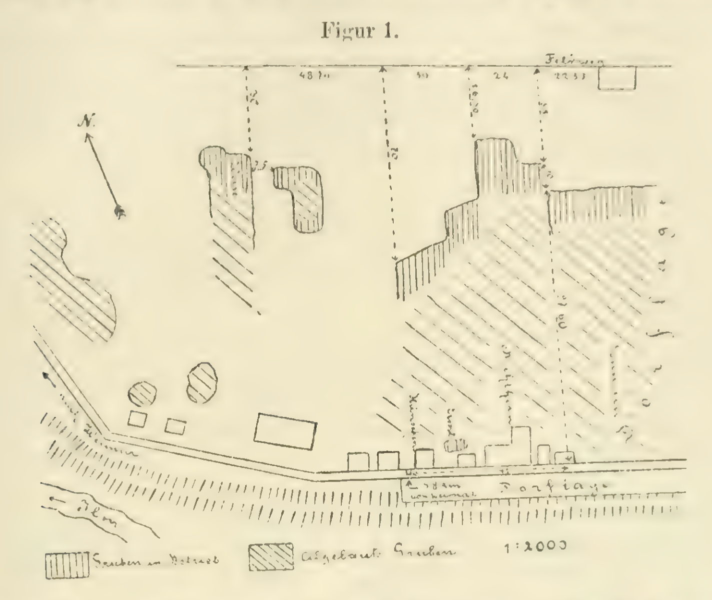
Vor etwa 18 Jahren wurde bei dem Dorfe Taubach, 1¼ Stunde südöstlich von Weimar, beim Graben nach Scheuersand, eine Fundstelle aufgedeckt, welche in ihrer Art eine der wichtigsten ist, die wir besitzen, denn sie lieferte, ausser einer reichen Ausbeute an diluvialen Thierresten, auch die ältesten sicheren Spuren des Menschen in Europa. Wenn auch diese Stelle schon mehrfach Gegenstand der Erörterung, besonders von paläontologischer Seite, gewesen ist, halte ich ein nochmaliges Zurückkommen hierauf nicht für überflüssig, da inzwischen neue Funde gemacht sind, welche nunmehr die Coexistenz des Menschen mit den gewaltigen diluvialen Dickhäutern zur Evidenz beweisen. Dazu kommt, dass die Fundschicht in nicht allzu ferner Zeit abgebaut sein wird, und dass man dann nicht mehr im Stande ist, die Lagerungsverhältnisse zu studiren, welche bisher etwas stiefmütterlich behandelt sind und welche gerade dieser Fundstelle ihren grossen wissenschaftlichen Werth geben, weil die über ihr lagernde Schichtung durchaus klar ist und niemals gestört wurde. Meine Aufgabe wird es also sein, einerseits die Lagerungsverhältnisse zu fixiren, andererseits einen Rückblick auf die bisherigen Funde, speciell in anthropologischer Hinsicht, zu thun.

1. Die Fundstelle.

Nachdem die Ilm einen aus Wellenkalk bestehenden Höhenzug in nordöstlicher Richtung in einem engen Thale mit steilen Rändern durchbrochen hat, biegt sie bei Mellingen im rechten Winkel nach Nordwest um und bildet nun bis Weimar ein breites Thal, begrenzt von mässig ansteigenden Höhenzügen (200 bis 300 Fuss rel. Höhe). 1½ *km* unterhalb des Ilmknies liegt auf dem rechten Ufer das Dorf Taubach auf einer etwas vorspringenden Terrasse, deren Rand nach der

Thalsohle 30 Fuss tief steil abfällt. Auf dieser Terrasse, hinter den Häusern am westlichen Ausgange des Dorfes, liegt die Fundstelle. Sie ist durch viele grössere und kleinere Gruben von 4—6 *m* Tiefe erschlossen, von denen ein grosser Theil schon wieder zugeschüttet ist (vergl. die Kartenskizze, Fig. 1). Während die dem

Figur 1.



Terrassenrande zunächst gelegenen Gruben die reichsten Funde geliefert haben, nehmen letztere nach der Höhe zu sehr ab, so dass, wie gesagt, ein Versiegen derselben bevorsteht, da der vordere Terrassenrand, bis auf die Hausgrundstücke, ziemlich abgebaut ist. Diese Aufschlüsse ermöglichen nun die Feststellung der Schichten an verschiedenen Stellen, von denen ich im Folgenden die Profile zweier Gruben mit besonderer Berücksichtigung der Conchylien gebe [1]): die beiden Gruben liegen etwa 100 *m* von einander entfernt und zwar Grube Weise nach dem Berghang zu, Grube Ernst nahe dem Rande der Terrasse.

Grube Weise:

1. Humus 0,80 *m*.
2. Gelber Tuffsand 0,20 *m*.
3. Kalktuff in kleinen Platten 0,85 *m*.
4. Tuffsand 0,15 *m* (Clausilia, Knochenreste).
5. Kalktuff in Platten mit eingelagerter Sandschicht 1 *m* (in letzterer Carychium minimum, Helix pulchella, Succinea).
6. Schilfkalk 0,20 *m* (Helix pomatia).
7. Feste Kalkbank 0,60 *m* (Limnaeus ovatus).
8. Lockerer Schilftuff 0,20 *m* (Belgrandia marginata, Limnaeus ovatus, Pisidium, Planorbis contortus, Pupa pygmaea, Succinea oblonga, Valvata cristata).
9. Fester weisser Tuffsand mit Schilf 0,15 *m*.
10. Grauer Tuffsand 0,05 *m* (Carychium minimum, Hyalina, Limnaeus ovatus, Pisidium, Planorbis contortus, Pupa pygmaea).
11. Ockeriger lockerer Tuff mit Moor(?)butzen 0,10 *m* (Acme polita).

1) Die Bestimmung der Conchylien verdanke ich Hrn. stud. rer. nat. Weiss aus Weimar.

12. Dunkelgrauer Tuffsand 0,10 *m* (Acme polita, Belgrandia marginata, Bithynia tentaculata, Carychium minimum, Clausilia filograna, Helix costata, H. pulchella, H. rotundata, Limnaeus ovatus, Pisidium, Planorbis crista, Pl. rotundatus, Pupa pygmaea, Succinea, Valvata cristata, Vertigo pusilla).

13. Tuffsand 0,04 *m* (Acme polita, Belgrandia marginata, Bithynia, Carychium minimum, Clausilia, Helix costata, H. pulchella, Patula solaria, Physa hypnorum, Pisidium, Planorbis marginatus, Pl. rotundatus, Valvata cristata, Vertigo pusilla).

14. Grauer Tuffsand 0,35 *m* (Bithynia tentaculata, Carychium minimum, Limnaeus ovatus, Physa hypnorum, Pisidium, Planorbis crista, Pl. contortus, Pl. rotundatus, Pupa pygmaea, Succinea, Vertigo pusilla, Zuba lubrica; Kapseln von Characeen).

15. Grauer Tuffsand 0,15 *m* (Acme polita, Bithynia tentaculata, Carychium minimum, Clausilia laminata, Helix costata, H. pulchella, Limnaeus ovatus, Planorbis contortus, Pl. crista, Pl. marginatus, Pl. nitidus(?), Pl. rotundatus, Pupa pygmaea, Valvata cristata, Vertigo pusilla).

16. Ockeriger Kalktuff 0,20 *m*.

17. Hellgelber Tuffsand 0,05 *m* (Succinea).

18. Ockeriger Kalktuff (sogen. Grottenstein) 0,05 *m*.

19. Tuffsand (noch nicht aufgeschlossen, nach Angabe des Besitzers die diluviale Fundschicht).

Grube Ernst:

1. Humus 0,50 *m*.
2. Bröckliger Kalktuff in kleinen Platten mit Pflanzenresten 0,40 *m*.
3. Gelber Tuffsand 0,12 *m* (ein kleines Knochenstück).
4. Graubrauner Tuffsand 0,20 *m* (Carychium minimum, Clausilia, Helix costata, H. pulchella, Planorbis crista, Pl. rotundatus, Pupa minutissima, P. muscorum).
5. Kalktuff mit zwei Schilfschichten 0,85 *m* (Helix costata, H. pulchella).
6. Kalktuff mit Schilf 0,15.
7. Schwarze moor- oder torfartige Schicht 0,003 *m*.
8. Gelber Tuffsand 0,05 *m* (Carychium minimum, Helix costata, H. pulchella, Hyalina, Limnaeus, Planorbis crista, Pl. rotundatus, Pupa pygmaea, Succinea, Valvata cristata, Vertigo pusilla, Zua lubrica).
9. Bröckliger Kalktuff 0,06 *m*.
10. Grauer Tuffsand 0,12 *m* (Bithynia tentaculata, Carychium minimum, Helix costata, H. pulchella, Limnaeus ovatus, Physa hypnorum, Planorbis carinatus, Pl. contortus, Pl. crista, Pl. marginatus, Pl. rotundatus, Pupa pygmaea, Succinea, Vertigo pusilla.
11. Bröckliger Kalktuff mit Sand 0,05 *m* (Bithynia tentaculata, Carychium minimum, Helix costata, H. pulchella, Limnaeus, Planorbis contortus, Pl. rotundatus, Valvata cristata; Kapseln von Characeen).
12. Schwarze moor- oder torfartige Schicht 0,002 *m*.
13. Grauer Tuffsand 0,80 *m* (Carychium minimum, Limnaeus ovatus, Planorbis carinatus, Pl. contortus, Pl. crista, Pl. marginatus, Pl. rotundatus, Pupa pygmaea, Succinea, Valvata cristata, eine sehr kleine Muschelart; Kapseln von Characeen).
14. Gelber Tuffsand mit Quarzkörnern 0,20 *m* (keine Conchylien, aber Kapseln von Characeen)
15. Tuffsand fast ohne Quarzkörner, die Fundschicht, 0,45 *m* (Helix costata, H. pulchella, Limnaeus ovatus, Pisidium, Planorbis crista; Kapseln von Characeen).
16. Schlick.

Was die Art der Schichtung anlangt, so ist sie fast völlig eben und horizontal, ohne bemerkenswerthe Störungen, und zwar erstrecken sich die Schichten, wie die Lage der Gruben zeigt, über ein ziemlich grosses Areal. Sie bestehen fast ausschliesslich aus Travertin in den verschiedensten Formen, vom feinsten Sande bis zur festen Werkbank; ihre Beschaffenheit lässt erkennen, dass sie in einem ruhigen Wasserbecken, einem See abgesetzt wurden, welcher das breite Ilmthal von Mellingen bis Weimar anfüllte. Portis äussert sich hierüber folgendermaassen: „Am Ende der älteren Eiszeit war nördlich von der Stadt Weimar das Ilmthal durch einen Querdamm geschlossen und musste somit die Ilm ihre Gewässer zu einem kleinen, lang gezogenen See von wenig Meilen Umfang anstauen. Ausser der Ilm, die hauptsächlich zur Bildung des Sees oder vielmehr Teiches von kaum 20 Fuss Tiefe beitrug, mündeten in ihn 4—5 kleine Bäche, die, grösstentheils im Muschelkalke entspringend und längs seiner Wände hinfliessend, viel kohlensauren Kalk enthielten, den sie absetzten, sobald sie, am See angelangt, einen Theil ihrer Kohlensäure verloren hatten. So bildete sich auf dem Grunde des Teiches eine Schicht von sandigem Kalktuff, in den sich alles das einbettete, was zufällig in den See fiel. Hatte der Absatz sich so weit erhöht, dass auf ihm Sumpfpflanzen wachsen konnten, so beschleunigten diese durch die Aufnahme der Kohlensäure den Niederschlag von kohlensaurem Kalk, der in festem Zustande sich auf den Pflanzen, meist Characeen, abzusetzen begann. Es wurde dadurch der Teich bald zum Sumpfe, und die Ilm, die ihn speiste, schnitt sich nach und nach in den Querdamm ein, wodurch der Spiegel des Teiches, den sie durchfloss, sank. Hatte die Ilm auf diese Weise die oberste Schicht des festen Kalksteines durchnagt, so floss sie dann im sandigen Tuff dahin, wo die Erosion schneller vor sich gehen konnte, so dass sie, sich immer mehr in den Querdamm einschneidend, zuletzt in dem unter dem Kalktuff befindlichen Diluvialschotter lief. Vom Kalktuff blieben nur einzelne Reste als hohe Terrassen und fast senkrechte Wände übrig, wie man heute noch bei Taubach und oberhalb Weimar sieht.“ Nach dieser Darstellung wäre das Niveau des Seespiegels bis zur Vollendung der obersten Tuffschicht sich gleich geblieben und erst dann gesunken. Dies ist aber nicht gut möglich: der Wasserstand muss gewechselt haben, da in den über dem Sande lagernden Schichten bald Schilf auftritt, so in Grube Weise 6, 8, 9 in mindestens 3,35 *m* Tiefe und in Grube Ernst 6 in mindestens 1,72 *m* Tiefe unter dem Seespiegel nach Portis. Dieses tiefe Vorkommen von Schilf setzt aber voraus, dass zur Zeit der Bildung der unteren Schilfschichten der Seespiegel bedeutend niedriger stand, als zur Zeit der obersten Schichtenbildung, da Schilf in so grosser Tiefe nicht mehr wächst. Nach der Bildung der untersten Schilfschichten muss sich also die Abflussstelle des Sees um einige Meter gehoben haben, so dass der See allmählich stieg. Während des langsamen Steigens haben sich die Kalktuffschichten gebildet; sie sind dem Wasserspiegel gewissermaassen nachgewachsen. So erklärt sich auch das gleichzeitige Vorkommen von Land- und Wasserconchylien in einigen Tuffschichten, da derartige flache Stellen wohl zeitweise trocken lagen und so das Auftreten von Landschnecken ermöglichten. Erst nach Bildung der obersten Schicht trat das Sinken des Sees und die Bildung des jetzigen Ilmthales in der von Portis geschilderten Weise ein. Derartige Bodenschwankungen stimmen auch recht gut zu der gesteigerten vulkanischen Thätigkeit, welche Pohlig (Dentition u. s. w. S. 31) in das Ende der vorletzten Eiszeit und in die Zeit des Elephas antiquus verlegt.

Nach diesem Ueberblick über die allgemeinen Verhältnisse komme ich zur Betrachtung der eigentlichen Fundschicht. Die Fragen, welche uns hier am meisten

interessiren, sind folgende: 1. Ruhen die Spuren menschlicher Thätigkeit, deren Thatsächlichkeit durch die Funde der letzten Jahre ausser allen Zweifel gestellt ist, in primärer oder secundärer Lagerstelle? 2. Auf welche Weise gelangten sie in die unterste Sandschicht?

1. Bezüglich der ersten Frage hat Hr. R. Virchow sich dahin geäussert (diese Verhandl. 1877, S. 25ff.), dass es sich nicht um eine primäre Lagerstelle handele, dass vielmehr die verschiedenen Gegenstände an dieser Stelle durch Wasser zusammengeführt seien, und er stützt dies durch die Beobachtung, dass die Ecken und Kanten einzelner Knochen-Bruchstücke abgerundet und verrieben, also im Wasser gerollt seien. Diese Annahme war damals, als sie ausgesprochen wurde, ganz gerechtfertigt, aber seitdem sind neue Funde gemacht worden, welche die Sache anders erscheinen lassen: Drei Jahre später wurde in der Grube Hänschen eine ganze Feuerstelle gefunden, d. h. eine über 5″ dicke Aschen- und Kohlenschicht, welche nothwendiger Weise in primärer Lagerung sich befinden muss. Dass hier thatsächlich eine einer Heerdstelle ähnliche Anlage vorliegt, wird durch zwei competente Augenzeugen gewährleistet, durch die HHrn. Prof. Klopfleisch und Prof. Müller aus Jena, deren ersterer dieselbe ausführlich beschrieben hat (Vorgesch. Alterth., Heft I, S. 34). Seitdem sind noch mehrere ähnliche „Heerde“ gefunden worden, welche allerdings nicht so gut bezeugt sind. Klopfleisch führt a. a. O. einen gleichen Fund aus der Grube Mehlhorn an; Restaurateur Sonnrein will eine gleiche Stelle in seiner Grube gefunden haben, und unter den von Ernst im letzten Sommer ausgegrabenen Gegenständen sah ich selbst eine aus Kohlen und Asche bestehende compakte Masse von etwa 30 *cm* Länge, 15 *cm* Breite und 8 *cm* Dicke. Wenn nun aber die Funde nicht durch Wasser zusammengeschwemmt wurden, wie ist dann die Abrundung einzelner Knochen-Bruchstellen entstanden? In der That sind derartige Exemplare vorhanden, wenn auch nicht sehr häufig. Bei näherer Betrachtung stellt sich aber heraus, dass es sämmtlich Stücke sind, welche vom Menschen als Geräthe benutzt und so mit der Zeit an den Kanten abgenutzt oder glatt gegriffen wurden. Ich verweise hier auf die weiter unten abgebildeten und besprochenen Geräthe. Auch die an sehr vielen Knochen befindlichen Kritze gehen auf die Benutzung durch Menschen zurück, und ihre Zahl ist so gross, dass ich behaupte, fast sämmtliche Gegenstände, welche in der Sandschicht gefunden werden, sind, soweit es sich nicht um natürliches Vorkommen, wie von Schnecken, Chara-Kapseln u. s. w., handelt, durch den Menschen dahin gelangt. Diese Behauptung wird noch durch den Umstand gestützt, dass die vorkommenden Knochen fast ausschliesslich Körpertheilen angehören, welche zum Verspeisen oder zur Herstellung von Geräthen dienten; während Rückenwirbel und Rippen der grossen Säugethiere zu den grössten Seltenheiten gehören, sind die Kopf- und Extremitätenknochen, besonders von jungen Thieren, um so häufiger. „So musste“, sagt Portis, „am Orte der Jagd, wo vielleicht sofort von den Jägern die Fleischtheile verzehrt wurden, der Rumpf zurückbleiben, während Kopf und Hals, sowie die Vorder- und Hinterschenkel, an denen das meiste Muskelfleisch haftete und die zugleich leichter fortzuschaffen waren, nach Hause gebracht wurden, um als tägliche Nahrung zu dienen.“

2. Die andere Frage, wie die Gegenstände in die Sandschicht gelangten, ist nicht so einfach zu beantworten. Portis sagt hierüber: „Die Sandschicht bildete den Grund eines Sees, an dessen Ufer eine menschliche Ansiedelung war; die Knochen, die nicht verwendeten Thierreste, die Kohlen, die zerbrochenen oder misslungenen Steinwaffen gelangten so in den See, wo sie sofort vom sandigen

Kalktuff bedeckt wurden." Leider wird das „so" nicht weiter erläutert: nach Portis' Worten muss man aber annehmen, dass die Gegenstände vom Ufer aus in den See fielen oder geworfen wurden. Ganz abgesehen von den Kohlenheerden ist dies schon deshalb unmöglich, weil von dem vorderen Rande der Terrasse, wo ja die meisten Funde gemacht werden, die Sandschicht, d. h. der damalige Seeboden, sich noch weit landeinwärts erstreckt, so dass also die Fundstelle mindestens 100 *m* vom alten Seeufer entfernt lag. Klopfleisch erklärt die Sache in der Art, dass der diluviale Seeboden zeitweise, vielleicht während der heisseren Sommerzeit, trocken gelegen habe, so dass sich der Mensch auf ihm ansiedeln konnte. In der That beweisen die zusammenhängenden Kohlenmassen, dass an der Stelle selbst, wo sie sich befinden, der Mensch seine Ansiedelung hatte, und die Sache wäre im Sinne Klopfleisch's erledigt, wenn sich alle übrigen Artefakte in der gleichen Schicht, wie der Heerd, also zwischen den beiden unteren Sandschichten gefunden hätten. Hier bereitet aber ein Umstand Schwierigkeiten: nicht nur auf der untersten Sandschicht (Ernst 15), sondern auch innerhalb derselben in verschiedenen Tiefen lagern die Funde; zugleich erscheint sie als eine durchaus homogene Masse ohne irgend eine Spur weiterer Schichtenbildung, wie sie wohl bemerkbar sein müsste, wenn die Stelle zeitweise trocken gelegen hätte. Auch die übrigen Einschlüsse lösen den Knoten nicht. Portis führt (a. a. O. S. 157) eine Reihe von Dr. Kriechbaumer bestimmter Conchylien auf, bezüglich welcher mir Hr. Weiss mittheilt, dass sie nicht in der untersten Sandschicht vorkommen. Vielmehr sind von Hrn. Weiss folgende gefunden worden: Helix pulchella und costata (Landschnecke), Limnaeus ovatus (Wasserschnecke), Planorbis crista (Wasserschnecke), Pisidium (Wassermuschel), dazu kommen die Kapseln von Characeen; also ein Nebeneinander von Land- und Wasserbewohnern. Wenn demnach auch die Erklärung Klopfleisch's nicht ganz einwandsfrei ist, entspricht sie doch wohl den thatsächlichen Verhältnissen am meisten, und ich möchte zu ihrer Unterstützung noch das Vorkommen von Coprolithen, von Knochen, welche durch Raubthiere benagt sind, sowie von (seltenen) Hyänenknochen anführen. Sobald also die Menschen ihren Lagerplatz verlassen hatten, kamen die Hyänen, um den Tisch abzuräumen, bis auch sie durch das zurückkehrende Wasser verdrängt wurden, welches nun bald den Rest in die schützende Sanddecke hüllte.

Chronologie. Nachdem somit festgestellt ist, dass sämmtliche Fundgegenstände in primärer, ungestörter Lagerstelle ruhen, soll die Frage nach der Zeit der Ablagerung erledigt werden. Dies ist bald geschehen: alle Paläontologen, welche die Taubacher Funde untersucht haben, geben nach den, einem gemässigt warmen Klima angehörigen Thierarten, besonders dem Elephas antiquus Falc. und dem Rhinoceros Merkii Jäg., übereinstimmend als Alter die Interglacialzeit. Pohlig im Speciellen (Dentition u. s. w., S. 19f.) das obere Mittelplistocän an.

II. Die Funde.

Nicht von den in der unteren Sandschicht gefundenen Thierresten als solchen soll hier die Rede sein, sondern von den Spuren, welche uns der Mensch hinterlassen hat.

1. Menschliche Skeletreste. Obgleich fast jeder gefundene Gegenstand durch die Hand des Menschen gegangen ist, ist letzterer doch bis jetzt noch nicht persönlich erschienen, um sich den wissensdurstigen Epigonen zur Untersuchung zu stellen. Gleich von Beginn der Ausbeutung der Gruben an wurde von den gelehrten Besuchern Taubach's eifrig nach Menschenknochen gefragt. Das Resultat

war, dass ein menschlicher Schädel präsentirt wurde, welcher angeblich im diluvialen Sande gefunden war. Später stellte es sich heraus, dass er „in der Nähe der Fundstelle" gefunden war (vergl. diese Verhandl. 1872, S. 260 und 279; 1877, S. 27). Vermuthlich stammt er aus einer gerade über der paläolithischen Ansiedelung im Humus befindlichen neolithischen (Bandkeramik) Station. Aus letzterer erhält man zuweilen auch Feuersteinmesser mit der Angabe, dass sie aus dem Sande stammen. Glücklicher Weise kann man ihnen die Herkunft ansehen: die ächten alten Feuersteine haben durchgängig eine mehr oder weniger ausgebildete, wunderschöne, blauweisse bis weisse Patina. Auch die Taubacher Knochen haben ein so charakteristisches Aussehen, dass man sie ohne Schwierigkeit von denen anderer Fundstellen unterscheiden kann. Und dies ist ein glücklicher Umstand, denn die reichen Schätze des Naturwissenschaftl. Museums zu Weimar an diluvialen Knochen von verschiedenen Fundstellen sind leider aus Mangel an pekuniären Mitteln so wenig sorgfältig aufgestellt, dass sie meist ohne Angabe des Fundortes, ohne Etikett, bunt durcheinander liegen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass man jetzt, wo die Funde in Taubach nicht mehr so häufig sind, Zähne von Elephas trogontherii Pohl. (während für Taubach Elephas antiquus charakteristisch ist) und andere Knochen aus den Kiesgruben von Süssenborn nach Taubach importirt, um dem Mangel abzuhelfen, aber trotz des Bleichens und anderer Manipulationen sind sie dennoch gut zu unterscheiden. Derartige Fälschungsversuche erregen natürlich berechtigtes Misstrauen gegen einen im Germanischen Museum zu Jena befindlichen menschlichen Backenzahn, den Prof. Klopfleisch von einem Grubenarbeiter erhielt.

2. Die Geräthe. Als Material für die verschiedensten Werkzeuge dienten Steine, Knochen und Horn, vielleicht ist auch Holz verwendet worden, aber bei der Vergänglichkeit dieses Materials ist das Fehlen von Holzgeräthen nicht auffällig. Cartailhac sagt zwar (La France préhistorique, p. 57), dass Knochengeräthe erst in der Eiszeit, in der Periode des Renthieres, auftreten. Wenn dies auch in erster Linie nur für Frankreich gelten soll, so ist doch wunderbar, dass der interglaciale Bewohner des Sommethales und anderer gleichzeitiger Stationen, trotz einer sonst viel höher stehenden Cultur (gemuschelte Feuersteingeräthe von symmetrischer Form), nicht auch Knochengeräthe besessen haben soll, wie sein Taubacher Zeitgenosse. Das verarbeitete Steinmaterial ist verschieden: meist Feuerstein, ausserdem auch Quarz, Quarzporphyr, Hornstein und Kieselschiefer, welch letztere Gesteinsarten in der Form von Schabern und ähnlichen kleinen Geräthen in der jüngeren Steinzeit verschwinden und dem Feuersteine das Feld räumen. Für die nun folgende Aufzählung der einzelnen Geräthe sei bemerkt, dass die Benennungen weiter nichts besagen, als dass die betreffenden Werkzeuge in der Weise, wie der Name andeutet, gebraucht werden konnten und wahrscheinlich gebraucht wurden. Für eine Zeit, welche noch keine Arbeitstheilung in unserem Sinne kannte, und in welcher dem einzelnen Geräthe die verschiedensten Functionen zufielen, passen eben unsere specialisirten Geräthnamen nicht.

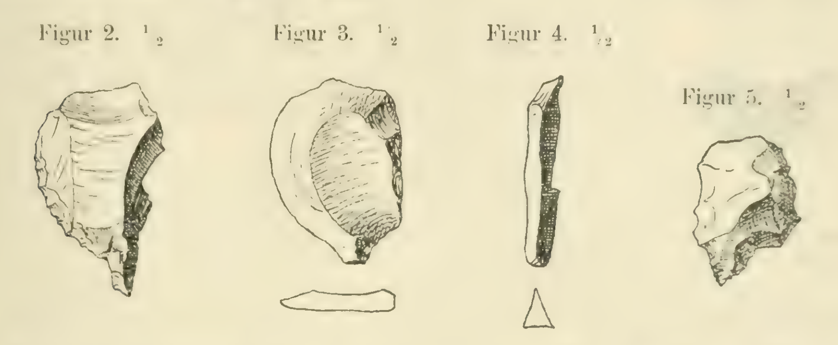
a) Steingeräthe (nicht symmetrisch und nicht auf der ganzen Oberfläche gemuschelt, sondern nur durch Zahnung, Schlagmarken und Abnutzung als Werkzeuge charakterisirt).

Schaber. Dieses durch die ganzen älteren Perioden der Prähistorie vorkommende Universalinstrument, welches man auch als Raspel oder Säge ansprechen kann, ist in Taubach meist in der Form einer flachen, dreikantigen Platte mit mehr oder weniger gekrümmten Rändern vertreten, deren eine die Zahnung trägt (Fig. 2). Als Material sind sämmtliche oben angeführte Gesteinsarten ver-

wendet, so z. B. befindet sich ein schönes, etwas massives Exemplar aus dunkelgelbem Quarz im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. Wenn Förtsch (Dissert. S. 36) die vorkommenden Rundschaber nicht für zufällige Bildungen, sondern für hergerichtete Werkzeuge erklärt, hat er vollkommen Recht. Aber der Schluss aus der blossen Existenz von Rundschabern auf die Herstellung von bisher nicht gefundenen Knochennadeln (Förtsch, S. 44) ist doch etwas kühn.

Die Messer kommen, wie schon Virchow (diese Verhandl. 1877, S. 26) sagt, nicht in der späteren Form von langen, flach-prismatischen Spähnen vor, sondern als flache, dreikantige Stücke und als dreiseitige massive Prismata mit langen, glatten Sprungflächen (Fig. 3 und 4). Sie entsprechen ungefähr den Typen „Tertiaire" und „Moustérien" Mortillet's (Musée préhist. Pl. III und XI).

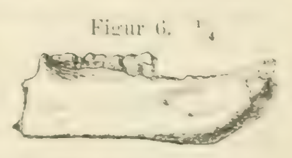
Die Bohrer haben analoge Bildung: breite Stücke mit einer durch Dengeln hergestellten massiven Spitze (Fig. 5).


Figur 2. 1/2 Figur 3. 1/2 Figur 4. 1/2 Figur 5. 1/2

Beilartige Geräthe fehlen, sie werden ersetzt durch Meissel, deren nothwendige Ergänzung in den weiter unten beschriebenen Hirschhorn-Schlägeln zu suchen ist. Einen derartigen Meissel aus Kieselschiefer bildet Klopfleisch (Vorgesch. Alterth. u. s. w., Heft I) ab. Man kann sich recht gut denken, wie aus einer Verbindung von Meissel und Schlägel die Axt entstanden ist, und vielleicht sind die in den Pfahlbauten häufigen Steinbeile in Hirschhornfassung noch eine Reminiscenz an diese ältere Stufe.

Einen Behaustein führt Förtsch (Dissert., S. 12) an. An einem anderen gleichschenkeligen, etwas massiven Feuersteinstück im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin zeigt die schmale Kante Spuren von Abnutzung in der Art, dass zahlreiche Schläge mit dem Instrument ausgeführt worden sind.

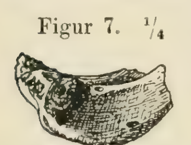
b) Knochen- und Horngeräthe. Den ersten Platz nehmen hier die aus dem halben Unterkiefer des Bären hergestellten Beile ein (Fig. 6). Processus coronoides und Condylus sind abgeschlagen, und ein handliches Werkzeug ist fertig, von dessen Brauchbarkeit zahlreiche Schlagspuren an Knochen Zeugniss geben. Wie beliebt das Instrument war, geht aus der grossen Zahl der gefundenen Exemplare hervor, und zwar sind alle Stücke, sowohl vollständige Beile, wie einzelne Zähne, mit ganz wenigen Ausnahmen stark abgenutzt. Derartige fossile Fangzähne spalten sich allerdings auch leicht von selbst in der Richtung der Längsaxe des Zahnes, aber ich bemerke ausdrücklich, dass es sich hier nicht um einen solchen natürlichen Zerfall handelt, vielmehr ist die Abnutzung in der Weise geschehen, dass durch Absplittern kleiner Theilchen eine rauhe Fläche mehr oder weniger senkrecht zur Längsaxe des Zahnes, meist etwas nach aussen geneigt, entstanden ist.


Figur 6. 1/4

Das abgebildete Exemplar (Weimar, Naturwiss. Museum) ist durch häufigen Gebrauch an der Bruchstelle zum Theil geglättet und an der ganzen Oberfläche mit zahlreichen Kritzen bedeckt. Dieselben Werkzeuge finden sich auch in anderen paläolithischen Stationen: L'Herm, Dep. Ariège (Lyell, Das Alter des Menschengeschlechts, übers. von Büchner 1864, S. 157), Bouichéta, Dep. Ariège (Bär, Der vorgesch. Mensch 1874, S. 80) und Hohlefels im Achthale (Ranke, Der Mensch II., S. 415), wo sie also bis in die Glacialzeit hineinreichen. Dagegen sind sie bereits in der jüngeren Steinzeit gänzlich verschwunden, und da sie sonst nirgends wieder auftreten, ist vielleicht der Eselskinnbacken des Simson noch eine Erinnerung an jene graue Urzeit.

Neben den aus halben Bären-Unterkiefern hergerichteten Beilen kommen, wenn auch nicht so häufig, Geräthe vor, welche aus den beiden noch zusammenhängenden Hälften von Bären-Unterkiefern hergestellt sind (Fig. 7). Die Abnutzung der Fangzähne ist ebenso, wie bei der ersteren Art, die Abnutzungsflächen stark nach aussen geneigt, aber die beiden hinteren Hälften sind in grösserem Umfange abgeschlagen, so dass das Geräth an Schwungkraft eingebüsst hat und sich nicht mehr als Beil eignet.

Figur 7. 1/4



In ähnlicher Weise, wie die Beile, sind auch einige Unterkiefer vom Biber hergerichtet. Der Nagezahn ist bis auf den Kieferknochen abgenutzt, und die rauhe Symphysen-Fläche ist bei einigen Exemplaren ganz glatt gegriffen. Diese Geräthe kann man vielleicht Schaber nennen.

Ob die zahlreich gefundenen Bärenkrallen als schneidende oder stechende Werkzeuge benutzt wurden, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, da der wegen des vergänglichen Materials schlechte Erhaltungszustand die feinen Gebrauchsspuren verwischt hat. Jedoch das verhältnissmässig häufige Vorkommen und der Umstand, dass bei vielen die Spitze fehlt, machen eine Benutzung durch den Menschen wahrscheinlich.

Ein Messer oder Pfriemen befindet sich im Besitze des Verfassers. Es ist aus einem Gelenkstück in der Weise hergestellt, dass ein Theil des Gelenkkopfes den Handgriff bildet, während ein davon auslaufender massiver Splitter als spitze, dreieckige Klinge zugerichtet ist, welche etwa zum Abhäuten geeignet war und auch durch den Gebrauch stark abgenutzt ist (Länge 6,2 *cm*).

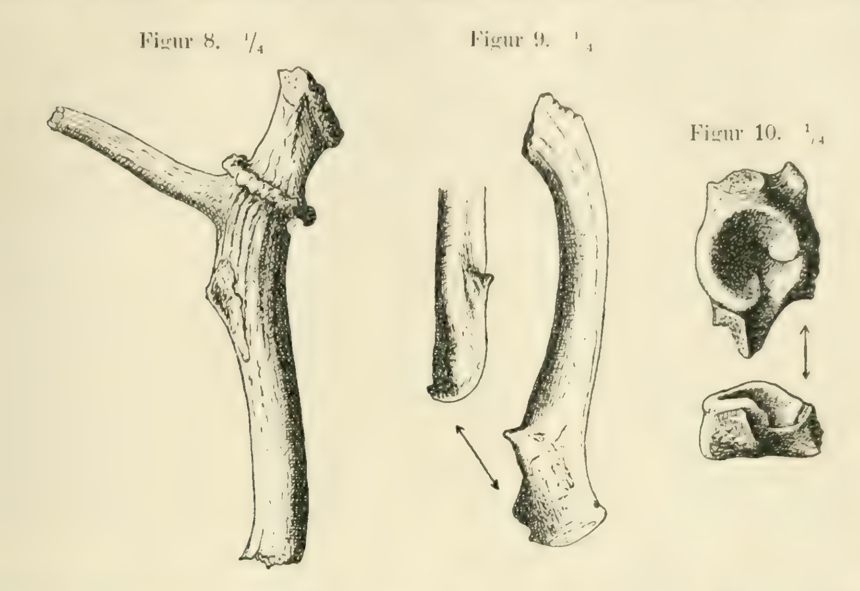
Hacken aus Hirschgeweih (Fig. 8). Im Naturwiss. Museum zu Weimar befindet sich eine ganze Anzahl solcher Geräthe in allen Stadien der Abnutzung der Augensprosse. Die in der Nähe der letzteren sitzenden Enden sind abgeschlagen. Bemerkenswerth ist an dem abgebildeten (ebenfalls in Weimar befindlichen) Exemplar, dass noch ein Stück des Schädeldaches daran sitzt, ein Zeichen, dass es kein abgeworfenes Geweih ist, sondern durch den Menschen vom Thier abgetrennt wurde. Das Schädelstück vergrössert übrigens durch sein Gewicht die Leistungsfähigkeit des Werkzeuges. Derartige Hacken sind noch während der jüngeren Steinzeit in Gebrauch.

Schlägel aus Hirschgeweih (Fig. 9), Original in Weimar. Nach Ablösen der Augensprosse und nach Abtrennen des oberen Theils der Stange mit einem schneidenden Instrument, wovon noch Spuren sichtbar sind, wurde das Stück als Schlägel oder Hammer in der Weise gebraucht, dass die Krone als Kopf diente. Hierdurch ist letztere an einer Seite völlig abgenutzt, wie die Abbildung zeigt.

Becher aus einer Gelenkpfanne (Fig. 10), Original in Weimar; Länge 13,5 *cm*, Breite 8,5 *cm*, Höhe 5,2 *cm*, Inhalt 42 *ccm*. Die Gelenkpfanne eines Thieres, etwa von der Grösse eines Hirsches, ist durch Abschlagen der störenden

Knochentheile in eine zum Schöpfen von Flüssigkeiten wohl geeignete Schale verwandelt worden. Besonders an einer Stelle sieht man deutlich die Spuren eines

Figur 8. 1/4 Figur 9. 1/4 Figur 10. 1/4



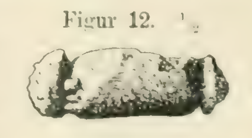
scharfen Instruments, vielleicht eines Meissels. An mehreren Stellen sind die rauhen Bruchflächen, welche ebenso wie die ganze Oberfläche mit Dendriten besetzt sind, durch den Gebrauch wieder geglättet: die ebene Standfläche ist mit vielen in verschiedenen Richtungen laufenden Kritzen bedeckt. Dieser Becher, sowie der zunächst aufgeführte Löffel, sind die beiden einzigen in Taubach gefundenen Gefässe, da von Thongefässen auch nicht die Spur existirt. Sie sind aber auch die ältesten überhaupt bis jetzt bekannten Gefässe, da in anderen interglacialen Stationen noch nichts ähnliches gefunden wurde: der zu einem Trinkgeschirr zugerichtete Renthierschädel vom Hohlefels, der Löffel(?) und die Steindruse von La Madelaine, welch letztere als Kochgeschirr(?) gedient haben soll, gehören der letzten Glacialzeit an.

Löffel (Fig. 11). Vom Schulterblatt eines kleineren Thieres sind zwei von der Gelenkpfanne ausgehende Ausläufer abgebrochen, den dritten hat man als Stiel daran gelassen. Die Bruchflächen sind durch die Benutzung glatt gegriffen und mit Dendriten bedeckt (Länge 9,2 *cm*, Inhalt 1 *ccm*, also der eines kleinen Theelöffels; im Besitze des Verfassers).

Figur 11. 1/4

Schmuck. Anhänger aus dem Schwammgewebe eines Knochens geschnitzt (Fig. 12, Länge 7,2 *cm*); an beiden Enden läuft je eine unregelmässig eingeschnittene Kerbe herum; der Querschnitt des massiven Körpers ist etwa ein sphärisches Dreieck. Die Löcher des Schwammgewebes sind an der Oberfläche mit einer (Sinter-[?]) Decke, wie mit einer Haut überzogen, so dass sich das Material überhaupt erst an einigen lädirten Stellen als Knochen-Schwammgewebe documentirt. Ferner erwähnt Klopfleisch (Vorg. Alterth., Heft I) einen Bärenzahn mit glatt eingearbeiteter Rinne. Ich habe das Stück nicht gesehen, kann also auch nicht urtheilen, ob die Rinne von Menschenhand hergestellt ist, jedenfalls liegt aber hier die Gefahr nahe, eine durch einen schief

Figur 12. 1/2



gewachsenen Zahn des anderen Kiefers hervorgebrachte Einkerbung für ein Kunstproduct zu halten. Im Naturwiss. Museum zu Weimar wird eine solche natürliche tiefe Rille an dem Fangzahn eines Bären als Menschenwerk gezeigt, welche aber sicher nicht durch einen alten Bewohner Taubach's hergestellt ist.

3. Sonstige Gegenstände mit Gebrauchsspuren. Wenn dieselben auch die Existenz des Menschen nicht so schlagend beweisen, wie die angeführten Geräthe, so sind sie doch zum Theil ganz instructiv für die Lebensweise der alten Taubacher. Ich rede natürlich weder von den zahlreichen gekritzten, noch von den bei der Speise-Bereitung einfach zerschlagenen Knochen, sondern will nur einzelne interessante Formen erwähnen, deren häufigeres Vorkommen eine gewisse handwerksmässige Uebung verräth. Von den Speise-Abfällen kommen hier zunächst die Distal-Extremitäten von Metacarpal- und Metatarsalknochen des Bison priscus in Betracht; sie sind mit dem Bären-Unterkiefer, dessen Fangzahn zuweilen deutliche Eindrücke hinterlassen hat, abgeschlagen und zwar an der Stelle, wo der Markcanal beginnt (Abbildungen bei Portis und Ranke). Hier kann man auch die von Portis gemachte Beobachtung anführen, dass unter den Knochen von 30 Individuen des Rhinoceros noch keine Rücken- oder Lendenwirbel und nur ein einziges Bruchstück einer Rippe gefunden sei. Wenn auch inzwischen vereinzelt solche Stücke gefunden wurden, so bleibt doch immer noch die Thatsache bestehen, dass sie zu den grössten Seltenheiten gehören. Bebrannte Knochen kommen in allen Stadien der Verbrennung vor, von der schwachen Verkohlung bis zur weissblauen Calcination. Portis glaubt, nach der Beschaffenheit der Verbrennungsspuren auf den Knochen leugnen zu müssen, dass man dieselben in einer bestimmten Absicht hervorgebracht hat. Es scheint ihm viel wahrscheinlicher, dass man die frisch abgelösten Knochen durch einander auf einen Platz zu werfen pflegte, auf dem öfters Feuer angezündet wurde, welches alsdann die Knochen erreichte und verbrannte. Ob sich dies wirklich so verhält, wage ich, nach dem mir bekannten Material, nicht zu entscheiden; dass einzelne Knochen als Abfall in die Nähe von Feuerstellen gelangten, mag sein, aber wenn man ganz grosse Stücke, welche sich hierzu am besten eigneten, am offenen Feuer briet oder röstete, wird man vorher wohl nicht die Knochen ausgelöst haben. Von den aus Holzkohle und bebrannten Steinen bestehenden Heerdstellen ist schon oben die Rede gewesen.

Als Geräth-Abfälle sind einzelne Enden von Hirschgeweihen mit den benachbarten Theilen der Stange anzusehen, Abfälle, wie sie bei der Herstellung der Hacken und Schlägel entstehen.

Ein Ueberblick über die Cultur des interglacialen Bewohners von Taubach zeigt uns letzteren auf einer tiefen Jagdstufe stehend. Er erlegt den Elephanten, das Nashorn, den Bären u. a. m., auch den Höhlenlöwen weiss er zu bezwingen; er sucht sich mit Vorliebe jugendliche Individuen aus, welche leichter zu erlegen sind und saftigeres Fleisch haben. Die Cadaver der grossen Thiere bleiben am Orte der Jagd liegen, und nur einzelne leichter zu transportirende Theile werden an's Heerdfeuer geschleppt. Die Knochen der erlegten Thiere werden zur Herstellung von allerhand Geräthen möglichst ausgenutzt. Trotzdem man an einem grossen See wohnte, der gewiss manchen guten Fisch enthielt, verstand man sich doch nicht auf den Fischfang, da weder Fischereigeräthe, noch Fischknochen oder Gräten Zeugniss davon geben. Das noch unbekannte Steinbeil wird durch den Bären-Unterkiefer ersetzt, dessen Gebrauch man nicht erfunden, sondern aus den bösen Erfahrungen, die man im Kampfe mit diesem furchtbaren Raubthier am eigenen Leibe hat machen müssen, einfach projicirt hat. Steingeräthe sind be-

kannt, aber nur ganz kleine aus Feuerstein und ähnlichem Material, deren rohe Bearbeitung jeder Spur von Symmetrie, der einfachsten Kunstform, entbehrt. Man versteht dem Feuersteingeräth durch Zahnung eine kräftige, leistungsfähige Kante zu geben, aber man kann nicht die Oberfläche muscheln. Der Gebrauch des Feuers ist bekannt. Wie in allen anderen paläolithischen Stationen, fehlen Thongefässe. Man sieht also, dass der Taubacher Mensch sich mit dem allernothdürftigsten Inventar begnügte. Nur ein einziges „Schmuckstück“ giebt nicht etwa von einem, wenn auch noch so geringen Kunstvermögen, da ja der Begriff der Symmetrie fehlt, sondern nur von dem Streben danach Zeugniss. Im Uebrigen scheint man nicht einmal das Bedürfniss gehabt zu haben, das tägliche Handwerkszeug sich practischer zu gestalten. Es ist in der That ein ächt menschlicher Zug, nicht die vernünftige Stufenleiter: erst das Nothwendige, dann das Nützliche, und zuletzt das Schöne, wird eingehalten, sondern wenn nur das zunächst liegende Bedürfniss gestillt ist (wobei natürlich „Bedürfniss“ ein relativer Begriff je nach dem Culturzustande ist), dann richtet sich gleich der Blick mit Uebergehung des Nützlichen auf den Luxus, zu dessen Erlangung, bezw. Herstellung sogar oft noch der nöthige Geschmack fehlt. Man kann das noch heute bei unsern ungebildeten Ständen beobachten.

Eine Vergleichung der Taubacher Cultur mit anderen gleichzeitigen würde a priori bei dem fast völligen Mangel an charakterisirten Formen von zweifelhaftem Gewinne sein und dürfte überhaupt nur bei ganz grossen Formenserien aus verschiedenen, zeitlich gut bestimmten und stratigraphisch vorwurfsfreien Stationen mit Aussicht auf einigen Erfolg unternommen werden können. Da diese aber gänzlich fehlen, muss von dem für eine prähistorische Studie wichtigsten Theil Abstand genommen werden. —

(14) Hr. A. Treichel berichtet über den Burgwall von Cratzig bei Nassow, Kr. Cöslin. Der Bericht wird in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde Nr. 4 veröffentlicht werden. —

(15) Hr. Bartels legt eine Sammlung photographischer Aufnahmen vor, welche er mit freundlicher Erlaubniss des Hrn. Umlauff in dessen in der Hasenhaide veranstalteten Ausstellung für Länder- und Völkerkunde gemacht hat. Dieselben sind theils nach ethnographischen Gegenständen der Neu-Caledonier und der Golden gefertigt, theils sind es Aufnahmen der Guyana-Indianer nach dem Leben. —

(16) Hr. Bartels macht die Mittheilung, dass die von Hrn. Dr. Glogner in Padang (Sumatra) der Gesellschaft geschenkte Sammlung von malaiischen Schädeln (7), Skeletten (2) und Gypsmasken (25) [vergl. Sitzung vom 18. Juni, S. 293] glücklich angekommen ist, und legt Proben davon vor. Ferner zeigt er zwei Manuscripte, zwei Dolchmesser und einen grossen Halsring, welche Hr. Glogner als Geschenk für das Königl. Museum für Völkerkunde mitgesendet hat. Die beiden Manuscripte in Duodez-Buchformat mit Lederdeckel sind Bücher der Battah; die Dolchmesser, séwa genannt, werden allgemein auf der Westküste Sumatra's getragen. Der Ring stammt von der Westküste der Insel Nias. Er ist aus Cocusschale gefertigt. Jeder der Dorfbewohner, welcher einem Feinde den Kopf abgeschlagen hat, erhält einen solchen Ring als Zeichen der Anerkennung. —

Hr. Virchow überreicht die inzwischen eingegangene, genauere Mittheilung des Hrn. Glogner über

sieben malaiische Schädel.

„Die verhältnissmässig geringe Anzahl beschriebener malaiischer Schädel lässt die folgende Mittheilung wünschenswerth erscheinen. Leider ist die Nationalität der Individuen, von denen diese Schädel, sowie eine Anzahl Skeletknochen, stammen, nicht bekannt, da dieselben einem Orte entnommen sind, wo wohl zum grössten Theil Javanen, von Zeit zu Zeit jedoch auch Vertreter anderer malaiischer Volksstämme beerdigt werden. Nur der Schädel, sowie die Skeletknochen von Nr. 1, gehörten bestimmt einem Javanen an. Die Schädelmaasse, sowie die Grössenverhältnisse einer Anzahl von Skeletknochen zweier Individuen sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt. Bei Schädel Nr. 2 fehlt der Unterkiefer, so dass der Gesichtsindex nicht berechnet werden konnte. Dem Schädel Nr. 7 fehlten die Zähne, so dass auch hier die Bestimmung des Gesichtsindex Schwierigkeit machte. Die Höhe des Gesichts wurde dadurch gefunden, dass zu der Entfernung von der Nasenwurzel bis zum untersten medianen Punkt des Unterkiefers bei sich berührendem Ober- und Unterkiefer 2 *cm* zugezählt wurden. Hieraus wurde mit der Jochbreite der Gesichtsindex gefunden. Alle Schädel gehörten mit Sicherheit dem männlichen Geschlechte an."

Malaiische Schädel	Nr. 1 ♂	Nr. 2 ♂	Nr. 3 ♂	Nr. 4 ♂	Nr. 5 ♂	Nr. 6 ♂	Nr. 7 ♂
Grösster Längendurchmesser	176	163	184	182	181	174	171
„ Breitendurchmesser	147	142	139	132	151	141	132
Vorderer Querdurchmesser	113	95	111	109	121	106	110
Hinterer „	137	128	130	131	141	134	130
Höhendurchmesser	140	139	146	144	145	137	127
Höhe des Gesichtes	121	—	117	109	117	115	106
Breite der Jochbogen	135	133	139	138	137	132	127
Breite der Wangenbeine	117	111	115	121	116	113	110
„ „ Unterkieferäste	103	—	102	102	98	95	109
Grösste Stirnbreite	95	102	103	106	114	107	101
Kleinste Stirnbreite	93	89	93	95	100	90	93
Obere mediane Gesichtslinie	78	69	71	68	70	70	66
Mundlinie	78	—	68	59	68	67	68
Obere Gesichtsbreite	101	99	102	107	106	101	106
Oberkieferbreite	102	97	102	108	105	103	98
Nasenlänge	56	37	53	51	50	52	50
Nasenbreite	28	26	30	25	26	27	26
Gaumenlänge	63	48	57	55	51	58	49
Gaumenbreite	37	39	39	42	42	40	43
Augenhöhlenhöhe	36	36	33	32	32	33	37
Augenhöhlenbreite	40	39	43	40	39	40	43
Horizontaler Umfang	515	480	522	510	520	485	488
Ohrumfang	310	310	300	300	320	295	300

Malaiische Schädel	Nr. 1 ♂	Nr. 2 ♂	Nr. 3 ♂	Nr. 4 ♂	Nr. 5 ♂	Nr. 6 ♂	Nr. 7 ♂
Längsumfang	365	345	375	378	375	365	360
Nasenwurzel — vorderes Bregma	125	128	128	128	128	118	117
Vorderes Bregma — hinteres Bregma	118	119	120	133	128	129	115
Hinteres Bregma — Foramen occip.	122	98	120	116	119	118	128
Interparietalbogen	80	62	73	63	60	78	85
Bogen des Occiput	42	36	50	53	59	40	43
Foramen occipitale, Länge	35	37	34	37	37	34	37
„ „ , Breite	31	25	30	33	28	31	28
Länge der Schädelbasis	99	98	106	107	103	103	96

Berechnete Indices.

	Nr. 1	Nr. 2	Nr. 3	Nr. 4	Nr. 5	Nr. 6	Nr. 7
Breitenindex	83,5	87,1	75,5	72,5	83,4	81	77,1
Höhenindex	79,5	85,2	79,3	79,1	80,1	78,7	74,2
Gesichtsindex	89,6	—	84,1	78,9	85,4	87,1	86,6
Orbitalindex	90	92	76,7	80	82	82,5	86
Gaumenindex	58,7	81,2	68,4	76,3	82,3	68,9	87,7
Nasenindex	50	70,2	56,6	49	52	51,9	52

Skeletknochen von Nr. 1 und Nr. 7.

Malaiische Skelette	Nr. 1	Nr. 7
Femur, Länge	415	425
„ , Umfang unterhalb der Trochanteren	95	82
„ , „ in der Mitte	90	79
„ , „ des Collum	105	95
„ , „ „ Caput	145	142
„ , Entfernung der Trochanterenspitzen	70	53
„ , Grösster Abstand d. äusseren Condylenränder	70	76
Tibialänge	365	365
Fibulalänge	355	355
Humeruslänge	320	320
Radiuslänge	235	245
Ulnalänge	255	264
Sternum, Manubrium, Breite	53	beschädigt
„ „ , Länge	45	„
„ , Corpus, Länge	115	„
Claviculalänge	155	145
Scapulalänge (Aussenseite)	141	150
Scapulabreite (oben)	100	97
Kniescheibenlänge	41	41
Kniescheibenbreite	40	39

Malaiische Becken	Nr. 1	Nr. 7
Entfernung der Cristae oss. il.	250	251
„ „ Spin. ant. sup.	205	208
„ „ „ „ inf.	162	180
„ „ „ post. sup.	130	114
„ „ „ „ inf.	70	81
Beckeneingang, gerader Durchmesser	100	121
„ , querer Durchmesser	100	114
„ , schräger Durchmesser	125	126
Beckenweite, gerader Durchmesser	115	114
„ , querer Durchmesser	165	191
Beckenenge, gerader Durchmesser	100	106
„ , querer Durchmesser	80	85
Beckenausgang, Steissbein fehlt	—	—
„ , querer Durchmesser	95	110
Kreuzbein, Länge	90	101
„ , Breite	104	105
Höhe des Beckens	180	169

„Von den 7 untersuchten Schädeln erwiesen sich demnach 4 als brachycephal, 2 als mesocephal, 1 als dolichocephal. 6 zeigten Hypsicephalie, 1 Orthocephalie (74,2), die sich jedoch auch mehr der Hypsicephalie zuneigt. Alle in Bezug auf das Gesicht gemessenen Schädel (6) waren chamaeprosop, 5 zeigten Platyrrhinie, 2 Mesorrhinie, 2 Chamaekonchie, 2 Mesokonchie und 3 Hypsikonchie, 4 Leptostaphylinie, 2 Mesostaphylinie und 1 Brachystaphylinie. Die Schädel stimmen also am meisten überein in der Chamaeprosopie, dann in der Hypsicephalie, hierauf in der Platyrrhinie, der Brachycephalie und endlich in der Leptostaphylinie, während sich für alle verschiedenen Formen der Augenhöhle ziemlich gleichmässig Vertreter finden. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, dass bei den 6 chamaeprosopen Schädeln ein verhältnissmässig hoher Procentsatz von Leptostaphylinie sich vorfindet, eine Erscheinung, welche man gemäss den Gesetzen der Correlation eigentlich nicht erwarten sollte. — Bei Schädel Nr. 1 und Nr. 5 ist die Stirnnaht noch offen, alle Unterkiefer besitzen eine zweistachelige Spina mentalis interna. Bei Schädel Nr. 1 erweitert sich die Fissura orbitalis inferior nach vorn zu einer runden Oeffnung. Der Beckeneingang ist bei Nr. 1 und 7 herzförmig."

Gesichtsmaasse der gegypsten Individuen.

Lebende Malaiien	Gesichtshöhe		Nase			Mund-länge	Abstand der Augenwinkel	
	Haar-rand	Nasen-wurzel	Höhe	Länge	Breite		inneren	äusseren
	mm	*mm*	*mm*	*mm*	*mm*	*mm*	*mm*	*mm*
Nr. 1	—	117	51	47	42	47	36	95
„ 2	—	125	52	44	38	34	33	94
„ 4	—	115	48	46	37	48	33	98

Lebende Malaiien	Gesichtshöhe		Nase			Mundlänge	Abstand der Augenwinkel	
	Haarrand	Nasenwurzel	Höhe	Länge	Breite		inneren	äusseren
	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm
Nr. 5	—	125	58	56	38	51	36	93
„ 6	184	105	50	51	36	48	30	87
„ 7	189	119	51	59	34	56	32	91
„ 8	184	115	49	48	35	49	29	96
„ 9	—	128	53	51	48	49	33	104
„ 10	201	118	49	46	40	53	35	103
„ 11	187	113	47	45	38	46	32	100
„ 12	190	117	51	49	37	48	34	96
„ 13	188	98	46	45	38	42	31	90
„ 14	—	—	55	53	34	43	30	84
„ 15	196	111	52	48	39	53	31	93
„ 16	206	124	47	39	40	54	35	99
„ 17	217	122	51	47	36	51	26	90
„ 18	180	115	48	45	37	40	37	97
„ 19	197	128	52	49	36	43	31	93
„ 20	187	116	46	39	37	58	31	98
„ 21	192	114	53	45	37	50	33	90
„ 22	190	125	50	46	34	46	34	93
„ 23	195	115	49	48	36	48	34	99
„ 24	184	126	56	50	30	51	38	100
„ 25	179	113	44	41	37	50	37	98

Hr. R. Virchow: Die von Hrn. Glogner besprochenen Gebeine, bestehend aus 2 nicht ganz vollständigen, aber doch im Ganzen gut erhaltenen Skeletten und 5 einzelnen Schädeln, sind angekommen. Sie werden, obwohl nur von dem einen Skelet die Provenienz sicher angegeben ist, einen sehr nützlichen Bestandtheil der Sammlungen der Gesellschaft bilden, und ich erlaube mir daher, Namens der Gesellschaft dem so thätigen Geschenkgeber den gebührenden Dank auszusprechen.

In Ergänzung seiner Beschreibung will ich hervorheben, dass unter den 7 Schädeln sich 2 mit Sutura frontalis persistens befinden und beide sich durch ihre beträchtliche Capacität auszeichnen. Nr. 1 hat 1430, Nr. 5 sogar 1590 ccm; letzterer ist also nahezu kephalonisch.

Andere Schädel zeigen mehr oder weniger ausgebildete Stenokrotaphie, so Nr. 2, 4 und 7. Bei Nr. 2, der stark plagiocephal ist, anscheinend durch Verdrückung des Hinterhauptes, besteht rechts einfache Stenokrotaphie, links vollständige Trennung der Knochen in der Schläfengegend durch ein Epipterieum. Bei Nr. 4 ist die Stenokrotaphie mit einer grubigen Vertiefung der Schläfengegend, besonders rechts, verbunden.

Das Gesicht ist bei allen ziemlich gleichmässig gebildet, so dass eine nennenswerthe Rassen-Verschiedenheit nicht hervortritt. Am grössten ist die Variation in

der Bildung der Augenhöhlen, wie schon Hr. Glogner nachgewiesen hat. Die hypsikonchen (Nr. 1, 2, 7) sind zugleich sehr gross, während z. B. die chamaekonche (Nr. 4) zugleich niedrig und klein erscheint. Ob hier ein Mischtypus vorliegt, wage ich nicht zu entscheiden. Viel mehr übereinstimmend ist die Bildung der Nase und der Kieferknochen. Nach den Bestimmungen des Hrn. Glogner sind 5 platyrrhine und 2 mesorrhine Nasen vorhanden. Es ist hinzuzufügen, dass die Nase bei Nr. 1 stark abgeflacht ist, und dass Nr. 2 und 4 tiefe praenasale Furchen und zugleich niedrige Alveolarfortsätze besitzen. Die Oberkiefer von Nr. 1, 3 und 7 sind ausgemacht prognath bei grossen Alveolarfortsätzen. Ganz besonders auffallend ist an den gut erhaltenen Unterkiefern von Nr. 1, 3 und 5 der stark pithekoide Charakter der Seitentheile. Die Zahnreihen sind bis in die Nähe der Canini fast gerade und einander parallel, und da die Zähne selbst sehr grosse Kronen besitzen, so entsteht ein Aussehen, welches an die Kiefer der grösseren Anthropoiden erinnert.

Da Hr. Glogner, freilich ohne nähere Motivirung, erklärt, dass alle Schädel mit Sicherheit dem männlichen Geschlecht angehört haben, so will ich, unter Hinweis auf andere asiatische Brachycephalen, z. B. die Ostjaken, erwähnen, dass gelegentlich in der Form des Schädels Eigenschaften bemerkbar werden, welche auf weibliches Geschlecht bezogen werden könnten. Namentlich gilt dies von Nr. 7, bei dem auch das zugehörige Skelet zartere Formen und eine mehr weibliche Ausbildung zeigt. Ich habe schon früher wiederholt betont, dass derartige Erfahrungen uns sehr vorsichtig machen müssen, unsere europäischen Merkmale auf allophyle Stämme zu übertragen. —

Eine sonderbare Erscheinung ist bei Nr. 6, einem jugendlichen Schädel, vorhanden, nehmlich eine ausgedehnte Unregelmässigkeit und Anschwellung der Knochenoberfläche an dem vorderen und mittleren Theile der Calvaria, zum Theil auch am Gesicht. Anfangs schien es mir, dass Syphilis die Ursache gewesen sein könnte. Indess eine wiederholte Prüfung hat es mir wahrscheinlich gemacht, dass hier eine posthume Quellung und stellenweise Absorption durch Pflanzenwurzeln stattgefunden haben müsse. Namentlich über dem linken Parietale sieht man an einer Stelle in der Nähe des Tuber, nach vorn und auch noch über die Sagittalis hinaus nach rechts, eine Ausstrahlung ziemlich breiter, aber flacher Furchen von etwas welligem Verlauf, die ich nur auf ein vegetabilisches Wurzelgebilde zu beziehen weiss, obwohl mir etwas Aehnliches früher nie vorgekommen ist. —

Die Skelette sind montirt worden, soweit sich dies bei dem Mangel mancher Knochen, namentlich an Händen und Füssen, ausführen liess. Sie sind unter einander ziemlich verschieden. Nr. 1 misst in der Höhe 1553, Nr. 2 nur 1535 *mm*; letzteres ist, wie schon erwähnt, im Ganzen zarter und mehr weiblich gebildet. Insbesondere gilt dies von dem Becken, wie auch aus den Angaben des Hrn. Glogner hervorgeht; trotz der geringen Höhe des ganzen Körpers sind die meisten Durchmesser grösser. Die Schaufeln des Darmbeins sind stärker nach aussen zurückgelegt, die Apertur mehr gerundet, die Ala sacralis etwas schmäler, der Symphysenwinkel grösser. Das Becken von Nr. 1 hat etwas Affenartiges an sich: die Darmbein-Schaufeln sind steiler, die Apertur enger, die Schambeine weiter vorgeschoben, die Alae etwas breiter, der Winkel an der Symphyse kleiner. Zugleich sind bei Nr. 1 die Tibiae schmäler, die hintere Kante schärfer, ohne dass man geradezu von Platyknemie sprechen kann. An den Oberarmen ist keine der Fossae pro olecrano durchbohrt. —

(17) Hr. Franz Boas übersendet weitere Beiträge zu den

Sagen der Indianer in Nordwest-America.

(Fortsetzung von S. 344.)

XIV. Sagen der Lē'kwiltok'.

1. Die Rache der Brüder.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die lebten in Tsa'wiloq. Der Mann sprach eines Tages zu seiner Frau: „Meine Liebe, lass uns in den Wald gehen und Harz holen." Die Frau folgte ihrem Manne und nach langer Wanderung gelangten sie an einen hohen Baum. Der Mann kletterte hinauf und fand an der obersten Spitze gutes Harz. Als er wieder herunter gekommen war, bat ihn die Frau, ihr etwas abzugeben. Er aber hiess sie selbst hinaufgehen. Nach längerem Widerstreben verstand sie sich dazu, und als sie ein wenig hinaufgeklettert war und noch kein Harz fand, rief sie ihrem Manne zu: „Wo hast Du es gefunden." „An der allerhöchsten Spitze des Baumes." antwortete jener. Als die Frau nun weiter den Baum hinaufstieg, kletterte der Mann ihr nach und hackte mit seiner Axt hoch oben beginnend alle Aeste dicht am Stamm ab, so dass die Frau nicht wieder herunterkommen konnte. Als er dann wieder unten angekommmen war, rief er seiner Frau zu: „Du bist mir ungetreu gewesen: zur Strafe musst Du nun auf diesem Baume sterben." Er sprach's und kehrte zu seinem Hause zurück.

Die Frau aber hatte vier Brüder. Diese waren gerade um diese Zeit ausgefahren, um Vögel zu schiessen und zu fischen. Ihre Schwester rief in ihrer Todesangst, auf dem Wipfel des Baumes sitzend: „O kommt, Brüder, errettet mich!" Dem jüngsten der Brüder däuchte, er hörte die Stimme seiner Schwester. Er hörte auf zu rudern und lauschte. Nun höre er deutlich, wie jene rief: „O kommt, Brüder, errettet mich!" Er machte seine Brüder darauf aufmerksam, aber diese hörten nicht eher, als bis die Frau zum vierten Male gerufen hatte. Der Aelteste sprach: „Lasst uns rasch dorthin rudern und unsere Schwester suchen." Sie thaten also und fanden endlich nach langem Suchen den Baum. Der älteste der Brüder versuchte hinaufzuklettern, doch es gelang ihm nicht. Nicht besser erging es dem zweiten und dritten. Der jüngste endlich erstieg den Baum. Ihre Bemühungen aber hatten so lange gedauert, dass die Schwester mittlerweile verhungert war. Der junge Mann trug betrübt ihren Leichnam hinab und die Brüder redeten mit einander und überlegten, wie sie den Tod ihrer Schwester rächen sollten. Sie zweifelten nicht, dass ihr Schwager sie umgebracht hatte. Der Jüngste sprach: „Lasst uns die Haut von ihrem Kopf abziehen und dieselbe anziehen. Dann werden wir aussehen wie unsere Schwester." Sie thaten also. Zuerst legte der älteste Bruder die Haut an, band ihre Schürze und ihren Mantel um, setzte ihren Hut auf und legte ihre Arm- und Fussringe an. Er glich aber nicht ganz seiner Schwester. Ebenso wenig gelang es dem zweiten und dritten, ihre Gestalt anzunehmen: der jüngste aber glich ihr ganz und gar, als er ihre Haut und Kleidung angelegt hatte. Die Brüder sprachen untereinander: „Was sollen wir nun thun?" und der älteste schärfte sein Messer, gab es dem jüngsten, und hiess ihn, damit ihren Schwager zu tödten. Dieser machte sich auf den Weg. Als er zu seinem Schwager kam, sprach er: „Ich bin sehr müde, fast wäre ich auf dem Baume verhungert." Und der Mann erwiderte: „Ich war zornig auf Dich, aber da Du wieder zurückgekehrt bist, so soll Alles vergessen sein." Er bat seine Mutter um Wurzeln und hiess seine Frau dieselben zubereiten. Der verkleidete Bruder

röstete die Wurzeln und klopfte sie dann mit einem Steine Der kleine Bruder des Mannes sah hierbei zu und lief dann zur Mutter und rief: „O Mutter, siehe nur! Meine Schwägerin klopft dort wie ein starker Mann, nicht wie eine schwache Frau.“ Seine Mutter aber verwies ihm solch' unnütze Reden.

Als es Nacht wurde, ging der Mann mit seiner vermeintlichen Frau ins Bett. Er wollte sie um den Leib fassen und zu sich drehen, sie aber sagte: „O bitte, lass mich! Ich fühle mich sehr krank.“ Der junge Mann wollte aber in Wahrheit nicht, dass jener sein Messer entdeckte. Um Mitternacht kniff er seinen Schwager, um zu fühlen, ob er fest schlafe. Da jener sich nicht rührte, zog er sein Messer und schnitt ihm den Kopf ab. Er stand dann auf, ordnete die Decken wieder und ging mit dem Kopfe von dannen.

Früh Morgens rief die Mutter ihren Sohn: „Stehe auf! es ist schon lange Tag.“ Er antwortete nicht. Da schickte die Alte ihren jüngsten Sohn und hiess ihn, seinen Bruder wecken. Dieser stiess ihn an, aber er rührte sich nicht. Die Mutter sagte: „Hörst Du ihn athmen?“ „Nein, ich höre ihn nicht,“ antwortete der Kleine. „So nimm ihm die Decke ab“ rief die Mutter, die ungeduldig zu werden begann. Der Knabe gehorchte und sah nun, dass jener keinen Kopf hatte. Er war aber noch nicht verständig genug, um zu wissen, dass sein Bruder todt war. Er lief zur Mutter und rief: „O Mutter, mein Bruder hat keinen Kopf mehr.“ Die Alte sagte: „Sprich nicht so dummes Zeug.“ Da lief der Knabe hin, steckte seine Hand in das Blut und zeigte es seiner Mutter. Da erschrak diese. Sie ging hin und sah nun, dass ihr Sohn todt war. Da weinte sie sehr.

Die vier Brüder begruben ihre Schwester draussen im Walde.

2. Die vier Geschwister.

Es waren einmal drei Brüder und eine Schwester, die einen Mann Namens Nāntsuwikyemaē zum Manne hatte. Dieser pflegte mit den Brüdern zu einem See zu gehen und Biber zu fangen. Nachdem sie eine Anzahl gefangen hatten, kehrten sie nach Hause zurück und brachten die Felle ihren Frauen. Einst fing Nāntsuwikyemaē nur wenige Biber. Er dachte deshalb, dass seine Frau ihm untreu sei, und beschloss zurückzukehren und sich zu überzeugen, ob sein Verdacht begründet sei. Er langte unerwartet früh zu Hause an. Da fand Nāntsuwikyemāe seine Frau mit ihrem Liebhaber schlafen. Er nahm sein Messer und schnitt jenem den Kopf ab, den er zum See zurücktrug. Die Frau erwachte von dem strömenden Blute ihres Liebhabers. Sie fürchtete die Rache ihres Mannes und entfloh zu ihren Brüdern, nachdem sie die Leiche aus dem Hause geworfen hatte. Die Brüder wussten aber nicht, wer jenen Mann getödtet hatte. An den folgenden Abenden sang Nāntsuwikyemāe in seinem Hause, und einer der Brüder sandte seinen Sohn hinüber, um zu sehen, was jener trieb. Der Knabe ging hin und erblickte daselbst den Kopf des Liebhabers jener Frau. Da wussten alle Leute, dass Nāntsuwikyemaē jenen getödtet habe. Sie wollten ihn tödten, aber jener entfloh und versteckte sich im Walde. Endlich fanden ihn aber die Brüder. Er hiess sie in sein Haus kommen und gab ihnen daselbst zu essen. Dann erschlug er sie und legte ihre Leichen in eine Kiste, die er in seinem Boote an eine ebene Stelle trug und daselbst niedersetzte. Er baute ihnen ein Todtenhaus und reinigte und schmückte den Platz rings um das Grab.

Bald entdeckte die Schwester, dass ihre Brüder todt waren, und setzte sich bei dem Grabe nieder und rief weinend: „O, wäre ich bei meinen Brüdern!“ Drei Tage lang blieb sie dort. Am vierten aber ward es plötzlich rings umher hell, jemand klopfte ihr auf die Schulter und fragte sie, warum sie weine. Sie

wandte sich nicht um. Zum zweiten und dritten Male fühlte sie, wie jemand ihr auf die Schulter klopfte, und hörte fragen, warum sie weine. Aber erst, als dasselbe zum vierten Male geschah, wandte sie sich um und sprach: „O, meine drei Brüder liegen hier begraben.“ Jener antwortete: „Weine nicht. Nimm dieses Zaubermittel, mit dem kannst Du Deine drei Brüder zum Leben erwecken. Und nimm dieses Giftkraut! mit seiner Hülfe kannst Du erfahren, wer Deine Brüder getödtet hat.“ Da wusste sie, dass der Fremdling, der so geheimnisvoll zu ihr getreten, K'ants'ō'ump war. Und sie ward eine Krankenbeschwörerin. Sie sang und warf das Zaubermittel auf das Grab: da erhoben sich die drei Brüder und kamen aus dem Grabe hervor.

Als sie ins Dorf zurükkehrten, gab ihr Mann ein grosses Fest. Er fegte sein Haus, machte ein grosses Feuer und Abends tanzte die Frau. Da warf sie das Giftkraut auf die Zuschauer und alle fielen todt nieder. Dann aber erweckte sie sie wieder mit dem heilenden Zaubermittel. Viermal that sie also, dann tödtete sie alle Anwesenden ganz und erweckte sie nicht wieder mit Ausnahme der Brüder.

(Die vorstehende Sage ist ziemlich unklar. Vor Allem bleibt das Verhältniss des Näntsuwikyemaē zu der Frau und den Brüdern unsicher. Im Anfang der Geschichte scheint es, als sei der jüngste der Brüder der Liebhaber, dann wieder erscheint die Frau deutlich als seine Schwester. Der Erzähler hatte eine Zeit lang am Skeena Flusse gewohnt. Da zudem die Sage der Tsimshian der Sage G'auō sehr ähnlich ist, während sie von allen anderen Kwakiutl-Sagen erheblich abweicht, dürfte sie kaum als ächte Kwakiutl-Sage zu betrachten sein.)

3. Der Mondmann.

Einst herrschte in einem Dorfe eine Hungersnoth und alle Vorräthe waren aufgezehrt bis auf eine Kiste voll getrockneter Fischeier. Die Leute lebten von Farnwurzeln, die sie mühselig im Walde sammelten und von denen sie sich kümmerlich ernährten. Ein Mann und seine Frau hatten zwei Söhne, welche sie zu Hause liessen, wenn sie in den Wald gingen. Sie hatten ihnen aufs strengste verboten, die Fischeier zu berühren.

Eines Tages, als die Eltern ausgegangen waren, trat ein Mann ins Haus und sagte zu den Knaben: „Weshalb esst Ihr denn keine Fischeier, da steht ja eine ganze Kiste voll.“ Die Knaben antworteten: „Nein, wir dürfen nicht davon nehmen, unsere Eltern haben es verboten.“ „Ach was“, sagte der Mann, „nehmt Euch nur, so viel Ihr wollt.“ Der eine der Knaben war nun halb willens, zu thun, was der Fremde gesagt hatte, aber der andere warnte ihn und sprach: „Mutter wird uns schlagen, wenn sie zurückkommt und sieht, dass wir ihre Fischeier genommen haben.“ Da gab der Fremde sich ihnen als der Mondmann zu erkennen und sprach: „Wenn Ihr künftighin zu essen haben wollt, so bittet mich nur darum. Ich werde Euch hundertfach die Fischeier zurückerstatten, die Ihr jetzt Euren Eltern nehmt.“ Da assen die Knaben alle Fischeier auf und der Fremde ging von dannen.

Nach kurzer Zeit kamen die Eltern zurück, und als die Mutter entdeckte, dass die Fischeier fort waren, schlug sie ihre Kinder. Diese sagten nichts; aber um Mitternacht, als alle Leute schliefen, gingen sie hinaus, sahen zum Monde hinauf und sprachen: „O, mache uns glücklich, Du hast es uns versprochen.“ Als sie viermal so den Mondmann angerufen hatten, kamen zahllose Häringe geschwommen und alle Arten von Fischen. Sie fingen dieselben, füllten ihre Mäntel mit Fischen und trugen sie zum Hause ihrer Eltern. Dort warfen sie die Fische zu Füssen ihrer Mutter nieder und sprachen: „Siehe, Du zürntest uns und straftest uns, weil

wir Deine Fischeier gegessen hatten. So vergelten wir Dir!“ Da freute sich jene und liess sich erzählen, wo sie die Fische bekommen hätten, und bald wussten alle Leute, dass jene reich waren. Sie kamen von allen Seiten herbei und kauften Fische für Brot, Mäntel und Felle. So wurde der Vater der Knaben ein grosser Häuptling.

4. Die Kinder des Hundes.

In Tsīkyä'les (= mit grossen Muscheln) lebte ein Häuptling, der hatte eine Tochter und einen grossen Hund. Eines Abends nahm das Mädchen den Hund mit in die Kammer. Um Mitternacht hörte der Vater jemand mit seiner Tochter sprechen, und er stand deshalb auf, ging an ihre Kammer und fragte: „Mit wem redest Du da?“ „O mit niemand.“ erwiderte die Tochter, „ich habe nur meinen Hund hier.“ In den zwei folgenden Nächten ereignete sich dasselbe. Da sprach der Mann zu seiner Frau: „Weisst Du, dass unsere Tochter Nachts immer ihren Hund bei sich hat?“ Diese versetzte: „Ich hörte eine Geschichte von einem Hunde, der Nachts mit einer Frau schlief, und dass diese dann Hunde gebar. Am Ende ist dieses derselbe Hund.“ Am folgenden Tage bestrich der Mann den Hund mit Harz, und als er Nachts wieder bei seiner Tochter reden hörte, öffnete er leise die Thür, sprang hinein und sah den Hund bei seiner Tochter liegen. Derselbe konnte nicht aufstehen, da er am Bette festklebte, und dort erschlug ihn der Vater.

Er zürnte aber seiner Tochter und Morgens liess er alle Leute ihre Sachen zusammenpacken und die Boote beladen. Nachdem alle Feuer verlöscht waren, fuhren sie ab und liessen das Mädchen allein zurück. Nur ihre Grossmutter hatte Erbarmen mit ihrem Schicksale. Sie verbarg eine glühende Kohle in einer Muschel, legte diese in ein Loch und sagte dem Mädchen, sie solle die Muschel erst hervornehmen, wenn alle fort seien. Diese that, wie ihre Grossmutter geheissen hatte. Sie blies die Kohle an und machte sich ein grosses Feuer. Sie baute sich ein kleines Haus aus Zweigen und nach kurzer Zeit gebar sie zehn junge Hunde. Um dieselben zu ernähren, sammelte sie Muscheln. Zu diesem Zwecke machte sie Abends am Strande ein grosses Feuer, um sehen zu können, und suchte Muscheln. Während sie so beschäftigt war, hörte sie bei ihrem Hause singen: „Tsī'kyala laia“ (suche Muscheln, Mutter!). Sie eilte hinauf, fand aber nur die jungen Hunde. Da kehrte sie zu ihrer Beschäftigung zurück, und wieder hörte sie singen und Takt schlagen. Da nahm sie einen Pfahl, stellte ihn am Ufer auf, hing ihre Kleider darauf, so dass es aussah, als sei ein Mensch am Strande. Sie schlich sich dann unbemerkt in den Wald und nahte von hinten dem Hause. Da sah sie, dass ihre Kinder die Hundekleider abgelegt hatten und sangen und tanzten. Ein Knabe stand als Wache vor der Thür und sah nach dem Pfahle, den er für die Mutter hielt. Diese sprang rasch ins Haus. Sie sah die Hundefelle dort hängen, riss sie herunter und rief: „Warum verkleidet Ihr Euch als Hunde, wenn Ihr wirkliche Menschen seid?“ Nur die Felle zweier der Kinder hingen gesondert von den übrigen. Sie konnte dieselben nicht schnell genug ergreifen und so verhindern, dass zwei der Knaben wieder hineinschlüpften. Diese wurden sogleich wieder Hunde.

Die Kinder blieben zuerst stumm, bald aber sagte der älteste: „Lasst uns zu laia (so nannte er seine Mutter) reden.“ Er sprach dann: „Ich werde für laia ein Haus bauen.“ Der zweite: „Ich werde ihr ein Boot machen.“ Der dritte: „Ich fange Wale für sie.“ Der vierte: „und ich Heilbutten.“ Der fünfte: „und ich Bergziegen.“ Jeder wollte für seine Mutter arbeiten. Die Frau ging

wieder zum Strande hinab, Muscheln zu suchen; und als sie zurückkam, stand ein grosses Haus da. Zwei ihrer Söhne waren ausgegangen, Wale zu fangen, und schleppten bald einen solchen hinter ihrem Boote heran. Sie hatten nun vollauf zu essen.

Der Vater der Frau aber litt Hunger, da die Fische nicht eingetroffen waren. Die Frau dachte nun an ihre Grossmutter, die sich einst ihrer erbarmt hatte. Sie sah einen Raben vorüberfliegen und rief ihm zu: „Ich wollte, Du wärest ein Mann!“ Sogleich verwandelte dieser sich in einen solchen. Sie lud ihn in ihr Haus ein und gab ihm reichlich zu essen. Als er satt war, sprach sie: „Ich möchte meiner Grossmutter etwas Speck schicken, willst Du es ihr hintragen?“ Der Rabe versprach es. Sie band ihm vier Stücke Walfischspeck auf den Rücken, er verwandelte sich wieder in einen Vogel und flog von dannen. Er kam zu der alten Frau, die gerade Muscheln am Strande suchte, und liess sich dicht vor ihren Füssen nieder. Dort sprang er umher. Die Alte nahm einen Stein, um ihn zu werfen; er aber rief: „Thue das nicht! Deine Enkelin hat mich gesandt, Dir diesen Speck zu bringen.“ Da sah die Alte die vier grossen Stücke Speck auf seinem Rücken und nahm sie ihm ab. Sie versteckte den Speck unter ihrem Mantel und ging ins Haus. Dort setzte sie sich an eine Matte, an der sie gerade arbeitete. Bei der Arbeit biss sie aber oft verstohlen von dem Specke ab. Ihr Enkel, welcher sie beobachtete, fragte: „Was isst Du da, Grossmutter?“ „Nichts“ erwiderte sie, „ich thue nur so, als ob ich kaue.“ Das Kind glaubte ihr nicht und achtete auf. Als sie sich nun unbemerkt glaubte und wieder abbiss, sagte das Kind: „Grossmutter, Du isst ja doch.“ Wieder leugnete die Alte. Der Kleine sah sie zum dritten Male abbeissen, und als er zum vierten Male dasselbe sah, ging er zu ihr, um zu sehen, was sie ässe. Darüber ward die Alte böse und schlug ihn mit dem Speck ins Gesicht, indem sie rief: „Das hat mir meine Enkelin geschickt, die jetzt viel zu essen hat.“ Als der Häuptling das hörte, beschloss er, mit all seinen Leuten zu seiner Tochter zurückzukehren. Als die Boote aber nahe kamen, schwenkten die Söhne der Frau und des Hundes den Todbringer Halaiu gegen dieselben. Da fingen sie an zu schwanken. Die Insassen der Boote zitterten vor Furcht und Schrecken und bald schlugen die Boote um, und Menschen und Boote wurden in Steine verwandelt. Die Grossmutter allein wurde gerettet.

5. Wē'k·aē. (Ahnensage des Wī'wēak·em).

Wē'k·aē stieg vom Himmel zur Erde herab und baute sich ein Haus in T'e'kya. Er hatte drei schöne Töchter, welche vor dem Hause zu sitzen pflegten, um dort Matten zu flechten. Ihre Gesichter waren mit rother Farbe bemalt. Eines Tages kamen vier junge Wölfe auf sie zugelaufen. Sie fingen dieselben und nahmen sie mit ins Haus, und sie gewannen sie so lieb, dass sie sie Abends mit ins Bett nahmen. Die Wölfe aber rasten im Hause umher und deshalb beschlossen die Schwestern, sie wieder laufen zu lassen. Nur den jüngsten, dessen Fell sehr schön gezeichnet war, behielten sie. Da träumte die jüngste der Mädchen von den Wölfen und sie sprach morgens zu ihrem Vater: „Ich will den jungen Wolf zu seinen Eltern zurückbringen. Aengstige Dich nicht und weine nicht um mich. Die Wölfe werden mir nichts anhaben.“ Sie nahm den jungen Wolf auf den Arm und trug ihn zum Hause der Wölfe. Da gaben ihr diese den Wolfskopfschmuck und eine Rassel, die so gross war, dass zwei Leute sie tragen mussten. Sie sagten zu ihr: „Dein Vater wird nun ein grosser Häuptling werden.“

Als das Mädchen zurückgekommen war, baute Wē'k·aē ein grosses Haus und beschloss, um Kunkunqulikya's, des Donnervogels, Tochter zu werben. Er wanderte zu dessen Hause und warb um das Mädchen. „Lass uns zuerst unsere Kräfte messen, damit ich sehe, ob Du stark und mächtig bist," sprach Kunkunqulikya. Er hiess jenen sich an der Mitte der Wand niedersetzen und liess dann das Wasser des Meeres höher und höher steigen, so dass es das ganze Haus füllte. Wē'k·aē nahm ein Stückchen Schiefer in die Hand, drückte dasselbe auf den Boden und dasselbe wuchs mit dem wachsenden Wasser, so dass er immer auf dem Trocknen sass. Da sah der Donnervogel, dass jener stark war, und gab ihm seine Tochter. Als Wē'k·aē zurückkam, malte er den Donnervogel an sein Haus.

Dann beschloss er, die Tochter des Häuptlings der Awik'ē'noq zur Frau zu nehmen. Durch diese Heirath gewann er den Tanz des Hā'mats'a. Der Häuptling hiess ihn, sein erstes Kind Ts'ᴇ'mk·oa nennen.

Dann ging Wē'k·aē zu den Bilqula, um sich daselbst eine Frau zu holen. Er fand alle Leute in einem Hause versammelt. Ihre Gesichter waren zerkratzt, und sie weinten, weil ihr Lachswehr zerstört war. Wē'k·aē lachte über ihren Kummer; er brach einen gewaltigen Baum mitten durch und baute ihnen ein Lachswehr. Da freuten sich jene und ihr Häuptling gab ihm zum Lohn seine Tochter, der er viele mit Haliotisschalen besetzte Mäntel mitgab. Wē'k·aē ward zornig, dass man ihr nicht mehr und nichts besseres gegeben hatte, und tödtete diese Frau.

Als er zurückkam, reinigte und malte er sein Haus und gab ein grosses Fest.

XV. Sagen der Nimkisch.

1. Ts'ētlwalak·amē (Ahnensage des Geschlechtes Ts'ēts'ētlwalak·amaē).

Nach der Fluth wurden die früheren Menschen in Thiere und Steine verwandelt. Als das Wasser abgelaufen war, stieg das Ungeheuer Nᴇmkyā'likyo (= das Einzige) aus der Tiefe des Meeres auf. Es sah aus, wie eine riesige Heilbutte, und trug einen Mann auf seiner schmalen Kante. Es setzte ihn in Qulkʜ ans Land und tauchte wieder in die Tiefe hinab. Der Mann schaute sich auf Erden um und erblickte niemand. Daher nannte er sich Nᴇmōkyustâlis (= als einziger aus der Erde gekommen). Er hatte einen Sohn, Namens Gyī'i (= Häuptling). Sie unterhielten ein Feuer am Ufer und sassen daneben. Da kam eines Tages K·ā'nigyilak' in seinem Boote des Weges und landete in Qulkʜ. Er setzte sich zu ihnen an's Feuer, so dass Nᴇmōkyustâlis und Gyī'i an einer Seite sassen, er selbst an der anderen. Und er wollte seine Kraft an ihnen versuchen. Deshalb legte er etwas Fisch, den er bei sich trug, an's Feuer und röstete ihn. Da wünschte Gyī'i von dem Fisch zu essen. Sein Vater hielt seine Hand darunter und fing das herabträufelnde Fett auf, das er seinem Sohne gab. K·ā'nigyilak' nahm den Fisch, zerbrach ihn und gab ihn jenen zu essen. Er glaubte, sie würden sterben, denn es war der Sī'siūtl (die doppelköpfige Schlange): es that ihnen aber keinen Schaden. Nᴇmōkyustâlis hatte aber selbst Sisiutl. Er röstete ihn und gab ihn K·ā'nigyilak' zu essen. Da erstaunte jener sehr. Er versuchte dann, die beiden in Enten zu verwandeln. Es gelang ihm, aber nach kurzer Zeit wurden beide wieder Menschen. Sie setzten sich wieder ans Feuer und K·ā'nigyilak' verwandelte sie nun in zwei grosse Berge. Auch diese gewannen bald wieder menschliche Gestalt. Dann verwandelte er sie in ein paar Eisvögel. Auch sie wurden bald wieder Menschen. Nᴇmōkyustâlis verwandelte ebenso K·ā'nigyilak' dreimal, aber er konnte nicht verhindern, dass jener jedesmal seine natürliche Gestalt wieder

annahm. Als K·ā'nigyilak' nun sah, dass er sie nicht besiegen konnte, schloss er Freundschaft mit ihnen und reiste weiter.

Nemōkyustâlis nahm nun den Namen Guanā'lalis an. Er dachte darüber nach, was er thun solle, wenn K·ā'nigyilak' wieder komme. Er beschloss, nicht wieder menschliche Form anzunehmen, wenn er ihn nochmals verwandeln sollte. Zuerst dachte er, er wolle ein Stein werden. Aber dann fiel ihm ein, dass Steine zerbersten. Er dachte, er wolle ein Baum werden, aber da fiel ihm ein, dass dieselben umfallen und faulen. Dann dachte er, er wolle ein Fluss werden. K·ā'nigyilak' war weit entfernt, aber hörte alle Gedanken des Guanā'lalis. Er kehrte zurück und sagte kein Wort, sondern nahm jenen nur an der Stirn, stiess ihn auf die Erde und sprach dann: „Werde ein Fluss, wie Du wünschest, und sei voller Fische!" Er wurde der Fluss Guā'nē und daher sind immer alle Arten von Fischen in demselben. K·ā'nigyilak' sammelte dann alle Muscheln auf, warf sie fort und sprach: „Hier sollen keine Muscheln sein. Die Bewohner der benachbarten Inseln sollen sie sammeln und hierher verkaufen." Dann ging er weiter.

Gyī'ī (nach anderer Version der Enkel des Guanā'lalis) wollte die Tochter von Tsawatā'lalis, eines der Ahnen der Tsāwatēēnoq, heirathen. Guanā'lalis warnte ihn, indem er sagte, dass jener alle Freier seiner Tochter tödte. Gyī'ī aber bestand auf dem Abenteuer. Da liess sein Vater ihn ziehen, rieth ihm aber, zuerst seine Tanten zu besuchen. Gyī'ī machte sich auf die Reise nach Tsawa'tē. Er war allein im Boote, in dem er viele Mövenflügel und -Federn mitführte. Er brauchte nicht zu rudern, denn sein Boot ging von selbst. Er gelangte nach Gu'mpaq an dem Eingang zu Tsawa'tē. Dort wohnte seine Tante. Er landete und ging zu ihr in's Haus. Nachdem sie ihn begrüsst hatte, fragte sie, wohin er gehe. Als er nun erzählte, dass er Tsawatā'lalis' Tochter heirathen wolle, warnte sie ihn, da jener alle Freier des Mädchens tödte. Sie gab ihm drei Steinplatten, zwei, um sie unter die Füsse zu binden, und eine, um sie an sein Gesäss zu befestigen, wenn er in Tsawatā'lalis' Haus komme; und sie gab ihm Muscheln und wies ihn, wie er die Steine und Muscheln gebrauchen sollte. Gyī'ī dankte ihr und reiste weiter. Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn, wohin er gehe. Gyī'ī antwortete, er gehe, Tsawatā'lalis' Tochter zu heirathen. Da warnte ihn jener. Als Dank gab Gyī'ī ihm Muscheln. Da legte jener die Muscheln an den Strand und sagte: „Immer sollen Muscheln hier sein. Sie sollen sich vermehren und den Menschen zur Nahrung dienen." Gyī'ī ging weiter. In K·oā'qem begegnete ihm wieder ein Mann, der fragte, wohin er gehe. Gyī'ī antwortete, er gehe, Tsawatā'lalis' Tochter zu heirathen. Da warnte ihn jener. Als Dank gab Gyī'ī ihm Muscheln. Da legte jener die Muscheln an den Strand und sagte: „Immer sollen Muscheln hier sein. Sie sollen sich vermehren und giftig sein, und niemand soll sie essen können." Gyī'ī reiste weiter. In Lalemaqā'es warf er ein Stück Walfischfleisch aus seinem Boote, das in Stein verwandelt wurde. Der Stein ist noch heute daselbst zu sehen. Als er in O'palis ankam, landete er, verbarg sein Boot im Walde und ging das Ufer entlang weiter. Bald sah er Rauch aufsteigen. Er ging darauf los und traf vier blinde Frauen, die Enten; diese kochten tlēqsē'm-Wurzeln mit heissen Steinen. Als Gyī'ī sich näherte, witterte ihn eine der Frauen und sprach: „Gyī'ī muss in der Nähe sein, ich wittere ihn." Als die Wurzeln gekocht waren, nahm eine der Frauen sie aus dem Kessel und wollte sie unter ihre Genossinnen vertheilen. Gyī'ī nahm sie ihr aber fort. Da schalten sie einander und beschuldigten einander, die Wurzelbündel gestohlen zu haben. Als sie so mit einander stritten, trat Gyī'ī dicht heran und sprach: „Seid ihr blind, Grossmütter? Ich bin Gyī'ī." Eine versetzte: „So bist Du doch da? Ich witterte Dich." Er

fragte: „Wollt Ihr Euer Augenlicht wieder haben?“ „Ja, Gyī'ī, mache uns sehend!“ riefen sie da. Er spie ihnen auf die Augen, und sie wurden sehend. Dann fragten sie: „Wohin willst Du gehen?“ Er sagte, er wolle Tsawatā'lalis' Tochter heirathen. Da sagten die Frauen: „Sie kommt immer um diese Zeit zu diesem Platze.“ Als Gyī'ī das hörte, setzte er sich hin, und band den Tintenfisch vor sein Gesicht, so dass er wie ein alter Mann aussah. Als nun das Mädchen kam und ihn erblickte, rief sie: „Ei, das ist ein Sklave für unseren Vater! Er kann auf sein Boot achten!“ Ihr Bruder, der sie begleitete, rief: „O nein! Woher weisst Du, dass er ein Sklave ist? vielleicht hat er übernatürliche Kräfte.“ Sie aber kümmerte sich nicht um die Worte ihres Bruders, sondern rief den Alten: „Komm Sklave! Setze Dich zu mir!“ Er folgte ihr und sie liess sich den Rücken von ihm waschen. Dann befahl sie ihm, mit zu dem Platze zu gehen, wo sie tlEqsEm-Wurzeln zu graben pflegte. Ihr Bruder sagte: „Nimm ihn nicht mit! Vater wird es sicher nicht gerne sehen. Nur deshalb bekommst Du keinen Mann, weil Du mit jedem Fremden sprichst.“ Sie kehrte sich nicht an ihres Bruders Worte, sondern nahm den Alten mit. Dieser fragte unterwegs: „Was sagt Dein Vater? Wen sollst Du heirathen?“ Sie antwortete: „Gyī'ī heisst der Mann. Wir kennen ihn nicht, er wohnt fern von hier.“ Da nahm Gyī'ī die Tintenfischmaske ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Das Mädchen fiel in Ohnmacht, so hell strahlte sein Gesicht. Als sie wieder zu sich kam, gab er ihr etwas Harz zu kauen. Dann liess er sie vorausgehen und versprach, bald zu folgen. Als er sah, dass sie in's Haus getreten war, ging auch er in's Dorf. Er wusste, dass die Thür von Tsāwatā'lalis' Hause jeden Fremden erschlug, der hineinzugehen versuchte. Gyī'ī ging darauf los, als wollte er gleich eintreten; als er gerade vor der Thür war, sprang er aber zurück, und lief in's Haus, als sie sich wieder öffnete. Als Tsāwata'lalis den Fremden sah, fragte er ihn, was er wolle. Er sprach: „Ich will Deine Tochter heirathen.“ Da lud ihn der Alte ein, sich zu ihm zu setzen. Auf dem Boden und der Lehne des Sitzes waren aber spitze Steine, die jeden tödteten, der sich hinsetzte. Gyī'ī band die platten Steine, welche er von seiner Tante bekommen hatte, unter seine Füsse, auf sein Gesäss und auf den Rücken und zerdrückte damit die spitzigen Steine, so dass sie ihm nichts anhaben konnten. Vor dem Sitze war ein grosses Feuer. Tsāwatā'lalis legte noch mehr Holz darauf, um Gyī'ī zu rösten. Da warf dieser die Muscheln, die er von seiner Tante erhalten hatte, der Reihe nach in's Feuer, und sie dämpften dasselbe. Da erstaunte Tsāwatā'lalis und sprach: „Wir wissen nun, dass Du übernatürliche Kräfte hast,“ und er setzte ihm Essen vor. Er nahm Fleisch aus dem Vorrathsraume, röstete es und gab es Gyī'ī in einer Schüssel. Es sah aus wie Lachs, war aber Sī'siutl. Gyī'ī that, als ässe er, verbarg aber in Wahrheit das Fleisch unter seinem Mantel. Tsāwatā'lalis wartete darauf, dass er sterben solle; da aber nichts geschah, setzte er ihm eine Speise vor, die wie Beeren aussah, in Wirklichkeit aber Sī'siutl-Rogen war. Gyī'ī that, als ässe er es, verbarg es aber ebenfalls unter seinem Mantel. Da sagte Tsāwata'lalis nochmals: „Du bist mehr als ein Mann (ein „äu'mps“, mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Wesen) und sollst meine Tochter haben.“ Eine Nacht war Gyī'ī bei ihr, da gebar sie Morgens einen Sohn. Sie war schon von dem Harz, das er ihr gegeben hatte, schwanger geworden. Tsāwatā'lalis sprach zu Gyī'ī: „Lass uns gehen und Holz für die Wiege des Kindes schlagen!“ Sie fuhren nach Mā'gyitānē, fällten eine Ceder und gingen daran, Bretter daraus zu spalten. Als Tsāwata'lalis die Keile in den Baum trieb, liess er seinen Hammer in den Spalt fallen und bat dann Gyī'ī, ihn wieder zu holen. Dieser kroch in den zersprengten Baum. Kaum war er drinnen, da schlug der Alte die Keile heraus, so

dass der Baum zusammenschlug. Er glaubte, er habe Gyī'ī getödtet, da er Blut aus dem Spalte herausquellen sah, und rief: „Du sollst nicht meine Tochter heirathen. Ich habe auch übernatürliche Kraft und bin stärker, als Du." Gyī'ī war rechtzeitig aus dem Baume geschlüpft und unbemerkt zum Boote gegangen. Der Alte ging hinab und sah zu seinem Erstaunen jenen im Schnabel des Bootes liegen. Da sagte er: „So bist Du denn heil aus dem Baume entkommen? Wie froh bin ich darüber! Siehe nur die Thränen, die ich um Dich geweint habe." Gyī'ī antwortete kaum. Er liess seinen Schwiegervater rudern und warf, als sie weiter vom Land waren, Cedernadeln ins Wasser. Dieselben wurden in Häringe verwandelt, die dem Alten ins Gesicht sprangen, und es entstanden Wirbel, die das Boot zu verschlingen drohten. Da bat ihn Tsawata'lalis: „O mein Sohn, höre auf!" Und Gyī'ī willfahrte seiner Bitte. Nach einiger Zeit nahm Gyī'ī etwas faules Holz und warf es ins Wasser. Es wurde in vier Delphine verwandelt. Zwei schwammen an jeder Seite des Bootes. Sie fingen an, über Tsāwatā'lalis fortzuspringen, und endlich sprang einer gerade gegen seine Brust und tödtete ihn. Als sie ans Ufer kammen, rief Gyī'ī aber seinem Schwiegervater zu: „Stehe auf!" und dieser erhob sich, rieb seine Augen und sprach: „Ich habe lange geschlafen." Da er sah, dass Gyī'ī stärker war, als er, liess er ihn in Frieden. Gyī'ī kehrte dann nach Qulkū zurück.

Nachdem Guana'lalis in den Fluss Gua'nē verwandelt war, lebte Gyī'ī daselbst. Er hatte einen Sohn, Namens Ts'ētlwalak'ame. Derselbe war riesig gross: seine Brust war vier Faden breit. Wenn er im Boote fuhr, so stellte er sich aufrecht in die Mitte und trieb dann das Boot voran wie ein Segel. Er hatte zwei Frauen. Die eine Namens WāwanEmgyilaō'k'oa war die Tochter der Sonne, die andere Namens Wilkuilatl war die Tochter von Hawilkōlatl, dem Ahnen der TsawatEēnoq. Er hatte ein grosses Haus in Qulkū und viele Sklaven. Ihre Namen waren Tlā'sōtlElala, Mā'muqsila, Qē'uta, Sikylā'litso, O'tsuqumtsis. Eines Tages gingen die Männer alle zusammen in sieben Booten aus, Lachse zu fangen. Als die Boote voll waren, kehrten sie zurück. Da sprachen die Sklaven zu einander: „Wir wollen vier Bootladungen an Wilkuilatl geben, da sie uns immer zu essen giebt, und drei Bootladungen der Tochter der Sonne." Ts'ētlwalak'amē hörte, was sie sagten, aber erwiderte nichts. WāwanEmgyilaō'k'oa hörte alles, was vorging, obwohl sie weit entfernt war. Als nun Ts'ētlwalak'amē nach Hause kam, sah er, dass es dunkel war, wo WāwanEmgyilaō'k'oa sass, während es sonst immer hell bei ihr war. Er setzte sich zu ihr und lehnte seinen Kopf an ihren Busen. Da fühlte er ihre Thränen auf sein Gesicht fallen und sah, dass sie Blut weinte. Daher verliess er sie und ging zu seiner anderen Frau. Sie weinte nun noch mehr, und das Haus wurde voll Wasser, das ihren Augen entströmte. Sie verwandelte dann Ts'ētlwalak'amē und Wilkuilatl in Enten, die auf dem Wasser umherschwammen. Bald wurden sie wieder Menschen und Wilkuilatl verwandelte dann ihrerseits WāwanEmgyilaō'k'oa in eine Ente. Nachdem sie wieder ihre ursprüngliche Gestalt angenommen hatte, verwandelte sie ihren Mann und Wilkuilatl in Eisvögel und dann that Wilkuilatl ihrerseits dasselbe. WāwanEmgyilaō'k'oa beschloss nun zu ihrem Vater zurückzukehren. Sie war schwanger und sprach zu ihrem Manne: „Hättest Du und Deine Sklaven mich behandelt, wie Ihr solltet, so wäre ich hier geblieben. Ich hätte Dir ein Kind geboren und es wäre unsterblich gewesen." Dann ging sie zum Strande und ins Meer, über das sie fortschritt wie wenn es Land wäre. Sie ging gen Sonnenaufgang. Als sie nach Salmon River kam, gebar sie ein Kind. Sie warf es bei Seymor Narrows ins Meer, wo es noch heute die gefährliche Stromschnelle Nō'maskyas verursacht.

Ts'ētlwalak'amē hatte einen Sohn von Wilkuilatl, der den Namen Lalā'gyinis erhielt. Dessen Sohn war K'ōmʜilā'gyilis.

Die Pfosten von Ts'ētlwalak'amēs Haus stellen zwei Tsōnō'k'oa dar, die er von Wilkuilatls Vater erhalten hatte. Er hatte ebenfalls eine Tsōnō'k'oa Maske. Im Wintertanze gebrauchte er die Wolfsmaske und sang: „Ihr Häuptlinge anderer Stämme! Lügt. Ihr sagt, Ihr tanzt wie Wölfe. Ich bin aber der Einzige, der diesen Tanz hat."

Ts'ētlwalak'amē häufte einen grossen Erdhügel auf in Qulkʜ und baute ein Haus darauf. Dann nahm er Tlatlak'oaiyuk'oa, die Tochter Tlālā'min's (siehe S. 399) zur Frau. Dessen Haus stand in Otsâ'lis und hies Ku'mʜelalitl. Es hatte vorne und hinten eine Thüre und Tlalā'min machte jeden, der hindurch ging zum Sklaven. Tlalā'min's ältester Sohn hiess Ma'qolagyilis. Dieser baute ein Haus auf einer Insel mitten im Flusse und nannte es Kyā'kyaqtla. Einst stieg der Fluss und zerstörte Ma'qolagyilis' Haus und Boot. Darüber ward er sehr betrübt. Er ging zu seinem Vater und Abends versank er plötzlich neben dem Feuer in die Erde. Sein Vater grub ihm nach, aber er fand ihn nicht. Ma'qolagyilis stieg vor dem Hause wieder aus der Erde auf. Dort fingen ihn die Leute, aber er versank abermals. Da weinten die Leute. Sie konnten ihn nicht wiederfinden und glaubten er sei todt. Plötzlich hörten sie in der Ecke des Hauses sich etwas bewegen und schreien. Sie liessen das Feuer hoch aufflammen, damit sie sehen konnten, und erblickten nun einen menschlichen Schädel. Dieser weinte und schrie: „Qiā', qiā', qiā'! Ich habe im Boote im Wasser gelegen, und mein Fleisch und meine Augen sind verwest. Wo einst meine Augen waren, sind jetzt tiefe Höhlen."

K'oā'k'oaqsānok'.

Einer der Nachkommen von K'ōmʜilā'gyilis war Hamā'lakyauaē. Dieser lebte mit seiner Frau Omak'asemā'ē an der Mündung des Nimkisch-Flusses. Einst kam T'ē'sumgyilak' von K'oaī'astᴇms herüber gefahren, überfiel Hamā'lakyauaē und raubte seine Frauen (s. S. 408). Die Nimkisch wollten sich zur Wehre setzen, konnten aber T'ē'sumgyilak' nichts anhaben, da er von Stein war. Er tödtete viele Leute und führte ihre Frauen von dannen. Ōmak'asemā'ē und eine andere der geraubten Frauen waren schwanger und T'ē'sumgyilak' befahl, ihre Kinder, wenn sie männlichen Geschlechtes sein sollten, zu tödten. Zuerst kam die zweite Frau nieder und gebar einen Sohn. Um ihn zu retten, band sie seinen Penis hinten in die Höhe, und als T'ē'sumgyilak' kam, um das Kind zu sehen, glaubte er, es sei ein Mädchen und liess es am Leben. Er sagte: „Tödte sie nicht, denn wenn Deine Tochter erwachsen ist, wird sie mir Muscheln suchen." Die beiden Frauen dachten nun daran, wie sie von T'ē'sumgyilak' unbemerkt entfliehen könnten.

Eines Nachts gelang es ihnen, zu entkommen. Sie gingen, so lange sie ihre Füsse tragen konnten. Dann hielten sie an einem kleinen Flusse und machten ein Feuer, an dem sie sich wärmten. Den Knaben wuschen sie in kaltem Wasser, damit er stark werden sollte und nannten ihn Mōqsk'â'o (= mit aufgebundenem Penis). Nachdem sie zwei Tage gegangen waren, gebar Omak'asemā'ē einen Sohn, den sie K'oā'k'oaqsānok' nannte. Sie wusch ihn täglich in kaltem Wasser, und daher ward er rasch stark und gross. Mittlerweile waren sie nach Tᴇtᴇk'ā'niq am K'a'matsin-See gelangt und bauten sich daselbst ein Haus.

K'oā'k'oaqsānok' war zu einem kräftigen Knaben herangewachsen und spielte eines Tages am Flusse. Da hörte er auf dem Berge eine schreckliche Stimme rufen: „O. o. hu. hu, hop." Da lief er zu seiner Mutter und fragte, was das für eine schreckliche Stimme sei. Jene antwortete: „Das ist die grosse Tsōnō'k'oa,

welche in dem See oben auf dem Berge wohnt. Sie tödtet jeden, der in ihre Nähe kommt.“ Da sprach K·oā'k·oaqsānok·: „Ich will hinaufgehen auf die Berge und sie sehen.“ Seine Mutter bat ihn inständig zu bleiben und sagte: „O, gehe nicht, sonst werden meine Augen Dich nie wieder erblicken.“ K·oā'k·oaqsānok· aber liess sich nicht abhalten, denn er glaubte, das Abenteuer bestehen zu können. Er ging in die Wälder, die Tsōnō'k·oa zu suchen. Da ward das Herz seiner Mutter traurig.

Als er eine Zeit lang gegangen war, hörte er jemand rufen: „M! m!“ und sah einen Mann an einem Baume stehen und versuchen, denselben abzubrechen. Sein Name war Aq'a'lkos. K·oā'k·oaqsānok· schlich heran und ergriff jenen von hinten und hielt ihn fest. Da rief Aq'a'lkos: „Wehe! wer hat mich von hinten ergriffen und alle meine Stärke und Kraft von mir genommen?“ K·oā'k·oaqsānok· gab sich zu erkennen und erzählte, dass er ausgehe, die Tsōnō'k·oa zu bestehen. Da fragte Aq'a'lkos: „Bist Du denn stark?“ „Ich bin so stark, wie Du,“ erwiderte jener. „So versuche, jene Eibe auszureissen.“ K·oā'k·oaqsānok· versuchte es, es gelang ihm aber nicht. Da sprach Aq'a'lkos: „Wenn Du den Baum nicht ausreissen kannst, so hast Du auch noch nicht all meine Stärke bekommen.“ Er besprengte ihn dann mit ein wenig Wasser und liess ihn nochmals versuchen. Da K·oā'k·oaqsānok· noch nicht im Stande war, den Baum auszureissen, blies Aq'a'lkos ihm in den Mund, und nun riss jener die Eibe mit seiner linken Hand aus. (Nach einer anderen Version tauchte Aq'a'lkos ihn viermal in einen Fluss.)

Er ging nun weiter den Fluss aufwärts. Als er ein wenig gegangen war, sah er eine Kupferplatte im Flusse liegen. Er nahm dieselbe heraus und versteckte sie in einer hohlen Ceder, denn er dachte, wenn er sie mitnähme und nach Hause zurückbrächte, würden die Leute ihn verspotten. Er ging weiter den Fluss hinauf und kam nun an ein Haus, dessen Dach von gewaltigen Pfosten getragen wurde. Er ging nicht hinein und nahm es nicht in Besitz, da er glaubte, sonst würden ihn die Leute verspotten. Er ging weiter und traf nun zwei Leute, welche einander ihre Heldenthaten priesen. Der eine sprach: „Ich habe dreissig Männer im Kampfe erschlagen.“ K·oā'k·oaqsānok· ward begierig zu hören, was sie sprachen, und schlich leise herbei. Er hörte, wie der andere erwiderte: „Ich habe nur einen Mann erschlagen, aber er war ein grosser Häuptling.“ Da sprang K·oā'k·oaqsānok· hervor und rief: „Wovon sprecht ihr?“ Da wurden beide in Steine verwandelt, die er mitnahm.

Er ging weiter und gelangte endlich auf den Gipfel des Berges. Dort fand er einen grossen tiefen See, an dessen Ufer er sich niedersetzte. Er warf die beiden Steine in den See und rief: „Tsōnō'k·oa, komm hervor aus Deinem Hause!“ Da lief der See plötzlich ganz ab und füllte sich dann wieder. Nun erschienen viele Seelöwen an der Oberfläche und verschwanden wieder. Dann tauchten viele Seeottern auf und verschwanden wieder. Nun erschien ein Boot, in dem drei Leute sassen. Er sah in dem Boote einen Knochenpfeil liegen, den er zu haben wünschte. Er wusste aber nicht, wie er ihn bekommen sollte. Endlich schnitt er sich in die Zunge und spie das hervorströmende Blut auf seine Hand. Dann ging er an eine Landspitze, watete in den See, so dass nur sein Kopf hervorsah und nahm den Pfeil aus dem Boote, als dasselbe vorbeifuhr. Niemand bemerkte ihn. Hätte er sich aber nicht in die Zunge geschnitten, so wäre er unfehlbar bei dem Versuche gestorben. Als das Boot vorüber war, erblickte ihn der Steuermann, und sah, dass er den Pfeil in der Hand hielt. Da sprach er: „Achte gut auf den Pfeil, wenn Du damit auf einen Menschen weist, so verliert er den Verstand, und schiesst du ihn auf eine Menge Menschen ab, so sterben alle sogleich.“

Da dankte ihm K·oā'k·oaqsānok· und kehrte nach Hause zurück. (Nach anderer Version sah er zuerst ein Boot, in dem eine Harpune lag; diese nahm er nicht, da er fürchtete, die Leute würden ihn verspotten und glauben, er sei nur ein Jäger und könne keine Menschen tödten. Dann kam ein zweites Boot, in dem sassen zwei Männer. Einer derselben hielt einen Pfeil in der Hand, und sie verfolgten einen Bären. K·oā'k·oaqsānok· fragte: „Wie wollt Ihr den Bären tödten? Ihr habt ja keinen Bogen." Jene hiessen ihn Acht geben, und der Mann mit dem Pfeile richtete denselben gegen den Bären, der sogleich todt niederfiel. Sie schenkten ihm dann den Pfeil und lehrten ihn seine wunderbaren Eigenschaften kennen.) K·oā'k·oaqsānok· kehrte nun nach Hause zurück. Als er den Fluss hinabging, bemerkte er, dass es beständig finstere Nacht war. Er übernachtete nun in dem grossen Hause und zerschlug einige der Dachlatten, mit denen er Feuer machte, um das Haus zu erleuchten. Er ging weiter, aber immer noch blieb es dunkel. Er kam nun an die hohle Ceder, in der er die Kupferplatte versteckt hatte. Er nahm sie aus dem Baume heraus, und sofort wurde es wieder Tag. Deshalb liess er das Kupfer liegen, wo er es gefunden hatte.

Endlich gelangte er zu seiner Heimath zurück. Eines Tages fragte er seine Mutter, ob sie keine Verwandte habe, und sie erzählte ihm nun, wie T'ē'sumgyilak' sie geraubt und ihre Verwandten getödtet habe. Da verlangte K·oā'k·oaqsānok· danach, seine Halbbrüder und seinen Vater zu sehen. Die Mutter hiess ihn ein kleines Boot machen, und als dasselbe vollendet war, begannen sie den Fluss hinabzufahren. Die Mutter warnte ihn aber vor den la'kuim, die im Flusse wohnten und jeden umbrachten, der an ihnen vorbei wollte. Zur Zeit der grossen Fluth waren dieselben in den Fluss getrieben worden, und als das Wasser ablief, dort zurückgelassen. Sie hiess ihn, einen grossen Baumstamm vor dem Boote den Fluss hinabtreiben zu lassen. K·oā'k·oaqsānok· folgte ihrem Rathe. Als der Baumstamm an einem la'kuim vorübertrieb, kam dieser aus dem Wasser hervor in der Gestalt eines gewaltigen Seelöwen. Da zeigte K·oā'k·oaqsānok· mit dem Pfeile auf denselben, und sofort war er in Stein verwandelt. Dann fuhren Mutter und Sohn ungefährdet weiter. Nach einiger Zeit sahen sie einen Zwerg am Ufer sitzen, der sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt und, indem er sich schüttelte, schrie: „tsi-tsi-tsi-tsi!" K·oā'k·oaqsānok· ging auf ihn zu und fragte nach seinem Namen, aber jener konnte nicht sprechen.

Sie fuhren weiter den Fluss hinab und kamen endlich nach T'ᴇ'tᴇk·'an am See. Dort sahen sie ein Haus, aus dem Rauch aufstieg. Sie landeten und gingen hinein. Drinnen wohnte Tlē'semaē. Diesen luden sie ein, mitzufahren. Er stieg in ihr Boot und alle drei fuhren weiter. Nach einiger Zeit kamen sie wieder an ein Haus und nahmen von dort Aiuâk·alak·ᴇ'ma mit.

Nun sah K·oā'k·oaqsānok· jenseits des Sees einen Mann einen Bären verfolgen. Er ruderte eiligst auf jenen zu, um ihm zu helfen. Dieser aber rief: „Halt ein, ich will den Bären tödten." K·oā'k·oaqsānok· war damit einverstanden und sah der Jagd zu. Da jener aber den Bären nicht einholen konnte, nahm er endlich seinen Pfeil hervor, deutete damit auf den Bären, der sogleich niederfiel und in Stein verwandelt wurde. Dann fuhr er an's Ufer und fragte den Fremden, wer er sei. Jener antwortete: „Ich bin von K·'ō'kyes, mein Vater heisst Hamā'lakyauaē." Da wusste K·oā'k·oaqsānok·, dass jener sein Bruder Mōqsk·â'o war. Er gab sich ihm zu erkennen, und alle fuhren zusammen weiter.

Bald gelangten sie nach Guā'mēla am Flusse K·'anis. Dort fand K·oā'k·oaqsānok· seinen Bruder T'ē'sumustsāna, dessen rechte Hand Stein war. Dieser zerschlug K·oā'k·oaqsānok·'s Boot mit einem Schlage und gab ihm ein neues, grösseres.

Sie fuhren nun alle den Fluss hinunter und K·oā'k·oaqsānok· tödtete alle Ia'kuim mit seinem Pfeile. Noch heute sieht man die kleinen Inseln Nā'nis im Flusse, welche Bären waren, die von K·oā'k·oaqsānok· in Steine verwandelt wurden.

Endlich gelangten sie nach K·'ō'kyes und fanden daselbst einen alten Mann an einem der Häuser beschäftigt, die Thür in Ordnung zu bringen. Das war Hamā'lakyauaē. Er aber erkannte seine Frau und seine Söhne nicht, die an's Land stiegen und auf ihn zukamen. Er fragte Omak·asemā'e: „Wer bist Du und wer sind jene Jünglinge?" Sie versetzte: „Erkennst Du mich denn nicht, Deine Frau?" Er erkannte sie und fragte: „Und hast Du den jungen Mann im Boote dort geheirathet?" „Nein, das ist mein Sohn. Weisst du nicht mehr, dass ich schwanger war, als Tlā'tlaqoas mich raubte?" Da fiel dem Alten alles wieder ein und sein Herz ward froh.

Die jungen Leute bauten sich nun ein Haus und ein Lachswehr. Eines Tages sprach K·oā'k·oaqsānok· zu seinem Vater: „Sage mir, wo wohnt unser Feind T·ē'sumgyilak·? Ich will ihn tödten." Hamā'lakyauaē aber erwiderte: „Du kannst ihn nicht tödten. Er ist von Stein. Nur seine Stirn, seine Nase und seine Kehle sind von Fleisch." Einst hörte K·oā'k·oaqsānok·, dass T·ē'sumgyilak· zu dem Berge Ts·ī'lkyimpaē gehen werde, um daselbst Gänsedaunen für seine Maske Qoē'qoē zu holen, die er im Wintertanze trug. Um dorthin zu gelangen, musste jener bei Tlō'k·oē (Duvin Point) vorbeikommen, und er beschloss, ihm daselbst aufzulauern. Er rüstete sein Boot, und seine Brüder Mōqsk·ā'o und T·ē'sumustsāna, sowie Mamā'lakyus, Mā'maqsila, Qē'oten, Tlasōtletlelala und der alte Mann TlE'mkyēq fuhren mit ihm aus. Sie landeten auf Tlo'k·oē und erwarteten die Rückkunft T·ē'sumgyilak·'s. Schon hörten sie seine Begleiter singen, und nun sahen sie jene, die Haare mit Daunen bestreut. Da deutete K·oā'k·oaqsānok· mit seinem Pfeile auf die Vorübergehenden, und siehe! alle verloren den Verstand und T·ē'sumgyilak· fiel um, so dass sein Boot kenterte, als er fiel. Da fuhr T·ē'sumustsāna zu dem Boote hinaus und erschlug alle mit seiner steinernen Hand. Sie schnitten ihnen die Köpfe ab und legten dieselben in ihr Boot, das bis zum Rande voll wurde. Nur T·ē'sumgyilak· war noch am Leben, denn er war untergegangen und sie fanden seinen Körper nicht. Deshalb liessen sie den alten Mann TlE'mkyēq zurück und thaten, als ob sie von dannen führen. Sie hatten jenem aber gesagt, aufzuachten und sie zu rufen, sobald er T·ē'sumgyilak· wieder erblicke. Nach kurzer Zeit rief dieser: „Helft mir, kommt! Ich habe ihn gefangen!" Sofort drehten sie um, sie sahen aber nur den Alten mit seiner Steinaxt auf etwas loshauen, das sie nicht erkennen konnten. T·ē'sumgyilak· war an einer Felsenspalte aus dem Wasser gekrochen. Dort hatte der Alte ihn erblickt und schlug nun auf seinen Hals los, da er nur dort verwundbar war, bis er den Kopf abgehauen hatte. T·ē'sumgyilak· wehrte sich, und gewaltige Wellen erhoben sich durch die Bewegung seines Körpers. Als jene ankamen, hielt der Alte seinen Kopf in die Höhe und warf ihn zu den anderen in's Boot. Dann luden sie den steinernen Körper ebenfalls auf, und alle die Federn, welche jener auf Ts·ī'lkyimpaē gesammelt hatte. Als sie nach Qulkū kamen, luden sie ihr Boot aus und gingen zum Flusse Ma'tsē, um junge Bäume zu fällen. Mit diesen steckten sie einen viereckigen Raum ab und steckten T·ē'sumgyilak·'s Kopf darinnen an der höchsten Stange auf. Die anderen Köpfe häuften sie rings umher auf, und streuten die Federn in den Fluss.

K·oa'k·oaqsānok·'s Schwester K·ē'uoak·anak hatte NE'lpē vom Stamme der K·uē'qsōt'ēnoq geheirathet. Ihre Tochter spielte am Flusse und sah die Federn denselben herabschwimmen. Da rief sie ihre Mutter und beide gingen, um zu

sehen, woher die Federn kämen. So kamen sie dorthin, wo die Köpfe ihrer Verwandten waren. Vor Schrecken schrieen sie laut auf und entflohen. Sie schoben ihr Boot in's Wasser und fuhren zu ihrem Stamme zurück. In Paqulkн hielten sie ein wenig und K·'ē'нoak·anak tödtete Seehunde und Lachse, mit denen sie ihr Boot füllte. Dann wuschen sie sich und bemalten ihr Gesicht mit rother Farbe, damit man nicht die Spuren ihrer Thränen sehen sollte. Dann fuhren sie weiter und gelangten endlich nach K·oai'astᴇms. Die Leute sahen aber trotz der Farbe, dass jene geweint hatten, und fragten: „Weshalb habt ihr geweint?" Sie antworteten: „Wir haben nicht geweint, wir haben nur gelacht, aus Freude, Euch wiederzusehen." K·'ē'нoak·anak lud dann ihr Boot aus, liess die Seehunde in's Haus tragen und schenkte jederman einen derselben. Alle sassen nun dort und assen. Mutter und Tochter sassen bei einander und plötzlich sagte die Tochter: „Viele Federn kamen bei Guā'nē den Fluss herabgeschwommen." Die Mutter verwies es ihr, denn sie wollte nicht, dass ihr Vater es hören solle. Sie stiess das Mädchen an und sagte: „Quäle meinen Vater nicht." Dieser aber sass da und hörte nur den Reden seiner Freunde zu. Bald sagte das Mädchen wieder: „Viele Federn kamen bei Guā'nē den Fluss herabgeschwommen." Wieder verwies ihre Mutter ihr die Rede; als sie es aber zum dritten und vierten Male wiederholte, ward der Alte aufmerksam und fragte, was die Kleine sage. Da sprach K·'ē'нoak·anak: „O, ich vergass zu sagen, dass K·oā'k·oaqsānok· den T'ē'sumgyilak' getödtet hat." Die Kuē'qsōt'ēnoq wollten dies nicht glauben, bis einige Sklaven, die zugegen gewesen waren und mit entflohen waren, die Nachricht bestätigten. Da starben viele vor Schrecken, deren Väter und Brüder mit T'ē'sumgyilak' fortgefahren waren.

Sie glaubten aber noch nicht ganz fest, dass K·oā'k·oaqsānok· ihn wirklich getödtet habe, und fuhren über das Meer, um sich zu überzeugen. K·oā'k·oaqsānok· sah sie herankommen und hiess seine Brüder Pfeile aus Cedernholz auf die Ankömmlinge abschiessen. Die Pfeile zerbrachen an ihren Körpern. Da lachten die Kuē'qsōt'ēnoq und sprachen: „Er kann T'ē'sumgyilak' nicht getödtet haben." Sie ruderten weiter, um K·oā'k·oaqsānok· zu tödten. Als sie aber nahe dem Ufer waren, wies dieser nur mit seinem Pfeile auf sie, da verloren alle den Verstand und T'ē'sumнstsāna erschlug sie mit seiner Steinhand. Sie banden dann die Todten und Verwundeten auf Bretter und stellten diese in eine Reihe. Diese reichte von Qulkн bis Otsâ'lis, so viele hatten sie getödtet und gefangen. Sie hiessen dann einen Sklaven alle Bretter auf einen Haufen werfen. Dieser aber flüsterte dem Stärksten der Gefangenen zu: „Versuche das Seil zu zerreissen, mit dem Du gebunden bist." Dieser fing an, sich zu bewegen und zerbrach das Brett, auf dem er lag. Dann streifte er die Seile ab und fing an, seine Freunde loszumachen. Ehe er aber alle befreien konnte, hörte K·oā'k·oaqsānok·, was geschah. Er eilte mit seinen Brüdern herbei und sie erschlugen alle, die nicht entflohen. Sie zerschnitten dann die Leichen und warfen die Eingeweide bei Tsa-imē'qotl in's Wasser.

Einst wollte ein Kuē'qsōt'ēnoq eine Frau aus dem Stamme der Lēkwiltok· heirathen, und sie brachten eine gewaltige Kiste voll Kupferplatten als Geschenk für die Eltern der Frau. Da versprachen die Lēkwiltok· demjenigen die ganze Kiste, der sie heben könne. Als K·oā'k·oaqsānok· das hörte, kam er zum Meere hinab, lud die Kiste auf seine Schultern und trug sie fort. Unterwegs stiess er an die Ecke eines Hauses und stolperte. Sogleich sprang sein jüngster Bruder herbei und unterstützte ihn, sonst wäre er gefallen. Die Brüder gingen nun den Fluss hinauf und bauten sich daselbst aus Stangen ein grosses Haus. Dann luden sie

alle die Nachbarstämme zu einem grossen Feste ein. K·oā'k·oaqsānok· stand am Ufer und sah die Fremden ankommen. Als er nun ein grosses, starkes Boot sah, welches ihm wohl gefiel, ergriff er dasselbe und warf es auf sein Dach. Er liess nun alle in sein Haus kommen und bewirthete sie. Dann begann er zu tanzen, während jene dazu sangen und den Takt schlugen. Plötzlich zog er seinen Pfeil hervor, den er versteckt gehalten hatte und zeigte damit rings umher auf die Gäste. Da verloren sie den Verstand und drängten sich zur Thür hinaus. Neben derselben hatte aber T'ē'sumustsāna Platz genommen, der sich nun erhob und alle erschlug. Nur ein alter Mann und dessen Sohn entkamen durch eine List. Der Alte rief T'ē'sumustsana zu: „Ich will meinen Sohn selbst tödten, erschlage ihn nicht." Er ergriff den jungen Mann, der eben zur Thür hinaus wollte, an den Haaren und riss ihn zurück in einen finsteren Winkel des Hauses. Von dort aus entflohen beide. Dann schnitt K·oā'k·oaqsānok· den Gefallenen die Köpfe ab und pflanzte sie auf dem Giebel seines Hauses auf.

K·oā'k·oaqsānok· (zweite Version).

Einer der Nachkommen von K·'ōmuilā'gyilis war Hamā'lakyauaē. Dieser hatte eine Tochter Namens D'ātok·iu'nēk·a, welche T'ē'sumgyilak', den Häuptling der Kuē'qsōt'ēnoq, heirathete. Sie besuchte häufig ihren Vater und brachte ihren Sohn mit. Hamā'lakyauaē gab ihr jedesmal viele Lachse, die sie dann mit nach Hause nahm. Die jungen Männer der Nimkisch verspotteten den Knaben, weil er halb Kuē'qsōt'ēnoq war, und sprachen zu D'ātok·iū'nēk·a: „Siehe doch Deinen Sohn an! Grünes hängt ihm ja aus dem Munde!" Das sollte heissen, er esse immer Muscheln, während die Nimkisch so viel Fische haben, dass sie Muscheln verschmähen, besonders da es keine an der Mündung des Nimkisch-Flusses giebt. D'atok·iū'nek·a aber ward zornig und beklagte sich ihrem Manne gegenüber, dass die jungen Leute ihren Sohn verspotteten. Da rief T'ē'sumgyilak' alle seine Leute zusammen, die Kuē'qsōt'ēnoq, die Ts'ā'watEēnoq, die Qaqua'mis, die Lē'kwiltok· und die Guauaē'noq. Sie zogen nach Qulku und bekämpften die Nimkisch. Sie besiegten dieselben und zerstörten ihre Häuser. Hamā'lakyauaē floh nach Tawi'sē. Er hatte zwei Frauen: O'mak·asEmē und Mā'qulaok·. Die letztere, welche vom Geschlechte der Nē'nelkyēnoq stammte, floh flussaufwärts zu ihren Verwandten. O'mak·asEmē aber wurde von Wē'k·aē (s. S. 387), einem Häuptlinge der Lē'kwiltok·, zur Sklavin gemacht. Beide Frauen waren schwanger. Ehe O'mak·asEmē niederkam, hatte Wē'k·aē befohlen, ihr Kind zu tödten, falls es ein Sohn sei. Als das Kind nun geboren war, und O'mak·asEmē fand, dass es ein Knabe war, band sie seinen Penis mit Cederbast hinten in die Höhe. Da glaubte Wē'k·aē, das Kind sei ein Mädchen, und liess es am Leben. O'mak·asEmē wohnte allein in einem kleinen Häuschen hinter der Strasse und Niemand kümmerte sich um sie. Da beschloss sie, die Gelegenheit zu benutzen und zu fliehen. Sie gelangte glücklich unbemerkt nach K·'ōkye (Beaver Cove?) und baute sich dort ein Haus aus Zweigen. Sie wusch ihren Knaben täglich in kaltem Wasser, und er wuchs deshalb rasch heran. Als er grösser wurde, machte er ein Feuerzeug für seine Mutter und zündete Feuer an. Dann bat er sie, ihm Pfeile zu machen. Als er dieselben erhalten hatte, schoss er Waschbären und Nerze und seine Mutter machte Mäntel aus deren Fellen. Sie nannte ihn nun Maqsk·ā'o. Später fing er an Bären und Elche zu schiessen, und er begann Lachse im Flusse zu fangen. O'mak·asEmē sammelte immer Farnwurzeln und eines Tages fand sie ein Stück Sisiutlfell. Sie legte es auf die Spitzen der Pfeile ihres Sohnes und seither konnte er alles Wild tödten, sei es so gross wie es mochte.

Mā'qulaok·, die zu ihren Verwandten entflohen war, gebar ebenfalls einen Sohn. Sie lebte ganz oben an der Quelle des Flusses in TlaE'ns. Sie wusch ihn im Flusse, der dort so kalt ist, dass die Lachse sterben, wenn sie hinauf kommen. Daher ward er stärker, als irgend jemand unter seinem Volke. Er ging zu einem Orte, wo Eiben wuchsen, und versuchte, sie abzubrechen. Beim ersten Versuche konnte er sie nicht gerade an der Wurzel abbrechen. Daher badete er weiter im Flusse, um stärker zu werden und brach endlich die Eiben ganz unten an der Wurzel ab. Dann ging er aus, zu kämpfen. Im Kampfe fasste er seine Gegner am Kopfe und spaltete sie in zwei Theile. Daher nannte man ihn K·oā'k·oaqsanok·, den Spalter[1]).

Seine Mutter und seine Schwestern weinten und wehklagten jeden Morgen. Eines Tages fragte er nach der Ursache und hörte nun, wie sie hierher gekommen seien. Da ward er betrübt. Er wünschte, sich zu rächen, und wusste nicht, wie er seinen Wunsch zur Ausführung bringen konnte. Er legte sich ins Bett und blieb vier Tage liegen, ohne zu essen und zu trinken. Dann stand er auf, ging zu einem kleinen See mit ebenen Ufern und setzte sich dort nieder. Nach kurzer Zeit sah er das Wasser steigen. Es reichte bis an seine Füsse heran. Er aber blieb ruhig sitzen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Da flog ein Schmetterling aus dem Wasser hervor, der einen rothgefärbten Cederbastring auf dem Kopfe trug. Es war der Lâ'lēnoq (das Gespenst, der Geist Verstorbener). Er fragte: „Willst Du den Lōlō'tlalatl (= den Tanz der Lâ'lēnoq) haben?" und bot ihm seinen Kopfschmuck an. K·oā'k·oaqsānok· lehnte das Anerbieten ab. Da verschwand der Schmetterling wieder im Wasser. Nach kurzer Zeit fing es wieder an zu steigen. Da kam ein Boot an die Oberfläche, in dem lag ein Speer mit zwei Spitzen. Das Boot fragte: „Willst Du ein Jäger werden, dann gebe ich Dir den Speer, und Du wirst alles erlegen können." K·oā'k·oaqsānok· lehnte auch dieses Anerbieten ab, und das Boot ging wieder unter. Das Wasser stieg abermals und ein Schenkfestpfahl kam heraus, an den viele Mäntel gebunden waren. Er versprach ihm, dass er der reichste Mann werden solle, aber er nahm auch dieses Anerbieten nicht an. Der Pfahl ging wieder unter. Das Wasser stieg abermals und Kupfer kam in die Höhe. K·oā'k·oaqsānok· nahm es und versteckte es. Er legte die verzierte Seite nach unten. Das Wasser stieg abermals und vier Pfeile kamen heraus, die Halaiu (Todesmittel) waren. Sie sagten: „Nimm uns! Dann kannst Du alle tödten, selbst Menschen, die mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sind." Er nahm sie und verbarg sie ebenfalls. Als K·oā'k·oaqsānok· das Kupfer hingelegt hatte, war es plötzlich dunkel geworden. Zehn Tage lang war es dunkel auf Erden und niemand wusste die Ursache der Erscheinung. Als K·oā'k·oaqsānok· nach TlaE'ns zurückgekehrt war, liefen die Einwohner des Dorfes, das aus sechs Häusern bestand, zu ihm, um ihn zu fragen, ob er wisse, weshalb es dunkel sei. K·oā'k·oaqsānok· hatte sich ins Bett gelegt und seine Mutter ging zu ihm, ihn zu fragen. Er antwortete: „Ich habe etwas gefunden. Vielleicht ist das die Ursache. Lass Deine Brüder Holz spalten und Fackeln machen, dann wollen wir hingehen und sehen, ob das die Ursache ist." Die Brüder der Frau machten zehn grosse Fackeln und sie gingen zu dem Teiche. Er liess sie in einiger Entfernung folgen. Dann nahm er die Kupferplatte und versuchte, sie wieder umzudrehen. Sie war aber so schwer, dass sie ihm viermal entglitt. Erst beim fünften Male gelang es ihm, sie umzudrehen, so dass ihre (mit einem Gesicht) bemalte Seite nach oben lag. Da wurde es wieder Tag.

1) Ableitung vielleicht unrichtig.

Dann kehrten sie wieder zurück. Fünf Fackeln hatten sie auf dem Wege verbrannt.

K·oā'k·oaqsānok· fragte nun seine Mutter, ob es kein Meer in der Nähe gebe. Sie wies ihn den Fluss hinab, sagte aber, der Weg sei weit und gefährlich, da viele Tsōnō'k·oa auf den Bergen und Ia'kuim im Flusse seien. K·oā'k·oaqsānok· aber liess sich nicht warnen, sondern ging den Fluss hinab. Er liess einen Stamm vor seinem Boote hertreiben, und jedesmal, wenn ein Ungeheuer sich auf denselben losstürzte, in der Meinung es sei ein Boot, tödtete er es mit seinem Halaiu und verwandelte es in Stein.

So kam er glücklich zum See. In Tl'ē'sEmē, das ihm gerade gegenüber lag, sah er Rauch aufsteigen. Dort traf er einen alten Mann. Er fragte: „Wie heisst Du und zu welchem Stamme gehörst Du?“ Da setzte jener sich hin, hob Hände und Füsse in die Höhe und rief tsī-tsī-tsī-tsī! K·oā'k·oaqsānok· ging weiter. Er kam nach Gyi'lbala, und traf dort einen andern alten Mann, der auf seine Frage ebenso antwortete. Er fuhr weiter und kam zu dem Flusse Wa'tsō, der in den See mündet. Als er am Ufer entlang ruderte, sah er einen grossen Bären ins Wasser springen. Als er auf ihn zuruderte, um ihn zu tödten, rief ihm ein Mann vom Ufer zu: „Lass ihn! Er gehört mir; ich will ihn tödten.“ Er sah dann, wie jener mit seinem Pfeil auf den Bären zeigte, und derselbe todt niederfiel und in Stein verwandelt wurde. Da erstaunte K·oā'k·oaqsānok·, denn er glaubte, nur er selbst habe Halaiu. Er fragte ihn, wer er sei und zu welchem Stamme er gehöre. Da erzählte jener, dass er Moqsk·ā'o heisse, dass sein Vater Hamā'lakyauaē heisse, und seine Mutter in K·ōkye wohne. So erkannte K·oā'k·oaqsānok· seinen Bruder. Er erzählte, dass seine Mutter nach TlaE'ns geflohen sei. Er nahm ihn in sein Boot und fuhr mit ihm den Fluss weiter hinab. In Tl'ē'sEmē hatte er schon zwei Männer in sein Boot genommen, so dass sie nun zu vier waren. Sie gelangten an das untere Ende des Sees und sahen Rauch aus einem Hause in K·aui's aufsteigen. Sie landeten und gingen ins Haus. Drinnen fanden sie einen alten Mann, Namens Guā'milāla. Derselbe fragte nach ihrem Namen und ihrer Herkunft und bewirthete sie mit geröstetem Lachse. Er hatte ein schönes Boot. Am Vorder- und Hintertheil war je ein Wolf geschnitzt. Die Brüder sprachen untereinander: „Lasst uns fragen, ob er uns sein Boot leihen will!“ Sie fragten den Alten, und er lieh ihnen sein Boot und begleitete sie selbst. Sie liessen, wie vorher, einen Stamm vor dem Boote hertreiben, und wenn ein Ia'kuim sich darauf losstürzte, deuteten K·oā'k·oaqsānok· und Moqsk·ā'o mit ihren Pfeilen auf denselben, und er wurde in Stein verwandelt.

So gelangten sie glücklich nach Tawī'sē, wo Hamā'lakyauaē wohnte. Sie fanden ihn damit beschäftigt, Stangen für sein Lachswehr zu schneiden. Er hatte ein Ohrgehänge aus Haliotisschalen und Federn auf dem Kopfe. Er schien sie nicht zu sehen . . . . . . (Fortsetzung, wie die erste Version.)

2. Tlā'lamin.

(Ahnensage der Tlā'tlElāmin, eines Geschlechtes der Nimkisch.)

Ueber der Sonne und dem Himmel lebte ein Mann, Namens Tlā'lamin. Er stieg mit seinem Hause zur Erde herab und liess sich nieder in NEk·ala' oberhalb des Nimkisch-Sees. Das Dach seines Hauses waren Wolken und die Sonne war über demselben. Sein Mantel waren Sonnenstrahlen und er trug einen grossen Hut. Daher nannte man ihn T'ā'tEntsēt. Nach einiger Zeit zog er nach Gya'a'-gyaqtlala. Sein Haus schwamm auf dem Flusse abwärts, und er legte es dort vor Anker. Dann zog er nach Otsā'lis. Sein Haus stand auf Pfählen im Wasser und

sein Boot lag unter dem Hause, wenn er es nicht gebrauchte. Das Haus hiess Ku'mkumнalitl. Er hatte vier Sklaven: Wā'watitla, Tlē'k·oatē, Nā'lanuk' (der Besitzer des Tages) und PEqpEwā'igyila. Diese raubten allen Vorüberreisenden ihre Boote. Als später die Sintfluth kam, und alle Menschen tödtete, kehrte Tlā'lamin zum Himmel zurück und kam dann in Gestalt des Adlers K·ō'los zurück. Daher hat sein Geschlecht den K·ō'los als Wappen, und gebraucht bei Schenkfesten die Sonnenmaske. Er liess sich wieder in Otsâ'lis nieder, nahm Menschengestalt an und hatte einen Sohn Namens K·'ā'kyīwē. Er zog nach Qulkн hinab, zur Mündung des Flusses. Als K·'ā'kyīwē heranwuchs, sandte sein Vater ihn aus, übernatürliche Kräfte zu erlangen („tlōkoa'la" zu werden). Nachdem er gefastet und gebadet hatte, traf er den Meergeist K·ōmō'k·oa, der ihn mit hinunter nahm auf den Boden des Meeres. Er bewirthete ihn und gab ihm sein Haus. Möwen sitzen auf dem Dache; eine grosse Tsōnō'k·oa steht vor dem Hause und geschnitzte Männer tragen die Dachbalken, welche Seelöwen darstellen. Neben der Thür, im Hause, stehen zwei graue Bären. Als Tlā'lamin nun tanzen wollte, hatte er Niemand, um zum Tanze zu singen. Daher lud er zuerst seinen Freund нimgyī'ū ein. Dann fing er viele Möwen in Fallen und verwandelte dieselben in Menschen. Von ihnen stammt das Geschlecht der Tlā'tlElāmin. K·'ā'kyīwē hatte eine Tochter Namens T'ā'kuisilaōk·oa.

Tlā'lamin hatte einen Freund, der zum Lachsvolke gehörte. Von Zeit zu Zeit besuchten sie einander. Tlā'lamin war aber unsichtbar für alle Lachse, ausser für seinen Freund. Einst baten die Lachse letzteren, ein Lied der Menschen zu singen. Da begleitete ihn Tlā'lamin. Die Lachse hörten ihn, konnten ihn aber nicht sehen.

Ts'ētlwā'lak·amē heirathete Tlatlak·oai'ōk·oa, eine von Tlā'lamin's Töchtern. Tlā'lamin hatte einen Sohn Namens Mā'qolagyilis. Dieser baute ein Haus auf einer Insel mitten im Flusse und nannte es Kyā'kyaqtla. Einst stieg der Fluss und zerstörte das Haus. Da weinte Mā'qolagyilis, weil er sein Haus und sein Boot verloren hatte. Er ging zu seinem Vater und Abends versank er plötzlich neben dem Feuer in der Erde. Sein Vater grub ihm nach, konnte ihn aber nicht finden. Mā'qolagyilis erschien vor dem Hause wieder. Dort wollten ihn die Leute einfangen, als sie sich aber nahten, versank er abermals und war nicht wiederzufinden. Da weinten die Leute, denn sie glaubten, er sei todt. Plötzlich hörten sie etwas in der Ecke des Hauses sich bewegen und schreien. Sie liessen das Feuer hoch aufflammen, damit sie sehen konnten und erblickten nun einen menschlichen Schädel. Dieser weinte und schrie: „Qiā', qiā', qiā'! Ich habe im Boote im Wasser gelegen, und meine Augen und mein Fleisch sind verwest. Wo einst meine Augen waren, sind nun tiefe Höhlen."

3. Stammsage der Nē'nelky'ēnoq, eines Geschlechtes der Nimkisch.

Der Ahne der Nē'nelky'ēnoq hiess O'meatlEmē. Er wohnte weit oberhalb des Nimkisch-Sees in Nē'nelkyas. Einst gingen seine vier Sklaven aus Elche zu jagen. Sie sahen einen ungewöhnlich grossen Elch, und als sie denselben verfolgten, sahen sie plötzlich im Westen das Meer zu ihren Füssen. Es war das erste Mal, dass sie den Ocean erblickten. Da gaben sie die Jagd auf und gingen nach Hause zurück, um ihrem Herrn zu berichten, was sie gesehen hatten. Als dieser ihren Bericht hörte, machte er sich selbst bereit, dorthin zu gehen. Er wollte sehen, ob am Ocean auch Menschen wohnten. Er bestreute sein Haar mit Federn und legte seine Ringe aus rothgefärbtem Cedernbast an. Er erklomm vom See Was aus den Gipfel der Berge und gelangte zum Flusse T'ā'sis, der westwärts läuft.

Dort setzte er sich nieder. Nach kurzer Zeit sah er einen Mann von Westen her kommen. Es war Qoi'nkulatl, einer der Ahnen der Mâ'tsatq. Sobald dieser ihn erblickte, kehrte er um und erzählte seinen Freunden, er habe an der Quelle des Flusses T'ā'sis einen Schamanen gesehen. Da gingen jene zusammen aus, ihn zu holen. Sie führten ihn an's Meer und brachten ihn in ihren Booten zum Dorfe. Dort fragten sie ihn, ob er ihnen nicht seine Cedernbastringe verkaufen wolle. Er liess sich bereit finden, schnitt sie in kleine Stücke und verkaufte dieselben für kostbare Felle. Dann kehrte er mit all' seinen Schätzen nach Nē'nelkyas zurück. Er verbarg dieselben in Hā'k'olis am See Was. Dann gab er allen Nachbarstämmen ein grosses Fest und nahm den Namen Mā'qolagyilis an.

4. Quā'quas.

(Ahnensage des Geschlechts Gyī'gyilk'am der Nimkisch) [1]).

Zur Zeit, als Ts'ētlwā'lak'amē in Otsâ'lis wohnte, lebte daselbst auch Quā'quas. Dieser fällte grosse Cedern und schleppte sie ans Ufer, um ein Haus zu bauen. Ts'ētlwā'lak'amē dachte: „Wie wird er die Stämme wohl aufrichten?" Nach kurzer Zeit kam Kunkunqulikya herbei und setzte sich an den Strand. Da sprach Quā'quas: „Ich wollte, Du wärest ein Mann und hülfest mir das Haus bauen." Da nahm jener seinen Vogelkopf ab, der nur eine Maske war, ward ein Mensch und baute Quā'quas' Haus. Er wurde selbst ein Mensch und baute sich ein Haus neben dem von Quā'quas. Von ihm und von Quā'quas stammen die Gyī'gyilk'am.

5. Ya'qstatl. (Erste Version, von einem Tlatlasik'oala erzählt.)

Eine Frau Namens Naualakusamā'k'a lebte an einem See. Eines Tages hörte sie vielen Lärm vor ihrem Hause und sah bald einen Schwarm von Gänsen sich auf dem See niederlassen. Da rief sie: „O, kommt herein in mein Haus. Ihr sollt meine Kinder sein." Zwei der Gänse folgten ihrer Einladung, nahmen ihre Federkleider ab und verwandelten sich in Menschen. Sie nannte die beiden Ya'qstatl und Nau'alak'. Einst, als Ya'qstatl mit offenem Munde schlief, sprangen viele Frösche in seinen Mund hinein und lärmten nun beständig in seinem Bauche. Wenn er tanzte, kamen die Frösche aus dem Munde hervor und sprangen wieder hinein, sobald er denselben öffnete. Wenn Naualakusamā'k'a nun Fische kochte, so kamen sogleich die Frösche und frassen alles auf. Da verliess die Mutter ihren Sohn. Nau'alak' aber blieb bei ihm und baute ihm ein kleines Haus. Er fing ihm Lachse und kochte sie ihm, aber wieder sprangen die Frösche aus Ya'qstatl's Munde hervor und frassen alles auf. Sie überlegten nun zusammen, wie sie sich der Frösche entledigen könnten und beschlossen, dass Ya'qstatl entfliehen sollte, wenn sie wieder hervorkämen. Nau'alak' kochte ein grosses Gericht Lachse und sobald es fertig war, kamen die Frösche hervor und fingen an, die Fische zu fressen. Da lief Ya'qstatl davon, über Thäler und Berge, so dass die Frösche ihn nicht wieder erreichen konnten. Endlich kam er an einen Teich und badete daselbst einen Tag lang. Da wurde er wieder in eine Gans verwandelt und flog hinauf zu K'ants'ō'ump. Dieser gab ihm seine Tochter Na'qnaikyem (= grosses Licht) zur Frau. Nach einiger Zeit wünschte Ya'qstatl in seine Heimath zurückzukehren, und er theilte dies seiner Frau mit. Diese bat ihren Vater, Ya'qstatl

1) Die Gyī'gyilk'am bestehen aus zwei Theilen. Der eine leitet seinen Ursprung von Kunkunqulikya, der andere von Quā'quas ab.

zurückzusenden. K·ants'ō'ump willigte ein. Er gab Ya'qstatl eine Pfeife, und dieser kehrte in seine Heimath zurück. Er baute sich ein Haus und bemalte es. Wenn er schöne Farbe nimmt, so ist es gutes Wetter; nimmt er hässliche, so regnet es. K·ants'ō'ump hatte ihn die Hā'mats'a-Mysterien gelehrt und er war der erste Hā'mats'a seines Geschlechts.

Nau'alak· aber fing sich viele Wölfe, die er in Menschen verwandelte. Er wanderte vom See aus den Nimkisch-Fluss hinab und traf einen Biber mit menschlichem Gesicht. Da sprach er zu ihm: „Wie siehst Du aus? Das ist nicht recht." Er schüttelte ihn und verwandelte ihn so in einen Menschen. Er schnitt seinen Schwanz ab und machte eine Schüssel daraus. Er fuhr in seinem Boote weiter den Fluss hinab und gelangte an eine Insel, die aber sogleich versank, als sein Boot daselbst landete. Da schnitt er sich in die Zunge, spie das Blut in seine Hand und griff ins Wasser, wo er vier Muscheln fand. In einer derselben fand er Kupfer. Er sprach dann zum Biber: „Nun bemale das Kupfer und mache mir eine Tanzdecke und einen Tanzstab." Du sollst fortan Tlā'k·oagyila (= Kupfermacher) heissen. Er gab die Tanzdecke, welche der Biber gemacht hatte, Ya'qstatl, der sie fortan beim Hā'mats'a-Tanz trug. Nau'alak· und Ya'qstatl zogen nun zusammen zum Meere hinab. Unterwegs begegneten ihnen zwei Enten mit menschlichen Gesichtern. Diese ergriff Nau'alak·, schüttelte sie und verwandelte sie so in Menschen. Er befahl ihnen, dort wohnen zu bleiben, wo er sie getroffen hatte. Endlich gelangten sie an die Mündung des Flusses und bauten sich daselbst ein Haus. Eines Tages hörte Nau'alak· Lärm im Walde und ging hinaus, um zu sehen, was die Ursache desselben wäre. Er traf dort einen Mann, welcher mit einem Halsringe und der Maske Ts'ā'ek·umtl tanzte. Dieser gab ihm Maske und Ring und seitdem tanzte Nau'alak· mit der Maske Ts'ā'ek·umtl (= Maske des Ts'ā'ēk·a oder der Geheimnisse).

5a. Ya'qstatl. (Zweite Version; von einem Nimkisch erzählt.)

Ein Knabe Namens Ya'qstatl ass eine Ente, welche sich in seinem Magen in einen Frosch verwandelte. Sobald seine Mutter etwas kochte, sprangen Frösche aus seinem Munde heraus und frassen alles auf. Deshalb beschlossen seine Eltern, ihn zu verlassen. Sie bereiteten alles zur Abreise und eines Morgens beluden sie ihr Boot, schoben es ins Wasser und fuhren fort. Ihr jüngster Sohn aber sprang im Augenblicke, als sie abfahren wollten, ans Land zurück, da er seinen Bruder nicht verlassen wollte. Das Boot entfernte sich und die beiden Brüder waren nun ganz allein. Ya'qstatl konnte sich nicht bewegen, da sein Magen voller Frösche war, und er sprach zu seinem kleinen Bruder: „Kannst Du zum Flusse gehen und einige Lachse für uns fangen?" Dieser antwortete: „Krieche Du lieber selbst hinunter, ich fürchte, ich bin noch nicht verständig genug." Der ältere Bruder kroch deshalb mühselig den Abhang hinab und der Kleine begleitete ihn. Ya'qstatl nahm Bogen und Pfeile und schoss einige Lachse. Als sein kleiner Bruder dieselben aufschnitt und briet, fingen die Frösche an zu quaken. Ya'qstatl sagte: „Nun koche die Fische rasch und lege sie in jene Kiste." Er wickelte sich fest in seine Decke, bis der Kleine fertig war. Dann ging er zur Kiste und sogleich sprangen die Frösche aus seinem Munde heraus, um die Fische zu fressen. Als ein grosser Frosch aus seinem Magen hervorkam, wäre er fast erstickt. Kaum waren alle Frösche aber draussen, so liefen beide Brüder, so eilig sie konnten, fort. Die Frösche aber waren bald mit der Kiste voll Fischen fertig und verfolgten die Brüder. Da hing Ya'qstatl seinen aus Bast gewebten Mantel auf einen Baumstumpf und sie liefen weiter. Als die Frösche

den Mantel sahen, glaubten sie, es sei Ya'qstatl, und sprangen auf ihn zu. So entkamen die Brüder. Endlich gelangten sie zu der Insel Asī'wē. Dort bauten sie sich ein Haus und ein Lachswehr.

Ya'qstatl ging dann zum Flusse hinab und fing Lachse, welche sein Bruder auf einem Gerüste über dem Feuer trocknete. Abends ging er wieder zum Lachswehr hinab, während er seinem Bruder auftrug, auf die Lachse zu achten. Wie erstaunte er, als er Morgens zurückkehrte und fand, dass alle Lachse verschwunden waren. Er ward böse auf seinen Bruder, weil er glaubte, jener habe alle Lachse gegessen. Dieser versicherte, nicht einen gegessen zu haben, und wusste nicht, auf welche Weise sie verschwunden waren. Er versprach aber, die folgende Nacht wach zu bleiben und aufzuachten, ob der Dieb wiederkäme. Aber er konnte seine Müdigkeit nicht bezwingen, und als er am nächsten Morgen erwachte, fand er wieder alle Lachse verschwunden. Da es ihm in der dritten Nacht nicht besser erging, beschloss Ya'qstatl selbst zu wachen. Er versteckte sich hinten im Hause und hielt seinen Pfeil und Bogen in der Hand, bereit den frechen Eindringling zu erschiessen. Als der Tag dämmerte, hörte er jemand herankommen. Zwei grosse Hände schoben den Vorhang, welcher die Thür bedeckte, aus einander, und ein riesenlanger Arm streckte sich aus, nahm die Lachse vom Trockengerüste und führte sie in einen Korb, den der Dieb auf dem Rücken trug. Es war eine Tsōnō'k·oa. Ya'qstatl legte seinen Pfeil auf den Bogen, schoss und traf sie gerade in die Brust. Da entfloh jene, vor Schmerz laut schreiend, und warf die gewaltigsten Bäume vor sich nieder.

Ya'qstatl sprach zu seinem Bruder: „Ich will der Tsōnō'k·oa nachgehen und meinen Pfeil wieder holen." Er fing viele Lachse für seinen Bruder, damit er nicht Noth leide, so lange er fort sei, hing seinen Halsring um und machte sich dann auf, die Tsōnō'k·oa zu verfolgen. Er ging den umgefallenen Bäumen nach und kam endlich zu einem kleinen See. Er badete in dem See und setzte sich dann am Ufer nieder. Nach einiger Zeit kam ein junges Mädchen aus dem nahegelegenen Hause, um Wasser zu schöpfen. Sie war die Tochter Tsōnō'k·oa's, die nun krank im Hause lag. Niemand wusste, was ihr fehlte, denn der Pfeil, mit dem Ya'qstatl sie getroffen hatte, war allen Augen unsichtbar, ausser seinen eigenen. Als das Mädchen den fremden Mann am Teiche erblickte und seinen Halsring aus Cedernbast sah, wusste sie, dass er ein Schamane war. Sie ging auf ihn zu und bat ihn flehentlich, ins Haus zu kommen und ihre Mutter zu heilen. Er folgte ihr und sah sogleich seinen Pfeil in der Brust Tsōnō'k·oa's stecken. Er fragte, was man ihm als Bezahlung geben wolle, wenn er die Frau heile, und war erst zufrieden, als sie ihm das junge Mädchen zur Frau gaben und ihm das Wasser des Lebens schenkten. Vier Tage blieb er dort und kehrte dann mit seiner jungen Frau nach Asī'wē zurück. Dort fand er seinen Bruder todt. Seine gebleichten Gebeine lagen neben der Feuerstelle im Hause. Er sammelte die Knochen seines Bruders und fand, dass sie vollständig beisammen waren mit Ausnahme des Schlüsselbeines. Dieses schnitzte er aus Holz und besprengte dann die Knochen mit dem Wasser des Lebens. Da stand sein Bruder wieder auf und rieb sich die Augen, als habe er geschlafen.

6. Die Atlā'lēnoq (= die Waldbewohner).

Im Anfange bewohnten die Atlā'lēnoq, die Wölfe, die Erde, und es gab keine rechte Menschen. Später verwandelte K·'a nigyilak' die Wölfe in rechte Menschen. Sie hatten ein Dorf in Ha'tsatsē'lis auf K·a'lōkuis und in Mē'mkumlis. Einst wollten die Atlā'lēnoq in Mē'mkumlis einen grossen Tanz halten. Vier junge Leute hatten sich

im Walde verborgen, um sich für diesen Tanz vorzubereiten. Da kam Tlē'selagyila (= der Sonnenmacher), der Nerz, nach Mē'mkumlis und tödtete die vier im Walde verborgenen Jünglinge. Er schnitt ihnen die Köpfe ab, trug sie nach Hause und legte sie auf das Trockengestell über dem Feuer. Nach einiger Zeit ging eine Frau der Atlâ'lēnoq zu Tlē'selagyila, um sich etwas Feuer zu holen. Da sah sie die Köpfe ihrer Verwandten über dem Feuer trocknen. Sie lief zurück und erzählte, was sie gesehen hatte. Da wurden die Ātlâ'lēnoq sehr betrübt und sie beschlossen Tlē'selagyila zu tödten. Während sie einen Rath hielten, um einen Kriegsplan zu entwerfen, baute sich Tlē'selagyila ein Lachswehr, in dem er einen Sī'siutl fing. Die Wölfe thaten, als wüssten sie nichts von der Ermordung der jungen Leute, und bereiteten alles zu dem Tanze vor, zu dem sie auch Tlē'selagyila einluden, um ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Jener ging mit seiner Mutter zum Tanze und sie nahmen Kolibribälge mit. Dann trat Tlē'selagyila in die Thür, fing an zu tanzen und sang: „K·ap'amā'luq Kʜēʜ aqō nᴇk·amā'eaqs Ātlâ'lēnoq" (d. h. Kʜēʜ [= Nerz] nahm die Mitte des Gesichtes des Atlâ'lēnoq als Hut). Sogleich stürzten alle auf ihn los, um ihn zu tödten. Da verwandelten Tlē'selagyila und seine Mutter sich in Kolibris und flogen von dannen. Als sie glücklich im Freien angekommen waren, nahmen sie wieder ihre natürliche Gestalt an. Tlē'selagyila setzte den Sī'siutl als Kopfschmuck auf und alle, die ihn sahen, wurden in Schaum des Meeres verwandelt. Dann entfloh Tlē'selagyila in seinem Boote. Die Ātlâ'lēnoq verfolgten ihn. Als sie ihm nahe kamen, hob er den Sī'siutl in die Höhe und die Boote wurden in Felsen verwandelt. Daher stammen die vielen Klippen westlich von Mē'mkumlis (dem Dorfe der Mamalēlēk·ala).

7. Ō'qsᴇm und Nūtlnutlili'kya.

Nūtlnutlili'kya wohnte in Gua'tsē nahe bei Qulkʜ. Tlā'k·oagyila war ein Häuptling in Otsâ'lis. Diesen lud Nūtlnutlili'kya zu einem Feste ein, bei dem er ihn tödten wollte. Tlā'k·oagyila fuhr mit seinen Brüdern und seinem Sohne Ō'qsᴇm den Fluss hinab. Sie landeten in Gua'tsē, und die Männer gingen zum Feste, während O'qsᴇm im Boote blieb, das sie mit einem dicken Seile ans Land banden. Als sie ins Haus gegangen waren, kam ein kleines Mädchen zu O'qsᴇm herab. Sie that, als verrichte sie ihre Nothdurft, und sprach zu O'qsᴇm: „Nūtlnutlili'kya will Deinen Vater und Deine Onkel tödten und wird auch Dich nicht schonen. Sobald Du Lärm im Hause hörst, entfliehe." Indem sie so sprach, schnitt sie das Seil, mit dem das Boot ans Land gebunden war, mit einem Muschelmesser durch. Bald hörte O'qsᴇm Lärm im Hause und entfloh, so rasch er konnte. Er gelangte glücklich nach Otsâ'lis und rief seiner Mutter und der zweiten Frau Tlā'k·oagyila's zu: „Nūtlnutlili'kya hat meinen Vater und meine Oheime getödtet. Lasst uns entfliehen!" Sie wanderten den Fluss hinauf. Einst, als O'qsᴇm ausgegangen war, Forellen zu fangen, kam das Boot seiner Feinde. Sie fanden niemand, als den unmündigen Bruder O'qsem's, Wī'sekyē (= Säugling). Sie warfen ihn ins Wasser und zerstörten das Haus. Als O'qsᴇm und die Frauen nun nach Hause kamen, nahmen sie den Leichnam und wanderten durch den Wald nach Beaver Cove. O'qsᴇm hatte den Leichnam über die Schulter geworfen und hielt ihn an den Füssen. So lief das Wasser aus Wī'sekyē's Mund, und er wurde wieder lebendig. Als sie in Beaver Cove ankamen, warf O'qsᴇm, der kein Boot hatte, einen Baumstamm ins Wasser, um damit zu den Verwandten seiner Mutter, den Tena'qtaq, zu fahren. Unterwegs begegneten ihnen ihre Feinde in zwei grossen Booten. Einige derselben glaubten, sie sähen Menschen auf dem

Baumstamme, während andere sie für Seelöwen hielten. Als sie darauf losruderten, liess O'qsEm die Frauen ins Wasser springen und schwamm selbst wie ein Seelöwe umher. So täuschte er seine Feinde, die nun weiter ruderten. In Wo'qtsat gingen sie ans Land und machten ein Feuer. Dort fand O'qsEm ein Chinook-Boot mit Rudern, Seil und allem Zubehör. Da freute er sich. Sie fuhren weiter und gelangten nun bald nach Tena'qtaq. Dort wohnten seine Oheime K·ō'tlk·oqstō und Gy'ē'gyelaqstâ'la. Der erstere sass immer vor dem Hause, wenn gutes Wetter war. Er erblickte O'qsEm und sandte seine Sklaven aus, zu fragen, wer der Fremde sei. Als er hörte, dass seine Schwester mit ihrem Sohne gekommen sei, liess er Gy'ē'gyelaqstâ'la's Haus reinigen und gab ihnen zu essen und zu trinken und wollte ihm Mäntel und Sklaven schenken. O'qsEm aber sprach: „Gieb mir nichts Gutes! Gieb mir Waffen, meine Feinde zu erschlagen." Zuerst bot ihm sein Onkel dann eine Keule aus Walfischknochen an, gab ihm aber schliesslich eine grosse Steinaxt. Um die Waffe zu versuchen, luden sie eine Reihe von Leuten ein, bewirtheten sie und beim Feste schlug zuerst Gy'ē'gyelaqstâ'la seinen Nachbar todt. Dann nahm K·ō'tlk·oqstō die Keule, ergriff einen Mann am Schopfe und schlug ihm die Augen aus.

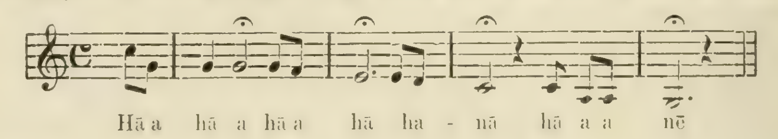
Als es Frühling wurde, versammelten sich alle Stämme in Tsāwa'tē, um Olachen zu fischen. Unter den Ankömmlingen war auch Wē'k·aē, der Häuptling der Wī'wēk·aē. Dieser hatte eine schöne Tochter. Keiner war ihm gut genug als Schwiegersohn, obwohl viele Häuptlinge um sie geworben hatten. Einst ging O'qsEm zu der Stelle, wo die Frauen Wurzeln zu graben pflegten. Er hatte sein Haar über der Stirn zusammengebunden und mit Federn bestreut, so dass er ganz unkenntlich war. Er setzte sich zu Wē'k·aē's Tochter und sagte: „Ich weiss, viele wollen Dich heirathen. Nimm mich zum Manne!" Da antwortete das Mädchen, dass niemand ihrem Vater gut genug sei. Jener fragte nun, für wen ihr Vater sie denn aufspare. Da antwortete sie: „Für O'qsEm." Als sie das gesagt hatte, gab er sich zu erkennen, und sie schämte sich nun sehr. Er heirathete sie dann und sie hatten einen Sohn.

Dann ging O'qsEm mit zehn Sklaven, seiner Frau und seinem Kinde nach Otsâ'lis zurück. Die Sklaven ruderten und er stand in der Mitte des Bootes, die Axt in der Hand. So fuhr er an Nūtlnutlili'kya's Hause vorüber, als dieser gerade ein Fest gab. Gerade um jene Zeit war ein Sklave des Nutlnutlili'kya entflohen. Er flüchtete sich zu O'qsEm und sprach: „Mein Herr hat mich immer geschlagen; deshalb bin ich entflohen. Lass mich bei Dir bleiben!" O'qsEm erwiderte: „Nein. Gehe zurück! wir wollen Nūtlnutlili'kya tödten. Ich verstecke mich bei dem Hause und Du musst mich rufen, wenn er gerade ganz wehrlos ist." Der Sklave war einverstanden. O'qsEm versteckte sich. Gegen Mittag ging Nūtlnutlili'kya an den Fluss und wusch sich zuerst mit Urin, dann badete er, und trocknete sich dann am Feuer. Als er dort sass und seine zwei Frauen sein Haar kämmten, rief der Sklave O'qsEm. Dieser kam und schlug Nūtlnutlili'kya nieder. Dieser sprang wieder auf, aber O'qsEm brach ihm mit einem zweiten Hiebe das Genick. Dann schlug er alle seine Verwandten todt und führte seine Frauen von dannen.

8. Mā'tEm.

In Pā'pēkyuin, oberhalb des Nimkisch-Sees, lebte ein junger Mann Namens Mā'tEm. Er spielte immer mit seinen Altersgenossen. Eines Abends, als er sehr hungrig geworden war, nahm er sich Lachseier aus einer Kiste und briet sie. Als dieselben platzten, sprangen sie seinem Vater, der den Rücken am Feuer wärmte, gegen den Rücken und verbrannten ihn. Da wurde er zornig und schlug Mā'tEm

mit einem Stocke. Dieser wurde sehr betrübt und ging in den Wald. Nachdem er lange gewandert war, kam er zu einer Stelle, an der Treibholz sich im Flusse aufgestaut hatte. Er wollte sterben und sprang oberhalb der Stauung ins Wasser, kam aber wohlbehalten unterhalb derselben wieder zum Vorschein. Er kam zu einer zweiten Stauung und sprang oberhalb derselben ins Wasser, kam aber wohlbehalten wieder an die Oberfläche. Dann kam er an einen steilen Fels. Er kletterte hinauf und stürzte sich hinab, verletzte sich aber nicht. Dann erstieg er einen hohen Berg und stürzte sich hinab, blieb aber ganz unversehrt. Er ging weiter und bald sah er einen Berg vor sich, der wie ein Licht glänzte. Es war der Fels Nā'oalakoa. Dort regnete es beständig Bergkrystall. Er nahm vier fingerlange Stücke auf und steckte sie in einer Reihe von vorn nach hinten in seine Haare. Er kletterte den Berg hinauf und wurde ganz mit Bergkrystall bedeckt. Bald merkte er, dass er durch den Bergkrystall die Fähigkeit zu fliegen erworben hatte. Darauf durchflog er die ganze Welt. Er glaubte vier Tage abwesend gewesen zu sein. Es waren aber vier Jahre. Endlich flog er nach seiner Heimath zurück. Seine Verwandten waren gerade in Nē'nelkyas und arbeiteten bei Fackellicht am Seeufer. Da erschien er in Gestalt eines schneeweissen Adlers und liess Bergkrystall hinunter regnen. Er setzte sich auf einen Baum und sang:



Da wussten die Menschen, dass er zurückgekehrt war und dass er übernatürliche Kräfte erlangt hatte. Sie badeten und gingen ans Ufer hinab. Jeder trug einen Stock, an den er Krystall steckte. Mā'tᴇm aber witterte sie und liess sich nicht fangen. Als es dunkel wurde, kreiste der Adler über den Häusern. Die Leute versuchten, ihn zu fangen, aber es gelang ihnen nicht. Ein junger Mann, der früher immer mit Mā'tᴇm gespielt hatte, wünschte sehr, ihn zu fangen. Es gelang ihm, dem Vogel ein Seil über den Kopf zu werfen. Der Vogel flog weiter umher, und der junge Mann, der nun den Namen Mā'taanoē erhielt, folgte ihm. Er hiess die Leute das Haus reinigen und eine Planke auf dem Dache aufrichten. Als sie das gethan hatten, liess Mā'tᴇm sich auf der Planke nieder. Dreimal flog er wieder auf, beim vierten Male aber kam er ins Haus. Mā'taanoē blieb sein Begleiter. An den vier folgenden Abenden wurde nun Tsētsā'ēk·a getanzt.

Mā'tᴇm ging später mit seinen Sklaven aus, Holz zu schlagen. Unterwegs kenterte das Boot und er ging hinunter nach Bēbenak·au'a (= der Tiefste). Dort sah er viele Tänze und Bēbenak·au'a gab ihm den Lōlō'tlalatl, den Tanz der Lâ'lēnoq (Geister Verstorbener), und den Namen Lō'tlemāē.

9. Baqbakuālanusī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung Menschenfleisch frass).

Es waren einmal zwei Freunde. Der eine war in den Wald gegangen, um sich für den Tsētsā'ēk·a vorzubereiten, während der andere noch uneingeweiht war. Trotzdem suchte er nach seinem Freunde und fand ihn nach vier Tagen. Als er zurückkam, fragte ihn sein Vater, wo er gewesen sei, und er erzählte, dass er seinen Freund, der sich in der Einsamkeit zum Tsētsā'ēk·a vorbereite, gefunden habe. Da schlug ihn sein Vater und rief: „Weisst Du nicht, dass das verboten ist? Ich werde noch Deinethalben getödtet werden!“ Der junge Mann ward sehr betrübt. Nachts legte er seinen Schmuck aus Haliotisschalen an und ging in den Wald. Er ging den Fluss hinauf und wusch sich mit Hemlockzweigen. Am

folgenden Morgen ging er weiter und Abends wusch er sich wieder. Da hörte er die Pfeifen Baqbakuālanusī'uaē's. Am Ende des vierten Tages kam er zu einem steilen Felsen und legte sich an dessen Fuss schlafen. Früh Morgens sah er, wie der Fels sich öffnete und Baqbakuālanusī'uaē herauskam. Er versteckte sich und jener flog über ihn fort. Er war ganz mit rothgefärbtem Cedernbaste bedeckt. Vier Nächte blieb er dort. Am fünften Morgen folgte er Baqbakuālanusī'uaē und sah, wie derselbe an einem Teiche seine Cedernbastringe ablegte und in demselben schwamm. Als jener tauchte, sprang er hervor und legte selbst Baqbakuālanusī'uaē's Ringe an. Als dieser auftauchte, sah er den jungen Mann an und sprach: „Du hast recht gethan, die Ringe anzulegen. Ich kann Dich nun nicht tödten," und er nahm ihn mit zu seinem Hause in der Felswand. Dort fragte er ihn, was er von ihm haben wolle, und der junge Mann bat um die Hā'mats'a-Pfeifen, den Todbringer, das Wasser des Lebens und eine Seehunds-Harpune. Baqbakuālanusī'uaē behielt ihn vier Tage lang. Da konnte der junge Mann gleichfalls fliegen. Er hiess ihn nun zu der Stelle fliegen, wo sein Vater immer Wasser schöpfen liess. Bald kam sein jüngerer Bruder einher und da sah er, dass er vier Jahre, nicht vier Tage, fort gewesen war. Er fragte ihn: „Sage, mein Bruder, wie geht es Vater?" Jener aber erkannte ihn nicht und fragte, wer er sei. Da fuhr er fort: „Ich bin Dein älterer Bruder. Gehe und heisse Vater das Haus reinigen." Der Kleine ging zurück; als er aber die Bestellung ausrichtete, schlug ihn sein Vater und sprach: „Mein Sohn ist lange todt. Sprich nicht von ihm." Der Knabe lief zum Bache zurück und klagte seinem Bruder, dass sein Vater ihm nicht glaube. Da sandte er ihn nochmals mit der gleichen Botschaft zurück. Nun ging der Vater selbst hinaus, um sich zu überzeugen. Als der junge Mann ihn sah, ward er wild. Er flog über den Fluss, riss Leichen aus den Gräbern und frass sie. Baqbakuālanusī'uaē kam und half ihm. Dann ging er in seines Vaters Haus und biss alle, denen er begegnete.

XVI. Sagen der Kuē'qsōt'ēnoq.

1. Ahnensage des Geschlechtes Nē'nelpaē.

Ts'ē'k'amē hatte eine Frau Namens K'oā'k'wispalayūk'oa. Ihre Söhne waren NE'lpē, G'olsElas und Po'tlētē. Ts'ē'k'amē hatte ein Lachswehr in Kwa'qulawat. Einst, als K'oā'k'wispalayūk'oa schwanger ging, fuhr Ts'ē'k'amē in seinem Boote zum Wehr, um zu sehen, ob er Fische gefangen hätte. Er fand es ganz voll von Lachsen und unter ihnen war auch der Si'siutl. Er trug die Fische ans Land und da kam ihm Po'tlētē entgegen gelaufen mit der Nachricht, dass seine Mutter ein Kind geboren habe. Ts'ē'k'amē fragte: „Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?" Als er hörte, dass es ein Knabe sei, erschlug er den Si'siutl, liess sich den Knaben bringen und wusch ihn in dem Blut. Da ward seine Haut Stein. Nur unter dem Kinn vergass sein Vater ihn zu bestreichen und dort blieb seine Haut weich. Er erhielt den Namen Tlatlaqoas oder T'ē'sumgyilak (= der zu Stein gemachte), und wurde ganz unüberwindlich im Kriege. Tlā'tlaqoas zog mit hundert Leuten aus und besiegte die Ts'awatē'ēnoq. Unterwegs sah er den Donnervogel Ts'ō'nE. Er fing ihn und trug ihn ins Boot. Da begann es zu regnen und zu hageln, und es hörte nicht auf, bis er den Donnervogel wieder befreit hatte. Als Tlā'tlaqoas nach seiner Heimat K'oai'astEms zurückkehrte, fand er, dass Kuē'qagyila, ein Häuptling der Guau'aēnoq, alle Frauen der Kuē'qsōt'ēnoq geraubt hatte. Er setzte ihm nach, und als sein Boot in Sicht kam, versuchte Kuē'qagyila zu entfliehen. Er ruderte so stark, dass seine Ruder zerbrachen. So holte Tlā'tlaqoas ihn leicht ein

und nahm ihm all' die geraubten Frauen wieder ab. Darüber ergrimmte Kuē'qagyila. Er nahm eines seiner zerbrochenen Ruder und schlug damit so stark gegen eine Insel, dass sie in zwei Theile zerbrach. Daher heisst er Kuē'qagyila, der Spalter[1]). Und Tlā'tlaqoas bekriegte die Nimkisch. Ihr Häuptling Hamā'lakyauaē (siehe S. 392) gab ihm seine Tochter K·'ē'Hoak·anak, um Frieden mit ihm zu schliessen. Tlā'tlaqoas gab sie seinem Bruder NE'lpē zur Frau. Er selbst ging zu den Tlatlasik·oala und nahm eine Frau von diesem Stamme. Ihr Vater sprach zu ihm: „Wenn Ihr einen Sohn habt, so nenne ihn WēkyElā'lisEmēk·."

NE'lpē und K·'ēHoak·anak hatten einen Sohn. Als sie einst nach QulkH hinüber fuhren, um Hamā'lakyauaē zu besuchen, lachten die jungen Leute der Nimkisch diesen Knaben aus, weil er Muscheln zu essen pflegte, während sie nur Lachse assen. Sie sagten: „Grünes wächst aus Deinem Bauche hervor." Der Kleine weinte. Da ward seine Mutter zornig, ging nach K·oai'astEms zurück und erzählte, was geschehen war. Da überzogen die Kuēqsot'ēnoq die Nimkisch mit Krieg. —

Einst ging T'ē'sumgyilak' (wie Tlā'tlaqoas von hier an immer genannt wird) nach dem Lande Ts'E'ltsElkH, um Federn auf dem Berge Ts'Elkyimpaē zu sammeln. Unterwegs hielten sie an einem grossen Flusse an. Dort wohnte NEmō'kois, ein alter Mann. Dieser empfing sie freundlich. Er hatte viele Vorräthe und setzte seinen Gästen kleine Schüsseln voll Fleisch und Fett vor. So viel sie auch daraus assen, dieselben wurden nie leer. Da nahm T'ē'sumgyilak' dem Alten die Schüsseln fort und that sie in sein Boot. NEmō'kois sass ganz stille da und kümmerte sich nicht darum, was jene thaten. Als die Ebbe einsetzte, wollten die Fremden fortfahren, aber ihr Boot sass ganz unbeweglich fest. Da merkten sie, dass NEmō'kois sie fest hielt. Sie brachten ihm die Schüsseln zurück, und da liess jener sie weiter ziehen. Sie gingen dann zum Berge Ts'E'lkyimpaē und holten sich Federn, die T'ēs'umgyilak' für den Tanz Qoē'qoē gebrauchen wollte.

K·oā'k·oaqsānok· (s. S. 392) wusste, dass T'ē'sumgyilak' nach Ts'Elkyimpaē gefahren war, und beschloss ihn zu tödten. Er fragte seinen Vater Hamā'lakyauaē, wie er ihn am besten angreifen könne. Dieser warnte ihn vor seinem Unternehmen, da aber K·oā'k·oaqsānok· darauf bestand, sagte er ihm, dass T'ē'sumgyilak' nur an der Kehle verwundbar sei, und dass er auf dem Rückwege bei Tlo'k·ōē (Duvin Point) vorüber kommen werde. K·oā'k·oasānok· machte sich nun mit T'ē'tEsumHstsāna zusammen auf und nahm viele Sklaven mit. Sie verbargen ihr Boot hinter der Insel, und als T'ē'sumgyilak's Boot herankam, schoss er das Hala'iu gegen ihn ab. Seine eigenen Leute zitterten vor Furcht, als sie T'ē'sumgyilak' herankommen sahen. Als K·oā'k·oaqsānok· aber das Halaiu abschoss, wurden die Feinde verrückt. Er traf T'ē'sumgyilak's Kehle, derselbe fiel über Bord und warf im Fallen das Boot um. Dann erschlug T'ē'tEsumHstsāna alle mit seinen Steinhänden. Obwohl sie glaubten, T'ē'sumgyilak' sei todt, liessen sie einen alten Mann Namens Qē'ūta als Wächter auf der Insel. Sie schnitten dann ihren Feinden die Köpfe ab. Plötzlich hörten sie den Alten rufen: „Hahā! Ich habe T'ē'sumgyilak'", und sie sahen ihn auf etwas losschlagen. T'ē'sumgyilak' war an der Insel aufgetaucht, und der Alte hatte seine Kehle durchgehauen. Dann thaten sie auch seinen Kopf ins Boot und fuhren zurück. Sie zogen die Köpfe auf Seile, die sie durch Mund und Kehle führten, bestreuten sie mit Federn und hingen sie in Ma'smEts'a auf. Einst kam K·'ēHoak·anak hinüber, um K·oā'k·oaqsānok· zu be-

1) Kuē'qagyila ist angeblich von kuē'q'it, spalten, abgeleitet. Wahrscheinlicher bedeutet es „Mörder".

suchen. Als sie zum Flusse kamen, sah ihr Kind Federn darauf herumschwimmen. Es machte sie darauf aufmerksam, und da sahen sie die Köpfe der Erschlagenen. Sie fuhren zurück und weinten sehr. Unterwegs aber beluden sie ihr Boot mit Seehunden und Lachsen, als ob sie dieselben von den Nimkisch erhalten hätten. Als sie in K·oai'astɛms ankamen, fragte sie ein jeder, weshalb sie geweint hätten. Sie antworteten: „Wir haben nicht geweint, wir haben gelacht." Als sie nun beim Essen sassen, sagte ihr Kind: „Hā'umats'a' (so nannte es seinen Grossvater), was bedeuteten die Federn auf dem Flusse?" Die Mutter verwies ihm seine Rede, bald aber wiederholte das Kind seine Frage. Da musste K·'ēɴoak·anak sagen, dass alle K·uē'qsōt'ēnoq erschlagen seien. Da überzogen die K·uē'qsōt'ēnoq und Guau'aēnoq die Nimkisch mit Krieg. Als sie sich dem Lande näherten, bewegte K·oā'k·oaqsanok· das Halaiu gegen sie und sie verloren den Verstand. Dann fing er sie und band alle auf Bretter, die er in eine lange Reihe stellte. Die Raben kamen, ihnen die Augen auszuhacken, und sie konnten sie nur anblasen, um sie fortzujagen. Endlich aber zerbrachen zwei starke Männer, Qui'lisagyila, ein Guau'aēnoq, und Ts'ā'kulis, ein K·uē'qsōt'ēnoq, ihre Stricke, aber ehe sie alle befreien konnten, kam T'e'tɛsmustsāna herbei und erschlug sie mit seinen Steinhänden. —

K·'eнtlala, der Sohn Nɛlpē's, lebte in Qā'wakyis. Eines Tages fuhr er in seinem Boote aus, Seehunde zu schiessen. Vergeblich wartete Nɛ'lpē auf seine Rückkunft, und endlich bestieg er sein Boot, um seinen verlorenen Sohn zu suchen. Nach langem Suchen sah er ein Ruder auf dem Wasser umhertreiben, und er fand K·'e'нtlala's Kiste und Speer; aber er fand seinen Sohn nicht. Fünf, zehn Tage lang suchte er vergeblich und alle Leute begleiteten ihn. Da glaubten sie, K·'ē'нtlala sei todt.

Dieser aber war in seinem Boote auf den Boden des Meeres hinabgestiegen. Dort besuchte er K·ōmō'k·oa und von ihm erhielt er übernatürliche Kräfte. Sie tauschten ihre Boote aus und K·ōmō'k·oa schenkte ihm einen Speer, um Seehunde, Seeottern, Seelöwen und Wale zu fangen. Er sprach zu ihm: „Du wirst viele Reichthümer erlangen und ein mächtiger Häuptling werden. Wenn Du in Deiner Heimath anlangst, so gieb ein grosses Fest und nimm die Namen Mā'qolagyilis und Tlā'k·oalitl (= Kupfer im Hause) an. Er gab ihm viele Kupfer und die Tanzmaske Tsōno'k·oa. Ferner gab er ihm drei Holzkessel, welche die Tsōnō'k·oa, den Ak·e'tl (= offener Mund im Hause) und das Ungeheuer Ts'ē'kic darstellten. Er gab ihm ein vielstufiges Haus und trug ihm auf, allen Leuten Felle zu schenken und im Wintertanze den T'ā'ēk·āmē zu tanzen. Als er zurückkam, glaubte er, er sei nur zwei Tage fortgewesen. Es waren aber in Wahrheit zwei Jahre. Er kam zurück nach Kumkumleqa'tē und gab ein grosses Fest.

1a. Tlā'tlaqoas.

Tlā'tlaqoas baute sich ein Lachswehr in Sikyamā's. Am ersten Tage fing sich ein Silberlachs darin. Ueber Nacht kam der Rabe und eine Tsono'k·oa, um denselben zu stehlen, und beide fingen sich in der Falle. Am folgenden Tage war der K·'ōma (ein sagenhaftes Ungeheuer, ähnlich dem Hai) im Wehr gefangen. Tlā'tlaqoas versuchte, ihn zu tödten, indem er ihn auf den Kopf schlug, aber ehe es ihm gelang, tödtete jener viele seiner Gefährten. Als er todt war, zog Tlā'tlaqoas ihn ans Land und schnitt ihm den Bauch auf. Da sah er, dass seine Eingeweide wie Feuer waren. Er zerschnitt und trocknete dieselben. Von nun an bekam er alles leicht, was er haben wollte.

Eines Tages ging er aus, Lachse mit der Harpune zu fangen. Da sah er

einen kleinen weissen Fisch im Wasser schwimmen, den er harpunirte. Er wollte denselben ans Land ziehen, fand ihn aber zu schwer. Der kleine Fisch wuchs und wuchs und wurde endlich so gross, wie ein Walfisch. Da wusste Tā'tlaqoas, dass er den Sī'siutl gefangen hatte. Er schnitt sich in die Zunge, so dass sie blutete, und spie auf den Fisch. Sogleich nahm dieser seine wahre Gestalt an und Tlā'tlaqoas fiel wie todt nieder, als er ihn erblickte. Der Sī'siutl tauchte wieder in tieferes Wasser, indem er wie mit Rudern schwamm. Da fing das Wasser an zu steigen. Es erreichte Tlā'tloqoas und stieg weiter bis an seinen Leib, und endlich verschlang es ihn ganz. Auf dem Boden des Meeres erwachte er zu neuem Leben und sah sich dort von vielen Leuten umgeben, den Sī'siutl. Diese brachten ihn zu ihrem Häuptlinge, der Bē'benak·aua (= der Tiefste) oder Sē'iten hiess, und in einem gewaltigen vierstufigen Hause wohnte. Dort gab ihm Sē'iten das kleine Boot AitE'mk·aēk·, dessen Vordertheil und Hintertheil die Gestalt eines Sī'siutlkopfes hatten. Er liess Tlā'tlaqoas ganz mit Fett salben; da wurde dieser hart wie Stein. Nur seine Stirn, seine Nase und seine Kehle blieben weich. Dann gab er ihm den Namen T'ē'sumgyilak' (= der zu Stein gemachte) und K·a'k·asuista'listā. Er gab ihm den Todbringer und sandte ihn dann zurück nach Sikyamā's. T'ēsumgyilak' glaubte, einen Tag drunten im Meere gewesen zu sein; er war aber in Wahrheit ein Jahr fortgewesen. Als er oben ankam, wuchs das Boot AitE'mk·aēk· zu gewaltiger Grösse und die Flossen der Sī'siutlköpfe machten, dass es von selbst ging. —

(18) Hr. Feyerabend zu Görlitz übersendet den Text seiner Mittheilung (vergl. S. 272) über

Beziehungen der Ober-Lausitz zum Süden in vorgeschichtlicher Zeit.

Es ist bekannt, dass die Regermanisation des östlichen Deutschlands Hand in Hand mit dem Christenthum von Westen aus vorgedrungen ist. Das steht geschichtlich fest. Immerhin aber ist es auffallend, dass die Cultur der vorgeschichtlichen Zeit Ost-Deutschland's meist unzweideutig auf eingehende Beziehungen zum Süden hinweist. Sind dies nun nur Beeinflussungen, vornehmlich durch Handel, gewesen, oder lässt sich ein thatsächlicher Zusammenhang nachweisen? Gegenden, wo die mächtigsten Erhebungen der Sudeten mit ihren meilenweit vorgelagerten Urwäldern einst jeden unmittelbaren Verkehr zwischen Norden und Süden unmöglich machten, können hier natürlich nicht in Frage kommen, sondern nur die Stellen, wo eine natürliche Verbindung vorhanden ist, so der Oberlauf der Oder, der Glatzer und Lausitzer Neisse.

Je weniger solcher Verbindungen hier die natürliche Bodengestaltung bietet, desto wichtiger ist es, sie eingehend zu prüfen. Freilich, bei jeder vorgeschichtlichen Untersuchung wird man meist nur zu Wahrscheinlichkeiten kommen; allein sie sind wichtig genug, wenn ihrer viele, gleichsam wie geometrische Oerter in der Mathematik, sich in einem Punkte schneiden.

Bei der Frage nach einem thatsächlichen Zusammenhang mit dem Süden lassen Sie mich Ihre Aufmerksamkeit heute nach der Ober-Lausitz lenken, einem Ländchen, das durch seine geographische Lage von vornherein wie ein Bindeglied zwischen Süd und Nord erscheint. Wie das Kind des Mannes Vater ist, so darf man wohl auch die Vorgeschichte die Mutter der geschichtlichen Zeit nennen. Sollte dieses Kind nicht manchen beachtenswerthen Zug von der Mutter ererbt haben? Wissen wir nicht, dass Gesetze, Gerechtigkeiten und Bräuche meist auf uralter, wenn auch oft nicht mehr bewusster Tradition beruhen?

Ich frage also erstens nach den Spuren eines älteren Zusammenhanges der Ober-Lausitz mit Böhmen in geschichtlicher Zeit. Da ist von hervorragendstem Interesse Jauernick im Kreise Görlitz. Die böhmische Grenze ging in der frühesten geschichtlichen Zeit weit mehr nördlich, als heute, und schnitt die Neisse etwa in der Gegend von Ostritz-Leuba.

1. Eine alte Sage berichtet nun, Methodius und Cyrillus hätten in Jauernick die erste christliche Kirche gebaut und seien auch nach Görlitz gekommen. — Abgesehen davon, dass man natürlich nur an Anhänger, bezw. Nachfolger jener Männer denken könnte, würde dies ein älteres Anrecht der südlichen Glaubensapostel an Jauernick und Umgegend, als der Bekehrer, die von Meissen kamen, bedeuten. Wie stellen sich hier die Urkunden? Meissen ist übereifrig bemüht, zu behaupten, diese Gegend seit den ältesten Zeiten besessen zu haben, beruft sich aber dabei auf eine Urkunde, die in zu auffallender Weise mit der weit späteren Bisthumsmatrikel von 1346 stimmt, als dass sie irgend Anspruch auf Aechtheit erheben könnte[1]).

Was sollte Meissen bestimmt haben, eine falsche Urkunde unterzuschieben, wenn nicht Jauernick eigentlich kirchlich zuerst nicht zu Meissen, sondern nach Böhmen gehört hätte?

Wie steht es aber ferner mit den Quellen über die ältesten Kirchengründungen in der Ober-Lausitz überhaupt? Nach den Urkunden ist die Nikolaikirche in Bautzen, ebenso wie die Kirche in Gödau, unter Markgraf Eckbert II. und Bischof Benno von Meissen 1074 gegründet. 1071 nahm Kaiser Heinrich IV. einem Manne mit Namen Ozer „im Dorfe Goreliz" wegen gewisser Vergehungen seinen Besitz weg und schenkte ihn an Meissen. Diese Schenkung führt fortan den Namen „die acht Königshufen"[2]). Was mag das Bisthum Meissen mit dem Lande gemacht haben? Anfangs des folgenden Jahrhunderts ist eine Nikolaikirche in Görlitz nachzuweisen, und es ist sehr wahrscheinlich, dass sie von Meissen aus möglichst bald nach geschehener Schenkung gegründet worden ist. Aber die kirchlichen Abgaben einer Reihe von benachbarten Gütern fliessen bis in die neueste Zeit hinein nicht an die nahe Nikolaikirche, sondern — nach Jauernick. Müssen wir da die Jauernicker Kirchengründung nicht für noch älter halten, da sie ältere Ansprüche hat? Sie muss eben vor den ältesten Kirchengründungen, die Meissen schuf, vorhanden gewesen sein.

Allmählich freilich erhielt Bautzen die kirchliche Oberherrschaft über den ganzen Gau Milsca und seit Mitte des 13. Jahrhunderts auch über den böhmischen Gau Zagost (Seidenberg, Queiskreis). Zittau beginnt erst seit Mitte des 14. Jahrhunderts sich zur Ober-Lausitz zu halten, ohne die Verbindung mit Böhmen zu lösen. Der Gau bleibt bis zur Reformationszeit unter dem Consistorium Prag. Im Jahre 1733 sind die Bewohner von Königshain bei Ostritz (zwischen Görlitz und Zittau) mit ihrem Pfarrer unzufrieden und beschweren sich — in Prag, — ein Beweis, wie lange das Gefühl für die ehemaligen Beziehungen auch bei völlig veränderter Sachlage fortwirkte[3]).

1) Schröckh, Kirchengeschichte XXI, 453. — Knothe, Untersuchungen über die Meissener Bisthumsmatrikel im N. Laus. Mag. 56, 288.

2) Cod. Sax. II, 1, 35. — Knothe, Besitzungen des Bisthums Meissen in der Ober-Lausitz im Archiv für sächs. Gesch. 6, 159. — Zobel, O.-L. Urkunden. — Köhler, Gesch. d. Ober-Lausitz im N. Laus. Mag. 42, 50.

3) Pfeiffer, Das Verhältniss der Ober-Lausitz zur Krone Böhmen. N. Laus. Mag. 50, 82.

Was die jetzige Kirche in Jauernick betrifft, so ist dieselbe weit jünger, als die hier in Frage kommende Zeit. Der Standort des ältesten Gotteshauses dürfte der auf dem Jauernicker Kreuzberg belegene Ringwall gewesen sein, einmal, weil derartige Stätten gern von den Bekehrern gewählt wurden, zweitens, weil in dem wohl fast ebenso alten, ehemals überaus grossen Kirchspiel Nieda, Kreis Görlitz, noch eine Capelle des heiligen Wolfgang im Ringwalle des Wolfsberges urkundlich nachweisbar ist[1]). Hier wie in Jauernick wurde später die Kirche nicht mehr auf die steile Höhe, sondern an den Fuss derselben, in's Dorf, gesetzt. Der Ringwall in Jauernick enthält nach den zu Pfingsten 1892 vorgenommenen Untersuchungen lediglich Niederschläge aus der älteren und jüngeren slavischen Zeit. Dass, wie vielfach gedruckt zu lesen ist, eine kaiserliche Burg hier gestanden haben soll, entbehrt jeder thatsächlichen Unterlage. —

2. Nach Jauernick finden bis in die neueste Zeit am St. Wenzelstage Wallfahrten aus Böhmen statt, obgleich nur noch eine kleine katholische Gemeinde dort ist. Der Grund ist der, dass bis zu einem erst in neuester Zeit stattgefundenen Kirchenraube sich in der Jauernicker Kirche als Reliquie ein Finger des heiligen Wenceslaus befand. Christannus in seiner Geschichte des heiligen Wenceslaus erzählt darüber, gestützt auf Balbinus Epitome historica rerum Bohemicarum, der heilige Wenzel habe vor seinem Tode auf Bitten eines Mannes mit Namen Hostivod einen Finger von seiner Hand abgeschüttelt und den Gläubigen hinterlassen. Dann sei eine furchtbare Verfolgung seiner Anhänger in Prag erfolgt. Nur wenige seien entkommen. Ist es da nicht wiederum auffallend, wenn diese Reliquie in Jauernick auftaucht? Muss man da nicht an alten Zusammenhang denken?

3. Eine Urkunde von 1242 enthält den Verkauf von Jauernick mit „Behemisdorff" an das Kloster Marienstern. Dass dies „Behemisdorff" seinen Namen von böhmischen Ansiedlern erhalten hat, kann nicht zweifelhaft sein, aber gerade dieser Umstand wirft noch ein neues Licht auf das unter 1. und 2. Gesagte. Das betreffende Dorf wurde während der Hussitenkriege zerstört, aber noch heute führt eine Feldflur, südlich des Jauernicker Schwarzen Berges auf Schönau zu, den Namen: „auf dem Biesdorf." Hier fanden Maurer beim Abdecken eines Steinbruchs im Jahre 1771 ein Gräberfeld aus der sog. provincial-römischen Zeit, von dem bereits früher die Rede war[2]). — Auch seine Funde scheinen nach Süden zu weisen.

1) Vergl. Köhler, Gesch. d. Ober-Lausitz. N. Laus. Mag. 42, 53: „Die ersten, noch mitten unter heidnischen Nachbarn wohnenden Christen stellten sich zur Feier des Gottesdienstes nur mit gezücktem Schwerte ein, um bei einem plötzlichen Ueberfalle sich vertheidigen zu können. Die ersten Capellen, deren in den Jahren von 967 bis 1100 zuerst Erwähnung geschieht, waren mit festen Wällen umgeben . . . . Die Capellen wurden vielfach an ehemals geheiligten, heidnischen Opferplätzen aufgebaut. Die älteste Ober-Lausitzer Capelle mag wohl in Jauernick gestanden haben. Nach den Annalen eines Priesters daselbst, des Johann Olerus, wurde sie im Jahre 967, und zwar, wie die meisten dieser ersten Capellen, von Holz gebaut." — Der Kirchensprengel von Jauernick erstreckte sich nachweislich mindestens nördlich bis Görlitz (s. oben), südlich bis über den ganzen Eigenschen Kreis, der erst seit Mitte des 13. Jahrhunderts allmählich eigene Kirchen erhielt, aber, wie die Görlitzer Gegend, bis in die neueste Zeit nach Jauernick Decem zu liefern hatte (Knothe, Urkundl. Gesch. des Eigenschen Kreises. N. Laus. Mag. 47, IV, 29).

2) Feyerabend, Berl. Verh. 1890, 258 und Oberl. Jahresh. I. 44ff.

4. In der Grenz-Urkunde von 1241 finden sich die Worte: „usque ad antiquam stratam contra Jawornich ab ipsa strata contra Budesin" etc. Es ist also von einer „alten" Strasse als Grenz-Bestimmung die Rede, die von der sog. via regia (Dresden, Bautzen, Görlitz, Lauban, Breslau u. s. w.) in der Richtung nach Jauernick, d. h. nach Böhmen zu, abzweigte.

Seit 1238 war Görlitz der Sitz eines landesherrlichen Bezirksrichters geworden. Sollte dies der Grund sein, dass etwa um dieselbe Zeit eine „neue" Strasse, statt über Jauernick-Königshain, über Görlitz gelegt wurde? Jedenfalls scheint die Bedeutsamkeit einer alten Verbindungslinie auf diese „neue" Strasse mit übergegangen zu sein. Denn im Jahre 1341 entscheidet König Johann von Böhmen auf die Beschwerde der Görlitzer, dass alle Wagen von Zittau nicht einen näheren Weg nach Schlesien oder Polen einschlagen dürfen, sondern in alter Weise über Görlitz fahren müssen [1]). Solche Gerechtsame bilden sich nicht in kurzer Zeit, sondern sind wohl der Nachklang der überaus hohen Bedeutung, welche seit uralter Zeit die Neissestrasse als Handelslinie hatte.

So finden wir in den ältesten geschichtlichen Daten der Ober-Lausitz eine Reihe von Beziehungen, die, vereint genommen, mit grosser Deutlichkeit auf eine enge Verbindung der Ober-Lausitz mit Böhmen in vorgeschichtlicher Zeit hinweisen: und gewiss können wir darin, dass der kaum unterworfene Gau schon 1086 gerade dem Böhmenkönige Wladislaus als Lehen übergeben wird, mehr als einen äusseren Zufall sehen. Ja, trotzdem die Ober-Lausitz 1231 von Wenceslaus III. als Heirathsgut dem Kurfürsten von Brandenburg überwiesen worden war, schloss sie sich doch schon nach dem Tode Waldemar's I. (1319) „freiwillig" wieder an Böhmen an, dem sie bis zum Traditionsrezess vom 30. Mai 1635 dauernd zugehörte.

Die engen Beziehungen aber von Jauernick zum Süden sind um so wichtiger, als dieser Ort nördlich der Bergzüge liegt, welche die natürliche Grenze zwischen Nord und Süd bilden, ja selbst nördlich von der ältesten, am meisten nach Norden vorgeschobenen böhmischen Grenze. —

Fragen wir nun zweitens nach den Beziehungen der Ober-Lausitz zum Süden in vorgeschichtlicher Zeit, so zeigt uns ein Blick auf die Karte, dass die Neisse die natürliche Verbindung, den natürlichen Handelsweg von Böhmen nach der Lausitz und ihren Hinterländern bilden musste. Weitaus die meisten vorgeschichtlichen Funde der Ober-Lausitz entstammen der Hallstattzeit. Nehmen wir Hallstatt als ihr wirkliches Culturcentrum an, so muss eine Handelsverbindung von da nach der Ostsee bestanden haben, wie sich schon aus den überaus zahlreichen Bernsteinfunden in Hallstatt ergiebt. Der nächste Weg war von Hallstatt die Traun hinab bis zum heutigen Linz, dann zur Moldau, Iser, Neisse, Oder, ein Weg, der um so näher ist, als bekanntlich der Unterlauf der Oder mit dem ganzen Laufe der Neisse eine annähernd gerade Linie bildet. Und Mittelalter, wie Neuzeit haben diese Strasse als Hauptweg festgehalten. Eine zweite uralte Haupt-Handelsstrasse läuft nach der Ostsee, wie man annimmt, von Südosten her: Ungarn, March, Oder.

Die vorgeschichtlichen Funde der älteren Perioden treten hierfür mit beweisend auf. Den Schnittpunkt beider Strassen bildet die Gegend von Guben. Da finden wir denn, dem Süden entstammend, um nur an weniges zu erinnern: den Bronzehelm von Beitsch, den Bronzewagen von Burg und eine Reihe provincial-römischer Gräberfelder bis zum Schwerte mit römischer Inschrift! und

1) Schönwälder, Die hohe Landstrasse durch die Ober-Lausitz im Mittelalter. N. Laus. Mag. 56, 353.

andererseits nach Südosten weisend, z. B. den Scarabaeus und den Fund von Vettersfelde, — bei Breslau an der Oderstrasse den Sackrauer Fund.

Die Ober-Lausitzer Funde stellen sich naturgemäss weit einfacher. Die Typen der Gefässe weisen mit weit grösserer Deutlichkeit nach Süden als nach Osten, und auch der Zusammenhang der bemalten Gefässe mit ihren böhmischen Schwestern, die wieder weitere Verwandte nach Süden hin haben, wird schon bei einem Blick auf die prähistorischen Alterthümer des Königl. Museums in Prag nicht abzuweisen sein. Funde, die nach Osten wiesen, sind hier nirgends gemacht worden, selbstverständlich mit Ausschluss der dem 8. bis 10. nachchristlichen Jahrhundert entstammenden Silberfunde. —

Münzen aus dem Alterthume wurden in der Ober-Lausitz überaus spärlich gefunden. v. Sallet stellt im Ganzen acht zusammen[1]), nehmlich sechs Kaisermünzen, eine Familienmünze und nur eine griechische [klein-asiatische] (Antoninus Pius — Cyzicus und Ephesus). Dazu kommt ein kürzlich in Königshain, Kreis Görlitz, gefundenes silbernes Tetra-Drachmenstück Philipp's v. Macedonien, das sich jedoch als eine im Alterthum gefertigte barbarische (celtische?) Nachprägung erweist[2]).

Bernstein fand sich in der Ober-Lausitz zusammen mit einer grösseren Anzahl von Bronze-Armringen aus der Hallstattzeit nur im Jahre 1821 in Schmölln bei Bautzen. Dieser Depotfund kam nach Dresden, ein kleiner Theil nach Görlitz.

Von ganz besonderem Interesse ist schliesslich eine Bronzefigur des Jupiter, 15,5 *cm* hoch, in vorzüglichster Ausführung und mit wundervoller dunkler Patina, welche der Zeit des Hadrian oder der unmittelbar darauf folgenden zuzuweisen ist. Sie wurde ungefähr im Jahre 1843 in Siegersdorf (Ober-Lausitz) „tief im Sande“ am Ufer des Queiss gefunden und der Ober-Lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften 1853 überwiesen. Gegenwärtig bildet sie als Eigenthum dieser Gesellschaft eines der schönsten und werthvollsten Stücke der Sammlungen der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Ober-Lausitz zu Görlitz[3]). —

Ich kann meine Andeutungen über die Beziehungen der Ober-Lausitz zum Süden in vorgeschichtlicher Zeit (die Vergleichung der Gefässtypen und -Ornamente mit denen Böhmen's verlangt allein eine umfassende Arbeit) nicht schliessen, ohne noch einer überaus wichtigen Erscheinung gedacht zu haben, der Ober-Lausitzer Schlackenwälle. Als der Begründer der wissenschaftlichen prähistorischen Forschung, Virchow in Verbindung mit mehreren anderen Forschern im Jahre 1869 zu Innsbruck die Deutsche anthropologische Gesellschaft in's Leben gerufen hatte, galt im folgenden Frühjahr (1870) seine erste prähistorische Forschungsreise in unsere Ober-Lausitz den Schlackenwällen, — Beweis genug für ihre hohe Bedeutsamkeit. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Aufzählung und Schilderung dieser Wälle näher einzugehen: Ihnen allen sind die bahnbrechenden Veröffentlichungen Virchow's, die sich auf eingehende Untersuchungen, zum Theil mit Hülfe der Königl. Berg-Akademie, stützen, bekannt[4]). Es giebt Schlackenwälle in grösserer Menge in Böhmen, Süd-Deutschland (besonders am Rhein) und Frankreich, von wo sie sich nach England hinüberziehen und in den sog. „Glasburgen“

1) v. Sallet, Griechische und römische Münzen aus der Ober- und Nieder-Lausitz. N. Laus. Mag. 43, 51 und 51, 263.

2) veröffentlicht im Ober-Lausitzer Jahresheft II.

3) Vergl. v. Sallet, Eine antike, in Schlesien gefundene Bronzefigur des Jupiter. N. Laus. Mag. 49, 188 mit Abbild.

4) Vergl. auch: N. Archiv f. sächs. Gesch. und Alterthumsforschung. Jahrg. 1884.

Schottland's ihr Ende finden. Ihr Verbreitungsgebiet deckt sich im Wesentlichen mit dem der Celten. Nördlich der Sudeten giebt es nur die in der Ober-Lausitz. Sie sind meist von beträchtlicher Grösse. Der Schlackenwall auf dem Löbauer Schafberge umfasst z. B. einen Raum von annähernd 20 Morgen. Haben nun die ehemaligen Ansiedler der Ober-Lausitz durch engen Verkehr mit ihren südlichen Nachbarn die Kunst, den Basalt oder Nephelin-Dolerit durch Schmelzen zugleich als Bindemittel zu benutzen, erlernt, oder hat sich der Volksstamm, der Böhmen bewohnte, zu irgend einer Zeit bis in die bergigen Theile der Ober-Lausitz ausgebreitet?

Dass in Böhmen einst Celtenstämme ansässig waren, ist ausser Zweifel; dass sich Schlackenwälle sonst nirgends finden, wo nicht nachweislich auch Celten gewohnt haben, ebenfalls. Dass gerade die Nordgrenze Böhmen's gegen die Ober-Lausitz bei weitem nicht so scharf von der Natur gezogen ist, wie in ihrem ganzen sonstigen Verlauf, haben wir bereits gesehen: die Neisse mit ihren Zuflüssen bildet eine Reihe von bequemen natürlichen Strassen, und das Hügelland von Nord-Böhmen setzt sich, meist ohne beschwerliche Erhebungen, in gleichartiger Weise bis in die Bautzen-Görlitzer Gegend fort.

Man mag von der sog. Celtenfrage denken, wie man wolle, jedenfalls kann ich nicht umhin, angesichts solcher Thatsachen eine zeitweise Besiedelung der bergigen Ober-Lausitz durch Celten für möglich zu halten. Man wird mir entgegnen, dass eine Scheidung zwischen germanischem und celtischem Thongeräth selbst in Böhmen nicht möglich gewesen ist. Gewiss! weil daselbst bis jetzt der Scharfblick eines Forschers fehlte, der die schwere Frage entschied: welche Töpfe sind slavisch, welche vorslavisch. — Vor allem wird es nöthig sein, die Schlackenwälle auf ihre Funde hin auf's Genaueste zu untersuchen, und zwar bis in die untersten Schichten. Denn bei ihrer Stärke und Grösse sind sie selbstverständlich bis in die spätesten Zeiten benutzt worden, aus denen sich an der Oberfläche massenhaft Scherben vom Burgwall-Typus finden. Ein ganzes Gefäss aus einem Schlackenwalle war mir bisher nicht zu Gesicht gekommen. Erst kürzlich wurde auf dem bereits erwähnten Löbauer Schafberge ein solches (s. Abbild.) in erheblicher Tiefe gefunden, und zwar im Grunde eines Loches, das durch das Ausroden eines Baumes entstanden war.



Von sonstigen Funden aus älterer vorgeschichtlicher Zeit erwähnt nur Preusker[1]) einen Bronzecelt, den er auf Taf. I, 43 von drei Seiten abgebildet hat. Er dürfte mit den übrigen Stücken der ehemals Preusker'schen Sammlung nach Dresden gekommen sein.

Nach dem vorher Ausgeführten wird es nicht mehr nöthig sein, besonders auf die grosse Bedeutung der Ober-Lausitz als Bindeglied zwischen Nord und Süd hinzuweisen. Auch die Celtenfrage dürfte, wenn überhaupt, nur hier zu lösen sein, wo die verschiedenen Nationen sich eng berührt haben müssen —

Hr. R. Virchow spricht seine Befriedigung darüber aus, dass jetzt endlich die Frage nach den alten Handelsbeziehungen von Süden her durch Böhmen nach der

1) Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit. Bd. I, S. 81 ff.

Lausitz von einem scharf beobachtenden Localforscher in's Auge gefasst worden ist. Er selbst habe diese Beziehungen wiederholt in Anregung gebracht, zuletzt in der Sitzung vom 16. October 1886 (Verhandl. S. 567), wo er auch einen Theil der von Hrn. Feyerabend erwähnten Funde aus der Gegend südlich von Guben zusammengestellt hat. —

(19) Hr. Ohnefalsch-Richter erstattet Bericht über die General-Versammlung der Ober-Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. —

(20) Hr. H. Brugsch berichtet über seine

neuesten Untersuchungen in Unterägypten und dem Fayum, insbesondere über das Labyrinth, den Möris-See und Porträt-Bilder aus Gräbern.

Der Vortrag ist bis jetzt nicht eingegangen. —

Hr. R. Virchow beglückwünscht die HHrn. Brugsch und v. Kaufmann zu den herrlichen Erfolgen, welche ihre diesjährigen Expeditionen geliefert haben, und fordert die Mitglieder auf, die in der ägyptischen Abtheilung des Königl. Museums aufgestellten Gegenstände, welche beide Herren von ihren Reisen mitgebracht haben, in Augenschein zu nehmen. Zugleich verweist er auf seine eigene Darstellung der Localverhältnisse des Fayum in der Sitzung vom 19. Januar 1889 (Verhandl. S. 33). —

Hr. v. Kaufmann: Zu den Mittheilungen des Hrn. Prof. Brugsch will ich mir nur erlauben, aus eigener Erfahrung zwei Bemerkungen zu machen. Die eine bezieht sich auf die Art der Bestattung der mit gemalten Porträts und Goldmasken des späteren Styls gezierten Mumien: Wenn der Hr. Vorredner bei seinen Ausführungen, im Wesentlichen auf die Ansichten von Flinders Petrie sich stützend, davon spricht, dass jene Mumien sämmtlich, ohne dass man eine ordnungsmässige Bestattung constatiren könne, durch einander liegend aufgefunden würden, so kann ich dem ebenso wenig zustimmen, wie der anderseits ausgesprochenen Vermuthung, dass die Mumien ursprünglich in Hallen der Nachkommen aufgestellt gewesen seien, um dann später, nachdem die Erinnerung an die betreffenden Todten verblasst gewesen wäre, verscharrt zu werden. Ich habe nehmlich, als ich einige Zeit nach dem Vorredner, Ende März d. J., ebenfalls in der Nekropole von Hawara grub, das Glück gehabt, auf eine ganz regelmässige, in den Seitenwänden wohl erhaltene Grabkammer zu stossen, in der eine Anzahl solcher Mumien mit grosser Sorgfalt beigesetzt waren, ohne dass man, meiner Ansicht nach, an eine frühere Ausstellung u. s. w. derselben denken könnte. Die Fundumstände waren folgende: Etwa 1 *m* tief stiess ich auf drei, ärmlich in Leinwand gehüllte, dicht neben einander liegende Mumien, unter denen die reichverpackten Füsse einer vierten Mumie sichtbar wurden. Ich grub tiefer und fand, über Kreuz gelegt unter jenen drei Mumien, die sehr schön eingewickelte Mumie eines Mannes mit Goldmaske und besonders schönen Glasaugen mit Bronzewimpern, und neben derselben die eines Kindes, ebenfalls mit Goldmaske und einer den Todtencult darstellenden, auf Leinewand gemalten, die Mumie umhüllenden Schürze. Unter diesen beiden Mumien lag, wiederum über Kreuz, auf die linke Seite, und nicht wie die anderen Mumien, auf den Rücken gelegt, eine Frauen-Mumie mit auf Leinewand gemaltem Porträt, das als das schönste aller bisher gefundenen derartigen Bilder zu bezeichnen ich mich er-

kühne, und abermals dicht an diese geschmiegt zwei Kinder-Mumien, die eine vom Kopf bis zum Nabel, die andere von dort bis zu den Füssen der Mutter reichend, ebenfalls mit auf Leinewand gemalten Porträts. Zu Häupten der Frauen-Mumie stand eine kleine Stele aus Kalkstein mit nachfolgender Inschrift:

Ἀλίνῃ ἡ καὶ Τενῶς Ἡρώδου χρηστὴ χαῖρε πολλά ἔτους | λε ∟ μεσορὴ[1]) ζ.

„Der Aline, die auch Tenos (heisst), der Tochter des Herodes: die Gute lebe vielmals wohl. Am 7. Mesore ihres 35. Jahres."

Die letztgenannten 5 Mumien zeigten nirgends eine Spur irgend welcher Verletzung. An den Enden der sie umhüllenden Binden hingen vielmehr je zwei Wachssiegel mit dem Abdruck derselben Gemme, an so dünnen Fäden, dass dieselben bei einer etwaigen früheren Aufstellung der Mumien zweifellos abgefallen sein würden. Alle 8 Mumien lagen, wie gesagt, in einer aus Lehmziegeln errichteten Grabkammer von 3.5 *m* Länge und 2.8 *m* Breite. Die Lehmziegel entsprachen nicht den viel grösseren der Pyramide, sondern waren besonders für die Grabkammer verfertigt, die, ausser den Mumien und den üblichen Kränzen und sonstigen Blumenbeigaben, nur ein ziemlich rohes Thongefäss enthielt. Das zweifellos früher vorhanden gewesene Dach der Grabkammer war verweht. Dass es sich hier um ein Familiengrab handelt, ist zweifellos, denn alle Mumien sind mit demselben Siegel versehen. Bemerkenswerth ist dabei, dass die am tiefsten liegenden, also, wenn nicht alle gleichzeitig beigesetzt wurden, die zuerst bestatteten Leichen mit gemalten Porträts geschmückt waren, während die über ihnen liegenden Goldmasken trugen. — An einer anderen Stelle habe ich, unter vielen anderen, eine Frauen-Mumie gefunden mit theils bemalter, theils vergoldeter Cartonmaske und entblössten Brüsten, zu deren Häupten ebenfalls ein Leichenstein stand mit nachfolgender Inschrift:

Σεραποῦς Πολίωνος ἐβίωσε λε . . .[2])

„Die Serapus, die Tochter des Polion lebte . . . Jahre."

Meine zweite Bemerkung bezieht sich darauf, dass der Herr Vorredner nur von auf Holz gemalten Porträts auf den Mumien gesprochen hat, — während die von mir vorher erwähnten Porträts auf Leinwand gemalt sind. Die Technik jener Malerei auf Leinwand, ebenso wie die verwendeten Farben, stehen noch nicht so fest, dass ich mich jetzt schon auf eine Besprechung derselben einlassen könnte, doch scheint es sich um Käsefarben zu handeln, wobei ich noch bemerke, dass der reiche Goldschmuck, den das gemalte Frauenporträt aufweist, Halskette und Ohrringe, plastisch erhöht dargestellt und vergoldet ist. —

Hr. Brugsch bemerkt, er habe vergessen zu erwähnen, dass auch er Leinwandmasken mit Temperamalerei in Oel und Gummi gefunden hat. Sie seien späteren Ursprunges, als die Holzbilder. Eine Mumie habe ein männliches Holzbild und darunter ein Leinenbild desselben Individuums getragen, — ein vollständiges Räthsel. —

Hr. R. Virchow: Ich besuchte am 3. April 1888 in Gesellschaft meiner Freunde H. Schliemann und G. Schweinfurth die Nekropole von Hawara, auf welcher gerade damals Mr. Flinders Petrie mit seinen umfangreichen Ausgrabungen beschäftigt war. Wir fanden ihn mitten in der Arbeit und brachten den ganzen Tag

1) Mesore ist der letzte Monat des ägyptischen Jahres.
2) λε ist die Abkürzung für ἔτος.

in seiner Nähe zu (Verhandl. 1889, S. 34, 38). Er zeigte uns den ganzen Ertrag an Bildtafeln, welche aus den Gräbern gewonnen waren, und wir waren selbst Zeugen mehrerer derartiger Funde. Unter allen diesen Bildtafeln war keine, welche auf einem anderen Material, als auf Holztafeln, gemalt war. Es ist daher als ein grosser Fortschritt in der Kenntniss der Kunstübung im Fayum in jener späten Zeit zu betrachten, dass nunmehr auch Bilder auf Geweben, zumal so herrlich ausgeführte, wie die von Hrn. v. Kaufmann gefundenen, zu Tage gefördert sind. Wir alle werden mit den glücklichen Entdeckern uns freuen, dass ein Theil dieser Schätze nunmehr für unser ägyptisches Museum gesichert ist. —

(21) Hr. C. F. Lehmann bemerkt Folgendes

über die Grössenberechnung des Möris-Sees.

Die Länge von 3600 Stadien, die Herodot sowohl für die Meeresküste Aegypten's (II, 7), wie für den Umfang des Möris-Sees (II, 149) giebt, ist allerdings exorbitant. Aber wie man bereits früher erkannt hat[1]), muss man in den Fällen, wo Herodot Entfernungen nach Schönen und Stadien angiebt, die Zahl der Stadien durch zwei dividiren, weil auf denjenigen Schoinos, mit dem bei diesen Angaben gerechnet wird, thatsächlich nur 30 Stadien gehen, nicht 60, wie Herodot angiebt.

Hier die — bisher, soweit ich sehe, fehlende — Erklärung für diese auffällige Thatsache.

Der σχοῖνος ist nichts anderes, als das babylonische Wegemaass (der kašpu). Wie sich das öfters innerhalb des babylonischen Maass- und Gewichtssystems findet[2]), werden mit diesem Namen zum Mindesten 2 Längenmaasse bezeichnet, die im Verhältniss von 2 : 1 stehen: der (grosse) kašpu zu 60 Stadien, der (kleine) kašpu zu 30 Stadien, letzterer von den Persern als Parasang bezeichnet. Die Angaben Herodot's über die Dimensionen Aegypten's und die Entfernungen zwischen verschiedenen Punkten des Landes geben uns offenbar die Ergebnisse der officiellen (babyl.-)persischen Landvermessung wieder und lehnen sich aller Wahrscheinlichkeit nach zum Theil — ebenso wie sicher sehr vieles Andere gerade in Herodot's Beschreibung Aegypten's — an entsprechende Daten in der περιήγησις τῆς Ἀσίας des Hecataeus an[3]). Die persischen Messungen und Hecataeus rechnen auf den Schoinos (= 1 Parasang) 30 Stadien. Herodot dagegen, der bei der Herübernahme der Maassangaben seiner Quellen überhaupt nicht sehr kritisch verfuhr, wusste von der Existenz eines σχοῖνος (babyl. kašpu), der 60 Stadien enthielt, und nahm an, dass dieses Maass bei seinen Gewährsmännern gemeint sei. So kommt es, dass bei Herodot die Zahl der Schönen, wenn man den Schönos = 1 Parasang setzt, richtig, die Zahl der Stadien dagegen um das Doppelte zu gross angegeben ist.

Im Uebrigen steht es um die Maassangaben bei Herodot, und gerade im zweiten Buche, durchaus nicht so verzweifelt, wie mit manchen Anderen auch Hr. Brugsch anzunehmen geneigt ist.

Berücksichtigt man die so eben dargelegten Umstände und vergegenwärtigt man sich, dass „Stadium" eine vieldeutige Bezeichnung ist, weil es ebenso viele

1) Siehe Hultsch, Metrologie 2. § 9, 1. S. 58 und Anmerk. 3.

2) Vergl. meinen Vortrag: „Ueber altbabylonisches Maass und Gewicht und deren Wanderung" [BMGW]. Diese Verhandlungen 1889, S. 253. — Hermes 1892, S. 547. Anmerk.

3) Siehe H. Diels: Herodot und Hekataios. Hermes XXII (1887), S. 411 ff.

Stadien gegeben hat, bezw. gegeben haben kann, wie Fussmaasse[1]), so erweisen sich diese Angaben sogar als verhältnissmässig vertrauenswürdig und wichtig.

Die Ergebnisse meiner Untersuchungen über diese Verhältnisse werde ich zusammen mit anderen, auf Herodot bezüglichen Studien voraussichtlich in einer gesonderten Schrift seiner Zeit erscheinen lassen.

Dasjenige Stadium, welches für die Küstenlänge Aegypten's und den Umfang des Möris-Sees in Betracht kommt, ist das babylonisch-persische Stadium von 360 königlichen Ellen = 400 babylonisch-persischen gemeinen Ellen (= 600 gemeinen babylonisch-persischen Fuss).

Das Drittel der Doppelelle, das wir Fuss benennen, — wenn auch im Orient das Fussmaass gegenüber der Elle weniger in den Vordergrund tritt, — beträgt mindestens 330 *mm*, im Maximum 332 *mm* (s. BMGW, S. 290).

Zwischen dem babylonisch-persischen (pheidonisch-philetärischen) Fuss und dem (olympisch-) attisch-römischen Fuss waltete das Verhältniss von 9:10 ob: denn auf einen Parasang von 18 000 babylonisch-persischen Fuss kommen 4 römische Milien = 20 000 römische Fuss[2]). Deshalb glaube ich, dass nach dem gegenwärtigen Stand der Frage der erreichbar wahrscheinlichste Betrag des babylonisch-persischen Fusses berechnet wird als $^{10}/_{9}$ des olympisch-attisch-römischen Fusses. Die ursprünglichste Form desselben ist meines Erachtens die von Dörpfeld[3]) am Heraion zu Olympia nachgewiesene Länge von 297,7 *mm* (Steigerung bis 298 *mm* nach dem Maximum in Betracht zu ziehen): $^{10}/_{9}$ von 297,7 = 330,77 *mm*; $^{10}/_{9}$ von 298 = 331,11 *mm*. Letzterer Betrag kommt der BMGW, S. 305 in anderer Weise (nehmlich als $^{30}/_{29}$ des grösseren olympischen Fusses von 320,45 *mm*) auf 331.15 *mm* errechneten Länge dieses Maasses so nahe, dass wir, da es sich im vorliegenden Falle doch nur um eine Grenzbestimmung handelt, den letzteren Betrag als obere Grenze für den zur Zeit erreichbaren wahrscheinlichsten Betrag recht wohl beibehalten können: diesen letzteren Betrag sehen wir daher als zwischen 330.78 und 331,15 *mm* liegend an. Demnach beträgt das babylonisch-persische Stadion mindestens 600 × 330 *mm* = 198 *m*, höchstens 199,2 *m*, wahrscheinlich zwischen 198,47 und 198,69 *m*: und die Länge von 60 Schönen = 60 babyl. kašpu = 60 pers. Parasangen zu je 30 Stadien, also von 1800 Stadien, misst mindestens 354.4 *km*. höchstens 358 *km*, wahrscheinlich 357,24 bis 357,73 *km*. Diese Entfernung stimmt in der That verhältnissmässig genau mit der Entfernung zwischen der tiefsten Ausbuchtung des plinthinitischen Meerbusens und dem westlichsten Punkt des serbonischen Sees, wie sie die Kiepert'sche Karte[4]) bietet (etwa 355 *km* in der Luftlinie).

Diese beiden Gewässer nennt Herodot als beiderseitige Endpunkte der Küstenlänge Aegypten's[5]), allerdings ohne genau den Punkt namhaft zu machen, von

1) Näheres in meiner Abhandlung in den Acten des Stockholmer Oriental.-Congresses.

2) BMGW, S. 300. Hermes 1892, S. 537 f. Anm. 2.

3) Curtius und Adler (Olympia III., S. 26, 29). Nachdem die Rennbahn in Olympia freigelegt und erkannt worden war, dass sie in ihrer jetzt erkennbaren Gestalt nach einem Fuss von 320.45 (dem BMGW, S. 304 f. sub 6 besprochenen grossen olympischen Fuss) bemessen war, glaubte Dörpfeld, wie Adler a. a. O. mittheilt, annehmen zu sollen, dass auch das Heraion nach diesem Maass gebaut sei. Ich glaube eher, dass Dörpfeld mit seiner ersten Ansicht das Richtige getroffen hatte, und habe das auch durch Annahme des kleinen olympischen Fusses von 297,7 *mm* im Hermes XXVII., S. 540 angedeutet (vgl. Hultsch, Metrologie 2. § 47, 1. S. 530).

4) Atlas antiquus, Tab. III.

5) Herodot II, 6.

dem aus die Messung an beiden Seiten vorgenommen ist; aber sinngemäss kann die Angabe nur gemeint sein, wie ich sie gefasst habe.

Diese Uebereinstimmung ist um so mehr überraschend, als die Zahl von gerade 60 Schönen an sich kein grosses Vertrauen erwecken konnte, da dieser Betrag einfach den Soss des kašpu oder Parasangen, also eine höhere Einheit des sexagesimalen Systems der babylonisch-persischen Längenmaasse, darstellt. Eine Abrundung bleibt aber immerhin zu vermuthen und würde es vielleicht zum Theil erklären können, wenn sich, auch bei genauerer Nachmessung, als sie mir gegenwärtig möglich ist, Herodot's Angabe bei Zugrundelegung unseres Mittel- und Höchstbetrages als um 2—3 *km* für die ganze Strecke zu hoch erwiese.

An die Vorstellung, dass man im alten Orient verstand, die Luftlinie zwischen recht weit von einander entfernten Punkten zu berechnen, so dass auch die Gradmessung des Eratosthenes in gewisser Weise schon ihre Vorbereitung gefunden hatte, wird man sich, wie ich noch ausführlicher zu zeigen gedenke (vgl. S. 419 o.), zu gewöhnen haben. —

Der Umfang des Möris-Sees betrug somit, nach Herodot's — was die Stadienzahl betrifft, rectificirter — Angabe ebenfalls 354,4 bis 358 *km*, am Wahrscheinlichsten etwas über 357 *km*. —

(22) Hr. C. F. Lehmann giebt folgende

Erklärung zur Frage der babylonischen Gewichtsnorm.

In der zweiten Auflage von Hrn. Nissen's „Metrologie"[1]) finden sich in § 4 („Babylonien"), S. 858 [24] die folgenden Sätze: „Der Cubus des" [babyl.] „Fingers ergiebt als Einheit 4,5 *g* = ½ Ket oder ⅙ röm. Unze. Neuerdings sind drei Gewichtsstücke aus dem südlichen Babylonien[2]) bekannt geworden, die nach Aussage der alterthümlichen Aufschriften hoch hinauf, vielleicht in die Epoche des Königs Gudea, reichen. Dieselben enthalten 18, 36, 54 solcher Einheiten und führen auf eine Mine als höhere Einheit von 270 *g* oder das altrömische Pfund[2])."

Hr. Nissen spricht also von babyl. Gewichten, aus denen er eine Einheit von 270 *g* ableitet und stellt dieselben als Stütze für seine irrthümliche Theorie der ägyptischen Herkunft der antiken Gewichte hin. Es wird wohl schwerlich einem der Leser dieser Verhandlungen in den Sinn kommen, dass er dabei dieselben Gewichtsstücke im Auge hat, die in diesen Verhandlungen[3]) in meinem Vortrage „Ueber altbabylonisches Maass und Gewicht und deren Wanderung" als Beweisstücke für die Existenz einer leichten Mine von 491,2 *g* dargestellt worden sind, — einer Gewichtseinheit, durch deren Auffindung die Vermuthung Böckh's, dass Babylonien als die Urheimath der antiken Gewichts- und Maasssysteme anzusehen sei, zur Gewissheit erhoben wurde und die überhaupt den Ausgangspunkt und die Grundlage meiner gesammten metrologischen Studien gebildet hat. Und dennoch verhält es sich so.

Unter diesen Umständen muss mir natürlich daran liegen, gerade an dieser Stelle mit besonderem Nachdruck darauf hinzuweisen, dass jene Gewichtsstücke vollkommen **eindeutig** sind.

Hr. Nissen muss ganz übersehen haben, was ich von vornherein ausdrücklich

1) „Griechische und römische Metrologie" im „Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft". Zweite Auflage. Bd. I, S. 833—890. Gleichzeitig separat München 1892.

2) von mir gesperrt. C. L.

3) Verhandl. 1889, S. 256.

hervorgehoben hatte, dass zwei der drei Gewichte, — von denen, bezw. von deren Inschriften ich übrigens sowohl dieser Gesellschaft, wie vorher der archäologischen[1]), Abbildungen[2]) vorgelegt hatte, — mit **deutlichen Nominalbezeichnungen** versehen sind:

1. Das Stück von 244,8 *g* (Verh. 1889, S. 256 sub Nr. 1) trägt die Inschrift: „½ Mine richtig.
   „Der Beamte [Priester] des Gottes, (der) das Auge (auf die) Mine (gerichtet hält)."

   $2 \times 244{,}8\ g$ sind aber $= 489{,}6\ g$ und nicht $= 270\ g$.

2. Das Stück von 164,3 *g* (Verh. 1889, S. 257, sub Nr. 2) ist bezeichnet als „Drittel"[3]).

   $$3 \times 164{,}3\ g = 492{,}9\ g.$$

Ich begnüge mich hier mit dieser Richtigstellung und bemerke, dass ich der Nissen'schen Darstellung in entsprechender, etwas ausführlicherer Weise auch in meiner Abhandlung: Zur Ἀθηναίων πολιτεία (im Hermes, Oct. 1892, bes. S. 545, Anm.) und in den Stockholmer Congressacten (s. unten, Anmerk. 2) entgegengetreten bin.

An letzterer Stelle ist auch in vorläufiger Form der Nachweis erbracht worden, dass das ältere römische Pfund von 272,9 *g* (nicht 270 *g*) sich erst als Hälfte aus der leichten babylonischen Silbermine gemeiner Norm von 545,8 *g*[4]) entwickelt hat, welche letztere selbst erst aus der durch die Steingewichte repräsentirten leichten babylonischen Gewichtsmine gemeiner Norm von 491,2 *g* als $^{10}/_{9}$ derselben gebildet ist (Verhandl. 1889, S. 250, 260). Und zwar ist die Entwickelung dieser Hälfte als gesonderter Einheit auf die Verwendung des Silbergewichts für Kupfer zurückzuführen. Die höheren Kupfereinheiten wurden (wie wir das auf Sicilien in historischer Zeit finden) in Silber ausgedrückt, und nach dem uralten Würderungsverhältniss des Silbers zum Kupfer wie 120 : 1 entsprach einem „Silbertalent" (= 60 „Silberminen") Kupfers eine halbe „Silbermine" Silbers derselben Norm[5]). —

Nur darauf möchte ich noch aufmerksam machen, dass Nissen, Metrologie. § 4, S. 857 [23] sagt: „Das älteste Gewicht entspricht einer Elle von 497 *mm*." Soviel ich sehe[6]), hat Nissen hier nichts Anderes im Auge, als meine Ausführungen. S. 306 des Jahrgangs 1889 dieser Verhandlungen. Aber meiner Berechnung des Zehntels der Doppelelle, bezw. des Fünftels der Elle auf 9,94 bis 9,95 *mm*

---

1) Vergl. diese Verhandl. 1889, S. 256, Anm. 2.

2) Dieselben werden veröffentlicht in der Bearbeitung meines Vortrages: „Das babylonische Maass- und Gewichtssystem als Grundlage der antiken Gewichts-, Maass- und Münzsysteme" in den Acten des zu Stockholm und Christiania gehaltenen Orientalisten-Congresses.

3) Ward, Proceedings of the American Oriental Society. New York. October 1885 (nicht 1888). — Näheres über diese Inschrift siehe in meinem Šamaššumukîn, Theil I. S. 95 sub 3 und Anm. 4.

4) Verhandl. 1889, S. 257; S. 272 sub 6.

5) Vergl. auch hierzu Hermes. October 1892, S. 546, Anm. 1 und S. 549, Anm. 1.

6) Auf der folgenden Seite (s. o.) macht Nissen, im directen Gegensatz hierzu, den Finger der nach ihm jüngeren Form der babyl. Elle von 495 *mm* für die Entstehung der ältesten „Gewichtseinheit von 4,5 *g*" verantwortlich: $\frac{495}{30} = 16{,}5$; $(16{,}5^3) = 4.492\,125$. Dagegen $\frac{497}{30} = 16{,}566\ldots mm$. und nach dem Cubus der letzteren Grösse würde diese „Gewichtseinheit" bereits über 4,6 *g* betragen. Gegen die Methode solcher Gewichtsberechnung aus dem Längenmaass vgl. zudem BMGW, S. 296. Hermes a. a. O. S. 538, Anm.

(also der Doppelelle auf 994 bis 995 *mm*, der Elle auf 497 bis 497,5 *mm*) lag eben die schwere Gewichtsmine gemeiner Norm zu Grunde, welche der leichten Gewichtsmine gemeiner Norm von 491,2 *g* nothwendig, als deren Doppeltes, vorausgegangen sein muss. Für Hrn. Nissen existirte aber eine Mine von 491,2 *g* nicht. Sie sollte ja gerade durch die — soeben als irrthümlich erwiesene — Ansetzung der Einheit dieser Steingewichte auf 270 *g* verdrängt werden.

Es ist dies eine der Incongruenzen, denen wir namentlich in der 2. Auflage von Nissen's Metrologie nicht selten begegnen. (Vgl. dazu, ausser S. 421, Anm. 6, bereits meinen „Beitrag zur Geschichte der Mine von 784 bezw. 392 *g*“[1]), S. 216 ff. des vorliegenden Jahrgangs dieser Verhandlungen, bes. S. 217, Anm. 1 sub 6.) —

(23) Hr. C. F. Lehmann legt

ein geschliffenes Nephritplättchen

vor, dessen Rückseite eine enggeschriebene arabische Inschrift trägt. Die Datirung in der letzten Zeile ist, nach fachmännischer Aussage, ungewöhnlicher Art und nicht ohne Weiteres lesbar. —

(24) Eingegangene und erworbene Schriften und Geschenke:

1. Weigel, M., Bildwerke aus altslavischer Zeit. Braunschweig 1892. (Sep.-Abdr. Archiv f. Anthropol. XXI. Bd. 1. u. 2. Heft.) Gesch. d. Verf.
2. Perrot, G. A. et Chipiez, Charl., Histoire de l'art dans l'antiquité. Paris 1882—1890. (T. I—V.) Angekauft.
3. Thomas, C., Catalogue of prehistoric works East of the Rocky Mountains. Washington 1891. Gesch. d. Smiths. Instit.

1) In Folge einer, zunächst durch militärische Pflichten veranlassten Abwesenheit und damit verbundener postalischer Unzuträglichkeiten hat mich, obgleich für Nachsendung aller Eingänge meinerseits Sorge getragen war, die von der Druckerei rechtzeitig abgesandte Correctur jener Mittheilung nicht erreicht. Sie hat daher leider gedruckt werden müssen, ohne dass ich Correctur gelesen hätte. Daher erklärt sich eine Anzahl oft sinnstörender Druckfehler, die hier zu berichtigen gestattet sei:

In der Ueberschrift S. 216 statt „787“ lies: 784.

S. 216, Z. 2 v. u. lies: „Carthago“.

S. 217, Z. 2 v. o. statt „manchmal“ lies: maximal.

S. 217, Anm. 1, Z. 5 v. o. statt „78 *g*“ lies: 7,8 *g*.

Ebenda sub 3, Z. 4 v. o. statt „sub 54“ lies: sub 5 und gleichfalls sub 3, Z. 2 v. u. lies: babyl. Fuss von mindestens 330 *mm*.

Ebenda sub 4, Z. 4 v. o. statt „V. S.“ lies: § 16.

Ebenda sub 5 lies: in den abgeleiteten Systemen, und ferner statt „Wanderungsverhältnissen“ lies: Würderungsverhältnissen.

Ebenda sub 6, Z. 4 v. o. statt „Untersuchungen“ lies: Unterscheidungen.

S. 218, Z. 5 v. o. statt „Reiches“ lies: Stückes.

S. 218, Z. 7 v. o. statt „ist der Prägung nach“ lies: ist der Entstehung nach.

S. 218, Z. 3 v. u. statt „Entstehungswerth“ lies: Entstehungsort.

S. 218, Anm., Z. 9 v. o. statt „Gewichtsvolums“ lies: Gewichtswesens.

S. 218, Anm. 3, vor „S. 282 sub d“ füge ein: BMGW.

S. 219, Z. 1 a. E. lies: Wanderung.

S. 219, Anm. 1, Z. 1 lies: „gehört zu dieser Einheit“ und streiche „ad“ in Z. 2.

S. 219, Anm. 3, Z. 2 statt „römische“ lies: samische.

Ausserdem ist in der Abkürzung für den Vortrag „Ueber altbabylonisches Maass und Gewicht“ u. s. w. (S. 216, Anm. 1 und passim) BMGW statt „B. M. G.-W.“ zu lesen und in S. 217, Anm. 1 sub 4 „Juli“ durch October zu ersetzen. C. L.

4. Dorsey, J. O., Omaha and Ponka letters. Washington 1891. Gesch. der Smiths. Institution.
5. Parker, Thornton. Concerning American Indian womanhood. An ethnological study. Philadelphia 1892. (Sep.-Abdr. Annals of Gynaecology and Paediatry.) Gesch. d. Verf.
6. Contributions to North American ethnology. (U. S. geolog. survey of the Rocky Mountain region by J. W. Powell.) Washington 1890. vol. II. part 1, 2 and VI. Gesch. d. Smithsonian Institution.
7. Deschmann, K., Führer durch das Krainische Landes-Museum Rudolfinum in Laibach 1888. Gesch. d. Hrn. Künne.
8. Cartailhac, E., Monuments primitifs des îles Baléares. Toulouse 1892. Mit Atlas. 4°. Gesch. d. Verf.
9. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Berlin 1892. Gesch. d. Gesellschaft.
10. Hoffmann, W. J., The Mide'wiwin or „grand medicine society" of the Ojibwa. Washington 1891. (Extr. Annual Report of the Bureau of ethnology.) Gesch. d. Verf.
11. Stolpe, H., Entwickelungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker. Wien 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Mittheil. d. Anthr. Ges. in Wien.) Gesch. d. Verf.
12. Bastian, A., Ideale Welten in Wort und Bild. 3 Bände mit 22 Tafeln. (Band I: Reisen auf der Vorderindischen Halbinsel im Jahre 1890; für ethnologische Studien und Sammelzwecke. Band II: Ethnologie und Geschichte in ihren Berührungspunkten unter Bezugnahme auf Indien. Band III: Kosmogonien und Theogonien indischer Religions-Philosophien.) Berlin 1892.
13. Kubary, J. S., Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des Carolinen-Archipels. Leiden 1889. (Heft 1.)
    Nr. 12 u. 13 Gesch. d. Hrn. Bastian.
14. Revue d'anthropologie. Paris 1878—1885. (Sér. II. Tom. I—VIII.) Angekauft.
15. Schlegel, G., Le pays de Fou-sang. Leide 1892. E. J. Brill. (Extr. du T'oung-Pao, vol. III, no. 2. Gesch. d. Verf.
16. Schriften zur V. Haupt-Versammlung d. Ges. f. Anthr. u. Urgesch. der Ober-Lausitz. Görlitz 1892. Gesch. d. Ges.
17. de las Casas, B., De las antiguas gentes del Perú. Madrid 1892.
18. Jiménez de la Espada, M., Noticias auténticas del famoso Rio Marañón. Madrid 1892.
    Nr. 17 u. 18 Gesch. d. Hrn. Jiménez de la Espada.
19. de Mortillet, G., L'anthropopithèque. Paris 1892. (Extr. Rev. mens. de l'école d'anthropologie.) Gesch. d. Verf.
20. Abbott, W. L., Decriptive catalogue of the Abbott collection of ethnological objects from Kilima-Njaro, East Africa; collected and presented to the U. St. Nat. Mus. Washington 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Report of the Nat. Mus. f. 1891.) Gesch. d. Smithsonian Institution.
21. Weber, F., Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. München 1892. (Sep.-Abdr. d. Beiträge z. Anthr. u. Urgesch. Bayern's.) Gesch. d. Verf.
22. Verhandlungen des IV. russischen archäologischen Congresses. Kasan 1891. (Bd. II mit Atlas. 1889.)
23. Jahres-Actus in der Kaiserl. Universität zu Kasan am 5. November 1891. Kasan 1891. (Russisch.)

24. Jahres-Actus am 8. November 1891. (Russisch.)
25. Littauische Volkslieder, niedergeschrieben von Anton Juschkewitsch in der Umgegend von Puscholat und Weljona, nach den Worten littauischer Sänger und Sängerinnen. [Fortsetzung.] (Beilage zu den Gelehrten Mittheilungen d. Kaiserl. Universität zu Kasan. Jahrgang 47. Kasan 1880.) [Russisch.]
26. Mittheilungen der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie an der Kaiserl. Universität zu Kasan. Bd. IX. Heft 1—3. Kasan 1891. (Russisch.)
    Nr. 22—26 Gesch. d. Hrn. Prof. Dr. Tolmatschew.
27. Documents relatifs à l'unification de l'heure. Ottawa 1891. Gesch. d. Canadisch. Parlaments.
28. Pleyte, C. M., Indonesische Masken; o. O. u. J. Heft I u. II. (Sep.-Abdr. a. d. „Globus". Bd. 61. Nr. 21 und 22.)
29. Kraus, F., Die unterirdischen Zufluchtsstätten von Naours in der Picardie; o. O. u. J. (Sep.-Abdr. a. d. „Globus". Bd. 61, No. 22.) Gesch. d. Verf.
30. Bericht der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft f. d. Jahr 1891. St. Petersburg 1892. (Russisch.) Gesch. d. geogr. Gesellschaft.
31. Sethe, C. H., De aleph prosthetico in lingua Aegyptiaca verbi formis praeposito. Berolini 1892. (4°. Dissert.)
32. Meissner, Br., De servitute Babylonico-Assyriaca. Lipsiae 1892. (Dissert.) Nr. 31 u. 32 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
33. Bogorodski, J., Ueber Joseph, den biblischen Patriarchen. Kasan 1891. (Russisch.) Gesch. d. Verf.
34. Cresson, H. T., Report upon pile-structures in Naaman's creek. Cambridge, Mass. 1892. Gesch. d. Verf.
35. v. Schrenck, Leop., Die Völker des Amur-Landes. Lief. II. St. Petersburg 1891. (Reisen. Bd. III. Lief. 2.) Gesch. d. Verf.
36. Laloy, Léon. Malformation héréditaire du pavillon de l'oreille. Paris 1890. (Sep.-Adr. L'anthropologie.)
37. Derselbe, Un cas nouveau de polymastie. Paris 1892. (Sep.-Abdr. L'anthropologie.)
38. Étude des applications thérapeutiques de la suggestion hypnotique. Paris 1891. Nr. 36—38 Gesch. d. Verf.
39. Hand- und Adressbuch für die Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. II. Jahrg. Berlin 1891—92. Gesch. d. Hrn. Adolph Hein.
40. Buschan, G., Ein Blick in die Küche der Vorzeit. Görlitz 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Jahresb. d. Ges. f. Anthr. u. Urg. d. Ober-Lausitz.) Gesch. d. Verf.
41. Eisel, Rob., Vorläufige Uebersicht prähistorischer Funde Ost-Thüringens. Gera 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Festschrift d. Ges. v. Freund. d. Natur.) Gesch. d. Verf.
42. Fleming, S., An appeal to the Canadian Institute on the rectification of Parliament. Toronto 1892. Gesch. d. Canadian Institut.
43. Canestrini, G., e. L. Moschen. Sulla antropologia fisica del Trentino. Padova 1890. (Estr. Atti d. Soc. Ven. Trent. di scienze naturali.)
44. Moschen, L., Due scheletri di Melanesi. Roma 1892. (Estr. Bollettino d R. Accad. med. d. Roma.) Nr. 43 u. 44 Gesch. v. Prof. L. Moschen.

Sitzung vom 16. Juli 1892
in der Aula des Kunstgewerbe-Museums.

Vorsitzender: Herr **Waldeyer**.

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Rektor Wegner, Berlin.
„ Eduard Stucken, Berlin.

(2) Als Delegirte der Gesellschaft werden bezeichnet:
für den internationalen Congress in Moskau Hr. R. Virchow,
„ „ „ „ „ Genua Hr. Seler und Hr. v. Kaufmann,
„ „ „ „ „ Huelva Hr. R. Virchow und Hr. Künne.

(3) Nachdem Hr. Künne die Verwaltung der Gesellschafts-Bibliothek niedergelegt hat, ist durch den Vorstand Hr. Lissauer zum Bibliothekar erwählt worden. Derselbe hat die Geschäfte bereits übernommen. —

(4) General Pitt-Rivers übersendet den III. Band seiner prachtvoll ausgestatteten Excavations in Bokerly and Wansdyke, Dorset and Wilts. —

Der Vorsitzende spricht ihm den Dank der Gesellschaft aus. —

(5) Hr. Marine-Stabsarzt Olshausen legt Photographien von Feuerländern, Patagoniern und anderen Anwohnern der Magelhaens-Strasse vor. —

(6) Hr. Paul Ehrenreich zeigt von ihm selbst aufgenommene photographische Aufnahmen aus Aegypten. —

(7) Hr. Paul Osswald, Stadt-Archivar in Nordhausen, übersendet mit nachfolgendem Briefe vom 13. Juli

zwei Photographien von Alraunen.

„Sie empfangen anbei die Photographien der beiden im städtischen Museum zu Nordhausen befindlichen Alraunen. Dieselben stammen aus der Naturalien-Sammlung des verstorbenen Varges, Aedituus an der Blasiikirche, von dem sie auf einen gewissen Carl Heinr. Förstemann übergingen, der sie wiederum dem als Algenforscher bekannten Prof. Kützing zueignete. Dieser hat sie dem Museum geschenkt und sind sie hier als „Heckemännchen“ bei Alt und Jung bekannt. Genannter Aedituus Varges hat das eine Alraunchen, nach Mittheilung des Prof.

Kützing, seiner Zeit in der Blasiikirche gefunden, wohin es der einstige Besitzer geworfen hatte, um wieder Ruhe zu bekommen.

Figur 1. Figur 2.



„Da ich nicht beurtheilen kann, was Mandragora und was Zaunrübe ist, so habe ich mir bei Prof. Kützing Rath geholt und erklärt derselbe, dass er beide für Mandragora-Wurzeln hielte. Ich möchte nur bemerken, dass bei Fig. 1 die Nägel an den Händen und Füssen durch Knöchelchen — anscheinend von Mäusen — gebildet werden, ebenso dass die Zähne künstlich eingesetzt sind.“ —

(8) Hr. E. Friedel zeigt einen

Bronze-Depotfund von Spindlersfeld, südöstlich Berlin's, nahe dem Vorort Cöpenick.

Der kürzlich gemachte Fund ist durch die Güte des Hrn. Commerzienraths Spindler dem Märkischen Provinzial-Museum geschenkt worden. Beim Ausroden einer Kiefer fanden sich, ohne besondere Anzeichen, die 35 bronzenen Gegenstände im Sande bei einander, welche in Heft 1 und 2, Jahrgang 1 (1892) des

Monatsblatt der neuen Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin auf einer Tafel abgebildet und S. 28. bezw. 37 und 38 beschrieben sind. Es sind meist Zierstücke, Knöpfe mit Oehr. vier Brillen-Fibeln verschiedener Ausführung, drei Armringe und dergl. mehr. Die interessantesten Stücke sind eine aus 2 Theilen bestehende, ebenfalls bronzene Gussform zur Herstellung von Ziernadeln mit einem in die Form passenden, noch nicht repassirten, vielmehr rauhen, die Gussnaht zeigenden Nadel-Kopfstück, und ein **hohles, hornartiges Geräthchen.**

Hr. Olshausen hat dergl. in den Verhandl., Jahrg. 1890 unter der Bezeichnung „hörnchenförmige Tutuli von stahlgrauer Bronze aus Pommern“ besprochen und 4 derartige (S. 610) abgebildet. Der genannte Gewährsmann wäre geneigt, sie als Klanginstrumente, Glöckchen oder Schellen aufzufassen, eine Deutung, welche den Vortragenden nicht befriedigt, obwohl er eine andere auskömmliche Erklärung zur Zeit nicht beibringen kann. Der Durchschnitt des Hörnchens ist oval, die Löcher an der Mündung sind gegossen und sehr weit, beim vorliegenden Stück so weit, dass sie kaum als Nietlöcher gedient haben können. Waren etwa Schnüre darin befestigt? und diente die Spitze etwa ähnlich, wie bei einem Schnürsenkel, zum bequemeren Durchholen beim Knotenschlingen? Der Zeitstellung nach mag der Fund in die jüngere Bronzezeit zwischen 900 und 500, aber mehr in deren älteren Abschnitt gehören. In dem erwähnten „Monatsblatt“, S. 28, Zeile 8 v. u. ist versehentlich gesagt: „etwa Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christo“; selbstverständlich sollte es heissen: „des ersten Jahrtausends vor Christo.“ —

(9) Hr. Waldeyer spricht unter Vorlage entsprechender Präparate über

Anomalien des harten Gaumens.

Er demonstrirt eine Anzahl von Lappenschädeln, bei denen (7 mal unter 8 Fällen) ein Torus palatinus (Kupffer) vorhanden ist. Ausserdem legt er einige Schädel aus Tunis vor, welche Dr. Thilenius dem I. anatomischen Institute zur Verfügung stellte. Zwei davon zeigen eine Spina nas. post. duplex, bei einem kommen die horizontalen Platten der Gaumenbeine hinten nicht zusammen, so dass der Gaumenfortsatz des Oberkiefers am hinteren Gaumenrande frei wird. Bei anderen Schädeln findet man die quere Gaumennaht in sofern vom gewöhnlichen abweichend, als sie in ihren mittleren Bezirken nach vorn vorspringt. Der Vortragende stellt weitere Untersuchungen über diese Bildungen, namentlich auch darüber, ob diese letztere Bildung der queren Gaumennaht als „Theromorphie“ aufzufassen sei, in Aussicht. —

Hr. Bartels: Den von Hrn. Waldeyer uns vorgelegten Schädel, bei welchem die Gaumenplatten der Oberkiefer in ihrer hintersten Abtheilung von einander weichen und eine dreieckige Lücke zwischen sich lassen, halte ich für einen ausgesprochen pathologischen. Der Besitzer hat zweifellos bei Lebzeiten eine angeborne Spaltbildung des weichen Gaumens getragen. Die unter dem Namen des Wolfsrachens oder der Gaumenspalte bekannte Missbildung kommt bekanntlich dadurch zu Stande, dass bei der Entwickelung im Mutterleibe die beiden Gaumenhälften sich nicht weit genug entgegenwachsen, so dass ihre Vereinigung in der Medianlinie sich nicht herzustellen vermag. Es besteht dann eine Spaltbildung des harten und des weichen Gaumens, mit der in den meisten Fällen, aber nicht immer, auch eine Spaltbildung des Alveolarfortsatzes des Oberkiefers und eine Lippenspalte, eine Hasenscharte, verbunden ist. Es giebt nun aber sehr ver-

schiedene Grade der Gaumenspalte, und bei den geringsten derselben ist der harte Gaumen scheinbar normal gebildet, während der weiche Gaumen, das sogenannte Gaumensegel mit dem Zäpfchen, bis zu seinem Ansatz am harten Gaumen, in der Mittellinie gespalten, d. h. nicht zu normaler Vereinigung gelangt ist. Wenn man diese so eben geschilderten Fälle skelettirt, so findet man fast übereinstimmend, dass das Ausbleiben der normalen Vereinigung sich nicht allein auf den weichen Gaumen beschränkt, sondern dass erstens die Oberkiefer-Fortsätze der Gaumenbeine ebenfalls unvereinigt geblieben sind und dass ihre medialen Ränder, anstatt parallel zu verlaufen, nach hinten divergiren, und dass zweitens oft auch noch die horizontalen Gaumenplatten der Oberkiefer in ihrer hintersten Abtheilung aus einander weichen und eine dreieckige Lücke zwischen sich freilassen. Dieses ist vollkommen das Bild, wie es uns der vorgelegte Schädel darbietet. Da der weiche Gaumen als ein Anhang an den Oberkiefer-Fortsätzen der Gaumenbeine betrachtet werden kann und da jede seiner bilateral-symmetrischen Hälften in ihrer Breiten-Entwickelung von der Breite des hinteren Randes dieser Oberkiefer-Fortsätze abhängig ist, so ist ihre normale Vereinigung in der Medianlinie eine Unmöglichkeit, wenn die Oberkiefer-Fortsätze der Gaumenbeine unvereinigt geblieben sind. Letzteres ist nun bei dem vorgelegten Schädel der Fall, folglich muss bei ihm eine Spaltung des weichen Gaumens bestanden haben. —

Auch noch über einen zweiten Schädel möchte ich ein Paar Bemerkungen anfügen. Es ist derjenige, bei welchem die Sutura transversa des Gaumens, d. h. die Verbindungsnaht zwischen den Gaumenplatten der Oberkieferbeine und den Oberkiefer-Fortsätzen der Gaumenbeine nicht als eine gerade Querlinie verläuft, sondern wo von den Gaumenbeinen in der Mittellinie ein dreieckiger Keil nach vorn in die Gaumen-Fortsätze der Oberkieferbeine hineingeschoben wird. Der Hr. Vortragende deutete hier schon auf Beziehungen zum Thierreiche hin. Ich habe diesen Gegenstand früher einmal eingehender verfolgt und ich sehe in diesem Verhalten eine ganz ausgesprochene Thier-Aehnlichkeit. Bei sämmtlichen Säugethieren, von den niedrigsten bis zu den menschenähnlichen Affen (diese mit eingeschlossen), findet sich, soweit meine Kenntniss reicht, dieser mediale, dreiseitige Fortsatz, welchen die Oberkiefer-Fortsätze der Gaumenbeine in die Gaumenplatten der Oberkieferbeine in grösserer oder geringerer Ausdehnung vorschieben[1]). Der normale menschliche Zustand dagegen ist der, dass eine gerade verlaufende Querlinie die Gaumenbeine und Oberkieferbeine von einander trennt. Dieses menschlich Normale wird in seltenen Fällen sogar noch „übermenschlicht“, indem die Oberkiefer-Fortsätze der Gaumenbeine in ihrer vorderen medialen Abtheilung durch einen kleinen, nach hinten auswachsenden, dreieckigen Fortsatz von den Gaumenplatten der Oberkieferbeine aus einander gedrängt erscheinen.

Das Umgekehrte nun, das Auswachsen eines dreieckigen, medialen Fortsatzes der Oberkiefer-Fortsätze der Gaumenbeine in das hinterste, mediane Gebiet der Gaumenplatten der Oberkiefer hinein, ist, wie gesagt, der normale thierische Zustand, und somit bei dem Menschen eine Theromorphie. Mein Beobachtungsmaterial ist nicht gross genug, um sichere Angaben zuzulassen; ich stehe aber unter dem Eindruck, dass diese Thier-Aehnlichkeit, obgleich sie sich auch ausnahmsweise bei höher stehenden Rassen findet, doch bei den niederen Rassen, bei den Naturvölkern, ungleich häufiger ist. Wir werden daher wohl nicht unrecht

1) Die einzige mir bekannt gewordene Ausnahme bildet ein, soviel ich mich erinnere, amerikanischer Seehund, dessen Schädel ich aber nur in einer Abbildung kenne; bei ihm verlief diese Nahtbildung geradlinig.

thun, wenn wir dieselbe, in gleicher Weise, wie eine Reihe von anderen Thier-Aehnlichkeiten am menschlichen Schädel, als ein Merkmal niederer Rassen aufzustellen versuchen. —

Hr. Lissauer: Anknüpfend an die Mittheilung des Hrn. Waldeyer über den Gaumenwulst, möchte ich die Ergebnisse zusammenfassen, welche ich bei meinen Untersuchungen über denselben Gegenstand gewonnen habe. Bald nachdem Hr. Kupffer auf die Bedeutung dieses Merkmals für die alt-preussischen Schädel aufmerksam gemacht hatte, fand ich selbst Gelegenheit, das häufige Vorkommen desselben an den Schädeln von Caldus bei Culm in Westpreussen in ausgezeichneter Weise zu constatiren (Zeitschr. f. Ethn. 1878, S. 122). Später setzte ich meine Untersuchungen hierüber in anderen Sammlungen fort, so in Lübeck, Göttingen, Madrid und Wien, wo ich zur Zeit nur die Polenschädel Weissbach's darauf hin prüfen konnte. Im Ganzen sind es bisher 291 Schädel von Anthropoiden und den verschiedensten Menschenrassen, welche ich auf das Vorkommen des Torus palatinus untersucht habe. Ich glaubte dabei 3 Grade unterscheiden zu müssen, von denen ich den höchsten Grad nur einmal bei einem Pruzzenschädel von Caldus beobachtet habe; aber auch bei diesem erreichte die Anschwellung nicht den Grad, wie bei dem einen von Hrn. Waldeyer demonstrirten Lappenschädel (Arch. f. Anthrop. XV., Suppl., S. 28 und 53). Fasse ich nun das Gesammt-Resultat procentisch zusammen, so ergiebt sich folgende Häufigkeitsskala:

Zahl der untersuchten Schädel	Bezeichnung der Schädel	Auftreten des Torus palatinus in pCt.
52	Polen	77,1
27	Pruzzen	66,6
7	Kalmücken	57,1
9	Tataren	55,5
8	Papuas	50,0
19	Neu-Holländer	32,1
20	Neger	30,0
10	Eskimo und Grönländer	30,0
14	Alt-Aegypter	28,6
11	Chinesen	27,2
26	Malayen	26,9
34	Amerikanische Indianer	23,5
26	Europäer	19,2
7	Polynesier	14,3
5	Juden	—
5	Zigeuner	—
11	Anthropoiden	—
zus. 291		

Während also der Gaumen der Anthropoiden den Torus nicht zeigt, tritt dieser bei fast allen untersuchten Menschenrassen auf, in auffallender Häufigkeit aber bei

den Polen, Pruzzen, Kalmücken und Tataren; ich glaube daher wohl, dass diese Untersuchungen verdienen, fortgesetzt zu werden. —

Hr. R. Virchow erinnert kurz daran, dass die erste Mittheilung über den Torus palatinus von Hrn. Kupffer in der Sitzung vom 15. Februar 1879 (Verhandl. S. 70) nebst 12 Gyps-Abgüssen heutiger Bewohner Ostpreussens vorgelegt und von Hrn. Fritz Bessel-Hagen erläutert wurde. Er selbst besprach in der folgenden Sitzung, am 15. März 1879 (Verhandl. S. 130) die betreffenden Verhältnisse an 17 livländischen Gräberschädeln, die neu eingegangen waren, unter Berücksichtigung der schon in früheren Sitzungen erörterten. Er sagte: „Die durch die Mittheilungen der HHrn. Kupffer und Hagen angeregte Untersuchung nach dem Vorkommen eines Torus palatinus findet hier nur geringe Ausbeute. Genau genommen, ist unter sämmtlichen Schädeln nur ein einziger, der von Eckhof, bei welchem sich in der Mittellinie zu beiden Seiten der Längsnaht ein dicker Wulst über die Gaumenfläche hinzieht. Auch die früheren livländischen Schädel, welche ich gesammelt habe, zeigen in der Regel nichts von dem Gaumenwulst. Nur das kann ich erwähnen, dass allerdings nicht selten am hinteren Theil der Gaumenplatte, kurz vor der Quernaht, der Knochen durch unregelmässige Erhebungen eine mehr diffuse Anschwellung erleidet, die sich jedoch auf das Os palatinum nicht fortsetzt, hier sogar öfters durch eine Art von Vertiefung begrenzt wird. Dadurch entsteht bei einigen Schädeln eine gewisse Annäherung an einen Torus palatinus.“ Auch seitdem sei ihm diese Veränderung nur selten vorgekommen, wie aus seinen Schädelbeschreibungen hervorgeht, in denen regelmässig der Gaumen erwähnt zu werden pflegt. Ein solcher, zugleich durch eine kleine Abweichung ausgezeichneter Fall betrifft einen in der Sitzung vom 19. März 1881 (Verh. S. 93) besprochenen Schädel von dem wendischen Kirchhofe in Guben, der „einen Ansatz zu einem Torus palatinus, namentlich eine Art von Hyperostose an der horizontalen Platte des Gaumenbeins, dicht hinter der Quernaht“, hatte. Noch interessanter war ein Schädel aus dem slavischen Gräberfelde von Słaboszewo, der in der Sitzung vom 12. November 1881 (Verhandl. S. 364) vorgelegt wurde. Es heisst darüber: „Nr. 8 hat einen starken Torus palatinus, aber zugleich zeigen sich an der inneren (hinteren) Fläche der Alveolarränder des Unterkiefers in der Gegend der Praemolaren, dicke, sklerotische Wülste, wie ich sie eigentlich nur an Eskimo-Schädeln gesehen habe.“ Ausserdem war bei einem andern Schädel ein Ansatz zu einem Torus zu bemerken; bei einem dritten „ist die Gaumenplatte sehr uneben und gegen die hintere Quernaht hin sehr verdickt.“ Diese Beispiele mögen genügen. Die Sklerose der Alveolarränder ist später ausführlicher verfolgt worden, nachdem sich ihre Häufigkeit bei Indianern der amerikanischen Westküste gezeigt hatte (Verh. 1889, S. 395, 401). —

(10) Hr. F. v. Luschan zeigt Abbildungen von Amoritern und erläutert mittelst eines Projektions-Apparates eine grössere Anzahl von ethnographischen und anthropologischen Aufnahmen, wie er sie für seine Vorlesungen in Anwendung bringt. —

(11) Hr. J. Schedel, Yokohama, Normal dispensary, übersendet unter dem 5. Mai eine Kiste, enthaltend

Altsachen aus Japan

(hierzu Tafel VIII)

mit folgendem, an Hrn. Virchow gerichtetem Schreiben:

„Durch Hrn. Conrad Behre in Hamburg wird Ihnen ein Kistchen prähistorischer Funde aus Japan für die Sammlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft zugehen. Die Sachen stammen grösstentheils aus dem Nachlasse des vor einigen Jahren dahier verstorbenen Lepidopterologen H. Pryer, leider aber, wie so Vieles aus dessen Sammlungen, ohne jegliche Fundortsangabe. Da jedoch, wie mir mitgetheilt wurde, Pryer in den 70er Jahren mit Prof. Morse Ausgrabungen in Omori vornahm (s. hierüber: „Shellmounds of Omori by E. S. Morse" in „Memoirs of the science-departement of the Tokio University. vol. I. part. I), so ist wohl sicher anzunehmen, dass die Sachen von diesem Platze stammen.

„Von sicher verbürgtem Fundort, der Insel Sado, lege ich 7 Stück Pfeilspitzen („Yanone-ishi") aus Flint und Obsidian bei. Auf letztere Bezügliches findet sich in Kanda: „Notes on ancient stone implements of Japan," welche Schrift, als Geschenk für die Bibliothek, ich meiner Sendung beischloss.

„Weitere Notizen über prähistorische Funde in Japan finden sich in einer Arbeit H. v. Siebold's „Notes an Japanese archaeology etc. Yokohama 1880."

„Ich legte endlich noch ein Paar Bruchstücke von Mauersteinen der alten Tagaburg bei, nebst einer japanischen Abbildung des auf letztere bezüglichen Denksteines, der sich zwischen Shiogama und Iwakiri (bei Sendai) befindet. Die Uebersetzung der Inschrift nach Ashton, nebst einigen eigenen Notizen, folgt hierbei:

„West.

„Castle of Taga:

	Ri[2])
Distant from the capital[1])	1500
„ „ „ frontier of Yezo	120
„ „ „ „ „ Hitachi	412
„ „ „ „ „ Shimotsuke . . .	274
„ „ „ „ „ Makkatsu	3000

„This castle was built in the first year of Jin-ki, Kinoye-Ne (A. D. 624) by O no Ason Adzumado, Azeshi (Commissioner of Police) and General for the maintenance of order, upper grade of the junior division of the fourth rank and fourth rank of the Order of Merit. It was repaired by Emi no Ason, Fujiwara no Asakari, Sangi (Councillor), Setsudoshi (General) of the Tōsandō, upper grade of the junior division of the fourth rank, Minister for Home Affairs, Azeshi (Commissioner of Police), and General for the maintenance of order, in the 6. year of Tempei Hoji, Medzunoye-Tora, A. D. 762. 1. day of 2. month[3]) of the 6. year of Tempei Hoji (762)". —

Hr. R. Virchow: Die Sendung des Hrn. Schedel, obwohl in den Einzelheiten nicht so genau bestimmt, als es wünschenswerth wäre, bringt uns doch eine Reihe von interessanten Gegenständen, für welche wir dem gütigen Geber zu auf-

1) Etwa eine Stunde hinter Shiogama passirt man den sogenannten „Tsubo-no-ishi", einen der ältesten Denksteine des Landes, errichtet an der Stelle, wo früher die Burg von Taga stand. — Unter „Hauptstadt" ist hier Kioto und nicht Tokio zu verstehen.

2) Unter oben genanntem „Ri" ist nicht der heutige japanische ri zu 36 cho, sondern der alt-japanische, noch jetzt in China gebräuchliche, zu 6 cho zu verstehen (Ashton in Transact. Asiatic society. vol. VIII. pag. 88).

3) Die Inschrift sagt: „am 1. Tage des XII. Monats."
Ashton „ : „ „ 1. „ „ II. „ ."

richtigem Danke verpflichtet sind. Einige kurze Bemerkungen mögen zur Erläuterung dienen:

1. Die Gegenstände aus den Muschelhaufen (Kjökkenmöddinger) von Omori sind uns durch Berichte und Sendungen des Hrn. Heinr. v. Siebold, unseres früheren Mitgliedes, bekannt geworden (Verhandl. 1878, S. 429; 1879, S. 231). Leider ist auch damals eine grössere Kiste mit verzierten Thonscherben ohne genauere Angabe angekommen, deren Ursprung sich nicht hat ermitteln lassen. Die gegenwärtige Sendung bringt eine grosse Anzahl höchst charakteristischer Thonscherben (Taf. VIII, Fig. 2—8), welche von der Kunstfertigkeit und der sehr mannichfaltigen Zeichnung der alten Bevölkerung Japan's ein recht anschauliches Bild gewähren. Manche von ihnen erinnern an europäische Muster, z. B. an Funde aus Ungarn (Verhandl. 1876, S. 253). Ausserdem findet sich eine Menge zerschlagener Thierknochen, anscheinend lauter Wildknochen, unter denen solche vom Hirsch leicht erkennbar sind. Einzelne derselben tragen Spuren der Benagung durch Thiere, auch solche durch Landschnecken. Ein sehr grosses Stück einer Muschel, vielleicht einer Tridacna, hat ein vollkommen beilartiges Aussehen, lässt jedoch, ausser der Form, keine deutlichen Zeichen künstlicher Bearbeitung erkennen. Unter den zahlreichen, zum Theil zerschlagenen Rollsteinen, haben manche eine fast beilartige Form und sehen aus wie zugeschliffen. Ein schaliges Bruchstück von einer grösseren Steinkugel habe ich Hrn. Klein vorgelegt; derselbe theilt mir mit, dass es das Bruchstück einer vulkanischen Bombe sei, von welchen sich öfters Oberflächentheile schalig ablösen. Das Gestein sei Augitandesit, ein Verwandter des Basalts.



2. Die Pfeilspitzen von der Insel Sado (Fig. 1—7) sind vortreffliche Exemplare. Wir besitzen ähnliche von der Insel Oshee durch die Güte des Hrn. v. Brandt (Verh. 1872, S. 241), der sich später darüber ausführlich geäussert hat (Verh. 1879, S. 17). Die vorgelegten Stücke bestehen zum Theil aus Hornstein, zum Theil aus Kiesel und Obsidian. Zwei davon sind breiter, mehr blattförmig und mit einem kurzen Stiel versehen (Fig. 6 u. 7), die anderen am hinteren Ende ausgebuchtet und die Ecken zum Theil weit ausgezogen, widerhakenförmig (vergl. Kanda l. c. Pl. I).

3. Die Mauerstein-Bruchstücke aus dem alten Schloss von Taga bei Shiogama, 1889 gesammelt, bestehen aus einem sehr dichten, bläulich-grauen Material. Sie tragen an ihrer Oberfläche zahlreiche Eindrücke (Taf. VIII, Fig. 1), welche aussehen, als seien es Abdrücke von Flechtwerk, in welchem die Steine geformt wurden. Manche tragen an der Kopfseite auch erhabene Zeichnungen, namentlich nach pflanzlichen Motiven; so ist namentlich ein schönes Stück mit Ranken und Cirrhi zu erwähnen. —

(12) Hr. A. Bässler übersendet mit folgendem, an Hrn. Virchow gerichteten Schreiben aus Singapore vom 9. Juni

Schädel von Niassern und Dajaken.

„In einer heute an das Museum für Völkerkunde abgesandten Kiste liegen 3 Schädel, die ich gebeten habe, Ihnen zustellen zu lassen.

„Der eine, ohne Unterkiefer, soll ein Dajakschädel von Nord-Borneo sein: ich erhielt ihn von einem deutschen Schiffs-Capitain, der schon mehrfach selbstgesammelte Sachen an deutsche Museen gesandt hat und auf dessen Angaben ich mich soll verlassen können.

„Die anderen beiden mit Unterkiefern (den richtigen?) sind von Nias, Gunung Sitoli. Diese erstand ich von einem Händler, der sehr viele Niassachen hatte und aus dessen Correspondenz, die ich mir vorlegen liess, ich ersah, dass er direct mit Nias in Verbindung steht, so dass seine Angaben wohl auf Wahrheit beruhen.

„In Neu-Guinea, von wo ich so eben zurückkomme, waren leider keine Schädel zu bekommen, auch die Messungen sind sparsam ausgefallen, doch habe ich dort ein tüchtiges Fieber erstanden, an dessen Folgen ich noch stark zu leiden habe und welches mich wohl auf Java erst auf eine in den Bergen gelegene Gesundheits-Station treiben wird, ehe ich an eine Weiterreise denken kann.“ —

Hr. R. Virchow: Die von Hrn. Bässler erwähnten 3 Schädel sind eingetroffen, und ich erlaube mir, eine kurze Beschreibung derselben zu liefern:

I. Die Schädel von Nias sind vortrefflich erhalten. Auch passt bei Nr. 1 der Unterkiefer vollkommen. Dagegen zeigt der Unterkiefer von Nr. 2 so wenig Uebereinstimmung in Form und Aussehen mit den entsprechenden Theilen des Schädels, dass ich ihn nicht als zugehörig anzuerkennen vermag.

Nr. 1 ist gross, schwer, von grobem Aussehen und durch Muskel- und Sehnenansätze sehr uneben. Er hat offenbar einem älteren Manne angehört. Seine Capacität beträgt 1480 *ccm*, sein Horizontalumfang 509, sein Sagittalumfang 384 *mm*. Er macht schon dem Augenschein nach den Eindruck beträchtlicher Höhe und relativer Länge: aus den Maassen berechnet sich ein Längenbreitenindex von 75,5 und ein Höhenindex von 79,3. Er ist also hypsimesocephal, freilich hart an der Grenze zur Dolichocephalie. Der Hinterhauptsindex (31,5) ist gross, indess beträgt auch der Basilarindex 53,8. Dieser Anordnung entsprechen die sagittalen Umfangsmaasse, welche für das Stirnbein 32,2, für den Mittelkopf 35,1, für das Hinterhaupt 32,5 pCt. ergeben.

Das Schädeldach zeigt mehrfach Synostosen der Nähte, namentlich an den lateralen Abschnitten der Coronaria, rechts zugleich an der Sphenofrontalnaht, und beiderseits ein beginnendes Verstreichen der Sphenoparietalnaht mit Vertiefung der Schläfen. Die Coronaria sehr einfach, die Sagittalis mässig gezackt, von der Mitte aus beiderseits von einer Art von Crista begleitet, die Emissarien eng und einander genähert. Jederseits in der Mitte der Lambdanaht starke Schaltknochen. Hohe Plana temporalia, die sich sowohl vorn, hinter der Kranznaht, als hinten bis auf 90 *mm* (Umfangsmaass) einander nähern.

Stirn breit (92 *mm* minimal), sehr gedrückt, ohne deutliche Tubera, fliehend. Die Supraorbitalwülste kräftig, aber von einer breiten Horizontalfurche durchsetzt. Nasenfortsatz breit, vortretend, mit einem Rest der Stirnnaht. Scheitelcurve stark gewölbt, hoch, grösste Höhe 2 Finger hinter der Coronaria. Hinterhaupt hinausgeschoben, beiderseits gegen die unteren Theile der Lambdanaht hin etwas verschmälert. Oberschuppe klein, durch kräftige Wülste an der Stelle der Lineae

semic. von der sehr grossen und flach gewölbten Facies mascularis abgegrenzt; mächtige, hakenförmig vorspringende Protub. occip.

An der Basis ein grosses, längliches, nach hinten fast zugespitztes Hinterhauptsloch, 37 *mm* lang und 29 breit, Index 78,3. Die Proc. condyloides stark vortretend und weit nach vorn gerückt. Apophysis basil. flach gestreckt. Proc. styloides lang und kräftig.

Das Gesicht erscheint mehr breit; der Index ist wegen der grossen Distanz der Jochbogen chamaeprosop (87,0). Orbitae sehr gross und hoch, oben eckig, unten gerundet, ultrahypsikonch (91,8); sehr grosse Fiss. infraorbitalis. Starke Tuberositas tempor. oss. zygom. Nase an der Wurzel gedrückt, sehr breit. Rücken eingebogen, Spitze etwas erhoben, platyrrhin (54,7). Oberkiefer mächtig; er bildet zugleich vor der Naht die eigentliche, hakenförmig vortretende Tuberositas malaris. Alveolarfortsatz sehr stark prognath. Die Vorderzähne fehlen. Gaumen gross, besonders nach vorn breit, aber trotzdem leptostaphylin (68,8); Synostosis sut. transv. palat. Vor letzterer ist die Gaumenplatte höckerig und grubig.

Auch im Unterkiefer fehlen die mittleren Zähne, links bis zum Eckzahn, rechts bis zu den Praemol. I. Die Alveolen der Praemolaren und eines Theils der Molaren verstrichen. Der Knochen sehr stark, in der Mitte 36 *mm* hoch, eingebogen, aber sehr dick. Kinn etwas zurückliegend. Die Winkel nach aussen vortretend und nach unten stark abgesetzt; Distanz beider Winkel gross, 101 *mm*. Die Aeste breit, 40 *mm*; der Proc. coronoides 78 *mm* lang, der Pr. cond. 85 *mm*.

Nr. 2. Ein gewaltiger, noch grösserer Schädel eines älteren Individuums, zweifellos eines Mannes, obwohl manche Züge an weibliche Form erinnern. Capacität 1530 *ccm*, horizontaler Umfang 525, sagittaler 395 *mm*. Seine Indices stimmen mit denen von Nr. 1 ungewöhnlich überein: Breitenindex 75,3, Höhenindex 79,0, also Hypsimesocephalie, dicht an der Grenze zur Dolichocephalie. Nur der Hinterhauptsindex ist kleiner (29,0): der Kopf erhält dadurch ein weniger gestrecktes Aussehen, obwohl der Basilarindex (53,7) wiederum genau stimmt. Letzteres gilt auch von den sagittalen Umfangsmaassen: Stirnbein 33,6, Mittelkopf 34,9, Hinterkopf 31,3, wo nur das occipitale Maass gegen Nr. I ein wenig zurückbleibt.

Alle Nähte offen. Rechts ganz kurze (7 *mm*) Sphenoparietalnaht mit tiefer Einsenkung, Stenokrotaphie: links grosses, schrägliegendes, trennendes Epiptericum (38 *mm* lang, bis 15 breit). Im unteren und mittleren Theil der Lambdanaht zahlreiche, grosse Schaltknochen, auch in dem Fontic. Casserii. Coronaria und Sagittalis sehr einfach. Emissarien genähert und eng, das rechte grösser. Beginnende Synostose um den Lambdawinkel; letzterer mit stumpfer Spitze. Oberschuppe hoch, aber eher schmal; gewaltige hakenförmige Protub. ext. Unterschuppe kleiner, stark gezeichnet. Warzenfortsätze kräftig. Foramen magnum gross, etwas schief, lang: 38 *mm* lang, 28 breit, Index 73,6. Apoph. bas. mehr gerundet.

Gesicht breit, jedoch der Index nicht zu bestimmen. Mächtige Ossa zygomatica, am Proc. front. eine Tuberositas temporalis. Orbitae gross, hoch, schief, der diagonale Durchmesser in der Richtung von oben und innen nach unten und aussen vergrössert. Index gleichfalls ultrahypsikonch, 91,6. Nase sehr flach und breit, aber lange, etwas aquiline Nasenbeine, Apertur weit, daher platyrrhiner Index (52,8). Oberkiefer schwach prognath, sehr verkürzt, nur 7 *mm* lang. Sehr grosse Zähne: der linke mediale Schneidezahn fehlend, seine Alveole obliterirt. Zähne bis tief in das Dentin abgenutzt.

Nr. 2a. Der mitgesendete Unterkiefer, scheinbar ein weiblicher, sieht glänzend

und schwärzlich-braun aus, wie wenn er geräuchert wäre. Es ist nur der Praem. I sin. vorhanden, der eine etwas geriffte Schmelzkrone und eine wenig abgenutzte Kaufläche hat. Der Knochen selbst prognath. Seine Curve ist nach vorn ausgerundet, nach hinten wenig ausgelegt; es sieht aus, als ob die Winkel etwas eingebogen seien. Letztere sind gross, abgerundet, längs des unteren Randes deutlich abgesetzt. Die Aeste etwas dünn und in ihrem Ansatze geneigt; sie sind 34 *mm* breit. Der Proc. coron. misst 55, der P. condyl. 57 *mm*. Die Mitte des Körpers ist nur 28 *mm* hoch. Das Kinn mässig vortretend, etwas über dem Rande des Kiefers. Seitenäste dick.

II. Der angeblich aus Nord-Borneo stammende Schädel eines Dajak (Nr. 3) hat verhältnissmässig zarte und weissliche Knochen. Er hat offenbar einem noch jugendlichen Individuum angehört. Die etwas kleinen Weisheitszähne waren ausgetreten, aber der rechte ist grossentheils defekt unter theilweiser Vernarbung des Alveolus. Die Kronen der anderen Molares und Praemolares noch ganz intakt. Gesicht und rechte Schläfenseite, am stärksten jedoch der entsprechende Zahnrand, haben eine schwache, aber doch ungewöhnliche grünliche (Kupfer?) Färbung.

Die Capacität ist gering, sie beträgt nur 1280 *ccm*. Der Horizontalumfang misst 495, der Sagittalumfang 366 *mm*. Da der Breitenindex 78,2, der Höhenindex 77,6 beträgt, so ist der Schädeltypus ausgemacht hypsimesocephal, jedoch mehr der Brachycephalie zuneigend. In der groben Betrachtung erscheint der Kopf in der That etwas kurz und breit. Der Hinterhauptsindex berechnet sich auf 29,8, der Basilarindex auf 52,8. Von dem sagittalen Umfangsmaass entfallen 33 pCt. auf das Stirnbein, 34,4 auf den Mittelkopf, 32,5 auf den Hinterkopf.

Die Stirn ist fliehend, ohne deutliche Tubera, im Ganzen gewölbt, an der sehr breiten Nasenwurzel ganz glatt. Die Scheitelcurve voll. Tubera pariet. entwickelt. Hinterhaupt stark ausgelegt, voll; Oberschuppe eher klein und flach, fast wie eingedrückt, nur in ihren unteren Theilen mehr gerundet; Lambdawinkel stumpf, Protuberantia schwach. Unterschuppe gross und stark gezeichnet. Schläfen angelegt. Foramen magnum länglich, rund, 33 auf 26 *mm* im Durchmesser, Index 78,7. Apophysis flach gestreckt. Proc. condyloides weit nach vorn gestellt.

Gesicht mässig breit. Jochbogen-Distanz mässig. Tuberositas temp. oss. zygom. flach. Orbitae fast viereckig, mesokonch (Index 84,2). Nasenwurzel etwas flach, Nasenbeine lang, aber ziemlich schmal, so dass der gerade Querdurchmesser im oberen Theil der Nase nur 6 *mm* misst; die Naht in ihrem obersten Abschnitt verwachsen; Rücken niedrig, eingebogen; das untere Ende der Nasenbeine abgebrochen; Index mesorrhin (48,0). Die Tuberositas zygom. infer. wird auch hier ganz vom Oberkiefer gebildet, ist aber etwas schwach. Der Alveolarfortsatz lang (20 *mm*) und sehr schräg (prognath); seine Fläche bildet von der Nase her eine Art von Schlitterbahn. Zahncurve weit. Zähne, besonders die Incisivi, gross. Gaumen sehr tief, Platte vorn sehr tief ausgerundet, im Ganzen schief, indem die rechte Seite länger ist; doppelte, aber kurze Spina nas. post. Index leptostaphylin (67,9). —

Die Insel Nias, vor der Südwest-Küste von Sumatra gelegen, hat schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Ethnologen auf sich gezogen, und es ist eine Fluth von Gelehrsamkeit ausgeschüttet worden, um die Abstammung der Bewohner zu erklären. Meist sind sie von Sumatra abgeleitet worden, aber Borneo, Celebes, auch Malacca und Hinter-Indien sind herangezogen worden. Einige haben in ihnen nächste Verwandte der Hovas von Madagascar zu erkennen geglaubt.

Schädel von Niassern, wenigstens so bezeichnete, giebt es seit lange in den craniologischen Sammlungen Europa's. Ihre relative Häufigkeit erklärt sich aus dem sehr festgewurzelten Gebrauche der Bewohner, aus den verschiedensten Gründen die Köpfe ihrer Nachbarn abzuschlagen oder auch durch erkaufte „Kopfschläger“ abschlagen zu lassen. Meist jedoch ist die wahre Herkunft der einstmaligen Träger der in den Handel übergehenden Köpfe nicht authentisch festzustellen, zumal da es bekannt ist, dass auch Fremde nicht geschont werden.

Das beste und zugleich reichlichste Material, das bis jetzt bekannt ist, verdankt man dem italienischen Reisenden Modigliani, der 1886 die Insel besuchte und von den Eingebornen selbst Schädel erwarb. Er überliess die Bearbeitung derselben dem Dr. Jacopo Danielli, der in einer eigenen Schrift (Studio craniologico sui Nias. Firenze 1892) die Resultate seiner überaus minutiösen und zahlreichen Messungen veröffentlicht hat. Das ihm überlassene Material bestand aus 21 Schädeln, von denen 13 männlichen, 8 weiblichen Individuen angehört haben sollen; dazu kamen noch 6 Kinderschädel, also im Ganzen 27.

Ich will noch hinzufügen, dass nach den Erkundigungen des Hrn. Modigliani das Koppesnellen eine specifische Eigenthümlichkeit der Bewohner der Südküste und des Innern der Insel ist, während die völlig friedfertige Bevölkerung der Nordost-Küste, ebenso wie die von Sumatra, diesen Gebrauch nicht kennt. So liegt es einigermaassen nahe, den Gebrauch, der sich bekanntlich bis weithin auf die Molukken erstreckt, als einen importirten zu betrachten, und auch die Bewohner selbst auf eine Einwanderung wilder und erobernder Männer zurückzuführen.

Nach den Untersuchungen des Hrn. Danielli ist die Mehrzahl der von ihm untersuchten Schädel hypsimesocephal. Wenn ich von der, von ihm (mit Ausnahme der Höhenbezeichnung) durchweg adoptirten, französischen Terminologie absehe, so fand er unter 27 Schädeln:

	Männer	Frauen	Kinder	zusammen
dolichocephal	5	5	1	11
mesocephal	7	2	5	14
brachycephal	1	1	—	2

Dabei ist besonders auffallend die Prävalenz der Dolichocephalie bei den Frauen, die der Mesocephalie bei den Kindern, welche eigentlich erst das Gesammtresultat ergiebt. Denn ohne die kindlichen erhalten wir 10 dolichocephale und nur 9 mesocephale Schädel. Die ganz ausnahmsweise beobachtete Brachycephalie kann füglich ausgeschlossen werden.

Eine noch grössere Incongruenz ergiebt sich bei der Vergleichung der Höhen-Durchmesser:

	Männer	Frauen	Kinder	zusammen
orthocephal	3	5	2	10
hypsicephal	9	3	—	12
hyperhypsicephal . .	1	—	1	2

Die Chamaecephalie fällt also ganz aus, und die Hypsicephalie stellt sich als eine besondere Eigenthümlichkeit des männlichen Geschlechts heraus.

Die beiden, von Hrn. Bässler eingesandten Schädel fügen sich dieser Regel ein, nur lassen sie eine kleine Variation erkennen. Obwohl mesocephal, stehen sie doch der Dolichocephalie sehr nahe, und ihre Höhenindices ergeben sehr hohe Zahlen für die Hypsicephalie, welche bei Nr. 2 sogar bis zur Ultrahypsicephalie geht. Beide sind von starkem, grobem Knochenbau und von erheblicher Grösse; man darf vielleicht annehmen, dass mit fortschreitendem Wachsthum sowohl die Länge, als die Höhe vorzugsweise zunehme.

Obwohl ich heute nicht beabsichtige, in ausgedehnte comparative Betrachtungen einzutreten, so möchte ich doch darauf hinweisen, dass der Gesellschaft erst neulich durch Hrn. Glogner (Verh. S. 378) 7 malayische Schädel zugegangen sind. Obwohl leider der Fundort nicht angegeben ist, so darf doch wohl angenommen werden, dass sie aus der Nähe von Padang, also von der. Nias gegenüber liegenden Südwest-Küste Sumatra's herstammen. Unter diesen 7 Schädeln befanden sich 4 brachycephale, 2 mesocephale und 1 dolichocephaler. Der Gegensatz ist also recht stark. Nur in den Höhenindices ergaben sie ein ähnliches Resultat, wie die Niasser, indem 6 hypsicephal und nur 1 orthocephal waren. Es darf daran erinnert werden, dass alle 7 als männlich bezeichnet sind.

Wegen der Craniologie der Bewohner der Inseln von den Molukken bis nach Neu-Guinea verweise ich auf die ausführlichen Erörterungen, welche ich in der Sitzung vom 16. Februar 1889 (Verh. S. 158, 170) vorgetragen habe, insbesondere auf die Besonderheiten der von mir als Alfuren, von anderen als Indonesier bezeichneten Stämme. Unter ihnen findet sich in der That ein beträchtliches Contingent, welches sich den Bewohnern von Süd-Nias annähert. Dazu kommt der Umstand, dass die Haare der Niasser sich mehr dem alfurischen, als dem malayischen Typus (Verh. 1891, S. 847) anzuschliessen scheinen. Leider finde ich darüber wenig genaue Angaben, aber es scheint doch, dass sie feiner und zugleich mehr wellig sind, als bei den eigentlichen Malayen.

Fast alle Reisenden nennen die Niasser heller von Farbe, als die Malayen, „mehr gelb, als rothbraun" (Waitz, Anthropologie V, S. 92). Daraus ist die Neigung hervorgegangen, sie den helleren Stämmen der indischen Inselwelt anzugliedern. So namentlich den Dajaken von Borneo. Ueber die Schädel der letzteren habe ich in der Sitzung vom 27. Juni 1885 (Verh. S. 270) gehandelt und das gesammte, bis dahin bekannte Material zusammengestellt. Es ergab sich daraus, dass unter 47 Schädeln 20 dolichocephal, 12 mesocephal, 15 brachycephal waren. Ich habe den Verdacht begründet, dass unter dem Gesammtnamen der Dajaken sich eine stark gemischte Bevölkerung verberge. Um so weniger möchte ich daher den einen Schädel, den uns Hr. Bässler sendet, besonders in's Gefecht führen. Auch er ist hypsimesocephal, wie die Niasser, aber mehr der Brachycephalie zuneigend. Noch auffälliger wird der Unterschied, wenn wir die Gesichtsmaasse vergleichen. Gegenüber der Ultrahypsikonchie der beiden Niasser ist er mesokonch, gegenüber der Platyrrhinie jener mesorrhin. Er würde also kein gutes Objekt darbieten, um daran die Verwandtschaft beider Stämme zu demonstriren.

Zum Schluss will ich nur noch einen kurzen Blick auf die Grössenverhältnisse dieser Schädel werfen. Während die beiden Niasser eine Capacität von 1480 und 1530 *ccm* besitzen, hat der Dajaker nur 1280, obgleich er gleichfalls als ein männlicher anzusehen ist. Indess ist diesem Umstande kein zu grosses Gewicht beizulegen. Hr. Danielli hat die Capacität von 21 niassischen Schädeln bestimmt (l. c. p. 26). Wenn ich die Kinder auslasse, so schwankt die Capacität bei den Männern zwischen 1735 (Nr. 9) und 1310 Nr. 12), also Differenz 425 *ccm*, bei den Frauen zwischen 1500 (Nr. 5) und 1095 (Nr. 13), also Differenz 405 *ccm*. Diese grosse Variation macht jede Vergleichung im grösseren Styl unmöglich. Von Interesse ist nur, dass sich unter den weiblichen Schädeln 2 nannocephale befinden, nehmlich ausser dem schon erwähnten Nr. 13 noch Nr. 22 mit 1153 *ccm*. — ein Vorkommniss, welches für diese Gegend besonders bemerkt werden sollte.

Jedenfalls werden unsere Reisenden und expatriirten Landsleute aus diesen Bemerkungen ersehen, wie nothwendig es ist, ein grösseres und, wenn irgend

Schädel von Niassern, Dajaken und Panggang	Nias 1. ♂	Nias 2. ♂	Borneo ♂	Malacca (S. 441) ♂
I. Maasse.				
Capacität	1480	1530	1280	1370
Grösste horizontale Länge	184	186	174	173
„ Breite	139 p.	140 pt.	136 Tp.	141
Gerade Höhe	146	147	135	133
Ohrhöhe	115	115	109	118
Gerade Hinterhaupts-Länge	58	54	52	54
Entfernung d. For. mag. v. d. Nasenwurzel	99	100	92	96 (103) [1]
„ der Spina nas. ant.	99,5	92	88	90 (104)
„ vom Kieferrand	106	—	97	93 (107)
„ „ Kinn	116	—	—	101 (118)
Stirnbreite (minim.)	92	94	90	91
Horizontal-Umfang	509	525	495	489
Sagittal-Umfang, Stirn	124	133	121	128
„ „ , Mittelkopf	135	138	126	130
„ „ , Hinterhaupt	125	124	119	106
„ „ , zusammen	384	395	366	364
Gesichtshöhe A	121	—	—	99?
„ B	70	—	71	—
Gesichtsbreite a	139	131	126	134
„ b	114	102	95	94
„ c	101	—	—	89
Orbita, Höhe	34	33	32	32
„ , Breite	37	36	38	40
Nase, Höhe	53	53	52	46
„ , Breite	29	28	25	23
Gaumen, Länge	61	—	53	51
„ , Breite	42	38	36	35
Gesichtswinkel	59°	75° Incis. ausgebrochen	65°	—
II. Berechnete Indices.				
Längenbreitenindex	75,5	75,3	78,2	81,5
Längenhöhenindex	79,3	79,0	77,6	76,9
Ohrhöhenindex	62,5	61,8	62,6	68,2
Hinterhauptsindex	31,5	29,0	29,8	31,2
Gesichtsindex	87,0	—	—	73,8?
Orbitalindex	91,8	91,6	84,2	80,0
Nasenindex	54,7	52,8	48,0	50,0
Gaumenindex	68,8	—	67,9	68,6

1) Die eingeklammerten Zahlen geben die Entfernung vom Meat. audit. extern.

möglich, ein sicher bestimmtes Schädelmaterial zu beschaffen, wobei jedoch genaue Angaben über andere Rassenmerkmale, vorzugsweise über Haut und Haar, nicht fehlen sollten. Auch möchte ich darauf aufmerksam machen, dass wir über den Mechanismus des Koppesnellens recht wenig wissen. Ich habe diesen Mangel schon in der Sitzung vom 16. Februar 1884 (Verhandl. S. 151) hervorgehoben, als ich ein Paar timoresische Köpfe besprach, welche durch Kopfjäger abgeschnitten und uns durch Hrn. A. Langen zugesandt waren. Diese Köpfe zeigten bestimmte Verletzungen um das Hinterhauptsloch, wie ich sie ähnlich schon mehrfach an europäischen Schädeln nachgewiesen hatte. Ich machte aber darauf aufmerksam, dass unter 7 ceramesichen Schädeln, die wir Hrn. Joest verdanken und die nachgewiesenermaassen abgeschnitten waren, nur zwei deutliche Hiebverletzungen zeigten. Unsere beiden Niasser lassen keine Spur davon wahrnehmen, und ich schliesse aus dem Fehlen jeder Angabe über Verletzungen am Hinterhaupt bei Hrn. Danielli, dass dasselbe für seine Schädel gilt. Eine solche Verschiedenheit scheint darauf hinzudeuten, dass in manchen Orten die Enthauptung nicht am Hinterhaupt, sondern tiefer, am Halse, vollzogen wird. Bei der Maceration oder sonstigen Entblössung der Knochen, wo die Halswirbel entfernt werden, muss natürlich jede Spur der stattgehabten Enthauptung verschwinden. Aber es verlohnte sich wohl, darüber Nachfrage zu halten. —

(13) Hr. Hrolf Vaughan Stevens giebt in einer neuen Serie von Reiseberichten, anschliessend an frühere Mittheilungen (Verh. 1891, S. 829), folgende Nachrichten über

Schädel und Haar von Orang Panggang in Malacca.

„I had secured seven fine and complete skulls from the Panghan[1]) side and was half way to the coast with them when leaving the camp for a couple of days to meet some Semang[2]), a heavy storm occurred and the Semang left in charge of the camp and baggage, got frightened and lightning, and thinking that Kiee[3]) was angry with them for carrying the skulls away, threw them into the river and though I searched long for them on my return, they could not be found. Only one skull escaped, an inferior one to the others in that it had not the teeth (otherwise a pure Pangghan), that I was keeping for my own study and had been examining at night and placed under some cloth where they did not see it. In

1) V. Stevens schreibt gewöhnlich Pangghan, sein Malaie schreibt den Namen Orang Panggang, und so werde ich ihn ferner im Druck festhalten. Auf dem Kärtchen S. 440, bei 2. Die Stammesnamen sind correkt (also deutsch) wiederzugeben. Wie die hier im Druck gesperrten Worte werde ich sie in den Veröffentlichungen festhalten:

	Deutsch:
„Blandass" (Newbold's Belandas)	Blèndas, genauer: Belèndas.
„Pangghan"	Panggang.
„Bersisi"	Bèrsîsi (mal. Wort!), nicht Besisik, wie Favre schreibt.
„Sinnoi"	Sinnoi.
„Tummeor"	Tûmiyor. (Grünwedel.)

2) Die Semang-Stämme sind nach Stevens mit Malaien gemischte Negritós: die verhältnissmässig reinsten sind die erwähnten Orang Panggang. G.

3) Kiee (nach der Orthographie des Munshi) deutsch Keii zu sprechen: offenbar, wie aus anderen Stellen hervorgeht, der Donnergott der Semang-Stämme. G.

default of the others I send this, but will soon replace the lost ones and send to you.

„Some of my collection is lying in a cave in the central range as I could not get it all brought down and my note book of measurements of the Semang to my annoyance. I find it inadvertently left among them. However it is safely packed in, on my return I will get it again. In it are Pangghan measurements only, very carefully taken.“ (Aus Fasc. D. fol. 57.) —

„The men cut their hair off close as the parang[1]) will lie to the scalp at intervals for coolness and because of lice. But they leave a little tuft — at the top of the occiput — which they do not cut.

„This little tuft — called „BAG-EE“ — I now send, cut off close to the skin, entire of an Eastern Pangghan of unmixed blood (No. 56), and the much mixed Semang of Perak (Western) [No. 55]. Some of the Perak men leave the tuft — at the frontal and of the haired scalp —, but this is adopted from the Battak who cut their hair into all sorts of shapes. Nothing is known, why this tuft is left. „Play's[2]) orders“ is the only reply they give. Each of the two tufts is from a man of about 30, have never been cut before and would not grow longer. They are not tied in any way while on the head and were cut off for me readily without demur.



1) Parang, genauer Pàrang (ڤرڠ), das von den Malaien eingeführte Buschmesser. G.

2) Play eine Gottheit der Sĕmang-Stämme, Bruder des Keii. G.

„When the hair of the rest of the scalp has been long without cutting, the tuft cannot be distinguished. The place of the tuft varies in different men slightly 20 or 25 *mm* forward or backward, but always in the median line.

„When the hair is not cut for a long time, the tuft like the rest shews the „peppercorn" shape more plainly, it being less disturbed by the leaves and twigs through which the Semang passes. The tuft, when alone, gets combed out, from its isolated position, more or less.

„The peppercorn is best shewn some six months after cutting, when they lie only 5 to 10 *mm* above the scalp. The mere general look of the hair is not reliable as a guide as to whether the man is of mixed blood or not. The comparison must be made under equal conditions for the two men. I gave each of the men furnishing 55 : 56 a high cap and made them wear them for a week, to allow the hair to assume its undisturbed shape before cutting off. Keeping the man near me for that time." (Aus Fasc. A. fol. 29.)

„I had a nice lot of hair pulled from the Pangghan heads, to shew microscopically the root bulb, but a Malay opened the box (may Allah smite him for that same) curious to see what was inside, when I was not looking at him and dropped the hair into the river, startled, when he saw clearly what it was. There are only two or three left in the box, but as they come from the heart of the wild country I send them till I get more again." (Aus Fasc. A. fol. 109.) —

Hr. R. Virchow:

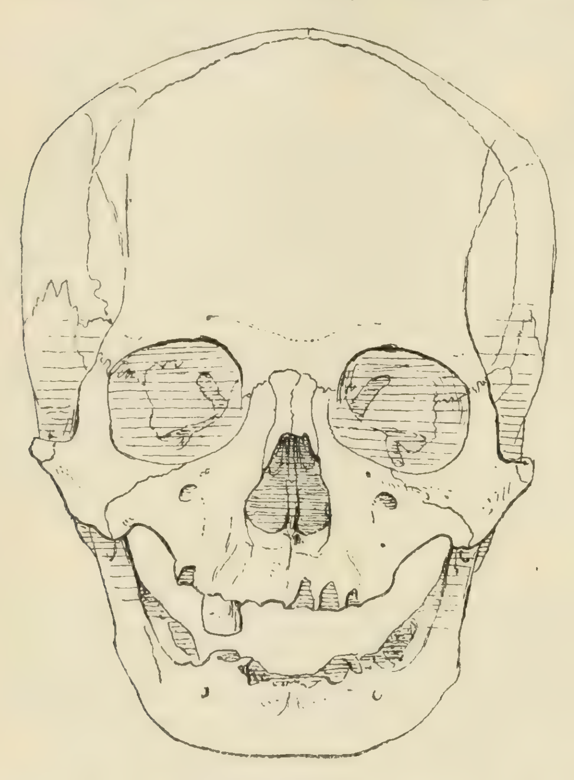
Obwohl Mr. Vaughan Stevens den einen, aus dem Schiffbruch der Sammlung geretteten Schädel eines Panggang als einen geringwerthigen bezeichnet, den er, wie auch ich es wünsche, bald durch andere ersetzen wolle, so müssen wir demselben als dem ersten seiner Art, der nach Europa gekommen ist, doch die Ehre einer Besprechung zu Theil werden lassen. Für die Rudolf Virchow-Stiftung ist er eine Art von Trophäe, die nicht zu niedrig aufgehängt werden darf.

Es ist der Schädel eines älteren, offenbar männlichen Individuums. Was mit demselben geschehen ist, lässt sich nur theilweise erkennen. Es zeigen sich nehmlich ausgedehnte Brandspuren, die von zwei verschiedenen Stellen ausgehen. Ein sehr ausgedehnter Brandfleck findet sich in der linken Schläfengegend, von wo er sich nach hinten bis zur Mitte der Schläfenschuppe, nach oben bis zur Höhe des Planum temporale und bis zu dem Tuber, nach vorn bis auf die Orbita und die Nasenwurzel erstreckt. Eine zweite ähnliche Stelle liegt hinten über der Gegend des Lambdawinkels, von wo sie sich auf die Oberschuppe und die Parietalia, namentlich nach rechts, und in zerstreuten Flecken längs der Sagittalis bis zur Coronaria ausdehnt. Die Färbung der Knochen ist hier eine bräunliche, mit zahlreichen schwarzen Flecken, so dass der Eindruck entsteht, der Kopf habe auf glühenden Kohlen gelegen.

Im Uebrigen ist der Schädel sehr leicht und von schmutzig gelblichgrauer Farbe. An vielen Stellen, besonders am Gesicht, sieht man fest anklebende, rauhe und harte, graugelbe Beschläge, als ob er mit Schlick oder feuchtem Lehm überzogen gewesen sei.

Die Capacität beträgt 1370 *ccm*, der horizontale Umfang 489, der sagittale 364 *mm*, also im Ganzen kleine Maasse. Der Schädel ist vorzugsweise kurz, breit und hoch, sein Typus hypsibrachycephal (L.-Br.-Ind. 81.5, L.-H.-I. 76.9), wobei zu bemerken ist, dass auch der Ohrhöhenindex (68.2) eine ungewöhnlich grosse Zahl ergiebt. Der Hinterhauptsindex (31.2) ist ebenfalls gross, dagegen

erweist sich der Basilarindex (55,4) als verhältnissmässig klein. Bei Berechnung der sagittalen Umfangsmaasse entfallen auf das Stirnbein 35,1 auf die Sagittalis selbst 35,7, auf das Hinterhaupt nur 29,1 pCt.



Die Nähte sind oben einfach, hinten und seitlich stark zackig. Die Plana temporalia nicht sehr hoch, durch je zwei Lineae semicirculares begrenzt, von denen die obere jenseits des Tuber parietale bis zur Lambdanaht reicht, die untere gerade über das Tuber hinläuft.

Die Stirn ziemlich breit (91 *mm* in minimo), niedrig, etwas schräg. Starke Supraorbitalwülste, mässiger Nasenwulst. Tubera niedrig. Der Uebergang von der Stirn zur Scheitelcurve ist langsam, letztere flach gewölbt. Tubera parietalia gross und vorstehend. Früher Abfall zum Hinterhaupt. Oberschuppe voll, ohne Protuberanz, Linea semic. sup. schwach. Unterschuppe schräg, fast horizontal gestellt, verhältnissmässig glatt. Warzenfortsätze sehr schwach. Meatus audit. ext. von vorn her etwas abgeplattet. An der Schläfe die Nähte normal. Alae tempor. breit und nach hinten ausgreifend. Was die Breitenverhältnisse angeht, so beträgt die grösste (untere parietale) Breite 133, die auriculare 107, die occipitale 104, die temporale 99 *mm*. Die Distanz der Basis der Warzenfortsätze beträgt 119 *mm*. An der Basis ein schiefes Foramen magnum, dessen rechte Hälfte weiter, die linke enger ist; seine Gestalt ist mehr gerundet, 31 auf 29 *mm*, Index 93,5, sehr gross. Sinus jugulares kolossal gross. Apophysis basil. breit und flach.

Gesicht niedrig und breit, Index (73,8?) chamaeprosop. Jochbogen wenig ausgelegt. Die Tuberositas oss. zygomatici temporalis flach gerundet, die Tuberositas malaris inferior vom Oberkiefer gebildet. Orbitae mässig gross, oben nach aussen gesenkt, unten ausgerundet; Index 80, chamaekonch. Nase kurz, Rücken flach gerundet, breit, Apertur schief und eng, Index 50, mesorrhin. Fossa canina flach. Oberkiefer stark prognath, zugleich schief, mehr nach rechts gerichtet, ganz schräg, die Mittelnaht synostotisch. Die Zähne fehlen bis auf den Praemolaris I dexter, der stark abgenutzt und bräunlich ist; auch die Kieferränder sind etwas abgewittert. In der Gegend der vorderen Molaren Spuren alter Caries alveol. Gaumen kurz und breit, trotzdem leptostaphylin (68,6). Os palat. dick.

Der Unterkiefer zahnlos, hinten rechts und in der Mitte die Alveolen obliterirt. Die Alveolarcurve nach vorn weit. Kinn undeutlich, indem der ganze untere Theil

des Kiefers einen mehr gleichmässigen dicken Bogen bildet. Winkel etwas ausgelegt, Distanz trotzdem klein, nur 89 *mm*. Aeste breit, 35 *mm*, unter fast rechtem Winkel angesetzt. Die Gelenkfortsätze sehr niedrig, 50 *mm* lang, die Gelenkflächen abgeplattet, rechts deutliche Abschleifung nach Arthritis deformans. Proc. coronoides 58 *mm* hoch. —

So ist dieser Schädel beschaffen. Seit Decennien gelten die Semang-Stämme als Hauptrepräsentanten niederster Körperbildung. Nachdem alle anderen „niederen" Rassen ihrer vermeintlichen Affenähnlichkeit entkleidet sind, hatten sich alle Hoffnungen, hier wenigstens eine Art von Proanthropen zu finden, auf das Dunkel der Wälder von Malacca gerichtet. Das scheint nun auch vorüber zu sein. Wenigstens dieser erste Semang-Schädel besitzt ausser seiner Prognathie und seiner einfachen Unterkiefer-Bildung nichts Pithekoides. Weder Platy-, noch Katarrhinie, weder ein Processus frontalis squamae temporalis, noch ein Proc. lemurianus ist vorhanden. Mit seiner Capacität von 1370 *ccm*, seiner Stirn von 91 *mm* Minimalbreite, seiner vortrefflich ausgebildeten Schläfengegend liesse er sich auch unter die Schädel der Culturvölker einreihen. Er ist weniger pithekoid, als zahllose Schädel civilisirter Menschen.

Nun ist es freilich nicht unwahrscheinlich, dass, falls Mr. Vaughan Stevens sein Versprechen und meine Hoffnungen erfüllen und mehr Schädel von Panggang-Leuten schicken sollte, sich auch weniger gut ausgebildete, vielleicht viel kleinere finden werden. Aber an diese Art der Variation sind wir längst gewöhnt. Schon in meiner Erörterung über die Schädel der Negritos der Philippinen (vergl. F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873. S. 374, Taf. II, Fig. 4—6) habe ich dies zahlenmässig nachgewiesen. Die Capacität von 4 speciell aufgeführten Negrito-Schädeln schwankte zwischen 1150 und 1310 *ccm*, dagegen waren sie alle hypsibrachycephal, wie der Panggang-Schädel.

Die Aehnlichkeit der beiden Rassen, welche so oft vermuthet worden ist, kann nunmehr als befestigt angesehen werden. Die wichtigste Thatsache, welche Hr. Vaughan Stevens in dieser Beziehung beigebracht hat, ist das Haar. Leider ist auch in dieser Beziehung das Glück uns nicht günstig gewesen. In der Schachtel, von der er spricht, sind nur ein Paar ganz kleine Reste von einzelnen Haaren übrig geblieben. Aber sie sind schwarz, fein und spiralig. Jeder Zweifel muss jedoch schwinden, wenn man das Haarbüschel, Bag-ee genannt, betrachtet, das er vom Haupte eines Mannes entnommen und hierher geschickt hat. Es zeigt dieselbe Neigung zur Bildung von Spiralröllchen und zur Verwickelung, das uns von dem Negrito-Haar bekannt ist, und es unterscheidet sich diametral von dem Haar der Blandass, das ich von Hrn. Vaughan Stevens erhalten und in einer früheren Sitzung (Verh. 1891, S. 844) ausführlich besprochen habe.

Das Büschel besteht aus einer höchst zierlichen Zusammenfügung einer grösseren Anzahl schwarzer Spiralrollen, welche, etwas gelockert und gegen das Licht gehalten, einen losen Filz von schraubenförmig gedrehten und in ihrer ganzen Länge isolirten Haaren bilden. Die lichte Weite der einzelnen Rollen beträgt bis zu 2 *mm*. Unter dem Mikroskop erscheinen die einzelnen Haare dünn und von schwarzbrauner Farbe; das Pigment liegt jedoch so dicht, dass man von aussen nicht deutlich das Innere zu erkennen vermag. Auf Querschnitten ersieht man, dass das Pigment hauptsächlich in den äusseren Schichten des Haarschaftes angehäuft ist; der innere Theil, zuweilen beinahe die Hälfte des Querschnittes einnehmend, ist fast ganz pigmentlos. Cuticula sehr zart und blass. Ein Markstreifen fehlt fast überall; wo er vorkommt, ist er discontinuirlich, schwach und

wenig gefärbt. Das Pigment sieht in dünnen Schichten rein braun, man könnte fast sagen, hellbraun aus. Es besteht aus sehr feinen braunen Körnchen, die bei nicht ganz scharfer Einstellung fast den Eindruck einer diffusen Infiltration machen. In Wirklichkeit bilden sie jedoch schmale spindelförmige Figuren. Die Form des Querschnittes ist meist langoval, häufig auf einer Seite abgeplattet oder eingedrückt.

Die Maasstabelle ist mit der der Niasser und der Dajaken vorstehend (S. 438) vereinigt worden. —

(14) Eingegangene Schriften und Geschenke:

1. Troll, Jos., Kaschmir. Wien 1892. (Sep.-Adr. Aus allen Welttheilen.) Gesch. d. Verf.
2. von den Steinen, K., Die Bakaïrí-Sprache. Leipzig 1892. Gesch. d. Verf.
3. Virchow, Rud., Transformation and descent. Edinburgh and London 1892. (Sep.-Abdr. aus The Journal of Pathol. and Bacteriology.)
4. Derselbe, Polysarcia lipomatodes. Berlin 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Berliner Klin. Wochenschrift.)
   Nr. 3 und 4 Gesch. d. Verf.
5. Mingazzini, G., Ueber die onto- und phylogenetische Bedeutung der verschiedenen Formen der Apertura pyriformis. Braunschweig 1891. (Sep.-Abdr. a. d. Arch. f. Anthrop.)
6. Derselbe, Sul significato morfologico del processus rami mandibularis nell'uomo. Firenze 1892. (Est. Arch. p. l'Antropologia.)
7. Derselbe, Osservazioni intorno alla scafocefalia. Roma 1892. (Estr. Bollettino della R. Accad. med. di Roma.)
   Nr. 5—7 Gesch. d. Verf.
8. Treichel, A., Provinzielle Sprache zu und von Thieren und ihre Namen. Königsberg 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Altpreuss. Monatsschrift. Bd. XXIX. Heft 1 u. 3.)
9. Derselbe, Recension von Knoop Allerhand Scherz. (Sep.-Abdr. d. Danz. Zeitung vom 12. März 1892.)
10. Derselbe, Benediction gegen Heuschrecken, o. O. u. J. (Sep.-Abdr. a. „Am Urquell". III. 1892. H. 4, S. 137.)
11. Derselbe, Burgwälle in den Kreisen Berent, Stargardt und Neustadt, West-Preussen. Berlin 1891. (Sep.-Abdr. a. d. Nachrichten über deutsche Alterthumsf.)
   Nr. 8—11 Gesch. d. Verf.
12. Riccardi, P., Antropologia e pedagogia. Modena 1892. (I. Th.) Gesch. d. Verf.
13. Potanin, G. N., Der schwarze Glaube oder das Schamanenthum bei den Mongolen, und andere Abhandlungen von Dordschi Bansarow. Mit Bildniss und Biographie. St. Petersburg 1891.
14. Denkschriften (Sapiski) der Ost-Sibirischen Abtheilung der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellsch. f. Ethnographie. Bd. II. Lief. 2. Schamanische Glaubenslehren der Eingebornen Ost-Sibirien's. Mit 10 Tafeln. Irkutsk 1890.
   Nr. 13 und 14 Gesch. d. Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft.
15. Brinton, D. G., European origin of the white race. New York 1892. (Sep.-Abdr. a. Science. vol. XIX. Nr. 490.)
16. Derselbe, Analytical catalogue of works and scientific articles. Philadelphia 1892.
17. Brinton, D., Phillips, Ir. and J. Ch. Morris, The tribute roll of Montezuma. Philadelphia 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Transact. of the Americ. Philos. Soc.)
   Nr. 15—17 Gesch. d. Hrn. Dr. D. G. Brinton.

Sitzung vom 15. October 1892.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Hr. Grünwedel ist in einen Vorort verzogen und hat daher seine Stelle im Ausschusse niedergelegt. Statt seiner hat der Ausschuss Hrn. Lissauer cooptirt. —

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Die staatliche höhere Bürgerschule mit Latein-Abtheilung in Cuxhaven;
Hr. Hugo Ascher, Berlin;
„ Regierungs-Baumeister Dotti, Berlin;
„ stud. med. Paul Reinecke, Berlin.

Wieder eingetreten: Hr. Willibald v. Schulenburg, Berlin.

(3) Hr. F. Jagor hat Hrn. R. Virchow zu seinem Geburtstage durch ein Telegramm aus Wladiwostok, 12. October, Glückwünsche gesendet. —

(4) Von Verstorbenen, welche der Gesellschaft in einer oder der anderen Weise näher gestanden haben, sind zu erwähnen:

der fleissige Erforscher der Wendei, Rector Martin Müschner, † 14. August zu Berlin;
Geheimrath Essenwein, früherer Director des Germanischen Museums, † 13. October zu Nürnberg;
der bekannte Germanist Prof. Ignaz v. Zingerle zu Innsbruck, † 18. September, 66 Jahre alt. —

(5) Hr. R. Virchow besuchte am 24. September das Museum zu Schaffhausen und sah daselbst eine neu angelangte, reichhaltige, ethnographische Sammlung aus Madagascar. Der Sammler derselben, Hr. Heizmann, sprach beiläufig von einer Ermordung unseres Freundes J. M. Hildebrandt, wie von einer feststehenden Thatsache. In Folge dessen bat Hr. Virchow, das Genauere darüber festzustellen. Dies ist, wie ein von Dr. Stierlin eingegangenes Schreiben, d. d. Schaffhausen, 4. October, ergiebt, durch eine von Hrn. Heizmann an den Rev. Jukes, der seit 21 Jahren als Missionär in Madagascar wirkt, gerichtete Anfrage geschehen. Letztgenannter Herr, welcher zufällig diesen Sommer für kurze Zeit zurückgekehrt ist, schreibt aus London, 30. September:

„You have made a mistake with regard to Mr. Hildebrandt. It was not he, but another German, whose name I cannot remember, who was killed on the

west coast by some half caste Sakalava, and Mr. Hildebrandt came out to make enquiry about the murder. He then made his way to the capital, where he was highly respected and was often my guest. He was an enthusiastic naturalist and spent a good deal of time in the forest. He also went to Betsileo where he was nursed by one of our missionaries during a severe illness. Then he returned to the capital, and was very ill again when I attended to him so much as I could. His spleen was much swollen from repeated attacks of fever, and about every month or so he vomited large quantities of blood. He was so devoted to science that he used to weight the blood he vomited so as to ascertain with how little blood a man could live. He continued to get worse, and Dr. Borchgrewink took him into his house to nurse him, and he died there after a few days. He was buried at the Norwegian church, Ambatorinaky (near the bank), and M. Meyer, the French consul, delivered an oration in German at the grave, and by this gave offence to his Government and was soon recalled. That is the substance of all I know."

Diese Auskunft bestätigt vollkommen das, was in der Sitzung vom 12. Nov. 1881 (Verhandl. S. 325) über das beklagenswerthe Ereigniss mitgetheilt wurde. —

(6) Bei derselben Gelegenheit sah Hr. R. Virchow im Hause des Landes-Präsidenten Dr. Joos ein Bild seines alten Freundes v. Frantzius, der mit Hrn. Joos in Costarica zusammengetroffen war und nach seiner Rückkehr eine Zeit lang bei ihm gewohnt hat. Hr. Joos hat die grosse Gefälligkeit gehabt, von der Photographie eine Copie für Hrn. R. Virchow anfertigen zu lassen. Letzterer überreicht dieselbe für das Gesellschafts-Album.

Gleichzeitig erinnert er die einheimischen und auswärtigen Mitglieder daran, ihre Photographien für das Album einzuschicken. —

(7) Das langjährige Mitglied, Hr. Kuchenbuch zu Müncheberg, der Entdecker des vielgenannten Runenspeeres, hat Anfang September seinen 80. Geburtstag gefeiert. Die beiden, damals allein in Berlin anwesenden Mitglieder des Vorstandes, die HHrn. Voss und Bartels, haben ihm Glückwünsche übermittelt.

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft dem bewährten Forscher warmen Dank für seine geschätzte Mitarbeit aus. —

(8) Der Vorsitzende begrüsst die in der Gesellschaft anwesenden Gäste: Prof. Lindemann von Königsberg, Dr. Fischer von Sidney, Kaiserl. Reichsbevollmächtigten für Zölle, Freihr. v. Aufsees, Dr. Lent, Dr. Kärnbach und Verlags-Buchhändler Faber, letztere sämmtlich von Berlin. —

(9) Die russische geographische Gesellschaft hat beschlossen, im nächsten Jahre in Petersburg eine grosse internationale ethnographische Ausstellung zu veranstalten. —

(10) Der Press-Ausschuss des Reichs-Commissariates für die Welt-Ausstellung in Chicago hat das Tagen zahlreicher Special-Congresse daselbst, namentlich eines ethnologischen, in Aussicht gestellt. Etwaige Theilnehmer an diesen, speciellen Gebieten gewidmeten Zusammenkünften werden gebeten, zeitig ihre Namen und die Gegenstände ihrer Mittheilungen anzukündigen. Vorstand und Ausschuss haben beschlossen, vorläufig Weiteres abzuwarten. —

(11) Hr. R. Forrer übersendet aus Strassburg i. E. folgendes Schreiben vom 20. September über

mexikanische Fälschungen und spätägyptische Grabfunde.

„Anlässlich der Durchsicht Ihrer Verhandlungen finde ich im Januarhefte eine mexikanische Flöte und Maske als wahrscheinliche Fälschungen aufgeführt. Erlauben Sie mir die Mittheilung, dass deren in neuester Zeit mehrfach in den Handel gebracht werden, jedoch auf Grund eingehendster Untersuchungen als zweifellos falsch befunden worden sind. Ich sah jüngst eine Maske, ganz analog der von Ihnen S. 92 abgebildeten, bei einem Händler in Paris, der sie aber ebenfalls für falsch erklärte. Ein anderes Stück, das ich dort zu sehen Gelegenheit hatte, war zerbrochen und zeigte ganz moderne Kupfer- und Eiseneinlagen, nebst Einsätzen von Glas- und Obsidiansplittern. Zweifellos hat man es hier mit einer neuen Abart mexikanischer Fälscherindustrie zu thun, die durch die Neuheit und Absonderlichkeit ihrer Producte die Fabrikation moderner „altmexikanischer Thonpfeifen und Thonidole“ weit in den Schatten stellt.

„Bei diesem Anlasse möchte ich darauf aufmerksam machen, dass neuerdings in Aegypten Funde gemacht worden sind, welche geeignet sind, auch das Interesse unserer Prähistoriker zu erregen. Es sind dies Bronzedolche und Bronzelanzenspitzen, welche in ihren Formen sich an die europäischen anlehnen und einen Zusammenhang erkennen lassen, der uns das urzeitliche Aegypten weit näher bringt, als man es bisher zu hoffen gewagt hat. Wie die Silex-Funde dort immer mehr den einstigen Bestand einer Steinzeit befestigen, so treten auch immer kräftigere Zeugen dort für den einstigen Bestand einer Bronzezeit auf, die zu annähernd gleicher Zeit bestanden haben muss, wie in Süd-Europa.

Und auch nach einer anderen Seite sehen wir Aegypten aus der isolirten Stellung heraustreten, welche es bisher für die Prähistorie eingenommen hatte, weil die Prähistoriker dort nichts suchen zu dürfen glaubten und weil die Aegyptologen allzu sehr nur auf Bildwerke und Hieroglyphen sich stützen und nach Ziffern die Epochen und Zeitereignisse berechnen, wo wir nur nach Culturperioden datiren und mit Ziffern nur in beschränktem Maasse zu thun haben.

Das Gräberfeld von Achmim, die Necropole des alten Panopolis, hat bekanntlich in neuester Zeit eine bedeutende Menge von Geweben, hauptsächlich Gewandtheilen, dabei aber auch ganze Gewänder, aus römischer und byzantinischer Zeit zu Tage gebracht. Es sind dies Gewebe und Wirkereien, seltener Stickereien, aus Wolle, Leinwand und (sehr selten) Seide. Die Musterung besteht theils in classischen Ornamenten und ächt antiken mythologischen Scenen, theils — für die späteren Stoffe — in Darstellungen biblischer Figuren und byzantinischer Ornamentik in überaus reicher Farbenpracht. Die Gewänder sind Tuniken, Togen und Pallien, daneben aber fanden sich auch Mützen, Schuhe, und Theile priesterlicher Würdenstücke. Ich habe über diese Vorkommnisse in meinen Tafel-Werken über „die Gräber- und Textilfunde von Achmim, Panopolis“ und über „die römischen und byzantinischen Seidetextilien von Achmim“ eingehend berichtet und verweise für das Nähere darauf; hier aber möchte ich auf die seltsame Uebereinstimmung der frühmittelalterlichen Achmimfunde mit denen unserer völkerwanderungszeitlichen Reihengräber aufmerksam machen! Hier wie dort findet man Kämme, Filigran-Ohrgehänge, Perlen, scramasaxähnliche Messer, Goldkreuze, ähnlich den langobardischen, und Armringe, die in ihrer Form genau denen unserer alemannischen und fränkischen Reihengräber entsprechen. —

eine Neuerscheinung, die uns Aegypten auch für die Völkerwanderungszeit näher rückt.“ —

(12) Das correspondirende Mitglied, Hr. A. Philippi, überschickt aus Santiago, Chile, 9. Juli, folgende Mittheilung über

gefleckte Indianer in Mexico.

„In Mexico giebt es eine gelehrte Gesellschaft Antonio Alzate, die mich zum correspondirenden Mitglied gemacht hat und mir ihre „Memorias y Revista de la Sociedad Cientifica Antonio Alzate“ zuschickt. Im Tomo V, Heft 5 und 6, S. 126 steht eine Nachricht über blau gefleckte Indianer. Sie finden sich um die Stadt Jojutla, also im District Juaez der Provinz Morelos. Ich übersetze Ihnen die betreffende Stelle.

„In Jojutla sahen wir einen Menschen allein auf einigen Steinen sitzen, der eine Cigarre rauchte, ohne sich um das zu bekümmern, was um ihn herum vorging. Als wir ihn genauer betrachteten, bemerkten wir mit Abscheu, dass seine ganze Haut blau gefleckt war, als ob Schiesspulver darauf abgebrannt wäre, und wie gross war unser Erstaunen, als wir nun sahen, dass er unter der dichten Menschenmenge nicht der einzige mit diesem Fehler war; ebenso hatten auch Weiber und Kinder gefleckte Gesichter und Hände. Wir konnten nicht umhin, den Doctor darauf aufmerksam zu machen, der uns sagte, dass hier die Gegend anfinge, wo das mal del pinto beobachtet würde, dass die davon betroffenen Individuen pintos genannt würden und nicht blos Flecke auf dem Gesicht und den Händen, sondern auch auf dem übrigen Körper hätten, dass dieses Uebel erblich zu sein scheine, da es von den Eltern auf die Kinder übergehe, dass man es aber auch durch Ansteckung bekommen könne, ja, dass einige Personen glaubten, es sei schon genügend, um die Krankheit zu übertragen, wenn man Wasser aus dem Gefäss tränke, aus dem ein pinto getrunken habe. Uebrigens seien die Eingebornen, welche an diesem Uebel litten, nicht fähig, ihr Unglück und den Abscheu zu begreifen, den sie einflössten, denn gewöhnlich seien sie die stolzesten und hochmüthigsten und zeichneten sich vor den übrigen durch Bosheit und Hochmuth aus.

„Von diesem Ort an sahen wir in jedem Dorfe, durch welches wir (auf unserer Reise nach der berühmten Kalkstein-Höhle von Cacahuamilpa) kamen, einige pintos, und der Doctor lenkte unsere Aufmerksamkeit auf das Zusammentreffen, welches man zwischen dem Vorhandensein dieses Uebels und der Beschaffenheit des Bodens bemerke, denn es zeige sich im Allgemeinen, wo der Boden kalkig ist und die Gewässer eine grünliche Farbe und eine eigenthümliche Reinheit haben.

„Der Doctor war der Dr. Villada, Professor am National-Museum.

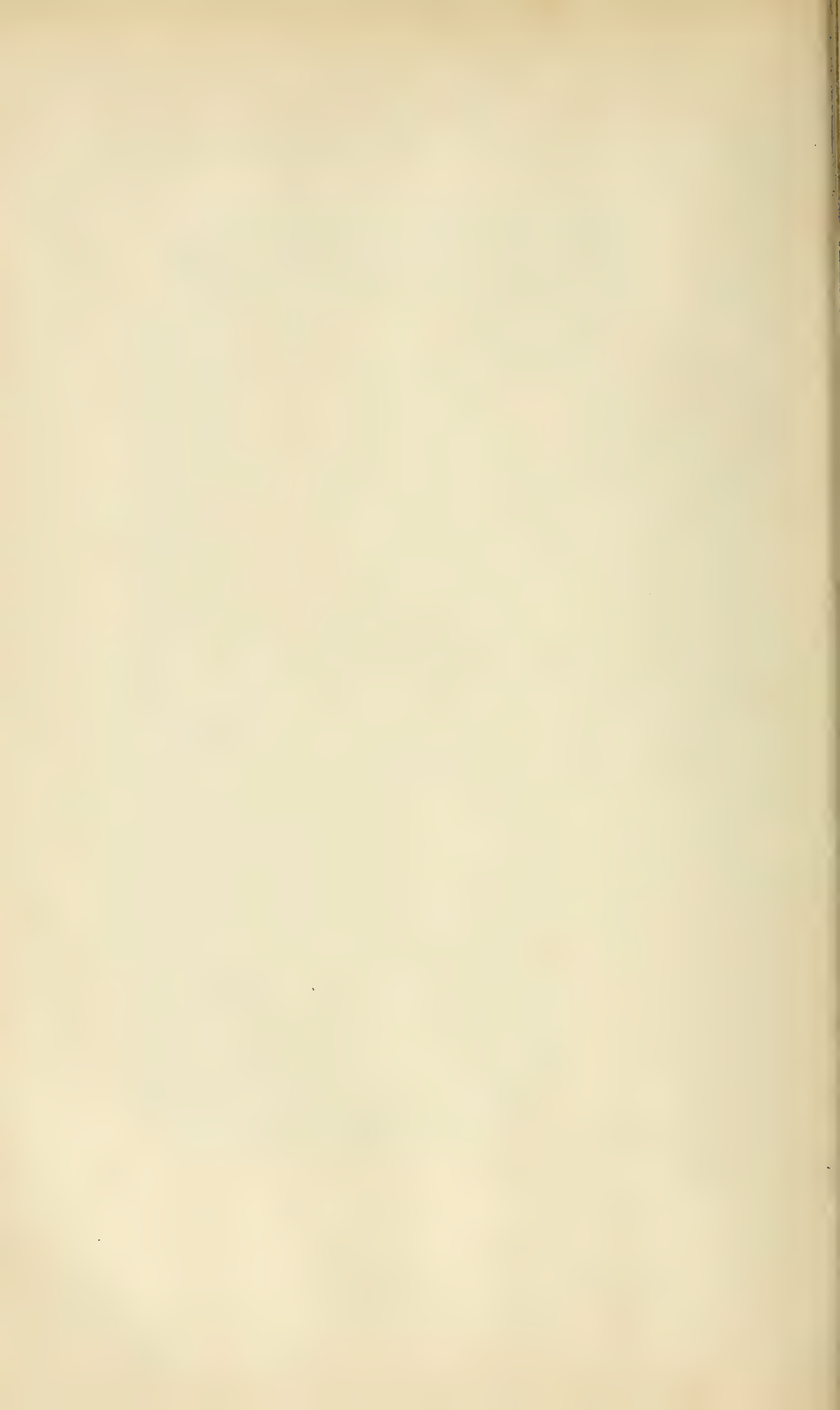
„Ich enthalte mich jeden Commentars.“ —

(13) Hr. Olshausen übergiebt eine Mittheilung betreffend

Hornsubstanz in vor- und frühgeschichtlichen Funden.

Das Fehlen der Wollengewebe in den Pfahlbauten gab mir schon früher Veranlassung, das Verhalten der Hornsubstanz im Wasser und im Torfmoore zu besprechen (Verh. d. Berliner anthropol. Ges. 1889, 244; vergl. Much in Mitth. der anthropol. Ges. Wien. 6. [1876.] 185). Seitdem habe ich Nachforschungen über das Vorkommen von Alterthümern aus eigentlicher Hornsubstanz oder von


7.
6
8.
5.
4.
3.
2.
1.



Hörnern selbst in Gräbern und anderen Fundstätten angestellt. Im Ganzen sind solche Funde selten, aber die Verschiedenartigkeit der hier in Betracht kommenden Gegenstände ist gross genug, um den Schluss zu gestatten, dass dieselben ursprünglich unter den Grabbeigaben eine nicht geringe Rolle spielten. Unzweifelhaft müssen wir uns die Ausstattung der Gräber erheblich reicher denken, als die Funde ergeben: namentlich sind Holzsachen sicher häufig beigesetzt worden, aber völlig vergangen: mit Hornsachen scheint es sich ganz ähnlich zu verhalten. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt die nachfolgende Zusammenstellung einiges Interesse: vom rein chemischen Standpunkte aus müsste freilich auch das Vorkommen von menschlichen und thierischen Haaren, von Klauen und Hufen berücksichtigt werden, die ja alle aus Hornsubstanz bestehen: archäologisch sind diese aber doch weniger wichtig. Es sei jedoch nochmals betont, dass wir unter Horn stets nur die äussere Scheide des Horns von Rind, Ziege, Schaf verstehen, niemals den inneren, aus Knochenmasse gebildeten Kern oder Stirnzapfen, und ebenso wenig das Geweih vom Hirsch und Reh, das gleichfalls chemisch und anatomisch Knochen ist. Leider werden diese Substanzen nur selten scharf aus einander gehalten, obgleich sie so wesentlich verschieden sind: namentlich ist der Ausdruck „Hirschhorn" hieran Schuld, den man besser durch „Geweih" ersetzt, wie es Bujack im Catalog des Prussia-Mus. I, 1884, Nr. 79—99 und 209—30 auch stets gethan hat. Wenn schon die mikroanatomischen Unterschiede gross genug sind, so ist doch nichts geeigneter, dem Laien die Verschiedenheit von Knochen und Horn klar zu machen, als die chemische Zusammensetzung: Knochen enthält ungefähr 32 pCt. organisches Gewebe und 68 pCt. Asche (Kalkphosphat und -Carbonat), Horn dagegen fast nur organische Substanz (wesentlich Keratin) und an Asche blos Spuren.

Das Ergebniss meiner Nachforschungen ist nun Folgendes:

Artefacte aus der Steinzeit sind mir nicht bekannt geworden: die dänischen Kjökkenmöddinger und ebenso die Gräber (Aarböger f. n. O. 1888, 261 ff.) haben so wenig, wie die mittel-europäischen Pfahlbauten Hierhergehöriges ergeben. Das bei Naue, Hügelgräber, Stuttgart 1887, T. 8, 14, zu S. 67 abgebildete Fragment eines verzierten „Hornkammes" aus der untersten Schicht der neolithischen Station von Huglfing, Ober-Bayern, ist aus Geweih, wie mir Hr. Prof. Joh. Ranke auf Befragen mittheilt, und unter den „Amuletten aus Horn", die Hr. Nagel in steinzeitlichen Gräbern zu Rössen a. d. Saale fand (Corr. deutsch. anthropol. Ges. 1887, 19), will er nicht solche aus Hornsubstanz verstanden wissen (briefl. Mittheilung). Das „Horn" von ebenda (diese Verhandl. 1882, 143) ist aber sicher ein „Hornzapfen", deren sich mehrere unter Nagel's Rössener Sachen im Königl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin, befinden. Dagegen lieferten nach den Beobachtungen Wiepken's die Oldenburgischen Torfmoore, welche bisweilen die Reste von 5 Wäldern über einander enthalten und also sicher ein sehr hohes Alter haben, besonders in den untersten Schichten Reste der Hornscheiden von Bos primigenius (Ur), priscus (dem Vorfahr des jetzigen Wisent oder Auerochsen, Bison europaeus) und taurus (dem jetzigen Nachkommen von primigenius), aber noch keine Artefacte. Die Stirnzapfen in diesen Hornscheiden lassen zwar noch die Knochenstructur erkennen, sind jedoch umgewandelt: sonst ist Knochen in den unteren Schichten nicht beobachtet, nur in den oberen, aber auch hier durch Verlust der Kalksalze in Folge Säuregehaltes der Moore weich und fast gallertartig, also wesentlich nur noch aus Leimsubstanz bestehend (vgl. Berl. Verh. 1889, 243; ferner Spiel-Spangenberg, Neues vaterl. Archiv des Königr. Hannover, II, [1822], 59, wo ähnliches von der Friedeburger Moorleiche, und Handelmann

und Pansch, Moorleichenfunde, Kiel 1873, S. 32, wo gleiches bei einigen der anderen Moorleichen erwähnt wird; endlich, die Oldenburger Funde betreffend, C. F. Wiepken, Ueber die Säugethiere der Vorzeit . . . . im Herzogth. Oldenb., Old. 1883, S. 4—5, und briefl. Mitth.). Vielleicht erfüllt sich die Hoffnung, in den Mooren einmal eine vollständige Hornscheide von Bos primig. zu finden, die sonst nicht existirt (A. Nehring in Neue Deutsche Jagd-Zeitung 1888, 369ff.; J. A. Smith in Proceedings Soc. Antiq. Scotland 12, 495). Es sind wenigstens aus Irland und Schottland vollständige schwarze Hornscheiden von Bos longifrons Owen (brachyceros Rütimeyer, der Torfkuh), d. h. der zur Zeit Caesar's auf den britischen Inseln einheimischen Rasse, und einer jüngeren Rinderart aus Mooren bekannt; so nach Proc. Soc. Ant. Sc. 9 (1870—72), p. 622-23 u. Fig. 1 = vol. 12, p. 496 und Fig. 1 ein Paar aus Limerick, Irland, bei vollständig entmineralisirtem Knochengerüst gefunden, 25 Fuss unter der Oberfläche; ein Paar, 3—4 Fuss tief, von Roxburghshire, Schottland, Proc. 12, 493, wohl jünger als Longifrons; ein Paar, 22 Fuss tief, von Aberdeenshire, ibid. p. 494, nicht gross genug für Urus; diese letzteren beiden Paare ohne Knochen. Endlich seien erwähnt Hornscheiden von 3 Individuen zu Blair Drummond, Cty. Perth, wohl vom kurzhörnigen Rind, ibid. p. 496.

Der Zeit nach dürfen wir hier einschieben, obgleich nicht Europa betreffend, den Schädel des Opferstieres mit Hornzapfen und -Scheiden aus dem Grabe des Mentuhotp, eines Verwaltungsbeamten, aus einer Felsenkammer in Theben, etwa 2000 v. Chr., im Königl. Aegypt. Mus. Berlin. Die absolute Trockenheit der ägypt. Gräber erhielt dies Stück gerade wie die Holzsachen. Sonst bemerkt Maspero, L'Archéologie Égyptienne, Paris 1887, p. 259: „Horn ist ziemlich selten in den Museen; es hält sich wenig; gewisse Insecten sind sehr gierig danach und zerstören es in kürzester Frist." —

Die Bronzezeit hinterliess uns einen Doppelknopf in einem Ledergurt aus einem Eichbaumsarg des Muldbjerg, Jütland, Aarböger f. n. O., 1886, 255 = Montelius' Tidsbestämning, Stockholm 1885, S. 273, K. B. 3319 und Montelius' Periode II angehörig; vergl. S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Bronzealderen, 1891, Nr. 13a und Aarböger 1891, S. 194, Fund 9. Dagegen ist der gedrehte, durchbohrte Knopf, Tidsbest. 273, K. 25 743, ebenfalls aus Jütland (von Sandbaek bei Flynder, Mémoires des antiq. du Nord, 1866—71, p. 144, Fig. 21 c) seinem Alter nach verdächtig und auch von Müller a. a. O., Fund 7, nicht berücksichtigt. — Wir haben ferner Haarkämme aus Horn, gleichfalls aus den jütischen Körpergräbern; die 5 bekannten Exemplare, alle einreihig, stammen aus dem Treenhöi (Madsen, Broncealderen II, Taf. 5, 10), dem Borum Eshöi (2 Stück, ebenda S. 19 u. Taf. 10, 7), dem Toppehöi (Nordisk Tidsskr. f. O. 3, 283—86. Taf. 1, 5; Zeitschr. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 5, 196) und dem Bredhöi (Aarböger 1886, 261); die 4 erstgenannten lagen in Eichbaumsärgen, letzterer in einer Holzkiste ungewöhnlicher Construction; alle gehören Montelius' Periode II an. Es handelt sich hier wirklich um Hornmasse, die Angabe Mémoires 1872—77, 368, wo von Knochen gesprochen wird, ist irrig. Das Vorkommen von Hornkämmen ist, jedenfalls für den Norden, auf die Bronzezeit beschränkt; aus der Eisenzeit kennt man sie in Dänemark nach gef. Mitth. des Hrn. Dr. S. Müller nicht mehr; die Angabe Vedel's, Bornholm's Oldtidsminder, 1886, S. 132, über einen Hornkamm vom Ende der röm. Kaiserzeit wäre danach zu berichtigen, obgleich Vedel sonst scharf zwischen Horn und Knochen oder Geweih unterscheidet. — Der Bronzezeit wird auch zugeschrieben ein Löffel aus Horn, 11 Zoll lang, gefunden mit einem Thonbecher bei einem Skelet in einer Steinkiste zu

Broomend, Aberdeenshire: Proceedings Soc. Antiq. Scotland, vol. 7, 116 u. 561; vol. 17, 456 u. 459. — Ein zweiter, sehr grosser Hornlöffel, dessen jetzt allerdings verlorener Stiel mittelst eiserner Nieten befestigt war, aus einer jener thurmartigen, „broch" genannten Bauten zu Craig-Carril, Sutherlandshire, wird erwähnt, Proc., vol. 9, p. 204, Note 2; Archaeologia Scotica, vol. 5, Edinburgh 1890, p. 108—9, Taf. 16, Fig. 8. Ob dies freilich wirklich ein Löffel war, scheint nicht ganz sicher, und das Alter des Stückes dürfte schwer zu bestimmen sein.

Des Weiteren hat man Horn an Heften von Dolchen und Schwertern, sei es als Belag der flachen bronzenen Griffzungen, sei es als direct an die Klinge genietete Handhaben: so als Griffzungenbelag: aus Jütland, Aarböger 1886, 256 und 274, Fig. 6; von Seeland, ebenda S. 281 und Madsen, Broncea. II, T. 11, 1; von Kreta, nach Naue, Archiv f. Anthropol. 15. 358 (Horn oder Geweih?); ferner als Handhabe, ohne oder mit Bronzeknauf; so ohne Knauf: Sehested, Archaeologiske Undersögelser, Kjöbenhavn 1884. T. 3. 5, zu S. 48 von Fünen; T. 27, 4a, zu S. 139, T. 28, 2d und vielleicht 2c (Knauf?), zu S. 145 aus Jütland: Montelius, Antiq. Suédoises 165 aus Halland (cf. Halland's Fornminnes-Förenings årsskrift 1869. 89); Evans, Bronze-Implements, 1881. p. 253, Fig. 319 aus Irland u. p. 224—25, Fig. 278—79 aus Yorkshire: mit Knauf: Annaler f. n. O. 1848, 343 u. Taf. 4. 1 von Hvidegaard auf Seeland: Sehested, Fortidsminder fra Broholm, 1878, T. 22, 12a, zu S. 108, derselbe, Undersögelser, T. 5, 13, zu S. 51, T. 7, 9, zu S. 55, T. 10, 2a, zu S. 58, von Fünen; Madsen, Broncea. I, T. 10, 5 = Worsaae, Nord. Oldsager 142 von Hörning in Jütland, II, T. 10, 14, aus dem Borum Eshöi, T. 7, B u. D³ aus dem Kongshöi, beide in Jütland. — In vielen Fällen, wo Reste des Horngriffes selbst nicht erhalten sind, gestattet doch die Oxydschicht auf der Bronze durch ihre äusserst feine Faserzeichnung auf Horn zu schliessen. Aehnlich verhält es sich mit dem von mir (Verh. 1891, 847) veröffentlichten bronzenen Mundstück eines Blasehorns von Latdorf bei Bernburg, an dessen Innenseite noch die Spur des Hornes erhalten ist, welchem das Mundstück mittelst hölzerner Nieten aufgesetzt war. — Die Spitze eines Rinderhorns, wahrscheinlich das Ende eines mit Metall beschlagenen Trinkhorns, fand sich in einer Steinkiste der Periode II mit Skelet in dem oben erwähnten Fund von Hörning in Jütland: Madsen, Broncea. I. S. 15, 5 = Tidsbest. 274, K. 15 271; S. Müller, Aarböger 1891, S. 194, Fund 20.

Die Erhaltung der Hornsubstanz in den angeführten Fällen ist im Wesentlichen auf den Ausschluss von Wasser zurückzuführen, so in den Steinkisten ohne und mit Leichenbrand mehrfach an Schwertern. In den Eichbaumsärgen, in denen vielleicht die Gerbsäure des Holzes mitspielte, fanden sich auch Wollgewebe und Haare der Leichen. Wo der Schutz ein geringerer, sind nur unbedeutende Hornreste erhalten, so in den von Sehested geöffneten Gräbern, die meist aus Lagen von Handsteinen bestanden, auf denen die Leichen ruhten, ohne besonderen Schutz von oben oder unter einer nur geringen Steindecke. —

Aus der Hallstattzeit ist anzuführen: ein (Rinder-[?]) Horn aus dem Maria-Theresia-Stollen und eines aus dem Joseph Ritschner Sinkwerk, beide zu Hallstatt (Mus. Wien, nach Prof. Jentsch, Guben, und Dr. M. Much, Wien). Durch die Einwirkung des Salzes in jenen Werken erhielten sich bekanntlich noch viele andere leichtvergängliche Stoffe, als Leuchtspähne, Salzkiepen oder Körbe aus Häuten, Pelzstücke u. s. w.: vergl. F. Simony, Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg, Wien 1851 (Beilage z. d. Sitzungsber. d. philos.-hist. Cl. d. K. Ak. d. W., Bd. 4. 1850), S. 4 und v. Sacken, Hallstatt, S. 125, wo auch noch ein Geräth von Horn erwähnt wird: Much, Prähistor. Atlas, Wien 1889, T. 69, 13—15. — Horn-

Artefacte dieser Zeit finden sich noch mehrfach erwähnt, aber es ist fraglich, ob es sich dabei je um Hornsubstanz handelt. v. Sacken führt S. 75 an: Ringe aus schwarzem Horn in Brandgräbern und als Brustschmuck von Kindern; diese sind indess, wie Hr. Director Heger mir bestätigt, Knochen. Die kleinen „Hornringe" aus Hügelgräbern der jüngeren Hallstattzeit in Bayern, Naue, Hügelgräber, S. 177, und die „Hornringperlen", ebenda S. 126 u. 134—37, Taf. 34, 11—13, zum Theil, sind nach gef., auf meine Bitte vorgenommener Untersuchung durch Hrn. Prof. Joh. Ranke aus Hirschgeweih. — Ferner existirt der „Ring aus Horn" mit eingehängter Bronzepincette bei Schwartz, Materialien zur prähist. Kartographie Posen's, Nachtrag I, 1879, Fig. 8 zu S. 8 von Kazmierz, ebenso wenig (es scheint sich um einen Thierzahn zu handeln), wie ebenda Nachtrag II, 1880, S. 7, Grab 26, „zwei kreuzweis gelegte Büffelhörner" („nicht etwa Trinkhörner, denn das Mark darinnen trat noch voll hervor"). Die fraglichen Stücke waren nach brieflicher Mittheilung des Hrn. Gustav Fehlan in Neudorf bei der Auffindung noch wohl erhalten, zerfielen aber gleich; eine übersandte Probe ist Knochen, vielleicht der Theil des oberen Endes eines Stirnzapfens, wenn nicht gar nur ein starker Spross eines Geweihs, worauf, nach Hrn. Prof. Nehring, die schalige Absonderung der Aussenseite und die schwammige Beschaffenheit des Innern (das angebliche „Mark") schliessen lässt. — Bezüglich eines geschlossenen Ringes aus „schwarzem Horn" aus einem Grabe zu Moraves, Böhmen, drückt auch Much seine Zweifel aus durch den Zusatz „vielleicht Gagat" (Atlas, S. 202, Fig. 16).

Hornsachen, welche der Tènecultur angehörten, kenne ich nicht.

In Bezug auf die classischen Völker ist zu beachten Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, Bd. 2, Leipzig 1879, Abschnitt 12. Unter den aus Horn gefertigten Objecten werden hier genannt Schiessbogen, Helmverzierungen (kleine Hörner), Blase-Instrumente (Flöten) und Theile anderer musikalischer Geräthe (Arme der Lyren), Becher, Trichter, Scheiben an Laternen; „hingegen scheint man, so heisst es S. 360, Kämme im Alterthum nicht daraus fabrizirt zu haben" (vergl. aber oben S. 450). Trinkhörner, vom Urus, mit Silber beschlagen, erwähnt Caesar, de bello Gallico 6, 28, andere Athenaeus Naukratites (um 200 nach Chr.), Deipnosophistae 476 (lib. 11, cap. 51). Was die Bogen bei Homer anlangt, so könnte vielleicht Od. 21, 393—95: „dieser bewegte den Bogen (τόξον) hin und her in der Hand, auf allen Seiten versuchend, ob nicht die Würmer das Horn (die Hörner, κέρα) zerfressen", κέρα nur der Krümmung wegen gebraucht worden sein, allein Ilias 4, 105 ff. heisst es nach Voss' Uebersetzung: „Schnell entblösst er den Bogen (τόξον), geschnitzt von des üppigen Steinbocks schönem Gehörn . . . ., sechszehn Handbreit ragten empor am Haupte die Hörner (κέρα). Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler, glättete alles genau und beschlug's mit goldener Krümmung." Freilich wird es schwer, sich vorzustellen, dass die zu einem Bogen verbundenen Hornscheiden die nöthige Biegsamkeit besassen und in der That wird Od. 19, 211 κέρας als Sinnbild gerade der Starrheit (mit Bezug auf die Augen) gebraucht; aber an einen massiven, gebogenen Hornstab, wie ihn die moderne Technik unter Anwendung von Wasser, anderen Agentien und Hitze herstellen kann, ist doch nach Obigem nicht zu denken. — Homer erwähnt auch noch, Od. 19, 562—7, Pforten („der Träume") aus glattem Horn. —

Blümner sagt nun: „Reste antiker Arbeiten aus Horn haben sich, da dieser Stoff sich in der Erde nicht conservirt, meines Wissens gar nicht erhalten." Ganz Aehnliches wird auch S. 378 bezüglich des verwandten Schildpatt bemerkt. Trinkhörner sind indess im Norden aus der römischen Kaiserzeit nachweisbar,

so mit silbernen Beschlägen zu Varpelev auf Seeland, Aarböger 1877, 355—56 und Fig. 13 (Vimosezeit, etwa 3. Jahrh.) und wohl auch die beiden Paare aus den Torfmooren zu Knabstrup und Holmegaard auf Seeland. Aarböger 1886. 237—38 und Fig. 12. Ob aber auch die von Wankel, Mittheilungen d. anthrop. Ges. Wien. 5. (1875.) S. 15—16, erwähnten beiden, ebenfalls mit Silber beschlagenen Hörner aus einem Kurgan von Tschernigow in Russland in diese Zeit gehören, ist aus den Angaben nicht sicher festzustellen. — An Schildpatt besitzt das Berliner Antiquarium 4 Platten, Nr. 4971, wovon 2 mit Bronzenieten.

Den Uebergang zur Völkerwanderungszeit bildet der Horngriff an einem eisernen Schwert von der Form Phys.-ökon. Abhandlungen, Königsberg, 17, T. 1, 5, zu S. 53, von Warnikam in Ost-Preussen, aus dem 5. Jahrh., Phys.-ökon. Abh. 18. 273. Nach briefl. Mitth. des verstorbenen Dr. Tischler handelt es sich hier um wirkliches Kuhhorn. — Etwas älter noch, der 2. Hälfte des 4. Jahrh. angehörig. würden die von Ammianus Marcellinus rerum gestarum lib. XVII. 12, beschriebenen leinenen, mit geschabten und geglätteten Hornplättchen (cornua rasa et laevigata) besetzten Panzer der Quaden in Böhmen und Mähren sein, von denen sich indess nichts erhalten hat (Lindenschmit, Handbuch d. deutschen Alterthumsk. 1, 263). In die Völkerwanderungszeit gehört vielleicht die Moorleiche von Fahrenkrug in Holstein mit der ganz unbearbeiteten Hornscheide eines Rindes, K. S. 3358 des Kieler Mus.; Zeitschrift f. schlesw.-holst. Gesch. 2. 84; Handelmann und Pansch. Moorleichenfunde, S. 11, Note. — Der Zeit nach mag sich hier anschliessen eine „Horn"platte (légère bande de corne) als Zwischenlage im zusammengesetzten Knauf eines Schwertgriffes von (Farébersviller) Pfarr-Ebersweiler, O. von St. Avold. in Deutsch-Lothringen (Lindenschmit, Handbuch 1, 227. nach Dufresne in Mémoires de l'Académie imp. de Metz, année 36 (1854—55), p. 539ff. und Taf. Fig. 1), sowie „Horn"streifen und -Platten auf dem Eisengerüst eines Helmes, zu Benty Grange, Derbyshire, in einem den Sachsen zugeschriebenen Grabhügel gefunden (Roach Smith, Collectanea antiqua 2, 238; Lindenschmit, Handbuch 1, 256, Fig. 195; Antiquarisk Tidskr. f. Sverige 8, 1, S. 42); endlich ein Horn, gefüllt mit Silberschmuck und angelsächsischen Münzen. gef. zu Quendale. Orkney (Wilson, Archaeology of Scotland. Edinburgh 1851. p. 442).

In die Zeit nach 800 ist vielleicht zu setzen ein Rinderhorn mit Eisenbeschlag aus dem slavischen Burgwall bei Stargardt, Kr. Guben. diese Verh. 1886, 199, Fig. 8. Jedenfalls gehören dahin Reste von Trinkhörnern, sitzend an Metallbeschlägen, wie Aspelin, Antiquités du Nord finno-ougrien. Helsingfors 1877—84. Fig. 1836. und gefunden zu Oberhof bei Memel in der jüngsten, dem 9. bis 13. Jahrhundert angehörigen Schicht (Phys.-ökon. Berichte. Königsberg 1889. S. 30—31). Ferner „ein Stück Horn" von Mammen. Jütland. Aarböger 1869. 210, nach Sophus Müller aus der ersten Hälfte des 10. Jahrh. — Der Wikingerzeit gehört auch an ein Knochenkamm aus einem Grabe zu Möklebust, mit Rautenverzierungen in Form von Einlagen aus schwarzem Horn oder Fischbein (Lorange, Bergens Museum 1875. S. 155—56; Norske Aarsberetning 1874, S. 90); vergl. den Kamm von Voll, Aarsberetning 1873, Fig. 40. Sodann ein gedrehter Brettspielstein aus schwarzem Horn und durch dieses Material unter den in Norwegen gefundenen Spielsteinen dieser Zeit alleinstehend, da dieselben sonst aus Knochen gefertigt sind (Nicolaysen, Langskibet fra Gokstad. Christiania 1882, S. 46, *g* und Taf. IX, 6). — Je ein kleines Rinderhorn in 2 Gräbern zu Lyngdal. Norwegen: Norske Aarsberetning 1871. p. 139 u. p. 141. — Endlich 2 Hörner, gefüllt mit Silbermünzen Kanuts des Grossen (1015—36), gefunden beim

Torfgraben zu Caldale bei Kirkwall (Wilson, Archaeol. p. 443). — Nicht richtig scheint dagegen die Angabe betreffs der Kämme aus „schwarzem Horn" von Oberflacht, Württemberg (10. Jahrh. [?]; v. Dürrich und Menzel, Heidengräber am Lupfen, Stuttgart 1847, S. 9 und 21, zu Taf. 11, 1 und 57, aus Grab 3 und 38); wenigstens schreibt mir der Custos, Hr. C. Witscher, in Stuttgart, sie seien aus Bein. Woraus ist aber dann die weisse Einlage in denselben? —

Anhangsweise seien einige Beispiele der Erhaltung von thierischen und menschlichen Haaren und von Nägeln erwähnt. — Grabfunde dieser Art aus älterer Zeit sind selten, doch wird von Kopfhaar im Muldbjerg (Aarböger 1886, 255) und im Toppehöi (Nordisk Tidsskr. III, 283—86; Kieler Zeitschr. 5, 197) berichtet. In Grabhügeln zu Habsthal fand sich Pelzwerk noch mit den Haaren daran (Lindenschmit, Sigmaringen 1860, S. 215). — In Torfmooren ist die Erhaltung der Haare häufig: geflochtene Haarlocken von Downshire in Ireland, Annaler f. n. O. 1836—37, S. 170; Haarlocke und Nägel von Haraldskjär, ibid. S. 161 u. 166, Haar an Fellbekleidung, S. 162 u. Taf. V, 1. Haare an einer Kuhhaut aus dem Eistrupmoor, Jütland, Antiq. Tidsskrift 1843—45, S. 23. Haare an Mantel und Schuh von Undeleff, Kr. Apenrade, Kieler Zeitschr. II, 72—73; an Leiche und Fellbekleidung von Königswille, Kr. Schleswig, ebenda III, 40; XV, 315. — Kopfhaar und behaartes Leder von Rendswühren, Kr. Kiel, ebenda II, 74 u. 78—79. — Röthliche Haare an der Leiche und Haare am Schuhwerk von Friedeburg, Ost-Friesland, Annaler f. n. O. 1842—43, S. 176, und Spangenberg, Neues Archiv II., 59. — Arends, Ost-Friesland u. Jever I., Emden 1818, S. 15, Note 1, erwähnt eine Schnur aus weissen und schwarzen Pferdehaaren, auf welche Bernsteinperlen gereiht waren, ebenfalls aus „Moorgrund". — Die hochinteressanten Untersuchungen dänischer Forscher über die Haare und Felle aus alten Funden dürfen hier nicht unerwähnt bleiben; siehe Aarböger 1891, p. 97, Mémoires des antiquaires du Nord 1891, p. 75. — Den Schluss bilde der bemerkenswerthe Fund von Hvidegaard bei Lyngby auf Seeland: bei gebrannten Gebeinen in einer langen Steinkiste fand sich eine lederne Tasche und darin u. a. eine kleine Flintspeerspitze in einem Futteral aus Darm oder Blase, ferner ein ledernes Futteral, worin u. a. einige kleine Steine in Darm oder Blase gewickelt, endlich eine Raubvogelklaue; Antiquar. Tidsskrift 1843—45, 236; Annaler f. n. O. 1848, 336 und Taf. 4, 5; 5, 1, 10, 8; Sophus Müller in Aarböger f. n. O. 1891, S. 206, Nr. 136, Periode I, 2. —

(14) Hr. Glogner in Padang hat zwei Schädel von sumatranischen Radjah's abgesandt. —

(15) Hr. Dr. Rud. Franz, Arzt zu Arnstadt in Thüringen, übersendet fünf Photogramme eines jungen Mannes mit

extremer Dehnbarkeit der Haut am Ellenbogen.

Der Brief vom 25. Februar lautet: „Der junge Mann von 16 Jahren, durch die „nach innen umgekrempelten" Hemdsärmel als Schmied oder Schlosser gekennzeichnet, ist der Sohn eines unserer intelligentesten Maschinen-Fabrikanten.

„Als Junge hat der gedachte Schlosser-Lehrling sich die ganz besondere Geschicklichkeit angeeignet, stets auf die Ellenbogen zu fallen und nicht, wie jeder gewöhnliche Sterbliche, auf die vorgestreckte Hand. Verschiedene Entzündungen der Schleimbeutel am Olecranon und wohl auch an denjenigen der Condylen des

Humerus sind der Sprengung der Kapsel vorausgegangen. So erkläre ich mir den pathologischen (anatom.) Vorgang.

„Ob wir nun „ein nicht geformtes myxomatöses Gewebe mit totalem Schwund der Fibrillenbündel,“ wie z. B. bei Peter Spamer (Illustrirte Zeitung, Nr. 2505 vom 4. Juli 1891), vor uns haben, wage ich selbstredend nicht zu beurtheilen.

„Der junge Mann consultirte mich wegen einer frischen Entzündung des Schleimbeutels am linken Olecranon mit gleichzeitiger Zerreissung der Capsel. Die „gelappte“ oder „lappige“ Haut fiel mir sofort auf. Die gleichen Befunde am rechten Olecranon (zwei Photogramme) sind älteren Datums.“ —

Hr. R. Virchow: Die vortrefflichen Photographien, welche Hr. Franz mir überschickt hat, zeigen allerdings in Bezug auf die Haut am Ellenbogen eine grosse Aehnlichkeit mit den Zuständen, die uns der sog. Hautmensch (Spamer) in der Sitzung vom 18. Juli 1891 (Verhandl. S. 684) an seinem Körper vorgeführt hat. Obwohl sie sich nur auf einen kleinen Theil der Haut beziehen, so gewähren sie doch ein besonderes Interesse dadurch, dass sie auf bestimmte Ursachen (äussere Stösse) zurückgeführt werden können. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich in Folge dieser Ursachen der Schleimbeutel, welcher die Spitze des Olecranon deckt, sehr vergrössert hat und dass dadurch die Möglichkeit, die Haut von dem Knochen bis auf grössere Entfernung abzuziehen, erheblich gesteigert worden ist. Die Grösse der Excursionen, welche die Haut bei arbeitenden Menschen an dieser Stelle zu machen hat, bedingt sehr häufig eine bleibende Vergrösserung, welche sich durch eine Reihe von Falten und Wülsten zu erkennen giebt, nicht so stark, aber doch ganz ähnlich angeordnet, wie sie nach zwei der vorliegenden Photographien an den Armen des Arnstadter Mannes im ruhenden Zustande zu sehen sind. Vergleicht man damit die ausserordentliche Dehnbarkeit der Haut, wie sie beim Ergreifen und Anziehen derselben durch eine andere Person hervortritt, indem ziemlich grosse Abschnitte sich in lange Falten aufheben lassen, so kann kein Zweifel darüber bestehen, dass diese Haut in hohem Maasse elastisch ist. Ich betone dies, im Einklange mit dem, was ich über Spamer gesagt habe, deshalb, weil in der letzten Zeit die Meinung ausgesprochen ist, die grosse Dehnbarkeit der Haut sei auf einen Mangel an Elasticität zurückzuführen. Unter Elasticität verstehen wir die Fähigkeit eines Theiles, stark gedehnt werden zu können, ohne zu zerreissen oder zu zerbrechen, aber auch nach der stärksten Dehnung wieder in die frühere Gleichgewichtslage zurückzukehren, oder, was für die Haut speciell gilt, sich wieder bis auf das frühere Maass zusammenzuziehen. Besässe sie diese Fähigkeit nicht, so würde die gebildete Falte eben stehen bleiben. Es kann daher keine Rede davon sein, dass die elastischen Fasern der Haut, oder, wie es in der von Hrn. Franz angezogenen Zeitungsnotiz heisst, die Fibrillenbündel total geschwunden seien. Es wird dies in einer gewissen Ausdehnung am Unterhautgewebe geschehen sein, da sonst die vermuthete Vergrösserung des Schleimbeutels nicht möglich gewesen wäre, aber die Haut als solche muss eher mehr, als weniger elastische Elemente besitzen. —

(16) Hr. Virchow zeigt, im Anschlusse an seine Mitteilungen in der Sitzung vom 16. Januar (Verhandl. S. 84),

Fundstücke vom Schweizersbild bei Schaffhausen.

Während ich mich im letzten Monat für eine kurze Zeit mit meiner Familie in Seelisberg am Vierwaldstättersee befand, erhielt ich von Hrn. Dr. J. Nüesch folgenden, vom Schweizersbild, 20. September, datirten Brief:

„Erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, dass gegenwärtig durch die immer fortgesetzten Ausgrabungen beim Schweizersbild ein auf der Nagethierschicht ruhender, kunstvoll angelegter Heerd, sowie ein trocken gemauertes Kindergrab mit Beigaben von Feuerstein-Messern, Säge, Pfeil, einer Coralle und Halsband aus Serpularingen in der grauen Culturschicht aufgedeckt ist und dass die Profile sehr hübsch sichtbar sind. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie während Ihres Aufenthaltes in der Schweiz einen kleinen Ausflug zur Besichtigung dieser Niederlassung machen könnten, und lade ich Sie hiermit auf's Höflichste ein. — Die französische Regierung hat vor 14 Tagen einen Delegirten hierher geschickt, Hrn. Boule, der 4 Tage hier weilte.“ —

Die Versuchung war zu gross, als dass ich widerstehen konnte. Ich schlug daher meinen Rückweg über Schaffhausen ein und hatte das grosse Vergnügen, dort alle Betheiligten, den Hrn. Regierungs-Präsidenten Dr. Joos an der Spitze, vereinigt zu treffen. Am nächsten Vormittag, 24. September, begaben wir uns, nachdem wir die grosse und sehr übersichtlich aufgestellte Sammlung der bisher gewonnenen Fundstücke gemustert hatten, an den Platz der Ausgrabungen.

Der Weg dahin führt fast gerade nach Norden, in der Richtung auf die deutsche Grenze, durch flache Wiesenthäler, welche von niedrigen, bewaldeten Höhen umsäumt werden; hier und da tritt nackter Fels zu Tage. Ein solcher Felsblock führt den Namen Schweizersbild; an seinem Fusse liegt die kleine Stelle, welche bis jetzt Gegenstand der Untersuchungen gewesen ist. In der unmittelbaren Fortsetzung des Thales nach Norden beginnt das, durch frühere Funde berühmte Freudenthal; etwas weiter, in östlicher Richtung, stösst man auf Thayngen. Die sämmtlichen, bis dahin bekannten Renthierstationen liegen also fast in einer Linie, ungefähr dem Laufe des Rheines parallel; manche Andeutungen sind vorhanden, dass ihre Zahl noch nicht erschöpft ist.

Das Schweizersbild ist ein mächtiger, ganz isolirter Block aus Jurakalk am Nordrande des Thälchens; in einiger Entfernung stehen einige ähnliche Felsen. Offenbar ist eine frühere Wand im Laufe der Zeit zerbröckelt; ihre Trümmer erfüllen den Boden des Thales und bilden die schräge Abdachung, welche sich vom Fusse des Felsens bis zur Thalsohle herabsenkt. Gegen Süden hat der Fels eine nackte, fast ganz steile Wand, welche nur an ihrer Basis eine flache Aushöhlung zeigt. Allem Anschein nach ist die Wand in steter Abbröckelung befindlich und es darf wohl angenommen werden, dass einst ein stärkerer, vielleicht mehr dachförmiger Vorsprung über die Aushöhlung hervorgetreten ist. Gegenwärtig ist diese kaum 3 Schritte tief und am Ausgange 6—8 Schritte breit. Es ist ein sehr geschützter, warmer Platz: am 24. September brannte die Sonne so stark, dass es höchst erfrischend war, gelegentlich etwas Schatten in der Nähe zu finden.

Auf diesem Platze ist eine so grosse Masse von Gegenständen gesammelt worden, dass ein geräumiger Saal mit dicht gestellten Tischen ganz damit gefüllt werden konnte. Wegen der Einzelheiten der Schichtenfolge und ihrer Zusammensetzung darf ich auf den früheren Bericht verweisen, dessen Genauigkeit ich durchweg bestätigen konnte. Die von Hrn. Nüesch gemeldeten neuen Fundstellen, namentlich der Kochheerd und ein Kindergrab, waren sorgfältig blossgelegt und gewährten ein klares Uebersichtsbild. Ersterer bildete eine grosse, rundlich ovale Mulde mit hoher Aschenschicht, in der Heizsteine lagen: letzteres, wohl erhalten, mit Steinen umsetzt, zeigte ein ausgestrecktes Kinder-Gerippe.

Inzwischen waren noch einige ähnliche Gräber entdeckt und es gelang mir, in der noch vorstehenden Seitenwand die Reste eines weiteren aufzufinden. Merkwürdiger Weise waren alle diese Gräber mit Resten von Kindern erfüllt. Auch

in der Sammlung hatte ich meist Schädel und Knochen von Kindern oder jugendlichen Individuen gesehen; von ersteren zählte ich 8 im Ganzen. Ich bemerke zugleich, dass die Mehrzahl der Schädel kurz, jedoch mehr mesocephal war: nur einer, offenbar ein männlicher, schien dolichocephal zu sein.

Die Gerippe, welche in situ gesehen werden konnten, hatten meist den Kopf gegen Osten. Nur das erwähnte Gerippe eines kleinen Kindes in der östlichen Randschicht, von welchem Theile des Kopfes, des Halses und der oberen Brustgegend noch in der Erde steckten, hatte eine mehr nordsüdliche Lage. Constant wurden um die Halsgegend Corallen aus Serpula-Röhren gefunden; nur bei dem zuletzt bemerkten Kinde hatten dieselben seitliche Durchbohrungen. Ausserdem kleine Feuerstein-Splitter.

Von Thongeräth ist äusserst wenig gefunden und zwar nur in den oberen Schichten. Die Stücke hatten ein röthliches Aussehen und waren offenbar stark gebrannt. Wenig Ornament, zum Theil horizontale Einritzungen, zum Theil Vorsprünge. Nur ein Stück zeigte lineare Reihen von kurzen, vielleicht eingestochenen Vertiefungen.

Dagegen war, wie schon der frühere Bericht gelehrt hat, die Zahl der Thierknochen und der Feuersteinsachen unermesslich gross. Aus der Nagethierschicht liessen sich die kleinsten Knochen in grosser Menge auslesen. Grössere Knochen waren gar keine an Ort und Stelle zu bemerken; ich sah nur zerschlagene Stücke. Die grössten waren Kieferfragmente vom Renthier und Trümmer von langen Knochen der Extremitäten. Einzelne Bruchstücke von Renthiergeweihen liessen längere Sägeflächen mit sehr feinen Linien und Absätzen erkennen, wie sie durch Steinsägen hervorgebracht werden. Wenige Knochen zeigten Brandspuren.

Unter den Steinsachen bemerkte ich eine Art von Flachbeil aus leicht zu ritzendem Stein, das jedoch vielleicht kein Artefakt war. Zahlreich waren grössere Bruchstücke, die durch Feuer gesprungen zu sein schienen. Die grösste Masse aber stellten kleinere, zweifellos künstlich hergestellte Geräthe aus gelblichem Hornstein dar. Das grösste Stück, welches ich mitgebracht habe, ist 6,5 *cm* lang, 2,4 *cm* breit und 9 *mm* dick; es ist eine Art von Schaber, mit breiter, leicht convexer Basis und dreieckigem Querschnitt, an beiden Enden durch secundäre Absplisse kunstvoll gerundet und an den Seitenrändern durch etwas unregelmässige Aussprengungen fast sägeförmig. Sehr ähnlich ist auch eine Menge der kleineren Stücke, fast sämmtlich mit gebogener Grundfläche und mit prismatischem, manche auch mit trapezoidischem Durchschnitt. Einzelne haben eine lanzettförmige Gestalt, sind an einem Ende dünner und zugespitzt, am anderen breit gerundet und mit einer sehr regelmässigen Abstumpfungsfläche an der oberen Kante versehen, so dass sie einer Wurfspiessspitze ähneln.

Von kleineren und besonders charakteristischen Stücken möchte ich folgende zeigen: 1. ein kurzes Stück von Renthierhorn, welches deutliche Sägeflächen in Absätzen und auch einzelne Querfurchen zeigt (Fig. 1, *a* und *b*, die Ansicht in *b* in etwas mehr gedrehter Stellung); 2. zwei kleine Sägen (Fig. 2 und 3), die eine mit grösseren, die andere mit kleineren Zähnen; 3. ein kleiner „Centrumbohrer" (Fig. 4) mit einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten, feinen Spitze.

Diese Stücke, welche aus der „gelben Culturschicht" stammen, haben ein besonderes Interesse, weil sie eine Fabrikationsweise erläutern, auf welche Hr. Dr. Häussler in seinen ersten Besprechungen besonders aufmerksam gemacht hat. Die alten Renthierleute stellten nehmlich, wie die Funde ergeben haben, eine grosse Menge sehr feiner und zierlicher Nadeln aus Renthierhorn her, deren Schaft jedoch nicht rund, sondern abgeplattet ist, so dass sie fast wie kleine

Schwerter oder wie moderne Stopfnadeln aussehen. Ihre Oberfläche ist auf das Sauberste geglättet. Das eine Ende ist zugespitzt, das andere quer abgeschnitten



Figur 1. Figur 2. Figur 3. Figur 4.

Sämmtlich in naürlicher Grösse.

und mit einem sehr regelmässig runden Loche versehen. Um derartige Nadeln herzustellen, musste zuerst aus dem Renthiergeweih ein längliches Stück ausgesägt werden. Dazu dienten die kleinen Sägen (Fig. 2 u. 3). Hatte man erst ein Geweihstück der Länge nach gespalten, so genügte eine der Kanten, um von beiden Seiten her einzusägen; schliesslich war nur noch nöthig, das Stück durch Querfurchen zu zerlegen (Fig. 1). War es dann durch Schaben und Schleifen in die richtige Form gebracht und geglättet, so wurde mit der Spitze des Centrumbohrers (Fig. 4) das Loch gebohrt. Der Versuch lehrt, dass die Spitzen der Centrumbohrer genau in die Höhlung des Loches passen. Die Ermittelung dieser Technik macht den sorgfältigen Beobachtern nicht minder Ehre, als die Erfindung derselben den alten Renthierleuten.

Das Mitgetheilte mag für heute genügen, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen merkwürdigen Punkt zu lenken. Ich will nur noch hinzufügen, dass die Freudenthaler Funde, unter denen auch grössere Knochen vorhanden sind, sich vollständig in dem Privatbesitz des Hrn. Dr. Joos befinden und in dessen Hause sehr schön aufgestellt sind, während die Thaynger Sachen, so weit sie nach Schaffhausen kamen, dem städtischen Museum einverleibt sind. Darunter ist auch das Stück mit der Zeichnung eines stark behaarten, sehr fein und zierlich ausgeführten Pferdes. —

(17) Hr. R. Virchow spricht über

Russische Alterthümer, namentlich Silber-, Stein- und Thongeräthe.

Unter den altrussischen Sachen, welche die Ausstellung des internationalen archäologischen Congresses zu Moskau in reichster Fülle enthielt, fesselten meine Aufmerksamkeit ganz besonders Funde aus altslavischen Kurganen. Wir kennen aus unseren Gegenden bis jetzt fast gar keine slavischen Hügelgräber. Um so mehr war ich erstaunt, unter einer grösseren Sammlung vortrefflich ausgeführter Kurganen-Modelle aus der Gegend von Kiew auch solche zu sehen, in denen Skelette mit Schläfenringen bestattet waren. Sie beweisen, wie geringen chronologischen Werth die blosse Form der Kurganen hat. Offenbar ist die Gewohnheit, einen mächtigen Grabhügel aufzuwerfen, durch viele Jahrhunderte hindurch und wahrscheinlich durch sehr verschiedene Völker fortgesetzt worden. Graf Alexis

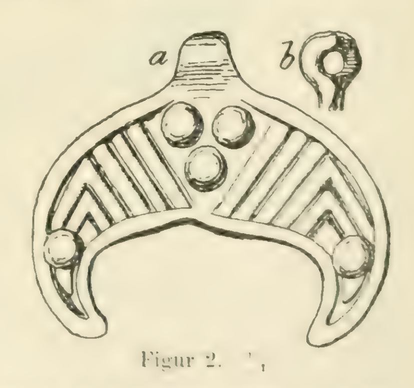
Bobrinskoy, der eine schöne Sammlung von Kurganen-Funden aus Klein-Russland, namentlich aus den Gouvernements Kiew und Poltawa ausgestellt hatte. unterscheidet daher 3 Epochen: die des Steines und der Bronze, die der Scythen und die der Slaven (Antiquités de la Petite-Russie. St. Petersbourg 1892).

In solchen altslavischen Kurganen sind auch grössere Silberringe von sehr eigenthümlicher Form, wahrscheinlich Ohrringe, zu Tage gekommen. Unser Ehrenmitglied, Frau Gräfin Uwaroff, war so gütig, mir aus der reichen Sammlung ihres verstorbenen Gatten, unseres ehemaligen Mitgliedes, ein derartiges Stück zu schenken (Fig. 1), welches von Smolensk stammt. Ein ziemlich dicker, aber unregelmässiger Draht, dessen beide Enden so ineinander greifen, dass das eine durch eine, vermittelst Umwickelung des anderen gebildete Oehse durchgeschoben ist und darin hin und her bewegt werden kann, läuft in 4, durch Verbindungsdrähte verbundene, verzierte Platten aus, so dass das Ganze einen Ring darstellt. Die Platten sind unregelmässig viereckig und so gestellt, dass je 2 sich gegenüber stehende Ecken mit dem Verbindungsdraht zusammenhängen. Die Ecken selbst sind vielfach abgenutzt oder verwittert, so dass sie mehr abgerundet erscheinen. Jede Platte ist von 2, dem Rande parallelen, discontinuirlichen Linien umsäumt und trägt in der Mitte ein Kreuz, dessen Arme gleichfalls aus unterbrochenen Linien bestehen. In den 4 Winkeln des Kreuzes stehen Ringe: ebensolche finden sich an den Ecken der Arme, und zwar hier doppelt. Sowohl die Linien, als die Ringe sind eingepunzt und sehr unregelmässig. Man sieht, dass es sich um ziemlich rohe Handarbeit handelt. Die Rückseite ist glatt und unverziert. —



Figur 1. 2/1

Ein zweiter Gegenstand (Fig. 2), den ich der Güte der Gräfin Uwaroff verdanke, ist ein halbmondförmiges, ziemlich schweres Hängestück mit einer grossen Oehse (*a*, *b*) an der convexen Seite. Die concave Seite läuft in 2 gekrümmte Hörner aus. Die Ränder werden durchweg von einem dicken Wulst gebildet, der oben in die erwähnte Oehse übergeht. An 3 Stellen stehen erhabene Knöpfe, denen auf der Rückseite tiefe Gruben entsprechen: in der Mitte, unter der Oehse, 3 in Kleeblattform gestellt, und je einer am Anfange jedes Horns. Das Zwischenfeld ist mit erhabenen Leisten, denen auf der Rückseite keine Vertiefung entspricht, besetzt: diese stehen in der Mitte schräg und parallel, gegen die Enden hin bilden sie spitze Winkel, deren einer Schenkel mit den schrägen Leisten parallel ist. Das Stück ist von Silber, das jedoch stark kupferhaltig sein muss, da die ganze Oberfläche mit einer schwärzlichgrünen Patina überzogen ist.



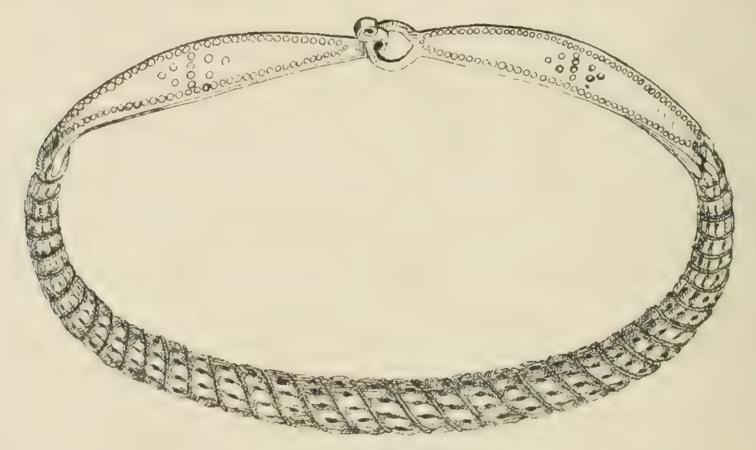
Figur 2. 1/1

In dem berühmten Werke des Grafen Uwaroff über die Merier findet sich die Abbildung eines in der Anordnung und Gestalt genau übereinstimmenden

Hängestückes, welches nur durch eine viel feinere Ausstattung der erhabenen Theile sich unterscheidet (Étude sur les peuples primitifs de la Russie. Les Mériens. St. Petersb. 1875. p. 40). Er beschreibt es als une pendeloque en forme de croissant, les cornes dirigées en bas, und betrachtet es als ein zweifelloses Product orientalischer (muselmannischer) Industrie. Das Stück gehörte zu einem grossen Funde, der 1836 zufällig beim Wegebau in Jaroslav, zwischen Rostof und dem Dorfe Nowocelki, nicht weit vom Kloster Belogastisk, gemacht wurde. Die Fundstücke lagen nebst Asche in einem Gefäss. Die Knöpfe, an Zahl denen des vorliegenden Stückes gleich, sind viel mehr ausgeführt; namentlich sind sie an der Wölbung mit 4 kleineren Hervorragungen ausgestattet. Alle Linien sind nach Art der opere granulose mit feinen Körnchen besetzt, von denen auch kleinere Gruppen zu 3, 4 und mehr isolirt in den Zwischenräumen angebracht sind. Wir kennen diese Art der Arbeit von unseren Hacksilberfunden.

Verwandte Formen von Hänge-Halbmonden sind in dem Werke des Grafen Uwaroff aus merischen Kurganen mehrfach abgebildet (Pl. VII. [XXXI.] Fig. 25, 30, 31, 36, 37, 38), jedoch ist keiner darunter, welcher im Muster so vollständig mit dem vorgelegten Stück übereinstimmt, wie der Halbmond von Jaroslav. —

Ein drittes, offenbar der gleichen Periode angehörendes Stück von seltener Schönheit, einen silbernen Halsring (Diadem?) von geflochtener Arbeit, erhielt



Figur 3. 1/2

ich als Geschenk von einem deutschen Landsmann, Hrn. Abramowski in Moskau. Leider ist der Fundort nicht bekannt. Die Abbildung (Fig. 3) wird genügen, um seine Eigenthümlichkeiten kenntlich zu machen. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass die Anordnung der kleinen eingepunzten Ringe in Linien und Gruppen einigermaassen an die Verzierung der Platten in Fig. 1 erinnert. Die spiralförmige Umwickelung der Stränge, aus denen der grössere Theil des Ringes besteht, mit einem gedrehten Silberfaden, welche dem Ganzen ein reicheres Aussehen giebt, habe ich in der Eremitage zu St. Petersburg ganz ähnlich an Goldringen aus südrussischen Gräbern gesehen; silberne Parallelstücke sind in Scandinavien nicht ungewöhnlich. Man vergleiche bei Worsaae, Norske Oldsager. Kjöbenhavn 1859. Taf. 109, Fig. 454; Taf. 110, Fig. 455 und Taf. 111, Fig. 457, von denen das letztere die grösste Uebereinstimmung bietet. Der Zusammenhang dieser Kunstübung vom schwarzen Meer bis nach Dänemark wird dadurch genügend gekennzeichnet. —

Hr. Abramowski übergab mir ausserdem ein polirtes Steinbeil und einen gemuschelten Dolch aus Feuerstein, deren Fundort er leider nicht angeben konnte, von denen er aber versicherte, dass sie in Russland gefunden seien.

Alle diese Stücke habe ich dem Königlichen Museum für Völkerkunde übergeben, in welchem derartige Funde bisher nicht vertreten waren. —

Endlich möchte ich noch ein Wort sagen über neolithische Funde aus dem nördlichen Russland, die ich in der geologischen Sammlung der Petersburger Universität sah, weil sie unverkennbare Analogien mit den Funden im Rinnekaln, Livland, darbieten. Hr. Inostranzeff, der die grosse Freundlichkeit hatte, mir persönlich die Schätze seiner Sammlung zu zeigen, hat in seiner berühmten Abhandlung über den prähistorischen Menschen der Steinzeit von den Ufern des Ladoga-Sees, St. Petersburg 1882, eingehende Schilderungen davon nebst Abbildungen gegeben. Ich verweise wegen der Verzierungen des Thongeräthes besonders auf seine Tafel XII, Fig. 1—15, die ich mit meinen Abbildungen der Thonscherben vom Rinnekaln (Verhandl. 1877, S. 402, Taf. XVIII) zu vergleichen bitte. Es war mir von besonderem Interesse, in derselben Sammlung noch einen zweiten Fundort kennen zu lernen, der genau übereinstimmendes Material geliefert hat, nehmlich eine Stelle bei Wolosowo im Gouvernement Wladimir, welche von Kudriafzoff explorirt ist: nicht nur die Ornamente sind identisch, sondern auch die Beimengung von zertrümmerten Muschelschalen, die in so charakteristischer Weise die Rinnekaln-Scherben auszeichnet. Es ist mir darnach kein Zweifel geblieben, dass dieselbe Bevölkerung, welche den Rinnekaln in Livland aufgeschüttet hat, in neolithischer Zeit bis zum Ladoga-See und bis in das Gouvernement Wladimir gewohnt hat. —

(18) Hr. Premier-Lieutenant A. Lutteroth übersendet nebst folgendem Schreiben aus Klein-Vargula vom 5. October einen

Schädel aus einem Hünengrabe bei Klein-Vargula.

„Das Hünengrab, welches vor langer Zeit einmal geöffnet worden ist und in welchem Knochenreste, Steinbeile u. s. w. gefunden worden sind, liegt am Wege zwischen hiesigem Orte und Nagelstedt, Kreis Langensalza.

„Der Hügel, welcher früher wüst lag, ist jetzt mit Bäumen bepflanzt worden. Jedenfalls durch diesen Umstand und durch den Regen ist nunmehr der beim Schliessen des Grabes nur flach untergegrabene Schädel wieder zum Vorschein gekommen."

Hr. R. Virchow: Von dem Schädel fehlt leider die ganze Basis von der Nasenwurzel bis noch über das Hinterhauptsloch hinaus, sowie das ganze Gesicht. Auch das rechte Schläfenbein ist nicht vorhanden. Trotz dieser grossen Verluste macht der Rest den Eindruck, dass seine Form keine wesentlichen Veränderungen nach der, wahrscheinlich bei der ersten Eröffnung eingetretenen Verletzung erlitten hat; die Knochen sind sehr fest und regelmässig gelagert. Ihr weisses, wie gebleichtes Aussehen macht es wahrscheinlich, dass die äussere Luft längere Zeit auf sie eingewirkt hat.

Sowohl die Stärke der Knochen, als die kräftige Entwickelung der Stirnhöhlen und der Supraorbitalwülste, namentlich auch die Form der Scheitelcurve und der Zustand der Nähte zeigen, dass es der Schädel eines älteren Mannes war. Dem äusseren Anschein nach ist er mehr breit als lang, und von mässiger Höhe: die

Messung bestätigt dies. Ich fand die Länge zu 182, die grösste Breite zu 140. die Ohrhöhe zu 109: das ergiebt einen Breitenindex von 76,9 und einen Ohrhöhenindex von 59,8, also eine orthomesocephale Form. Der Horizontalumfang beträgt 512 *mm*, der Sagittalumfang, trotz des Fehlens eines kleinen Stückes der Hinterhauptsschuppe am Foramen magnum, 356 *mm*. Rechnet man auf den letzteren Defect noch 4 *mm* hinzu, so erhält man als gesammtes Sagittalmaass 360 *mm*; davon entfallen auf das Stirnbein 34,4, auf die Parietalia 35,2, auf das Hinterhaupt 30,2 pCt., oder mit anderen Worten, die Entwickelung betrifft vorwiegend das Mittel- und nächstdem das Vorderhaupt.

Aehnlich verhält es sich mit den Querdurchmessern. Während der parietale in der Gegend der Schuppennaht 140 *mm* beträgt, hat die Stirn im Minimaldurchmesser 100,5, das Hinterhaupt in der Gegend der seitlichen Fontanellen 107 *mm*. Die Stirn selbst ist von mässiger Höhe, dagegen ist der hintere Abschnitt des Os frontis gestreckt und langsam ansteigend; die eigentliche Scheitelcurve mässig gewölbt; das Hinterhaupt voll ausgelegt.

An den Nähten sieht man drei synostotische Gegenden. Zunächst jederseits eine Synostose der unteren lateralen Abschnitte der Coronaria, deren Ausdehnung rechts wegen der Zertrümmerung dieser Seite nicht festzustellen ist; links erstreckt sich die Verwachsung auf die ganze Sphenoparietalnaht, und es ist in Folge dessen die Schläfenschuppe in ihrem vorderen Abschnitte durch eine stark stehende Furche wie gefaltet. Eine dritte ähnliche Stelle umfasst die hintere Hälfte der Sagittalis und den Lambdawinkel. Diese Verwachsung muss schon sehr früh begonnen haben, denn die Emissaria parietalia sind sehr klein und einander genähert, und vor der Synostose liegt in der Sagittalis, ziemlich in ihrer Mitte, ein grösserer Interparietalknochen.

Da es sich nach den Angaben des Hrn. Lutteroth um ein steinzeitliches Grab handelt, so ist die Uebersendung des Schädelrestes sehr dankenswerth. Wir besitzen leider bis jetzt recht wenige Materialien aus dieser Zeit für Mittel-Deutschland. Die nächste, mir bekannte Fundstelle ist ein Hügelgrab von Boitzum bei Elze im ehemaligen Hannoverschen Amt Kalenberg (Verhandl. 1874, S. 36), wo ein brachycephaler Schädel (Index 81,6) gefunden wurde. Ein weiterer, jedoch in seinen Fundverhältnissen sehr schlecht bestimmter Schädel von Horneburg, Landdrostei Stade (ebend. S. 35), war hypsimesocephal (fast dolichocephal). Ich verweise endlich auf die Steinkammergräber vom Scharnhop bei Lüneburg (Verh. 1887, S. 45), deren Schädel sich mehr der Dolichocephalie näherten.

Diese kurze Uebersicht mag darthun, wie nothwendig es ist, jedem derartigen Gräberfunde die grösste Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit endlich einmal eine vollständigere Kenntniss der steinzeitlichen Bevölkerung erlangt werde. —

(19) Hr. Bartels legt einen an ihn gerichteten Brief des Hrn. Pfarrers Handtmann in Seedorf b. Lenzen a. E. vor, betreffend einzelne Erfahrungen über das Fortbestehen des Blutzaubers im Volke. —

(20) Hr. Bartels zeigt

moderne Feuerstein-Artefakte aus Sterzing

am Brenner, welche mit prähistorischen eine grosse Aehnlichkeit besitzen. Sie sind modernen Ursprungs und daselbst in Menge vorräthig, um an die Landbevölkerung zum Feuerschlagen verkauft zu werden. —

(21) Der österreichische Unterrichts-Minister v. Gautsch hat auf Ersuchen des Vorstandes den I. Band des Prachtwerkes über Reisen in Lydien und Karien als Geschenk für die Bibliothek der Gesellschaft überschickt.

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft den wärmsten Dank dafür aus. —

(22) Hr. Buchholz bringt eine kleine Auswahl interessanter, neuerdings im Märkischen Provinzial-Museum eingegangener Funde zur Vorlage:

1. Einen Bronze-Celt aus Berlin.

Es ist eine in allen Sammlungen vielfach vorhandene Form mit 4 Schaftlappen. Von Interesse ist dagegen die Fundstelle. Die Waffe wurde im Sommer d. J. im Mittelpunkte Alt-Berlins, beim Mühlendamm, im Spreegrunde gefunden und kann als ein weiterer Belag für die fortgesetzte Besiedelung des Bodens von Berlin. von den ältesten Zeiten an, gelten.

2. Bronze- und Eisenbeilagen aus Brandgräbern von Grüneberg. Kreis Ruppin.

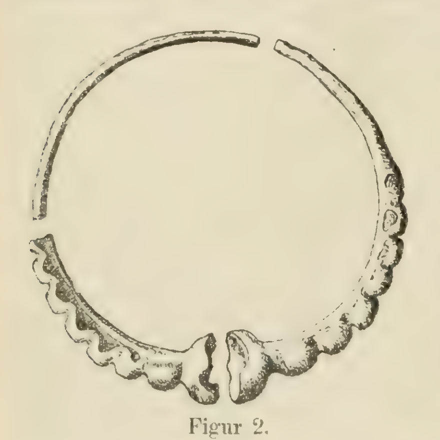
In der Feldmark Grüneberg sind an verschiedenen Stellen vorgeschichtliche Gräber und Wohnstätten-Ueberreste gefunden, worüber ich genauere Aufzeichnungen zu den Akten dieser Feldmark im Märkischen Museum niedergelegt habe. Eine weitere Gräberstelle wurde im September d. J. neu entdeckt. Im südlichen Theile der Feldmark, am Rande einer grösseren, früher dauernd unter Wasser gestandenen Niederung, innerhalb welcher eine, durch grössere Gräber- und Bronzewaffen-Funde bekannte inselartige Erhöhung, das „Vorwerk“, liegt, wurden beim Kartoffelausmachen 2 grössere Steinpackungen angetroffen, unter denen je eine Urne aus der la Tène-Periode mit Leichenbrand sich befand. In dem Leichenbrande der einen dieser Urnen steckten die hier vorliegenden metallischen Beigaben, und zwar: Bruchstücke eines an den Enden verdickten und durch eingravirte Linien schwach gegliederten Bronze-Halsringes, 2 Bronze-Anhänger in Kreuzform, von denen einer zum grossen Theil abgeschmolzen, aber doch noch genugsam erhalten ist, um seine Gleichartigkeit mit dem anderen erkennen zu lassen; ein eiserner Gürtelhaken von 17 *cm* Länge; Reste einer aus kleinen ringförmigen Gliedern bestehenden eisernen Schmuckkette und einer eisernen Nadel. Der Anhänger (Fig. 1) gehört wegen seiner kreuzähnlichen Form zu den merkwürdigsten und in der Provinz Brandenburg bisher wohl noch nicht vorgekommenen Fundstücken. Er ist 3.5 *cm* hoch und 2 *cm* breit. Der untere längere Balken ist rund und mit einigen gravirten Linien abgegliedert; die beiden Seitenarme sind flach und an den Enden mit Kerben verziert; die gleiche Verzierung hat die äusserste Kante des oberen Balkens, der nach beiden Seiten hin ausladet, so dass eine einem Doppelkreuz ähnliche Figur entsteht; das Mittelstück ist als Scheibe markirt, vom Rande aus erst vertieft, dann erhaben profilirt, und vertieft sich in der Mitte zu einem trichterförmigen, jedoch nicht durchgehenden Loch. Auf der Rückseite ist ein hakenförmiger Ansatz mit Eisenrostspuren erkennbar, wo vielleicht die Befestigung an der Eisenkette gesessen hat; doch müssen auch wohl die Löcher im oberen Querbalken zum Anhängen gedient haben. An eine symbolische Bedeutung dieser Kreuzform aus der vorchristlichen Zeit ist gewiss


Figur 1.

nicht zu denken, als christliches Symbol kam das Kreuz ja auch erst 2—300 Jahre nach Christo auf: es ist demnach offenbar eine zufällig zum Zierrath gewählte Form. Nach ähnlichen Stücken habe ich mich bisher vergebens umgesehen; nur Lindenschmit bringt in seinen Heidn. Alterth., Bd. II, Heft X, Taf. 6, Nr. 6 ein Kreuz als Anhänger, auch ein Kreuz als Fibula-Bügel, aus fränkischen Gräbern, die indess schon mit dem christlichen Symbol in Beziehung gebracht werden können.

3. Bronze- und Eisen-Beilagen aus Brandgräbern von Vehlefanz, Kreis Ost-Havelland.

Auf der Südspitze der Feldmark, dicht an der Eichstädter Kirchenhaide, befand sich ein grösseres Brandgräberfeld mit Urnen und Steinpackung, das schon verschiedentlich angegraben und in diesem Jahre wieder von einem Pfleger des Märk. Museums durchsucht worden ist. Dabei wurden ausser Urnenfragmenten die hier vorliegenden bronzenen und eisernen Gegenstände gefunden: 2 Gürtelhaken und 2 Nadeln aus Eisen, sowie ein grosser Bronze-Halsring mit je einer hohlen Halbkugel von 3 *cm* Durchmesser an den zusammenstossenden Enden und mit je 7 perlartigen, nach hinten etwas verkleinerten Wülsten (Fig. 2). Vor mehreren Jahren legte Hr. Undset auf solche Halsringformen, von denen sich noch einer aus der Nähe der Communs bei Potsdam im Märkischen Museum befindet, und die der la Tène-Periode zugeschrieben werden, besonderen Werth. —



Figur 2.

Hr. Voss: In Betreff der hier vorgelegten und von Hrn. Buchholz als kreuzförmige Anhänger angesprochenen Gegenstände möchte ich mir erlauben zu bemerken, dass dieselben mit dem von Hrn. Buchholz herangezogenen, bei Lindenschmit abgebildeten Hängekreuz aus merovingischer Zeit nicht in Parallele gestellt werden können, da dieselben keine Anhänger, sondern sehr charakteristische Nadelköpfe der la Tène-Zeit sind. Der eine von den hier vorgelegten war mit einem eisernen Dorn versehen, von welchem noch eine deutliche Spur vorhanden ist, der andere hatte einen Bronzedorn. Die beiden Löcher, welche sich bei diesen Nadelköpfen an dem einen Ende befinden, waren nicht nach oben, sondern nach unten gerichtet und dienten nicht zum Anhängen derselben, sondern waren wahrscheinlich dazu bestimmt, dass noch weiterer Schmuck, vielleicht kleine Troddeln oder Quasten, an denselben befestigt würden. Eine sehr ähnliche, besser erhaltene Nadel ist abgebildet bei Undset: Das erste Auftreten des Eisens, Tafel XXV, Fig. 8. Dieselbe wurde bei Galow in der Gegend von Neu-Stettin gefunden und befindet sich im Königl. Museum für Völkerkunde, welches ausserdem noch mehrere Exemplare von verschiedenen Fundorten der Provinz Brandenburg besitzt. Einem nah verwandten Typus mit „kreuzförmigem" Kopf, wenn man diese Nadelköpfe, die zum Theil sehr complicirte Körper darstellen, noch „kreuzförmig" nennen kann, gehört auch die bei J. Mestorf, Urnen-Friedhöfe in Schleswig-Holstein, Taf. II, Fig. 13 und Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Taf. XXXVIII, Fig. 423 abgebildete Nadelform an, deren Kopf in der Mitte durch-

locht ist, wahrscheinlich zum Hindurchziehen einer Schnur und zum Anhängen an andere Schmuckgegenstände. —

Hr. Buchholz bemerkt, dass auch er von Gräbern der la Tène-Zeit gesprochen habe. —

(23) Hr. F. v. Luschan zeigt

Hirnschale, Unterkiefer, Herz und Hand eines Ermordeten von Togo-Land.

Die Hirnschale hat Graf Pfeil aus Atadi-Oposso (Togo-Land) an das Königl. Museum für Völkerkunde eingesandt. Sie stammt von dem Schädel eines Ermordeten, war als Trinkgefäss zurecht gemacht und ist bei Erledigung eines Mord-Palawer's zurückgebracht worden. Sie umfasst beide Scheitelbeine, den weitaus grössten Theil der Hinterhauptsschuppe, das Stirnbein bis in die Gegend der Stirnwülste und jederseits noch ein kleines Stück der Schläfenschuppe. Zur Herstellung hat anscheinend nur ein gewöhnliches eisernes Messer gedient, die Schnittflächen sind unregelmässig und sehr roh, ein Versuch zur Ausgleichung und Glättung ist nirgends gemacht. Die Aussenfläche ist mit rothen, rundlichen Flecken und einem etwa 1 *cm* breiten, sagittal verlaufenden Streifen in derselben Farbe bemalt.

Der Sendung lag ein Unterkiefer, ein stark geschrumpftes Herz und eine theilweise verweste, theilweise geschrumpfte rechte Hand bei, sowie eine Reihe von Oberkiefer-Zähnen.

Von dem Unterkiefer ist, ohne dass ein Grund oder Zweck ersichtlich wäre, rechts ein Stück des Winkels, links ein Stück vom hinteren Rande des aufsteigenden Astes herausgesägt. Die äusseren Schneidezähne und ein rechter Backenzahn sind post mortem ausgefallen; die Alveolen für die beiden inneren Schneidezähne sind vollständig verstrichen, so dass hier wohl dieselbe Verstümmelung intra vitam angenommen werden kann, welche bereits mehrfach aus West- und Süd-Africa bekannt geworden ist.

Von losen Oberkieferzähnen liegen die inneren Schneidezähne, die Eckzähne, zwei Backenzähne und alle Mahlzähne vor; die fehlenden äusseren Schneidezähne und zwei Backenzähne können post mortem verloren gegangen sein.

Das Herz ist vollständig gut erhalten, aber zu einer Höhe von 5,5 *cm* eingeschrumpft, — unter vollständiger Beibehaltung seiner Form, also gewiss unter Anwendung eines besonderen und bewussten Verfahrens zur Verhütung der Fäulniss.

Hingegen scheint die Hand, der die Nägel und die Epidermis, stellenweise auch die Lederhaut fehlen, irgend einem conservirenden Verfahren nicht unterworfen gewesen zu sein.

Der ganze Sachverhalt bietet so viel Eigenartiges und Auffälliges, dass ich Hrn. Graf Pfeil um weitere Auskunft über denselben ersucht habe; eine solche ist bisher noch nicht eingegangen. —

(24) Hr. Grünwedel macht weitere Mittheilungen über die Forschungsreise des Hrn. Stevens, insbesondere über die

Orang-Panggang und Orang-Bĕnŭa.

Als ich meinen ersten Bericht über die Reisen des Hrn. Hrolf Vaughan Stevens [Verhandl. 1891, S. 830][1]) gab, konnte ich über die sogenannten

1) Vgl. ausserdem Veröffentl. aus dem Kgl. Museum f. Völkerkunde II. Heft 3—4. 1892.

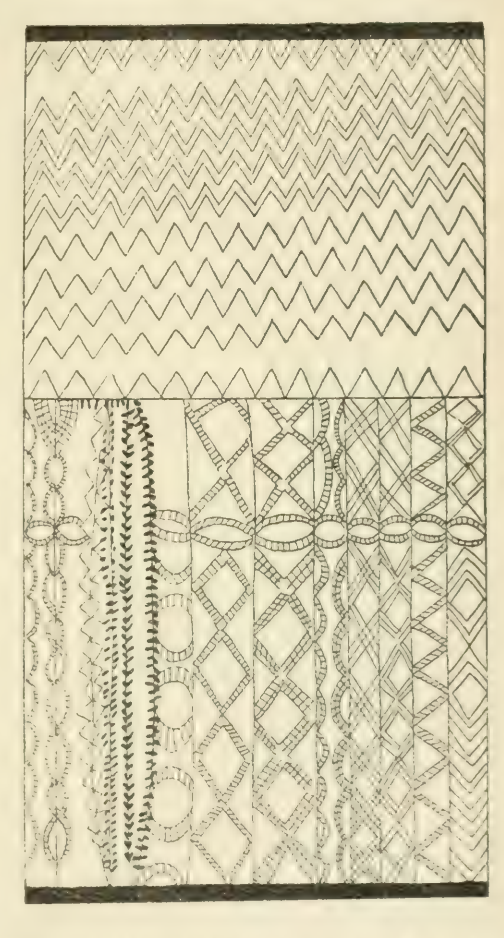
Negrito's der Halbinsel Malâka noch nichts mittheilen. Die damals ausgesprochene Vermuthung, dass die Orang Panggang („Pangghan") die reinsten Repräsentanten der Urbewohner, also Negrito's, zu nennen seien, ist nunmehr, nachdem der Reisende die ganze Halbinsel durchstreift hat, zur Gewissheit geworden. Die Orang Panggang im Inneren von Kĕlantan und Pĕtâni bilden nach Stevens' Ansicht den an Zahl sehr zurückgegangenen Rest der alten Orang Hûtan, während die Sĕmang-Stämme der Westküste, die Bĕlûm, Kinta, Bong und Kên-Sìu-Sĕmang, sehr vermischt und degenerirt seien.

Zu den merkwürdigsten Resultaten nun, welche Stevens während seines Verkehrs mit den unvermischten Sĕmang-Leuten (also den Panggang) erhielt, gehört die Thatsache, dass dieselben eine Art von Bilderschrift besitzen, welche überall bekannt und in der Hauptsache dieselbe ist. Es ist ihm ferner gelungen, für die auf den Pfeilköchern, Blasrohrtuben und Bambudosen abgebildeten Figuren geometrischer Ornamente Erklärungen zu erhalten, welche er an verschiedenen Punkten der Halbinsel von erfahrenen Männern der einzelnen Stämme prüfen liess. Eine Reihe von Zeichnungen der ersteren Art (Bilderschrift) dient dazu, Darstellungen aus der Mythologie des Volkes zu fixiren; sie werden auf Bambuschäften, welche übrigens nebenbei als Dosen für Amulette, Medicinen u. s. w. dienen, eingegraben. Diese Art heisst Gû („Goo"). Die weit überwiegende Mehrzahl der Ornamente aber stellt schützende Figuren dar: gegen Krankheiten, Unglücksfälle u. s. w.: die Gor's, „Gee's" u. s. w. genannten Bambusen. Für die Frauen ist das mit Zaubermustern versehene Geräth der Bambukamm („Tinlaig"). An der Westseite der Halbinsel freilich, von Kĕdah bis Pêrak, werden diese Kämme jetzt bloss als Schmuck getragen und die alten Normen für die dargestellten Figuren, und damit auch der Glaube an die schützende Wirkung derselben, sind verschwunden. Das Ornament der „Gor's" und „Tinlaig" — ich hoffe später alle diese Muster publiciren zu können — wird in der Regel als die Theile einer Blume aufgefasst, deren conventionelle Zeichnung nach dem Muster des Mittelfeldes variirt und classificirt wird.

Ganz anders aber ist die Verzierung des sogenannten „Tahong" aufgebaut. Das „Tahong" ist ein kurzes, knotenloses „Gor" und gehört zu den Bambusen, welche eine ganze Reihe von Unpässlichkeiten darstellen („Gee"). Die Zeichnungen des „Tahong" enthalten kein Blumenmuster.

Getragen wird der „Tahong" von schwangeren Frauen, unter dem Gürtel versteckt. Die Höhlung des Bambu wird, nachdem jede Seite mit einem Stöpsel aus Holz oder Baumrinde verstopft ist, als Büchse für Stein und Stahl zum Feueranmachen u. s. w. benutzt. Die Zeichnung (S. 467) besteht in der Hauptsache aus zwei Theilen: der obere, aus herumlaufenden Zackenlinien bestehende Theil ist ein Zaubermittel gegen Ekel und Erbrechen, welches Schwangere auszustehen haben; der untere Theil enthält eine Anzahl von Colonnen, von denen eine jede einen der Zustände darstellt, welche eine Schwangere vom Moment der Empfängniss bis zur Geburt durchmachen muss. Es ist schwer, diese Stadien genau zu fixiren, da die Sĕmang-Leute oft den Sitz des Unwohlseins an eine andere Stelle versetzen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Sicher ist Folgendes: Das kragenartige Zeichen an der Spitze der einen der Colonnenlinien am Ende der schwarzen, zahnartigen Striche ist das Kind in der Gebärmutter. Die schwarzen Zähne bilden den Zusammenhang zwischen Kind und Mutter und gehen von der Seite des Kindes zu der der Mutter hinunter, welcher Theil viel grösser dargestellt ist. Zur Rechten dieser verticalen Reihe von Zähnen ist die Colonne von scheibenartigen Figuren, welche bloss auf der Seite

der Mutter dargestellt sind, die Abbildung des Blutverlustes durch Zerreissen der Gefässe bei der Geburt. Wie erwähnt, wird der „Tahong" von den Sěmang-Frauen unter dem Gürtel sorgfältig verborgen und darf keinem fremden Manne zu Gesicht kommen. Der Ehemann schneidet das Muster, und eine schwangere Frau, welche ohne „Tahong" sich betreffen lässt, wird von den anderen Sěmang-Weibern etwa ebenso angesehen, wie in Europa eine Mutter ohne Trauring.



Die Muster des „Tahong's" differiren unter sich nur unbedeutend, wie den Männern eben das Eingraviren des allgemein anerkannten Musters gelingt. Der Häuptling („Snâ-hût") ist im Besitz des orthodoxen Musters und stets im Stande, falls angefragt würde, die einzig ächte Zeichnung zu geben.

Aus früheren Berichten schliessen sich hier noch einige Notizen über die Medicin der Orang Běnûa passend an:

Bei einem Arm- oder Beinbruch wird von den Pâwang's der Orang Běnûa ein grosser schwarzer Vogel mit braunen Flügeln (dessen Namen Stevens noch erfahren zu können hofft, da das Thier im Dschangel sehr häufig ist) getödtet. Der Patient erhält etwas von dem gekochten Fleische; ein Knochen wird mit Wasser auf einem Stein gerieben und damit die verletzte Stelle benetzt.

Die Gallenblase von Schlangen (Python) wird um den Nacken getragen, um das Fieber zu heilen. Auch wird das Holz des „Pradung" [1])-Baumes oder die Orchidee Dipodium paludosum gekocht und die Flüssigkeit eingegeben.

Wenn jemand sich einen Dorn eingetreten hat, so wird der Zahn des „Sladang" [2]) im Wasser auf einem Steine abgerieben und die Stelle damit betupft.

Gegen Schnittwunden verwendet man die Frucht „Lanyung" in derselben Weise.

1) Mal. Perâdang?

2) Stevens bestimmt den „Sladang" als Bos gaurus. In van de Wall's Mal. Wörterb. heisst es s. v. Selâdang: naam eener soort van wild rund, in Favre's Dict. s. v.: D'après le Sejarat malâyu le s. est un animal un peu plus petit que l'éléphant. Klinkert dit que c'est un buffle tacheté. Selon Pijnappel peut-être le tapir. (Der Tapir heisst Mal. Tenuk.)

Gegen Diarrhöe wird das Harz „Koomeyan“[1]) auf ein Feuer gestreut und der Rauch der Magengegend applicirt.

Gegen Magenschmerzen: Die Frucht von Rôtan Djĕrnong (Calamus draco, Drachenblut) wird gekocht und die Flüssigkeit eingegeben. Oder der Zahn eines Stachelschweins, mit Wasser auf einem Stein abgerieben und mit dem Wasser die Magengegend eingerieben.

Gegen Geschwüre: Die Rinde eines Baumes „Samung“ wird gekocht und die Flüssigkeit um die entzündete Stelle mit der Rinde, wie mit einer Bürste, eingerieben.

Gegen Rheumatismus: Man reibt die schmerzende Stelle mit Bienenwachs kräftig ab.

Gegen Quetschungen: Trockne Wurzeln des Citronellagrases (Andropogon nardus) werden auf einen Feuerstab gelegt und der Rauch der Stelle applicirt.

Für kranke Kinder im Allgemeinen: Ein Blatt von „Kamoonting“[2]) (Rhodomyrthus tomentosa) wird gekocht und mit dem Wasser der ganze Körper gewaschen.

Als Aphrodisiaca gelten: Die Wurzeln „Tunkerallee“[3]) [„Tonkatallee“][4]) und die getrocknete Rinde „Perugas“; sie werden gekaut, nachdem die Sonne den Meridian passirt hat.

Gegen Geburtswehen: Drei Wurzeln: das weisse und das schwarze „Ramooyan“ und „Peranchu“, werden gekocht und die Abkochung eingegeben.

Die Frauen der Orang Bĕnûa befinden sich in der Regel drei Tage lang in Geburtswehen; nach der Entbindung müssen sie zehn Tage liegen bleiben, während welcher Zeit sie von anderen verheiratheten Frauen unterstützt werden. Unter zehn Kindern der heutigen Generation stirbt innerhalb drei Tagen je ein Kind; beinahe die Hälfte der übrig bleibenden stirbt vor Erlangung der Mannbarkeit: Mädchen mehr als Knaben. Der Vorrath von Milch aus der Mutterbrust ist nur kärglich, da das Kind so lange saugt, bis es nichts mehr bekommen kann.

Keiner der Orang Bĕnûa kennt sein Alter. Stevens schätzt die durchschnittliche Dauer der Lebenszeit auf vierzig Jahre, — falls, wie er sagt, die Frage darnach von den Orang Bĕnûa überall richtig beantwortet worden ist. —

Ueber die vorgelegten buddhistischen Alterthümer werde ich später ausführlicher zu berichten haben. —

Hr. Bartels: Der Umstand, dass nur die von schwangeren Frauen getragenen Rohre ganz durchgängig sind und keine Scheidewände (Internodien) haben dürfen, erklärt sich wahrscheinlich durch den bei den Naturvölkern und auch noch bei unserer Landbevölkerung vielfach herrschenden Glauben, dass an der Schwangeren und in ihrer Umgebung nichts Geschlossenes sich befinden dürfe, weil dadurch die Entbindung erschwert oder sogar unmöglich gemacht werden würde. Darum müssen auch alle Körbe, Kisten und Thüren während der Entbindung geöffnet, alle Schleifen und Knoten aufgebunden werden, weil sonst die Frau nicht entbunden werden kann. —

1) Mal. Kamenyan (Kumâyan, Kumòyan), Benzoë. Vergl. van de Wall s. v. v. und Marsden's Sumatra, deutsche Ausgabe. Leipzig 1785. S. 165.

2) Mal. Kĕmunting, Káramunting. Vergl. van de Wall s. v. v.

3) Mal. Tangkur.

4) Mal. Tongkat?

(25) Hr. Lissauer spricht

über einige westpreussische Bronzeringe und deren Verbreitung.

(Hierzu Tafel IX.)

Je mehr sich die vorgeschichtliche Forschung vertieft, desto mehr überzeugen wir uns, dass die einzelnen grossen Culturepochen, deren Charakter und Zeitfolge im Allgemeinen feststeht, in den verschiedenen prähistorischen Provinzen in ganz verschiedener Weise abgelaufen sind. Diese Verschiedenheiten zu erforschen, ist nun unsere vorzüglichste Aufgabe. Wir müssen bei jedem Funde in naturhistorischer Weise nicht nur die eigenthümlichen Merkmale und die Verbreitung der darin vertretenen Formen studiren, sondern auch zu ermitteln suchen, ob dieselben autochthon oder nur importirt sind, und im letzteren Falle, auf welchem Wege dies geschehen, ob dieselben dort weitere selbständige Umgestaltungen erfahren haben oder ob sie als fremde Producte stets nur Fremdlinge geblieben sind.

Für meine Heimathprovinz West-Preussen, welche einst mit dem östlichen Theile von Pommern (bis zur Persante und oberen Rega) und dem nördlichen von Posen (bis zur Warthe) lange Zeit eine prähistorische Provinz bildete, haben mich meine Studien gelehrt, dass daselbst keine Culturform autochthon erwachsen ist, dass aber dort auf Anregung von aussen her sich früh eigenthümliche Sitten und wahrscheinlich auch eine eigene Industrie mit einer eigenthümlichen Geschmacksrichtung entwickelt haben. Ich sage wahrscheinlich, weil der Beweis durch entsprechende Gussformen nicht geliefert werden kann: indess besitzen wir doch eigenartige Fundgegenstände schon aus der älteren Metallzeit, welche bisher vorherrschend oder ganz ausschliesslich in diesen Gegenden bekannt geworden sind und daher eine locale Herstellung wahrscheinlich machen. Ich nenne hier nur: die Bügelringe mit Oehsen, mit Vogelkopfenden, Tischler (s. meine Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen, Danzig 1891, S. 15), die prächtigen Ringhalskragen mit Schliessplatte (a. a. O. S. 23), die achtkantigen Halsringe, die spiralförmigen Fussringe und aus späterer Zeit die hohlen, slavischen Schläfenringe. Für heute will ich Ihre Aufmerksamkeit nur auf die 3 letzten Ringformen lenken.

1. Die achtkantigen Halsringe bestehen aus einem achtkantigen Bronzekörper, welcher sich nach den Enden zu verjüngt und mit einem mehr oder weniger rundlichen Querschnitt endigt; sie sind offen, aber nicht klaffend und meistens in derselben eigenthümlichen und sehr gefälligen Weise verziert. Es wechseln nehmlich, wie Sie an diesem Ringe von Ribenz (Taf. IX, Fig. 1) sehen, den ich, Dank der Liberalität des Hrn Baurath Bauer in Magdeburg, Ihnen hier vorzeigen kann, Zonen von Sparrenornament regelmässig mit solchen von Würfelaugen- oder Tüpfelornament[1]) ab; die benachbarten Zonen sind durch verticale Strichgruppen von einander geschieden. Das Tüpfelornament bedeckt hier nur 2, meistens aber 3 obere Seiten und besteht aus Reihen von Grübchen, deren jedes von einem runden Hofe umgeben ist; das Sparrenornament bedeckt dieselben oberen Seiten und zwar stets 3 in horizontaler Richtung, jede Seite für sich, mit scharf eingeschnittener Firstlinie, der Art, dass die benachbarten Sparren an einander stossen und ein zusammenhängendes Zickzack bilden; jede Zone mit Sparrenornament wird wiederum durch 2 oder 3 Tüpfel in 2 ziemlich gleiche Felder getheilt. Alle übrigen Seiten sind glatt.

---

1) Ich ziehe in dieser Arbeit überall den Ausdruck Tüpfelornament der Kürze wegen vor.

Von den bisher bekannt gewordenen 20 Ringen dieser Art zeigen 16 dieses Ornament, — bei zweien (Belgard und Schlagenthin) ist dasselbe nur noch schwer, aber immerhin zu erkennen, 1 kleiner (aus Ribenz) ist nur durch verticale Striche auf den 3 oberen Flächen verziert, und nur 3 sind ganz glatt, vielleicht nur noch unfertig.

Die inneren Durchmesser schwanken gewöhnlich zwischen 17 und 20 *cm*, die Dicke des Ringkörpers zwischen 6 und 14 *mm*; doch hat ein Ring von Ribenz nur 11 *cm* und einer von Alt-Belz nur 15 *cm* im inneren Durchmesser. Fast alle sind achtkantig; nur in dem Funde von Alt-Belz kommen einige Abweichungen vor. Was nun die Verbreitung dieser Ringe betrifft, so stammen dieselben sämmtlich, soweit ich dies ermitteln konnte, aus West-Preussen und Pommern, und zwar nur aus Depotfunden.

Einen Ring von Gulbien Kreis Rosenberg in West-Preussen (mit welchem zusammen eine Nadel mit Spiralkopf gefunden wurde) und einen zweiten von Schlagenthin, Kreis Konitz, habe ich bereits in meinen Alterth. der Bronzezeit in West-Preussen S. 18 beschrieben und Taf. IX, Fig. 5 und 7 abgebildet.

Sechs Ringe wurden zusammen mit einer schön verzierten Armspirale (s. unten) bei Ribenz, Kr. Culm in West-Preussen, ausgepflügt; davon waren 2 glatt, 3 in der oben beschriebenen Weise und ein kleinerer von 11 *cm* Durchmesser nur durch verticale (jetzt schon abgeriebene) Striche verziert. Von den ornamentirten gelangte einer in das Museum zu Bromberg, einer in das Museum der Physik.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg i. Pr., von den nichtornamentirten einer in das Museum zu Elbing, — der ganze übrige Fund ist im Besitze des Hrn. Baurath Bauer in Magdeburg. — Ein ornamentirter Ring befindet sich im Museum der Prussia in Königsberg i. Pr., vermuthlich ebenfalls aus West-Preussen. — Alle diese Angaben verdanke ich der Freundlichkeit des Hrn. Bauer.

Ein Ring wurde bei Colberg a. d. Persante zusammen mit einer fast ganz gleichen Armspirale, wie die oben von Ribenz erwähnte (s. unten), gefunden und ist jetzt im Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde hierselbst.

Endlich die grösste Zahl dieser Ringe stammt aus einem Moorfunde von Alt-Belz, Kr. Cöslin, her. Hier wurden 1878 beim Torfstechen 9 ganze Ringe und 1 Fragment, welche mit einem Kupfer- oder Bronzedraht zusammengebunden waren, zu Tage gefördert; von diesen ist nur einer, zugleich der grösste, mit einem inneren Durchmesser von 20,5 *cm*, glatt, alle übrigen sind wesentlich in gleicher, obiger Weise ornamentirt. Von den letzteren ist einer nur an der oberen verzierten Fläche kantig, unten aber ganz glatt; zwei, darunter der kleinste mit einem inneren Durchmesser von 16 *cm*, scheinen nur sechskantig zu sein, indess ist dies zweifelhaft, da die Ringe stark abgescheuert sind; bei einem Ringe sind die Zonen mit dem Sparrenornament durch 6 Tüpfel, je 2 neben einander, bei einem fünften wiederum durch verticale Strichgruppen oder auch gar nicht getheilt. Obwohl die meisten Ringe durch Oxydation, Abschilferung und Abreibung stark gelitten haben, so dass das Ornament an vielen Stellen fast ganz unkenntlich geworden ist, so lässt sich doch immerhin soviel erkennen, dass dasselbe an einigen Exemplaren nachlässiger und gröber gearbeitet war, wie an den meisten übrigen. — Dieser ganze Fund ist Eigenthum des Museums in Stettin und war mir in liberalster Weise durch die HHrn. Director Lemcke und Custos Stubenrauch zur Ansicht übersandt worden.

Gleiche Ringe sind, soviel ich feststellen konnte, bisher nirgends anders gefunden worden; es ist daher sehr wahrscheinlich, dass sie an Ort und Stelle erzeugt sind, also eine lokale Geschmacksrichtung und Industrie bekunden. Indess habe ich im National-Museum zu Prag einen Ring gesehen, welcher an der inneren Fläche rund, an der äusseren aber sechskantig ist und ein ähnliches Sparrenornament zeigt, wie unsere achtkantigen, jedoch keine Tüpfel; derselbe ist in Cépy bei Pardubic gefunden und in Památky arch. a místop. XII, S. 203 beschrieben und abgebildet. — Auch im Wiener Museum befinden sich im Nachlass Spöttel's

3 Ringe aus Prozor bei Otočac in Kroatien, von denen einer vierkantig, einer sechskantig und einer an beiden Enden vierkantig, aber in der Mitte rund und dort mit einem Ornament versehen ist, welches zwar schon undeutlich geworden, aber an das Sparrenornament unserer achtkantigen Ringe erinnert. — In der Antiqvarisk Tidskrift 1860. S. 171 wird ferner ein kantiger Ring aus Schleswig abgebildet, der aber wegen seines gänzlich verschiedenen Ornaments nicht zu dieser Gruppe gezählt werden kann. Dagegen sind mir jüngst 2 vierkantige Ringe aus einem Depotfunde beim Abbau Carthaus i. West-Pr. bekannt geworden, welche mir Hr. Director Conwentz aus Danzig freundlichst zur Ansicht hergeschickt hat. Von diesen hat der eine grössere, mit einem inneren Durchmesser von 78 *mm* 2 platte und 2 rundliche, der andere kleinere, mit einem Durchmesser von 75 *mm* 1 platte und 3 rundliche Seiten: beide sind glatt und nur an den Enden durch 3 Gruppen verticaler Striche ornamentirt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese kantigen Ringe von Süden her zuerst eingeführt wurden, im unteren Weichselgebiet und in Hinterpommern besonders Gefallen fanden und daher dort selbständig nachgemacht und weiter entwickelt wurden; jedenfalls tritt sowohl die achtkantige Form, wie das Tüpfelornament, dort ganz selbständig auf.

Was nun das Alter dieser Ringe betrifft, so geben uns die schön verzierten Armspiralen, welche in Ribenz (Taf. IX, Fig. 2) und Colberg, und die Nadel mit Spiralkopf, welche in Gulbien mit denselben zusammen gefunden wurden[1]), einen guten Anhalt für die Zeitbestimmung. Diese Armspiralen bestehen aus einem schmalen Bronzebande, welches etwa 4 1/3 Windungen macht und an beiden Enden spitz ausläuft (an dem Ribenzer Exemplar ist das eine Ende abgebrochen). Das Band ist auf der äusseren Fläche schwach convex, ohne Mittelleiste und abwechselnd durch breitere Zonen mit je 2 gestrichelten, einander kreuzenden Linien und schmälere mit verticalen oder Zickzacklinien ornamentirt: die ersteren Zonen sind noch durch je 3 Tüpfel, welche sich zwischen den beiden gestrichelten Linien, an den beiden Enden und an der Kreuzungsstelle befinden, genau von derselben Art, wie an den kantigen Ringen (Taf. IX, Fig. 1), verschönert. Das Ende der Spirale selbst ist nur mit tiefer Kerbverzierung versehen, welche schon an manche la Tène-Ringe erinnert.

Armspiralen, welche diesen Formen zunächst stehen, hat Virchow in der gerippten Ciste von Priment gefunden, welche bekanntlich ausserdem eine Nadel mit Spiralkopf und einen Torques enthielt[2]). An diesen Armspiralen von Priment kreuzen sich jedoch die gestrichelten Linien nicht, sondern nähern sich einander nur in der Mitte und statt der 3 Tüpfel sind hier nur seichte Grübchen ohne jeden Hof angebracht: ausserdem bestehen sie aus 8 Windungen, — sonst aber sind sie den obigen von Ribenz und Colberg so ähnlich, als wären sie die Vorläufer von jenen.

Aelter erscheinen jene Armspiralen, welche an den Enden öhsenartig umgebogen oder plattgehämmert, durchlocht, knopfartig oder schnurartig verziert sind, während die gestrichelten Linien nur ein ununterbrochenes Zickzack bilden. — Formen, wie wir sie wiederholt mit der Plattenfibel und anderen Zeugen der jüngeren Bronzezeit zusammen gefunden haben[3]). Noch älter endlich sind jene Armspiralen

1) Siehe oben die Fundberichte.

2) Congrès de Stockholm. Compte rendu. I. S. 528fg. Zeitschr. f. Ethnolog. VI. Verh. S. 141.

3) Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen. Danzig 1891. Taf. V u. VI.

bei welchen das Band breiter und durch eine erhabene Mittelleiste getheilt ist, die Ornamentlinien nicht durch eingravirte Strichelchen, sondern durch eingeschlagene Punkte gebildet werden und die Enden in flache Spiralen auslaufen[1]). Nach dieser Entwickelung der Armspiralen sind die vorliegenden Formen von Ribenz und Colberg höchstens mit denen von Priment gleichzusetzen, welche wegen des Torques und der Nadel mit Spiralkopf in unsere jüngste Bronzeperiode oder jüngere Hallstatt-Periode fallen; da nun bei Gulbien mit dem achtkantigen Ringe ebenfalls eine solche Nadel gefunden worden, so stimmt diese Zeitbestimmung mit jener gut überein.

Um aber die ganze Reihe zu vervollständigen, welche die Armspiralen im Laufe des letzten Jahrtausends v. Chr. durchlaufen haben, führen wir hier noch die jüngste Form dieses schönen Bronzeschmuckes an, wie sie in den westpreussischen Steinkisten-Gräbern auftritt[2]): dieselbe ist noch kürzer, wie die von Ribenz, ebenfalls spitz auslaufend und ohne jedes Ornament.

Eine besondere Beachtung verdient noch das sehr hübsche Tüpfelornament, welches auf den obigen Ringen und Armspiralen in gleicher Weise auftritt. Es besteht aus einem tieferen Grübchen, welches von einem runden, seichterem Hofe umgeben wird, und ist offenbar mittelst eines zweispitzigen, zirkelförmigen Bohrers hergestellt, wobei der Mittelpunkt etwas tiefer und fester aufgesetzt wurde; die Kreise sind vollkommen rund und die Grübchen gewöhnlich genau centrirt. Zuweilen jedoch sieht man, dass der Kreis wiederholt eingedreht und das Grübchen excentrisch liegt, als wäre das Instrument schon stumpf gewesen und hätte beim zweiten Aufsetzen nicht genau den ersten Eindruck getroffen. Diese Form des Ornaments, welches wahrscheinlich schon mit einem Stahlwerkzeuge erzeugt wurde[3]), tritt, soviel ich feststellen konnte, in Nord-Deutschland während der Hallstattzeit zuerst auf. So sehen wir dasselbe, abgesehen von den oben besprochenen achtkantigen Ringen und Armspiralen, auch auf den Ringen, Armspiralen und Armbändern der schönen Funde von Sommerfeld, Kr. Crossen, und von Zilmsdorf, Kr. Sorau, im Kgl. Museum f. Völkerk. hierselbst, wo diese Schmucksachen zusammen mit einer Spiralfibel und mit Klapperblechen von ächtem Hallstatt-Charakter gefunden wurden, ferner auf den Halsringen mit viereckigen, in einander hakenden Endstollen von Alt-Temmen, Kr. Templin, in demselben Museum, und von Friedrichshof bei Eutin im Museum zu Kiel[4]), welche letzteren schon in die la Tène-Zeit hinüberführen.

2. Die spiralförmigen Fussringe bestehen aus einem dicken, runden Bronzekörper, welcher spiralförmig gewunden und an beiden Enden zu kleinen Endstollen abgeplattet ist (Taf. IX, Fig. 3). Auf der Innenseite sind sie alle glatt, auf der Aussenseite dagegen zeigen sie sämmtlich im Wesentlichen dasselbe Ornament, nehmlich Gruppen von verticalen Strichen, an welche sich zu beiden Seiten entweder zwei grössere oder mehrere kleinere gleichschenklige Dreiecke mit ihrer Basis anlegen, während ihre Spitzen den Dreiecken der benach-

---

1) Lissauer a. a. O. Taf. IV, Fig. 6 und 7.

2) Lissauer a. a. O. Taf. XIII, Fig. 1.

3) Vergl. Tischler: Ueber die Decoration der alten Bronzegeräthe in Mittheil. d. Wiener anthropol. Gesellsch. XII. S. 52f.

4) Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein. Hamburg 1885. Fig. 298. — Verwandt in Form und Technik sind auch das „Sonnen-Ornament" auf dem Wirtel von Nemmin (Virchow, diese Verh. XIV, S. 392) und das Punkt-Kreisornament auf den Knochengeräthen, besonders den Kämmen der späteren Zeit (Krause, diese Verhandl. XVI, S. 542).

barten Zone zugekehrt, aber durch grössere oder kleinere Zwischenräume von denselben getrennt sind. Die Dreiecke selbst sind entweder einfach oder doppelt oder auch durch Parallelstriche ganz ausgefüllt. Ringe mit diesen ganz bestimmten Merkmalen kennen wir bisher nur 8, welche sämmtlich aus Einzel- oder Depotfunden herstammen, und zwar 2 aus Samin, Kr. Strasburg in West-Preussen, 1 aus Fordon bei Bromberg, 1 aus Tupadly am Goplosee, 1 aus Klichy bei Grodno, 1 aus Dänemark, 1 aus Halle und 1 aus Hundisburg, Kreis Neuhaldensleben, also 2 aus West-Preussen, 2 aus Posen, 1 aus Littauen, 1 aus Dänemark und 2 aus der Provinz Sachsen. Die vollständig erhaltenen Exemplare (Samin, Fordon, Klichy) zeigen alle etwas mehr als zwei Umgänge, ausser dem dänischen, welches nur $1\frac{1}{2}$ Windungen besitzt und an einem Ende spitz ausgezogen erscheint. Sie sind alle gross, massiv und schwer; die Dicke des Körpers schwankt, wo er gemessen ist, zwischen 14 und 23 *mm*, die Grösse der lichten Oeffnung von 9—11 *cm* und das Gewicht von 710—1987 *g*. Einzelne Ringe sind an 2 gegenüber liegenden Stellen mehr oder weniger abgeschliffen, wie z. B. die von Samin, von Kopenhagen, von Klichy, — ein Zeichen, dass sie wirklich getragen worden sind.

Die beiden Ringe von Samin sind nach verschiedenen Seiten gewunden, so dass sie offenbar ein zusammengehöriges Paar bilden, und wiegen 856 und 880 *g*; der von Fordon wiegt 1060 *g*[1]). Alle 3 befinden sich im Museum zu Danzig und sind von mir bereits abgebildet und beschrieben[2]). — Der Ring von Tupadly, jetzt im polnischen Museum zu Posen, ist von Kohn und Mehlis abgebildet und beschrieben[3]); derselbe wiegt 1000 *g*, ist an einem Ende abgebrochen und zeigt auf der Bruchfläche ein frisches Bohrloch, — offenbar ein Versuch, das abgebrochene, jetzt fehlende Stück durch einen Zapfen darin zu befestigen. — Der dänische Ring ist von Sophus Müller[4]) beschrieben und abgebildet. — Die beiden Ringe von Klichy und Hundisburg gehören dem Königl. Museum f. Völkerkunde zu Berlin und sind bisher nicht publicirt; ich verdanke Hrn. Director Voss die Erlaubniss, dies hier zu thun. Der erstere von Klichy bei Grodno in Littauen (Taf. IX, Fig. 3) ist zusammen mit einem Armring, vielen Tutuli und einer kleinen, dünnen Spirale in der Erde gefunden worden; derselbe ist vollständig erhalten, hat $2\frac{1}{4}$ Umgänge, ein Gewicht von 1987 *g*, eine lichte Oeffnung von 10 bis 10,3 *cm*, eine Körperdicke von 20—22 *mm* (gegen die Enden zu verjüngt er sich etwas) und eine grösste Höhe (an den Endstollen gemessen) von 6 *cm*. Die Verzierung ist sehr grob und ungeschickt gearbeitet, das Instrument verfehlte oft das Ziel; die Ornamentlinien sind tief eingeschlagen und ändern von dem allgemeinen Muster darin etwas ab, dass die Basis der Dreiecke von den verticalen Strichgruppen durch kleine, horizontal verlaufende Striche getrennt bleibt, ferner sind die Dreiecke in der Mitte und an den beiden Enden ganz niedrig. — Der Ring von Hundisburg, Kreis Neuhaldensleben, wurde angeblich zusammen mit 4 Barren, einem imitirten Wendelringe, mehreren verbogenen Armringen, einer Armspirale, dem Bruchstück eines Halsringes, einem Ringe mit Bronzebommel und einer Fibel mit schmalem Mittelstück und kleinen Endspiralen in der Erde gefunden; derselbe ist leider am Beginn der zweiten Windung abgebrochen, hat eine lichte Oeffnung von ungefähr 9 *cm* und eine Körperdicke von 20—22 *mm*, die Ornamentlinien sind fein eingravirt. — Ueber den Ring von Halle endlich theilt mir Hr. Director Schmidt freundlichst mit, dass derselbe im dortigen Stadtgebiet selbst gefunden und jetzt im Provinzial-Museum aufbewahrt wird; er wiegt

1) Nach freundlicher Mittheilung des Hrn. Director Conwentz in Danzig.

2) a. a. O., Taf. IX, S. 18.

3) Materialien z. Vorgesch. d. Menschen im östl. Europa. II. S. 221.

4) Ordning af Danmarks Oldsager. Bronzealderen No. 162. — Wie ich durch gütige Auskunft des Hrn. S. Müller nachträglich erfahre, ist dieser Ring in Bustrup, Kirchsp. Ramsing, Amt Viborg in Jütland, einzeln gefunden worden, 710 *g* schwer und hat eine Körperdicke von 170 *mm* bei einem inneren Durchmesser von 9 *cm*.

1256 *g*. hat einen äusseren Durchmesser von 13,8 *cm* und eine Körperdicke von 23 *mm*, das Ornament ist seicht eingravirt, wie bei dem Ringe aus dem nahen Hundisburg. —

Da alle diese Ringe nur aus Einzel- oder Depotfunden herstammen, so kann man über ihre Bestimmung wohl in Zweifel sein; der Grösse nach kann es sich nur um Oberarmringe oder Fussringe handeln. Mit Recht hebt indess Sophus Müller hervor, dass die Abschleifung der Innenflächen an 2 gegenüber liegenden Stellen darauf hinweise, dass die Ringe über den Enkeln (Knöcheln) getragen wurden, also Fussringe seien, und ich muss nach weiteren Studien dieser Ansicht zustimmen.

Dass Fussringe in der Hallstattzeit vielfach getragen wurden, ist durch Funde in situ für Bayern von Naue[1]) und für Hallstatt[2]) selbst von v. Sacken sicher erwiesen. In dem einen Fall von Naue hatten sich „an der inneren Fläche des Ringes die Abdrücke eines schräg über einander gelegten, schmalen Bandes erhalten, wodurch wir berechtigt sind, anzunehmen, die Fussringe seien mit Bändern umwunden worden und diese sodann um den Unterschenkel geschlungen gewesen, um so das Hin- und Herrutschen der schweren Zierstücke thunlichst zu verhindern.“ Allein diese Fussringe glichen nicht den unseren; die Hallstatter waren rund und meistens hohl, die bayerischen, welche übrigens ein weites Verbreitungsgebiet bis nach der Schweiz, Frankreich und Italien hin haben, waren an den Seiten zusammengedrückt und eigenthümlich über die Fläche gebogen, wie dies aus den Abbildungen bei Naue zu sehen ist[3]). Von dort her konnten also unsere nordischen Fussringe nicht stammen.

Indess sah ich im Wiener Museum auch massive Fussringe mit spiraligen Windungen, welche Szombathy selbst in Skeletgräbern der Hallstattzeit in Watsch in situ gefunden hat; dieselben zeigen zwar nur $1\frac{1}{2}$ Umgänge und sind kleiner, dünner und ohne Ornament; indess ist dadurch doch bewiesen, dass auch spiralig gewundene, massive Ringe als Fussringe in der That getragen wurden.

Eigenthümlich ist auch das Ornament. In ausserordentlicher Schönheit tritt dasselbe auf bei einem Ringe von Krendorf in Böhmen, welchen Woldrich[4]) abbildet und beschreibt, ebenso bei 5 Ringen aus dem Depotfunde von Rymán bei Unhöst im Prager National-Museum. Diese Ringe sind zwar rund, aber ebenfalls dick, massiv, und tragen an der Aussenseite dasselbe Ornament, wie unsere nordischen Spiralringe, nur in höchst eleganter Ausführung und durch zwischen gesetzte kleine Kreise noch reicher gestaltet, wie aus der Abbildung von Woldrich zu ersehen; der Durchmesser, die Dicke des Körpers und das Gewicht stimmen gut zu unseren spiraligen Ringen, — auch ist der eine Ring von Krendorf an der Innenfläche ebenfalls abgeschliffen, so dass Woldrich selbst zweifelt, ob er als Fussschmuck des Menschen oder als Pferdeschmuck gedient hat, und dass er nur wegen der Grösse (innerer Durchmesser etwa 12,7 *cm*) und des Gewichtes (952 *g*) sich mehr zu der letzteren Ansicht hinneigt. Indessen lehren die Funde von Hallstatt, dass dort auch Fussringe mit einem Durchmesser von 11,7 *cm* von Frauen getragen wurden, und unsere ethnologischen Kenntnisse von Indien, dass dort noch heute Fussringe von 1520 *g* Gewicht und darüber in Mode sind. — Hiernach scheinen die nordischen spiralförmigen Fussringe die Form von den krainischen, das Ornament von den böhmischen entlehnt zu haben; wahrscheinlich

1) Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Stuttgart 1887. S. 110 u. 127.
2) Das Grabfeld von Hallstatt. Wien 1868. S. 72.
3) Vergl. auch v. Tröltsch, Fund-Statistik u. s. w. Stuttgart 1888. Nr. 53, S. 24.
4) Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellsch. XIII, S. 28.

sind zuerst beide Formen, die spiraligen, glatten und die runden, ornamentirten eingeführt worden, worauf sich hier im Norden die Combination beider Elemente selbständig vollzogen hat, zumal die Ausführung keine grosse Kunstfertigkeit erforderte und ähnliche kleinere Ringe, Armringe, in demselben Gebiete vielfach verbreitet sind.

Nach der Vertheilung der bisherigen Funde zu urtheilen, scheint diese Sitte in der unteren Weichselgegend zu beiden Seiten von Thorn besonders beliebt gewesen zu sein.

Was das Alter dieser Fussringe betrifft, so setzt Sophus Müller dieselben in die ältere Bronzezeit. Erwägt man indess, dass die Skeletgräber in Krain, in denen jene spiraligen Fussringe gefunden werden, in die jüngere Hallstattzeit gehören, so wird man dieselben bei uns im Norden wohl nicht in eine frühere Epoche setzen dürfen, da die Vorbilder nicht von Norden, sondern sicher von Süden her zu uns gekommen sind; damit würden die angeblich damit zusammen gefundenen Gegenstände von Hundisburg, die Fibula mit schmalem Mittelstück und kleinen Endspiralen, sowie der Wendelring mit imitirter Torsion, gut zusammenstimmen. —

3. Die hohlen, slavischen Schläfenringe[1]) bestehen in der Regel aus einem dünnen Bronzeblech, welches zu einer ringförmigen Röhre mit glattem Boden an dem einen Ende zusammengebogen, während das andere einfach zusammengedrückt und in der Weise der massiven Schläfenringe S-förmig gekrümmt ist; nur einmal ist ein solcher Ring aus Silberblech bei Horst, Kreis Pyritz, und einmal sind sogar 6 aus Goldblech bei Alt-Lübeck gefunden worden. Sie sind meistens durch eingeschlagene Punkte, Grübchen, Kreise, Halbkreise, Spiralen oder Strichgruppen in verschiedener Combination schön verziert, einmal sogar, wie der Silberring von Horst (Taf. IX, Fig. 4), durch stilisirte Thierfiguren (Taf. IX, Fig. 4*a*). Sie gehören derselben Zeit und Nationalität an, wie die massiven, und werden in derselben Weise und Lage wie diese, auch wohl mit diesen zusammen, sowohl in Skelet- und Urnengräbern, wie mit Hacksilber gefunden; nur sind sie gewöhnlich von mittlerer Grösse, während der Durchmesser der Röhren, soviel ich bestimmen konnte, zwischen 5 und 10 *mm* schwankt. — Ueber ihre Verbreitung habe ich bisher Folgendes ermittelt.

In Warschau befinden sich 4, welche aus Xiazenice herstammen und von mir schon beschrieben wurden[2]); aus Posen sind 2 aus einem Skeletgrabe bei Czerlin, Kreis Wongrowitz, bekannt geworden[3]). Bei Kaldus in West-Preussen wurde unter mehr als hundert Schläfenringen nur ein hohler gefunden, welcher jetzt im Danziger Museum aufbewahrt wird; aus Mehrin, Kr. Salzwedel in der Altmark, stammen 2 schön verzierte Exemplare, welche jetzt im Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde sind. In den Museen von

1) Als ich im vorigen Jahre auf der General-Versammlung der deutschen anthropol. Gesellschaft in Danzig die verschiedenen Formen der slavischen Schläfenringe zusammenstellte, hatte ich besonders diejenigen berücksichtigt, welche Sophus Müller in seiner bekannten grundlegenden Arbeit hierüber nicht erwähnt hat. Damals machte Hr. Baier darauf aufmerksam, dass eine besondere Form derselben, nehmlich die hohlen Schläfenringe, in Pommern häufiger als anderswo, auf Rügen sogar häufiger als die massiven seien (Correspond. d. deutsch. anthropol. Gesellsch. 1891. S. 141). Auf diese Anregung hin verfolgte ich die Frage nach der Verbreitung dieser Ringe weiter und theile hier das Resultat meiner bisherigen Untersuchungen mit.

2) Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 109, Taf. II, Fig. 20.

3) Hockenbeck und Tietz in Zeitschr. d. histor. Gesellsch. f. d. Provinz Posen. I. S. 377.

Budapest, Wien, Prag, Posen[1]), Guben, Breslau, Jena, Halle, Magdeburg und Berlin[2]) ist, soweit meine Ermittelungen reichen, diese Form der slavischen Schläfenringe nicht vertreten, — desto häufiger aber kommt sie in Pommern vor. Nach gütiger Mittheilung des Hrn. Director Lemcke besitzt das Stettiner Museum unter etwa 79 Schläfenringen (von denen ich einige, Dank der Liberalität der dortigen Museums-Verwaltung, hier vorlegen kann) 11 hohle und zwar 1 silbernen, schön ornamentirten aus Horst bei Pyritz (Taf. IX, Fig. 4), mit Wendenpfennigen, Silber-, Achat- und Glasperlen in einem Thongefäss zusammen gefunden[3]), 2 glatte und 1 ornamentirten aus einem Skeletgrabe von Küssow, Kr. Saatzig, ferner 2 glatte aus Werbelow, Kr. Prenzlau, 4 ornamentirte von unbekanntem Fundort und 1 ornamentirten aus Stettin selbst, die letzten 10 aus Bronze; hierzu kommt noch 1 Exemplar aus Thurow b. Anklam, welches sich im Museum zu Neu-Strelitz befindet und schon von Virchow im Jahre 1885 besonders erwähnt wird[4]). — Auf Rügen übertreffen die hohlen an Zahl die massiven Schläfenringe, wie Baier[5]) auf der General-Versammlung in Danzig mittheilte; — in Schwerin befinden sich unter 13 Schläfenringen überhaupt 5 hohle und zwar 2 aus Bartelsdorf, 1 aus Gnoien, 1 aus Pinnow und 1 vom Schweriner See; — endlich sind 6 goldene aus Alt-Lübeck bekannt geworden[6]).

Es scheint hiernach, als ob diese hohlen Ringe im westlichen Theile Pommern's, in Meklenburg bis nach Lübeck hin besonders beliebt gewesen sind, wenngleich sie auch den östlich und südlich wohnenden slavischen Stämmen, wenigstens bis nach Polen und der Altmark hin, nicht ganz unbekannt waren.

Als Ergänzung zu meinem Vortrage auf der General-Versammlung der deutschen anthropol. Gesellsch. in Danzig[7]) über den Formenkreis der slavischen Schläfenringe sei es mir gestattet, hier noch 2 neue Formen, welche ich seitdem kennen gelernt habe, hinzuzufügen. Im National-Museum zu Prag sah ich einen vergoldeten, massiven Schläfenring aus Chrudim, der durch einfache Strichgruppen verziert ist und auf einer Seite mit einem zierlichen Schlangenköpfchen endigt, während das andere, wie gewöhnlich, S-förmig gekrümmt ist; ferner sah ich in der Sammlung des Hrn. Baurath Bauer in Magdeburg einen silbernen, ebenfalls massiven kleinen Schläfenring aus Kaldus (West-Preussen), welcher spiralförmig erst 1½ Windungen macht, ehe er an dem einen Ende S-förmig umbiegt. —

Endlich möchte ich hier noch auf die Thatsache hinweisen, dass bisher weder im Königreich Sachsen (ausser dem Vogtlande), noch auch in der Ober- oder Nieder-Lausitz Schläfenringe überhaupt gefunden wurden, obwohl diese Gegenden doch einst sicher von Slaven bewohnt waren und rings herum solche Stämme lebten, welche Schläfenringe trugen, wie die Slaven in Böhmen, Schlesien, der Mark, Thüringen und Franken.

Zum Schluss ist es mir eine angenehme Pflicht, allen Museums-Vorständen und Besitzern von Privat-Sammlungen, welche mich in so entgegenkommender Weise bei dieser Arbeit unterstützt haben, besonders auch Fräulein Schlemm hierselbst, welche mir die meisten Gegenstände gezeichnet hat, öffentlich meinen Dank zu sagen. —

1) Ich kenne nur das polnische Museum daselbst.

2) Abgesehen von den beiden oben genannten von Mehrin im Museum f. Völkerkunde.

3) Monatsblätter d. Gesellsch. f. Pommersche Geschichte und Alterthumskunde 1887. Nr. 4, S. 54. — Die Zeichnung zu Fig. 4 verdanke ich Hrn. Lemcke.

4) Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropol. u. s. w. Jahrg. 1885. S. 363.

5) Correspondenzblatt der deutschen anthropol. Gesellschaft 1891. S. 141.

6) Zeitschrift f. Lübeckische Geschichte u. s. w. I. S. 243.

7) Correspondenzblatt d. D. anthrop. Gesellsch. 1891. S. 138fg.

(26) Hr. W. Belck und Hr. C. F. Lehmann machen

Mittheilung über weitere Ergebnisse ihrer Studien an den neugefundenen armenischen Keilinschriften.

Hr. W. Belck:

Hr. Lehmann und ich haben im II. Heft dieser Zeitschrift (S. 122 fg.) einen kurzen Bericht über die von mir während meiner vorjährigen Reise in Armenien aufgefundenen neuen Keilinschriften und die bis dahin von uns aus ihnen gezogenen Resultate veröffentlicht. Letztere lassen sich in der Hauptsache dahin zusammenfassen, dass der bei der Van-Bevölkerung unter dem Namen Semiramis-Canal (= Schamiramsue) bekannte Aquäduct thatsächlich vom Könige Menuas (etwa 800 v. Chr.) erbaut worden ist, und dass ferner der östlich vom Van-See belegene Keschisch-Göll (Priester-See) eine vom Könige Rusas (etwa 640 v. Chr.) angelegte künstliche Wasserstauung zur Berieselung der Gärten der gleichzeitig von ihm erbauten Rusas-Stadt (= Rusaḫina) darstellt.

Wir sprachen damals die sich auf viele gewichtige Gründe stützende Vermuthung aus, dass diese Rusas-Stadt identisch sei mit Toprakaléh und den sich am Fusse dieses Felsenberges hinziehenden Gartenanlagen, der heutigen Gartenstadt Van, dass demnach Rusas als Gründer der modernen armenischen Stadt Van zu betrachten sei. Das weitere Studium der Van-Inschriften hat uns inzwischen den thatsächlichen Beweis für obige Vermuthung geliefert: wir haben an anderem Orte [1]) bereits ausgeführt, dass Rusas selbst sich in einer ganzen Reihe von Inschriften als Erbauer von Toprakaléh bezeichnet. Des Weiteren haben wir, und unabhängig von uns auch Hr. Sayce, aus der Rusas-Stele inzwischen den chaldischen (pontisch-chaldäischen Namen s. u.) des bei Toprakaléh vorbeifliessenden und in der Nähe der Van-Citadelle in den See mündenden periodischen Gebirgsflusses, der Alais lautet, eruirt. Kiepert lässt diesen Bach direct aus dem Keschisch-Göll abfliessen; es scheint aber aus der Rusas-Stele hervorzugehen, dass Rusas den Abfluss der von ihm angelegten Wasserstauung nur bis zum Bette des Alais leitete und dann beide Gewässer vereinigt für die Berieselung seiner Gartenstadt verwendete. Demnach würden wir in dem östlichsten Theile des von Kiepert in seiner Karte eingezeichneten Keschisch-Göll-Abflusses einen von Rusas angelegten Canal zu erblicken haben, in dessen Nähe sich aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenso wie beim Menuas-Canal, wohl noch einige, auf diese Anlage bezügliche Inschriften des Rusas vorfinden werden. Eine Entscheidung über alle diese Punkte werden wohl demnächst die Untersuchungen bringen, welche Hr. Ingenieur Sester in Van auf meine Veranlassung hin dort zur Zeit vornimmt, um die fehlenden Theile der Rusas-Stele aufzusuchen und die Topographie des Keschisch-Göll und seines Abflusses festzustellen.

Im Anschluss hieran möchte ich Ihnen nun von einigen weiteren archäologisch-geographisch-historisch interessanten Resultaten berichten, die sich uns aus dem Studium der Van-Inschriften in allerletzter Zeit ergeben haben. Die Erlangung eben dieser Resultate wurde lediglich ermöglicht, einerseits durch die Festlegung der Bedeutung des chaldäischen Wortes „pili" als „Canal", andererseits durch die richtige Deutung der den Personennamen zugefügten beiden Suffixe „ḫi-na". Während Sayce bislang in „ḫi" lediglich das die Abstammung des Sohnes bezeichnende Suffix sieht und dem entsprechend z. B. „Rusaḫina" mit „Gegend (Provinz) des Sohnes von Rusas" übersetzt haben würde, bedeutet diese Phrase.

1) Zeitschrift für Assyriologie VII. (1892), S. 264 ff.

wie Hr. Lehmann in unserer ersten Veröffentlichung sehr richtig gezeigt hat, „die von Rusas herrührende (d. h. von ihm erbaute) Stadt, bezw. städtische Anlage,“ weil „ḫi“ lediglich als Suffix der Zugehörigkeit zu betrachten sei, das unter Anderem allerdings auch die Abstammung des Sohnes vom Vater ausdrücke.

Es war auffällig, dass bei Rusaḫina stets das Städte-Determinativ fehlte, immer nur das Personen-Determinativ auftrat. Hr. Lehmann suchte dieses Factum seiner Zeit dadurch zu erklären, dass er, den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, Rusaḫina-Toprakaléh nicht als eine selbständige Stadt, sondern nur als einen Stadttheil von Dhuspana (Van) hinstellte. Wir haben uns inzwischen davon überzeugt, dass dieser Grund nicht maassgebend für die Weglassung des Städte-Determinativs gewesen ist. Wir weisen z. B. darauf hin, dass bei Ḫaldi-na, das alle Forscher jetzt einmüthig mit Ḫaldi-Stadt (i. e. eben Van) übersetzen, das Städte-Determinativ ebenfalls fehlt und nur das Gottes-Determinativ auftritt. Und da wir auch bei den anderen, in unseren Inschriften aufgefundenen, sogleich näher zu besprechenden Städtenamen, die durch Anhängung der Suffixe „ḫi-na“ an Personennamen entstanden sind, niemals das Städte-, sondern stets nur das Personen-Determinativ antreffen, so möchten wir daraus auf einen in der Van-Sprache in solchen Fällen ganz allgemeinen Gebrauch schliessen.

Ich gehe nunmehr zu den einzelnen Resultaten über und möchte zunächst noch weiter die Persönlichkeit des ebenso kriegerischen, wie baulustigen und für das Wohl seiner Unterthanen in hervorragender Weise sorgenden Königs Menuas beleuchten. Schon in unserer ersten Publication in dieser Zeitschrift hatte ich auf den Namen der nördlich vom Van-See am Murad Tschai gelegenen Stadt Melas- oder richtiger Manas-gert hingewiesen, und mit Anderen die Vermuthung getheilt, dass derselbe wohl in irgend einer Weise mit Menuas oder seinem Geschlecht zusammenhänge. Wörtlich übersetzt würde Manasgert dann Menuas-Stadt heissen. Eine genaue Durchsicht der bereits bekannten Inschriften hat inzwischen ergeben, dass Menuas selbst in einer derselben (Sayce, Nr. 29 B) von einer Menuaḫina = einer Menuas-Stadt spricht. Es ist dieses diejenige Inschrift, welche sich zur Zeit auf der Insel Agthamar im dortigen Kloster befindet, aber höchst wahrscheinlich vom Festlande aus, und zwar, wie ich fast mit Bestimmtheit behaupten möchte, vom Süd-Ufer des Van-Sees, dorthin verschleppt worden ist. Ich kann bei dieser Gelegenheit die Forscher nicht eindringlich genug auf die Untersuchung solcher Punkte hinweisen, denn lediglich durch die Feststellung des Ursprungsortes einer Inschrift kann in vielen Fällen der Inhalt derselben erschlossen werden. Derartige Verschleppungen transportabler Inschriften finden oft auf sehr weite Entfernungen hin statt, wobei 20—25 *km* gar nichts Auffälliges sind.

Aus der oben citirten Inschrift nun nehme ich hohe Wahrscheinlichkeit dafür in Anspruch, dass Manasgert eben diese Stadt ist, welche Menuas als eine von ihm erbaute erwähnt. Ich bemerke hierbei, dass Manasgert noch heute als bewohnte Stadt existirt, und dass wir somit dem Erbauer einer der ältesten Städte der Welt, deren Alter Rom noch um fast 100 Jahre übertrifft, auf der Spur sind. Gewissheit über diesen Punkt werden wir unzweifelhaft erhalten, sobald erst die dort befindlichen Keil-Inschriften untersucht und dem Inhalte nach bekannt geworden sein werden.

Menuas hat nun aber Kunde von weiteren Städte-Gründungen hinterlassen, ja er berichtet uns sogar von einem zweiten Canal, den er angelegt hat. Unter den neuen, von mir aufgefundenen Inschriften ist es die bei mir unter Nr. 7 aufgeführte, in der Kirche von Arzwapert (8—10 *km* nordöstlich von Artisch, am

Nord-Ufer des Van-Sees) befindliche 31zeilige Inschrift. in der Menuas (Zeile 19ff.) sagt: „pili agubi(e) 21. (MATU) ebani(e) 21. (MAHAZU) aliabedini 22. (ILU) Kueraina" — „Ich habe einen Canal angelegt für das Land und die gesammte Stadt, die dem Gotte Kuera geweihte Stadt." Und Zeile 30 und 31 wiederholt er noch einmal „Menuas e'a pili aguni, e'a (MAHAZU) sidistuni" = „Menuas hat diesen Canal angelegt und diese Stadt wieder aufgebaut."

Hierzu ist zu bemerken, dass sich in und bei Arzwapert sehr umfangreiche Ruinen befinden, aus denen diese Inschrift höchst wahrscheinlich stammt. Auch der hier erwähnte Canal fehlt dort nicht, so dass wir die von Menuas wieder aufgebaute Stadt und den für die Gärten derselben von ihm angelegten Canal sehr wohl in Arzwapert selbst suchen dürfen.

Ausser diesen beiden Städten und den beiden Canälen hat aber Menuas auch noch viele kleinere Festungen und Burgen im ganzen Lande angelegt, wovon er uns in zahlreichen Inschriften berichtet. Es ist diese Thatsache bisher durch fehlerhafte, bezw. ganz falsche Uebersetzung gewisser den Sinn bestimmender Ideogramme und Worte verdeckt worden. Diese Irrthümer aber wurden wieder dadurch allein ermöglicht, dass die gelehrten Uebersetzer ausnahmslos die topographischen Verhältnisse in der Umgebung der betreffenden Inschriften selbst nicht kannten und von den Entdeckern der letzteren darüber gar keine oder doch nur sehr ungenügende Mittheilungen erhielten. Was überhaupt in falscher geographischer und topographischer Festlegung der Inschriften geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung. So lässt auf derartige Mittheilungen hin Sayce z. B. (Inschrift Nr. 30) die Inschrift von Jasilitasch, die unmittelbar neben Delibaba, halbwegs zwischen Diadin und Erzerum, sich befindet, dicht bei dem tief im Süden liegenden Melasgert sich vorfinden! Die grösste Confusion aber findet sich bei Sayce, Nr. 52, wo Karatasch (liegt an der Nord-Ost-Ecke des Van-Sees) identificirt wird mit Melasgert (liegt nördlich vom West-Ende des Van-Sees), gleichzeitig versetzt wird in die Nähe von Vastan (liegt am Süd-Ufer des Van-Sees, in der Nähe der Insel Agthamar) und auch in die Nähe von Tuprak Kilissa (i. e. offenbar Toprakaléh, dicht bei Van, am Ost-Ufer des Van-Sees, wo die genannte Inschrift thatsächlich gefunden ist), so dass wir hier also alle Himmels-Gegenden vereinigt haben! Bei solchen Verhältnissen ist es für den Assyriologen schlechterdings unmöglich, richtige Schlüsse zu ziehen.

Wie ich nun an anderer Stelle[1]) schon des Näheren ausgeführt habe, wurde das assyrische Ideogramm für „Thor", das Sayce und Andere häufig auch in dem Sinne von (Gebirgs-) Pass auffassen, von den Chaldern nicht in dieser, sondern in der übertragenen Bedeutung von „Festung, Burg" gebraucht. Denn wenn wir an einer Stelle, wie z. B. bei Muchrapert, gegenüber Agthamar, wo jeder Gedanke an einen Pass oder dergleichen ausgeschlossen erscheint, in den Mauerresten einer wenig umfangreichen Burg eine Inschrift finden des Inhalts, dass Ispuinis und Menuas dieses — und nun folgt das Ideogramm für „Thor" — erbaut haben, so liegt es doch viel näher, anzunehmen, dass sie uns von der Erbauung der ganzen, überhaupt nur sehr unbedeutenden Burg, und nicht von einer so geringfügigen That, wie sie die Erbauung des Burgthores darstellen würde, berichten wollen.

Dieses Ideogramm kommt nun sehr häufig in der unmittelbaren Verbindung mit Haldina vor, also: Hal-di-na-„Thor", was ich der obigen Ausführung gemäss wohl richtig mit „Burg der Haldi-Stadt Van)" übersetzen kann. Der Sinn dieser Phrase würde demnach sein, dass gewisse Festungen den Zutritt des Feindes

1) Zeitschrift für Assyriologie VII. S. 262f. Anmerk. 2.

in das Chaldäerland und vor allem zu der Chaldäerstadt κατ' ἐξοχήν (Van) hindern, gerade so wie die Thore einer Stadt den Eintritt in dieselbe verwehren. Etwas Aehnliches haben wir ja auch noch im heutigen Sprachgebrauch, wo Festungen ganz allgemein als „Thore" eines Landes, Grenzfestungen als Ausfallsthore gegen benachbarte Gebiete bezeichnet werden.

Bei dieser Auffassung und Uebersetzung des fraglichen Ideogrammes nun erfahren wir, dass Menuas eine recht bedeutende Zahl solcher Burgen erbaut, bezw. wieder aufgebaut hat. Zunächst finden sich gleich in der Nähe von Van (östlich davon) die ehemaligen Burgen von Schuschanz, in den Inschriften Arṣuniuinis genannt (etwa 10 *km* östlich), und von Kochbanz (etwa 15 *km* östlich). Im Norden bestand eine solche Burg an der Nord-Ost-Ecke des Van-Sees beim Dorfe Güsack, im Süd-Westen, unmittelbar am Ufer des Van-Sees, vis-à-vis der Insel Agthamar, eine beim Dorfe Awer Muchrapert, und schliesslich noch eine ganz im Norden, auf dem Ruinenhügel Dandlu beim Dorfe Taschburun, etwa 20 *km* südlich von Etschmiadzin am Nord-Fusse des Ararat.

Als die wichtigste diesbezügliche Nachricht aber erfahren wir aus der grossen Inschrift von Meher Kapussi (Meheritur) bei Van (Sayce, Nr. 5), dass Ispuinis und Menuas den Ruhm für sich beanspruchen, die Van-Festung selbst in der Hauptsache erbaut zu haben. Diese durch ihren Inhalt für das Pantheon der Chalder höchst wichtige Inschrift ist an dem Nord-Ende des Zemzem Dagh derart in die Felsen gehauen, dass der von Nord-Osten kommende Wanderer sie in demselben Moment erblickt, wo er den Endpunkt des die Aussicht auf die Van-Festung bis dahin verdeckenden Zemzem Dagh passirt. Auch die Wiedererbauung des befestigten Tempels bei Kalatschik (Aralesk bei den Armeniern zur Erinnerung an die Sage über den Kampf zwischen Semiramis und Ara, dem Schönen, so genannt), der etwa 5 *km* nördlich von Van und etwa auf gleicher Höhe mit dem benachbarten Meher Kapussi liegt, ist Ispuinis zuzuschreiben (vergl. Sayce, Nr. 3).

Ich habe mich aber weiterhin noch davon überzeugt, dass das chaldische Wort „susi", dessen Bedeutung man seit den Ausführungen des Prof. Müller über die Keil-Inschrift von Aschrut-Darga mit „Capelle", bezw. „in den Felsen gehauene Nische" als feststehend annahm, keineswegs diesen Sinn hat, sondern ebenfalls „Burg, Festung" bedeutet. Es geht das zur Evidenz aus den topographischen Verhältnissen der Umgebung des Ruinenhügels beim Kurdendorfe Anzaff (8—10 *km* östlich von Van) hervor. Dort befinden sich die noch heute gut erkennbaren Reste der Umfassungsmauer einer ausgedehnten Befestigung, welche den Weg von Van zum Arschak-See vollständig beherrschte. Aus diesen Ruinen stammt eine dreimal wiederholte sechszeilige Inschrift (Nr. 16 bei mir) des Königs Menuas, der darin mittheilt, dass er diese „susi" wieder aufgebaut hat. Hier ist weit und breit an eine „Felsennische, bezw. -Capelle", wie man sie unter „susi" bisher verstanden hat, nicht zu denken; man kann also das Wiederaufbauen nur auf die Burg selbst beziehen, und „susi" heisst dann eben Burg. Ausschlaggebend für die Richtigkeit dieser Uebersetzung ist der Umstand, dass sich überall, wo das Wort „susi" in den Inschriften vorkommt, auch die Ueberreste ehemaliger Burgen nachweisen lassen. Das ist namentlich auch der Fall auf dem Aschrut Darga, wo die Burg den die Inschrift tragenden Berggipfel krönte, auf dessen anderem Abhange eine grössere Ansiedelung unter dem Schutze der Burg entstanden war, deren Ruinen sich noch heute erkennen lassen. Nach der lokalen Ueberlieferung der Armenier soll denn hier auch ehemals eine grosse armenische Stadt bestanden haben. Alle diese Thatsachen wurden zwar von Prof. Wünsch, dem Entdecker der Inschrift, vermuthet, aber nicht nachgewiesen, andernfalls

wäre die irrige Deutung des Wortes „susi", das Sayce vorher schon annähernd richtig mit „walls" übersetzt hatte, wohl kaum möglich gewesen. Auch die Inschriften von Armavir fanden sich unter ganz gleichen Umständen, wie die in Anzaff, vor, wie weiterhin noch erörtert werden wird. Ich mache übrigens noch darauf aufmerksam, dass in den Inschriften bei Sayce (Nr. 17 und 58) das Wort „susi" gleichzeitig mit dem Ideogramm für „Thor" vorkommt.

Mit der Feststellung dieser Bedeutung des Wortes „susi" werden uns aber auch sogleich die Erbauer weiterer Burgen gegeben. So haben Ispuinis und Menuas die Burg auf dem Aschrut-Darga wieder aufgebaut, Menuas selbst die von Anzaff. Letzterer berichtet uns ausserdem noch in der von ihm im Pass von Kelischin (südwestlich vom Urmia-See) errichteten Inschrift (Sayce, Nr. 56) von zahlreichen Burgen, die er im Lande der Mannai erbaut hat. Es steht zu erwarten, dass sich bei Auffindung weiterer Inschriften die Zahl der uns jetzt bekannten Burgen des Landes Urartu-Biaina noch beträchtlich vermehren wird.

Ich wende mich nunmehr zu Menuas' Nachfolger, dem Könige Argistis I. Auch dieser erzählt uns in einer Inschrift von einer Argisti-hi-na, einer von ihm erbauten Stadt, und zwar geschieht dies in den Inschriften Sayce, Nr. 54 u. 58, die aus der Umfassungsmauer der Citadelle von Armavir stammen. Aus dem begleitenden, leider nur unvollständig erhaltenen Text scheint hervorzugehen, dass Argistis diese Burg, denn das war ursprünglich nur ihre Bedeutung, erbaut hat, als er nach seinem Feldzuge gegen die Mannäer bei seinem Vordringen nach Norden das die Eriwansche Ebene einnehmende Reich des von ihm abgefallenen Etius erobert hatte. Wir gewinnen mit dieser Feststellung also den Gründer der nachmaligen altarmenischen Königs-Residenz Armavir, welche die Armenier selbst als ihre älteste Stadt bezeichnen, freilich nicht ganz mit Recht, denn Van, Manasgert u. A. sind noch älter. Es ergiebt sich nun aber aus den Inschriften und den logischen Folgerungen, die man aus ihnen zu ziehen berechtigt ist, dass die hier unterworfenen Völker den Tod des Argistis zu dem Versuche, in einem Aufstande ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, benutzt haben müssen. Denn anders ist es schwer begreiflich, dass Sarduris II. (etwa von 750 ab, Zeitgenosse und Gegner Tiglath Pilesers III.) sich in Sayce Nr. 49 wiederum der Eroberung dieses selben Landes rühmt. Bei jenem Aufstande nun muss die von Argistis angelegte Burg Argisti-hi-na-Armavir[1]) zerstört worden sein, denn Sardur II. erzählt uns in einer anderen, ebenfalls in Armavir's Mauern gefundenen Inschrift (Sayce, Nr. 65), dass er die verfallene Haldi-Burg wieder neu hat aufbauen lassen. Aber Sardur II. that noch mehr, er ermöglichte es, dass sich aus der kleinen Burg des Argistis die Stadt Armavir, nachmals berühmt durch das in ihr aufgestellte altarmenische Pantheon, entwickeln konnte, indem er durch die Anlage eines Canals den Ansiedlern die für die Cultivirung des Bodens unerlässlichen Bedingungen schuf. Diesen „pili", über den er in den ebenfalls aus Armavir stammenden Inschriften bei Sayce Nr. 63 u. 64 berichtet, leitete er vom Araxes her, über die Felder hart am Fusse des Citadellenberges vorbei.

Und so, wie wir in Menuas den Gründer der **Stadt** Van zu erblicken haben, weil er erst durch die Erbauung seines grossartigen Aquäducts es der Bevölkerung ermöglichte, sich am Fusse der schon von seinem Vater angelegten Felsenburg Tuspana anzusiedeln, ebenso haben wir in Sardur II. den thatsächlichen Gründer der **Stadt** Armavir zu erblicken.

1) Es verdient beachtet zu werden, dass der Anfang dieses Städtenamens mit der Anfangssilbe des Namens seines Erbauers übereinstimmt. W. B.

Es ist höchst interessant, dass der altarmenische Historiker Moses von Chorene, dessen Geschichte Armenien's etwa um 440 nach Chr. verfasst ist, uns nicht allein genaue Nachrichten giebt über den Menuas-Semiramis-Canal, dessen Erbauung er fast mit denselben Worten erzählt, wie ich es in unserer ersten Publication in dieser Zeitschrift auf Grund des localen Befundes gethan habe, sondern dass er auch jenen von Sardur II. für Argistihina-Armavir angelegten Canal erwähnt. Es geschieht dieses in Cap. 39 gelegentlich der Gründung der Stadt Erowandaschat am Arpatschai durch den König Erowand von Armenien. Dort heisst es wörtlich: „In seinen (Erowand's) Tagen wird die königliche Residenz von dem Armavir genannten Hügel hinweg verlegt. Da nehmlich der Fluss Erasch (= Araxes) entfernt war und bei der Länge des Winters und dem rauhen Wehen des eisigen Nordens der Canal fror, fand sich von dort her das hinreichende Wasser für den Residenzort nicht vor. Erowand, darüber ärgerlich, sucht nach einem noch festeren Orte und verlegt die Residenz nach Westen u. s. w."

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf ein interessantes geographisches Quidproquo aufmerksam machen, das sich auf die Autorität des berühmten kaukasischen Forschungs-Reisenden Dubois de Montpéreux hin in die Wissenschaft eingeschlichen hat. Die eigentliche Ursache dieses seines Irrthums ist darin zu suchen, dass er, den Ausführungen der damaligen Interpreten des Moses von Chorene folgend, mit ihnen eine Notiz desselben über die Lage Armavir's falsch auffasste. Moses von Chorene erzählt nehmlich über die Gründung Armavir's in Cap. 12 Folgendes: „Dieser Armenak (ein Sohn Haik's) zeugte nach Jahren den Armajis und starb nach weiteren vielen Jahren. Sein Sohn Armajis baut sich ein Wohnhaus auf einem Hügel am Ufer des Flusses und nennt es Armavir nach seinem Namen und den Namen des Flusses Erasch nach dem Namen seines Enkels Arast."

Aus dieser Stelle wurde nun zunächst geschlossen, dass der, Armavir tragende Hügel unmittelbar am Araxes gelegen haben müsse, während der Schriftsteller doch auch an die nähere Umgebung des Flusses gedacht haben kann. Aus der vorhin wörtlich citirten Stelle aus Cap. 39 aber wurde weiter gefolgert, dass nothwendiger Weise der Araxes späterhin nach erfolgter Gründung der Stadt sein Bett verändert haben müsse, und zwar nach Süden hin, woraus sich dann wieder die Nothwendigkeit ergeben habe, die Stadt durch einen Canal mit dem erforderlichen Wasser zu versehen. Mit solchen Anschauungen über die citirten beiden Stellen des Moses von Chorene begann dann Dubois de Montpéreux an Ort und Stelle seine Untersuchungen und war auch bald genug so glücklich, der Wissenschaft von einem, in der Nähe des Armavirhügels sich hinziehenden alten Flussbette, dem wieder aufgefundenen alten Araxeslaufe, berichten zu können. Aus seinem, auch heute noch als Standard-Werk über den Kaukasus hoch geschätzten Buche ging dann diese Notiz überhaupt in die Wissenschaft über. Ich muss nun leider die Beobachtung Dubois de Montpéreux' bestreiten; ich habe trotz eifrigen Nachforschens bei Armavir nirgends etwas bemerkt, das einem Flusslaufe von der Bedeutung des Araxes hätte entsprechen können. Ich bemerke hierzu, dass der Araxes von dem 22 Werst westlich von Armavir gelegenen Kreisstädtchen Surmali an, auf eine Strecke von etwa 17 Werst bis zu dem Dorfe Arabkerlu hin, sich sein Bett tief in den felsigen Boden eingegraben hat, so dass seine Steilufer dort oft mehr als 100 *m* Höhe haben, — eine Thatsache, die jede Veränderung des Flusslaufes in historischer Zeit auf dieser Strecke vollständig ausschliesst. Erst von Arabkerlu an, das nur noch etwa 5 Werst westlicher als Armavir liegt, läuft der Fluss wieder zwischen flachen Ufern, und hier wäre also überhaupt erst die Möglichkeit gegeben, dass der Araxes früher seinen Lauf in nördlicher, statt in

seiner gegenwärtig östlichen, Richtung genommen hätte. Abgesehen davon, dass das Flussbett des Araxes sich hier, wie auch weiterhin, am tiefsten Punkte der Araxesebene befindet, welche von ihm aus nach Norden und Süden gleichmässig ohne irgend welche Depressionen ansteigt, — Verhältnisse, welche eine Veränderung des Flussbettes schon an und für sich als höchst unwahrscheinlich erscheinen lassen, ergiebt die locale Untersuchung auch nicht den geringsten Anhalt für diese Annahme. Dagegen beginnen hier auf beiden Flussufern sofort die heutigen Canal-Anlagen. Die topographischen Verhältnisse liegen nun so, dass auch Sardur II. nicht anders konnte, als seinen Canal sofort bei Arabkerlu beginnen zu lassen, wenn anders er ihn an dem etwa 5 Werst nördlich vom Araxes (etwa 12 Werst nordöstlich von Arabkerlu) gelegenen Armavir vorbeiführen wollte. Solcher Canäle giebt es heute dort eine grosse Zahl, so dass sich kaum noch feststellen lassen wird, welchen von ihnen Sardur II. angelegt hat. Andere wieder liegen seit langer Zeit trocken und unbenutzt da, unter diesen einer, der in allernächster Nähe des Burghügels von Armavir vorbeigeführt ist und sich durch besonders grosse Dimensionen auszeichnet. Ich neige zu der Ansicht, dass Dubois de Montpéreux dieses augenscheinlich sehr alte und sehr grosse Canalbett für den alten Flusslauf angesehen hat. —

Schliesslich möchte ich noch ein Paar Worte über die Grenzen des Van-Reiches sagen, die bisher von den gelehrten Forschern viel zu klein angegeben worden sind. Und dabei muss ich nun zunächst die Behauptung einiger Forscher, dass die assyrischen Herrscher auf ihren Kriegszügen gegen Urarṭu-Van die mit den beiden Ararat im Osten ganz plötzlich endigende Gebirgskette wiederholt überschritten hätten, ganz entschieden als durch nichts erwiesen und sogar höchst unwahrscheinlich zurückweisen. Ihre nördlichsten Schlachten schlugen sie am Oberlaufe des Euphrat, von wo aus sie wiederholt durch das zwischen Van-See und Araxes gelegene Gebiet nach Osten zu dem, am Nord-Ufer des Urmia-Sees gelegenen Lande Gilzan gezogen sind. An keiner Stelle erzählen uns die assyrischen Inschriften von einer Uebersteigung der Araratkette oder einem Passiren des Araxes, obgleich beide Thaten für ein grosses Heer mit sehr erheblichen Schwierigkeiten verknüpft und deshalb wohl erwähnenswerth gewesen sein würden. Einzig Sayce lässt die Assyrer wiederholt den Mons Masius (dies der armenische Name für den Berg Ararat) übersteigen, und ihm sind dann mehrere Gelehrte darin urtheilslos gefolgt.

Das Land Biaina, so genannt bei den Chaldern, das Urarṭu der Assyrer, begann schon unter Sardur I., dem Zeitgenossen Salmanassar's II., sich auszudehnen. Letzterer berichtet uns über einen Kriegszug gegen Sardur I. im Jahre 833, der aber jedenfalls keine Erfolge aufzuweisen hatte, denn Sardur's I. Sohn und Nachfolger, Ispuinis, betrieb die Erorberung benachbarter Länder nur um so eifriger. Wenn uns auch Samsi Ramman (825—812), der Zeitgenosse des Ispuinis, in seinem Bericht über den zweiten Feldzug unter den von ihm geschlagenen Königen von Nairi u. A. auch den Uspina — worunter wir sehr wahrscheinlich unseren Ispuinis zu verstehen haben — aufzählt, in dessen Lande er 11 Festungen und 200 sonstige Städte erobert haben will, so ist diesem Bericht besonderer Glaube nicht beizumessen. Denn Menuas bezeugt uns inschriftlich in Kelischin, nahe bei Uschneï, südwestlich vom Süd-Ufer des Urmia-Sees, dass er die dortigen Gebiete für seinen Vater Ispuinis erobert habe. Jene Länder aber wurden schon lange vorher als Kirruri und Hubuskia von den Assyrern als tributäre aufgeführt. Es zeugt von der Ohnmacht des assyrischen Staates, dass er viele Jahrzehnte lang diese Gebiete den Chaldern nicht wieder entreissen konnte. Gleichzeitig entsandte

Ispuinis aber seinen Sohn auch nach Norden, wo er das ganze Gebiet bis zur Eriwanschen Ebene hin eroberte. Nach dem Tode seines Vaters führte Menuas noch zahlreiche weitere glückliche Kriegszüge aus. So eroberte er die Länder am Oberlaufe des Murad bis zu dem westlichen Quellflusse des Euphrat hin und dehnte sein Gebiet im Südwesten auf Kosten der Hethiter bis Malatiyeh (Melitene) aus, das nebst dem von ihm eroberten Alzi ebenfalls so lange den Assyrern tributär gewesen war. Auch nach Osten trug er noch einmal seine siegreichen Waffen und unterwarf sich die Mannäer, die im Jahre 830 Salmanassar II. Assyrien unterworfen hatte, so dass Menuas bereits das weite Gebiet vom West-Ufer des Urmia-Sees bis über Malatiyeh und Erzerum hinaus einerseits und vom Araxes im Norden bis zum Süd-Ufer des Urmia-Sees andererseits beherrschte. Menuas' Sohn, Argistis I., war ebenso glücklich und siegreich in seinen Feldzügen, wie sein glorreicher Vater. Zunächst unterwarf er die abgefallenen Mannäer auf's Neue, ebenso die die Araxesebene bewohnenden Völkerschaften. Er überschritt den Araxes, drang über Eriwan bis an das Nordost-Ufer des Göktschai vor, zog von hier über Alexandropol durch die Provinz Schirak an Kars und Sarikamisch vorbei nach Süden, schlug also die heutigen Gouvernements Eriwan und Kars zum Gebiete seines Reiches. Im Kampfe mit den Hethitern eroberte er das ehemals Assyrien tributäre Nirbu und das Reich von Malatiyeh; im Osten aber unterwirft er sich die Gebiete am Südost- und Ost-Ufer des Urmia-Sees, die von Salmanassar II. Assyrien tributär gemachten Länder Bustus und Barsua, und rühmt sich bei dieser Gelegenheit, die Truppen Assyrien's wiederholt geschlagen zu haben. Auch der Sohn Argistis' I., der kriegerische Sardur II., war anfänglich äusserst glücklich in seinen Kriegen; die ohnmächtigen Herrscher Assyrien's wagten es nicht, den Kampf mit dem übermächtigen Nachbarreiche aufzunehmen. Auch er musste zunächst die wieder abgefallenen Mannäer, ebenso die nördlich davon bis zur Araxes-Ebene wohnenden Völker durch einen Feldzug zum Gehorsam zurückbringen. Nach Nordosten drang er noch weiter vor, als sein Vater Argistis I., wie uns seine Sieges-Inschriften am Südost-Ufer des Göktschai-Alpensees beweisen. Andererseits rühmt er sich in der Inschrift von Isoglu (bei Malatiyeh) der Unterjochung dieses Landes und sogar der Besiegung der Truppen des sich bis zur Küste des Mittelländischen Meeres erstreckenden Landes Kui. Ob die in dieser Gegend von ihm als erobert erwähnte Stadt Ḫaza identisch ist mit dem Ḫazazu der assyrischen Inschriften, lässt sich freilich nicht erweisen. Aus diesen Grenzbestimmungen ersehen wir, dass das Reich von Biaina-Van unter Sardur II. dem assyrischen zur Zeit der Thronbesteigung Tiglath Pileser's III. an Umfang zum Mindesten nichts nachgab, eher vielleicht es noch übertraf. Dieser assyrische Herrscher, welcher sein Land zu neuer Blüthe brachte, wagte es lange nicht, das mächtige Nachbarreich anzugreifen, obgleich er Sardur II. stets auf Seiten seiner erbittertsten Feinde antraf und ihm mitsammt seinen hethitischen Bundesgenossen gleich im ersten Jahre seiner Regierung eine schwere Niederlage in Kummuḫ (Kommagene) beigebracht hatte. Erst nachdem er in einer ganzen Reihe von Feldzügen die hethitischen Staaten, welche Sardur II. unkluger Weise hinfort nicht weiter unterstützte, einzeln besiegt und unterworfen hatte, nahm Tiglath Pileser III. den Kampf gegen Biaina-Urartu selbst auf, der mit der vergeblichen Belagerung der uneinnehmbaren Festung Ṭuspana (Van) endigt. Wie gross oder klein auch die factischen Erfolge Assyrien's in diesem Feldzuge gewesen sein mögen, Thatsache ist jedenfalls, dass hinfort die Macht des Van-Reiches mehr und mehr dahinschwand, bis mit Sardur III., dem Zeitgenossen Asurbanapal's, gegen Ende des VII. Jahrhunderts der

Name des einst so gefürchteten Reiches sang- und klanglos aus der Geschichte verschwindet. —

Hr. C. F. Lehmann:

Den Menuas-Canal (Menuaï-pîli), der heute von den Armeniern als Semiramis-Canal (Schamiramsu) bezeichnet wird, erwähnt, wie bereits Hr. Belck hervorgehoben (S. 482), auch Moses von Chorene[1]) I. 16 als Werk der Semiramis. Obgleich Moses von Chorene keinen Zweifel darüber aufkommen lässt, dass er die Wasserleitung selbst nicht gesehen hat („sie ist, wie man sagt, noch heute erhalten. Durch die Flucht in die Aushöhlung dieser Wasserleitung schützen sich, wie ich höre, die Einwohner des Landes gegen Räuber und Vagabunden, da sie in den tiefen Höhlen der Berge gesichert sind"), stimmt die Beschreibung ganz ausgezeichnet zu dem heutigen Befund. Nur dass die Felsblöcke der Leitung durch Kalk und Sand zusammengefügt sind, ist, nach Hrn. Belck's Mittheilung, eine unrichtige Behauptung. Ebenso ist im Bericht des Armeniers der Einfluss der Assyrer auf Cultur und Kunstfertigkeit der Bewohner von Van sehr deutlich erkennbar. Denn neben „12 000 Handwerkern aus Assyrien und anderen unterworfenen Ländern" wird die Anfertigung des Werkes vorzugsweise verdankt den eigenen „6000 auserlesenen, in Allem erfahrenen Handwerkern" der Assyrerin Semiramis, welche die Kunst, mit Holz, Stein, Erz und Eisen umzugehen, aus dem Grunde verstehen[2])."

Dies ist nur einer von mehreren Fällen, in denen die Controle, welche an den Berichten des Moses von Chorene durch die neugefundenen Inschriften und durch unsere erweiterte und hoffentlich noch sehr zu erweiternde Kenntniss der Zustände im Reiche von Van ermöglicht wird, sehr zu Gunsten des Kerns der dort erhaltenen Ueberlieferung ausfällt.

Ich glaube deshalb, dass das Urtheil, welches Eduard Meyer[3]) über die armenische Urgeschichte bei Moses von Chorene fällt, zu scharf ist. Meyer erklärt sie für ganz werthlos für die ältere Ländergeschichte und glaubt, dass sie „höchstens ganz dürftige Trümmer einer wirklich volksthümlichen Ueberlieferung enthalte".

Mir will, soweit ich zur Zeit zu urtheilen vermag, scheinen, als ob die Wagschale sich mehr nach Gutschmid's Seite hinneigte, der seine Abhandlung „Ueber die Glaubwürdigkeit der armenischen Geschichte des Moses von Chorene[4])" mit folgenden Worten schliesst: „Wer den Moses zu geschichtlicher Forschung benutzen will, hat die anscheinende Verknüpfung der Sagen zu fortlaufender Geschichte aufzuheben und erhält für Kenntniss der armenischen Tradition eine freilich nicht mehr durch stolzes Aeussere imponirende, aber nun erst recht brauchbare Quelle. Wir glauben in der That, dass, von der christlichen Uebertünchung der Sagen und von der unkritischen Zusammenlöthung disparater Quellen abgesehen, die wiederholte Versicherung des Moses, er habe nichts erdichtet, für

1) Moses von Chorene, übersetzt von Lauer, S. 32. Vergl. Moïse de Khorène. Histoire d'Arménie, texte arménien et traduction française par P. E. le Vail. de Florival. Venise 1841, p. 76 ff.

2) Im Ausdruck und selbst in einzelnen Zügen der Darstellung schliesst sich freilich hier Moses von Chorene unverkennbar an Ktesias' (bei Diodor II, 7) Bericht über die Gründung Babylon's durch Semiramis an.

3) Geschichte des Alterthums. I. § 248. Anmerk. S. 297 f.

4) S. Kleine Schriften, Bd. III, S. 282 ff. (zuerst: Ber. der sächs. Gesellschaft d. W. Phil. hist. Cl. 1876).

den eigentlichen Erzählungsstoff auf Wahrheit beruht." — (Vergl. früher schon Kiepert, Ber. Berl. Akad. d. W. 1869, S. 216ff.)

Ich hatte darauf hingewiesen[1]), dass das Wort pili „Canal" auch in Inschriften des Menuas vorkommt, die nicht an dem Menuas-Canal gefunden sind. Der Schluss, den ich dabei zog, dass auch hier der grosse „Menuas-Canal", der Schamiramsue, gemeint sei, den der König als seine bedeutendste bauliche Anlage in einer Aufzählung seiner Thaten nicht habe übergehen wollen[2]), war aber irrthümlich. Wie Hr. Belck (S. 481) bereits betont hat, ist in der Inschrift Sayce XXVII, 13 und in der Inschrift von Arzwapert von der Anlage eines anderen, besonderen Canals die Rede.

In der Ergänzung und Erklärung der Inschrift der Rusas-Stele sind einige Fortschritte zu verzeichnen.

Z. 30 am Anfang ist, wie ein Vergleich mit Z. 28 (Anfang) „MÊ^pl NAR (d. i. „die Wasser des Flusses") A-la-i-ni-ni" lehrt, sicher zu ergänzen: „[NAR] A-la-i-ni-ni." Wir lernen hier somit, worauf auch Hr. Sayce uns gegenüber brieflich hingewiesen hat, den alten Namen des, nach Belck bei dem heutigen Toprakaléh vorbeifliessenden, in der Nähe von Van in den See mündenden Flusses als Alai(ni)s kennen. Derselbe hat bei der Regulirung der Bewässerungs-Verhältnisse der Rusas-Gartenstadt eine Rolle gespielt. —

Rusas-Stele, Z. 8—11: „^m Ru-sa-š(e) a-li i-u ^m Ru-sa-ḫi-[na] i-ni-li [s]i-du-li i-u i-ni ṣu-e-ta-š(e) te-ru-bi" wird man wohl (wie ebenfalls Hr. Sayce, brieflich) die Uebersetzung wagen können: „Rusas spricht also: Nachdem ich dieses Rusaḫina (die Rusas-Stadt) gebaut hatte, habe ich diese Leitung(?) angelegt[3])." Wir haben diese weiteren Beiträge zur Interpretation der Rusas-Inschrift zugleich mit einigen Berichtigungen der Autographie, die ohne Keilschrift-Typen schwer wiederzugeben sind, auch gebracht in unserer Mittheilung über „Inuspuas, Sohn des Menuas, Zeitschrift für Assyriologie, Bd. VII, S. 256, Anm. 2 (u. 4).

Dort ist von uns die neue Inschrift von Kurschun (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 125, sub Nr. 10) behandelt, die einen bisher unbekannten Sohn des Menuas, den Inuspuas nennt. Gleichzeitig haben wir, gestützt auf bisher unveröffentlichtes Material des Berliner Museums, die Inschrift der aus Toprakaléh stammenden Weiheschilde des Rusas wieder herstellen können. Solche Weiheschilde pflegten die Chalder aussen an den Eingängen ihrer Tempel anzubringen, wie wir das aus einer assyrischen Abbildung eines solchen („urartischen") Tempels wissen. Die Inschrift nennt Rusas als den Erbauer des Tempels auf der Höhe von Toprakaléh und bestätigt so unsere Vermuthung[4]), dass Rusas der Erbauer, wie der Gartenstadt am Fusse des Toprakaléh, so jenes Tempels gewesen sei, auf's Schlagendste.

Unsere Chalder scheinen den theokratischen Staat in einer geradezu paradigmatischen Vollkommenheit und Consequenz ausgebildet und durchgeführt zu haben. Der Hauptgott war Chaldis; als „Chaldi-Gottheiten" oder „Chaldi-

1) Zeitschrift für Ethnologie XXIV. (1892), S. 140, Abs. 3 v. u.

2) Zeitschrift für Ethnologie 1892, S. 140, Abs. 3.

3) Rusas-Stele, Z. 3, a. E., reicht nach Belck der Raum zu einer Ergänzung zu ṣu-[e-ta-š(e)] (gemäss Z. 10) nicht aus. Es ist daher wohl möglich, dass in ṣu-e-ta-š(e) eine Ableitung, bezw. Weiterbildung des in Z. 3 vorkommenden kürzeren Nomens der Wurzel ṣu vorliegt und dass demnach ṣu . . . das „Bassin", ṣu^e tas dagegen den Abfluss desselben, die Leitung bezeichnete. Ueber das Suffix ta s. Sayce, p. 437.

4) Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 145, 147.

Kinder" wurden auch die übrigen Gottheiten (zusammenfassend) bezeichnet. Aber auch die gesammten Angehörigen des Volkes, das den Chaldis verehrte, galten als Kinder oder Angehörige der Chaldis, als Chalder (s. S. 487). Für Chaldis und zu seiner Ehre geschehen alle Eroberungen, werden alle Bauten und Anlagen ausgeführt, welche der Wohlfahrt der irdischen Chaldi-Angehörigen zu dienen bestimmt sind. Die Hauptstadt Tuspa(na) = Van, der Sitz des Gottes, ist die Chaldi-Stadt; befestigte Plätze, selbst wenn sie in recht weiter Entfernung von der Hauptstadt angelegt werden, gelten als „Thore der Chaldi-Stadt". Das ganze Gebiet heisst Ḫaldia, das „Chaldi-Land". Mir ist kein weiterer Fall bekannt, in welchem die Idee der Theokratie eine derartige stricte, auch in den äusseren Formen erkennbare Durchführung erfahren hätte.

Wenn Hr. Belck davon spricht, dass das Reich der Chalder nach der Zeit Asurbanapal's aus der Geschichte verschwunden sei, so ist dabei der Nachdruck auf das Wort Reich zu legen. Denn ihr Volksthum haben die Anbeter des Gottes Chaldis noch lange bewahrt. Xenophon erwähnt sie in der Anabasis[1]) mehrmals zusammen mit anderen armenischen Bergvölkern als unabhängig vom Perserkönig, und rühmt speciell an ihnen die Freiheit und die Wehrhaftigkeit. Allerdings hatten sie zu Xenophon's Zeit nicht mehr ihre alten Sitze am Van-See inne, sondern, wie sie vormals andere armenische Völkerschaften zeitweilig unterjocht, in ihrem Gebiete beschränkt oder aus demselben verdrängt hatten, so sind sie ihrerseits offenbar in den Wirren, welche hervorgerufen wurden durch die Einwanderung des indogermanischen Stammes der Armenier — von welchem erst der uns geläufige Gesammtname des Landes stammt, — in nordwestlicher Richtung aus ihrem ursprünglichen Gebiet mehr nach dem südöstlichen Theile des schwarzen Meeres zu hingedrängt worden. Nur für diese ihre späteren Sitze war für sie der Name der pontischen Chaldäer von Gutschmid gewählt worden; nur für diese trifft er, streng genommen, zu. Die Aufnahme des Namens der Chalder — dem Χάλδοι des Hecataeus bei Stephanus von Byzanz (s. v. Χαλδία) entsprechend[2]) — würde die Verwechselung mit dem semitischen Volke der Chaldäer im Süden Babyloniens und der gleichnamigen babylonischen Priesterschaft ausschliessen, und damit diesen und jeden anderen Zusatz überflüssig machen.

Einen besonderen Reiz verleiht der bisherigen, von Hrn. Belck neu in Fluss gebrachten und der zu erhoffenden weiteren Forschung auf diesem Gebiete die Thatsache, dass von den Städten, die jene alten Könige angelegt haben, wie bereits Hr. Belck betonte, mehrere noch bewohnt werden (wenn auch Hrn. Belck's Identification von Menuaḫina mit Mana(va)skert von armenistischer Seite sprachlich und lautlich als nicht einwandsfrei bezeichnet worden ist). Ihre grossartigen Canalisations-Anlagen dienen den Bewohnern jener Gegenden noch heute für die Bewässerung ihrer Gärten und den Betrieb ihrer Mühlen, in erfreulichem Gegensatz zu Babylonien und Assyrien, wo die alten Canäle versandet, die Fluss-Niederungen versumpft und die Ruinen der alten Städte nur noch erkennbar sind als Trümmerhügel, die aus der verlassenen Ebene hervorragen.

Belck's Inschriften und ihre Bearbeitung ergeben für die archäologische Forschung auf ihrem eigensten und auf verwandten Gebieten beherzigenswerthe Lehren. Das Wenige, was in der Interpretation erreicht worden ist, hat nur erzielt werden können, weil die genauesten Angaben über Stand und Fundort der

1) Vergl. Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 131, Anmerk. 3 und S. 132 f., Anmerk. 2.

2) Χαλδία ... οἱ ἐν ταύτῃ ἐνοικοῦντες Χάλδοι. Steph. Byz. ed. Meineke, p. 680.

Inschriften vorlagen. Von einer systematischen Forschung auf diesem Gebiete wird fürderhin nur die Rede sein können, wenn die Angaben und Winke, welche neu gefundene Inschriften enthalten, auch an Ort und Stelle ermittelt und nutzbar gemacht werden können. Wir kennen mit Sicherheit die vannischen (chaldischen) Bezeichnungen für eine Anzahl wichtiger baulicher Anlagen. Je nachdem in einer neu aufgefundenen Inschrift von einem Tempel, einer Burg, einem Canal, einem Wasserbassin u. s. w. die Rede ist, wird die locale Untersuchung ihre Maassnahmen zu treffen haben.

In weit höherem Maasse aber gilt dies auf babylonisch-assyrischem Gebiete, wo die Bau- und Weihinschriften von dem Fachmann oft mit nicht viel grösserer, manchmal sogar mit geringerer Schwierigkeit gelesen werden können, als neu gefundene griechische und römische Inschriften sie dem classischen Philologen und Epigraphiker bereiten.

In den wenigen Fällen, wo von Entsendung einer deutschen Expedition in diese Gegenden die Rede gewesen (zur That ist der Gedanke nur einmal geworden), ist leider die Neigung hervorgetreten, die Anwesenheit eines der Keil-Inschriften kundigen Fachmannes für überflüssig zu halten, da die eigentliche Interpretation der Inschriften doch erst in der Heimath stattzufinden brauche. Die Assyriologen freilich waren, — selbst die Richtigkeit dieser Anschauung vorausgesetzt, — stets der Meinung, dass, wenn einmal die Gegend der alten Culturen des Zweistromlandes erforscht werden sollte, dann diejenigen, die diesem Gebiete ihre Arbeit und ihre specielle Aufmerksamkeit widmen, immerhin einigen Anspruch auf Berücksichtigung hätten. Das konnte man ja aber als die Aeusserung von Sonderinteressen einer speciellen — wenn auch der nächstbetheiligten — Classe von Gelehrten ansehen. Dass aber das Interesse der Sache sofortiges Studium der Inschriften am Fundort gebieterisch fordert, dieser Erkenntniss wird sich Niemand mehr verschliessen dürfen, der bedenkt, welche Ergebnisse auf altarmenischem Gebiete, trotz der für die Interpretation der Inschriften so sehr viel ungünstigeren Sachlage, durch Berücksichtigung der topographischen Verhältnisse erzielt sind und in Aussicht stehen.

Eine einzige Angabe in einer neugefundenen assyrischen oder babylonischen Bau- oder Weihinschrift kann über den Charakter und Zweck der Anlage, in deren Bezirk oder Nachbarschaft sie gefunden ist, Aufklärung schaffen und damit die Richtschnur für den Gang der gesammten topographischen Untersuchung und eventuell der Ausgrabungen abgeben. Dass es von der grössten Wichtigkeit sein kann, an Ort und Stelle sofort den Namen des Bauherrn, des Herrschers, der die Anlage geschaffen, und damit auch deren Entstehungszeit zu ermitteln, daran könnte zwar — sollte man denken — von vornherein kein Zweifel bestehen. Vielleicht ist es aber doch nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, wie viel weiter wir jetzt in unserer Kenntniss der Anlagen von Topra-kaléh und anderer Gebiete der Nachbarschaft von Van wären, wenn die Inschrift der Stele des Rusas in der Nähe des Fundortes auf ihren Inhalt hätte geprüft werden können.

So dürfen wir hoffen, dass Hrn. Belck's Arbeit auch für die Methode der localen Alterthumsforschung auf altorientalischem Gebiete nicht ohne Einfluss und ohne Früchte bleiben wird. —

(27) Eingegangene und erworbene Schriften und Geschenke:

1. Pitt Rivers, Lieut. Gen., Excavations in Bokerly and Wansdyke, Dorset and Wilts. vol. III. London 1892. Printed privately. 4°. Gesch. d. Verf.

2. Mémoires de la société d'anthropologie de Paris. Série I. T. I et III. Série II. T. I et II. Série II. T. III. 1 et 2. Paris 1860—85. Angekauft.
3. Virchow, Hans. Die Aufstellung des Fuss-Skelets. Jena 1892. (Sep.-Abdr. Anatomischer Anzeiger.)
4. Derselbe, Muskelmann Maul. Berlin 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Berliner Klin. Wochenschrift. Nr. 28.)
   Nr. 3 u. 4 Gesch. d. Verf.
5. Weisbach, A., Die Deutschen Nieder-Oesterreich's. Wien 1892. (Mitth. d. Kgl. u. Kaiserl. Mil.-San.-Com. XI.) Gesch. d. Verf.
6. Hyades, P. et Deniker, J., Mission scientifique du Cap Horn. 1882—1883. Paris 1891. Tome VII. Anthropologie, Ethnographie. Gesch. d. Hrn. Dr. J. Deniker.
7. Fewkes, Walter J., A Journal of American ethnology and archaeology. Boston 1891/92. vol. I u. II. Gesch. v. d. Hemenway-Expedition.
8. Cunningham, D. J., The lumbar curve in man and the apes, with an account of the topogr. anat. of the Chimpanzee, Orang-Utan and Gibbon. Dublin 1886. (S.-Abdr. Royal Irish Acad. „Cunningh. Mem.". No. II.) 4°.
9. Derselbe, The skeleton of the Irish giant, Cornelius Magrath. Dublin 1891. (Sep.-Abdr. Transact. of the Royal Irish Acad.) 4°.
10. Derselbe, Contribution to the surface anatomy of the cerebral hemispheres. Dublin 1892. (S.-A. Royal Irish Acad. „Cunningh. Mem.". No. VII.) 4°.
    Nr. 8—10 Gesch. d. Verf.
11. Rendiconto dell' adunanza solenne del 5 giugno 1892. Roma 1892. (Estr. Atti d. R. Accad. dei Lincei.) Gesch. d. Accademia.
12. Pilling, J. C., Bibliography of the Algonquin Languages. Washington 1891. Gesch. d. Smiths. Institution.
13. de Blasio, A., Crania Campana hodierna. Napoli 1892. (Sep.-Abdr. Boll. d. Soc. d. Naturalisti in Napoli.) Gesch. d. Verf.
14. Sergi, G., Di alcune varietà umane della Sicilia. Roma 1892. (Estr. dal vol. I, 1°. S. S. 5a. Rendic. della Reale Accad. dei Lincei.)
15. Derselbe, Di alcune varietà umane della Sardegna. Roma 1892.
    Nr. 14 u. 15 Gesch. d. Verf.
16. Morse, Edw., On the older forms of terra-cotta roofing tiles. Salem, Mass. 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Bull. of the Essex Inst.) Gesch. d. Verf.
17. Buschan, G., Das Grabmal von Vaphio und die Cultur von Mycenae. Münster 1892. (Sep.-Abdr. a. „Natur und Offenbarung".)
18. Derselbe, Identitäts-Feststellungen an Verbrechern (Bertillonage) und ihr practischer Werth für die Criminalistik. Coblenz 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Centr. f. Nerv. u. Psychiatrie.)
    Nr. 17 u. 18 Gesch. d. Verf.
19. Miller, K., Die römischen Castelle in Württemberg. Stuttgart 1892. Gesch. d. Verf.
20. Derselbe, Das Alter unserer Ortschaften. Stuttgart 1892. (Blätter d. Schwäb. Albvereins.)
21. v. Föhr, J. und Mayer, L., Hügelgräber auf der Schwäbischen Alb. Stuttgart 1892.
22. Hassler, Das Alemannische Todtenfeld bei Ulm. 1860. (Verh. d. Ver. f. K. u. Alterth. i. Ulm und Oberschwaben.) Ulm 1860.

23. Bancalari, G., Vorgang bei der Hausforschung. Wien 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Mittheil. der Anthropol. Ges. in Wien.)
    Nr. 20—23 Gesch. v. anthrop. Congress in Ulm.
24. Hampel, J., A Bronzkor emlékei Magyarhonban. Budapest 1892. (II. Rész.) Gesch. d. Verf.
25. Falchi, J., Replica alle osservazioni del P. C. A. de Cara sul libro „Vetulonia e la sua necropoli antichissima". Firenze 1892. Gesch. d. Verf.
26. Reisen im Südwestlichen Klein-Asien. Bd. I. O. Benndorf und G. Niemann. Reisen in Lykien und Karien, ausgeführt im Auftrage des K. K. Ministeriums für Cultus und Unterricht, unter dienstlicher Förderung durch Sr. Maj. Raddampfer „Taurus", Commandant Fürst Wrede. Wien 1884. Fol. Gesch. Sr. Excellenz des Unterrichts-Ministers von Oesterreich.
27. Grünwedel, A., A Róng-Englisch Glossary. (G. Schlegel et H. Cordier, Toung pao, Arch. pour servir à l'étude de l'hist. d. langues, de la géogr. et de l'ethnogr. de l'Asie orientale.) Leide 1892. Gesch. d. Hrn. Grünwedel.
28. Hultzsch, E., South-Indian Inscriptions. vol. II. part I. Madras 1891. 4⁰. Gesch. des Madras Government.
29. Führer, A., The monumental antiquities and inscriptions in the north-western provinces and Oudh. (Archaeological survey of India.) Allahabad 1891. (vol. II.) 4⁰. Gesch. d. Hrn. Burgess.
30. Chamberlain, A. F., The language of the Mississaga Indians of Skūgog. A contribution to the linguistics of the Algonkian tribes of Canada. Philadelphia 1892. Gesch. d. Verf.
31. Shufeldt, R. W., A maid of Wolpai. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Proc. of the Unit. St. Nat. Museum.)
32. Derselbe, The evolution of house building among the Navajo Indians. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Proc. of the Unit. St. Nat. Museum.)
33. Wilson, Th., Anthropology at the Paris exposition in 1889. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Report of the Nat. Museum.)
34. Mason, O. T., The ulu, or woman's knife, of the Eskimo. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Report of the Nat. Museum.)
35. Watkins, J. E., The log of the Savannah. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Report of the Nat. Museum.)
36. Hough, W., The methods of fire-making. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Report of the Nat. Museum.)
37. Matthews, W., The Catlin collection of indian paintings. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Report of the Nat. Museum.)
38. Hitchcock, R., The ancient Pit-Dwellers of Yezo, Japan. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Report of the Nat. Museum.)
39. Derselbe, The Ainos of Yezo, Japan. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Report of the Nat. Museum.)
40. Bolles, T. D., Chinese relics in Alaska. Washington 1892. (Sep.-Abdr. Proc. Nat. Museum.)
    Nr. 30—40 Gesch. d. Smiths. Institution.
41. Roux, François. Nouveau Dictionnaire Français et Allemand, Allemand et Français. Halle 1775. Gesch. d. Fräulein Margarethe Krieger.

Sitzung vom 19. November 1892.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer**, später Hr. **R. Virchow**.

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Gutsbesitzer Eugen Riedel, Drebkau, Kreis Calau.
„ Verlagsbuchhändler Emil Felber, Berlin.
„ Dr. Polakowsky, Berlin.
„ Ober-Regierungsrath Baron von und zu Aufsess, Berlin.
„ Privat-Docent Dr. Felix Peiser, Breslau.
„ „ „ „ Hugo Winkler, Berlin.
„ Amtsrichter Hans Ribbentrop, Eschershausen, Braunschweig.
„ L. Kärnbach, Berlin.

(2) Hr. F. Jagor hat aus Fu-san (auf Korea) geschrieben. Er beabsichtigte, über San Francisco die Heimreise anzutreten. —

(3) Hr. Max Uhle hat im Auftrage des Ethnologischen Comités eine Forschungsreise nach Bolivien angetreten. —

(4) Die naturforschende Gesellschaft zu Danzig hat eine Einladung zu ihrem 150jährigen Stiftungsfest erlassen. Es wird beschlossen, derselben eine Glückwunsch-Adresse zu übersenden. —

(5) Die Deutsche Studentenschaft zu Prag meldet die Eröffnung ihrer Lesehalle. —

(6) Hr. Bastian bespricht die bevorstehenden Ferien-Vorlesungen der ethnologischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde, welche von ihm selbst und den HHrn. Grünwedel, Grube und Seler gehalten werden sollen. Er macht einige orientirende Bemerkungen über die buddhistische Religion, sowie über die Zunahme der in America sich ausbreitenden theosophischen Gesellschaften. —

(7) Hr. Waber, Major in der Vereinigten Staaten-Armee, übersendet Photographien des Ober-Häuptlings der Hiagni- oder Yaqui- und der Mayo-Indianer im Staate Sonora, Republik Mexico. Diese bewohnen namentlich die Umgebungen der Hafenstadt Pitic oder Hermosillo. —

(8) Hr. R. Hartmann schenkt der Gesellschaft das sehr seltene Kupfer- und Kartenwerk des Barlaeus über Brasilien aus der Zeit des holländischen Statthalters Moritz von Nassau. —

(9) Hr. G. Schweinfurth überreicht der Gesellschaft eine grosse Sammlung sehr instructiver Photographien aus der Colonia Eritrea, meist ethnische Typen darstellend. —

(10) Hr. Bartels zeigt von ihm in diesem Jahre gefertigte photographische Aufnahmen von dem Burgwall Galgenberg bei Ritzebüttel, von dem Burgwall Pipinsburg, dem grössten der dortigen Gegend, und von dem megalithischen Grabe Bülzenbett, die beiden letzteren nahe bei einander gelegen bei Dorum, Kr. Lehe, Hannover. —

(11) Hr. Bartels legt von Hrn. Dr. Glogner in Padang eingesendete Photographien von Eingebornen und Landschaften aus dem westlichen Sumatra und von Eingebornen der Insel Nias vor. —

(12) Hr. Schumann übersendet aus Löcknitz, 14. October, neue Untersuchungen über

Skeletgräber vom Galgenberg bei Wollin (Pommern).

Auf der Höhe des Galgenbergs bei Wollin, in der Nähe der Signalstation, befindet sich, wie bekannt, ein Hügelgräberfeld, welches schon seit langer Zeit das Interesse der Untersucher erregt und zu öfteren Nachgrabungen Veranlassung gegeben hat. Virchow berichtete vor Jahren darüber (Verhandlungen 1872. 13. Januar). In späterer Zeit wurden einige Hügel von der Ges. f. pomm. Gesch. eröffnet (Monatsblätter 1891, Nr. 7). Noch später hat Dr. Walter dort Aufgrabungen vorgenommen (Verh. 1891, S. 708). Alle diese Aufgrabungen hatten aber verschiedene und wenig befriedigende Resultate ergeben und die zeitliche Stellung dieser Grabhügel blieb unsicher. Während Virchow geschmolzene Bronze und verbrannte Knochen im oberen Theil der Hügel gefunden hatte, hatte die Ausgrabung der Ges. f. pomm. Gesch. oben eine schwarze Brandschicht und in der Tiefe Urnenscherben ergeben, die der Bronzezeit oder der älteren Eisenzeit angehören mussten. Lemcke und Walter hatten sogar neolithische Scherben und Steinartefacte in der Tiefe der Hügel gefunden. Etwas mehr Licht giebt die neueste Ausgrabung Lemcke's in diesem Jahre, die bis in die Tiefe von 4 *m* fortgesetzt wurde.

Director Lemcke hatte einen Grabhügel in Angriff genommen, der auf der Höhe des Galgenbergs 115 Schritte westlich von dem rothen Seezeichen an der Nordkante lag. Der Hügel war 1,5 *m* hoch und hatte 10 *m* Durchmesser. Unmittelbar unter der Rasennarbe fand sich ein Conglomerat von gebrannten Menschenknochen, etwa 2 Fuss nordöstlich vom Centrum der Anlage. Der Hügel war auf der Höhe der Erdoberfläche, oder etwas tiefer, wagerecht mit einer etwa 20 *cm* starken, dunkelfarbigen, aschigen Schicht durchzogen, die in der Mitte etwa 2,5 *m* breit unterbrochen war und darauf deutete, dass der Hügel später aufgegraben war. Als man nun immer weiter in die Tiefe ging, bestätigte sich die Vermuthung: es fand sich nehmlich in 3 *m* Tiefe ein Holzsarg mit einem sehr gut erhaltenen Skelet. Der Sarg war aus Holzplanken mit Eisennägeln zusammen geschlagen, innen 2,10 *m* lang und 28 *cm* breit. Aussen 55 *cm* breit, 30 *cm* hoch. Der Kopf lag nach Westen, die Füsse nach Osten. Zu beiden Kopfseiten des Sarges kalkige Theile, vielleicht von Beigaben. Am linken Kopfende des Sarges eine Masse aus Holz und Eisen, rund, etwa 30 *cm* im Durchmesser.

Beigaben: Auf dem Brustkasten lag das knöcherne Mundstück einer Trompete; dasselbe hat aussen einen circulären Wulst und ist mit kleinen, concentrischen Kreisen verziert, die in hängenden Dreiecksgruppen angeordnet sind. An der linken Hüfte fand sich ein eisernes Messer in der Lederscheide, die oben anscheinend einen Belag von Silberdraht hatte, nebst einem Schleifstein von röthlichem Kieselschiefer. Derselbe ist schmal, kantig, mit einem Loch zum Aufhängen, nach beiden Seiten verjüngt, 161 *mm* lang, 14 *mm* grösste Breite. Zwischen den Füssen lag eine röhrenförmige Zwinge von Horn mit durchgehendem eisernem Dorn (Stockzwinge?).

Das Skelet zeigt eine interessante pathologische Abnormität am rechten Kniegelenk, indem hier eine complete knöcherne Ankylose vorhanden ist. Das Gelenk befand sich in leichter Flexionsstellung. Vom Epicondylus medialis des Femur ziehen sich Knochen-Auflagerungen zum Condylus medialis der Tibia herab; in gleicher Weise sind auch die medialen Gelenk-Facetten vollständig verschwunden und durch Knochenmasse vereinigt. Die lateralen Gelenk-Facetten sind noch erhalten und ziemlich glatt; nur an einzelnen circumscripten Stellen sind runde Exostosen, in Form und Grösse zum Theil einer durchschnittenen Linse gleichend, zum Theil höher und rauher, vorhanden. Vermuthlich hat eine intra vitam vorhandene Arthritis deformans diese Veränderungen hervorgebracht. Es dürfte sich also um einen ähnlichen Fall handeln, wie der, den Virchow aus einem prähistorischen Grabe von Storkow bei Stargard beschrieben hat (Balt. Stud. 22, S. 348 u. Verhandl. der Berlin. medic. Gesellsch., Bd. I). Die übrigen Knochen boten keine besonderen Abnormitäten: Platyknemie der Tibien ist nicht vorhanden. Die Scapulae waren recht defect, ebenso einzelne Rippen; verschiedene Hand- und Fusswurzel-Knochen fehlen.

Femur, links	480 *mm*	Radius, links	265 *mm*
„ , rechts	(?) „	„ , rechts . . .	271 „
Tibia, links	400 „	Ulna, links	285 „
„ , rechts	(?) „	„ , rechts	(?) „

Der ziemlich grosse, aber niedrige Schädel (S. 494, Nr. IV der Maasstabelle) ist von gelber Farbe, sehr gut erhalten. Einzelne Stellen an der Zunge leicht klebend. Die Zähne, zum grössten Theil vorhanden, sind etwas abgeschliffen. Die Schädelnähte sind stark gezackt und nicht verwachsen. Die Schädelknochen sind kräftig und ziemlich schwer, die Knochenvorsprünge und Muskelansätze gut entwickelt. Es handelte sich wohl um eine männliche Person in den mittleren Lebensjahren.

Norma temporalis: Die niedrige zurückgelegte Stirn geht in eine flache Scheitelwölbung über, welche zunächst hinter der Kronennaht eine querverlaufende leichte Einsattelung hat und dann erst ihren höchsten Punkt erreicht. Von hier aus fällt das Hinterhaupt rasch und etwas platt ab, während der obere Theil der Temporalschuppe leicht vorspringt und der untere Theil derselben fast gerade nach vorn läuft. Die Keilbein-Flügel sind mässig hoch, aber breit, und in der oberen Naht des linken grossen Flügels befindet sich ein länglicher Schaltknochen, der indessen mit der Temporalschuppe nur ganz wenig zusammenhängt.

Norma frontalis: Die Stirn ist niedrig und breit, volle Glabella. Supraorbitalwülste deutlich ausgeprägt. Die Nase ist mässig tief inserirt, dicht über der Nasofrontalnaht geringe Spur einer Sutura frontalis persistens, etwa auf 6—8 *mm* nach oben. Die Nasenbeine sind am Ansatz eingesattelt, dann stark gewölbt (gebogene Nase). Die Nase ist lang und sehr schmal. Die Orbitae sind gross, hoch, eher eckig, die äusseren Winkel etwas nach unten verzogen. Die

Schädel vom Galgenberg bei Wollin	IV. ♂	V. ♀
I. Maasse.		
Capacität	1570	1400
Grösste Länge	190	192
„ Breite	144	137
„ Höhe (vorderer Rand des Foramen magnum)	132	132
„ „ (hinterer „ „ „ „)	137	145
Ohrhöhe	117	115
Horizontalumfang	534	530
Verticalumfang	325	305
Minimale Stirnbreite	101	96
Ganzer Sagittalbogen	372	395
Sagittalumfang der Stirn	129	130
Länge der Pfeilnaht	121	—
„ „ Occipitalschuppe	122	—
Breite „ „	130	138
Ganze Gesichtshöhe	119	—
Obergesichtshöhe	78	—
Jugalbreite	140	—
Malarbreite	92	—
Mandibularbreite	113	—
Höhe des Alveolarrandes am Oberkiefer	25	—
„ „ „ „ Unterkiefer	28	—
Entfernung des For. magn. von der Nasenwurzel	115	94
„ „ „ „ vom Alveolarrand	90	—
„ „ „ „ „ Nasenstachel	91	—
„ „ „ „ „ Zahnrand	92	—
„ „ „ „ „ Kinn	116	—
„ „ Ohrloches von der Nasenwurzel	109	102
„ „ „ vom Nasenstachel	103	—
„ „ „ „ Alveolarrand	105	—
„ „ „ „ Zahnrand	108	—
„ „ „ „ Kinn	131	—
Orbita, Höhe	36	—
„ , Breite	45	—
Gaumenlänge	42	—
Gaumenbreite	41	—
Nase, Länge	51	—
„ , Breite	23	—
Foramen magnum, Länge	35	—
„ „ , Breite	30	—

Schädel vom Galgenberg bei Wollin	IV. ♂	V. ♀
II. Indices.		
Längenbreitenindex	75,8	71,4
Längenhöhenindex	69,5	68,7
Ohrhöhenindex	62,5	59,9
Breitenhöhenindex	95,1	96,4
Orbitalindex	80,0	—
Nasenindex	45,1	—
Gaumenindex	97,6	—
Gesichtsindex (jugal)	85,0	—
„ (malar)	128,2	—
Obergesichtsindex	84,8	—

Wangenbeine sind angelegt. Der Oberkiefer gerade (orthognath). Die fast vollständigen Zähne sind ziemlich abgeschliffen. Der Unterkiefer ist gross, stark, deutliches Kinn. Rechts und links von dem dreieckigen Kinn verläuft eine tiefe, 4—5 *mm* breite Furche bis zum Foramen mentale, so dass der untere Rand des Unterkiefers nach vorn gewulstet erscheint. Alveolar-Fortsatz senkrecht.

Norma occipitalis: Von hinten gesehen, erscheint der Schädel als niedriges, gleichseitiges Fünfeck mit etwas convexen, steilen Seitenwänden, oben gut gewölbt. Die Protuberantia externa der Hinterhauptsschuppe, ebenso wie die Linea semicircularis superior et inferior sehr gut entwickelt. Die Lambdanaht hat im linken Schenkel zwei Schaltknochen, den einen in der Mitte, den anderen weiter unten, etwa kirschengross. Der andere Schenkel hat einen Schaltknochen weit unten. Die Naht selbst ist ziemlich stark gezackt.

Norma basilaris: Von unten gesehen, macht der Schädel eher einen breiten Eindruck. Dicht vor dem Foramen magnum, auf der Unterseite der Pars basilaris des Os occipitis, ein Tuberculum. Foramen magnum eher etwas länglich, die Gelenkfortsätze des Hinterhauptsbeins nach unten und aussen gerichtet. Sehr starke und lange Proc. styloides und tiefe Incisura mastoidea. Die Gelenkgruben für den Unterkiefer ziemlich tief. Oberkiefer rund und breit, dabei ziemlich tief, kein Torus palatinus.

Norma verticalis: Im Allgemeinen breit oval. Stirnpartie breit, nach hinten allmählich abgerundet. Sagittalnaht stark gezackt. Kronennaht in der Mitte weniger, in den Seitentheilen am stärksten gezackt. —

Diese Ausgrabung scheint, im Verein mit den früheren, darauf hinzuweisen, dass diese Grabhügel ursprünglich sehr alt sind, aber verschiedenen Zeiten angehören. In späterer Zeit wurden sie zu Nachbegräbnissen benutzt, und dadurch zwar ihr ursprünglicher Charakter verwischt, die Reste der älteren Grab-Beigaben aber nicht immer vollständig beseitigt.

Die Frage liegt nun nahe, welcher Nationalität gehört dieser hier nachträglich beerdigte an? Zunächst kann es nicht zweifelhaft sein, dass diese Nachbeerdigung erst spät stattfand. Der Sarg und die Eisen-Gegenstände beweisen dies sicher und zwingen uns, diese Beerdigung an's Ende der heidnischen Periode Pommern's zu setzen.

In jener Zeit war das Land zwar von Slaven bewohnt, doch bestand auch gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung in Wollin eine Wikinger-Niederlassung, die bekannte „Jomsburg“, von der aus jene berühmten Seefahrer, wie die Sagas lehren, ihre Beutezüge unternahmen. Ist der hier beerdigte nun ein Slave oder ein Wiking gewesen? Olshausen hat früher schon einmal die Bemerkung gemacht, dass das Hügel-Gräberfeld auf dem Galgenberg ihn an nordische Gräberfelder der Wikingerzeit erinnere. Leider lässt sich die Frage aus den Beigaben nicht mit Sicherheit beantworten. Es fehlen bei dem Skelet allerdings slavische Scherben. Die concentrischen Kreise auf dem knöchernen Trompeten-Mundstück kommen an slavischen Knochen-Geräthen ebenso gut vor, wie an nordischen (vergl. Rygh Norske Oldsager, Fig. 447, 450). Der Schleifstein findet sich häufig in slavischen Niederlassungen und Burgwällen, und aus dem Fehlen von Schläfenringen lässt sich auch kein Schluss machen. Bemerkenswerth scheint mir aber an dem Skelet der niedrige Schädel (Längenbreiten-Index: 69,5, Breitenhöhen-Index: 95,1), der sich mehr an germanische Reihengräber-Formen anzuschliessen scheint, z. B. an die Schädel von Alsheim in Rhein-Hessen (Verh. 1877, 15. December). Die slavischen Schädel von Wollin waren sonst erheblich höher.

Es liegt uns ferne, aus diesem Schädel allein bestimmte Schlüsse machen zu wollen, aber da aus Wollin Wikingergräber noch fehlen, dürfte die Möglichkeit, dass hier vielleicht solche vorhanden sind, doch im Auge zu behalten sein. Jedenfalls wäre es sehr verdienstlich, diese Hügel weiter zu untersuchen; die Untersuchung muss aber, wie die Lemcke'sche Ausgrabung gelehrt hat, in genügende Tiefe ausgedehnt werden. —

Schädel V vom Galgenberg. Der Schädel stammt ebenfalls vom Galgenberg, aber nicht aus einem der Hügelgräber, sondern aus dem slavischen Massengrabe, welches von Dr. Walter untersucht worden ist (Verhandl. 1891, S. 704). Er ist von gelblicher Farbe, ziemlich leicht, von mässig starken Knochen. Die Nähte zum grossen Theil verwachsen. Der Schädel ist defect, es fehlen die Gesichtsknochen, nnr die Nasenknochen sind zum Theil erhalten.

Norma temporalis. Die Stirn ist niedrig, mässig fliehend. Die Scheitelcurve verläuft allmählich nach hinten ansteigend, um etwa über den Tub. parietal. ihren höchsten Punkt zu erreichen. Von hier aus fällt das Hinterhaupt ziemlich rasch und platt ab, während der obere Theil der Hinterhauptsschuppe konisch vorgewölbt ist. Die Kronennaht rechts ist in ihren unteren Theilen ganz verwachsen, ebenso die Sut. sphenoparietalis. Die mittleren Theile der Kronennaht sind ziemlich erhalten. Die Linea semicircularis des Schläfenmuskelansatzes ist hoch und deutlich und bildet in ihrem hinteren Theil einen scharfen Absatz, da zwischen ihr und der verknöcherten Sagittalnaht sich eine flache Vertiefung von etwa 55 *mm* im Durchmesser findet.

Norma verticalis. Der Schädel bildet ein schönes Oval. An Stelle der verknöcherten Sutura sagittalis findet sich eine, besonders im hinteren Theile deutliche Rinne von Fingerbreite.

Norma occipitalis. Der Schädel nähert sich von hinten gesehen in seiner Grundform einem Fünfeck. Die quere Scheitelwölbung ist aber eine sehr schlechte, der Schädel erscheint im Gegentheil nach oben zugeschärft, da der hintere Theil der Linea semicircularis des Os parietale einen scharfen Absatz bildet, oberhalb welches sich jederseits eine oben schon erwähnte Vertiefung findet, die zwischen diesen Absatz und die in eine flache Rinne umgewandelte, verknöcherte Sutura sagittalis eingelagert ist. Auch die Lambdanaht ist verknöchert und nur in ihren

untersten Theilen auf eine kleine Strecke erhalten. Die Linea semicircularis superior und inferior, sowie die Protuberantia externa der Occipitalschuppe sind kaum angedeutet, auch die Muskelgruben kaum erkennbar.

Norma frontalis. Die Stirn ist schmal, mässig hoch, volle Glabella. Arcus supraorbitalis nur sehr wenig entwickelt. Die Nasenbeine am Ansatz leicht eingesattelt, dann stark gewölbt (gebogene Nase). Die Jochbogen anliegend, das Gesicht war offenbar schmal.

Norma basilaris. Die Basis macht einen langen Eindruck. Foramen magn. länglich. Gelenkgruben für den Oberkiefer geräumig, aber mässig tief. Der Schädel wahrscheinlich weiblich. —

(13) Hr. Schumann berichtet aus Löcknitz, 11. November, über ein

Skeletgrab mit römischen Beigaben von Zirzlaff (Insel Wollin).

Am Wege von Zirzlaff nach Lüskow liegt, von der Dievenow beginnend, eine 200 *m* breite Niederung (Bruch), Klinkow genannt. Den Abschluss dieser Niederung bildet der Klinkowberg, eine niedrige Erhebung, die hart an der Westseite der Landstrasse, etwa 500 *m* von der Dievenow entfernt ist. Der Untergrund ist mergeliger Boden. Die Erhebung ist lange Zeit beackert, Hügel befinden sich nicht an der Stelle. Hier wurde im Sommer 1892 Sand abgefahren, wobei man auf eine Schicht Steine kam. Es fand sich ein rechteckig mit kopfgrossen Steinen ausgesetzter Raum und unter der Steinschicht kam man auf ein Skelet.

Das Skelet lag auf dem Rücken, der Kopf auf einem Steine, das Gesicht gegen Osten gewendet. In der Nähe des Knies auf der rechten Seite lag eine Bronze-Casserolle, in der Gegend der Brust eine Nadel, zerstreut lagen Fibeln und Beschlagstücke. Ob sonstige Gegenstände schon mit dem Sande abgefahren worden waren, ist nicht sicher. Das Skelet selbst wurde nicht beachtet, wie meist in solchen Fällen, und ist daher verloren. Die Fundstücke kamen in das Museum zu Stettin (J.-Nr. 3349)[1]. Der Fund enthält:

1. Eine Bronze-Casserolle (Fig. 1). Dieselbe ist mit Griff 263 *mm* lang, aus einer in's Graue fallenden Bronze gegossen. Sie hat die gewöhnliche Form der römischen Bronze-Casserollen mit schmalem, gerade übergelegtem Rande. Um den oberen Theil des Bauches verlaufen je zwei eingepunzte Kreislinien. Nach unten geht der Bauch des Gefässes in eine ganz niedere Stehfläche über, die auf der Unterseite mit erhabenen concentrischen Kreisen geziert ist. Der horizontale Griff schliesst am Ende abgerundet ab und besitzt eine centrale Durchbohrung, welche von concentrischen Kreisen umgeben ist. Auf der Oberfläche des Griffes verlaufen zwei Linien parallel dem Rande und schliessen hinten eine Anzahl länglicher Bogen ein.

2. Schmucknadel von Bronze (Fig. 2). Dieselbe ist 150 *mm* lang. Der Kopf der Nadel ist zierlich profilirt. Unterhalb des Endknöpfchens sitzen mehrere scheibenförmige Absätze. Die Mitte der Profilirung bildet eine flache, durchbohrte Scheibe, unterhalb derselben wieder scheibenförmige Absätze.

3. Nähnadel von Bronze (Fig. 3). Die Nadel ist 63 *mm* lang und besitzt ein langes, sauber gearbeitetes Oehr, von der Spitze ist etwas abgebrochen.

4. Zwei Bronzefibeln wie Fig. 5. Die Fibel ist 92 *mm* lang, hat obere Sehne, Sehnenhaken, breiten gewölbten Hals, kurzen Nadelhalter und Endknöpfchen am Fuss.

1) Die Fundnotizen verdanke ich Hrn. Lehrer E. Vauk in Zirzlaff.

5. Eine Bronze-Fibel wie Fig. 6. Dieselbe ist 48 *mm* lang, hat obere Sehne, kegelförmigen Kopf und dreikantigen Fuss mit Endknöpfchen.

6. Zwei Gehänge wie Fig. 4 und 7. Das eine bildet einen Haken, der vorn eine verbreiterte Platte mit zierlichem Fussende zeigt. Oben wird derselbe gewölbt und schmäler, umfasst einen Ring und ist nach hinten dicht an die Hakenplatte angebogen. — Das andere (Fig. 7) ist ein oben gespaltener, platter, unten runder Hängestift mit Endknopf (Riemenzunge).

Das Museum zu Stettin besitzt das Fragment einer Casserolle von ähnlicher, nur etwas niedrigerer Form aus Cossin bei Pyritz. Hier fand sich unter einem grossen Granitstück ein aus Feldsteinen gebildeter 6 Fuss tiefer Raum, und in demselben auf einer Steinplatte eine Bronze-Vase, ein Grapen von Bronze (beide von den Arbeitern zerbrochen), das Fragment einer Casserolle und 2 Glasschalen von grünlich blauer Farbe mit senkrechten Wülsten, ganz ähnlich



wie die von Weigel aus Bietkow (Kr. Prenzlau) abgebildeten (Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1890, S. 39, Fig. 3). Diese Glasschalen waren mit den Resten des Leichenbrandes gefüllt. Die Casserolle von Cossin hat einen Fabrikstempel: P. CIPI POLIPI (aus der Fabrik des Publius Cipus Polipus). Auch der Griff der Casserolle von Cossin ist dem von Zirzlaff ähnlich, hinten abgerundet mit centraler Durchbohrung (vergl. Urnen-Friedhöfe in Pommern, Balt. Stud. XXXVIII, S. 134). Wie der Fabrikstempel, deren gleiche sich auf pompejanischen Gefässen finden, zeigt, gehört das Grab dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an.

Die Nadel (Fig. 2) war bisher in Pommern noch nicht vertreten, besitzt aber eine specifisch römische Form, besonders was die Durchbohrung des profilirten Kopfes betrifft. Aehnliche, aber einfachere Formen finden sich aus derselben Zeit auch in West- und Ost-Preussen (vergl. Tischler, Gräberfelder III, Taf. X [IV.]), ebenso durch Hannover bis zum Rhein.

Die Nähnadel (Fig. 3) ist sehr zierlich gearbeitet, besonders das Oehr. Tischler nimmt mit Hostmann an, dass diese Nähnadeln wegen ihrer Seltenheit und der Schwierigkeit, das Oehr herzustellen, römisches Fabrikat seien (a. a. O. S. 249).

Die Fibel (Fig. 5) hat obere Sehne und Sehnenhaken und gehört der älteren Klasse der provinzial-römischen Formen an, nach Tischler also dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In Pommern sind ähnliche Exemplare von Kasiski bei Persanzig (Kreis Neu-Stettin) gefunden worden (Museum f. Völkerkunde in Berlin).

Die Fibel (Fig. 6) gehört derselben Zeit an, ist aber meines Wissens aus Pommern bisher noch nicht bekannt geworden, wohl aber weiter westlich, z. B. aus der Gegend von Oldesloe (vergl. Mestorf, Urnen-Friedhöfe von Schleswig-Holstein, Taf. VIII, Fig. 19), wo dieselbe mit Stuhlsporen zusammen vorkommt, die der Periode B. der ostpreussischen Gräberfelder, also dem I. Jahrhundert nach Chr. angehören. Alles dies zusammen genommen beweist, dass der Fund in das I. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen ist und ausschliesslich Gegenstände von römischer Provenienz enthält. —

Mit diesem Grabe von Zirzlaff ist wieder eines jener reich mit Beigaben versehenen Gräber constatirt, die die Eigenthümlichkeit darbieten, dass dieselben Leichenbestattung zeigen, während die sonstige Bevölkerung ringsum Leichenbrand übt, und in welchen meist eine reiche Ausstattung römischen Herkommens gefunden wird. Aus Meklenburg, der Uckermark und Pommern sind eine Anzahl derselben bekannt.

Schon Lisch hat die Meinung vertreten, dass dies in der That Römer-Gräber seien. Andere Forscher haben sich der Ansicht angeschlossen und glauben, dass diese Gräber vornehmen Gefangenen oder Händlern angehörten, welch' letztere des Bernstein-Handels halber bis nach unserem Norden gekommen seien.

Es wäre dies an sich durchaus nicht unmöglich, doch ist zu bemerken, dass die Mitgaben dieser Gräber eigentlich wenig geeignet sind, auf Händler und deren Waaren schliessen zu lassen, sondern mehr den Eindruck machen, dass man die kostbare häusliche Einrichtung vornehmer Personen vor sich habe. Da wir wissen, dass schon zu sehr früher Zeit germanische Edelinge in Rom Kriegsdienste nahmen, liegt mir die Vermuthung näher, dass die hier Begrabenen vornehme Leute waren, die in der That Rom gekannt und mit Eigenthums- oder Beutestücken in ihre nordische Heimath zurückgekehrt seien. Sie mögen in Rom auch die Sitte der Leichenbestattung kennen gelernt haben, die von der Heimathssitte damals noch abwich, später aber ganz allgemein wurde. Wie das Grab von Cossin zeigt, blieben sie aber dort zuweilen dem alten Gebrauch ihrer Heimath, dem Verbrennen, treu.

Ganz und gar gegen die Händler-Hypothese spricht aber das Grab von Zirzlaff, da dasselbe höchst wahrscheinlich gar kein Männer-, sondern ein Frauengrab war. Die profilirten Nadeln (wie Fig. 2) sind nach Vedel's Untersuchungen an Skeletgräbern Bornholm's Haarnadeln und scheinen nur in Frauengräbern vorzukommen (Tischler). Wenn man weiter berücksichtigt, dass auch eine Nähnadel von Bronze im Grabe lag, so scheint auch dieser Umstand mehr für ein Frauengrab zu sprechen, obwohl nach Tischler sich Nähnadeln auch in Männergräbern finden. Doppelt bedauerlich ist es daher, dass auch hier wieder der Schädel verloren ist. —

32*

(14) Hr. E. Zapf in Münchberg, Oberfranken, überschickt unter dem 20. October die Abbildung eines

Stierkopfbildes in einer Felsplatte auf dem Ochsenkopf im Fichtelgebirge.

Auf der horizontalen Fläche eines nahezu viereckigen tisch- oder altarähnlichen Felsblockes — 1,10 *m* lang und 0,50 *m* breit —, dem Gipfelfelsen des 1034 *m* hohen „Ochsenkopfs" im Fichtelgebirge, findet sich die nachstehende Figur eingegraben, nach welcher der Berg, früher der „hohe Fichtelberg" genannt, seinen jetzigen Namen erhalten hat.



$^1/_4$ der natürlichen Grösse.

Die erste vorliegende schriftliche Andeutung dieses Felsbildes reicht genau 400 Jahre — bis zum Jahre 1491 — zurück. Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts liess ein Wunsiedler Hauptmann nach einem „ausgehauenen Ochsenkopf am Fichtelberg" suchen, weil darunter Schätze von grossem Werth verborgen seien. Sämmtliche Fichtelgebirgs-Schriftsteller des 17. bis 19. Jahrhunderts erwähnen die „in den Felsen gehauene Gestalt eines Rinds- oder Ochsenkopfs" und schliessen grossentheils auf eine religiöse Bedeutung derselben (Sonnen-Cultus?). In dem bekannten Sinnbilde des Fichtelgebirges auf den im 18. Jahrhundert zu Bischofsgrün am Fusse des „Ochsenkopfs" gefertigten Trinkgläsern ist die Figur

gleichfalls angedeutet: — einen bewaldeten Berg, aus dessen Grün allerlei Gewild hervorschaut, überragt ein kahler Felsgipfel, in dem ein Ochsenkopf angebracht ist. Den Berg, vor Jahrhunderten schon „altberuffen“ genannt, umwebt noch heute ein reicher Sagenkreis. —

(15) Hr. Fränkel in Dessau, der trotz seines Alters und seiner angegriffenen Gesundheit noch immer thätig ist und so eben die Schrift des Prof. Luciani über das Kleinhirn übersetzt hat, sendet die Abbildung eines, in seinem Besitz befindlichen

mittelalterlichen Gefässes von Dessau.

Dasselbe ist im ältesten Stadttheil von Dessau, in der Mitte der Marktstrasse, rechts vom grossen Markt, 1888 beim Ausschachten eines Eiskellers, 6 Fuss tief in gelbem Sande gefunden worden, neben einem Aschenkrug, der gebrannte Knochen enthalten haben soll. Es selbst war leer. Es hat unter dem Rande 3 nach aufwärts gerichtete, offene Röhren, unter denen jedesmal ein Henkel sitzt, und ausserdem 3 untere Henkel, in deren einem ein Thonring eingehängt ist. Der untere Rand zeigt 7 Füsse. Ein analoges Stück soll sich in Genthin befinden, das nach der Ansicht des Hrn. Lindenschmit nicht wendischen, sondern mittelalterlichen Ursprungs sei. —


½

(16) Frl. E. Lemke berichtet über die

Sammlung des Dr. Hollister in Scranton, Pennsylv.

Zu den interessantesten Erlebnissen während meines Aufenthaltes in Scranton, Pennsylv., gehört die Bekanntschaft mit Dr. Hollister, einem in hohem Grade originellen, aber auch in hohem Grade körperlich leidenden Manne, der seit einem Dutzend von Jahren nicht mehr den freien Gebrauch seiner Glieder kennt und — in nächster Nähe von seiner grossartigen, selbst herbeigeschafften Sammlung umgeben — zur qualvollsten Ruhe gezwungen ist.

Dr. Hollister wohnt in der zu Scranton gehörigen Vorstadt Providence. Er hat sein grosses Wohnhaus seiner Familie überlassen und sich neben jenem ein kleines Haus bauen lassen, in welchem er ganz allein lebt. Frau und Tochter, die (wie die meisten Leute in Scranton) streng kirchlich sind, besuchen ihn wohl, finden es aber unerträglich ungemüthlich bei dem Alten. Als wir an dem kleinen Hause die Glocke zogen, sprang die Thür alsbald auf, denn Dr. Hollister hat von seinem Schmerzenslager aus eine Verbindung hergestellt, um unabhängig von der Dienerschaft zu sein. Furchtbare, einem eisernen Ofen entströmende Gluth begrüsste uns, und es schien, als ob eine Wolke von Staub sich auf uns nieder-

lasse. Das Zimmer, sowie ein zweiter Raum nebenan, sind mit den Funden aus dem Lackawanna-Thale angefüllt. Zuerst stutzte ich über die Art der Anordnung. Die Stein- und Thongeräthe sind an den Wänden und in den Schränken in einer Weise zusammengestellt, dass sie bestimmte Figuren bilden. Diese Spielerei mag dem armen Kranken die Zeit gekürzt haben. In dem ersten Zimmer (in welchem Dr. Hollister auf einer Art Sopha neben dem eisernen Ofen den Tag zubringt) befindet sich noch ein buntes Allerlei: eine lebensgrosse Venus-Statue, eine ausgestopfte Wildkatze, schreckliche Mixturen, Wespennester, Korallen u. s. w. — Ferner das Bett des Kranken: dicht neben dem Kopfkissen liegen zahlreiche Schädel, so geordnet, dass die Augenhöhlen immer auf den Schläfer gerichtet sind; und an die Schädel grenzt eine Sammlung von Beinknochen, wie Brennholz aufgeschichtet. Der Doctor theilt sein ganzes Denken zwischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit und der Sorge, was einst aus seiner Sammlung werden möge.

Er hat über letztere und die dabei in Betracht kommende Gegend grössere Werke geschrieben; ich erwähne: „History of Lackawanna Valley" und „History of the Delaware and Hudson Canal Company".

Die Sammlung besteht aus 20000 Steinwerkzeugen, Waffen, Thongeräthen u.s.w. Nähere Angaben behalte ich mir für einen Bericht an das Kgl. Museum f. Völkerk. vor. Letzteres möge inzwischen die beiden (aus dem Lackawanna-Thal stammenden) Pfeilspitzen freundlich annehmen, welche Dr. Hollister mir schenkte! —

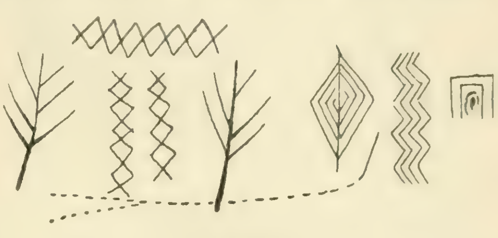
Im Anschluss daran erlaube ich mir, dem vorgenannten Museum zu überreichen: eine aus Stein gefertigte Lanzenspitze, Golden City, Missouri, ein Geschenk von Mr. James Terry (American Museum of Natural History in New-York) und eine defekte Axt, welche ich von Dr. Dean in Scranton erhielt; die Axt wurde bei einem Hausbau dort ausgegraben. —

(17) Hr. August Kunert, Pastor evangelico zu Forromecco, Municipio de Saõ Joaõ do Monte negro, Rio Grande do Sul, Brazil, übersendet unter dem 26. September einen Bericht über

südbrasilianische Höhlen und Rückstände der früheren Bewohner.

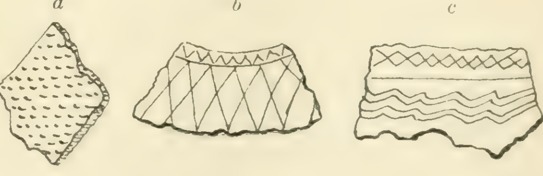
Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, alle Höhlen in weiter Umgegend zu durchforschen, und erhoffte davon neue Aufschlüsse über das Leben und Treiben der Urbewohner zu erhalten; meine Erwartungen sind jedoch sehr getäuscht. Ich habe ungefähr 12 Höhlen in Augenschein genommen, einige auch durchgegraben und kein anderes Resultat erzielt, als die Gewissheit, dass die Urbewohner den Aufenthalt in eigentlichen Höhlen gescheut haben. Sie zogen offenbar Lagerplätze an überhängenden Felsen oder im freien Walde der schönsten Höhle vor. Ich habe zwar keine solche Höhle als der Erste besucht, doch konnte ich in den meisten Fällen von den ersten Besuchern noch Erkundigungen über den ursprünglichen Zustand einziehen. Als Begräbnissplatz ist, den Berichten von Colonisten zufolge, eine Höhle in der Gegend von Tres Forquilhas benutzt worden; eine andere Höhle bei Lagos (an der Grenze von St. Catharina) birgt die Gebeine einer Anzahl Indianer, die, wie mir ein Brasilianer angab, wohl erfroren sein müssen. Beide Höhlen konnte ich, der weiten Entfernung wegen, noch nicht besuchen. Ich habe auch sonst, trotz meiner vielfachen Erkundigungen und persönlichen Verbindungen, nichts erfahren können, was darauf hindeutet, dass diese natürlichen Wohnstätten von den Urbewohnern gern benutzt worden wären. Ich fand wohl allerlei Raubthier-Knochen, Spuren menschlichen Daseins aber nur so vereinzelt, dass sie nur bei ganz kurzer Anwesenheit entstanden sein können. Am

interessantesten ist noch der sogenannte Viradôr. Das ist ein weicher, überhängender Sandstein-Felsen, etwa 1 Stunde weit unterhalb Sao Sebastiao do Cahy gelegen. Dort befinden sich allerlei eingehauene Figuren, sowie viele, durch das Reiben von Steinwaffen entstandene Furchen und Rinnen. Die Figuren sind durch die späteren Besucher sehr verkratzt und der Boden nach „Goldschätzen“ tief umgewühlt. Mein Führer, der den Ort schon vor 30 Jahren sah, sagte mir, dass er hier ein Skelet gefunden habe, und zeigte mir ausserdem noch ein Brennloch (für Thongefässe) und einen runden Stein (Topfstein). Auf meine Frage, ob die Knochen zerbrochen gewesen seien, antwortete er mit: Nein! Die Figuren im Felsen sind obscöne, und gerade diese sind mit mehr Ausdauer eingehauen, als die Darstellungen von Pinienbäumen und der Zickzacklinien, die übrigens auch noch in rother Malerei an zahlreichen, zierlich gearbeiteten Topfscherben zu sehen waren, die den Boden bedeckten. Es sind, unter Weglassung der Obscönitäten, folgende Figuren eingehauen (s. Fig. 1 und 2). Es fanden sich noch, wie gewöhnlich an Lagerplätzen, Muschel- und Schneckenschalen in Menge vor. Nach den Zerstörungen zu urtheilen, die die Witterung in den letzten 50 Jahren, seitdem Weisse ihre Namen dort einkratzten, an dem weichen Felsen angerichtet hat, gehört dieser Lagerplatz der Neuzeit an.



Figur 1.

(Die Scherben zeigen dieselben Formen.)



Figur 2.

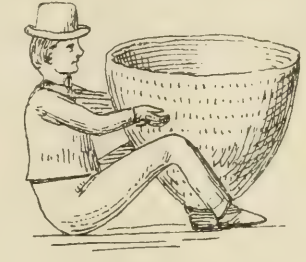
Auf dem „Campo dos Bugres“, da wo heute die von Italienern bewohnte Stadt Caseias steht, fanden mehrere meiner Gemeinde-Mitglieder bei der Anlage des ersten Weges ein vollständiges Indianerdorf. Die Bewohner waren geflüchtet. Zwar hatten sie, während der Weg noch aufgehauen wurde, zu den Arbeitern in ganz freundschaftlicher Beziehung gestanden, hatten mit ihnen zusammen gegessen (gesalzene Speisen genossen sie nicht) und auch Geschenke erhalten, später aber wurde das gegenseitige Verhältniss ein so gespanntes, dass die Indianer, obwohl der Stamm etwa 100 Männer zählte, ihre Hütten verliessen. Es fand sich dort eine ganze Anzahl geraubter Gegenstände vor und man erkannte nun den Stamm als denselben, der plündernd und mordend an den Grenzen der alten Colonien umher gezogen war. Grosse Sammlungen von Töpfen, Bogen, Pfeilen u. A. wurden damals nach Porto Alegre gesandt; wo sie sich aber heute befinden, ist mir unbekannt. Was aber besonders in's Auge fiel, war eine grosse Kreislaufspur, in deren Mitte sich eine aus festem Lehm construirte Erhöhung erhob. Ein Colonist, welcher einige Monate als Gefangener unter den Indianern zubrachte, theilte mir mit, dass beim Tode eines Mannes auf der Erhöhung ein Rauchfeuer angezündet würde und die Versammlung sodann, je nach dem Zuge des Rauches mit Jauchzen oder mit Klagen auf der Kreislaufspur umher-

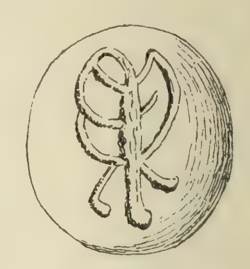


Figur 3.

tanze. Von einer solchen Spur berichtete ich schon in meiner ersten Mittheilung vom 11. Januar 1890. In beiden Fällen handelt es sich nicht um die eigentlichen alten Wald-Indianer, welche schon verschwunden waren, sondern um andere, wahrscheinlich vom Campo hierher geflüchtete Stämme. Ob die ursprünglichen Bewohner einen ähnlichen Leichen-Cultus hatten, lässt sich nicht mehr feststellen. Bemerkenswerth ist übrigens das gänzliche Fehlen von Idolen; nur von den Camp-Indianern ist bekannt, dass sie dünne, platte Steine als Amulette an einer Schnur um den Hals trugen. Ich sah 2 solche Steine im Museum der Jesuiten in Saõ Leopoldo und besitze vom unteren Cahy selbst einen solchen (Fig. 4). Die Steine in Saõ Leopoldo sind, soviel ich mich erinnere, etwas breiter. —


Figur 4.


Figur 5.


Figur 6.

Von den in Nouohay lebenden Indianern werden heute noch Thonfiguren angefertigt und an Liebhaber verkauft. Sie sind sorgfältig gearbeitet und nicht geschmacklos. Das Original der hier abgebildeten Figur 5 befindet sich im Besitze des Pf. Pechmann in Saõ Leopoldo und stellt einen Europäer dar, der sitzend einen Indianertopf zwischen den Beinen hält. Die Figur wird als Aschenbecher benutzt. Solch zierliche Arbeiten sind mir aus älteren Zeiten nicht bekannt geworden.

Von Interesse dürfte auch der in Fig. 6 abgebildete Stein sein. Ich erhielt ihn von der Forqueta durch einen Italiener. Auf der einen Seite ist eine Figur eingehauen, welche Aehnlichkeit mit einer Vogelgestalt haben dürfte. Ob die Figur eine Bedeutung hat, ob der Stein als Amulet diente, vermag ich nicht zu entscheiden, um so weniger, als ich bisher noch keinen anderen derartigen Stein hier zu Gesicht bekam. —

(18) Hr. Rob. Hartmann macht einige Bemerkungen über

die künstlichen Augen peruanischer Mumien.

Einer unserer südamerikanischen Zuhörer am anatomischen Institut Nr. I, Hr. Benigno Ramirez del Villar aus Arequipa, hat die Freundlichkeit gehabt, mir einige solcher Augensurrogate zu schenken, welche in sehr alten Mumien aus der Umgebung von Arica gefunden worden sind. J. J. v. Tchudi sagt hierüber Folgendes: „Bei den (schon oben erwähnten) Ausgrabungen (bei Arica) behufs des Hafenbaues fanden die Arbeiter zu ihrer grossen Ueberraschung eine Menge von Schädeln mit künstlichen Augen. Diese Augen sind 5—6 Linien breit und ebenso hoch, an ihrer vorderen Fläche etwas konkav, nach hinten zu kuglig. Die Farbe des Ueberzuges ist dunkelschwarzbraun mit Ausnahme der vorderen Fläche, die von einem intensiven Rothgelb und etwas durchscheinend ist. Im Mittelpunkt dieser Fläche bemerkt man einen etwas lichteren Kreis, um denselben eine Anzahl weiterer Kreise; sie sind bald lichter, als die zwischen ihnen liegende

Masse, bald gleichfarbig mit ihr. Vom äusseren Rande gegen den Mittelpunkt zu verläuft strahlenförmig eine grosse Menge ritzenartiger Linien.

„Die ganze Masse dieser Augen besteht aus einer Anzahl halbkugliger, concentrisch übereinander gelagerter, durchscheinender, gelber, meist stark glänzender Lamellen; sie zeigen gewöhnlich, wahrscheinlich in Folge der Vertrocknung, unzählige kleine Risse und Sprünge. Diese künstlichen Augen wurden den Leichen, nachdem ihnen die eigenen ausgerissen, in die leeren Höhlen gelegt. Bei der natürlichen Mumifikation drückten die vertrockneten Augenhüllen dieselben fest in die Orbita, so dass sie in der Regel nicht ganz leicht zu entfernen sind; zuweilen fallen sie aber auch bei der geringsten Berührung der Mumien aus dem Schädel heraus. Diese intensiv rothgelb glänzenden Augen geben den mit Haaren und mit eingetrockneten Fleischtheilen bedeckten, nasenlosen, grinsenden Schädeln einen höchst eigenthümlichen, fast unheimlichen Ausdruck. Man fand sie bis jetzt nur bei einer verhältnissmässig geringen Anzahl der in den verschiedenen Theilen von Peru und Bolivia ausgegrabenen Mumien. Ihre Anwendung ist daher nur eine beschränkte gewesen. Ob sie nur bei ausgezeichneten Familien vorkamen oder welche Bedeutung sie hatten, ist noch dunkel. Die Auffindung dieser sonderbaren Augen hatte nicht nur in Africa, sondern auch in Europa, wohin unverzüglich mehrere Exemplare gesandt wurden, viel Aufsehen erregt, um so mehr, als man auf den ersten Blick erkennt, dass sie keine Artefakte sind. Valenciennes und Frémy unterzogen sie einer chemischen Analyse und fanden, dass sie aus Phaconine bestehen, und wiesen (Comptes rendus, T. 44, Nr. 22, 1857, p. 1132) nach, dass es wirklich natürliche Augen sind, und zwar von dem an der peruanischen Küste nicht selten vorkommenden Tintenfisch" (Reisen durch Südamerica, V. Bd, S. 175).

Ich selbst wüsste diesen Auseinandersetzungen des ausgezeichneten Reisenden kaum etwas hinzuzufügen. Die in meinem Besitz befindlichen Augen, unzweifelhaft die Linsen eines Cephalopoden, sind von verschiedener Grösse, halbkugelförmig, vorn wenig konvex, von concentrisch-strahliger Beschaffenheit, vorn auch radiärfasrig gestreift, tief goldgelb und auffallend glänzend. Kopffüssige Mollusken sind in den west-südamerikanischen Meeren sehr häufig und soll es darunter riesenhafte Exemplare geben. Es fragt sich noch, ob der Vulgärname „Tintorera" sich auf diese Geschöpfe oder, wie Manche wollen, auf andere angebliche, bisher noch nicht näher qualificirte Meerungeheuer der dortigen Gegend bezieht. Haifische heissen daselbst Tiburones. —

Hr. R. Virchow bemerkt, dass er vor Jahren von dem verstorbenen Prof. A. v. Gräfe derartige Augen erhalten und dieselben bei mikroskopischer Untersuchung als Cephalopoden-Augen erkannt habe. —

(19) Hr. P. Staudinger zeigt

Kleidungsstücke und Eisenperlen der Mogualla am oberen Kongo.

Darunter befindet sich ein sehr eigenartiger kleiner Schurz, der bei den Mogualla, einem Volke, welches nach der Angabe des Gewährsmannes am oberen Kongo zwischen dem Itimbiri (Rubi der neueren Karten) und Aruwhimi wohnt, getragen wird. Das Kleidungsstück stammt aus der reichhaltigen Sammlung des Herrn Langheld und besteht beinahe ganz aus Eisenringen und Eisenperlen von 3 verschiedenen Formen. Die Eisenringe sind kettenpanzerartig auf ein Pflanzengewebe befestigt, der am Körper anliegende Rand des Schurzes ist mit dem Felle einer Viverrenart eingefasst. Die wahrscheinlich geschmiedeten und dann ab-

geschliffenen Eisenperlen hängen in kurzen Strähnen herunter, andere Perlen sind an der Seite befestigt. Eine Kette von kleineren Eisenperlen dient zur Befestigung. Als Schmuck sind zwei grössere Kupferperlen eingefügt. Ein derartiges Kleidungsstück war bis jetzt dem Vorleger desselben bei den dortigen Negerstämmen nicht bekannt. Eisenschurze besitzt das Museum für Völkerkunde in der Sammlung Piaggia von den Bari, doch ist die Ausführung und Technik verschieden: dieselben bestehen theils aus Ringen, theils aus kleinen, hohlen, walzenförmigen Perlen. Auch Junker erwähnt in seinem Werke Bd. I, S. 286 bei diesem Volksstamme eine Art Rahât aus Eisenkettchen, bezw. aus schmalen Eisenplatten, welche schlingenförmig 20—40 *cm* vom Leibgurt herabfallen. Aehnlicher in der Form der Perlen ist eine Schnur, welche von Dr. Stuhlmann aus dem Lande der A-Lur stammt. Sehr ähnliche Arten von Eisenperlen, jedoch in ganz anderer Anwendung, kommen neben sehr verschiedenen Formen auch in Südafrica (Herero?) vor. —

(20) Hr. Staudinger demonstrirt

Photographieen aus der Sammlung R. Schadt.

1. Typen von Karobattakern aus Bulu Hauer, einem Dorfe im Gebirge unweit der Grenze des Hochlandes von Sumatra, östl. Theil. (Männer, Weiber, Kinder.)
2. Eine Gruppe javanischer Arbeiter.
3. Verschiedene Total- und Detailansichten des Hindutempels von Burubudur bei Djocjakarta auf Java.
4. Eine bemerkenswerthe Ansicht von Ruinen der sogenannten „Tausend Tempel auf Java. —

(21) Hr. Zintgraff zeigt eine, aus einheimischem Kupfer gefertigte

Pfeife, einen Messingdolch, ein Schwert und ein Trinkgefäss der Bali.

Hr. Staudinger bemerkt in Betreff des zur Ausschmückung der Pfeife, bezw. des Gefässes verwendeten Silbers, bezw. des zinnähnlichen Metalles, welches nach einer Aussage der Eingeborenen im Lande selbst gewonnen wird, Folgendes:

„Ich war selbst in der Nähe der im Muntschi- (oder Mitschi-) Distrikt bei Arifu gelegenen Bleierz-, (fälschlich Antimon-), bezw. Silberminen der englischen Gesellschaft. Von einer Verhüttung des Erzes durch Eingeborene ist mir nichts bekannt geworden. Die Gesellschaft exportirte eine Zeit lang die rohen Erze, gab aber dann damals die Sache auf, weil der Ertrag, gegenüber der hohen Fracht und den Menschen- und Geldopfern, nicht lohnend war.

„Silber soll (?) gefunden sein. Die von mir mitgebrachten Proben enthielten Blei. Bleiglanz bildet ein grossen Handelsartikel bei den verschiedenen dortigen Völkerschaften. Auf den Haussamärkten findet man es unter den Namen Tosali; es dient zum Färben der Augenränder.

„Löthzinn wird von den Arabern. seltener von den Engländern eingeführt. Ferner mag noch Zinnfolie, bezw. Stanniolpapier bei einigen Handelsartikeln vorkommen und nach dem Innern gelangen. Die Haussa verhämmern auch das Silber der Maria-Theresiathaler zu dünnen Blechen. Eine Untersuchung wäre sehr angebracht. Kupfer bringen Araber und Engländer in den Handel. Es soll auch im Lande bei Gazza gefunden werden.“ —

(22) Hr. Rud. Virchow zeigt

russisches Hungerbrod.

Prof. W. A. Tichamiroff, unter dessen umsichtiger Leitung so eben ein neuer, vortrefflich angelegter und in den mannichfaltigsten Richtungen wirksamer

Acclimatisations-Garten in Moskau eingerichtet ist, zeigte mir in den Sammlungen desselben, unter vielem anderen Lehrreichen, eine schwarze Substanz, die während der letzten schweren Hungerzeit in den am meisten leidenden Gegenden des südöstlichen Russland von den ärmeren Bewohnern als Surrogat für Brod benutzt worden ist. Nach seiner Mittheilung ist dieselbe aus den feinen, aber sehr reichlichen Samenkörnern eines, in der Nähe bewohnter Plätze sehr gemeinen Unkrauts, eines Chenopodium, bereitet. Es schien mir von Interesse, die Zusammensetzung und den Nährwerth dieses Brodes genauer zu untersuchen, und es wurde mir zu diesem Zweck bereitwilligst eine Probe übergeben.

Dieselbe stellt gegenwärtig eine harte, schwärzliche Masse von dem Aussehen getrockneten Torfes dar. Natürlich ist aus ihrem jetzigen Zustande, nachdem sie Monate lang der Austrocknung ausgesetzt war, nicht mehr zu beurtheilen, welche Consistenz sie ursprünglich hatte. Insofern konnte also auch ihre chemische Zusammensetzung nur in Bezug auf das gegenseitige Verhältniss der einzelnen constituirenden Bestandtheile entscheidend sein. Dieses aber hat ein höchst überraschendes Ergebniss geliefert.

Hr. Salkowski, der sich mit gewohnter Sorgfalt der Untersuchung unterzog, konnte feststellen, dass in der Trockensubstanz, verglichen mit der von Roggenbrod, eine sehr viel grössere Menge von Eiweiss (13,07 gegenüber von 10,75 pCt.) und von Fett (4,20 gegenüber von 0,86 pCt.), dagegen nur etwa die Hälfte von Amylon (40,47 gegenüber von 85,51 pCt.) enthalten ist. Dadurch ergiebt sich eine auffallende, wenngleich nur annähernde, Aehnlichkeit mit den sogenannten Proteïnmehlen, welche neuerdings in den Handel gebracht werden, insbesondere mit den. aus der afrikanischen Erdnuss (Arachis hypogaea) hergestellten[1]. Die Noth und der Instinkt hat demnach zu einer Art der Brodbereitung geführt, wie sie die vorgerückte Nahrungs-Chemie absichtlich zu finden sucht.

Um ein vollständiges Urtheil zu gewinnen, würde nun freilich noch eine weitere Untersuchung erforderlich sein. Zunächst würde es sich fragen, ob in den Samenkörnern des Chenopodium nicht eine schädliche Substanz mit enthalten ist, welche den Genuss eines solchen Brodes unter gewöhnlichen Verhältnissen ausschliessen würde. Sodann müsste festgestellt werden, wie viel von dem Eiweiss des Hungerbrodes in einem verdaulichen Zustande befindlich ist, wie gross also der eigentliche Nährwerth veranschlagt werden darf.

Immerhin bleibt die bemerkenswerthe Thatsache bestehen, dass die Bevölkerung vor ihrer Thür in einem weit verbreiteten Unkraut ein an Eiweiss und Fett reiches Nahrungsmittel entdeckt und in Verwendung gebracht hat, das vermuthlich zur Ernährung ihres Körpers mehr beigetragen hat, als es Roggenbrod in gleicher Menge gethan haben würde. —

Beiläufig will ich noch erwähnen, dass in der gleichzeitig veranstalteten Garten-Ausstellung aus den kaukasischen und transkaspischen Provinzen des grossen Reiches eine Anzahl prächtiger Vegetationstypen südlicher und östlicher Pflanzen, theils lebend, theils in getrockneten Exemplaren, vorgeführt waren. Ganz besonders freute es mich, die Producte eines Ortes zu sehen, dessen klimatischen Werth ich früher geschildert habe, — ich meine Suchum Kaleh im ehemaligen Abchasien. Schon früher waren daselbst höchst bemerkenswerthe Acclimatisations-

1) Die genaueren Angaben sind von Hrn. Salkowski und mir in dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin 1892, Bd. 130, S. 529 mitgetheilt worden.

Versuche gemacht worden, unter Anderem auch mit Thee-Pflanzungen. Die Ausstellung brachte grosse, lebende Thee-Sträucher mit wohl ausgebildeten Früchten. Leider erfuhr ich, dass zur Assanirung des Ortes, der ein bedenklicher Malaria-Platz ist, seit meinem Besuche (1881) nichts geschehen und dass von den Vorschlägen, die ich damals machte, keiner ausgeführt ist. Vielleicht trägt eine erneute Mahnung etwas dazu bei, die Inangriffnahme der dringend erforderlichen sanitären Maassnahmen zu beschleunigen. —

(23) Das correspondirende Mitglied, Hr. V. Gross meldet in einem Briefe an Hrn. R. Virchow, d. d. Neuveville, 15. October, einen Fall von

erblicher Polymastie beim Menschen.

Er fand bei Gelegenheit der Rekrutirung bei einem jungen Manne auf der rechten Seite zwei Brustwarzen, beide mit einem Warzenhofe umgeben. Die überzählige Warze lag etwa 5 *cm* unterhalb der normalen. Als er die Mutter examinirte, ergab sich, dass dieselbe die gleiche Anomalie besitzt; sie erzählte, dass während der Lactation auch aus der zweiten Warze Milch hervorgetreten sei. —

Hr. R. Virchow:

Der von Hrn. Gross gemeldete Fall ist hauptsächlich wegen seiner erblichen Eigenschaft von Bedeutung. Hr. D. Hansemann hatte in seiner fleissigen Zusammenstellung der bekannten Fälle von Polymastie (Verhandl. 1889, S. 438), von denen er 262 nennt, nur 5, bei denen die Erblichkeit ausdrücklich festgestellt war.

Angeregt durch die damalige Diskussion, hat neuerlich Hr. Karl Bardeleben umfassende statistische Untersuchungen, namentlich bei der Rekrutirung, in verschiedenen Gegenden Deutschland's theils selbst angestellt, theils veranlasst (Verh. der Anatomischen Gesellschaft in München. Jena 1891. S. 247. Anatomischer Anzeiger 1892. VII. Nr. 3. Verhandl. in Wien 1892. S. 199). Für die Frage der Erblichkeit ist dabei nichts gewonnen worden. Dagegen hat sich eine ganz unerwartet grosse Häufigkeit der Anomalie herausgestellt, die in der Hessischen Rheinpfalz bis zu 23,3 pCt. der gemusterten Mannschaft anstieg. Da in verschiedenen Gegenden ganz andere Zahlen gefunden wurden, z. B. im Bezirk Ober-Lahnstein nur 6,3, bei dem sächsischen Regiment Nr. 102 gleichfalls nur 6,5 pCt., so vermuthet Hr. Bardeleben hier eine anthropologische Besonderheit. Die weitere Erfahrung wird darüber entscheiden, natürlich vorausgesetzt, dass alle Beobachter mit gleicher Sachkenntniss und gleichem Eifer zählen.

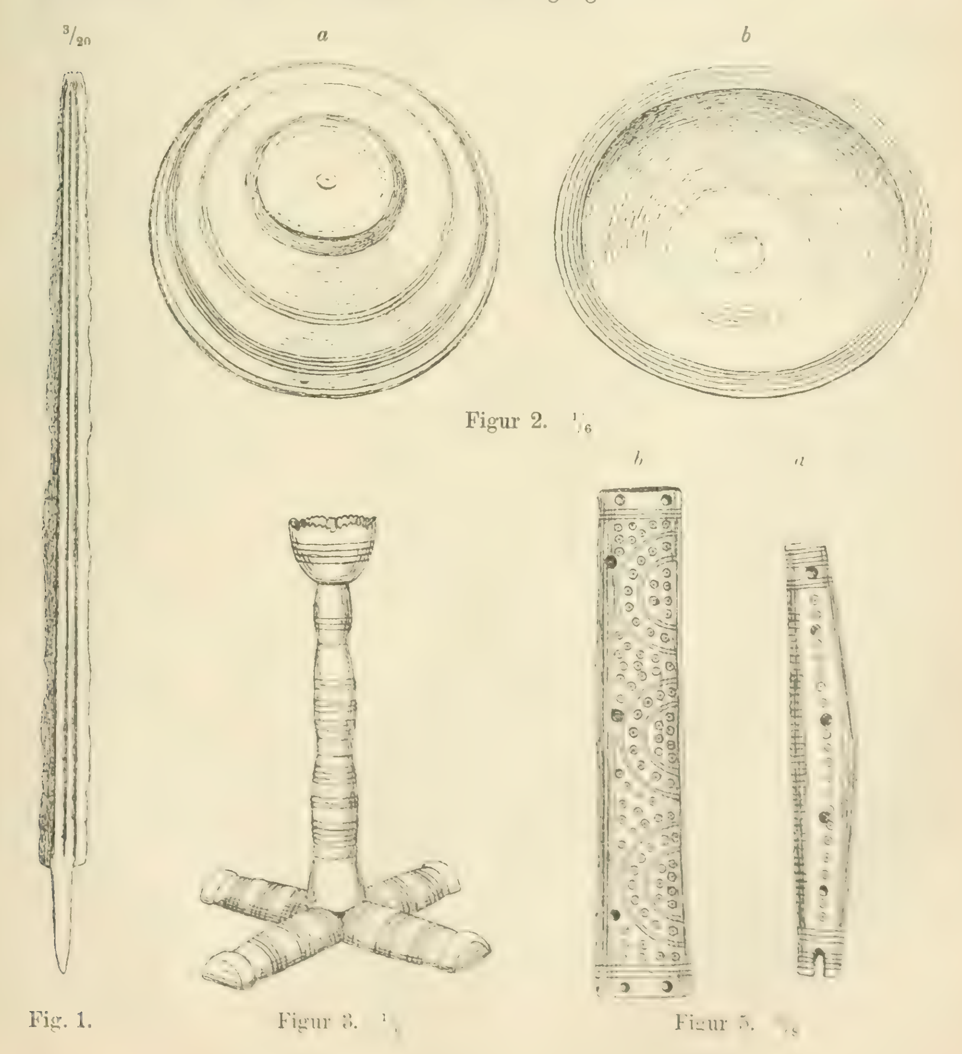
Hr. Bardeleben wünscht, dass statt Polymastie und Polythelie beim Menschen Hyperthelie und Hypermastie gesagt werde. Ob dies, wie er meint, „besser" ist, erscheint mir zweifelhaft, da nach dem gangbaren Sprachgebrauch mit letzteren Worten eine Vergrösserung, nicht eine Vermehrung in der Zahl, ausgedrückt wird. Dagegen ist seine Ausführung bemerkenswerth, dass es sich in diesen Fällen stets um Atavismus handle. Ausser der Häufigkeit der Fälle bezieht er sich namentlich auf die Lage der überzähligen Warzen, bezw. Drüsen. Nach vergleichend-anatomischen Erfahrungen betrachtet er die normalen Warzen, bezw. Drüsen als das ursprünglich vierte Paar; die nächstgrossen Zahlen für überzählige Warzen fallen dann auf das 3., 5., 6. und 7. Paar, so jedoch, dass die Häufigkeit nach oben viel schneller abnimmt, als nach unten.

Schon in der früheren Diskussion (Verh. 1889. S. 443) habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass schwerlich sämmtliche Fälle auf gleiche Weise erklärt werden können. Die atavistische Entstehung passt nicht oder wenigstens nur zuweilen auf heterotope Polymastie: diese wird immer nur durch Absprengung von Keimen der ursprünglichen Anlage oder durch allotrope Entwickelung von Talgdrüsen erklärt werden können. —

(24) Hr. Dr. Wilh. Basler zu Offenburg i. Baden berichtet in einem Schreiben vom 4. November an Hrn. R. Virchow über eine

neue Ausgrabung in Oberflacht, Württemberg.

„Ich machte im letzten September eine Ausgrabung in dem bekannten Oberflacht in Württemberg und wurde für meine Mühe reichlich belohnt. Ich erlaube mir, Ihnen die Photographien meines Fundes zu schicken. Da ich der Ausgrabung persönlich anwohnte und Alles sogleich an Ort und Stelle verpackte, so ist mir nichts von dem interessanten Inhalt entgangen.



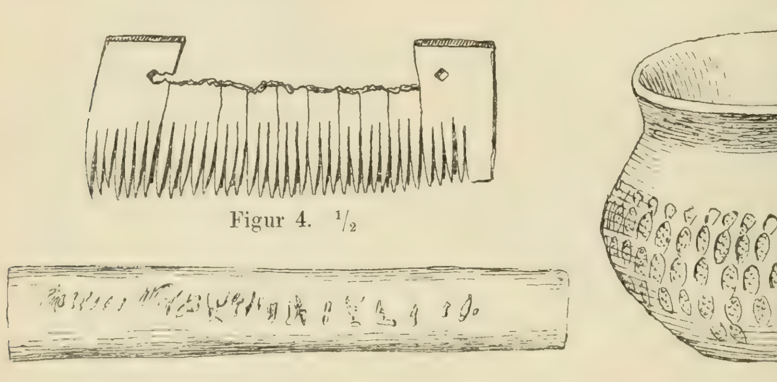
Figur 2. 1/6

Fig. 1.

Figur 3. 1/

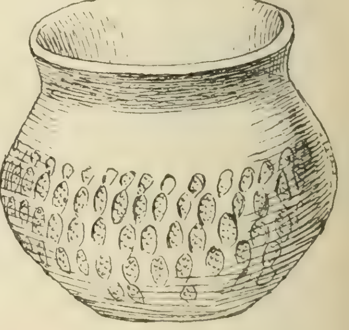
Figur 5. /8

„Es war ein Doppelsarg aus Eichenholz; vom äusseren, einer Art Bretterverschlag, nahm ich nur ein Querbrett mit, den inneren, einen sog. Einbaum — 2,40 *m* lang — mit leider verwischten, runenartigen Zeichen, besitze ich ganz. Zwischen äusserem und innerem Sarg lag Speer und Speerschaft (ersterer steckte fest in der nach Osten gerichteten Wand), ferner der Holzschild, von dem so viel erhalten ist, dass man ihn construiren kann, — ein Stab mit einer Art von Runen und ein Holzleuchter. Der innere Sarg, mit 2 Holznägeln geschlossen, lag von Westen nach Osten gerichtet, der Kopf am West-Ende, das Gesicht gegen Morgen gerichtet. Am Kopfende die Feldflasche, — zu Füssen die Holz- und Thonschüsseln (von römischer Form), rechts das zweischneidige Schwert, mit Holzscheide. Ferner fand sich ein zierlicher Kamm und ein Feuerstein, sowie 3 Thierrippen. Das Skelet ist mit Ausnahme einiger Fuss- und Handknochen vollständig und äusserst gut bis in die feinsten Details erhalten; es ist zierlich gebaut, jedoch mit starken Muskelansätzen. Der Schädel misst 1255 *ccm*, hat etwas flache Stirn, und ist dolichocephal. Das Merkwürdigste daran sind die 4½ und 5 *cm* langen Proc. styloides. Der Hals des Femur läuft ziemlich horizontal. Die Feldflasche, der Leuchter und die Schüssel von Holz habe ich sogleich von einem Drechsler getreu nachbilden lassen, da die Holzsachen rasch schrumpfen. Die Feldflasche jedoch — da sie in Glycerin liegt — erhält sich gut.“



Figur 4. ½

Figur 7. ⅔



Figur 6. ½

Erklärung der Photographien und Figuren:

Nr.			
Nr. 1.	½ der natürlichen Grösse.		Schädel im Profil.
„ 2.	1/6 „	„ „	Becken, Schädel mit Proc. styloid., Unterkiefer.
„ 3.	1/3 „	„ „	Rechts der Oberschenkel, Hals geht beinahe wagerecht ab. W. 106°. Links zum Vergleich ein gleich langer Oberschenkel mit einem Winkel von 117°.
„ 4.	1/5 „	„ „	Schädel von vorn. Spatha mit Blutrinne (Fig. 1), Speer und Messer, alles von Eisen.
„ 5.	1/6 „	„ „	Schild von Holz. Der Rand, wie er zuerst genau aufeinander passt, jetzt schon ziemlich geschrumpft.
„ 6.	2/7 „	„ „	Feldflasche von Holz, genaue Nachbildung. Eiserner Nagel. Der Ring war ursprünglich ganz geschlossen, ein Stückchen ist herausgebrochen.
„ 7.	2/11 „	„ „	Feldflasche von Holz, von der Grundfläche gesehen. Original.
„ 8.	1/4 „	„ „	Schüssel von Holz (Fig. 2), Aussen- (*a*) und Innenfläche (*b*). Genaue Nachbildung.
„ 9.	2/11 „	„ „	Leuchter von Holz. Original, schon geschrumpft.

Nr. 10. 1/4 der natürlichen Grösse. Leuchter von Holz (Fig. 3). Genaue Nachbildung.
„ 11. 1/2 „ „ „ Kamm von Holz (Fig. 4). Zubehör von Horn (Fig 5 *a*, *b*). Thonschüssel (Fig. 6).
„ 12. 1/1 „ „ „ Stab (Fig. 7) mit eingeritzten Zeichen (Runen?).
„ 13. 1/4 „ „ „ Lederstücke, Holzstücke, die in Leder eingewickelt waren (Schnallen?).

Hr. Virchow bemerkt, dass diese Ausgrabung von Neuem bestätige, was durch die älteren Ausgrabungen bekannt geworden ist, dass sie aber wesentlich dazu beitragen werde, die Aufmerksamkeit der lebenden Generation auf das merkwürdige und in seiner Art einzige Gräberfeld zu lenken. Er dankt dem freundlichen Einsender herzlich. —

(25) Hr. Grünwedel legt eine Darstellung des Dämons

Hûniyanyakshayâ oder Súniyanyakshayá

vor, welche Hr. Zilva Vikramasinha für das königliche Museum hat anfertigen lassen. Eine Abbildung dieser merkwürdigsten Gestalt unter den auf Ceylon anerkannten Dämonen findet sich bei Upham, The history and doctrine of Buddhism, Taf. 39, Fig. 3; eine andere, mehr mit der vorgelegten Figur übereinstimmende, bei Callaway, Yakkun Nattanawâ, London 1829, Taf. 10. Dieses Wesen tritt in drei Manifestationen auf: als Sûniyan oder Hûniyan spielt es eine wichtige Rolle bei Krankheiten und Unglücksfällen (Sinhal. Hûniyam, Sûniyam oder Koḍiwina, Väddâdialekt: Tschûniyam), welche durch Zauberei einer Person angethan werden, indem er sowohl den Schaden verursacht, als auch Gegenzauber wieder aufhebt, vgl. zur Sache Nell, A Hûniyam image in Journal of the Ceylon Branch of the Royal Asiatic Society 7, 1881/82, p. 116—124.

Eine zweite Form dieses Dämons, über welche ich nichts besonderes mittheilen kann, ist der Oḍḍi oder Oḍḍiyâkumâra, Upham, Taf. 43. Die dritte Manifestation aber ist die des Mahâkôlasanniyakshayâ oder kurz des Sanniyakshayâ. In dieser Form verursacht er die Sanni genannte Krankheit und ist begleitet von achtzehn Trabanten, welche wohl auch seine Avatâra's heissen. Die Namen dieser Trabanten, wie die Legende dieser dritten Form des Dämons, finden sich ausführlich in der Abhandlung von Dandris de Silva Goonaratne, On Demonology, in J. of the Ceylon Branch As. Soc. 4,1865/6 p. 1—117.

Von besonderem Interesse ist der Sanni dadurch, dass die ganze Auffassung auf dem Boden der indischen Medicin erwachsen ist. Das Wort Sanni (sinhales., telugu: sanni, tamil: çanni) ist ein durch falsche Worttheilung entstandenes Tadbhava, d. h. aus dem Sanskrit abgeleitetes Wort, welches gleichbedeutend ist mit Sannipâta. Sannipâta „der Zusammentritt“ aber bezeichnet in der indischen Medicin das Zusammenwirken der drei Humores (Vâta, Pitta, Çleshma) zur Hervorbringung einer Krankheit und die auf diese Weise entstandene Krankheit selbst, vergleiche Boehtlingk-Roth Sanskrit-Wörterb. s. v. und Rottler, Tamil Dictionary s. v. çanni.

Eine ausführliche Behandlung des Sannipâtadschvara mit den für das oben Gesagte nöthigen Beweisen wird des Berichterstatters Abhandlung „Ueber das Sanniyakun Näṭima“ enthalten, welche demnächst im internationalen Archiv für Ethnographie im Verlag von P. W. M. Trap in Leiden erscheinen soll. —

(26) Hr. C. Morgen spricht über

Ethnologisches aus dem Kamerungebiet unter besonderer Berücksichtigung der Waffen und Waffenführung.

Wir begegnen im Kamerungebiet zwei der Abstammung nach völlig von einander verschiedenen Volksstämmen. Das sind einmal die nördlich des 5. Breitengrades sitzenden Sudanneger und sodann die südlich dieser Linie wohnenden Bantu. Wenn nun auch diese Völkerscheide dem Reisenden ziemlich schroff und unvermittelt gegenübertritt, so ist es trotzdem bei dem bewegten Charakter der einzelnen Stämme, besonders der kriegerischen und sklavenraubenden Sudans, erklärlich, dass dieselben in sich derartige Vermischungen aufweisen, dass vielfach die ursprüngliche Abstammung nicht mehr zu erkennen ist. Ein eklatantes Beispiel dieser Vermischung bildete der Häuptling des am weitesten nach Süden vorgedrungenen Sudanstaates der Wute, Namens Ngilla. Sein Aussehen lässt sich am besten mit dem eines südländischen Semiten vergleichen. Eine gebogene Adlernase, ein spitziges Kinn, stechende, schwarze Augen bildeten das charakteristische Gepräge seines Gesichtes, während nur die tiefdunkle Hautfarbe und das wollige Haar daran erinnerten, dass Negerblut in seinen Adern rollt. Völlig rein erhalten fand ich unter den Sudans, speziell den Fullahs, die engere Familie des Sultans von Tibati. Ihre Mitglieder hatten eine gelbe Hautfarbe, dunkelblondes, glattes Haar, das nur an den Enden ein wenig gekräuselt war, eine wohlgeformte gerade Nase und grosse dunkelblaue Augen; auch waren die Lippen keineswegs, wie bei den Negern, aufgeworfen. Aehnlich rein erhalten, wie diese Häuptlingsfamilie, traf ich später in dem schönen Bergland zwischen Banjo und Gascheka ein Hirtenvolk, die Fullahs vom Niger. Nach Allem, was ich von der Heimath der Fullahs oder, wie sie sich selbst nannten, Fullani, erfahren konnte, waren sie vom Nordwesten her in diese Gegenden eingewandert, alle Stämme, die sich ihnen entgegenstellten, unterjochend. Aus diesen Angaben schliesse ich, dass sie mit den am Senegal sitzenden Futah-Dyallon, deren Wiege wohl in den nordafrikanischen Staaten Fez, Marocco und Algier gestanden hat, identisch sind.

Trotz der stellenweisen Vermischung der Sudanesen und Bantu sind ihre Sitten und Gebräuche in ihren bezüglichen Einflusssphären total von einander verschieden. Der Bantuneger lebt in kleinerem Gemeinwesen, Dörfern, die selten mehr als 100 Einwohner zählen. Die Autorität des Häuptlings ist sehr beschränkt und hängt im Wesentlichen von der Persönlichkeit ab. In den Sudanstaaten sind die Bewohner in grösseren Plätzen zusammengedrängt, Dörfer von 10 000 Einwohnern und mehr sind keine Seltenheiten. Der Häuptling des Stammes ist krasser Autokrat, seine Befehle werden ohne Widerrede ausgeführt, er schaltet über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen willkürlich. Zu Hilfe kommt ihm hierbei der Fanatismus der Religion, des Islam, während bei den Bantu ein mehr oder minder ausgebreiteter Fetischkultus betrieben wird.

Die Hauptbeschäftigung der Bantu ist Handel, Ackerbau und wenig Jagd und Fischerei, die der Sudanesen vor Allem Krieg und Jagd. Ackerbau wird nur nach Bedarf betrieben. Die Wohnräume der Bantu bestehen in niedrigen, in Form eines Rechtecks aufgeführten Hütten aus Bambu, die in der Regel mit grossen Bananenblättern eingedeckt sind; die Sudanneger dagegen bauen sich runde hohe Hütten mit einer Lehmbrüstung und hohem Spitzdach aus Stroh. Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Mais und Durrahkorn, während die ersteren Maniok, Bananen, Planten, Yams und Zuckerrohr anpflanzen. Fleisch ist bei beiden Stämmen ein Privileg der Vornehmen. Die Kleidung des den echten Negertypus verrathenden

Bantu besteht, soweit er nicht durch die Nähe der Küste bereits mit europäischen Kulturerzeugissen versehen ist, nur in einem aus Baumbast gefertigten Hüfttuch: der Sudanneger dagegen mit seinem mehr kaukasischen Aussehen kleidet sich vollkommener, er trägt ein langes, muhamedanisches Gewand (Tobe, Burnus), oft auch weite Pumphosen, und auf dem Kopfe Fez oder Turban. Er setzt sich mit gekreuzten Beinen nieder, während der Bantu mit hochgezogenen Knieen auf der Erde hockt.

Was Wunder, dass bei solcher Verschiedenheit in Lebensweise und Beschäftigung auch die Waffen und deren Gebrauch total von einander verschieden sind! Die bei beiden Stämmen gebräuchlichste Waffe ist der Wurfspeer[1], bei dem Bantuneger in roher Weise hergestellt. Ein etwa 2 *m* langer Holzschaft mit primitiver Eisenspitze, an der einzelne Zacken als Widerhaken dienen, bildet die Waffe, die mit Daumen, Index und Mittelfinger nach kurzem Ausholen vorwärts geschleudert wird. Der Sudanneger fertigt den Speer sorgfältig mit einer an den Rändern geschliffenen Spitze an, die nach hinten schwalbenschwanzförmig in zwei Widerhaken ausläuft und in den meisten Fällen mit Ciselirungen versehen ist. Zur besseren Durchschlagskraft ist das entgegengesetzte Ende des Schaftes mit Kupfer- oder Eisenringen versehen, welche gleichzeitig der Waffe ein besseres Gleichgewicht geben. Dieser Speer wird mit der vollen Faust, nachdem der elastische Schaft durch mehrmaliges Vor- und Rückwärtsschnellen in Vibration versetzt ist, wodurch eine bessere Ueberwindung des Luftwiderstandes erzeugt werden soll, vorwärts geschleudert. 40 und mehr Meter beträgt hier die Flugweite des Geschosses, während sie bei den Bantu knapp 30 Meter erreicht.

Eine fernere, beiden Stämmen gemeinsame Waffe ist das Schwert[2]. Bei den Bantu verhältnissmässig schmal und roh hergestellt, hat es bei den Sudans eine fast doppelte Breite und ein enormes Vordergewicht.

Sind hiermit die Waffen der Bantu erledigt, — denn das kleine Messer, das sie im Gürtel bei sich tragen, dient fast nur für den täglichen Gebrauch, — so führen die Sudans noch eine hervorragende Waffe, Pfeil und Bogen[3]. Der hölzerne Schaft des Bogens ist nach der Sehnenseite gekrümmt und hat eine durchschnittliche Höhe von $1\frac{1}{2}$ *m*. Die Sehne ist theils thierischen Ursprungs, theils besteht sie aus gedrehten Baumbaststricken. Die Pfeilschafte sind aus Grasrohr geschnitten und variiren in der Länge von einem halben bis zu einem Meter; die Spitzen sind meist aus Eisen geschmiedet, in welchem Falle sie zwei Widerhaken aufweisen, zum geringen Theil aus hartem Holz geschnitzt und mit einer rückwärtigen, widerhakenden Spitze versehen. Das untere Ende der Pfeilschäfte ist mit einer Kerbe zum Aufsetzen auf die Sehne versehen. Die Sehne des Bogens wird bei der Spannung zwischen Daumen und Handwurzel erfasst. Die Wute bedienen sich hierzu noch eines Hülfsinstruments, eines auf die rechte Hand gestreiften Spannringes, mit welchem die Sehne zurückgezogen wird. Gegen das hierdurch hervorgerufene, kräftigere Vorschnellen der Sehne setzen sie auf die Daumen-Seite der linken Hand einen ledernen Schutzring. Die Entfernung des so geschleuderten Pfeils beträgt 150 bis 200 *m*.

1) Vergl. mein Buch „Durch Kamerun“ S. 54 Nr. 4 und S. 200, Nr. 3.

2) Ebendaselbst S. 63 1. Bantu-Schwert von Jaunde, und S. 278 breites Schwert der Tibeti im Sudan.

3) Ebendaselbst S. 290, Nr. 4 (Bogen) und S. 200, Nr. 1 und 2 (Bogenspannung.) (NB. An letztgenannter Stelle sind die Zahlen verwechselt.)

Als Nahkampfswaffe führen die Fullah noch einen am linken Handgelenk mittelst eines Riemens befestigten Dolch, während die Wute ein mit einem Ringe versehenes Handmesser auf die rechte Handwurzel streifen, welches sie gleichzeitig als Sehnenspanner benutzen[1]). Zu diesen Waffen im Sudan gesellt sich noch, allerdings nur im nördlichen Adamaua, das Wurfeisen[2]), eine mit mehreren, nach verschiedenen Richtungen abstehenden Spitzen versehene Waffe, die mittelst eines Faustriemens geschleudert wird. Zum Schluss sei noch die „lahu" genannte Reiterlanze[3]) mit langer blattförmiger Spitze und einem Eisenschuh zum Einstossen in die Erde erwähnt. — Die Schutzwaffe des Bantu ist ein kleiner, etwa $^3/_4$ *m* im Quadrat betragender Antilopenschild oder ein ebenso grosser aus Strohgeflecht, der kaum im Stande ist, einen aus naher Entfernung geschleuderten Wurfspeer aufzuhalten; die Sudans dagegen tragen grosse, fast mannshohe, nach aussen gerundete Schilde aus Büffelhaut[4]), welche nicht nur dem sie tragenden Speerwerfer Deckung verschaffen, sondern hinter welch' einem sich noch 1—2 leichtfüssige Bogenschützen verbergen. — Als europäische Waffe findet man sowohl bei den Sudans als den Bantu die Feuersteinflinte, die, je näher man der Küste kommt, an Zahl zunimmt und hier oft schon durch Perkussionsgewehre oder gar Hinterlader ersetzt wird.

Während man bei den Bantustämmen von keiner geregelten Kampfesweise sprechen kann, sie eben im Nothfalle zu den Waffen greifen und dann den irregulären Guerillakrieg führen, befolgen die Sudans eine reguläre Taktik, die sie bereits im Frieden systematisch einüben. In der Mitte stehen hinter ihren Schildern die Speerwerfer mit theilweise zugetheilten Bogenschützen, von denen der andere Theil, mit den Gewehrschützen vermischt, als leichtes Fussvolk die Flügel sichert. So avancirt unter dem Takte der nachfolgenden Musikbande die 3—4 Glieder tiefe Linie gegen den Feind. Der Reiterei scheint hauptsächlich die Rolle der Verfolgung zuzufallen; mit ihren schnellen, kleinen Pferden setzen sie den Fliehenden nach, um sie niederzustossen oder zu Gefangenen, zu Sklaven zu machen.

Ich schliesse meinen Vortrag in der Meinung, dass Sie mit mir einverstanden sind, dass es wohl kaum irgendwo ein interessanteres Forschungsfeld für Ethnographen giebt, als dort im Hinterlande von Kamerun! —

Der Vorsitzende spricht im Namen der Gesellschaft für den ebenso lebendigen, wie anschaulichen Vortrag den Dank aus. —

Hr. P. Staudinger macht folgende Bemerkungen zu dem gehörten Vortrage:

1. In Betreff der Bevölkerung: Ich habe während meines längeren Aufenthaltes in den Haussaländern häufig Gelegenheit gehabt, reine und auch nur wenig vermischte Fulbe zu beobachten, habe aber auch bei den hellsten und den in der Gesichtsbildung der weissen Rasse ähnlichsten, bzw. gleichen Leuten nie blauäugige, bzw. blondhaarige Individuen zu sehen zu bekommen. Es würde wohl die Frage entstehen, ob die geschilderte blondhaarige, bzw. blauäugige Familie nicht vielleicht albinotisch war.

Ferner ist die Bezeichnung Sudanneger nach meiner Ansicht kein anthro-

1) A. a. O. S. 200, Nr. 8 (Handmesser) und S. 286 Fullahwaffen).
2) A. a. O. S. 278, Nr. 1.
3) A. a. O. S. 278, Nr. 2.
4) A. a. O. S. 200, Nr. 6.

pologisch feststehender, daher zulässiger Begriff in der Anwendung auf die im Hinterlande von Kamerun wohnenden Negerstämme. In der Bewaffnung, Lebensweise, Wohnart, ja nach einigen wenigen Photographien zu urtheilen, auch Aussehen haben die dortigen Stämme so viel Aehnlichkeit mit den zersprengt im Haussalande wohnenden heidnischen Völkerschaften, welche wiederum sehr verschieden von den eigentlichen Haussa und Kanuri, also ächten Sudanstämmen, sind, dass man sie für nahe verwandt und zusammenhängend ansehen möchte.

Es wäre zu ermitteln, ob die Kamerunhinterlandsstämme anthropologisch und ethnographisch sehr verschieden von den Völkern des mittleren Kongobeckens, die man doch zu den reinen Bantu rechnet, sind, um eine genaue Grenze der sogenannten Sudan- und der sogenannten Bantu-Neger festzustellen. Linguistisch ist ja die Bantusprache leichter zu erkennen; ob man aber anthropologisch Bantuneger von anders sprechenden immer wird unterscheiden können, ist sehr fraglich. Leider führt die linguistische Forschung für afrikanische Völker in Betreff der Abstammung häufig nicht zur Klarheit, da wir Beweise haben, wo thatsächlich anthropologisch ganz verschiedene Völkerschaften in Africa die ursprüngliche Sprache gänzlich aufgegeben und eine ganz verschiedene angenommen haben.

2. In Betreff einiger vorgelegten Waffen. Das vom Vortragenden neben dem hölzernen Bogenspanner (der in der Form verwandt mit dem Griff des Messers zu sein scheint) vorkommende eiserne Bogenspannmesser fand ich während meiner Reise in den Haussaländern bei den noch zersprengt im Lande lebenden heidnischen Kadarra-, Korro-, Yeskonegern, die also theilweise 6 Breitengrade von den Wute entfernt wohnen. Bei den Muntschi-Negern am Benuë kommt es nach Aussage Einiger vor, dass noch Holzringe, vielleicht auch zum Fingerschutz beim Bogenschiessen, gebraucht werden. Ich beschrieb die Benutzung des Messergriffes zum Bogenspannen bereits in meinem Werke „Im Herzen der Haussaländer“.

2. Bezüglich des Vergiftens der Pfeile im Kampfe gegen Menschen erwähne ich, dass im Jahre 1885 am Benuë mehrere Engländer von den Muntschi erschossen wurden; zwei derselben sollen in 8, bzw. 10 Minuten dem Pfeilgift erlegen sein. Elephanten jagten Eingeborene am untern Benuë auch mittelst vergifteter grosser Pfeile oder Speere, die aus Gewehren geschossen wurden; das Gift soll frisch sehr schnell, bei mittleren Thieren z. B. nach wenigen Minuten wirken. Im Haussaland werden die Pfeile häufig auch für den Ernstkampf vergiftet, so traf ich im Innern einen Haussakrieger, der sich den Fuss zur Rettung seines Lebens nach einer Verwundung durch einen Giftpfeil sofort hatte amputiren lassen.

3. Wurflanzen wurden von Heidenstämmen im Norden der Haussaländer, z. B. den Kebbi, ebenfalls am Ende mit Eisenringen zur Erhöhung der Schwung-, bzw. Perkussionskraft versehen.

4. Das breite flache Eisenfussstück der langen Reiterlanzen, deren Spitze bei den Haussa u. s. w. meistens lanzettförmig ist, sah ich bei Haussa, Fulbe, Tuaregg häufig beim ruhigen Reiten vertikal auf die grossen Steigbügel gestemmt; ähnliche Lanzenfussstücke, sowie auch spitze Enden sieht man z. B. auch bei den kurzen Mandingo-, bezw. Timmné-Lanzen, welche zum Verkauf an die Europäer gemacht werden, in Freetown, Sierra Leone. Falls das Fussstück lediglich zum Einstecken in den Boden dienen sollte, so wäre ja ein spitzes Ende, wie man es bei Fussgängerlanzen findet, mehr am Platze.

5. Hölzerne Armbrüste findet man auch im Gabungebiet; theilweise sind es dort nur zu einer wirklichen Benutzung unbrauchbare Formen, die wohl seiner Zeit den europäischen Kriegerwaffen nachgebildet wurden.

6. Das vorgelegte Schwert oder Messer ist den im Museum befindlichen, von Flegel aus benachbarten Gegenden gebrachten Waffen sehr ähnlich. Die Form scheint den dort ansässigen heidnischen Stämmen und nicht den eingedrungenen Fullah, eigen zu sein. —

Hr. R. Hartmann hat bei den Nomadenvölkern und den Fundj des Sennâr die Lanze, auch die ungewöhnlich lange der Bagara, als Stütze beim Aufsitzen benutzen sehen. Der morgenländische, schaufelförmige Bügel ist hier wenig in Gebrauch, weit häufiger ein an Weite verschiedener Eisenreif, in den bald nur die eine Zehe allein, bald alle Zehen eines Fusses zugleich geklemmt werden. —

Hr. F. Müller bemerkt, dass Elephantenfallen auch auf Sumatra benutzt werden. Dieselben sind in dem holländischen Werke über „Midden-Sumatra" abgebildet. —

(27) Der Verein für Verschönerung des Spreeborn-Grundstücks zu Ebersbach i. S., Vorsitzender Bauinspektor Siegel, Schriftführer Journalist Emil May, erlässt unter dem 1. October folgenden Aufruf zur Bildung eines Orts-Comité's, aus Delegirten der verschiedenen Vereine bestehend:

„Der Verein beabsichtigt, den auf Ebersbach-Spreedorfer Flur, 387,26 *m* über Ostsee gelegenen, nach dem beigedruckten Schreiben[1]) des General-Feldmarschalls Grafen von Moltke ausdrücklich als solchen bezeichneten „Spreeborn", d. h. die älteste bekannte Spreequelle, neu zu überbauen.

„Mitte vorigen Jahrhunderts wurde auf Veranlassung Friedrich des Grosssen, Königs von Preussen, welcher die Quelle besuchte, ein achteckiger halboffener Pavillon mit Zwiebeldach aus Stein und Holz erbaut, wozu der Preussenkönig 50 Thaler spendete. Kaiser Joseph II. von Oesterreich besichtigte die Quelle in Begleitung der Generäle Laudon und Braun am 20. September 1779, ebenso erzählt man aus den 20er Jahren dieses Jahrhunderts von dem unter Führung des Ortsrichters von Altgersdorf erfolgten Besuche zweier preussischer Prinzen, die dort in das Dachgebälk die Anfangsbuchstaben ihrer Namen schnitten. Ende der 40er Jahre wurde der Pavillon baufällig und auf Veranlassung des Gemeindevorstandes von Neu-Ebersbach vom Stadtrathe zu Zittau als damaligem Eigenthümer durch das gegenwärtig noch vorhandene, aber dem Einsturz nahende hölzerne Häuschen ersetzt. Vom Durchgange preussischer Truppen im Jahre 1866 zeugen zahlreiche Inschriften in den Wänden des Brunnenhäuschens, dessen Holzwerk im neu zu errichtenden Spree-Museum aufbewahrt werden soll.

1) Chef des Generalstabes der Armee. Nr. 2741. Berlin, den 7. Mai 1887. Euer Wohlgeboren erwidere ich auf die Zuschrift vom 20. vor. Monats ergebenst, dass von den Quellen der Spree diejenige, welche auf den zwischen Spreedorf und Altgersdorf gelegenen Wiesen entspringt, sowohl auf der von dem Oberst-Lieutenant Petri in den Jahren 1759 bis 1763 bearbeiteten Generalkarte des Kurfürstenthums Sachsen, als auch auf der von dem topographischen Bureau des königlich sächsischen Generalstabes in dem Jahre 1882 herausgegebenen Karte (Section Seifhennersdorf) als „Spreeborn" bezeichnet wird, während die östlich von Ebersbach am Kottmar und die in den Gersdorfer Pfarrwiesen entstehenden Quellen keine derartige Bezeichnung tragen. Der General-Feldmarschall (gez. Graf v. Moltke. An Hrn. Emil May, Wohlgeboren zu Ebersbach i. S.

„Der Verein hat jetzt den Born nebst anliegendem Terrain, welches in Privatbesitz gelangt war, käuflich erworben, sowie aus freiwilligen Beiträgen seiner Mitglieder einen Agitationsfond beschafft, um weitere Kreise für den Bau, welcher immerhin einen Kostenaufwand von 10 000 Mk. verursachen dürfte, zu interessiren. Einen solchen Betrag vermag der Verein aus eigenen Mitteln und im Orte nicht aufzubringen, er ist deshalb genöthigt, alle Freunde der schönen Spree zu bitten, das Unternehmen bestens unterstützen zu wollen. Es ergeht daher an Alle, welche sich für die Sache interessiren, die herzliche Bitte, dies durch Einsendung von Beiträgen zu dem Baufond zu bethätigen, wofür ihnen im Voraus bestens gedankt sei.



„Ausserdem sind uns geeignete Gegenstände für das oben erwähnte Spree-Museum sehr willkommen; hierzu ist schon Verschiedenes eingegangen. Geeignet sind Bilder von Spreestädten und Dörfern, Kirchen u. s. w., von Trachten der Uferbewohner, ferner Bücher, Schriften u. s. w., Abbildungen von Fabrik-Etablissements, welche an der Spree liegen, und sonstige Gegenstände, die auf die Spree und ihre Ufer Bezug haben.

„Es sei bemerkt, dass das Spreebornhaus nach dem beigefügten Entwurf des Herrn Architekt Hartmann in Dresden ausgeführt werden soll, vorausgesetzt, dass die eingehenden Beiträge nicht eine Aenderung des Entwurfes bedingen. Spreehaus und Museum sollen nach ihrer Fertigstellung der Gemeinde Ebersbach als Eigenthum übergeben werden.“ —

Die anthropologische Gesellschaft glaubt von einer Betheiligung an dem, ihren Aufgaben ferner liegenden Vorhaben abstehen zu sollen. Sie überlässt es, nach einer Empfehlung des löblichen Unternehmens durch Hrn. Virchow, den einzelnen Mitgliedern, dasselbe durch Beiträge zu unterstützen. —

(28) Hr. F. W. K. Müller legt vor: 1. einen neuerlich im Königl. Museum für Völkerkunde eingegangenen Abdruck eines

Batak-Siegels.

Der Abdruck soll vom Siegel des Singa-Mangaradja herrühren. Der sogenannte „Bataker-König“, Singa-Mangaradja[1], der den Holländern eine Zeit lang zu schaffen machte, war eine von den Batakern hochverehrte, sagenumsponnene

1) singa (batakisch) = simha (Sanskrit) = Löwe; mangaradja (bat.) = mahârâja (Sanskrit) = Grosskönig.

Persönlichkeit. Hrn. De Haan, welcher im Jahre 1870 die Batakländer bereiste, erzählten die Eingeborenen, der Singa-Mangaradja habe seinen Sitz auf dem Berge der Pulo Tĕba[1]), der Insel (richtiger: Halbinsel) im Toba-See. Dort weile er manchmal sieben Monate ohne Speise, bisweilen drei Monate in Schlaf versenkt. Er könne Regen und Sonnenschein herbeizaubern, und bei Regenwetter bleibe für ihn ein trockener Pfad. Er habe eine schwarze, mit Haaren bewachsene Zunge u. s. w. Als Dr. B. Hagen 1883 im Batakgebiete reiste, wurde ihm berichtet, der Singa-Mangaradja habe sich vor den Holländern zu den Raja's geflüchtet, nach Anderen hätte er sich zu den Ôrang tîmor begeben. Einige behaupteten, er sei gen Himmel gefahren (tĕrbang kalângit). Weitere Berichte über diesen Batakerkönig sind mir nicht bekannt. —



Die Batakinschrift inmitten des Siegels lautet:

Ahu tsap[2]) tuwan[3]) sisangamangaradja [sic]
= Dies ist das Siegel des Herrn, des Si-singa-mangaradja
tijan bagara
aus Bagara.

Der Name der Ortschaft Bagara ist auf den mir bekannten Karten: Bakara, bei De Haan: Bĕkara geschrieben. —

Die am Rande stehende malaiische Inschrift ist wohl zu lesen:

Înilah tjap mahârâdja[4]) dinĕgĕrî tĕba kampung bakara[5])
= Dies ist das Siegel des Grosskönigs im Lande der Toba's. Kampong (Dorf) Bakara
nâma kótânja hidjrat nabî 1304 [?].
ist der Name seiner Festung. (Im Jahre nach der) Hidjra des Propheten 1886—1887[6]).

2. einige

Batak-Briefe.

Die meisten Batak-Texte, welche sich im hiesigen Museum für Völkerkunde allmählich anhäufen, sind von den in den Batakländern Reisenden offenbar weniger des Inhalts wegen, als der Curiosität halber (Schreibmaterial: Bambu und Messer) erworben worden[7]). Selten sind Angaben vorhanden, aus welcher Gegend der

1) = Insel der Toba-Bataker. Teba ist die Dairi-Aussprache des Wortes: Toba. Pulo = Insel.

2) So nach der Aussprache. Geschrieben ist es: ahussap.

3) So wohl zu lesen. Im Original: Tuwana.

4) Ueber mahâ- ist ein Punkt zu viel, wie unter îni- einer zu wenig.

5) Kann natürlich auch Bagara gelesen werden. Vergl. die Schreibung von negerî.

6) Nehmlich vorausgesetzt, dass die muhammedanische Datirung richtig gelesen ist.

7) Anerkennend muss hervorgehoben werden, dass die von Hrn. G. Meissner in Deli, Sumatra, dem hiesigen Museum geschenkten Drohbriefe in der so gut wie unbekannten Karosprache wenigstens mit summarischer Inhaltsangabe versehen sind. Mit Hülfe dieser dankenswerthen Angaben war Referent im Stande, die weiter unten erwähnten Karo-Texte, wenn nicht gänzlich, so doch zum grössten Theile zu verstehen.

betreffende Brief stamme[1]) und aus welchem Anlass er geschrieben wurde[2]). Häufig ist dem Sammler gar nicht bekannt, dass mit den gleichen Schriftzügen in gewissen Distrikten drei verschiedene Sprachen geschrieben werden. Um diese allerdings wenig bekannte Thatsache zu illustriren, wählte ich aus den Sammlungen des hiesigen Museums die folgenden Schriftstücke aus:

I. Malaiischer Brief in Batak-Lettern, mit Bleistift auf Papier geschrieben.

Saja arap kepada tuwan mis sipurti [lies: sĕpĕrti] saja puna [= punja] bapa sabap [=sebab] urang mogaduh [=menggaduh] saja tida mogaduh sibajak bulan modjahat [= mĕndjahat] saja mobĕttul [= mĕmbĕtul] kalo saja kurang pikir tu angar sama saja kalo tuwan pagil [= panggil] saja lĕkkas [= lekas] datang.

Ich hoffe (vertraue) auf den Herrn Meissner, wie auf meinen Vater, weil die Menschen (andere, man) Unruhe stiften; ich verursache nicht Unruhe. Der Häuptling Bulan handelt schlecht, ich handle recht. Wenn es mir an Nachdenken (Ueberlegung) mangelt, so . . . (?) mir; wenn du rufst, so komme ich schnell.

Diese Transkription giebt uns ein Beispiel davon, wie die Karo's das sogenannte „Vulgär-Malaiisch" auffassen und schriftlich fixiren.

II. Ein längerer Drohbrief in vulgär-malaiischer Sprache, mit Batak-Lettern auf zwei kleine Bambulatten geschrieben, richtiger: eingekratzt. Der Absender, welcher seine Forderungen ausführlich auseinandersetzt, droht damit, in den Gärten Verwüstungen anrichten zu wollen und die Scheunen in Brand zu stecken: mao gaduh dalam tuwan puna [= punja] kubun [= kĕbon] bangsal mao kasih api. Dergleichen malaiische Briefe sind wohl nur im Verkehr zwischen Batakern und Europäern üblich.

III. Drohbrief in Karo-Sprache und Karo-Batak-Schrift, auf eine kleine Bambulatte eingekratzt:

Sĕkali.

Hēnda suratku gantung sabab upahku rĕbangsal baru hēnda dēla hang nigalar tuwan hēmis upahku rĕbangsal baru hēnda hēmaka aku gantung surat musuh berngi musuh suwari nina sirido bagē pē la hang nigalar tuwan mulih kange aku gantuh [lies: gantung] surat musuh berngi musuh suwari nina si-rido.

Einmal[3]).

Dies ist mein Brief, aufgehängt in Betreff meines Lohnes für diese neuen Scheunen. Weil nicht bezahlt wird von dem Hrn. Meissner mein Lohn für diese neuen Scheunen, darum hänge ich auf den Brief: „Feind in der Nacht, Feind bei Tage," so sagt Si-Rido. Wenn (?) nicht bezahlt wird von dem Herrn . . . ., so hänge ich auf einen (zweiten und mit Brandstiftung drohenden) Brief: „Feind in der Nacht, Feind bei Tage", sagt Si-Rido.

IV. Unvollständiger Drohbrief in Karo-Sprache und Karo-Batak-Schrift, auf eine kleine Bambulatte eingekratzt. Der Absender droht, im Falle seine Forderung nicht befriedigt wird, nach 4 Nächten die Krambuden des Si-Gutul (oder

1) Dieser Mangel ist besonders bedauerlich bei einigen merkwürdig mit abweichenden Charakteren geschriebenen Briefen.

2) Diese Vernachlässigung hat zur Folge, dass selbst kurze Texte im Toba-Batakdialekte, der durch die grundlegenden Arbeiten H. N. van der Tuuk's zugänglich gemacht wurde, oft unverständlich bleiben.

3) Der Drohbrief wird nehmlich mehrmals wiederholt. — NB. Diese Uebertragung ist nach der von Meissner mitgetheilten Inhaltsangabe angefertigt.

Guntul?)[1]) in Brand zu stecken: sibar ĕmpat bĕrngi hēnda kusuluḥ kĕdē na sigutul. Im weiteren Verlauf droht er, Häuser, Scheunen, Gärten des Häuptlings, Häuser für Bananen anzuzünden: suluḥ rumaḥ pangsal [lies: bangsal] pē kusuluḥ kiban [wohl: = kĕbon] pĕngulu rumaḥ galuḥ.

V. Drohbrief in Karo-Sprache und Karo-Batak-Schrift, auf drei zusammengebundene kleine Bambulatten eingekratzt.

Hēnda suratku ras aras anak bĕru sani-nagantungken sabap hido-[ng]-ku mangan pa[n?]-tsirĕm sabap tukur bangsal nina sitakuḥ dē lĕt nigalarna ĕmpat bĕrngi ta dē uwaluḥ bĕrngi nuluḥ aku nina sitakuḥ aku la lĕt mĕ-[ng]-ga-[n]-ti gatuḥ [= gantung?]

Der ungefähre Inhalt scheint zu sein: Ein gewisser Si-Takuḥ oder Si-Tangkuḥ[1]) droht innerhalb (?) der vierten und achten Nacht mit Brandstiftung, weil seine Forderung von Essen und Bezahlung nicht erfüllt wurde.

VI. Bittschreiben in Batak-Sprache und -Schrift, auf einen Bambu-Cylinder eingekratzt:

Halak na pogos.

Ahu surat na tinongos ni sipaēt marga bondar sian tano simaganggang tu radja salomo marga sitanggang di tano huta tinggi ija hata ni surat on alē radjanami molo adong go asi ni rohamuna mangalēēn hangaluan di ahu anak ni na madangol ni adung didadang siulubalang ari on na habang so mariput songon bunga ni ri diombusson simaranginangin tu tanomuna on na songon halak-kalak na tarpundjung do ahu songon. . (ungefähr eine Zeile fehlt.)

Ein armer Mensch[2]).

Dies ist ein Brief, welcher gesandt wird von Si-Paët, aus dem Stamme Bondar, aus der Landschaft Maganggang[3]), an den Fürsten Salomo vom Stamme Si-Tanggang in der Landschaft Hutatinggi. Die Aussage dieses Briefes ist: O unser Fürst, wenn Mitleid Eures Gemüthes vorhanden ist, so gebt Lebensunterhalt für mich her, der ich das Kind eines Armen bin[4]), der ich durch die Sonne versengt werde, der ich ohne . . . (?)[5]) fliege wie die Blumen des Alang-alang-Grases durch den Wind dahingeweht nach Eurer Gegend hin, der ich einer Vogelscheuche[6]) gleiche, welche einsam dasteht[7]), ja ich bin wie[8]) . . . (ungefähr eine Zeile fehlt).

Malaiische Uebersetzung:

Orang miskin.

„Inilah soerat datang dari pada saja nama Si Paet marga Bondar, dari tanah Si Matoepang, kapada radja Salomo marga Si-Tanggang dari tanah Hoeta tinggie. Adapoen perkataän soerat saja inie, ija radja kaloe radja ada hiba kasihan mam-

1) Im Karo werden die auslautenden Nasale innerhalb des Wortes gewöhnlich nicht geschrieben.

2) Die zu diesem Texte gehörige in Siboga angefertigte malaiische Uebersetzung überträgt einige Stellen anders. S. u.

3) Im Malaiischem Text steht: Matupang.

4) „ „ „ „ eine Waise.

5) „ „ „ „ ohne Flügel.

6) „ „ „ „ einem Fremden.

7) „ „ „ „ ohne Geschwister und Verwandte.

8) „ „ „ „ es sei denn, dass des Fürsten Mitleid auf meinem Lebensunterhalt ruhe!

barie kahidoepan kapada saja saorang anak ijatim jang didiang mataharie ini terbang tida bersaijap sapartie boenga ilalang terbang ditioep angin kadalam negerie inie, sapartie saorang dagang jang tiada bersanak soedara malainkan radja poenja kasihan diatas saja poenja kahidoepan adanja.

Tersalin di Siboga, 4. December 1879."

(= Uebersetzt in Siboga u. s. w.)

Hr. P. Staudinger: Betreffs der vorgelegten Battak-Brandbriefe kann ich aus meinem Aufenthalte in den Landschaften Deli und Lankal, Ostküste von Sumatra, noch zufügen, dass die Battaker ihre Drohungen öfter zur That machen und Gebäude dort im Lande als Rache dem Europäer gegenüber, häufig Tabakscheunen, in Brand stecken.

Meistens sind es Lohndifferenzen, seltener wohl persönliche Kränkungen, die zur That führen. Eine eigenartige, komische Ursache wurde mir während meines Aufenthaltes gemeldet, indem das Verschwinden einer Schwiegermutter jemandem zugeschoben wurde, und demselben, falls dies geliebte Familienmitglied nicht bis zu einem bestimmten Termin zurückgekehrt sei, mit Brandstiftung gedroht wurde.

Die Battaken sollen ihren Brandstiftungen stets verschiedene Drohbriefe, die sie quer auf den Weg legen, an die Scheune hängen oder sonst dem Bedrohten vor die Augen bringen, vorausgehen lassen. —

(29) Hr. Maass stellt der Gesellschaft vor:

1. Die 0,79 *m* grosse Zwergin Jeanne St. Marc aus Paris, genannt Princesse Topaze: ein kleines zierliches Persönchen von drolligen Manieren, welches, auf den Tisch gestellt, nach allen Seiten Kusshändchen wirft. Sie ist jetzt 16 Jahre alt, von regelmässigem Körperbau und intelligentem Aussehen.

2. Die schon am 22. Juni 1889 einmal vorgeführte junge russische Riesin Elisabeth Lyska, über die in den „Verhandlungen von 1889, S. 510 ein ausführlicher Artikel von Herrn R. Virchow veröffentlicht ist. Sie hatte damals eine Körperhöhe von 1,982 *m*, jetzt misst sie 2,12 *m*. Geboren ist sie am 16. September 1877 zu Wjessiolye von russischen, normal grossen Eltern. Da sie sich ganz gesund fühlt und nur sehr leicht ermüdet, so scheint ihr Wachsthum noch nicht abgeschlossen zu sein.

Princesse Topaze wird zur Zeit im Panoptikum des Hrn. Castan vorgeführt, während die junge Russin im Passage-Panoptikum gezeigt wird. —

Hr. Virchow dankt für die, in der Zusammenstellung zweier so extremer Erscheinungen doppelt interessante Vorführung.

Er hat vor Kurzem die junge Riesin besucht und einige Messungen der Kopfverhältnisse veranstaltet. Er giebt folgende Zusammenstellung, wobei er bedauert, früher nicht alle einschlägigen Verhältnisse festgestellt zu haben:

	1889	1892	Differenz
Grösste horizontale Länge . . .	208 *mm*	210 *mm*	+ 2 *mm*
„ Breite	156 „	169 „	+ 13 „
Basilare Länge (Nasenwurzel bis Ohrloch)	— „	136 „	— „
Horizontalumfang	— „	630 „	— „
Stirnbreite	— „	113 „	— „

	1889	1892	Differenz
Gesichtshöhe A (Haaransatz bis Kinn)	202 *mm*	216 *mm*	+ 14 *mm*
Gesichtshöhe B (Nasenwurzel bis Kinn)	134 „	138 „	+ 4 „
Mitttelgesicht (Nasenwurzel bis Mund)	— „	85 „	— „
Gesichtsbreite a (Jochbogen)	150 „	167 „	+ 17 „
„ b (Wangenbeinhöcker)	95 „	98 „	+ 3 „
„ c (Kieferwinkel)	128 „	129 „	+ 1 „
Nase, Höhe	— „	60 „	— „
„ , Breite	— „	42 „	— „
„ , Länge	— „	55 „	— „
„ , Elevation	— „	26 „	— „
Mund, Länge	— „	59 „	— „
Ohr, Höhe	— „	71 „	— „

Die Schädelmaasse sind bei dem Reichthum des Haares nur als approximative zu betrachten. Es ergiebt sich indess zweifellos, dass der Schädel in der Länge wenig, in der Breite erheblich zugenommen hat. Statt eines dolichocephalen Index von 75,0 berechnet sich gegenwärtig ein brachycephaler von 80,4, — eine sehr bemerkenswerthe Veränderung. Die ungewöhnliche Grösse des Schädels tritt namentlich in dem Horizontalumfange von 630 *mm* und in der basilaren Länge von 136 *mm* auffällig hervor.

Auch das Gesicht hat starke Veränderungen erfahren: es zeigt immer noch recht angenehme Formen, aber sie haben viel gröbere Verhältnisse angenommen. Der Gesichtsindex, der vor 3 Jahren noch an der oberen Grenze der Chamaeprosopie (89,3) stand, ist jetzt bis auf 82,6 heruntergegangen, also ganz ausgesprochen chamaeprosop geworden. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, dass die Breite weit mehr zugenommen hat (um 17 *mm*), als die Höhe (4 *mm*). Dabei sind die Kieferknochen am wenigsten betheiligt und daher auch die Umrisse des Mittel- und Untergesichts nur unerheblich verändert. Der Nasenindex beträgt gegenwärtig 70.

Noch grösser sind die Veränderungen in der Gesammthaltung, welche etwas Schwerfälliges angenommen hat. Es hängt dies wohl am meisten zusammen mit einer Abnahme der Körperkraft, welche nicht bloss in der leichten Ermüdung, sondern auch in der Langsamkeit der Bewegungen bemerkbar wird. Bei einer längeren Unterhaltung erfuhr ich auch, dass Elisabeth über mancherlei Beschwerden zu klagen hat; ihr Appetit hat sich verschlechtert, sie leidet an Rückenschmerzen und rheumatoiden Affektionen der Unterextremitäten, die Füsse und die Gegend über den Knöcheln haben ein geschwollenes Aussehen. Scheinbar unverändert geblieben ist dagegen der liebenswürdige und bescheidene Gesichtsausdruck und die sanfte Sprache.

Ein Bruder, der sich in ihrer Begleitung befindet, zeigt ganz gewöhnliche Körperverhältnisse, hat aber auch sonst recht wenig Aehnlichkeit mit ihr. —

(30) Eingegangene Schriften:

1. Virchow, Rud., Crania ethnica Americana. Berlin 1892. Fol. Gesch. d. Verf.
2. Hazelius, A., Byskomakaren Jonas Stolts Minnen från 1820 — talet. Stockholm 1892. Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 17. December 1892.

Vorsitzender: Herr **Waldeyer.**

(1) Hr. Rud. Virchow erstattet den

Verwaltungsbericht für das Jahr 1892.

Der Vorstand hat gewünscht, dass ich auch diesmal den Verwaltungsbericht, den unser Statut vorschreibt, erstatten möge. Indem ich mich diesem ehrenvollen Auftrage unterziehe, kann ich damit beginnen, zu erklären, dass der Rückblick auf das ablaufende Jahr, soweit es sich um die sachlichen Leistungen der Gesellschaft handelt, ein durchweg befriedigender ist.

Weniger erfreulich fällt die Musterung unseres Personalbestandes aus. Nur die Zahl unserer Ehrenmitglieder (6) ist unverändert geblieben. Dagegen haben wir durch den Tod drei correspondirende Mitglieder verloren, darunter eines der ältesten und treuesten, Hermann Burmeister in Buenos Aires, der seit seiner Ernennung im Jahre 1871 durch immer neue und höchst werthvolle Beiträge unsere Verhandlungen bereichert und uns die Kenntniss seines Adoptivvaterlandes nach den mannichfaltigsten Richtungen erschlossen hat. Seine letzte Mittheilung ist wenige Wochen vor seinem Tode (2. Mai) geschrieben worden. Sein Verlust wird für uns unersetzlich sein. — Ausserdem ist der Missionar Hubrig, früher in Canton, nach seiner Rückkehr einer chronischen Krankheit erlegen, von der er hier vergeblich Heilung suchte, und auch der verdiente Direktor des Museums in Verona, Cao. Stefano de Stefani, ist dahingeschieden. Die Zahl der Correspondenten, welche am Schluss des vorigen Jahres 113 betrug, ist dadurch auf 110 herabgesunken.

Von den ordentlichen Mitglieder sind 12 gestorben, nehmlich die Herren Borgmeyer, Joest (Vater), Junker, König, v. Lentz, Mühlenbeck, Mühsam, **Müller, Roth, Werner v. Siemens, Souchay und Travers.** Wir betrauern unter ihnen sehr liebe und anhängliche Freunde. Männer, wie Werner v. Siemens und Junker, werden bis in die späteste Zeit genannt werden. Beiden war das seltene Glück beschieden, dass sie die Erinnerungen ihres thatenreichen Lebens niederschreiben und die Veröffentlichung noch erleben konnten.

Ausgeschieden sind 35 Mitglieder, so dass unser Gesammtverlust 47 beträgt. Dafür sind 32 Mitglieder neu aufgenommen worden. Der gegenwärtige Bestand bleibt daher mit im Ganzen 555 um 3 hinter der Zahl am Schlusse des Vorjahres zurück.

Eines unserer ordentlichen Mitglieder ist in die Reihe der lebenslänglichen übergetreten, deren Zahl dadurch auf 5 gestiegen ist.

Es ist der Gesellschaft bekannt, wie sehr wir für die Fortsetzung unserer Arbeiten, insbesondere unserer umfassenden und in reichster Weise ausgestatteten

Verhandlungen, der finanziellen Beiträge zahlreicher Mitglieder bedürfen, und wir können daher nur immer wieder unsere Freunde bitten, neue Mitglieder zu werben. Der Staatszuschuss, der uns gegen früher gekürzt ist, reicht eben nur dazu aus, die Druckkosten zu decken. Jeder weitere Abbruch würde uns zwingen, gerade diejenige Thätigkeit, durch welche wir unsere Stellung in der Welt erworben und zum allgemeinen Nutzen beigetragen haben, die publicistische, einzuschränken.

Auch von den Männern, welche schon zur Zeit der Gründung unserer Gesellschaft in der prähistorischen und ethnologischen Forschung thätig waren, sind mehrere dahingeschieden. Erst vor Kurzem habe ich den Tod Fr. v. Dücker's melden müssen, der früher zu unseren eifrigsten Mitarbeitern gehörte. Eine noch allgemeinere Theilnahme hat das Dahinscheiden von Quatrefages, des anerkannten Chefs der französischen Schule, erregt. —

Das wissenschaftliche Material für unsere Verhandlungen ist so reichlich gewesen, dass wir genöthigt waren, ausser den zehn ordentlichen Monatssitzungen noch zwei ausserordentliche (im Januar und Juli) zu halten. Unsere Verhandlungen werden daher auch in diesem Jahrgange wieder einen grossen Umfang annehmen, der uns mit einer starken Buchhändler-Rechnung bedroht. Sie werden alsbald aus dem Bericht unseres Herrn Schatzmeisters ersehen, dass wir für die Mehrausgaben an Druck und Abbildungen des Jahrganges 1891 im Anfange dieses Jahres über 5500 Mk. haben zahlen müssen, und ich fürchte sehr, dass unsere Rechnung auch diesmal nicht viel anders lauten wird.

Dafür haben wir die freudige Genugthuung, dass der Inhalt dieses Bandes ein ungemein lehrreicher und an neuen Beobachtungen fruchtbarer ist. Nicht nur die Kenntniss der vaterländischen Prähistorie und Anthropologie ist in stetem Fortschritt begriffen, sondern auch die Erforschung der fremden Völker und der alten Culturen anderer Länder wird mächtig gefördert. Dabei geht die Urgeschichte im engeren Sinne nicht leer aus. Es wird Sie nicht minder befriedigen, als es mir eine besondere Freude gewährt, dass die Mittel der Stiftung, welche meinen Namen trägt und deren Gründung den Mitgliedern dieser Gesellschaft vorzugsweise zu danken ist, an zwei verschiedenen Punkten dazu geholfen haben, ganz neue Gebiete zu erschliessen. Auf der Halbinsel Malacca hat der durch die gemeinsame Beihülfe der Direktion des ethnologischen Museums und der Stiftung ausgestattete Reisende Hrolf Vaughan Stevens seine Aufgabe gelöst, die eingeborene Bevölkerung dieses schwer zugänglichen Landes, den letzten Rest der bisher noch ganz unbekannten Naturvölker, zu erforschen. In Transkaukasien hat ein erprobter Forscher, Hr. Waldemar Belck, zahlreiche Gräber auf den Nekropolen der Gegend von Kedabeg mit bestem Erfolge geöffnet und zuletzt in selbständiger Fortsetzung der ihm von mir anvertrauten Aufgabe, die Keilinschriften Armenien's vom Göktschai-See bis zum Van-See aufgesucht und in mustergültiger Weise copirt, so dass er nach seiner Rückkehr hierher in Verbindung mit Hrn. C. F. Lehmann ein wichtiges Stück der noch so wenig aufgeklärten Geschichte des alten Armeniens hat erschliessen können. So sind fast gleichzeitig die lange gesuchten Negritos von Malacca in den Orang-Panggang und die hängenden Gärten der Semiramis in den Terrassenbauten von Van aufgefunden worden.

Nicht wenige unserer Mitglieder haben überseeische Reisen unternommen, um die Lücken unseres Wissens auszufüllen. Allen voran unser Aller Vorbild in muthigem Unternehmen und hartnäckigem Ausdauern, einer unserer Veteranen, Fedor Jagor, den weder Alter, noch Malum coxae senile abgehalten haben, noch einmal Indien zu durchstreifen, Cochinchina, Formosa, China, Japan, das Amur-

Gebiet und selbst Korea zu besuchen, und sich endlich nach S. Francisco zu begeben. Unsere freundlichsten Wünsche begleiten ihn. In einer anderen Richtung bewegt sich unser junger Freund A. Bässler, der einen grossen Theil des indonesischen Archipels bis nach Neu-Guinea schon durchzogen und uns interessante Schädel von da zugesendet hat. Ich will gleich hinzufügen, dass unser auswärtiges Mitglied, Hr. Glogner in Padang, uns interessante Nachrichten über Sumatra, wo er seine ärztliche Thätigkeit ausübt, und eine Collektion malayischer Schädel und Skelette hat zugehen lassen, und dass wir dem Hrn. Contre-Admiral Strauch und dem Kanzler des Schutzgebietes der Neu-Guinea-Compagnie, Hrn. Schmiele, wichtige Mittheilungen über Poly- und Melanesien verdanken.

Aus Africa hat unser vielerfahrener Schweinfurth nach einem längeren Besuche der Colonia Eritrea ausser grossen botanischen Sammlungen eine überraschende Anzahl von Abessinier-Schädeln mitgebracht, deren Bearbeitung noch nicht über die vorbereitenden Stadien hinausgeführt werden konnte. Von Hrn. Stuhlmann, dessen, über alles Erwarten, glückliche Heimkehr von seiner langen centralafrikanischen Irrfahrt wir mit grösster Freude begrüsst haben, ist mir so eben der Wunsch ausgedrückt worden, dass ich seine craniologische Ausbeute, insbesondere auch das von ihm gerettete Skelet eines Batua, einer genaueren Beschreibung unterziehen möchte, was ich begreiflicherweise mit ganz besonderem Vergnügen thun werde. Unser treues auswärtiges Mitglied, Mr. Felkin, der selbst Jahre lang der Mission in der Aequätorialprovinz angehörte, hat uns durch die Uebersendung guter Photographien und Beschreibungen von ethnographischen Gegenständen erfreut, welche ein weibliches Mitglied der Mission, Miss Wardlaw Ramsay, aus dem britischen Ostafrica eingeschickt hat. Vom Grafen Schweinitz, dessen Expedition so vielen Gefahren begegnet ist, haben wir nur den Anfang anthropometrischer Untersuchungen erhalten; seine Verwundung hat ihn genöthigt, vorläufig sein Unternehmen abzubrechen.

Aus Westafrica sind die Herren Zintgraff und Morgen in bester Gesundheit zurückgekehrt. Ihre Vorträge über interessante ethnographische Gegenstände, denen Hr. Staudinger seine älteren Erfahrungen beigefügt hat, sind in den Verhandlungen gedruckt worden.

Mehrere unserer Mitglieder haben das alte Wunderland Aegypten besucht. Ausser den Herren Ehrenreich und Joest waren dort die Herren H. Brugsch und R. v. Kaufmann, denen es geglückt ist, im Fayum höchst erfolgreiche und wichtige Ausgrabungen vorzunehmen. Unser Wissen über die Porträtbilder in Mumiengräbern, über das Labyrinth und den Möris-See hat dadurch grosse Fortschritte gemacht. Ueber letzteren hat Hr. C. F. Lehmann Calculationen seiner Grösse veranstaltet, welche auf die Maassberechnungen Herodot's neues Licht verbreiten.

In Centralasien ist unser correspondirendes Mitglied, Hr. Troll, von Neuem thätig. Nach den neuesten Nachrichten ist er bis in das chinesische Turkestan vorgedrungen. Seine letzten Mittheilungen bringen eine wichtige Meldung über einen Fund aus der Alexander-Zeit.

Aus America empfingen wir Berichte unseres fleissigen correspondirenden Mitgliedes Hrn. Philippi in Santiago de Chile und von dem Pastor Kunert in Forromecco, Rio Grande do Sul, welche Bausteine zu der Kenntniss der südamerikanischen Indianer in älterer und neuerer Zeit enthalten. Hr. M. Uhle hat sich vor Kurzem im Auftrage des Ethnologischen Comites über Argentinien nach Bolivien begeben, um dort Sammlungen zu veranstalten. Hr. Franz Boas hat die Veröffentlichung seiner mühsamen Aufzeichnungen der Sagen der nordwestlichen

Indianer fortgesetzt. Bei seinem neulichen Besuche in unserer Mitte hat er seine Pläne zu einer umfassenden anthropologischen Erforschung der Nordamerikaner vorgelegt. Wir theilen seine Hoffnung, dass diese wichtige Aufgabe durch die Weltausstellung in Chicago mächtig gefördert werden wird.

Was endlich Europa betrifft, so hat uns auch in diesem Jahre die Hülfe unserer correspondirenden Mitglieder nicht gefehlt. Ich nenne vorzugsweise die Herren V. Gross (Neuveville), Marchesetti (Triest), Orsi (Syracus) und Ornstein (Athen). Mit tiefem Schmerze bedauern wir das lange Leiden unseres lieben Freundes Undset, der immer noch an das Schmerzenslager gefesselt ist.

In Deutschland gehen die prähistorischen Forschungen in stetigem Gange vorwärts, jedoch hat das letzte Jahr keine grösseren Entdeckungen gebracht. Ausser unseren Verhandlungen enthalten die „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde", welche eben ihren dritten Jahrgang vollenden, die näheren Aufschlüsse. Das Königliche Museum für Völkerkunde und das Märkische Provinzial-Museum haben mehrere Ausgrabungen veranlasst, ersteres vorzugsweise durch Hrn. M. Weigel, letzteres durch Hrn. Buchholz. Auch die anderen Provinzial-Museen sind recht thätig gewesen, so namentlich, soweit es unsere Verhandlungen unmittelbar berührt, das west- und ostpreussische, das pommersche, das holsteinische und das hannoversche.

Auf dem Gebiet der römischen Funde, auf dem die Provinzial-Museen von Bonn und Trier anhaltend beschäftigt sind, hat sich ein neues Feld officieller Forschung eröffnet, indem von Reichswegen eine besondere Kommission für die Untersuchung des Limes niedergesetzt ist. Dieselbe hat ihre Arbeiten begonnen.

Das Berliner Museum für deutsche Trachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes leidet nach wie vor an dem betrübenden Mangel genügender und geeigneter Räumlichkeiten. Seine entfernte und isolirte Lage in der Klosterstrasse ist ein unüberwindliches Hinderniss für reichlicheren Besuch, die wesentliche Quelle dauernder Einnahmen. Mangel an Licht, Trennung der Abtheilungen von einander und die im Winter nicht zu erzielende Gleichmässigkeit der Erwärmung erschweren die Benutzung. Aber mehr als Alles schadet die Unzulänglichkeit an Platz. Jeder Winkel ist schon gefüllt und Zuwachs kann nur aufgestellt werden, wenn ältere Besitzstücke ausgeräumt und verpackt werden. Die platonische Theilnahme der obersten Behörden fehlt dem Trachten-Museum nicht und der Erwerb grösserer und schöner Sammlungsstücke lehrt, wie viel gewonnen werden könnte, wenn eine kräftige Anregung zum Geben den Eigenthümern und den Freunden der Sache eingeflösst werden könnte. Aber die eine Zeitlang nahe gerückte Hoffnung, ein anderes staatliches Gebäude zu erhalten, ist wieder dahingeschwunden.

So hat sich die Thätigkeit der Comité-Mitglieder in letzter Zeit einer recht fernen Unternehmung zugewendet. Der Gedanke, die deutsche Ethnographie auf der Weltausstellung in Chicago, inmitten der dichtesten deutschen Bevölkerung America's, würdig darzustellen, hat fast alle Kräfte in Anspruch genommen. Aus Finanzkreisen hat sich eine Actien-Gesellschaft gebildet, welche, unter Ueberwachung durch ein kleines ethnologisches Comité (Alex. Meyer Cohn, Virchow, Voss), durch Hrn. Ulrich Jahn in ganz Deutschland Aufkäufe alterthümlicher Gegenstände der Bekleidung, des Hausgeräthes und des Schmuckes hat veranstalten lassen. Es sind Hausmodelle angefertigt worden und in Chicago wird eine ganze Ansiedlung aus städtischen und dörflichen Gebäuden nach guten Vorbildern aufgeführt worden. in welchen die gesammelten Schätze nebst einer grösseren Anzahl mit Originalstücken bekleideter Figuren ausgestellt werden sollen. Hr. Castan

hat in der Anfertigung der letzteren seine Meisterschaft bewährt. Endlich wird eine umfassende Sammlung von Modellen prähistorischer Gräber, welche unter Leitung des Hrn. Ed. Krause ausgeführt sind, nebst ihren Beigaben den Besuchern der Weltausstellung und namentlich den ausgewanderten Deutschen ein Stück der Cultur-Geschichte unseres Vaterlandes in genauen Bildern vor Augen führen. Möge die Hoffnung sich bewahrheiten, dass diese prächtige Sammlung einmal einen Bestandtheil unseres Trachten-Museums bilden und dasselbe zu einer, der Bedeutung der Aufgabe entsprechenden Grösse entwickeln werde. Schon dem Unterrichts-Minister Hrn. v. Gossler wurde durch den Vorstand unserer Gesellschaft ein umfassender Bericht unterbreitet, welcher den Gedanken entwickelte, dass dem grossen Raummangel, von dem auch das Museum für Völkerkunde und namentlich die vorgeschichtliche Abtheilung desselben betroffen ist, nur dadurch abgeholfen werden könne, dass ein neues Museum, welches zugleich die Aufgabe des Trachten-Museums und der prähistorischen Abtheilung erfülle, mit anderen Worten, ein deutsches National-Museum in der Reichshauptstadt errichtet werde. Hr. v. Gossler nahm diesen Gedanken wohlwollend auf, aber er trat fast in demselben Augenblick von seinem Amt zurück und musste die weitere Fortführung seinem Nachfolger hinterlassen. Auch Graf Zedlitz-Trützschler erwies sich den durch uns vertretenen Gedanken gegenüber entgegenkommend. Aber er behauptete seine Stellung nur kurze Zeit, und sein Nachfolger, Hr. Dr. Bosse, sah sich unmittelbar nach Uebernahme des Amtes gegenüber von Finanzschwierigkeiten, welche selbst die Fortführung der wichtigsten Aussenarbeiten, so namentlich der Ausgrabungen von Troja und derer von Sendschirli, verzögerten, letztere sogar gänzlich hinderten. So bleibt uns vorläufig nur die Aufgabe, den Gedanken des National-Museums zu bewahren und zu gelegener Zeit wieder in Erinnerung zu bringen.

Inzwischen haben wir nur den Trost, dass der von uns ausgestreute Samen in den Provinzen keimt und kräftig auswächst. Die Provinzial-Verwaltungen, obwohl in ihren Mitteln beschränkt, sind überall beschäftigt, ihr locales Gebiet zu bebauen, und die Provinzial-Vereine helfen nach Kräften an der Arbeit. Freilich fehlt noch recht viel an einer genügenden Ausgestaltung der Einrichtungen. Die Localitäten für diese Museen sind der Mehrzahl nach ungenügend: das Personal ist unzureichend an Zahl, hie und da auch an Vorbildung, überall an Besoldung. Um so rühmlicher ist es, dass in einzelnen kleinen Bezirken, freilich nur durch die hingebende Thätigkeit einzelner Persönlichkeiten, eine musterhafte Ordnung in den Sammlungen hergestellt und die Aussenarbeit fleissig gefördert wird. Als würdige Vorbilder können, wie früher, die anthropologischen Vereine der Nieder- und der Ober-Lausitz bezeichnet werden.

Die jährlichen Generalversammlungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft, zu welcher wir unser inniges traditionelles Verhältniss ungetrübt erhalten, lehren uns zu unserer grossen Freude, dass überall im deutschen Vaterlande der Sinn für vorgeschichtliche Forschung lebendig ist. Wir waren in diesem Jahre in Ulm, warm empfangen von verständnissvollen Sympathien, und konnten uns überzeugen, dass auch dort eifrige Männer beschäftigt sind, jede neue Fundstelle sorgsam zu studiren und die Fundstücke zu bewahren. Im nächsten Jahre werden wir in Hannover Gelegenheit haben, eine der ältesten Sammlungen auf einem der reichsten Fundgebiete zu mustern.

Die Zahl der internationalen Congresse ist trotz der Störungen, welche die schreckliche Cholera-Epidemie hervorgebracht hat, grösser gewesen, als seit

langer Zeit. Die Erinnerungsfeier an Columbus und an die Entdeckung America's hat am meisten dazu beigetragen. Unsere Mitglieder waren, wenn auch nicht zahlreich, sowohl auf dem italienischen Congress in Genua, als auf dem spanischen Amerikanisten-Congress in Huelva. Darüber ist der eigentliche prähistorische Congress in Moskau, der nach längerer Unterbrechung die Reihe der so wichtigen und anregenden internationalen Congresse für prähistorische Archäologie und Anthropologie wieder eröffnen sollte, auf das Aeusserste vernachlässigt worden; ich selbst und mein Sohn Hans und Hr. Grempler waren dort die einzigen Deutschen, wenn wir nicht unsern alten Freund und Landsmann Kollmann aus Basel uns zurechnen wollten. Wir haben es tief bedauert, dass trotz der wärmsten Einladungen nicht eine grössere Anzahl sachverständiger Archäologen und Anthropologen die seltene und schöne Gelegenheit zu Studien benutzt hat. Abgesehen von dem im besten Sinne gastfreundlichen Empfange, der uns zu Theil wurde, fanden wir höchst lehrreiche Ausstellungen, von denen ein grosser Theil nur für diesen Zweck zusammengebracht war: sowohl das Innere Russlands, als die peripherischen Provinzen des weiten Reiches, namentlich Kaukasien und Sibirien, waren durch die seltensten Fundstücke vertreten. Dazu kam, dass sich, unmittelbar nach Schluss unseres Congresses, noch ein internationaler zoologischer anschloss, auch mit trefflichen Sammlungen thierischer, sowohl rein zoologischer, als physiologischer Objekte.

In ähnlicher Schwierigkeit scheint sich der in Brüssel abgehaltene Congress für Criminal-Anthropologie befunden zu haben. Seine Zeit war so unglücklich gewählt, dass, soviel bekannt, keines unserer Mitglieder sich daran betheiligen konnte.

Ich hätte noch zu erwähnen, dass der steigende Verkehr uns eine grössere Zahl merkwürdiger Menschen zugeführt hat. Die sogenannten ethnologischen Ausstellungen waren freilich von sehr zweifelhaftem Werthe. Eine Bande von Schwarzen, die sich Schuli nannten, konnte sich keine Anerkennung Seitens unserer Sachverständigen erwerben. Die einzige, zuverlässige und in Wirklichkeit interessante Gesellschaft, die, welche uns durch Hrn. Umlauf zugeführt wurde, bestand aus Schwarzen von Guyana, Männern, Weibern und Kindern, unter denen sich gute Typen befanden und deren ethnographische Ausstellung recht ausgiebig war. Die Raritäten, welche einzeln gezeigt wurden, sind uns meist durch Hrn. Maass hier in der Gesellschaft vorgestellt worden. Die entsprechenden Erläuterungen finden sich in den Verhandlungen. Beispielsweise mögen die Dame mit der Pferdemähne, der scheckige Neger, der Mann ohne Extremitäten, zwei Riesinnen, darunter unsere bevorzugte Freundin Elisabeth Lyska, und verschiedene Miniatur-Zwerge erwähnt werden.

Schliesslich sei mitgetheilt, dass der seit Jahren geplante General-Index für die ersten 20 Bände unserer Zeitschrift und unserer Verhandlungen bis zum Buchstaben F gedruckt ist. Die Arbeit hat sich weit über alle Befürchtungen hinaus als eine höchst schwierige erwiesen. Die ungeheure Fülle des Stoffes bedingt endlose Vergleichungen, und doch wird es nach den bisherigen Erfahrungen nicht gelingen, absolute Vollständigkeit für die Aufführung der Gegenstände und der Orte und für die Zusammenfügung der oft weit getrennten und doch zusammengehörigen Anführungen unter einer einzigen Sammelbezeichnung herbeizuführen. Trotzdem hoffen wir, dass das Verzeichniss eine grosse Hülfe für das Studium gewähren und manches vergessene Citat wieder lebendig machen wird. —

Ueber die Sammlungen ist kurz Folgendes zu bemerken:

1. Der Zuwachs der Bibliothek beziffert sich auf 249 Werke in 258 Bänden. Der grösste Theil ist geschenkweise an uns gekommen, indess ist diesmal auch mehr als sonst angekauft worden.

Von Zeitschriften sind 151 Bände gebunden und in die Bibliothek eingereiht worden.

2. Die Sammlung der Photographien hat um 126 Stück zugenommen.

3. Ueber die neuen Erwerbungen der Schädel- und Skelet-Sammlung ist in den einzelnen Sitzungen berichtet worden. —

(2) Der Schatzmeister Hr. W. Ritter legt vor die

Rechnung für das Jahr 1892.

Bestand aus dem Jahre 1891		4 223 Mk. 55 Pfg.
Einnahmen:		
Jahres-Beiträge der Mitglieder	11 182 Mk.	
Staatszuschuss für 1892/93	1 800 „	
Antheil des Unterrichts-Ministers an den Kosten der Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde für 1891	1 000 „	
Kapitalzinsen	596 „	
Ausserordentliche Einnahmen:		
a) Einzahlung eines lebenslänglichen Mitgliedes	300 „	
b) Verkauf eines Catalogs	1 „	
		14 879 „ — „
	Summa	19 102 Mk. 55 Pfg.

Ausgaben:	
Mieths-Entschädigung an das Museum für Völkerkunde	600 Mk. — Pfg.
Mitglieder-Beiträge an die Deutsche anthropol. Gesellschaft	1 590 „ — „
Ankauf von Exemplaren der Zeitschrift für die ordentl. Mitglieder	2 871 „ — „
Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde (Jahrgang 1891), einschl. der Remuneration für die Bibliographie	1 013 „ 65 „
Einladungen zu den Sitzungen	147 „ 75 „
Index für die Ethnolog. Zeitschrift { (Bd. I—XX) 500 Mk. / („ XXIII) 150 „ }	650 „ — „
Porti und Frachten	1 189 „ 46 „
Bibliothek (Buchbinder u. s. w.)	760 „ 14 „
Schreibmaterialien	110 „ 90 „
Remunerationen	156 „ 95 „
Ankauf wissenschaftlicher Gegenstände	183 „ 20 „
An die Verlagshandlung für überzählige Bogen und Abbildungen zu den Verhandlungen und Nachrichten 1891	5 516 „ 96 „
Angekaufte Werthpapiere	320 „ 65 „
Summa	15 110 Mk. 66 Pfg.
Bleibt Bestand für 1893	3 991 Mk. 89 Pfg.

Der Reservefond besteht aus:

Preussischen 3½ procentigen Consols	8 000 Mk.
„ 4 procentigen Consols	600 „
Berliner 3½ procentigen Stadt-Obligationen	8 000 „
Preussischen 4 procent. Consols (Lebensl. Mitgl.)	1 500 „
Summa	18 100 Mk.

Hr. Rud. Virchow: Unter den Beträgen des Reservefonds befinden sich 10 000 Francs = 8025 Mk. aus dem Legat von Schliemann. Nachdem inzwischen die Allerhöchste Genehmigung zur Annahme des Legats erfolgt ist, hat diese Summe definitiv angelegt werden können. Nachträglich hat die griechische Steuerbehörde die Zahlung einer hohen Erbschaftssteuer verlangt und gleichzeitig, da die Zahlung nicht geleistet war, eine nicht minder hohe Strafe von dem Vorsitzenden gefordert. Da unsere Reclamation fruchtlos war, hat der Vorstand die Hülfe des auswärtigen Amtes in Anspruch genommen. Diese ist auch bereitwillig ertheilt worden, indess war es nöthig, einen griechischen Advokaten, Hrn. Professor Evtaxias mit unserer Vertretung vor Gericht zu bevollmächtigen. Nach einer sehr gefälligen Mittheilung des Auswärtigen Amtes d. d. Berlin, 30. November, hat die Verhandlung vor dem Gericht stattgefunden: sie ist nach Angabe des Advokaten zu unseren Gunsten ausgefallen, so dass derselbe annahm, der Vertreter des Fiskus werde die Niederschlagung des Prozesses beantragen. Der Termin werde voraussichtlich noch vor Ende des Jahres anberaumt werden. Eine weitere Nachricht ist bis jetzt nicht eingetroffen.

Die Rechnung des Hrn. Schatzmeisters nebst den Belägen ist durch die HHrn. Friedel und Olshausen, welche von dem Ausschuss damit betraut waren, geprüft worden und der Ausschuss hat darauf dem Vorstande Decharge ertheilt (§ 36 des Statuts).

Namens der Gesellschaft wird dem Hrn. Schatzmeister der gebührende Dank ausgesprochen. —

(3) Herr Rud. Virchow erstattet Bericht über die

Rechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1892.

Nach der vorjährigen Rechnung (Verhandl. 1891, S. 876) war der, in Consols bei der Reichsbank deponirte Kapitalstock der Stiftung angewachsen auf nominell . . . . 116 600 Mk.
dazu sind getreten im Laufe dieses Jahres durch Ankauf 4 procentiger preussischer Consols . . . . 4 000 „
also gegenwärtiger Bestand 120 600 Mk.

Die Mittel zu diesen Ankäufen sind gewonnen worden durch Rückzahlungen von 4900 Mk. seitens der General-Verwaltung der Königlichen Museen. Wie im Vorjahre auseinander gesetzt ist, entstammten 2000 Mk. davon dem Legate des Hrn. Emil Riebeck; sie waren vorschussweise zur Ausstattung des Hrn. Hrolf Vaughan Stevens in Malacca verwendet und sind jetzt zurückgezahlt worden, nachdem die Abschätzung der von dem Reisenden an die ethnologische Abtheilung des Königl. Museums für Völkerkunde eingeschickten Sammlungen einen entsprechenden Werth ergeben hatte. Die andere Summe von 2900 Mk. betrifft, wie gleichfalls schon angegeben war, nordkaukasische Sammlungen, welche durch von hier aus eingeleitete Ausgrabungen gewonnen waren und jetzt in den Besitz der prähistorischen Abtheilung des Museums übergegangen sind.

Somit sind nun diese beiden, in den früheren Berichten noch nicht ausgetragenen Punkte vollständig bereinigt worden. Ich habe daher auch geglaubt, das Legat des Hrn. Riebeck ganz in das Kapitalvermögen der Stiftung übertragen zu sollen, während die zweite Summe nicht ganz in gleicher Weise behandelt werden konnte, da der grössere Theil derselben nicht dem Kapitalstock entnommen war und da die noch nicht abgeschlossene Forschungsreise des Hrn. Stevens weitere Aufwendungen erforderte. Es sind demselben dann auch im

Laufe des Jahres neue Beträge von zusammen 1534,75 Mk. überwiesen worden, deren Verrechnung mit der Museums-Verwaltung einer späteren Zeit vorbehalten werden muss.

Auch haben die transkaukasischen Untersuchungen neue Mittel in Anspruch genommen, welche möglicher Weise noch weitere Zuschüsse erfordern werden. Diese Ausgaben entfallen, wie früher, ganz zu Lasten der Stiftung.

Der Kapitalstock der Stiftung ist angelegt in

4 procentigen Consols im Betrage von	94 500 Mk.	— Pfg.
3½ „ „ „ „ „	1 600 „	— „
3 „ „ „ „ „	24 500 „	— „
zusammen, wie oben, nominell	120 600 Mk.	— Pfg.

Der flüssige Bestand am Ende des Jahres 1891 betrug	2 299 Mk.	35 Pfg.
Dazu sind getreten an laufenden Zinsen	4 532 „	30 „
an Rückzahlungen, wie oben	4 900 „	— „
Bestand und Einnahmen zusammen	11 731 Mk.	65 Pfg.

Die Ausgaben betrugen:

1. für Ankauf von Staatspapieren .	4 153 Mk.	30 Pfg.		
2. „ Provisionen und Spesen . .	8 „	45 „		
3. an Mr. Vaughan Stevens . . .	1 534 „	75 „		
4. „ Dr. Waldemar Belck . . .	600 „	— „		
5. „ Hrn. Rösler in Schuscha . .	200 „	— „		
6. „ die technische Versuchsanstalt in Charlottenburg für Härtebestimmung von Nephrit. . .	59 „	50 „		
7. für den Ankauf neucaledonischer Aexte	122 „	— „		
8. für den Transport abessinischer Schädel	22 „	5 „		
9. „ Skeletständer	14 „	50 „		
		zusammen	6 714 Mk.	55 Pfg.
		bleibt flüssiger Bestand am Ende 1892	5 017 Mk.	10 Pfg.

(4) Es folgt die

Wahl des Vorstandes für das Jahr 1893.

Auf Antrag der HHrn. v. Erckert und Künne werden durch Acclamation Hr. Virchow als Vorsitzender, Hr. Beyrich und Hr. Waldeyer als dessen Stellvertreter erwählt. In gleicher Weise erfolgt die Wiederwahl des gesammten übrigen Vorstandes durch Acclamation.

Somit setzt sich der Vorstand für das Jahr 1893 aus folgenden Personen zusammen:

Hrn. R. Virchow als Vorsitzendem,
HHrn. Beyrich und Waldeyer als Stellvertretern,
„ R. Hartmann, Voss und Bartels als Schriftführern,
Hrn. W. Ritter als Schatzmeister.

(5) Als neues Mitglied wird angemeldet:
Hr. Ober-Stabsarzt Dr. Witte, Berlin.

(6) Die Ecole d'Anthropologie de Paris veröffentlicht eine Révue mensuelle, die demnächst ihren dritten Jahrgang beginnen wird. Ausser einer Vorlesung eines der Professoren bringt jede Nummer Besprechungen und Berichte über neue Thatsachen, Bücher und Zeitschriften, insbesondere auch Mittheilungen aus den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaften. Das Jahres-Abonnement (Félix Alcan, éditeur, 108 Boulevard Saint-Germain, Paris) beträgt 10 Francs. —

(7) Die American Society zu Philadelphia wünscht die Entsendung eines Delegirten zu einem abzuhaltenden anthropologischen Congress. —

(8) Hr. Vater schenkt die Verhandlungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft auf ihren General-Versammlungen von Anfang an für die Bibliothek der Gesellschaft. —

(9) Hr. Künne überbringt von Huelva verschiedene, auf den Amerikanisten-Congress bezügliche Schriften. —

(10) Eine Einladung der Oberlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte zu ihrer sechsten Haupt-Versammlung, die am heutigen Abende in Görlitz abgehalten werden soll, ist leider zu spät eingegangen. —

(11) Hr. R. Virchow macht aufmerksam auf eine neue Auflage des Werkes des Hrn. Alph. Bertillon: Identification anthropométrique, welche demnächst erscheinen soll. Dieselbe wird die Erfahrungen des thätigen Verfassers über die Benutzung der Anthropometrie zur Feststellung der Identität von Personen, namentlich im polizeilichen und criminalistischen Interesse, enthalten. —

(12) Hr. R. Virchow legt ein Exemplar des

veränderten tropenhygieinischen Fragebogens

vor, welchen die Deutsche Kolonial-Gesellschaft an geeignete Personen in tropischen und subtropischen Kolonien zu versenden beabsichtigt. Schon einmal hat eine solche Enquete stattgefunden, welche das Material zur Beurtheilung der gesundheitlichen Verhältnisse, namentlich in den Kolonien, wesentlich bereichert, aber auch die grossen Lücken unserer Kenntniss recht fühlbar gemacht hat. Der neue Fragebogen ist von den Herren Falkenstein, Kohlstock und Sander bearbeitet worden, denen eigene Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Seite stehen; er ist, wie der frühere, Hrn. Virchow zur Durchsicht und eventuell zur Veränderung vorgelegt worden. Es wird im Voraus darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig diese in streng objectivem Sinne angelegte Untersuchung ist, und es werden alle unsere Landsleute draussen, gleichviel ob sie Colonialfreunde sind oder nicht, zu sorgsamer Mitarbeit aufgefordert. —

(13) Hr. R. Virchow macht, in weiterer Verfolgung einer durch seine Vorträge vom 16. Januar (Verh. S. 84) und vom 15. Oct. (Verh. S. 455) vor die Gesellschaft

gebrachten Angelegenheit, Mittheilung von folgendem Schreiben des Dr. J. Nüesch zu Schaffhausen vom 15. November, betreffend den

Fund einer Steinplatte mit Thierzeichnungen am Schweizersbild.
(Hierzu Tafel X.)

„Mich erinnernd, welch' lebhaftes Interesse Sie den Ausgrabungen beim Schweizerbild entgegenbringen, will ich es nicht unterlassen, Sie von dem wichtigen Funde, den ich seit Ihrem Hiersein gemacht, in Kenntniss zu setzen. — Ich habe nehmlich eine Kalksteinplatte von 10 *cm* Länge und 6 *cm* Breite gefunden, welche auf beiden Seiten mit Zeichnungen versehen ist. Auf der einen Seite sind 3 Thiere ganz deutlich erkennbar eingeritzt. Oben in der Mitte ein Pferd in ruhender Stellung, den Kopf nach links gewendet; die beiden linken Beine decken die rechten, so dass letztere nicht sichtbar sind. Das Pferd hat keine Mähne, dagegen einen starken, an die Hinterbeine anlehnenden Schweif; der Kopf ist am tiefsten eingeritzt, das Auge wird durch einen natürlichen, im Stein sich befindenden dunkleren Fleck angezeigt; die Rückenlinie ist kräftig gezogen und zeigt den verbreiterten Widerrist oberhalb der hinteren Schenkel deutlich. Links neben dem Pferde, unterhalb des Kopfes, befindet sich ein Renthier, den Kopf nach rechts gewendet, in springender Stellung; die äusserst feinen Beine sind weit auseinander gestellt zum Sprunge; das Geweih bedeckt zum Theil den Kopf des Pferdes; der zierliche, verlängerte, gerade ausgestreckte Kopf reicht bis auf den Hals des Pferdes; der Leib ist dünn; die Hinterbeine fehlen, indem die Platte einen alten Bruch aufweist. Unterhalb der beiden Thiere ist noch ein junges Thier, anscheinend ein Füllen; die Vorder- und Hinterbeine stehen noch beisammen, den Kopf streckt es ängstlich, mit nach vorwärts gespitzten Ohren, gegen links etwas in die Höhe; auffallender Weise verjüngt sich das Thier sehr stark von hinten nach vorn, so dass es auf den ersten Blick Aehnlichkeit mit einem Känguruh zu haben scheint. — Auf der anderen Seite sind mehrere Thiere hinter einander und über einander gezeichnet; deutlich zu erkennen sind zwei Pferde mit Mähnen und ein angefangenes Thier, zwei dicke Hinterbeine deuten auf ein ganz gewaltiges Thier hin. Sehr schön gezeichnet sind zwei Beine mit ausgeprägten Hufen. Die Entzifferung aller Zeichen wird wohl erst — wie seiner Zeit bei der Mammuthplatte — ganz möglich werden, wenn ich einen Gypsabguss von der Platte genommen habe.

Ich lege diesen Zeilen zwei Photographien in doppelter Grösse[1]) bei. Leider ist die Photographie mit den vielen Thieren nicht gut gelungen wegen Mangel an Sonnenschein; auch auf der anderen Photographie sind das Auge des Pferdes und das Geweih des Renthiers nicht so deutlich zu erkennen, wie auf der Platte selbst. — Wenn auch die Zeichnungen nicht so schön sind, wie die Pferd- und Renthierzeichnungen aus dem Kesslerloch, so rührt das wohl von dem viel schwieriger zu bearbeitenden Material, dem Stein, her. Immerhin zeugen die Zeichnungen von grosser Beobachtungsgabe und vielem Geschick in der Handhabe der Feuersteininstrumente. —

„Die Platte war in primärer Lage, versteckt in einer kleinen Felsenspalte und umgeben von einer Masse von Renthierknochen und Zähnen; sie ruhte unmittelbar auf der Nagethierschicht in 2,10 *m* Tiefe. — Es ist mir gelungen, den kleinen künstlich angelegten Heerd ganz unversehrt wegzunehmen und fortzutransportiren, ohne dass die Lage der Steine irgend wie verändert worden ist; noch ruhen die

1) Dieselbe ist zum Zweck der Wiedergabe auf die ursprüngliche Grösse reducirt worden. Red.

Wärmsteine in der tausendjährigen Asche eingebettet. 30 *cm* unterhalb dieses Heerdes fand sich beim Wegnehmen desselben noch eine Feuerstelle, mitten in der Nagethierschicht, so dass also die Jäger, welche zur Zeit der Bildung der Nagethierschicht das Schweizerbild hier und da besuchten, schon das Feuer kannten. —

Hr. Nehring bespricht im Anschluss hieran

die neueren faunistischen Ergebnisse der Ausgrabungen am Schweizerbild bei Schaffhausen.

Auf Grund der Untersuchungen, welche ich an dem vor etwa einem Jahre mir zugegangenen Materiale vorgenommen hatte[1]), erlaubte ich mir, Hrn. Dr. Nuesch darauf aufmerksam zu machen, dass sich in dem Vorkommen der Reste der Nagethier-Arten am Schweizerbild wohl bei genauerem Zusehen noch gewisse Niveau-Unterschiede erkennen lassen würden. Es empfehle sich deshalb, bei den für 1892 in Aussicht genommenen Ausgrabungen auf diesen Punkt ein besonderes Augenmerk zu richten.

Thatsächlich hat sich auch bei den neueren Ausgrabungen eine deutliche faunistische Stufenfolge von oben nach unten in dem Vorkommen der charakteristischen Nagethier-Arten gezeigt, und mit dieser Stufenfolge harmonirt auch das Vorkommen der übrigen begleitenden Thierarten[2]).

Hr. Dr. Nuesch beobachtete bei den letzten Ausgrabungen folgende Schichten:

1. Die Humusschicht, 40—50 *cm* mächtig.

2. Die graue Kulturschicht, etwa 40 *cm* mächtig; untermischt mit unglasirten, rohen Topfscherben, geschliffenen und geschlagenen Steinwerkzeugen. Aus dieser Schicht bestimmte ich Reste vom Eichhörnchen, Baummarder, gemeinen Fuchs; Prof. Studer in Bern bestimmte Reste vom Edelhirsch, Reh, Wildschwein, braunen Bär, Dachs, Marder u. s. w.

3. Die obere Breccienschicht, an einzelnen Stellen, namentlich in der Nähe des Felsens, bis 80 *cm* mächtig. In ihr fand sich ein 10—15 *cm* mächtiger Streifen, reich an Knöchelchen und Zähnchen von Nagern, welchen man als obere Nagethierschicht bezeichnen kann. Ich bestimmte aus dieser Schicht: Eliomys sp., Mus sp., Arvicola var. sp. (darunter eine der Arv. ratticeps ähnliche Art), Lepus sp., Lagomys pusillus (Zwerg-Pfeifhase), Renthier.

4. Die gelbe Kulturschicht, etwa 30 *cm* mächtig, welche nach aussen schwarz wird. Aus ihr bestimmte ich Reste von einer Ziesel-Art (Spermophilus Eversmanni), vom gemeinen Hamster, von mehreren Arvicola-Arten, vom Zwerg-Pfeifhasen; Studer bestimmte sehr zahlreiche Reste vom Renthier und Schneehasen, sowie einige Reste vom Diluvialpferd, Wolf, Eisfuchs, Vielfrass, Höhlenbär, Ur und Steinbock.

5. Die untere Breccienschicht oder untere Nagethierschicht, 50 *cm* mächtig. Diese Schicht enthält zahlreiche Reste von Nagern, namentlich von Arvicoliden, welche offenbar aus den Gewöllen von Raubvögeln herrühren. Besonders beachtenswerth sind die Reste einer kleinen Hamster-Art von der Grösse des heutigen Cricetus phaeus, ferner die Reste des Zwerg-Pfeifhasen (Lagomys pusillus), von Arvicola gregalis, sowie die relativ zahlreichen Reste des Hals-

1) Siehe Verh. d. Berl. anthropol. Gesch. 1892, S. 86.

2) Vergl. Nuesch's Mittheilungen im Correspondenzblatte der Deutschen anthropol. Gesellsch. 1892, Nr. 10, S. 110.

band-Lemmings (Myodes torquatus), einige Reste vom Eisfuchs und Renthier, zahlreiche Reste von Schneehühnern.

Die Reste des Halsband-Lemmings, eines Nagers, welcher heutzutage auf den hohen Norden beschränkt ist, kommen ausschliesslich in der fünften Schicht vor und sie scheinen hier der Mehrzahl nach in dem unteren Theile derselben vertreten zu sein. Offenbar verschwinden sie nach oben hin; wenigstens habe ich unter den Thierresten, welche mir aus den übrigen Schichten zugegangen sind, keine Spur des Halsband-Lemmings gefunden. Dieser repräsentirt unter den vorliegenden Nagern die Fauna der Tundren[1]; Cricetus phaeus, Lagomys pusillus, Arvicola gregalis, Spermophilus Eversmanni sind die Vertreter der subarktischen Steppen-Fauna[2]; nach oben zu (in der grauen Kulturschicht) haben wir die Vertreter einer Waldfauna, nehmlich: Eichhörnchen, Baummarder, Edelhirsch, Reh, braunen Bär.

Diese Aufeinanderfolge der Tundren-, Steppen- und Waldfauna harmonirt durchaus mit den Funden, welche ich bei Thiede, Westeregeln, in den Höhlen der fränkischen Schweiz (bei Neumühle) gemacht habe. (Aehnliche Funde haben Woldřich und Maška für Böhmen und Mähren festgestellt.) Natürlich sind jene Faunen nicht scharf von einander getrennt, sondern sie gehen ganz allmählich in einander über.

Der neolithische Mensch Mitteleuropa's war Zeuge einer Zeit, in welcher die betreffenden Districte sich bereits grösstentheils wieder mit einer Waldvegetation bedeckt hatten, einer Waldvegetation, welche durch die erste (grosse) Eiszeit der Diluvialperiode auf weite Strecken vernichtet oder stark eingeschränkt worden war. —

(14) Das correspondirende Mitglied, Hr. Dr. Joseph Troll von Wien, berichtet in einem Briefe aus Samarkand vom 18. November über

chinesische Spiegel und eine Glocke mit griechischer Inschrift.

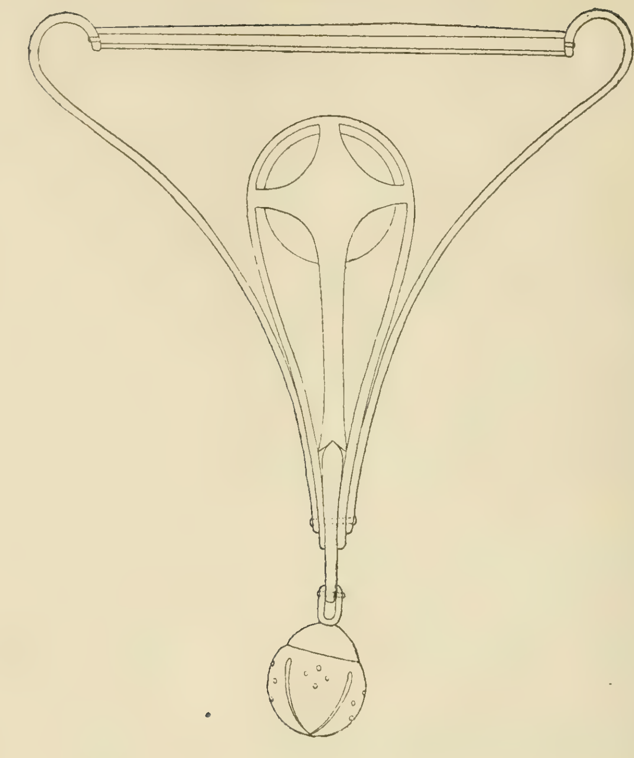
„Endlich habe ich meine lang vorgehabte Reise angetreten, bin am 7. October von Wien abgereist und am 20. October hier angekommen. — Was die auf S. 808 der Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. 1891 erwähnten chinesischen Spiegel anbelangt, so werden dieselben in Afrasiab in grosser Anzahl ausgegraben. Der bekannte Händler Mirsa Bocharin besitzt in seiner Sammlung diverse Exemplare, desgleichen Hafis, ein Sarte, der nebst seinem Theehause ein Bordell in Beikabak schwunghaft betreibt. Ein Exemplar habe ich selbst im Bazar erstanden. —

„Letzter Tage machte ich die Bekanntschaft des in Petermann's Geograph. Mittheilungen oft erwähnten (Pamir- und Darwas-) Reisenden, Capitän Leon Simonowitsch Barschtschefsky, der Bouvalat und Capus und auch Prinz Orleans durch seine mannichfachen Erfahrungen gute Dienste geleistet hat. Er ist im Besitze eines interessanten Stückes, dessen Zeichnung, von Barschtschefsky gemacht und Ihnen, Hr. Geheimrath, gewidmet, ich beilege (Fig. 1). Er hält es für eine Glocke, die, an der breiten Handhabe genommen, etwa von einem Vorläufer, dem *βασιλεὺς μεγάλ.* vorgetragen worden sei. Handgriff, Schelle und Mittelstück mit den beiliegenden Inschriften (Fig. 2 u. 3), deren Copie in Wachs ich mitbringen werde, ist von Silber; das äussere Gestell, stark oxydirt, scheint von Bronze zu sein und vergoldet. Fundort angeblich Tasch Rabat, östlich (?) von Bochará. —

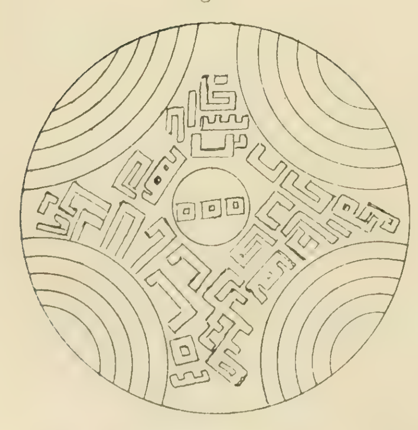
1) Vergl. mein Buch über „Tundren und Steppen", Berlin 1890, S. 22 ff.

2) Siehe ebenda S. 67.

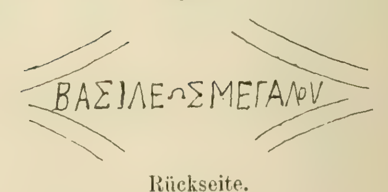
Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



Rückseite.

„Um einen Afghanen zu messen, begab ich mich ins hiesige Gefängniss, wo man vorher von meinem Besuche nichts wissen konnte und das in musterhafter Ordnung gehalten ist. Der Afghane lag schwer krank im Spital. Von den übrigen 180 Männern habe ich nur einen Perser, die, wie alle Schiiten, dem Messen recht abhold sind, und ein Prachtexemplar von einem Ural-Kosaken gemessen. —

„Unlängst erhielt ich die Erlaubniss, in Turkestan zu reisen und mich auch wieder nach Kaschgar zu begeben. Ich habe vorläufig den Plan, von Kaschgar über Fort Naryn nach Přewalsk (Kowa Kul) am Issyk Kul zu gehen, dann durch

Sibirien und die Mongolei nach Peking. Minusinsk und Jadrizew's Karakorum am Orchon werde ich nicht vernachlässigen. —

Gleichzeitig mit dieser interessanten Mittheilung, welche an den Alexander-Zug erinnert, erhielt Hr. Virchow einen zweiten Brief aus Samarkand vom 10. November, in welchem Hr. Jacob Ruttmann berichtet, dass Hr. Troll vor 3 Tagen von dort abgereist sei, um sich über Osch nach Kaschgar zu begeben, wo er den Winter zubringen wolle. Auf den Wunsch des Reisenden übersendet er die Uebersetzung eines Artikels aus einer in Taschkent erscheinenden Zeitung für Eingeborene (russisch und sartisch geschrieben), um daran zu zeigen, wie die Russen den Eingeborenen europäische Wissenschaft empfehlen. Der Artikel handelt über

Mondfinsterniss und Erdbeben.

Freitag, den 23. Oct. wurde in Taschkent eine volle Mondfinsterniss beobachtet. Die Verfinsterung begann um 6 Uhr 48 Minuten, die volle Verfinsterung fand von 8 Uhr bis 8 Uhr 44 Minuten statt und die Verfinsterung überhaupt endigte um 9 Uhr 59 Minuten.

Die Mondfinsterniss kommt daher, dass der Schatten der Erde auf den Mond fällt, welcher sich um die Erde dreht. Aber die Eingeborenen verstehen diese Erscheinung nicht und bemühen sich, den bösen Geist zu ergreifen, aber andere sagen, dass Gott die Verfinsterung zulässt wegen der Sünde der Menschen, deshalb versammeln sich die einen in der Moschee und lesen ein besonderes Bittgebet, aber andere weinen und bemühen sich, durch ihr Geschrei den bösen Geist zu erschrecken, damit er den Mond freilassen möge.

Eine solche unrichtige Meinung der Eingeborenen über den Grund der Mondfinsterniss kommt daher, dass sie, mit wenigen Ausnahmen, nicht bekannt sind mit der europäischen Wissenschaft, auf Grund welcher Mondfinsternisse berechnet und der Bevölkerung angezeigt werden. Auch über die betreffende Verfinsterung hat man in den russischen Zeitungen vorher berichtet. —

Aus dieser Mittheilung können die gelehrten Lehrer und die in den Schulen Lernenden sehen, dass es für sie unentbehrlich ist, die russische Sprache zu lernen, um die Möglichkeit zu haben, die russischen Bücher zu lesen und auf diese Weise ihre geographischen und astronomischen Kenntnisse zu berichtigen.

Ein anderes Beispiel der sonderbaren Vorstellung der Eingeborenen über die Erde kann man in folgender Erzählung finden:

Es ist eine Ueberlieferung, dass einst Abdallah Ibn Mashud, der Gehülfe des Propheten Mohammed, ihn fragte: „Auf was ruht die Erde?" Der Prophet antwortete: „Gott der Allmächtige schuf einen Ochsen, bei dem vom Kopfe bis zum Ende des Schweifes 500 Jahre Weg ist, aber die Entfernung zwischen den beiden Hörnern beträgt 250 Jahre; die Erde ist an einem der Hörner dieses Stieres befestigt. Einstmals sprach der Teufel in das eine Ohr dieses Stieres und sagte: „Wie geht es Dir?" Der Stier antwortete: „Gott der Gnädige auferlegte mir eine grosse Last, aber was es ist, weiss ich nicht". Der Teufel sagte: „Die Erde ist auf Dich gestellt und aus ihr werden 11 000 Welten erscheinen und Du wirst nicht im Stande sein, ein solches Gewicht auszuhalten." Der Stier gab der Versuchung des Teufels nach und schüttelte mit dem Kopfe, um mit dem Horn zu schütteln und die Erde abzuwerfen. Darauf befahl der gnädige Gott einer Mücke: „Gehe, krieche in die Nase des Stieres und stich ihn." Diese Mücke kroch in die Nase des Stieres, stach ihn und liess Gift zurück; da brüllte der

Stier mit lauter Stimme und von da an wurde er Brüller genannt. Gott der Gnädige sagte: „Du hast auf die Worte des Teufels gehört und Ungeduld gezeigt, dafür habe ich der Mücke Gewalt über Dich gegeben, sie wird Dich bis zum Sonntag der Todten beissen: so oft Du in solcher Weise Dich ungehorsam zeigen wirst, dann wird Dich jedesmal die Mücke giftig stechen.“ Jetzt wird ein Erdbeben dadurch verursacht, dass der Stier, wenn er an die Versuchung des Teufels denkt, die Erde von sich abwerfen will; dann fängt die Erde an zu zittern, aber obenerwähnte Mücke wird den Stier stechen und dann beruhigt er sich. —

Ferner fragte derselbe Abdallah Ibn Mashud: „Auf was stehen die vier Füsse dieses Stieres?“ Der Prophet antwortete: „Der allweise Gott hat einen Fisch geschaffen, welcher vom Kopf bis zum Schwanze 500 Jahre Weges hat, die Füsse des Stieres stehen auf diesem Fische“. Ibn Mashud fragte: „Aber wo ist der Fisch“. Der Prophet antwortete: „Auf dem Wasser“. „Aber das Wasser auf was?“ „Auf dem Winde“. „Aber der Wind wo?“ Antwort: „Ueber der Hölle!“ „Aber auf was steht die Hölle?“ Der Prophet antwortete: „Die Hölle befindet sich in einer Schüssel“. „Aber auf was steht diese Schüssel?“ „In der Hand eines Engels“. „Aber dieser Engel, auf was steht er?“ Der Prophet antwortete: „Auf dem Wurme, und der Engel heisst Darjail“. „Wo befindet sich dieser Engel?“ „Unter dem siebenten Gewölbe der Hölle“.

Eine solche Lehre ist unvereinbar mit der heutigen europäischen Wissenschaft betreffs der Erde. Heutzutage wissen in den russischen Schulen selbst die jüngsten Schüler, dass die Erde eine Kugel ist, die sich um die Sonne dreht und der Mond um sie. Hiervon kommt Tag und Nacht, Sonnen- und Mondfinsternisse. Wenn die Nacht kommt, fürchten wir uns nicht, weil wir an diese Erscheinung gewöhnt sind; ebenso sollten wir uns nicht bei Sonnen- und Mondfinsternissen fürchten. Die Finsternisse vollziehen sich regelmässig und können nicht als schlechte Vorbedeutungen dienen.

Ein Eingeborener erzählte uns, dass vor dem Einzuge der Russen in Taschkent die Sarten zur Zeit von Sonnen- und Mondfinsternissen sich sehr fürchteten, sich gegenseitig umarmten, weinten, und dass jetzt, da sie auf die Russen blicken, die Sarten sich schon weniger fürchten, als früher, obwohl noch Furcht da ist. Aber die russischen Behörden zeigen ihnen die Verfinsterungen im Voraus an, um die Einwohner zu beruhigen. So geschah es auch am 23. October.

Aber wenn man in den muselmanischen Schulen Geographie lehrte, so wüssten die Zöglinge selbst, von was die Verfinsterungen und Erdbeben kommen, und würden sich nicht fürchten; ausserdem würden sie zu Hause und auf den Bazaren davon erzählen und würden so auch die einfachen ungelehrten Einwohner von unnützer, aber aufregender Furcht abhalten.

Den gelehrten Eingeborenen verbietet die Behörde niemals, die Gymnasien zu besichtigen. Man muss die Einrichtung der russischen Schule bemerken, sich mit den dort gelehrten Wissenschaften bekannt machen und sie nach und nach in die muselmanischen Schulen einführen. Ohne das kann sich die Lage der muselmanischen Schulen nicht verbessern. —

Hr. Bastian findet den Spiegel aus Alexandria ultima, alias Afrasiâb, sehr interessant. Hier zeigen sich Beziehungen zum typischen Könige Tuvans, der sich aber später mit Iskender Dzulkarneïn, Alexander, Sohn des Amen, Ammon, Nsôtib-en-Râus, Meri Amen, identificirt hat. —

(15) Das correspondirende Mitglied, Hr. Ornstein, berichtet unter Uebersendung mehrerer griechischer Drucksachen ein Schreiben aus Athen vom 17. und 18. November über das erneute Auftreten des sogenannten

Capitän Georgi oder Tsawella.

Es war meinem Gefühle nach nicht gerade zeitgemäss, dass die athener Presse neben der Schilderung der silbernen Jubiläumsfeier unseres Königspaares sich in langathmigen Mittheilungen über die Ankunft eines tättowirten Menschen — *κατάστικτος ἄνθρωπος* — erging. Wie dem auch sei, eines der beiden Abendblätter, Τὸ Ἄστυ, brachte in seiner Nummer vom 28.—29. Oct. ausser einer biographischen Skizze des Kapitän Georgi — dies war der anfängliche Name des Individuums — das Brustbild desselben, welches einige Tage darauf auch in der Wochenschrift *Ἑστία* reproducirt wurde.

Der Mann zeigte sich dem Publikum nur zwei Tage hindurch gegen ein Eintrittsgeld von einer halben Drachme; im Laufe des dritten verschwand er plötzlich von der Bildfläche. Meine Absicht, den ersten Andrang der Besucher vorübergehen zu lassen, um denselben bequemer untersuchen zu können, wurde auf diese Weise vereitelt. Sonach habe ich selbst dieses Prachtexemplar von tättowirtem Menschen leider nicht gesehen. Der Fall verliert übrigens dadurch keineswegs an Interesse, da die beiden, diesen Bericht begleitenden Abbildungen, nach Aussage mehrerer mir bekannten und glaubwürdigen Personen, mit dem Original vollkommen übereinstimmen.

Es ist begreiflich, dass das Auftauchen dieses Deus ex machina in den Augen der leicht erregbaren und dem Neuigkeitskultus mit Leib und Seele ergebenen Athenienser für ein Ereigniss galt. Am ersten Tage seiner Zurschaustellung war es die seltsame, hierorts noch nicht vorgekommene Thatsache eines über den ganzen Körper, mit Ausnahme der Augenlieder, Handflächen und Fusssohlen, mit bunten und unvertilgbaren Farben bemalten Menschen; am zweiten Tage und später war es das sensationelle Gerücht seiner Abstammung aus einer der angesehensten suliotischen Familien, was überall das Tagesgespräch bildete.

Es ist nichts Seltenes bei weiblichen Dienstboten aus Nordgriechenland, deren grobe Züge, plumpe Füsse und untersetzte Statur das slavische Mischblut verrathen, in der Nähe des Handgelenks ein paar rundliche blaugraue, etwas mehr als linsengrosse Flecke zu bemerken, welche ich an den schlanken, in ihrem Körperbau mehr an den altgriechischen Typus erinnernden Insulanerinnen des ägäischen Meeres nicht beobachtet habe. Ferner habe ich bei der Prüfung der Rekruten auf Diensttauglichkeit mitunter Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, dass dieselben auf einem Vorderarme oder auf beiden, sowie etwas seltener auf der Brust, das farbige Zerrbild einer weiblichen Figur trugen. Ausserdem bin ich auf einer im Jahre 1884 unternommenen Reise nach Kilikien in dem einstmals berühmten, jetzt aber zu einem armseligen und schmutzigen Flecken heruntergekommen Tarsus auf einen fremdartig und auffallend gekleideten Menschen gestossen, dessen vom Hemde entblösste Brust phantastisch, doch symmetrisch gruppirte, recht hübsche Verzierungen in rother und bläulicher Farbe sehen liess. Auf meine Erkundigung erhielt ich von einem griechisch sprechenden Araber den Bescheid, dass es ein Birmane sei, der in dem nahen Mersina den russischen Dampfer abwartete, um sich nach Alexandrien und von dort in seine indische Heimath zu begeben. Mit dem ersten Blick auf das Bild des tättowirten Griechen fiel mir die Uebereinstimmung in der Anordnung der mannichfachen, dasselbe illustrirenden, anscheinend symbolischen Objekte mit denen des in Tarsus gesehenen Birmanen auf. Dieselben

kunstvoll und regelmässig zusammengestellten Figuren von Menschen, wilden und zahmen Vierfüsslern, Seejungfern, Vögeln, Quadranten, Sternen, Punkten u. s. w. traten mir hier und dort entgegen, nur dass die Contouren der einzelnen Gegenstände im Bilde des ersteren bei ruhiger Besichtigung deutlicher zur Anschauung kamen, als es bei dem lebenden und sich bewegenden Birmanen der Fall war. Abgesehen von dem Ausdruck der Härte und Rohheit in dem tättowirten, unschönen Gesichte des Mannes, wird derselbe, wie es heisst, auch von Pockennarben verunziert.

Ich sagte, dass der tättowirte Kapitän Georgi am dritten Tage seines Auftretens aus seiner Schaubude verschwand, nachdem er sich als Demeter Tsawellas, Sohn des weiland Generals und Kriegsministers Kitsos Tsawellas aus den vierziger Jahren, entpuppt hatte. Diese Auferstehung des angeblichen Sprösslings des Siegers von Klissowa aus dem griechischen Freiheitskampfe von den Todten erregte grosses Aufsehen und steht noch fortwährend im Vordergrunde des hauptstädtischen Interesses. Dies erklärt sich aus dem quasi öffentlichen Geheimniss, dass Demeter Tsawellas im Jahre 1844 aus der Kriegsschule in Piraeus einer Meuterei halber ausgewiesen wurde, nach Algier ging und in die dortige Fremdenlegion eintrat. Von dort gelangte nach einiger Zeit die Nachricht an die Familie Tsawella, dass derselbe als Legionär vor Constantine gefallen sei. Der ehemalige Kadett blieb sonach 48 Jahre verschollen.

Ich übergehe mehrere, nicht hierhergehörige Zwischenfälle und bechränke mich auf die Thatsache, dass es zwischen dem Tättowirten und seiner Schwester, Frau Kalliope Kriezotes, im hiesigen Hôtel de Marseille zu einer sehr bewegten Erkennungsscene gekommen ist, wobei beiderseits Freudenthränen vergossen sein sollen. Der Gemahl der Dame, Herr Demeter Kriezotes, der Sohn des gleichnamigen Generals, der als Verschwörer gegen König Otto vor Jahren nach Smyrna flüchten musste und dort im Exil starb, ist Grossgrundbesitzer auf Euböa und Kammermitglied. Seine Gattin war nur 5 Jahre alt, als ihr vom Vater verstossener Bruder sein Glück in Algier versuchte. Weiter unterliegt es keinem Zweifel, dass der jetzt etwa 65 Jahre alte Kapitän Georgi Tsawella vom Dr. St. . . . K . . . . (in Alexandrien) vor 19 Jahren in München und von anderen ehrenwerthen Personen vor 13 Jahren in Paris als untättowirter Suliot gesehen wurde. Vor 12 Jahren ist derselbe mit einem jetzt hier lebenden Archimandriten in Calcutta zusammengetroffen, von wo aus, wie letzterer erzählt, unser Suliot sich in das Innere des Landes begeben hat. Dort will er nach seinen eigenen Mittheilungen in die Dienste eines indischen Rajah getreten sein und sich an einer Empörung gegen denselben betheiligt haben. Das Unternehmen misslang, die gefangenen Meuterer büssten ihre Verwegenheit mit dem Leben und Kapitän Georgi wurde mit noch vier Mitschuldigen zur Strafe der Tättowirung verurtheilt. Er will der einzige von seinen Leidensgenossen sein, der die äusserst schmerzhafte und lebensgefährliche Procedur glücklich überstanden hat. Auf seinen abenteuerlichen Ausstellungsreisen in America und Europa soll er etwas französisch und englisch gelernt und sich ansehnliche Summen Geldes erworben haben, welche in mehreren Staatsbanken deponirt sind. Dem Vernehmen nach soll seine Aussprache des Griechischen den Albanesen verrathen. —

Hr. Rud. Virchow:

Nach den, freilich etwas grotesken Illustrationen der verschiedenen Zeitungen und der Brochüre kann nicht der geringste Zweifel darüber sein, dass der Capitain Tsawella identisch ist mit dem sogenannten Sulioten Costanti, dessen Bekannt-

schaft Hr. Bastian und ich vor 20 Jahren hier in Berlin machten. Er war damals, von den berühmten Wiener Dermatologen Hebra und Kaposi an mich empfohlen worden, speciell mit dem Wunsche, es möchten hier die auf seinem Körper neben höchst kunstvollen Zeichnungen vorhandenen tättowirten Inschriften entziffert, oder wenigstens festgestellt werden, ob es richtig sei, dass es, wie Prof. F. Müller vermuthete, birmanische seien. Leider verschwand der Mann, wie er es auch jetzt noch immer macht, nach wenigen Tagen so plötzlich, als er gekommen war und ehe unsere Untersuchung den gewünschten Grad von Genauigkeit gewonnen hatte. Indess haben wir beide, Hr. Bastian und ich, damals der Gesellschaft das, was wir wussten, vorgetragen (Verhandl. 1872, S. 201). Unser gelehrter Freund hatte nicht das mindeste Bedenken, die Schriftzüge als birmanische anzuerkennen. Bei einer späteren Gelegenheit (Verhandl. 1880, S. 37) sind wir auf diesen Punkt noch einmal zurückgekommen. Es wurde dabei hervorgehoben, dass Hebra in seinem Atlas der Hautkrankheiten inzwischen eine prächtige Abbildung des Mannes geliefert hatte.

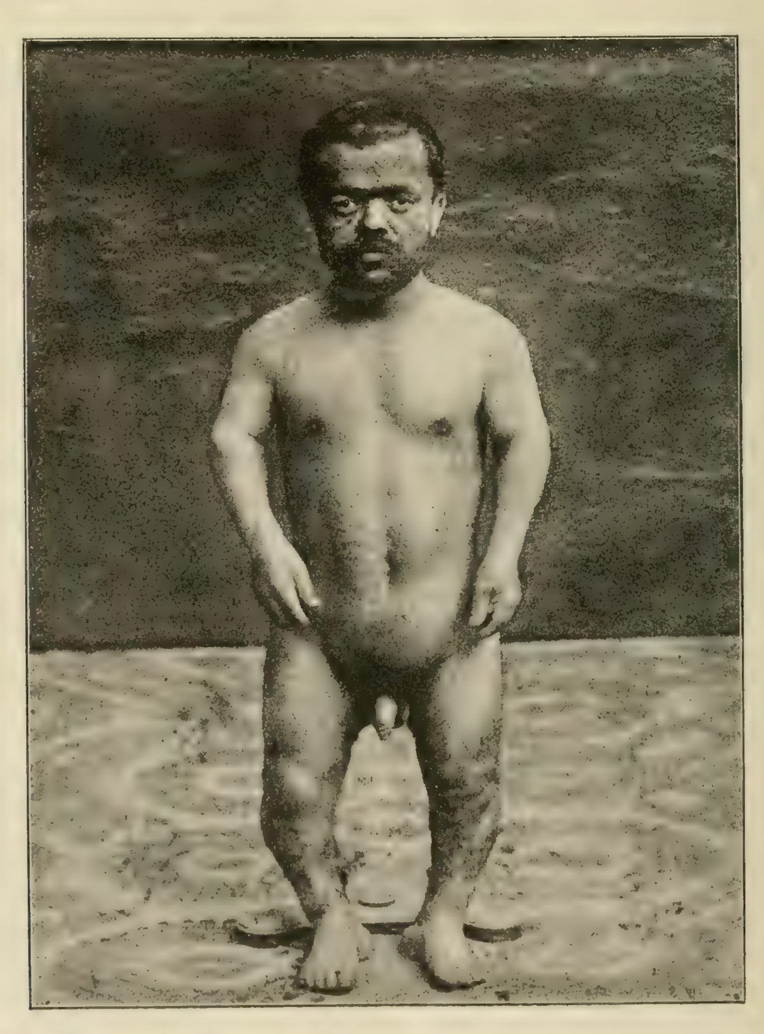
Neuerlich begegnete ihm Hr. W. Joest in Constantinopel. Sein ergötzlicher Bericht steht in unseren Verhandlungen von 1888 (S. 319). Darnach wäre er in Tatawla, einer an Pera anstossenden Vorstadt von Constantinopel, geboren, wo Hr. Joest mit einiger Mühe auch noch eine Schwester von ihm aufgefunden zu haben glaubte. Darnach dürfte es einigermaassen zweifelhaft sein, ob seine neueste Erzählung, dass er der Sohn des griechischen General Tsawella sei, begründet ist. Vielleicht werden diese Hinweise Hrn. Ornstein veranlassen, bei der jetzt angenommenen atheniensischen Schwester darüber Nachfrage zu halten. Die psychologische Seite des alten Lumpacivagabundus hat am Ende doch noch mehr Interesse, als, trotz aller Kunst derselben, seine Tättowirungen. Wenn es richtig war, wie Hr. Joest annahm, dass der Mann 1888 schon 70 Jahre alt war, so würde er zugleich ein Beispiel für die griechische Makrobiotik abgeben können. —

(16) In einem späteren Briefe vom 8. December schildert Hr. Ornstein einen

Zwerg in Athen.

Seit etwa einem Jahrzehnt macht sich in zwei der belebtesten Strassen Athen's ein zwergartiger und dabei kräftig gebauter Mensch bemerkbar. Jahr aus Jahr ein pflegt er Vormittags in der Aeolsstrasse auf der unteren Stufe eines Hauseingangs, der Krino'schen Apotheke gegenüber zu sitzen, Nachmittags dagegen in dem oberen Theile der Hermesstrasse. Ohne sich von der Stelle zu rühren oder eine Miene zu verziehen, nimmt der unbehülfliche Krüppel mit leiser, tonloser und unverständlicher Stimme die Mildthätigkeit der Vorübergehenden in Anspruch. Ich würde demselben schon vor Jahren den Vorschlag gemacht haben, sich photographiren zu lassen, wenn das ängstliche und befangene Wesen des Bettlers nicht Besorgniss in mir geweckt hätte, dass er sich nicht dazu verstehen würde. Thatsächlich hat er erst jetzt, nach jahrelangen Annäherungsversuchen mittelst kleiner Geschenke und Zuredens, eingewilligt, sich unter der Bedingung im Adams-Costüm vor's Objectiv zu stellen, dass auch ich dabei nicht gegenwärtig sein dürfe. Schliesslich benutzte ich ein griechisches Fünf-Frankenstück als Köder, um die wahrscheinlich berechnete Sprödigkeit des zu kurz gerathenen Biedermannes endgültig zu beseitigen. Nachstehende Notiz dient als Commentar zu der nebenstehenden, nach einer Photo-Zinkographie hergestellten Autotypie, welche, abgesehen von technischen Mängeln, als eine gelungene bezeichnet werden darf.

Der 39 Jahre alte Theodor Hadsi Konstantinu ist aus Lemessos auf der Westküste von Cypern gebürtig. Er ist vor etwa 10 Jahren mit seinen Eltern nach Griechenland eingewandert, während eine verheirathete Schwester in der Heimath zurückblieb. Der Vater ist inzwischen gestorben, die Mutter ist noch am Leben. Ersterer war nach seiner Angabe ganz normal, ebenso sind es auch die Mutter und Schwester. Beide sollen von mittlerem Wuchse und ohne jede Spur von Missbildung sein, was mir bezüglich der Mutter von glaubwürdigen Personen bestätigt wurde.



Nachdem ich den horizontalen Kopfumfang, über der hervorragendsten Stelle am Hinterhaupt, gemessen und auf 61 *cm* festgestellt hatte, sträubte sich das misstrauische und eigensinnige Subject so entschieden gegen jede weitere Kopf- und Gesichtsmessung, dass ich es, in Anbetracht seiner unberechenbaren Launenhaftigkeit, für gerathen hielt, von derartigen Versuchen abzustehen. Die folgenden Körpermessungen, welche sich der wetterwendische Mensch gefallen liess, ergaben:

eine Länge der Statur	von	118 *cm*
einen Brustumfang	„	90 „
eine Ober- und Unterarmslänge	„	42 „
„ Ober- und Unterschenkellänge	„	35 „
„ Klafterweite	„	102 „

Der grosse Kopf von beinahe viereckiger Form, mit der breiten und hohen, nach oben gewölbten Stirn, steht in keinem Missverhältnisse zu dem langen und kräftigen Rumpfe: beide Theile würden bei normalen unteren Extremitäten den Körperverhältnissen eines mittelstarken, robusten Mannes einigermaassen entsprechen. Das Individuum ist brachycephal mit Hinneigung zur Hypsibrachycephalie, das Gesicht relativ niedrig, chamaeprosop, der Grundton desselben ein schmutzig gelber. Die Untersuchung der Mundhöhle ergiebt dreissig grosse und gut erhaltene Zähne, zwei Molaren fehlen. Das Kopfhaar ist überall ziemlich dicht, dunkelbraun und wellig, doch zeigt dasselbe nahe am Stirnrande einen länglichen, fast haarlosen Streifen. Der dünne Backen- und der dichtere Schnurr- und Kinnbart spielen in's Braunröthliche. Der übrige Körper ist nur schwach behaart, was nach meinen Beobachtungen bei den Cyprioten selten der Fall ist. Ich habe dieselben im Gegentheil als die behaartesten unter den Griechen kennen gelernt. Die Iris ist graugrün, der Blick der grossen Augen ein ernster, matter, verdriesslicher, dabei offener und zutraulicher. Nichtsdestoweniger habe ich in diesem Kobold einen im hohen Grade misstrauischen und eigensinnigen Gesellen kennen gelernt.

Das Gesicht ist mit kleinen, tiefgehenden Pockennarben wie übersäet, die Ohren sind lang, der Hals kurz. — Der Penis ist bei gewöhnlichem Umfang 5—6 *cm* lang, die Testikel sind kaum von der Grösse eines Sperlingseies; er will nur unvollständige Erectionen ohne Ejaculation und absolut keine Neigung zum weiblichen Geschlecht haben.

Das Auffällige an dem Menschen sind die kurzen und muskulösen Säbelbeine, auf denen der verhältnissmässig lange Rumpf ruht. Die Krümmung des Ober- und Unterschenkels geht nach innen. An beiden Füssen ist ein geringer Grad von Varus bemerkbar. Das Missverhältniss zwischen Oberkörper und unteren Extremitäten, sowie die Krümmung der letzteren, machen den Gang des Zwerges watschelnd, unsicher und anstrengend. Einen Augenblick glaubte ich in dem zwerghaften Wuchse den Folgezustand einer Rachitis deformans zu erblicken, doch sprechen gegen eine solche Annahme, ausser der nicht vorhandenen erblichen Anlage und dem trefflich functionirenden Verdauungs-Apparat, der muskelstarke und normal gebildete Oberkörper, der Zustand der Zähne und die kurzen und fleischigen Hände und Finger. Es handelt sich demnach hier um einen Fall von Teratologie, welcher in Griechenland als eine Seltenheit zu bezeichnen ist. Im Laufe von 58 Jahren ist dies der zweite, den ich hierorts zu beobachten Gelegenheit habe. —

(17) In einer Nachschrift zu diesem Briefe giebt Hr. Ornstein einige Berichtigungen zu seiner, in der Sitzung vom 21. November 1891 (Verhandl., S. 817) vorgelegten Mittheilung über den

wilden Menschen von Trikkala.

Die nachfolgende Nachricht verdanke ich der Freundlichkeit des in Larissa garnisonirenden Regimentsarztes, Hrn. Dr. Demeter Christophoru. Das in Rede stehende Individuum ist ein Knabe von 10—11 Jahren. Als man ihn fand, war

er zahnlos, wie man meint, in Folge seiner Bemühungen, die zu seiner Ernährung nothwendigen Wurzeln aus der Erde zu reissen. Der Bursche war nicht stumm, er sprach indess wegen der mangelnden Zähne so undeutlich, dass man die rumänischen Worte für unartikulirte Laute hielt. Er hat jetzt griechisch sprechen gelernt, ist aber von seinem Pflegevater als unverbesserlich entlassen worden. Man vermochte demselben seine Faulheit und seinen Ungehorsam nicht abzugewöhnen, dann beunruhigte er das Dienstmädchen mit den Ausbrüchen seines frühreifen Geschlechtstriebes. Schliesslich war er unersättlich im Essen und was das Schlimmste war, er stahl wie ein Rabe. —

(18) Hr. W. Finn macht folgende Mittheilung:

Zur Frage der prähistorischen Musikinstrumente.

In der Sitzung der Königlich nordischen Oldskrift-Selskab zu Kopenhagen am 13. December hielt Dr. Angul Hammerich einen Vortrag über die Resultate einer musiktechnischen Untersuchung der Blasehörner (Luren) aus dem Bronzealter. Die schönsten Exemplare des Nationalmuseums waren im Sitzungssaale zur Ansicht ausgestellt.

Die Blasehörner sind bisher noch nicht musikalisch untersucht worden, begann der Redner seinen Vortrag nach einem Referat der „Berlingske Tidende“, was um so bemerkenswerther sei, als es sicher die ältesten noch vollständig brauchbaren Instrumente sind, die existiren. Die Blasehörner des Bronzealters finden sich meistens in den Ländern an der Ostsee, speciell in Dänemark, wo bis jetzt allein 23 Stück gefunden wurden, wovon 19 im Nationalmuseum aufbewahrt werden. Eigenthümlich für diese Blaseinstrumente sind die aus kleinen Bronzeplatten bestehenden Hängezierrathen, die mittelst je einer Öhse am Instrument angebracht sind und die offenbar anstatt der jetzt gebräuchlichen Troddeln dienten; an einem Instrument, an welchem diese Metallzierrathen nicht angebracht waren, befindet sich noch eine Drahtbewickelung. Im Allgemeinen sind die Hängezierraten am Mundstück angebracht, an einzelnen Instrumenten finden sich solche ausserdem an der Rückseite der runden Platte um die Schallöffnung; da man dieselbe hier nicht sehen konnte, so scheinen sie bestimmt gewesen zu sein, einen klirrenden Laut zu geben.

Bezüglich der Klangfarbe, der Stärke u. s. w. der Töne können uns die Blaseinstrumente selbst allen wünschenswerthen Bescheid geben. Bestimmend für diese Verhältnisse sind besonders: 1. die Form des Rohres, 2. dessen Dimensionen, 3. die Form des Mundstückes. Die Form des Rohres ist konisch in seiner ganzen Länge, wodurch ein stärkerer und weicherer Ton erzeugt wird, und ist dies auch offenbar gerade beabsichtigt; denn die Herstellung einer solchen gleichmässig konischen Erweiterung ist mit vieler Schwierigkeit verbunden. Von den modernen Instrumenten ist nur das Waldhorn ganz konisch geformt, während andere es nur theilweise sind. Man muss sagen, dass das Volk des Bronzealters die akustische Aufgabe vorzüglich gelöst hat.

Von den Dimensionen des Rohres ist die Reinheit des Tones abhängig. Da die Luren paarweise gefunden werden und symmetrisch, wie ein Paar gebogene Thierhörner, gebildet sind, so hat man offenbar zwei gleichzeitig geblasen. Die Messungen haben bewiesen, dass zwei und zwei genau dieselben Dimensionen haben, und ist man sich somit im Alterthum darüber klar gewesen, dass die gleichen Dimensionen eine Uebereinstimmung des Tones bewirken. In dem Brudwälte Moore bei Fredricksborg wurde ein aus sechs Luren bestehender Fund ge-

macht: nach den Dimensionen können sie in drei Paare eingetheilt werden, und hat es sich gezeigt, dass das eine Paar in C, das andere in Es stimmt, das dritte Paar ist incomplet. Von den übrigen Luren stimmen einige in D, andere in E und noch andere in G. Man könnte es jetzt nicht genauer und besser machen.

Die Form des Mundstückes ist von grosser Bedeutung. Je tiefer und trichterförmiger es ist, desto weicher wird der Ton. Bei den Luren hat man jedenfalls beabsichtigt, den Ton weich zu machen; denn die Mundstücke aller sind tief und trichterförmig, und höchst interessant ist ihre vollkommene Uebereinstimmung mit dem Mundstücke einer modernen Posaune.

Wie wurden nun die Luren getragen, wenn sie geblasen wurden? Früher meinte man, dass die Platte um die Schallöffnung nach unten gekehrt wurde. Dann aber würde letztere, die immer reich ornamentirt ist, ja nicht zu sehen gewesen und der Schall zum Boden herabgegangen sein. Der Vortragende war zu dem jedenfalls richtigen Resultat gekommen, dass die Platten nach oben gehalten werden sollten, so dass der Schall weit umher geworfen werden konnte; das Horn fiel dabei leicht in die Hand, indem das Gleichgewicht hergestellt wurde, und schliesslich kam die beabsichtigte Aehnlichkeit mit einem Ochsen- oder Widderhorn dadurch erst zu ihrem Recht. Obgleich die Luren grosse Instrumente sind, so sind sie doch nicht sonderlich schwer; ihr höchstes Gewicht beträgt 7 Pfund, während eine moderne Tuba bis 14 Pfund wiegen kann.

Die Lure hat Naturtöne, die sich zu einander wie 1 zu 2 zu 3 u. s. w. verhalten. Da sie ziemlich weite Dimensionen hat, so ist sie zunächst auf die tieferen Töne angewiesen; sie hat in drei Oktaven acht Töne, die zusammen einen Akkord bilden. Der Umfang ist also derselbe, wie bei einer modernen Tenorposaune, während die Klangfarbe zunächst der einer Altposaune gleicht. Dass das Volk des Bronzealters, welches bei der Verfertigung dieser Instrumente seine musikalische Entwickelung dargethan hat, den oben erwähnten Akkord kannte, muss für gegeben erachtet werden; weniger sicher erscheint es, ob man damals höher gehen konnte, so dass eine ganze Skala hervorkam; diese kann indessen auf dem Instrumente hervorgebracht werden. Bemerkenswerther Weise stimmen die Luren genau mit dem unlängst im Königlichen Theater zu Kopenhagen angenommenen Kammerton überein.

Die ausserordentliche Vollkommenheit der Luren kann nur überraschend wirken, besonders wenn man sich erinnert, dass die Musik in jeder Kulturperiode sich zuletzt entwickelt; es hat sich nun gezeigt, dass sie bei dem Volke des Bronzealters wirklich künstlerisch ausgebildet war. —

Das Interesse an dem fesselnden Vortrage wurde noch dadurch gesteigert, dass derselbe von praktischen Beweisen begleitet wurde, indem die Königlichen Kapellmusiker Petersen sen. und jun. auf den Luren bliesen. Das Erstaunen und der Beifall der Gesellschaft stieg, als sie von Akkorden und Skalen zu kleinen Märschen und Nationalmelodien auf diesen über dreitausend Jahre alten Instrumenten übergingen. —

(19) Hr. Dr. v. Chlingensperg-Berg berichtet über

die römische Begräbnissstätte bei Reichenhall.

Das von Natur mit einem unumgänglich nothwendigen Lebensbedürfnisse, dem Salze, verschwenderisch ausgestattete Reichenhaller Thal ist eine viel betretene Fremdenherberge; der Forschung bietet daher dieser seit grauer Vorzeit besiedelte Landstrich manch' tiefen Einblick in die verschiedensten Culturepochen. Vor nicht

geraumer Zeit hatten wir die Entdeckung eines grossen germanischen Reihen-Gräberfeldes zu verzeichnen; an diese schloss sich die Erforschung der frühgeschichtlichen Stätten von Langacker und am Eisenbühl an, welche durch ihre zahlreichen Funde wichtige Aufschlüsse über das Leben und Treiben der Alpenbewohner zur Bronzezeit geben; eine in diesem Jahre vorgenommene Ausgrabung zeigt uns nunmehr das Land unter römischer Herrschaft.

Eine halbe Stunde von Reichenhall erhebt sich am westlichen Rande der sumpfigen Weitwiesengründe die äusserste Vorstufe des Zwieselberges, auf deren sechs Tagewerke umfassendem Wiesenhang der langbenutzte Begräbnissplatz der ehemals in Nonn und Karlstein angesessenen Eroberer liegt. Wenig erkennen lässt sich eine Regelmässigkeit in der Anlage dieses Todtenfeldes: bald erscheinen die Brandgräber mehr, bald weniger gruppirt; nicht minder wechselt ihre Tiefe, so dass, der jeweiligen Mächtigkeit des Bodens entsprechend, vereinzelte Gräber sofort unter der Grasnarbe zu Tage treten, andere dagegen eine Tiefe von 1,70 *m* erreichen; im Durchschnitt beträgt die Tiefe 0,80 *m*. Hinsichtlich des Baues und der Urnensetzung müssen fünf Arten von Gräbern unterschieden werden, insofern 1. die Urne etwa zu einem Drittheil in den gewachsenen Boden eingelassen und zur Sicherheit noch mit 3—4 grösseren Feldsteinen umstellt ist; 2. das Begräbniss nach aussen eine oblonge Quadermauer mit starken behauenen Ecksteinen bildet und innen mit Mörtel ausgegossen ist; 3. das auf drei Seiten mit einer Tuffsteinmauer umgebene und als Dachbedeckung mit einer grossen Sandsteinplatte versehene Grab nach Osten offen ist und eine Nische bildet, in welcher die Urne in dem gewachsenen Boden eingesetzt wurde; 4. die 1 *m* hohen und 6—12 *m* langen, als Familiengräber dienenden Steinlager eine etwas schräge, dachförmige Bruchstein-Ueberdeckung besitzen und hier die Ossuarien gewöhnlich neben einander, seltener über einander liegen; 5. die verbrannten Knochen in keiner Aschenurne ruhen, sondern nur in einer trichterförmigen, etwa 0,40 *m* tiefen Grube versenkt und hie und da noch zum Schutze mit einem schweren Feldsteine oder einer Sandsteinplatte zugedeckt sind. Letzte Bestattung ohne Ossuarium umfasst die Hälfte sämmtlicher Gräber. Beigaben trifft man ebensogut, wie unter Ziffer 1 mit 4, bald an, bald auch nicht; der sorgfältige Gräberaufbau ist überhaupt auf die Beigaben von keiner Entscheidung.

Die sehr brüchige, knirschende, compakte Knochenmasse der verbrannten Leichen ist entweder gemischt oder bloss von Kohle und Asche umgeben, denen weiters einige Sargnägel, eiserne Klammern, geschmolzenes Glas, zahlreiche Bruchstücke einfachen und feinen samischen Geschirres mit figürlichem und ornamentalem Schmuck — die zerschlagenen Gefässe aus dem Hausgebrauche des Todten — beigesellt sind. Alle diese Gegenstände tragen unverkennbar die Spuren der mächtigen Flammen des Scheiterhaufens an sich. Die Verbrennung des Todten im Grabe (bustum) und die Niederlegung der aufgesammelten Ueberreste seitens der Hinterbliebenen an gleicher Stelle in einer Urne trifft nicht häufig zu; bis jetzt fehlt auch noch der Grabstätte der allgemeine Verbrennungsplatz (ustrina), wohl aber traten etwas abseits von den Gräbern auf ziemlicher Höhe des Wiesenhanges drei parallel sich hinziehende Gräben von 10 *m* Länge und 1,20 *m* Breite zu Tage, welche, mit den Resten zerschlagener grosser Kochtöpfe, einer Menge von Thierknochen, verbrannten Holzstücken und Asche angefüllt, jedenfalls zur Zubereitung des Opfermahles, bei der Leichenfeier u. s. w. gedient haben. Als Ossuarien verwendete man vorzugsweise sehr scharf gebrannte, auf der Drehscheibe erzeugte, henkellose, am Hals und Boden enge und in der Mitte ausgebauchte Thongefässe von grauer, gelber und rother Farbe, welche hinsichtlich

ihres Wellenornaments mit den am Birgelstein in Salzburg gehobenen Aschentöpfen völlig identisch sind (vergl. Tafel X, C, III Fig. 1—10. Kunsthist. Atlas d. k. k. Central-Commission). Die ausgebauchten Glasurnen mit breitem, flachem Rande, sowie niedrige beckenartige Thonschüsseln finden sich weniger vor. Je nach dem Grade der Verbrennung sind die Urnen bis zur Hälfte oder bis an den Rand mit Knochen angefüllt, wovon sich noch einzelne Theile, Becken-, Wirbel- und Röhrenknochen, unterscheiden lassen.

Da das Grab nach der religiösen Anschauung des Alterthums eine Wohnung ist, das Haus, in welches der Verstorbene einzieht, um dort eine bessere Existenz zu beginnen, so wurden zur Ausstattung und zum Gebrauche von jeher dem Todten Geld, Lampen, Schmuck, Geschirre, dem Krieger seine Waffen, dem Handwerker sein Handwerkszeug, der Frau ihre Toilettengegenstände, dem Kinde sein Spielzeug mitgegeben, und finden wir deshalb auch hierorts die ganze Masse von Kleingeräthen des häuslichen Lebens und Treibens vertreten, wie einfache, figurirte und gestempelte Lampen aus rothem und grauem Thon, Spinnwirtel, niedliche Puppengeschirre, Vögel, Pferde, Reiter u. s. w., Schalen und Schüsseln aus Siegelerde, Riechfläschchen und Balsamgläser mit langem Halse oder einem Schnabel zum Ausgiessen; aus Bronze: Ohrringe, Kamm, Nadeln, Fibeln, Hals- und Armreife, kleine Dolche mit Bronzeheften, Gürtelschliessen, Riemenzungen, Fussschnallen, Knöpfe, Zügelring, Beschläge, Schlüssel; aus Eisen: Lanzenspitzen, Meissel, Stemmeisen, Hobel, Ketten, Schöpflöffel, Schreibgriffel u. s. w. Vielfach kommen ferner 12—20 *cm* lange eiserne Messer mit gekrümmter und an der Spitze ausgeschweifter Klinge zum Vorschein; bei einigen Exemplaren sind die Seiten des Messerrückens mit Kreisen und bogenförmigen Linien verziert und an der Klinge, welche in einem beinernen Hefte steckte, sieht man das Fabrikzeichen „eine Sichel von drei Nägeln umgeben“ eingeschlagen.

Die Entnahme von 72 römischen Münzen aus den Gräbern bestätigt, dass die von den Griechen auf die Römer überkommene Sitte, dem Todten ein Geldstück als Fährgeld für den Charon in den Mund zu legen, auch am hiesigen Platze reichliche Anwendung fand. Bei dem Umstande, dass man die Münzen mit der Leiche verbrannte, hat der weitaus grössere Theil der Fährgroschen durch die Feuersgluth stark gelitten, überdies mag gar manches Stück bei dem Aufsammeln der verbrannten Leichenreste auf dem Brandplatze einstens zurückgeblieben sein. Von 18 sicher bestimmbaren Kupfermünzen, welche wichtige chronologische Anhaltspunkte für den Begräbnissplatz abgeben, gehören 4 der Regierungszeit des Vespasian (69—79), 3 dem Domitian (81—96), 3 dem Nerva (96—98), 4 dem Trajan (98—117), 2 dem Hadrian (117—138), 1 dem Antoninus Pius (138—161), und 1 dem Commodus (180—192) an. Nebenbei lassen das bei einem Ossuarium gelegene, prachtvolle Gürtelblech aus der Hallstattzeit, sowie der am Begräbnissort aufgefundene Quinar einen Tauschverkehr mit der einheimischen Bevölkerung ersehen. Die kleine silberne Münze bringt A einen Kopf, R ein Kreuz zur Ansicht, in dessen Balken 4 Punkte mit zangenartigen Haken angebracht sind. Hinsichtlich der Zeitstellung steht mit den Münzfunden das am häufigsten und fast in jedem Grabe beigegebene Schmuckgeräth, die Fibel, in vollem Einklang: als besonders charakteristisch sind ihre zwei breiten bandartigen, mit vier Perlknöpfen versehenen Ansätze am Kopfe und dann der dreieckige, theils einfach durchbrochene, theils mit Gitterwerk versehene oder in zwei in einander verlaufende Kreise ausgestochene Nadelhalter mit Mittelknopf. Diese wegen ihrer Form höchst merkwürdigen Gewandnadeln von 5—15 *cm* Grösse nehmen den ältesten Rang unter den römischen ein: ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf den

Birgelstein bei Salzburg, Mautern zwischen Linz und Wien, Klagenfurt und an der Donau hinab nach Ungarn (die 19 *cm* grosse silberne Fibel von Aszahr) fast bis an das Schwarze Meer.

An und über den Begräbnissplatz laufen die Spuren eines weitverzweigten Strassennetzes, welches von Reichenhall und von Jochberg die Verbindung nach Karlstein, Nonn und dem Oberlande hergestellt zu haben scheint. Kaum 300 Schritte von unserem Wiesenhange stossen wir auf die schon Eingangs erwähnte, unmittelbar an der Langackerstrasse gelegene, frühgeschichtliche Cultusstätte, und diejenigen Pfade, auf welchen vor etwa 3000 Jahren die einstigen Ansiedler der Weitwiesen-Seen zu diesem, nach Osten weit ausblickenden Opferplatze wanderten, führten auch die Römer zu ihrer Todtenstätte. —

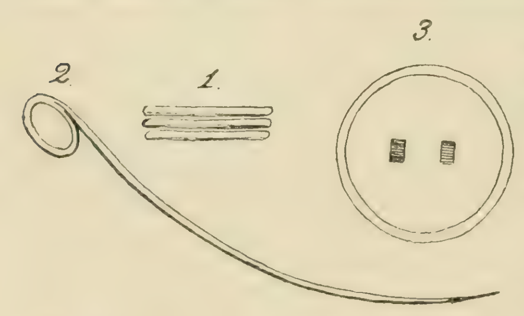
Die Ausbeute meiner gegen Ende März begonnenen und fast bis Ende November ohne Unterbrechung durchgeführten Ausgrabung beträgt 251 Brandgräber. Der weiteren Fortsetzung und Vollendung aber dürfte noch mindestens ein Jahr zu widmen sein. —

(20) Hr. Friedr. Kofler übersendet mit folgendem Briefe aus Darmstadt, 12. December an Hrn. R. Virchow

zwei hessische Gräberschädel von Klein-Gerau und Butzbach.

Beifolgend übersende ich Ihnen zwei Schädel, die leider stark beschädigt sind, aber durch eine geschickte Hand so zusammengesetzt werden können, dass Sie dieselben zu messen vermögen.

Nr. I wurde in einer kleinen Erhebung gefunden, etwa 300 Schritt von jener Stelle entfernt, wo wir im Jahre 1882 gemeinschaftlich gegraben haben. Sie lag in der Gemarkung Klein-Gerau (Provinz Starkenburg). Dicht dabei sollen Bruchstücke eines mit der Hand geformten Thongefässes gefunden worden sein. In dem vergangenen Frühjahre wurden in dieser Erhebung beim Sandgraben verschiedene Skelette und folgende Gegenstände gefunden: Ein 6 *cm* im Durchmesser haltender, dreimal übereinandergereihter Armring aus Bronzedraht (Fig. 1), zwei Bronze-Ohrringe mit Perlen von Stein (?), 2 spiralförmige Fingerringe aus Bronze, 1 Thonschale, 1 Steinkeil, 2 Bronze-Nadeln (Fig. 2), 2 knopfartige Gegenstände aus Bein (wahrscheinlich zu einem Halsschmuck gehörig, Fig. 3).



Nr. II stammt aus der östlich von Butzbach (Oberhessen) gelegenen Lehmgrube, in der man wiederholt prähistorische Wohnstätten angetroffen hat. Das Skelet, zu dem der Schädel gehörte, soll in hockender Stellung gewesen sein. Zur Seite desselben soll ein Thongefäss gestanden haben, von dem nur die beifolgende Scherbe gerettet wurde.

Die Schädel scheinen mir äusserst wichtig für die Bestimmung der vorrömischen Rassen unserer Gegend. —

Hr. R. Virchow:

Die beiden Schädel haben sich, abgesehen von gewissen grossen Defekten, namentlich an der Basis, für deren Deckung keine Stücke vorhanden sind, soweit zusammenfügen lassen, dass sie messbar geworden sind.

Nr. I. Der Schädel von Klein-Gerau hat eine ausgedehnte, jedoch nicht alte Zertrümmerung der linken Seite, welche im Parietale beginnt, die Schläfenschuppe und den grössten Theil des Keilbeins und des Jochbeins umfasst und fast die ganze Basis und die linke Hälfte des Unterkiefers zerstört hat. Alle diese Theile fehlen, und es ist nur der obere, der rechte und der hintere Abschnitt des Schädeldaches, die Nase und die rechte Gesichtshälfte erhalten. An der Basis fehlt die ganze Apophysis basilaris und die Umgebung des For. magnum.

Die Schädelknochen sind verhältnissmässig stark. Trotzdem muss angenommen werden, dass sie einem Weibe, und zwar einem Individuum in der ersten Hälfte des Lebens, angehört haben. An der niedrigen und senkrechten Stirn sind die Vorsprünge wenig ausgeprägt. Der hintere Theil der Stirn ist schwach gewölbt, das Hinterhaupt relativ platt. Der Oberkiefer ausgesprochen prognath, mit grossen und vorstehenden mittleren Schneidezähnen. Sonst keine nennenswerthe Anomalie. Die Nähte im Ganzen einfach. Die Lambdawinkel schwach.

Die Form des Schädels regelmässig, gestreckt, nach hinten sehr breit. Die Tubera parietalia stehen vor, Distanz 128 *mm*. Stirnbreite (minimal) 122, Occipitalbreite (hintere Seitenfontanelle) 106 *mm*. Hinterhaupt hoch, vom Mittelhaupt her schnell abfallend. Die Oberschuppe schwach gewölbt, die Unterschuppe tief liegend, nur seitlich etwas mehr gewölbt.

Schädelindex hypsidolichocephal (L.-B.-I. 75,6, Ohr-H.-I. 67,0). Hinterhauptsindex beträchtlich, 31,2. Trotzdem liegt die Hauptentwickelung des Schädels in den frontalen und parietalen Abschnitten, denn das Maass des Sagittalumfanges (353 *mm*) vertheilt sich in der Art, dass 35,4 pCt. auf das Stirnbein, 34,5 auf die Pfeilnaht und 30,0 auf das Hinterhauptsbein fallen. Der Horizontalumfang ist mässig: 494 *mm*.

Die Gesichtsform, obwohl wegen der grossen Verluste auf der linken Seite nicht sicher zu bestimmen, erscheint nicht breit. Die Knochen zart, Orbita gross, in der Diagonale (von innen und oben nach aussen und unten) verlängert, niedrig; Index chamaekonch (80). Nase vollständig erhalten, gross, stark vortretend, an der Wurzel schmal, Rücken gerundet, eingebogen, nach unten sich erhebend, Apertur breit: Index 50,9, mesorrhin. Alveolarfortsatz kurz, 12 *cm*, aber in der ganzen vorderen Partie stark vortretend. Die Zähne, soweit sie nicht nachträglich ausgefallen sind, vollständig vorhanden, wenig abgenutzt: nur die Schneiden der Incisivi sind bis auf das Dentin abgerieben und auch an einzelnen Mahlzähnen sind die Spitzen der Krone abgestumpft.

Der Unterkiefer im Ganzen zart und klein. Das Kinn kräftig, dicht über dem Rande: die Mitte des Kiefers niedrig, 28 *mm*, eingebogen. Seitentheile etwas dick. Der Ast (rechts) ganz schräg angesetzt, breit (35 *mm*), aber sehr niedrig: der Proc. coron. ist 50 *cm* hoch in der Senkrechten, der Pr. condyloides hat eine (schräge) Länge von 45 *cm*. —

Die Aufzählung der in dem Grabe gefundenen Beigaben, welche nur cursorisch erfolgt ist, lässt nicht deutlich erkennen, in welche Zeit die Bestattung zu verlegen ist. Indess wird man doch, trotz des Steinkeiles, eine jüngere Bronzezeit annehmen müssen: die Säbelnadel (Fig. 2), das Spiralarmband (Fig. 1), die Spiralfingerringe und die Bronze-Ohrringe mit Perlen lassen darüber keinen Zweifel. Immerhin muss das Grab als vorrömisch gelten. —

Nr. II. Der Schädel von Butzbach ist im Ganzen besser erhalten, jedoch fehlt auch ihm die ganze Basis vom Foramen magnun bis in das Siebbein und in die hinteren Theile der Orbitae hinein, also die ganze Apophysis basilaris nebst dem Keilbein, und ausserdem noch die rechte Seite des Foramen magnum bis in

die Squama occipitalis hinein. Auch das Schädeldach war zertrümmert, besonders hinten, hat sich jedoch gut restauriren lassen, nur ist es etwas schief geblieben, indem der Hinterkopf rechts etwas eingedrückt erscheint. Die Oberfläche ist mit zahlreichen Dendriten besetzt. Die Nähte etwas einfach, aber überall offen.

Der grosse, offenbar noch jugendliche Kopf hat einem Manne angehört. Er hat einen Horizontalumfang von 535 *mm.* Seine Form ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. 75,3, Ohr-H.-I. 60,5). Von den sagittalen Umfangsmaassen konnte nur das frontale und das parietale bestimmt werden: beide ergaben das hohe Maass von 131, bezw. 135 *mm.* Stirnbreite 104 *mm.* Nasenfortsatz breit, Stirnwülste schwach, Stirn selbst niedrig, im hinteren Theil lang ansteigend. Sehr dicke Warzenfortsätze.

Das Gesicht ist ausgemacht leptoprosop (Index 100, freilich bei etwas zweifelhafter Jochbreite). Besonders bemerkenswerth ist die geringe Distanz der Unterkieferwinkel (91 *mm*), wodurch namentlich der untere Theil des Gesichts ungewöhnlich schmal erscheint. Der Höhe des Gesichts entspricht die Form der grossen, etwas eckigen Orbitae: ihr Index ist hypsikonch (87,5). Die Nase ist leider sehr verletzt, aber auch für die grobe Ansicht recht schmal; der auf 36,8 berechnete Index ist nicht ganz sicher, aber zweifellos ist die Nase hyperleptorrhin gewesen. Jochbogen anliegend. Oberkiefer schwach prognath, aber wegen Zertrümmerung des mittleren Theils des Alveolarrandes und wegen Fehlens der betreffenden Zähne nicht deutlich zu bestimmen. Der rechte Weisheitszahn ist noch nicht ausgebrochen: man sieht ihn noch ganz in seinem Alveolus eingeschlossen. Links über dem Caninus ein verschobener und retinirter Zahn, dessen Spitze jedoch herausragt.

Unterkiefer stark und kräftig. Er hat in der Mitte eine Höhe von 40 *mm* und auf der Fläche eingebogen. Sämmtliche mittleren Zähne sind stark abgeschliffen. Die Aeste stark und hoch, aber nur 34 *mm* breit; sie sind unter einem ganz steilen Winkel angesetzt. Proc. coron. 71, condyl. 65 *mm* hoch; weite Incisur zwischen ihnen. —

Bei dem Schädel befindet sich eine über handgrosse, flach gehöhlte Thonplatte, scheinbar dem Rande einer grossen Terrine angehörig. Es ist ein dickes, schwach gebranntes Stück von grober Beschaffenheit und unebener Oberfläche. Der Rand scheint wellig ausgebuchtet gewesen zu sein.

Da ausser dem Thonscherben keine archäologischen Indicien vorhanden sind, so bleibt es zweifelhaft, ob dieses Grab mit dem vorigen in Parallele gestellt werden darf. Die Schädel gleichen sich in ihrer Dolichocephalie, jedoch sind ihre Ohrhöhenindices erheblich verschieden. Ganz abweichend ist die Gesichtsbildung. Während Nr. I chamaekonch, mesorrhin und stark prognath ist, erweist sich Nr. I als hypsikonch, hyperleptorrhin und schwach prognath. Es ist möglich, dass einzelne dieser Differenzen auf Geschlechtseigenthümlichkeiten zu beziehen sind, aber sicher ist dies nicht. Es wird daher sehr nothwendig sein, an der betreffenden Stelle alles osteologische Material recht sorgfältig zu prüfen (vergl. die Tabelle S. 554).

(21) Hr. Rud. Virchow bespricht

Gräberschädel von Reitwein an der Oder.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Grafen v. Finckenstein zu Reitwein sind mir nebst einem Begleitbrief vom 28. November verschiedene Schädel, Schädelbruchstücke und Extremitätenknochen übersendet worden, welche auf den

dortigen Bergen in einer starken Lehmschicht gefunden sind. Für die Zeitbestimmung, welche der Herr Graf besonders wünscht, bietet ein kleiner, dabei ausgegrabener Schläfenring (S. 552) einen willkommenen Anhaltspunkt. Es kann demnach nicht zweifelhaft sein, dass das Gräberfeld der slavischen Periode, vielleicht dem 9.—11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört.

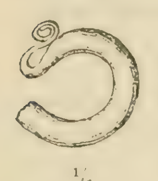
Ich bemerke vorweg, dass diese Gegend uns durch frühere Funde als ein ergiebiges Gebiet für ähnliche Vorkommnisse bekannt ist. Wir wurden zuerst mit einem Gräberfelde bei Platikow (Platkow) bekannt (Verhandl. 1873, S. 156), welches Hr. Kuchenbuch explorirt hatte und welches wir selbst bei Gelegenheit einer Excursion besuchten. Auch hier wurde ein Schläfenring gefunden (ebendaselbst Taf. XVI). Um dieselbe Zeit erhielten wir durch Vermittelung des Hrn. v. Cohausen einen Bericht des Hrn. v. Röder über die archäologischen Funde auf den Wallbergen bei Reitwein (ebendas. S. 161). Bald darauf kamen beim Eisenbahnbau in der Nähe von Seelow zahlreiche diluviale Knochenfunde und spätere Gräber zu Tage; auch hier erhielten wir den ersten Bericht durch Hrn. Kuchenbuch (Verh. 1875, S. 85), den ich nach einer persönlichen Recherche des Platzes ergänzen konnte (ebend. S. 112). Schon damals konnte ich über eine weitere Fundstelle bei Werbig berichten (ebendas. S. 116). Alle diese Orte liegen in einer Reihe von SO nach NW im Kreise Lebus auf dem linken Oder-Ufer: Reitwein sehr hoch, etwas oberhalb von Cüstrin, ganz nahe an der Oder; von da wendet sich der Höhenzug nordwestlich mehr ins Land hinein: hier liegt Seelow. Noch weiter nordwestlich, schon ganz in der Tiefebene des eigentlichen Oderbruches, folgt Platikow.

Der Bericht des Hrn. v. Röder liess nicht genau erkennen, wohin die bei Reitwein gefundenen Alterthümer gehörten. Die Urnen schienen dem Lausitzer Typus nahe zu stehen. Ausserdem war eine Münze des K. Antoninus gefunden worden. Die Alterthümer von Seelow waren verschiedenen, weit aus einander liegenden Perioden zuzuweisen. Sie reichten von der Renthierzeit bis mindestens in die La Tène-Periode. Nur an einer Stelle stiess ich auf eine alte Ansiedlung, welche der slavischen Zeit zuzuweisen ist (Verhandl. 1875, S. 115); ihr schliesst sich die schon angezogene Kiesgrube von Werbig an. Viel wichtiger für unsern Gegenstand sind die Funde von Platikow, für welche mehrere, von Hr. Wallbaum besprochene Gräberfelder im Oderbruch Berührungspunkte zeigen, namentlich die von Carzig und Neuhoff (Verhandl. 1874, S. 175). Namentlich am letzteren Orte kam man auf wendische Reste.

Indess muss ich bemerken, dass in damaliger Zeit die Merkmale für slavische Herkunft noch nicht sehr sicher waren, am wenigsten für menschliche Schädel. So geschah es, dass ich selbst, durch die Beschaffenheit dieser Schädel verführt, das Gräberfeld von Platikow „einem älteren deutschen Stamme" zuschrieb, indem ich hervorhob, dass wir diese Gestalt seit längerer Zeit an dem Germanenschädel des Westens kannten. Mit grossem Widerstreben habe ich seitdem mich der entgegengesetzten Auffassung zugewandt, nicht wegen der osteologischen Merkmale, sondern wesentlich wegen der archäologischen, wobei denn die Schläfenringe mehr und mehr in den Vordergrund getreten sind. Das Gräberfeld von Reitwein gestattet uns nun, das Gebiet dieser Reihengräber erheblich auszudehnen.

Der mir vom Hrn. Grafen v. Finckenstein leihweise übersandte Ring gehört zu den kleinsten seiner Art. Er hat einen Durchmesser von beiläufig 15 *mm*. Wie gewöhnlich läuft das eine Ende in die höchst charakteristische Schleife aus, während das andere dickere stumpf endet. (In der Zeichnung ist dasselbe etwas ungenau so dargestellt, als sei es abgebrochen; in Wirklichkeit ist es leicht

abgerundet und nur durch Rost rauh geworden.) Dieser dickere Theil hat durchschnittlich eine Dicke von 4 *mm*. Das andere Ende ist abgeplattet und zurückgebogen, so dass es sich auf den Ring auflegt, und hier findet sich als Schluss jene Aufrollung des Bandes, welche am meisten zu der eigenthümlichen Erscheinung dieses Artefaktes beiträgt. Die Oberfläche des ganzen Stückes ist mit einer rauhen, schmutziggrauen Patina überzogen; feilt man durch dieselbe hindurch, so erscheint fast stahlgraues, glänzendes Metall. Die chemische Untersuchung (Prof. Salkowski) hat ergeben, dass es sich um eine Legirung aus Silber (anscheinend überwiegend) und Kupfer mit Spuren von Eisen, vielleicht auch von etwas Zinn, handelt.



1/1

Die Untersuchung der Schädel, von denen leider nur einer (Nr. 2) vollständig erhalten ist, hat eine viel grössere Variation ergeben, als früher (Verhandl. 1873, S. 159) die Messung der Schädel von Platikow. Während diese ausnahmslos orthodolichocephal waren, zeigt unter den Schädeln von Reitwein jeder ein etwas anderes Bild. Nur einer (Nr. 3) ist dolichocephal, ein Paar andere (Nr. 2 und 4) sind mesocephal, der vierte (Nr. 1) erwies sich als brachycephal. Leider konnten die Höhenverhältnisse wegen der Zertrümmerung der Basis nicht überall festgestellt werden: von den beiden allein zu messenden war der eine (Nr. 3) chamae-, der andere (Nr. 2) orthocephal. Nach dem Ohrhöhenindex scheint sich Nr. 1 dem letzteren anzuschliessen. Gemeinsam ist allen also nur, dass keiner hypsicephal ist.

Der Hauptgrund dieser Verschiedenheit liegt in der Breite, während die Länge viel mehr übereinstimmt. Die Differenz in der parietalen (grössten) Breite zwischen dem dolichocephalen und dem brachycephalen Schädel beträgt 12 *mm*, die in der Länge nur 8 *mm*. Ich vermag einen ausreichenden Erklärungsgrund dafür nicht aufzufinden, da die Nahtverhältnisse bei der Mehrzahl keine auffälligen Anomalien erkennen lassen. Nur Nr. 4 hat eine Sutura frontalis persistens und Nr. 2 zeigt ausgedehnte Synostosen am Schädeldach. Die sexuellen Verhältnisse concordiren etwas mit den Verschiedenheiten. Von den beiden, nach meiner Meinung weiblichen Schädeln Nr. 1 und 2 ist der erste orthobrachycephal, der zweite orthomesocephal, aber hart an der Grenze der Brachycephalie. Dagegen ist von den männlichen der eine, Nr. 3, chamaedolichocephal, der andere, Nr. 4, mesocephal, jedoch der Dolichocephalie näher stehend.

Die Grösse der Schädel ist ungemein verschieden. Leider konnte die Capacität nur bei dem weiblichen Schädel Nr. 2 bestimmt werden; sie ergab 1300 *ccm*. Indess ist dies offenbar der kleinste unter den Schädeln, denn sein Horizontalumfang misst nur 499 *mm*, während er bei den anderen zwischen 505 und 524 schwankt, und bei Nr. 4, obwohl wegen der vielen Defecte unsicher, 527 *mm* zu betragen scheint. Weniger variirt das Maass des Sagittalumfanges, welches bei den 3 ersten 377, 371 und 360 *mm* ergiebt. Dagegen berechnet sich ein sehr verschiedener Antheil der einzelnen Knochen des Schädeldaches an diesen Zahlen:

	Nr. 1	Nr. 2	Nr. 3
Stirnbein in Procent	33,1	34,7	36,1
Pfeilnaht " "	35,0	33,9	31,6
Hinterhauptsschuppe	32,0	31,2	32,2

Am wenigsten variirt die Hinterhauptsschuppe, wie denn auch der Hinterhauptsindex bei Nr. 1 und 2 gleich gross, nehmlich 33,3, ist. Dagegen dominirt bei Nr. 1 der Mittel-, bei Nr. 3 der Vorderkopf, während bei Nr. 2 beide wenig unter einander verschieden sind.

Ein mittlerer Typus lässt sich hier also nicht gewinnen. Es muss aber dahingestellt bleiben, ob die Variation eine rein individuelle oder eine durch Mischung herbeigeführte ist. Ich bemerke dabei, dass Nr. 5, von dem nur ein Stück des Vorder- und Mittelkopfes und der Hirnschale vorhanden ist, in allen Stücken so sehr abweicht, dass es den Anschein gewinnt, als gehöre er dem fraglichen Gräberfelde gar nicht an.

Ueber das Gesicht lässt sich bei dem defecten Zustande der meisten Schädel wenig aussagen. Mit Ausnahme von Nr. 2 haben alle eine recht breite Stirn, an welcher die Stirnhöhlen stark ausgebildet sind. Der Gesichtsindex bei Nr. 2 ist chamaeprosop (83,1). Die Orbitae sind nur bei zweien messbar: Nr. 1 ist ultrahypsikonch (100), Nr. 2 mesokonch (80,4). Ebenso verschieden ist der Nasenindex: bei Nr. 1 leptorrhin (45,2), bei Nr. 2 mesorrhin (50). Trotz dieser Differenz ist die Nase überall, wo auch nur noch Reste geblieben sind, stark vortretend, an der Wurzel schmal und am Rücken eingebogen. Der Oberkiefer Nr. 2 ist leicht prognath, der Unterkiefer stark progenaeisch. --

Ich gebe nun noch eine kurze Skizze der einzelnen Schädel:

Nr. 1. Sehr schöner weiblicher Schädel von glatter, hellbrauner Oberfläche. Synost. coron. later. inf. et spheno-temp. Grosse niedrige Stirn, schnelle Umsetzung in die fast horizontale Stellung des hinteren Abschnittes des Os frontis. Der Schädel ist sehr breit und hat ein mächtiges, weit ausgelegtes Hinterhaupt. Die parietalen Emissarien weit. Schläfen vertieft. Das Gesicht hoch. Jochbogen angelegt. Orbitae gross und hoch. Nase schmal, stark vortretend, Rücken eingebogen, Apertur sehr schmal. Kurzer, aber verletzter, scheinbar nicht prognather Alveolarfortsatz des Oberkiefers. Zähne stark abgenutzt, aber Weisheitszahn mit noch frischer Krone. Unterkiefer stark, in der Mitte hoch. Kinn weit über dem Rande. Aeste schief angesetzt.

Nr. 2. Schädel einer älteren Frau mit stark abgenutzten Zähnen, die vielfach mit Weinstein besetzt sind. Ausgedehnte Synostose des Schädeldaches. Jochbogen angelegt. Orbitae sehr gross, hoch und breit. Oberkiefer schmal. Fossae caninae tief. Nase kurz, Rücken breit gerundet, an der Spitze schnell zurückgebogen, hohe und weite Apertur. Alveolarfortsatz gross, 18 *mm*, prognath. Unterkiefer zart, Mitte niedrig, progenaeisch, Aeste schräg angesetzt.

Nr. 3. Männlicher Schädel mit grossen Stirnhöhlen, welche namentlich im Nasenfortsatz entwickelt sind. Stirn etwas fliehend, leichter Ansatz zu einer Crista front. Hinterhaupt weit ausgelegt, seitlich etwas verdrückt. Oberschuppe stark gewölbt und vorstehend, Unterschuppe kurz. Foramen magnum sehr gross, 39 auf 40 *mm* im Durchmesser. Sehr lange und starke Griffelfortsätze. Nase schmal, weit vorspringend, stark eingebogen. Nasenbeine an der Wurzel synostotisch. Sonst keine Gesichtsknochen.

Nr. 4. Blosses Schädeldach, sehr leicht und brüchig. Knochen dünn und morsch. Sehr breite Stirn (130 *mm*) mit mässigen Höhlen. Nähte zackig. Scheinbar sehr grosser breiter Schädel. Sut. front. pers.

Nr. 5. Vorderer Theil des Schädeldaches, schwer, dick und rauh, von fast fossiler Beschaffenheit. Kolossale Stirnhöhlen, die bis hoch in die Stirnbeine hineinreichen. Der Vorderkopf gedrückt, die Stirn fliehend, das Stirnbein sehr lang. Fast gar keine Tubera front., Glabella voll. Orbitalwülste über der Nase fast ganz zusammengeflossen.

Ausserdem ist noch eine Anzahl von Rumpf- und Unterextremitätenknochen vorhanden, die aber bis auf einige Wirbel und die beiden Tibiae stark verletzt

sind. Von den Oberextremitäten ist nichts vorhanden. Die Tibiae haben sehr starke und schmale Cristae, sind aber nicht platyknemisch; ihre Länge beträgt 36,5 *mm* bis zur Knöchelspitze, 35 *mm* bis zur Gelenkfläche. Unter den Oberschenkelknochen unterscheidet man einen weiblichen mit stark horizontal gestelltem Collum und ein Paar männliche mit sehr breiten Condylen. —

Es wäre in hohem Maasse interessant, aus diesem Gräberfelde weitere Fundstücke zu erhalten. Dabei wäre auf die Erhaltung der Schädel mehr Sorgfalt zu verwenden und auch auf anderweitige Beigaben, sei es von Metall (auch Eisen), sei es Thon, zu achten. Letztere wären zugleich in Bezug auf ihre Lage an dem Gerippe so genau als möglich zu bestimmen. —

Die Maasse sind in der folgenden Tabelle, soweit sie zu bestimmen waren, eingetragen. —

Schädel von Klein-Gerau, Butzbach und Reitwein	Klein-Gerau I. ♀	Butzbach II. ♂	Reitwein 1. ♀	Reitwein 2. ♀	Reitwein 3. ♂	Reitwein 4. ♂	Reitwein 5.
I. Maasse.							
Capacität	—	—	—	1300	—	—	—
Grösste horizontale Länge	176	190	180	178	188	182	—
„ Breite	133	143	148 p.	141 p.	136 p.	140 p.?	—
Gerade Höhe	—	—	—	128	130	—	—
Ohrhöhe	118	115	116	113	106	—	—
Hinterhaupts-Länge	55	—	60	60	—	—	—
Horizontal-Umfang	494	535	524	499	505	527?	—
Sagittal-Umfang, Stirn	125	131	125	129	130	130	140
„ „ , Mittelkopf	122	135	132	126	114	132?	—
„ „ , Hinterhaupt	106	—	121	116	116?	—	—
„ „ , zusammen	353	—	377	371	360	—	—
Stirnbreite	96	104	97	92	95	103	97
Gesichtshöhe A	105	126	113	104	—	—	—
„ B	71 (64)	83	77 (67)	63	—	—	—
Gesichtsbreite a	—	126?	—	125	—	—	—
„ b	—	95	95	85	—	—	—
„ c	—	91	—	100	—	—	—
Orbita, Höhe	32	35	37	33	—	—	—
„ , Breite	40	40	37	41	—	—	—
Nase, Höhe	51	57	53	46	—	—	—
„ , Breite	26	21?	24	23	—	—	—
Gaumen, Länge	—	—	—	55	—	—	—
„ , Breite	—	—	—	36	—	—	—
Gesichtswinkel	70°	69°	75°	76°	—	—	—
	jung			hinten zahnlos		sehr leicht. Sut. fr.	

Schädel von Klein-Gerau, Butzbach und Reitwein	Klein-Gerau I. ♀	Butzbach II. ♂	Reitwein 1. ♀	2. ♀	3. ♂	4. ♂	5.

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	75,6	75,3	82,2	79,2	72,3	76,9	—
Längenhöhenindex	—	—	—	71,9	69,1	—	—
Ohrhöhenindex	67,0	60,5	64,4	63,5	56,3	—	—
Hinterhauptsindex	31,2	—	33,3	33,3	—	—	—
Gesichtsindex	—	100,0	—	83,1	—	—	—
Orbitalindex	80,0	87,5	100,0	80,4	—	—	—
Nasenindex	50,9	36,8?	45,2	50,0	—	—	—
Gaumenindex	—	—	—	65,4	—	—	—

(22) Hr. Dr. Greeff zeigt eine grössere Anzahl im verwichenen Sommer von ihm ausgeführter

menschlicher Naturabgüsse.

Der ehrenden Aufforderung des Herrn Vorsitzenden, einige meiner Gypsabgüsse hier vorzuzeigen, komme ich mit Vergnügen nach.

Die Abgüsse wurden nicht zu anthropologischen Studien (im engeren Sinne), sondern zu plastisch-anatomischen Beobachtungen angefertigt.

Im Besonderen war es das Gesicht, das ich mir für derartige Untersuchungen ausersehen hatte. Aber es drängen sich förmlich bei Betrachtung dieser Abgüsse auch die allgemeineren anthropologischen Gesichtspunkte auf und beide Betrachtungsweisen werden auch kaum ganz zu trennen sein. — Bei der Einfachheit der Ausübung und der grossen Zuverlässigkeit dieses in seiner Art einzig dastehenden plastischen Reproduktionsverfahrens muss man sich nur wundern, dass die Anthropologen nicht schon einen ausgedehnteren Gebrauch davon gemacht haben. Zu der doppelten wissenschaftlichen Verwerthungsmöglichkeit kommt nun noch, dass derartige Abgüsse auch für die bildenden Künstler und namentlich für den Kunst-Unterricht Interesse haben, wovon ich mich insofern bestimmter überzeugen konnte, als ich diesem Umstande die Ueberlassung eines schönen Raumes zur vorläufigen Aufstellung meiner Sammlung verdanke.

Dieser Raum steht mir aber, da das Gebäude dem Abbruch anheimfällt, nur noch kurze Zeit zur Verfügung. Ich wollte daher die Frage anregen, ob nicht seitens der anthropologischen Gesellschaft die Ueberlassung irgendwelcher fiskalischer Räumlichkeiten für die fernere Unterbringung dieser Sammlung in Anregung gebracht werden könnte. Sollte man sich über kurz oder lang vielleicht entschliessen, eine derartige Sammlung in grossem Styl anlegen zu wollen, so würde ich als eine kleine Grundlage dazu meine 1000 Abgüsse gern zur Verfügung stellen. —

Hr. Waldeyer spricht dem Vortragenden den Dank der Gesellschaft aus und empfiehlt angelegentlich die Besichtigung der umfassenden Sammlung des Hrn. Dr. Greeff. Er glaubt, dass das Verfahren sehr geeignet sei, die Scheu vor der Vornahme solcher Abgüsse leicht überwinden zu lassen; je weniger be-

lästigend die Procedur sei, auf eine desto treuere Wiedergabe der Gesichtszüge könne man rechnen. —

(23) Hr. Pastor Becker zu Lindau in Anhalt schreibt unter dem 8. Dezember Folgendes:

Zum Verständniss der Formen unserer deutschen Hausurnen.

Wenn heute jemand stirbt, so bestattet man seinen Leib in die Erde. Im Brandalter that man dasselbe nur mit den durch Feuer hindurchgezogenen (geläuterten) und als beständig erwiesenen Resten des Leibes, den Gebeinen. Das waren die für die Fortdauer geeignetsten Theile. Wir finden bei unserer heutigen Bestattungsweise die Erscheinung, dass, während die breite Masse sich mit der Einsargung und der Versenkung des Sarges in die Erde begnügt, einzelne auch etwas Besonderes für ihre Abgeschiedenen haben wollen. Ich meine nicht die äussere Kennzeichnung der Begräbnissstätte durch ein Denkmal, sondern die verschiedenen Formen der Gewölbe, die schliesslich in der Grabkapelle ihren Gipfelpunkt finden. Welcher Gedanke liegt dabei zu Grunde? Man möchte den Abgeschiedenen eine Wohnstätte zuweisen, da man ihr Bild nicht festhalten kann, ohne eine gewisse freie Bewegung ihm zu sichern, und diese führt die Gedanken immer wieder an das Daheim. Nur ringt der Gedanke der Bestattung und der einer Wohnstätte mit einander, und je nachdem das Eine oder das Andere überwiegt, nähern sich die Formen des Gewölbes mehr oder weniger denen des Wohnhauses. Ein weiterer Faktor ist allerdings dabei mitwirkend und das in nicht gerade geringer Weise, das ist die Religion. Daher würde uns heute ein blosses Wohnhaus, statt einer Kapelle, als Aufenthaltsort der Ueberreste unserer Verstorbenen einfach lächerlich erscheinen, während die Kapelle die würdigste und schönste Ausgestaltung desselben vertritt. Eines aber tritt bei allen diesen Wohnstätten der Abgeschiedenen als besonderes Kennzeichen heraus, das ist die Thür. Möge dieselbe auch sonst mit dem Wohnhause nichts gemein haben, die Thür wird kaum fehlen.

Sind diese Erscheinungen auf dem Grunde allgemein menschlicher Empfindungen erwachsen, so wird man kaum umhin können, auf gleicher Grundlage das Verständniss für unsere Hausurnenformen zu suchen. Und in der That, die Hausurnen zeigen in der Verschiedenheit ihrer Formen ein solches Ringen des Gedankens der gewohnten Bestattung mit dem der Wohnstätte, dass man die Parallele mit unseren Verhältnissen schwerlich wird abweisen wollen oder können. Die gewöhnliche Form für die Umhüllung, welche die zu bestattenden Ueberreste aufnehmen, war die Urne, d. h. der auch im Hauswesen gebräuchliche Topf in den verschiedensten Formen. Nur das Eine war gemeinschaftlich, dass dieser Topf von entsprechender Grösse war und dass die obere Oeffnung nicht die grösste Weite des Gefässes darstellte. Von da bis zum Abbild des wirklichen Hauses, wie es die Königsauer Hausurne am greiflichsten für unsere modernen Anschauungen zeigt, haben wir die verschiedensten Zwischenstufen. Das entspricht ganz den heutigen Zwischenstufen zwischen den einfachen Gewölben und der Grabkapelle. Nur das bedingt einen zu beachtenden Unterschied, dass, weil bei den jetzigen Verhältnissen der Sarg des Tischlers mit seinem vergänglichen Material, dem Holze, sich nicht wohl für die weitere Ausgestaltung zur Wohnstätte eignet, ein anderer Künstler, der Maurer, bezw. Architekt, eintritt, während zur Zeit der Leichenverbrennung der Töpfer allein den erweiterten Wünschen bei der Bestattung zu genügen hat. Die Gebilde des Töpfers bleiben naturgemäss klein und an-

nähernd in den Grössenverhältnissen der üblichen Urnen, während der Maurer oder Architekt sich an die ihm bei seiner Kunst gewohnten Verhältnisse hält. Dabei spricht natürlich auch das Material für die Formengebung bedeutend mit. Der gebrannte Stein bedingt andere Formen, als etwa der in grossen Platten gebrochene Sandstein. Bei der Hausurne haben wir richtige Töpfe, die mit einem Deckel zugedeckt werden (die von der Clus und von Nienhagen). Sie deuten uns durch eine Thür in der Seitenwand die Beziehung zum Hause an. Bei der Wulferstedter Zwillingsurne ist ebenfalls, obwohl sie oben mit festem Deckel geschlossen sind, der Eindruck des Topfes vorherrschend. Die Tochheimer, die sonst durchaus nicht an die Topfform erinnert, ist mit rechtwinklig zu einander schraffirten Dreiecken und concentrischen Kreisen in mehreren Gürteln verziert, was durchaus nichts mit dem Hause zu thun hat, wohl aber ein beliebter Topfschmuck, besonders des Lausitzer Typus, ist. Ebenso haben wir bei der letzt gefundenen Hoymer Hausurne auf dem First und am unteren Rande des Daches Figuren, die am Hause selbst, wie es im Uebrigen durch die Urne sehr deutlich dargestellt ist, nie und nimmer möglich waren. Dazu wären sie viel zu gross, die Befestigung zu schwierig und der Wasserabfluss vom Dache geradezu unmöglich. So haben wir also auch hier die verschiedenartigsten Mittelglieder zwischen der gewöhnlichen Topf-Urne und dem Hause, gerade wie unter jetzigen Verhältnissen zwischen gewöhnlichem Grab und Kapelle.

Aber auch die Beziehung zum Heiligthum fehlt nicht bei unseren Hausurnen. Sollte das blos für unser jetziges Denken und Empfinden etwas so Seltsames gehabt haben, geradezu ein Haus und weiter nichts abbilden zu wollen für die Wohnung der Abgeschiedenen? Sollte man nicht auch in jener Zeit das Bedürfniss gehabt haben, neben dem Ausdruck des Fortlebens in einer Wohnstätte auch der eigenthümlichen Veränderung dieser Fortdauer in der Formengebung gerecht zu werden? Meines Erachtens deutet schon die Verschiedenartigkeit der Formen ein Ringen an, beiden Beziehungen gerecht zu werden. Wir werden aber meines Erachtens schwerlich fehl gehen, wenn wir in den Hausurnen auch da, wo sie offenbar Wohnstätten nachahmen, nicht Beziehungen zu den Häusern damaliger Zeit sehen, sondern zu denen einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeit. Die Todten wurden bestattet in Abbildern solcher Häuser, wie sie diejenigen besessen hatten, die schon längst geschieden waren. Mit denen waren sie nun vereint und bewohnten mit ihnen dieselben Wohnungen. In Rom giebt es aus klassischer Zeit her verschiedene Grabdenkmäler in Gestalt grosser Gebäude: sie tragen runden Grundriss. Was will das anderes bedeuten, als eine Erinnerung an Zeiten, wo man runde Häuser baute? Auch die Kuppelgräber von Mykenae haben diese Form und erinnern darum stark an unsere Hausurnen. Auch beim Tempelbau der Römer hat sich der Typus der runden Hütten erhalten. Dagegen haben wir bei den ältesten Pfahlbauten der Schweiz schon eine so vorgeschrittene Konstruktion von Holzhäusern, dass wir schwerlich noch bei uns zur Hausurnenzeit gerade solche Häuser annehmen können, wie sie durch die Hausurnen dargestellt sind. Die neolithischen Pfahlbauten der Schweiz weisen schon „Zapfenverbindungen und schwalbenschwanzförmige Falze“ auf. Die Häuser der Vorfahren waren ehrwürdig und, wenn man sich dabei Freiheiten erlaubte, so galten sie sicher als berechtigter Schmuck, während, wenn man dasselbe gethan hätte bei Abbildung gleichzeitiger Häuser, der Eindruck davon mindestens sehr zweifelhaft bleiben musste, vielleicht selbst ein lächerlicher war.

Finden diese Betrachtungen Anerkennung, so wird man nicht umhin können, will man die verschiedenartigen Formen der Hausurnen verstehen lernen, sich die

Entstehung des Hauses aus den ersten Anfängen heraus zu rekonstruiren. Natürlich kann nur das Holzhaus gemeint sein; darüber ist wohl kein Wort zu verlieren.

Die erste Idee zu einem selbstgefertigten Hause hat ohne Zweifel der Schutz gegeben, den Baumzweige darboten. Noch Tacitus berichtet von den Finnen, dass sie als einzigen Schutz gegen Unwetter und wilde Thiere einige verschlungene Zweige gehabt haben. Löste man diese Zweige von ihren Stämmen los und befestigte sie selbständig in der Erde, so entstanden Laubhütten, die nothwendig zur „Köthe" führen mussten, Bei der Köthe werden junge Stämme oder stärkere gerade Zweige so auf die Erde gestellt, dass sie unten einen Kreis bilden und nach oben sich zusammenengen. Bleibt oben eine Oeffnung, so entsteht die Kota der Lappen, ihre Sommerwohnung, die sie auf ihren Weideplätzen errichten. Vielleicht ist so eine dänische Hausurne aus Bornholm (Schrank 97 des Museums für nordische Alterthümer in Kopenhagen) zu deuten; doch könnte man sie auch in Analogie zu zwei anderen dänischen Hausurnen stellen (eine auch aus Bornholm, im Herbst 1891 noch nicht öffentlich ausgestellt, und eine aus Gothland, Schrank 94) und sie nur des Obertheils durch die Unlust oder Trägheit des Töpfers beraubt auffassen. Laufen die Stämme in eine Spitze zusammen, so entsteht die obere Hälfte der Unseburger Hausurne (auch der Burgkemnitzer?). In der Harzgegend wird jedoch die Köthe so aufgestellt, dass man zuerst drei Stämme, ein Stück unter ihrem oberen Ende, mit Weiden zusammenbindet, sie so aufrichtet, dass sie eine Pyramide bilden, der dann eine kleine mit umgekehrter Spitze oben aufsitzt, und nun im Kreise füllende Stämme anlehnt, die zum geringen Theile auch über die Spitze des Kegels hinausragen, sonst aber eine Oeffnung kurz unter der Spitze lassen. Deckt man nun den oberen Aufsatz mit Reisig und Rasen, so hat man Schutz vor dem Regen und doch kann der Rauch von innen entweichen. Natürlich werden in allen Fällen die Wände der Köthe mit Rasen oder dergleichen gedichtet und eine Thüröffnung (immer im Osten?) gelassen. Dadurch allein erklärt sich die eigenthümliche Krönung der Hausurnen von Polleben und Tochheim, die denselben grosse Aehnlichkeit mit den Pagodenurnen verleiht.

Wie ist aber der untere Theil dieser Urnen, der sich nach unten verjüngt, zu erklären? Meines Erachtens will er denjenigen Theil der Hütte darstellen, der unter der Erde lag. Kota, Kathe hat als Stammwort kan, graben, weist also hin auf eine Ausschachtung. Wenn sich nun bei der Polleber Urne am unteren Rande des Obertheils noch eine Ausweitung nach unten zeigt, so dürfte diese eine Erdaufschüttung darstellen, die gewiss sehr nothwendig an dieser Stelle war, wenn inwendig der Raum sich nach unten vertiefte, schon um das Eindringen des Wassers abzuhalten.

Wer aber einmal in einer solchen Köthe gewesen ist, besonders, wenn das Heerdfeuer auf Steinen in der Mitte qualmte, der wird das Bedürfniss zu würdigen vermögen, diese Konstruktion etwas auszuweiten, so dass man sich recken und strecken konnte. Musste man doch bei Unwetter sicher oft genug längere Zeit in solcher Hütte zubringen. Da hat sicher die Vertiefung nach unten nicht genügt. Man musste senkrechte Wände haben. Daraus entstanden dann die Hütten der Antoninssäule, denen die Hausurnen von Gandow und Kiekindemark, vielleicht auch die beiden von Wulferstedt entsprechen. Gerade die Abbildungen der Antoninssäule geben uns aber einen wichtigen Aufschluss. Hatte man sich zum Aufstellen der ersten Rüstpfähle der Köthe der Weiden bedient zum Zusammenbinden, so blieb man auch bei dieser Konstruktion beim Binden. Vor allem an der Stelle,

wo sich das Dach auf die Seitenwände auflegt, sind Bänder nöthig, und solche sind sehr deutlich an den Hütten der Antoninssäule dargestellt. Möge hier die Bemerkung gestattet sein, dass meines Erachtens auch wahrscheinlich das Wort Sims, was die Stelle bedeutet, wo das Dach des Hauses sich auf die Seitenwand auflegt, von diesem Binden den Namen hat. Man denke an die Stammsylbe Sam in sammeln, zusammen, das sum a der Merseburger Zauberformeln = dem englischen some, einige, u. A., was ein Zusammenfügen bedeutet. Das Sims als Umschnürung, bestimmt das Gebäude zusammenzuhalten, ist markirt bei den Urnen von Luggendorf und Kiekindemark ([?] auch denen von Wulferstedt), sehr auffällig aber, und fast gar nicht zu erklären, wenn man es nicht so auffasst, bei den beiden Wilslebern und der Königsauer Hausurne. Bei der letzteren ist es sogar noch festgehalten, als der Grundriss von der runden zur viereckigen Form übergeht, obgleich da eigentlich schon die Umschnürung noch andere Hülfsmittel bedingt, um die Konstruktion zu sichern.

Bei solcher Bauart entstanden aber auch andere Aufgaben. Vor Allem musste dafür gesorgt werden, dass der Wasserabfluss vom Dache nicht die Wände beschädigte. Das scheint man vielfach durch Schrägsetzung der Seitenwände versucht zu haben. Sie bekamen oben eine Ausladung nach aussen, so dass sie oben überhingen. Am meisten markirt das die kleine Urne von Stassfurt, aber es ist auch sichtbar bei denen von Luggendorf und von Gandow, vielleicht auch bei anderen. Am erfolgreichsten war jedenfalls die Verdickung der Umschnürung am Sims, wie sie so auffällig ist an den Wilslebern (auch an der Hoymer und der Königsauer Hausurne).

Es erübrigt noch, einen Blick zu werfen auf die Dachkonstruktion der zwei Wilsleber und der Hoymer Hausurnen. Bei letzterer lasse ich die Verzierung durch die zehn Thier- (Pferde-) Gestalten ausser Betracht, als auf der Urne und nicht dem durch sie dargestellten Hause zugehörig. Hier tritt ein neues Moment auf, der Firstbalken. Liefen bei den früheren Konstruktionen die Dachlinien in einen Punkt zusammen, so weitet sich derselbe jetzt nach beiden Seiten zur Linie, in die die Dachlinien sonst auslaufen. Dabei wird das alte Zusammenbinden festgehalten. Das zeigen die überragenden Balkenenden an den Giebeln. Die hätten keinen Zweck, wenn man dort nicht die Balken zusammengebunden hätte. Nun aber wird der Firstbalken nicht etwa darüber gelegt, sondern darunter entlang geführt und nach den Giebelwänden zurückgebogen. Auf solches Biegen, das auch bei anderen Balken, den Sparren, angewandt wurde, deuten die Wölbungen nach aussen. Jedenfalls haben die Dachklötze an den Giebeln dann zur Sicherung gedient, nicht blos gegen das Ausweichen des Firstbalkens nach oben, sondern auch gegen das nach beiden Seiten.

Auch die Verkleidung des Daches muss von unten angebracht sein.

Die Königsauer Hausurne ist die einzige, die den Fortschritt vom runden zum viereckigen Grundriss zeigt. Dass die zwei Wilsleber auch runden Grundriss haben sollen, beweist die Aehnlichkeit mit der Hoymer Hausurne. Auch bei der Königsauer Hausurne ist im Innenraum Dach und Unterraum nicht geschieden. Dass Balken von einer Seite des Simses zur anderen gehen, ist durch nichts angedeutet und nicht wahrscheinlich. Möglicher Weise sind sogar Dachsparren und Wandbalken aus einem Stück gedacht oder doch an beliebigen Stellen zusammengefügt. Da aber bei dem viereckigen Grundriss die mittleren Theile der graden Wände — und das um so mehr, je länger die gerade Linie war, — ein Bestreben, nach aussen zu weichen, zeigen mussten, so waren „Binder" nöthig, um das zu verhindern. Binder heissen jetzt bei den Zimmerleuten Balken, die die Dachsparren

etwa in halber Höhe des Daches in wagerechter Linie verbinden. Jetzt haben sie den Zweck des Zusammenhaltens nicht mehr, sondern den des Auseinanderhaltens. Ursprünglich werden sie aber den Zweck, der mit ihrem Namen angedeutet ist, gehabt haben, wie uns das bei Vergegenwärtigung der Konstruktion der Königsauer Hausurne als Nothwendigkeit entgegentritt. Sie sind also ursprünglich auch nicht Balken, sondern Seile gewesen. — Der deckende Schilf- oder Strohbelag ist bei der Königsauer Hausurne nur von aussen angebracht, — ein offenbarer Fortschritt, der später nicht mehr verlassen wird.

Was die Thür anbetrifft, — die einzige Verbindung mit der Aussenwelt an unseren Hausurnen, — so ist sie in allen Fällen ein Stück über dem Erdboden angebracht. Ich glaube aber kaum, dass man einer Leiter bedurft haben wird bei dem Hause, das der Polleber Urne entspricht. Die Verjüngung nach unten deutet auch hier an, dass ein Theil derselben unterirdisch zu denken ist. Die Höherlegung der Thür hatte den Zweck, dem Eindringen des Wassers und des Ungeziefers zu wehren. Dadurch aber war man gezwungen, der schliessenden Thürplatte irgend welchen Stützpunkt zu geben. Man braucht dazu zunächst eine vorragende Leiste, die eigentlich nur unten nöthig ist, aber dann auch, um seitlichen Schwankungen zu wehren und um feste Löcher für den Lochstab, den schliessenden Thürriegel, zu schaffen, seitlich weitergeführt wird. Schliesslich wird diese Leiste auch oben, sofern sie da nicht entbehrlich erscheint, wie bei der Hoymer Hausurne (auch den zwei Wilslebern), weitergeführt, um Schutz gegen das von oben herabfliessende Wasser für das Innere der Hütte zu gewähren. Bei der noch jetzt gebauten Köthe wird übrigens gerade um der letzten Beziehung willen ein Schutzdach gebaut, das natürlich vorn der Stützen (Säulen) bedarf, aus denen sich die Vorhalle entwickelt, welche bei der italischen Hausurne angedeutet wird durch mehrfache Pfeiler und bei antiken Häusern, bezw. Tempeln zur stehenden Anordnung wird. Diese Einfassungsleiste, welche bei den Hausurnen in ziemlich schmaler Wandung mit hervorragt, ist sicher als aus Flechtwerk hergestellt für das ursprüngliche Haus zu denken. Auch die verschliessende Thürplatte ist sicher als aus Flechtwerk hergestellt anzunehmen. Sie musste schon leicht sein, weil man, sie herabzunehmen und wieder an ihren Ort zu stellen, ganz auf Körperkräfte allein angewiesen war und doch sicher oft nur Kinder-, bezw. andere schwache Kräfte zur Verfügung standen, wenn eben jemand zurückzubleiben hatte, um das Haus zu bewachen. Statt der unteren Stützungslinie ist bei der Wilsleber Zwillingsurne eine obere geschaffen, — ein Fortschritt, der ermöglichte, den Innenraum zu betreten, ohne die Thürplatte ganz fortzunehmen. Man brauchte bloss dieselbe ein wenig von unten nach oben aufzuklappen und man erhielt so viel Spielraum, dass man über die hohe Schwelle sich hinüberschwingen konnte; dann fiel die Thür von selbst zu. Zu dieser Einrichtung hat jedenfalls viel beigetragen, dass man den Vorsprung, auf welchem die Thürplatte unten ruhte, als Hinderniss beim Einsteigen empfand und dass auch diese untere Leiste kein genügendes Hinderniss darstellte, um das Abrutschen der Thür zu verhindern, besonders wenn die untere Leiste beim Einsteigen durch Druck eine Neigung nach unten erhalten hatte. Aus dieser Befestigung aber, wie sie ein Aufklappen der Thür ermöglichte, ist später — davon geben die Hausurnen kein Zeugniss mehr — die seitliche Anheftung mittelst Thürangeln als weiterer Fortschritt entstanden. — Dass die ganze Einrichtung mit der Einfassungsleiste für die wirklichen Häuser nach inwendig zu verlegen ist, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung. — Wir erhalten von unseren Hausurnen Aufklärung über die Entstehung des Schlosses und der Thürangeln. Dass die Thür

in der Mitte der längeren Wand bei unseren deutschen Hausurnen erscheint, während sie bei den italischen Hausurnen (und den altsächsischen Bauernhäusern) in der schmaleren Giebelseite angebracht war, erscheint mir jetzt als das zeitlich frühere und ursprünglichere. Am Giebel, wo der Firstbalken auslief, die Thür anzubringen, war jedenfalls viel schwieriger, was die Construktion betraf, und doch bot diese Thüranlage für den Feuerplatz, der dann am entgegengesetzten Ende angelegt werden konnte, statt in der Mitte, grössere Behaglichkeit, Sicherheit vor Wind und Wärme. Es ist das ein Moment, — neben anderen, — unsere Hausurnenformen gegenüber den italischen als ursprünglichere anzusehen.

Das Ergebniss obiger Darlegungen würde folgendes sein: Unter Verzicht darauf, eine genaue Darstellung der Urform des germanischen (? indogermanischen) Hauses in den Hausurnen zu sehen, erkennen wir darin eine Fülle von Hinweisen auf die ersten Formen, in welchen die ursprünglichste Wohnstätte sich zu den Formen des späteren deutschen Wohnhauses ausgewachsen hat. —

Hr. R. Virchow:

Die Erörterungen des Hrn. Becker zeigen, wie nützlich es ist, diejenigen Erscheinungen, welche an bestimmte Oertlichkeiten geknüpft sind, auch in dieser örtlichen Beziehung zu durchdenken. Als ich meine grosse Abhandlung über die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen veröffentlichte (Sitzungsberichte der Kgl. Akademie der Wissensch. zu Berlin 1883. S. 997), habe ich dies speciell für die italischen Häuser gethan, zugleich unter dem vielleicht nicht ganz unerheblichen Hinweise auf die Grabhäuser von Stein und auf die grossen etrurischen Grabkammern, welche das „Haus des Todten“ in aller Vollständigkeit darstellen. Ich habe jedoch auch die Häuser der Naturvölker in grösserer Ausdehnung herangezogen, um daran die Geschichte des Hauses überhaupt zu erläutern. In dieser Abhandlung, welche wegen des vielen authentischen Details, welches sie enthält, manchen meiner Nachfolger, auch solchen, die sie nicht erwähnen, ein recht bequemes Material geliefert hat, konnte ich einige Verhältnisse noch nicht erklären, die meine Aufmerksamkeit erregt hatten, so namentlich die Giebel- und Dachconstruktion. Dies habe ich nachher in entscheidender Weise nachholen können, als ich, zuerst in Mödlich bei Lenzen a. E. (Verh. 1886, S. 428), das Rauchloch und später an zahlreichen anderen Orten das sog. Ulenloch und die damit verbundene Construktion des Giebeldaches und des Flét thatsächlich auffand. In Betreff der backofenförmigen Hausurnen möchte ich meine Ausführungen über die einfachsten Formen der Zelte und der primitiven Häuser zahlreicher Naturvölker (Sitzungsberichte der Akad. a. a. O. S. 1004) in Erinnerung bringen, weil diese Bauten Typen darstellen, die bei uns entweder gänzlich verschwunden sind, oder doch nur zeitweilig bei vorübergehenden Gelegenheiten aus einem gewissen Naturzwange wieder neu geschaffen werden. Manche dieser Typen lassen sich auch auf rein speculativem Wege construiren, aber es erscheint doch mehr überzeugend, wenn man sie als wirklich vorkommende nachweist. —

(24) Hr. Becker berichtet ferner über den

Teufelsstein bei Lindau in Anhalt.

Unser Teufelsstein ist nicht der einzige der Gegend. Es ist ein erratischer Block von röthlichem Granit, etwa 3—4 *m* lang und 2 *m* breit, tief eingebettet in

den Boden. An der höchsten Stelle ragt er nur etwa 1 *m* hoch aus der Erde heraus. Der Ort, wo er liegt, ist ein Waldrand; nur wenige Schritte davon betritt man eine grössere Wiesenfläche. Da auch sonst in geringer Entfernung der Wald — es ist wunderbar schöner Laubwald mit vielen Eichen — tiefere, selbst sumpfige Stellen zeigt, so war die Frage sehr naheliegend, ob nicht gerade in diesem Falle der Name ein leerer war und nur von ähnlichen, wirklich den Namen beziehungsreich tragenden Steinen aus Analogie übertragen war, ohne jede innere Berechtigung.

Nun giebt es über unseren Stein eine Sage, aber auch diese konnte nur blasse Farben tragen. Sie lautet: Unter dem Teufelsstein liegt eine goldene Kette, so lang, dass sie zweimal um Lindau herumreicht. Will aber jemand den Schatz heben, so erscheint plötzlich ein schwarzer Ziegenbock und stösst auf die Schatzgräber mit den Hörnern so wuchtig ein, dass sie schnell davonlaufen und den zweiten Versuch nicht wieder wagen.

Ob es mit dieser Sage Zusammenhang hat oder nicht, genug, um den Stein ist ringsherum bis auf ziemliche Tiefe eine Ausschachtung vorgenommen. Der gewonnene Sand ist zu Düngungszwecken auf die nebenanliegende Oberförstereiwiese gebracht. Das ist schon längere Zeit so geschehen und wird immer noch fortgesetzt. Vor einiger Zeit brachte mir nun einer meiner Söhne, die sämmtlich etwas vom Urnenfieber angesteckt sind, einen Urnenscherben von dem Kieshaufen der Oberförsterwiese. Das veranlasste mich in der Ausschachtung selbst nach Urnenspuren zu forschen. Und, siehe da, in kurzer Zeit sammelte ich eine ganze Tasche voll. Sie lagen sämmtlich im Osten des Steines. Bei sorgfältigem Suchen fand sich nur ein einziges kleines Stück im Westen, aber auf der Wagenspur nach der Wiese hin. Das konnte also vom Wagen beim Wegfahren verloren sein. — Hatte der betreffende Arbeiter die Urnen erst selbst zerschlagen? Auf Befragen verneinte er es; er habe nur Scherben gesehen. Auch von anderen Resten, als Asche, d. h. zerkleinerten Knochen, hatte er nichts entdeckt. Dennoch waren die Scherbenstücke so mannichfach, dass man auf eine ganze Reihe verschiedener Urnen schliessen musste. Wie kamen die Urnenscherben dahin? Ich habe keine andere Erklärung, als dass bei den Steinen eine Begräbnissstätte aus der Brandalterzeit gewesen ist. Die gewöhnlichen Wege liegen jetzt weit ab. Beim Ausroden, bezw. auch beim Pflanzen der Bäume hat man die Stätte entdeckt und vernichtet. Ist aber eine Begräbnissstätte am Steine gewesen, so hat derselbe auch sicher manche heidnische Kultushandlung gesehen. Die Sitte, in der Nähe heil. Stätten die Leichen zu bestatten, ist nicht erst mit dem Christenthum aufgekommen, sondern von früheren Zeiten übernommen. Gerade auch, dass die Fundstelle im Osten des Steins war, dürfte für eine Begräbnissstelle sprechen.

Ueber die Beschaffenheit der Scherben kann ich nur das sagen, dass es unstreitig vorgeschichtliche Urnenscherben waren, d. h. Scherben von Gefässen aus gebranntem Thon, ohne Glasur, der Thon reichlich durchsetzt mit Quarzsteinchen, die Wandstärke verschieden, wie die Farbe. An letzterer war das Gelbgrau vorherrschend. Verzierungen fehlten gänzlich. Dennoch ist ausgeschlossen die neolithische Zeit mit ihren charakteristischen Ornamenten und ebenso die slavische Zeit. Welcher lange Zwischenraum liegt aber dazwischen!

Wir haben demnach hier in unserem Teufelsstein einen Stein, der mit ziemlicher Gewissheit nicht ohne Grund, d. h. nicht ohne Beziehung zum heidnischen Cultus, zu seinem Namen gekommen ist, ohne dass jedoch nachgewiesen werden kann, zu welcher Zeit das geschehen ist. —

(25) Hr. C. Mehlis übersendet aus Dürkheim a. H., 22. November, folgenden Bericht aus der Berliner Philologischen Wochenschrift vom 12. November, Nr. 46, betreffend den

Schlackenwall auf dem Donnersberg.

Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes auf dem Donnersberg im September 1892 machte der Verfasser eine Reihe von archäologischen Beobachtungen, die wohl weitere Kreise interessiren dürften.

Seit den Untersuchungen von Virchow, Cohausen, Schneider, Behla u. a., über die sogenannten verschlackten Wälle ist die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf diese Bauten hingelenkt. Während solche Verschanzungen der Vorzeit mit künstlich verschlackter Oberfläche in der Lausitz und in Böhmen zahlreich vorkommen, sind sie im Rheinlande sehr selten. Bisher war meines Wissens nur der Wall auf dem Montreal oberhalb Meisenheims am Glan und der bei Kirnsulzbach a. d. Nahe bekannt. Am Donnersberg wurde ein solcher bisher vermuthet, jedoch nicht erwiesen.

Die Nordseite des gewaltig aus der Rheinebene emporragenden „mons Jovis" umzieht ein 6000 *m* langer aus Stein und Erde errichteter Ringwall, dessen Lauf C. E. Gross und A. Schilling von Canstatt (1878) beschrieben haben. Doch kannten sie den Schlackenwall noch nicht in ihrer Beschreibung. Das NO. gelegene Vorwerk umzieht die Ostseite der nach N. eingerissenen Eschdell und bietet auf ihrem höchsten Punkte eine hübsche Aussicht nach Ruppertsecken, Bastenhaus, Kriegsfeld u. s. w. Fast am nördlichsten Punkte desselben beginnt in sanfter Neigung der Schlackenwall und umzieht in einer Ellipse auf etwa 300 *m* das Plateau nach Osten und Süden, während nach Norden an steilen Felshängen der Schlackenwall nur an einzelnen Stellen sichtbar wird. Der Schlackenwall steigt nach Süden allmählich bis zu 1,50 *m* Höhe und verflacht sich nach Nordwesten bis zu 0,50 *m*. Seine Sohlenbreite beträgt 8 *m*, seine Kronenbreite 1 *m*. Im Südosten ist er von einem 3 *m* breiten Graben umzogen. Die Verschlackung findet sich auf dem ganzen Wallrücken [1]) und reicht nach von dem Verfasser gemachten zahlreichen Stichproben bis in 0,33 *m* Tiefe. Als Material diente der hier lagerhafte Thonporphyr. Derselbe findet sich auf dem Walle in allen Graden der Verschlackung, vom Ueberzuge mit glänzender Fritte bis zum leichten Bimsstein. An vielen Exemplaren ist die Einlagerung, ja die Struktur der Holzkohle, welche den Brandprozess verursacht hat, deutlich und mehrfach erkennbar. Es muss ein hoher Hitzegrad gewesen sein, welchem die Oberfläche des Walles ausgesetzt war. Holzfeuer gewöhnlicher Art schwärzen zwar den Porphyr, bringen aber keine Spur von Schmelze

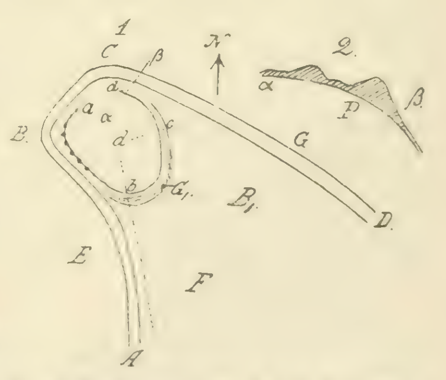


Fig. 1. Situationsskizze: *A B C D* Hauptwall. *a b c d* Schlackenwall. *b d c* neuerer Weg. *B* Buchenwald. *E* Eschdell. *F* Fichten, *G* Geisritsch, G_1 Graben. Fig. 2. Durchschnitt in der Richtung *α β*. *P* Porphir.

1) Am südlichen Wegdurchgang sind die Schlacken in den Graben geworfen worden, als man den Weg anlegte.

hervor. Auch ausserhalb dieses Schlackenwalles von 200 *m* Längen- und 80 *m* Breitendurchmesser finden sich einzelne, wohl später hierher verschleppte Schlacken.

Einem metallurgischen Zwecke, wie man beim Donnersberg, der Kobalt, Kupfer, Silber lieferte, vermuthen könnte, diente der Schlackenwall nicht; dazu hätte man diesen regelmässig angelegten Wall nicht nöthig gehabt. Von Feuersignalen rühren diese Schlacken auch nicht her; dazu hätte eine Stelle genügt. Es ist nach der Sachlage an ein umwalltes Templum oder an ein fortifikatorisches Annäherungshinderniss zu denken, welches durch diesen glatten Wall verstärkt werden sollte. Man könnte etwa an die „Glasburg“ des deutschen Märchens erinnern. Einen zufälligen Brand von Gebälk anzunehmen, das nach Art der gallischen, von Cäsar beschriebenen Stadtmauern im ursprünglichen Steinwall vorhanden gewesen wäre, verbietet wohl die gleichmässige Dicke der Schlackenschicht und das Fehlen derselben an der Nordwestseite.

Ob rohe Steinwerkzeuge aus Porphyr, welche sich innerhalb des Hauptwalles vorfinden, — eines derselben, im Besitze des Verfassers, hat die Gestalt eines Beiles von 12 *cm* Länge, 6,5 *cm* Schneidenbreite, 1,7 *cm* Dicke, — der Periode des Schlackenwalles angehören, bleibt im Zweifel. Jedenfalls aber entstammt der Schlackenwall der ältesten Epoche, in welcher man den „mons Jovis“ zu umwallen bemüht war. —

(26) Hr. C. Mehlis berichtet über

Ausgrabungen am Brunholdes-Stuhl bei Dürkheim a. H.

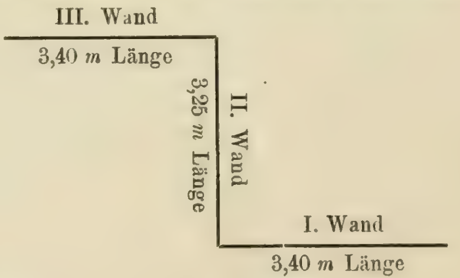
1. In einer vorläufigen Notiz vom 22. November heisst es: „Die Grabungen am Brunholdes-Stuhl haben heute mit 4 Mann begonnen. Sie zeigten, dass die Bilderzone:

| Pferd — Adler(?) Eule — Biga(!) — Pferd ▢ Balkenloch

die Rückwand eines 3,40 *m* langen Wohnraumes gebildet hat. Die Sculpturen bildeten den Schmuck der Wand, ähnlich wie in Aegypten und Assyrien.“ —

2. Ein Brief vom 22. December lautet: „Ich beehre mich, in Anlage die Photographie der Mittelgruppe der Felsbilder am Brunholdes-Stuhl zu überreichen (Fig. 1). Links ist das springende Ross, rechts die Schildkröte zu denken (Schwanz am Ende der Platte).

„An der II. Wand befindet sich die Zeichnung eines Elenthieres.



„An der III. Wand:

1. ein Delphin, 34 *cm* lang;
2. ein Mohnstengel, 1 *m* lang;
   zwischen beiden:
3. eine Inschrift (Fig. 2) 1,34 *m* lang, 10—17 *cm* hoch.

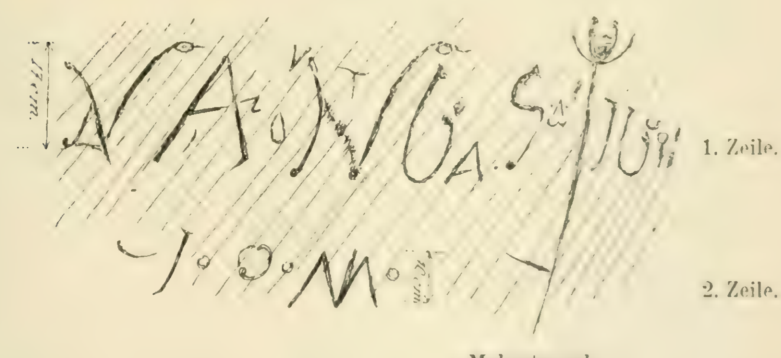
„Die zweite Zeile ist die bekannte Widmung: „Jovi optimo maximo.“ Ob Zeile 1 = Nantuas(g)io dazu gehört als Name des Dedikators, ist mir aus paläo-



Figur 1[1]).



Figur 2.



graphischen Gründen zweifelhaft. In der Photographie findet sich die Inschrift nicht, da sie tiefer liegt, als der Rand des äusseren Terrains.“ —

(27) Hr. Gymnasiallehrer Emil Rösler in Schuscha hat unter dem 6. Sept. eine Reihe von alterthümlichen und naturhistorischen Gegenständen an Hrn. R. Virchow eingesendet und dieselben später bei einem persönlichen Besuche genauer bezeichnet. Darunter befanden sich auch einige Splitter eines vor kürzerer Zeit bei Schuscha gefallenen Meteorsteins, welche dem mineralogischen Museum

1) Da es unmöglich war, aus der übersendeten Photographie eine brauchbare photographische Reproduction zu gewinnen, so ist obenstehende Zeichnung angefertigt worden, welche in mehreren Punkten ungenau sein dürfte.

überlassen sind, sowie eine Antimonperle von Redkin Lager. Hr. Rösler berichtet Folgendes über

zwei Gräber von Schuscha (Transkaukasien).

Der Felsen, auf welchem die Stadt Schuscha liegt, fällt gegen Süden sehr steil ab. Unmittelbar am Rande dieses sehr tiefen Abgrundes fielen mir einige flache, neben einander sich erhebende, offenbar durch Menschenhände anfgeworfene Hügel auf. Beim Nachgraben, bezw. Abtragen zweier dieser Erhöhungen fand ich in geringer Tiefe von $1^1/_2$--2 Fuss zahlreiche Urnen-Bruchstücke, Knochen von Menschen, Pferden, Hunden und Vögeln, Zähne von Erwachsenen und Kindern (aber keine ganzen Schädel, sondern nur Theile solcher), ferner Perlen und andere Schmuckgegenstände, Pfeil- und Lanzenspitzen (?), Stücke von Pfeilstöcken (?), die jedoch beim Herausholen, sowie die meisten Knochentheile, in Staub zerfielen. Weder Deck- noch Seitenplatten fanden sich bei den Grabstätten vor; nur auf Grab Nr. 1 hatte, nach einer ziemlich bedeutenden Vertiefung zu urtheilen, ein grosser Stein gelegen, der aber, wie sich später herausstellte, von dort handtirenden Steinklopfern zu Bauzwecken fortgeschafft worden war.

Inhalt von Grab I.

a) Ein Endchen Bronzekette mit daranhängender Kauri-Muschel. (Fig. 1).
b) 2 grosse weisse, 1 kleine hellblaue und 3 andere Perlen.
c) 8 Stück mittelgrosse Perlen } zum Theil auch aus dem Grab Nr. 2.
d) 26 Stück kleine weisse Perlen } zum Theil auch aus dem Grab Nr. 2.
e) 3 Stück Bronzeperlen.
f) 1 Stück Bronzeröhre. (Fig. 2).
g) Verschiedene Pfeil- und Lanzenspitzen(?) aus Stein. (Hr. Dr. Tarassow sagte mir bei Besichtigung dieser Stücke, dass er in den Tundren Sibiriens ganz ähnliche gefunden habe; leider sind die meisten durch Unvorsichtigkeit meines Dieners beschädigt (Spitzen abgebrochen).
h) Menschen- und Thierzähne (Fig. 3), theilweise auch dem Grabe Nr. 2 angehörend.
i) 3 Stückchen Holz, Bruchtheile längerer gerader Stöcke.

Inhalt von Grab Nr. II.

α) 4 Bruchstücke von Eisen.
β) 2 Stück eiserne Perlen.
γ) 18 Stück Carneol-Perlen, theilweise auch aus Grab Nr. 1.
δ) Verschiedene, kleine Sachen, zum Theil von mir nicht zu bestimmen.

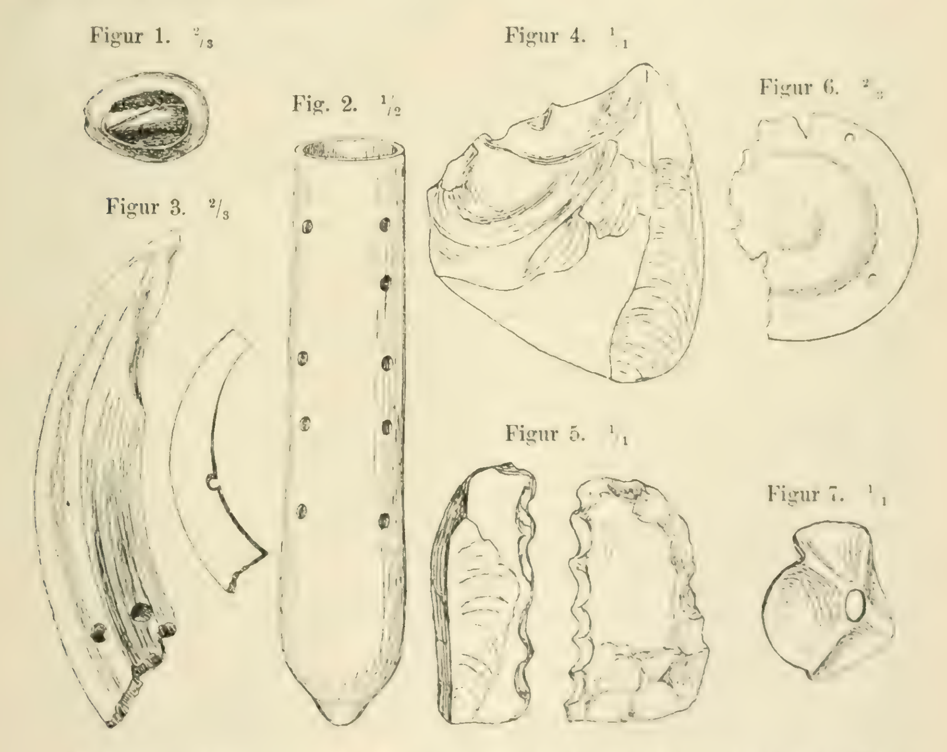
Hr. Virchow: Obwohl die Zahl der Fundgegenstände nicht sehr gross und der Erhaltungszustand mancher derselben kein guter ist, so lässt sich doch erkennen, dass die beiden Gräber der älteren transkaukasischen Gräbergruppe sich anschliessen. Schuscha liegt im Gouv. Elisabethpol, ungefähr in der Mitte zwischen Kura und Araxes, auf einem Ausläufer der transkaukasischen Gebirgskette, der sich gegen die persische Grenze hinzieht. Es sind dies die äussersten gegen Osten unter den bisher bekannten Gräbern, und insofern bieten sie ein besonderes Interesse dar.

Auch hier treffen wir Bestattungsgräber, welche nach ihrer Ausstattung dem Uebergange zur Eisenzeit angehören. Es finden sich noch mancherlei Steingeräthe, zum Theil von recht primitiver Form: so ein geschlagenes Obsidianstück (Fig. 4), das man allenfalls als Spitze einer Waffe deuten kann, zwei recht gut ausgeprägte Feuersteinsägen (Fig. 5), und grössere, ganz scharfkantige Schlag-Stücke von Felsgesteinen, die keine bestimmte Form haben.

Aber daneben giebt es Eisen und Bronze und Zeichen des Handels, wie namentlich zahlreiche Carneol-Perlen und Kauri-Muscheln, von denen die meisten durch einen flachen Schnitt geöffnet sind (Fig. 1).

Unter den Bronzen ist, ausser kleineren Blechdeckeln (Fig. 6) und Zierblechen (Fig. 7), vorzugsweise eine starke cylindrische Röhre (Fig. 2) zu nennen, die am meisten an einen Lanzenfuss erinnert. Sie ist oben offen und gerade abgeschnitten, unten zugespitzt und geschlossen; in ihrer Wand sind, in Reihen von 5, runde Löcher, wohl zum Einschlagen von Nieten, angebracht.

Indess am meisten überraschten mich die kleinen gefalteten Zierbleche (Fig. 7), welche in der Mitte durchbohrt und erhaben sind. Sie stimmen ganz mit denen überein, die ich von Koban in Ossetien beschrieben habe (s. meine Monographie S. 50, Taf. VIII. Fig. 11, besonders aber Fig. 7), und die offenbar zum Kleiderbesatz gedient haben. Wie in Koban, sind sie auch hier von zahlreichen, freilich meist zerbrochenen Nadeln und kleinen, nicht geschlossenen Ringen begleitet (namentlich im zweiten Grabe). Auch die Carneol-Perlen stimmen mit den Kobanern überein.



Die Thonscherben, welche mitgekommen sind, zeigen sowohl in Betreff ihrer Zusammensetzung und Dicke, als auch in ihrer Form grosse Verschiedenheiten, und ich möchte um so weniger darauf Schlüsse bauen, als es mir zweifelhaft ist, ob dieselben unmittelbar mit den übrigen Sachen zusammengehören. Dies gilt namentlich von einem dritten Grabe, von dem allerlei Gegenstände mitgekommen sind.

Dagegen möchte ich noch über die Perlen und sonstigen Halsschmuck-Sachen etwas sagen: Die Carneol-Perlen sind meist klein, bald rundlich, bald länglich, zuweilen etwas gedrückt und mit einer äquatorialen Kante versehen; vereinzelte haben die gestreckte Form der sogenannten Korallen. Die Farbe des Steins ist

sehr variabel, bei einzelnen dunkelroth, bei andern etwas gefleckt, stellenweise bläulich und weisslich. Daneben kommen aber noch weisse Perlen vor, die aus Serpula-Röhren hergestellt scheinen: sie bilden entweder grosse, olivenkernförmige Korallen und Röhrchen, oder es sind lange feine durchbohrte Cylinder, der Quere nach in lauter kleine Stücke zerschnitten. Es sind dieselben beiden Formen, die noch heutigen Tages bei Naturvölkern, z. B. an der amerikanischen Nordwestküste, gearbeitet werden, die aber schon zur Renthierzeit, z. B. in der Station am Schweizersbild (S. 457), gebräuchlich waren.

Ueber die einzelnen Gräber habe ich Folgendes zu bemerken:

Im Grabe Nr. 1 einige menschliche Reste (Zähne, Schädelbruchstücke), durchbohrte Eberzähne (Fig. 3), Zähne vom Hund und Ochsen. Viele oberflächlich geöffnete Kauri-Muscheln. Beide Arten von Serpula-Perlen. Perlen von Carneol und Bronze (kleine). Bruchstücke von Holzstäbchen, die noch mit Rinde bedeckt sind. Geschlagener Obsidian und Feuerstein. Flacher, am Ende durchbohrter Wetzstein. Bronzeketten. Terrassirte Bronzedeckel. Eisenmesser.

Im Grabe Nr. 2 mehrere Eisensachen, stark gerostet, darunter die beiden Arten von Perlen, länglich rund, mit weitem Loche. Zahlreiche kleinere und grössere Carneol-Perlen und Korallen, kleine Bronzeringe, Nadeln und Bleche. — In diesen beiden Gräbern lange, sehr glatte und verhältnissmässig feine Füsse und Henkel von Gefässen aus sehr hellem, gelblichem Thon.

Im Grabe Nr. 3 zahlreiche kleine Serpula-Schnitte. Schöne Perlen und grosse Korallen aus Carneol. Kauri. Ein Dambrettstein(?) aus Hirschhorn in Form einer Halbkugel, in der Mitte durchbohrt. Gefaltete und durchbohrte Bleche zum Besatz. Blechdeckel. Stücke eines sehr dicken, groben und dickwandigen Thongefässes, das fast wie Stein aussieht: der dicke gerundete Rand trägt eine Reihe kleiner, senkrecht eindringender Löcher. An einem Randstück ist eine erhabene Schlangenlinie aufgesetzt. Ausserdem giebt es feine, glatte, mehr gelbliche Scherben, an denen spitz vortretende, an der Basis durchbohrte Hörner sitzen.

Was die menschlichen Ueberreste angeht, die sonst mitgekommen sind, so gehören einige einem sehr zarten Kinderschädel an; eine grössere Anzahl von Schädeldach-Knochen dagegen ist sehr dick und kräftig, dabei ist auch das Fragment eines starken Unterkiefers mit wohl ausgebildetem Kinn, in der Medianlinie tief eingebogen, und ein anderes mit progenäischer Stellung des unteren Randes.

Aus dem letzten Grabe, wenn ich es richtig verstanden habe, stammt ein stark verletzter, aber doch in einigen Hauptformen erhaltener männlicher Schädel mit tief abgenutzten Zähnen und starken, aber sehr brüchigen Knochen. Er hat starke Stirnwülste und eine kräftige Protub. occipitalis. Nähte wenig gezackt, Sagittalis im Verwachsen begriffen. Er hat eine Länge von 190, eine Breite von 146, eine Ohrhöhe von 117(?) *mm*, ist also orthomesocephal (Br.-Ind. 76,8, Ohrhöhen-Index 61,6 [?]). Das Hinterhaupt ist von beträchtlicher Grösse, jedoch mehr breit: seine gerade horizontale Länge beträgt 55, also Index 28,9, dagegen misst der occipitale Querdurchmesser 119, der auriculare 123, der mastoideale an der Basis 133, an den Spitzen 108 *mm*. Die Orbita gross und etwas eckig. Der Unterkiefer kräftig, das Kinn steht weit vor, die Aeste sehr steil und hoch, 32 *mm* breit. Der Alveolarfortsatz mit den Zähnen ist in der Mitte verschwunden und durch eine verhältnissmässig glatte, schräge Fläche ersetzt, gleichsam als ob es eine vernarbte Stelle gewesen wäre.

Die Beschaffenheit dieses Schädels steht der armenischen Form nahe. —

Ich bin Hrn. Rösler für seine Aufmerksamkeit vielen Dank schuldig. Es war sein erstes anthropologisches Unternehmen und es lässt in Bezug auf Genauig-

keit in der Beschreibung sowohl der Gräber, als der Beigaben zu wünschen übrig. Möge die Theilnahme, die wir ihm bezeigen, den fleissigen Mann zu einer Fortsetzung seiner Thätigkeit anspornen. Er ist im Augenblick der einzige, der auf einem so weit vorgeschobenen Posten für uns arbeitet. Hr. Dr. W. Belck hat das Verdienst, ihn mit uns in Verbindung gebracht zu haben. —

(28) Hr. v. Erckert berichtet über

Archäologische Ausgrabungen in Ungarn, namentlich in Pilin, 1892.

Als Gast des Grafen Zichy (spr. Sitschy) war ich mehrere Wochen im Herbst dieses Jahres in Ungarn. Während dieser Zeit gab die genaue Kenntniss des Landes und seiner Bewohner von Seiten des Grafen, der so viel in verschiedenen Richtungen für sie gethan hat, mir die Gelegenheit, vielseitig Interessantes in nationaler, socialer, religiöser und innerpolitischer Beziehung kennen zu lernen.

Die ungarische archäologische Gesellschaft, welche alle Jahre in verschiedenen mich Gegenden des Landes Ausgrabungen veranstaltet, hatte mir die Ehre erwiesen, mich an solchen theilnehmen zu lassen; sie erstreckten sich auf den südwestlichen Theil des Stuhlweissenburger Comitates, südwestlich von Budapest; aber auch an anderen Orten war es mir durch das liebenswürdige Entgegenkommen von Behörden und Privatpersonen gestattet, solchen Ausgrabungen beizuwohnen.

Die von mir mitgebrachten, Hrn. Virchow zum Geschenk gemachten prähistorischen Funde aus der Stein- und Bronzezeit aus dem Neograder Comitate, nordöstlich von Budapest gelegen, dienen speziell als Grundlage der folgenden kurzen Mittheilung, um ihre Fundstätte und die dabei in Betracht kommenden Verhältnisse anzugeben. Es mag aber auch gestattet sein, nicht nur über die anderen Ausgrabungen kurz zu berichten, sondern auch einen flüchtigen Blick auf die Reichthümer an Fundstätten in Ungarn überhaupt zu werfen.

An der Hand der Geschichte sehen wir verschiedene Völker und Stämme kürzere oder längere Zeit ihren Aufenthalt in Ungarn nehmen oder sich für immer darin sesshaft machen; die letzten derselben und die heute noch herrschenden, die Magyaren (Madjaren), feiern in wenigen Jahren das Millenium ihres Auftretens in Ungarn. Sie zählen gegenwärtig, im Grossen und Ganzen die Mitte des Landes, mehr die Ebenen und in einer getrennten Gruppe das östliche Siebenbürgen bewohnend — unter der Gesammtbevölkerung Ungarns von 17 Millionen nur $6^1/_2$ Millionen Köpfe, von denen $2^1/_3$ Millionen der calvinischen Kirche angehören, welche — gewiss charakteristisch — im Lande die magyarische Religion heisst und deren Bekenner, welche die ultranationalen Magyaren genannt werden, in der inneren Politik, sowie in der Verwaltung, eine hervorragende Stellung einnehmen.

In besonders patriotischer Weise geschieht von Privatpersonen der Aristokratie und von Seiten staatlicher Behörden ausserordentlich viel für die Erforschung des Landes. Namhafte Summen werden für wichtige und werthvolle (Gold-) Funde gezahlt, unter denen der sogenannte Attila-Fund, der auch ein gothischer genannt werden könnte, und einer aus der neuesten Zeit (in der unmittelbaren Nachbarschaft des ersteren) am meisten in die Augen fallen. Beide stammen aus der Gegend, wo die Körösch aus dem westlichen, Gold haltenden Grenzgebirge Siebenbürgens heraustritt. — Ganz im Allgemeinen dürfte gesagt werden können, dass die sogenannte Gothen- oder Hunnenzeit durch Funde charakterisirt wird, welche griechischen, barbarisirten Ursprung von der Nordküste des Schwarzen Meeres aufweisen, während die Avarenzeit asiatischen, mit westlichem (fränkischem)

gemischten Einfluss zeigt, die ersten Jahrhunderte der Magyarenzeit (seit 900 nach Christo) aber byzantinischen, mit mancherlei fremdem Gemisch durchsetzten Ursprung erkennen lassen. —

Die ersten Ausgrabungen, denen ich beiwohnte, fanden in der ausgedehnten, etwas salzhaltigen Steppe von Hortobai, westlich von Debrecin, zwischen dieser Stadt und der Theiss statt, wo sich vereinzelte, aber weithin verbreitete Grabhügel finden. Einer derselben, besonders umfangreich, aber bereits (wie es scheint, zu localen Zwecken) zum Theil abgegraben, wurde geöffnet, und ergab sich sehr bald das Vorhandensein eines Massengrabes über dem Niveau der umgebenden Fläche, aber ohne Beilagen; von den oft vollständig erhaltenen Skeletten suchte ich die besterhaltenen Schädel und einige grössere Knochen aus, welche auf meinen Vorschlag an Hrn. Virchow geschickt werden sollten, um an die beste Quelle für deren Bestimmung zu gelangen.

Die ungarische archäologische Gesellschaft sendete mehrere ihrer Mitglieder nach dem südlichsten Theil des Stuhlweissenburger Comitates, wo namentlich mehrere von 42 kleineren, unmittelbar neben einander liegenden Grabhügeln unwillkürlich an die nahe Nachbarschaft einer früheren Ansiedelung erinnerten. — Die Ausbeute war keine besonders ergiebige: das Meiste bestand in Urnen verschiedener, geschmackvoller Form und Grösse, mit gradlinier Verzierung. Die Urnen waren auf der Drehscheibe geformt, aber roher, als die römischen dieser Gegend, des Pannoniens der Römer, welche reiche Spuren ihres Jahrhunderte langen Besitzes und ihrer Cultur zurückgelassen haben, unter anderen auch in befestigten, wohl angelegten Standquartieren oder Castellen, je für eine Legion bestimmt, auf dem rechten Donauufer von N. nach S. sich erstreckend, in ganz gleichmässigen Abständen, obwohl einige Zwischenglieder fehlender Castelle noch nicht aufgefunden worden sind. Geringere Befestigungen liegen gegenüber zwischen Donau und Theiss. — Von besonderem Interesse war in naher Nachbarschaft der erwähnte Grabhügel, in halber Höhe eines steilen, aus einer Art von Löss bestehenden Berges, die Anlage einer durchaus regelmässigen, weitläufigen, in Schachbrettform ausgedehnten, unterirdischen Wohnstätte, mit nur einem Aus- und Eingang, der leider nur eine kurze Strecke weit in kriechender Stellung verfolgt werden konnte. Ein aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammender, von Seiten der Behörde aufgenommener Plan wies ausser den regelmässigen, sich kreuzenden Gängen einige erweiterte Wölbungen auf. Der Plan lag bei dem Besuche im Original vor.

Später, Anfang October, nahm ich an Ausgrabungen Theil, welche im Neograder Comitate bei der Ortschaft Piliny des Barons Nyary vorgenommen wurden, eines Mitgliedes des ungarischen Herrenhauses, der sich durch Erfahrung in dergleichen Untersuchungen und durch archäologische Kenntnisse, wie durch besondere Liebenswürdigkeit auszeichnet, und alles aufbot, um während drei Tagen möglichst viel und verschiedenartige Resultate zu Tage zu fördern. Ganz nahe dem Orte fliesst von O. nach W. ein kleines Flüsschen in breitem Thal nach einem Nebenfluss der Donau. Auf dem Südabhange des nördlich begrenzenden Höhenzuges zeigten sich, fast in unmittelbarer Nachbarschaft, drei Fundstätten ganz verschiedener Culturperioden. Auf einem besonders hervortretenden, mehr isolirten Berge, Festungsberg genannt, finden und fanden sich zahlreiche Funde aus der Steinzeit; die mitgebrachten Stücke wurden ohne Mühe in wenigen Stunden am Abhange des zum Theil durchhöhlten Berges gesammelt, wo sie durch Bearbeitung des Bodens für Weinbau und Braunkohle auf der Oberfläche herumlagen. An dem unmittelbar das Flussthal einschliessenden Höhenzuge fanden und finden sich nur einen Fuss tief unter der brachliegenden Oberfläche, welche in

langen Gräben, nach der Breitseite fortschreitend, ohne Mühe ausgehoben wurde, zahlreiche Bronze-Gegenstände, welche ebenfalls Hrn. Virchow übergeben worden sind. Es muss an Ort und Stelle ein grosser Begräbnissplatz gelegen haben, auch unmittelbar benachbart eine prähistorische Ortschaft, deren Spuren sich in kreisförmigen Vertiefungen auffinden liessen, auf welchen sich einstmals mit Lehm durchklebtes Flechtwerk, etwa zeltartig, erhoben hatte. — In unmittelbarer Nachbarschaft davon befindet sich die einzige Stelle, wo speciell magyarische Skelette, neben solchen von Pferd und Hund, in ganz geringer Anzahl ausgegraben worden waren. Diesmal fand sich nichts. Diese Seltenheit des Vorkommens erklärt sich wohl leicht daraus, dass bereits 100 Jahre nach dem Einzuge der heidnischen Magyaren das Christenthum Eingang fand, also die vorchristliche Zeit nur eine kurze war.

Sollten die Funde hier ein besonderes Interesse erregen oder zu besonderen Untersuchungen auffordern, so würde Baron Nyary gern bereit sein, Gastfreundschaft und Unterstützung zu gewähren, und ich würde mir ein besonderes Vergnügen daraus machen, dies zu vermitteln und alles Erforderliche genau anzugeben. —

Hr. R. Virchow:

Die mir in Aussicht gestellten Schädel sind bis jetzt nicht eingetroffen.

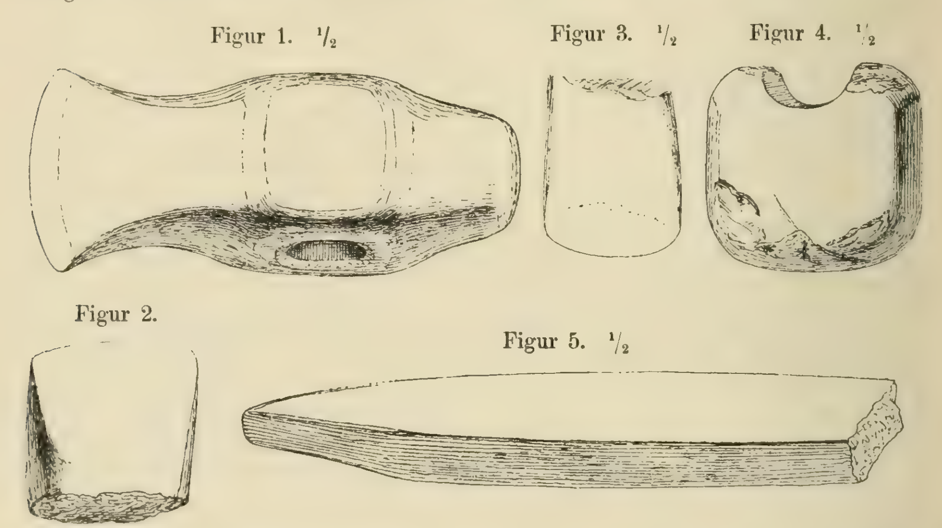
Dagegen hat mir Hr. General v. Erckert zahlreiche Geschenke von Alterthümern Seitens seiner ungarischen Gastfreunde zugestellt, für welche ich um so mehr dankbar bin, als das Gräberfeld von Pilin sowohl, als Baron Nyary mir schon seit dem Congress von Budapest (1876) bekannt sind. Ueber das erstere und seine Fundstücke habe ich wiederholt in der Gesellschaft gesprochen (Verh. 1876, S. 245; 1884, S. 212); auch war ich durch die Güte des Hrn. Barons, zur Zeit, als er mir die Schädel aus der Bärenhöhle von Aggtelek zur Beschreibung anvertraute, in die Lage gesetzt, Proben des merkwürdigen Thongeräthes hier vorzulegen (Verh. 1877, S. 327), welche mich in mehrfacher Beziehung an trojanische Funde erinnerten. Gute Abbildungen von Piliner Fundstücken finden sich in Hampel et Beszédes Antiquités préhist. de la Hongrie. Esztergom 1876/77. Pl. XVII—XIX. XXIV und in Jos. Hampel, Trouvailles de l'âge de bronze en Hongrie (Compte rendu du Congrès intern. Budapest 1878. T. II. 2) mehrfach, besonders Pl. LXX—LXXI.

Unter den Gegenständen, welche mir jetzt als Geschenke übergeben sind, berührt Hr. v. Erckert zunächst die Steingeräthe, welche er an der Oberfläche eines zu Weingärten benutzten und daher nicht mehr intakten Bergabhanges hat sammeln lassen. In welcher Weise sie ursprünglich gelegen haben, scheint nicht festgestellt zu sein. Ob sie in engerem Sinne der Steinzeit angehören, darf bezweifelt werden; jedenfalls würden sie, falls sie soweit zurückzuversetzen sind, der neolithischen Zeit zugerechnet werden müssen. Indess scheint es mir nicht ausgeschlossen zu sein, dass sie mit den Bronzen gleichaltrig sind.

Darunter befindet sich ein höchst ausgezeichnetes, schön polirtes und durchbohrtes Steinbeil von bläulichgrüner Farbe mit zahlreichen Einsprengungen, dessen Material nach der Bestimmung des Hrn. Carl Klein Serpentin ist (Fig. 1). Es ist 130 *mm* lang. Seine stark gekrümmte, an den Ecken vorspringende Schneide hat eine Länge von 50 *mm*. Darauf folgt ein engerer, platter Hals von 36 *mm* Durchmesser und weiterhin, um das Stielloch, eine 45 *mm* dicke, etwas abgeplattete Anschwellung. Das Loch selbst, das von oben nach unten durchgeht, ist weit genug, um den Zeigefinger durchstecken zu können. Es hat eine ovale Gestalt, misst 22 auf 25 *mm* im lichten Durchmesser und hat einen unregelmässigen, wie geschnittenen

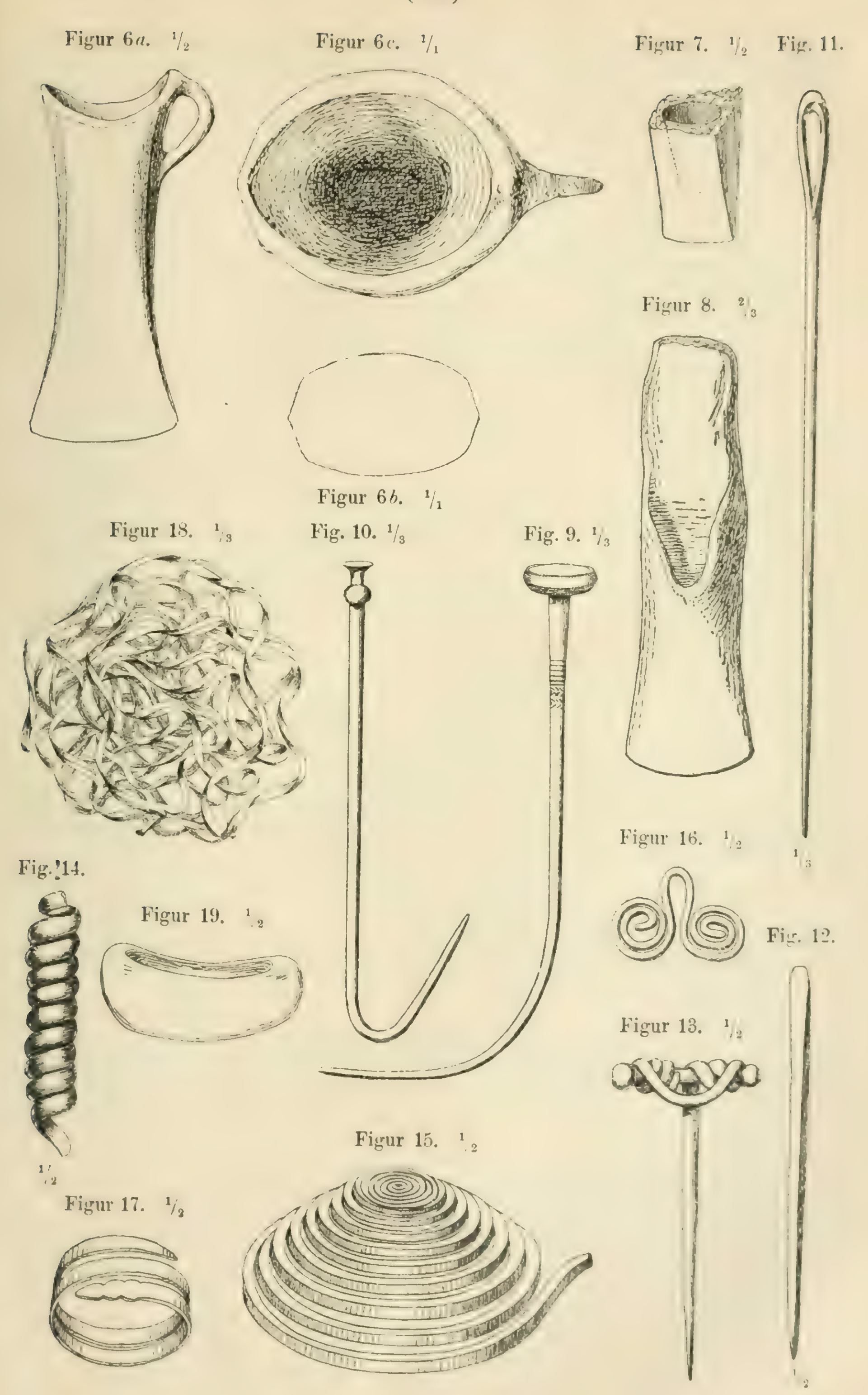
Eingang. Im Innern sieht man jedoch circuläre Einritzungen von der Bohrung. Hinter der Anschwellung verjüngt sich das Bahnende schnell bis auf einen Durchmesser von 26 *mm* und ist nach hinten schwach gerundet. Die Politur der Oberfläche ist höchst gleichmässig und von tadelloser Glätte, so dass es in seiner äusseren Erscheinung an die letzten Funde von Schliemann sich annähert. Seine Form entspricht vollständig gewissen Beilen oder Hämmern aus gegossenem Metall; es gleicht dem Serpentinhammer von Dad, Comit. Komárom, bei Hampel und Beszédes. Pl. IV., Fig. 13, der wohl auch in die Bronzezeit gehört.

Ausserdem zähle ich 7 Bruchstücke von Steinbeilen. Mehrere derselben (Fig. 2 und 3), welche der vorderen Hälfte entsprechen, zeigen eine schwache, gewölbte Schneide. Eines (Fig. 4) stellt das hintere Bruchstück eines groben, durchlochten Beils dar; das sehr regelmässig gebohrte Loch hat eine Weite von 25 *mm*; seine Ränder sind ringsum gerundet und stellenweise wie gedengelt. Das Material dieser Stücke ist durchweg ein ziemlich mürber Sandstein; nur ein einziges hat eine festere Beschaffenheit.


Figur 1. $^1/_2$ Figur 3. $^1/_2$ Figur 4. $^1/_2$ Figur 2. Figur 5. $^1/_2$

Ein grosser, wetzsteinartiger Körper (Fig. 5) ist fast 130 *mm* lang, am einen Ende abgebrochen, am andern zugespitzt; er ist viereckig im Querschnitt, platt, und besteht gleichfalls aus Sandstein. —

Unter den Bronzen sind in erster Linie die Celte zu erwähnen. Der grösste derselben (Fig. 6, a—c) ist ein wohl erhaltener, wenngleich etwas roh gegossener Hohlcelt mit seitlichem Oehr und einer trichterförmigen Mündung, welche jederseits in eine Art von Spitze ausgezogen ist. Es misst in der Länge 95, mit den Spitzen 105 *mm*. Seine etwas flache Schneide, die stumpf und scheinbar viel gebraucht ist, hat eine Länge von 40 *mm*. Hinter der Schneide verjüngt sich der Körper bis auf 25 *mm*, verdickt sich aber gleichzeitig bis auf 14 *mm* und nimmt eine leicht gewölbte Gestalt an (Fig. 6 *b*, Querschnitt). In einer Entfernung von 60 *mm* hinter der Schneide beginnt die Erweiterung der trichterförmigen Höhlung, bis dieselbe an dem etwas rauhen Rande eine Weite von 40 auf 26 *mm* erreicht (Fig. 6*c*, Oberansicht). Hier erscheint in der Seitenansicht (Fig. 6*a*) fast das Bild einer Ansa lunata. Das Oehr ist eng, 12 *mm* hoch, 6 *mm* weit, an der einen Schmalseite angesetzt; unter seinem Ansatz ziehen sich 3 flache Rinnen herab. — Diese Form ist in Ungarn sehr verbreitet; Hampel (Trouvailles Pl. XII und CXXII)


Figur 6a. 1/2
Figur 6c. 1/1
Figur 7. 1/2
Fig. 11.
Figur 8. 2/3
Figur 6b. 1/1
Figur 18. 1/3
Fig. 10. 1/3
Fig. 9. 1/3
Figur 16. 1/2
1/3
Fig. 14.
Figur 19. 1/2
Fig. 12.
Figur 13. 1/2
1/2
Figur 15. 1/2
Figur 17. 1/2
1/2

bezeichnet sie ausdrücklich als den types propres à nos contrées angehörig. Man vergleiche auch den Düllencelt von Pilin (Pl. LXX, Fig. 8).

Es ist dann noch das Schneideende eines kleinen, ausgehöhlten Celts (Fig. 7) vorhanden, der mehr die Gestalt eines Meissels, aber eine weite Oeffnung besitzt. Er ist 18 *mm* lang.

Ganz verschieden davon ist ein sehr roher Paalstab (Fig. 8) von 95 *mm* Länge, der ganz mit einer dicken Schale von graugrüner Farbe überzogen ist; ein Feilenstrich, der diese Schale durchdringt, zeigt glänzend gelbes Metall. Die leicht gekrümmte Schneide ist 26 *mm* lang. Etwa 40 *mm* hinter derselben beginnt auf der platten Fläche jederseits ein länglicher Einschnitt, weit genug, das man den Kleinfinger hineinlegen kann, und bis zum Bahnende fortgesetzt. An diesem hinteren Abschnitt sind gar keine Randwülste vorhanden; mehr gegen die Mitte hin erheben sich die Ränder zu sehr unregelmässiger Umfassung. Anscheinend ist die Oberfläche durch oxydirende Wässer stark angegriffen. Ein ganz ähnliches Stück von Pilin, nur ein Miniaturstück, bildet Hampel (Trouvailles. Pl. LXX, Fig. 3) ab.

Von einem Miniatur-Dolchgriff mit einem sehr verrosteten Klingenstück ist nur ein unvollständiges Fragment erhalten.

Sehr interessant sind die, zum Theil durch ihre Grösse ausgezeichneten Nadeln. Unter ihnen ist zuerst zu erwähnen eine schöne Säbelnadel (Fig. 9), im Ganzen 153 *mm* lang und in ihrer unteren Hälfte fast rechtwinklig eingebogen. Sie ist schön patinirt, dick und schwer. Am oberen Ende trägt sie einen ganz starken Knopf oder vielmehr eine starke, runde Scheibe von 15 *mm* Querdurchmesser. Unter derselben, am Halse, sitzt ein feines Ornament, oben aus einfachen circulären Linien bestehend, darunter einige Ringe aus Sparrenornament. Die Spitze ist dick und stumpf. Nadelköpfe von ähnlicher Form, namentlich mit platter Endscheibe, bei Hampel, Trouvailles Pl. LIII.

Eine zweite Nadel (Fig. 10) ist 110 *mm* lang, drehrund, über dem unteren Ende stark winklig eingebogen, wie eine Angel. Am oberen Ende sitzt ein kugelförmiger Knopf und darüber eine kleine, flache Scheibe von 7 *mm* Durchmesser.

Am grössten ist eine mit dicker graugrüner Patina überzogene, sehr brüchige Nadel (Fig. 11): sie misst in der Länge 168 *mm*. Am oberen Ende trägt sie, wie eine Stopfnadel, eine künstliche Oehse, 20 *mm* lang und 5 *mm* im Querdurchmesser. Im unteren Drittel ist sie leicht winklig eingebogen (in der Zeichnung nicht dargestellt).

Ausserdem sind noch mehrere, zum Theil recht lange (bis zu 110 *mm*) Nadeln und Nadelbruchstücke vorhanden, von denen einzelne gleichfalls winklig eingebogen sind. Zu bemerken ist darunter eine starke kantige Nadel oder, vielleicht genauer, eine Ahle (Fig. 12), am hinteren Ende grob zugespitzt, am vorderen verjüngt und beiderseits abgeplattet.

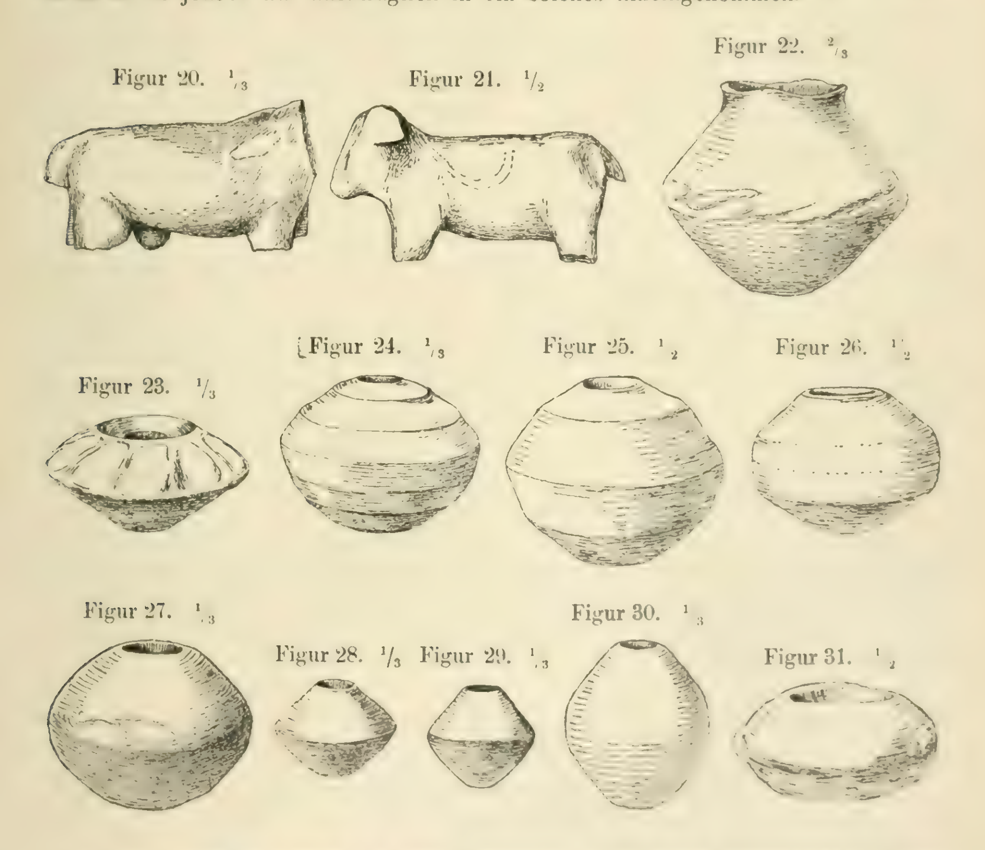
Von einer schönen Armbrust-Fibula (Fig. 13) fehlt leider der Bügel. Man hat nur die dicke Nadel, welche 45 *mm* lang ist, und die Querstange von 25 *mm* Länge, um welche sich jederseits in wenigen, nach aussen gerichteten Spiraltouren ein dicker Draht legt, der nach innen eine vortretende Schleife bildet. Die Farbe ist etwas schmutziggrau. Die Gestalt entspricht am meisten der Tène-Form (vgl. Hampel et Beszédes, Pl. XVI. Fig. 7 et 8).

Hieran reihen sich mehrere Spiralgeräthe, namentlich ein hübscher Saltaleone (Fig. 14) von 35 *mm* Länge, an beiden Enden abgebrochen; eine Spiralscheibe (Fig. 15) mit erhabener Mitte, fast trichterförmig aufgebaut, aus schön

gewundenem, eckigem Bronzedraht, an der Basis 45 *cm* in lichter Weite (vgl. Hampel, Trouvailles Pl. XXXV); eine Miniatur-Brillenspirale (Fig. 16), 22 *cm* breit, 11 *cm* hoch, und ein Spiralfingerring aus plattem Bronzeband, dessen Ende zugespitzt und seitlich ausgerandet ist (Fig. 17).

Ueber die Natur eines höchst eigenthümlichen, dickwandigen, kahnförmigen Gebildes (Fig. 19) vermag ich keine Erklärung zu geben.

Von dem Draht, der zu solchen Stücken verwendet wurde, ist ein ganzes Knäuel (Fig. 18) mitgekommen, welches so unregelmässig zusammengeballt ist, wie ein Knäuel von Bindfaden. Der recht grobe Draht hat einen dreikantigen Querschnitt, mit zum Theil vertieften Flächen, und ist durchweg spiralig gewunden. Seine Farbe ist dunkelgrün, stellenweise fast blau. Nach der Angabe des Hrn. v. Erckert würde dieses Knäuel aus einem „magyarischen Grabe" stammen: vielleicht ist es jedoch nur nachträglich in ein solches hineingekommen. —


Figur 20. 1/3 Figur 21. 1/2 Figur 22. 2/3
Figur 23. 1/3 Figur 24. 1/3 Figur 25. 1/2 Figur 26. 1/2
Figur 27. 1/3 Figur 28. 1/3 Figur 29. 1/3 Figur 30. 1/3 Figur 31. 1/2

Es erübrigt jetzt noch ein kurzer Ueberblick über das Thongeräth. Unter diesem sind, wie ich schon früher hervorgehoben habe, besonders merkwürdig die kleinen Thierfiguren, von denen freilich keine ganz erhalten ist, und die daher auch schwer zu deuten sind. Es mögen davon die beiden am besten erhaltenen bezeichnet werden. Beide stellen Vierfüsser dar. Die grössere (Fig. 20) hat den Kopf und den grösseren Theil der Füsse und des Schwanzes verloren: es ist also eigentlich nur der kräftige und volle Rumpf übrig. An diesem bemerkt man unten zwischen den Beinen zwei Euter. Die kleinere (Fig. 21) besitzt noch den Kopf, an dem man vorstehende hundeartige Ohren und eine spitze Schnauze er-

kennt. Eine grössere Anzahl solcher Thierfiguren von Pilin bei Hampel Trouvailles Pl. LXXI, sowie bei Hampel et Beszédes Pl. XIII. Fig. 10—15.

Nächstdem mag das einzige mitgesendete Gefäss (Eig. 22) genannt werden. Es ist sehr klein, 35 *mm* hoch, in der Aequatorialgegend 50 *mm* dick, mit einer Mündung von 18 *mm*. Seine Farbe ist dunkelgrau, die Arbeit sehr roh, nur der Aequator scharf und gut ausgebildet, mit einer Art von spiralförmigen Eindrücken besetzt. — Eine grosse Anzahl viel besserer Thongefässe von Pilin bei Hampel et Beszédes Pl. XVIII et XIX.

Ferner eine grössere Anzahl von Thonwirteln in sehr verschiedener Grösse und Ausgestaltung. Die meisten sind von gelblichgrauer oder graubräunlicher Farbe und gut geglättet; alle tragen ein durchgehendes regelmässiges Loch. Ein einziges (Fig. 23) zeigt ein wirkliches Ornament: über dem scharfkantigen Aequator des niedrigen Wirtels liegt eine Reihe flacher radiärer Eindrücke, welche den Oberbauch sehr regelmässig bedecken. Sodann sind mehrere Stücke (Fig. 24—26) mit horizontalen Zonen von cirkulären Abflachungen besetzt, die bis zu 7 anwachsen. Ganz roh und uneben ist der Wirtel Fig. 27, der fast wie eine rohe Kartoffel aussieht, und der von den kleinen Wirteln (Fig. 28 und 29) mit ihrer sehr scharfen Aequatorialkante scharf absticht. Nur ein Stück (Fig. 30) ist schwarz und glänzend; es hat die Gestalt einer Pflaume und ist verhältnissmässig schwer.

Schliesslich sei noch ein sehr grobes, aber kleines Stück (Fig. 31) erwähnt, welches fast wie ein blosser Thonring aussieht. Es hat ein grosses Loch und ist sehr niedrig. An einer Seite hat es einen rauhen Vorsprung, der einem abgebrochenen Knöpfchen gleicht. —

Im Ganzen habe ich den Eindruck, dass die mir übergebenen Gegenstände in der Hauptsache zusammengehören; wenn ich dem Urtheile der ungarischen Archäologen folge, so wären sie in die Bronzezeit zu setzen. Indess dürfte ein Theil derselben, so namentlich die Fibula und eine Anzahl der Spiralgeräthe, wohl schon dem Uebergange in die Eisenzeit oder geradezu der Tène-Zeit zuzurechnen sein. Die Sammlung enthält ausgezeichnete Stücke von charakteristisch ungarischem Gepräge und verdient daher warmen Dank.

Was die von Hrn. v. Erckert erwähnten magyarischen Gräber anbetrifft, welche in geringer Anzahl früher aufgefunden sind, so dürfte von dem vorliegenden Material sehr wenig, vielleicht nichts, dahin zu beziehen sein. Was die Herren Hampel und Beszédes darüber mitgetheilt haben (Antiquités préhist. Pl. XXIV), ist gänzlich verschieden. —

(29) Hr. O. Hermes hält folgenden Vortrag:

Aus dem Gefangenleben des Gorilla.

(Hierzu Taf. XI.)

Meine ursprüngliche Absicht, die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft zu einem Besuche des Gorilla im Berliner Aquarium einzuladen, kann ich heute leider nicht mehr verwirklichen, denn der Gorilla ist bereits am 15. December gestorben. So gestaltet sich mein Vortrag wesentlich zu einem Nekrologe.

Aber immerhin dürfte es nicht ohne Werth sein, diejenigen Beobachtungen mitzutheilen, welche ich während seiner zweimonatlichen Gefangenschaft im Berliner Aquarium gemacht habe, und zwar um deswillen nicht, weil unsere Kenntniss über den Gorilla noch lückenhaft ist. Sie beschränkt sich im Wesentlichen auf die Mittheilungen von Reisenden, die das veröffentlichten, was Ein-

geborene ihnen erzählten. Das gilt insbesondere von Wilson, Savage und Reade, während Du Chaillu solche Mittheilungen als eigene Erlebnisse und Wahrnehmungen in abenteuerlicher Weise schilderte.

Wenigstens ist Reade der Ueberzeugung, dass Du Chaillu niemals einen Gorilla erlegt hat. Nachweislich ist dies nur Koppenfels gelungen, welcher als der einzige Europäer in der Wildheit Gorillas beobachtete. In der Gefangenschaft befand sich nur ein junger Gorilla, über welchen genaue und zuverlässige Beobachtungen vorliegen. Das war jener, welchen Dr. Falkenstein am 2. October 1875 in Pontanegra erwarb und der am 1. Juli 1876 in den Besitz des Berliner Aquariums gelangte, wo er bis zum 13. November 1877 lebte. Die von Falkenstein und mir gemachten Beobachtungen sind seiner Zeit veröffentlicht worden. Seit jener Zeit erhielt das Berliner Aquarium zwar zwei Gorillas, indessen waren das ganz kleine und kranke Thiere, werthlos für die Beobachtung.

Am 17. October d. J. theilte mir der Thierhändler Carpenter in Liverpool mit, dass der Royal mail steamer Oil Rivers den schönsten und grössten weiblichen Gorilla nach Liverpool gebracht habe, der jemals nach Europa gelangt sei. Er habe eine Höhe von über 1 *m* und befinde sich „in splendid condition“. Solchem Anerbieten konnte ich nicht widerstehen. Ich acceptirte dasselbe telegraphisch und schon am 20. October erreichte der Gorilla in Begleitung des Hrn. Carpenter lebend Berlin.

Leider hatten wir um jene Zeit recht kaltes Wetter. Das Thermometer zeigte fast Null Grad und die Fahrt über London-Calais bis Berlin hatte mehr als 24 Stunden gedauert. In England, Frankreich und Belgien hatte man Carpenter gestattet, den sorgfältig ausgepolsterten und mit einer Warmflasche versehenen Käfig des Gorilla mit in ein geheiztes Coupé zu nehmen. In Cöln wurde er indessen trotz der Bitten und Vorstellungen des Hrn. Carpenter, der allerdings der deutschen Sprache nicht mächtig ist, in den Gepäckwagen gestellt und war es daher nicht zu verwundern, dass der Affe einen tüchtigen Schnupfen mitbrachte.

Als er sich in seinem neuen Heim, dem grossen Käfig des Berliner Aquariums, befand, zeigte sich, dass Carpenter's Schilderung keine übertriebene war.

Der Gorilla maass, wenn er stand, über 1 *m*, — genau, wie ich jetzt feststellen konnte, 1,20 *m*. Der Körper mit dichtem grauschwarzem, auf dem Kopfe röthlich schimmerndem Haar bedeckt, das Gesicht tief schwarz und glänzend mit unheimlich lauernden, bösartig blickenden, dunkelbraunen Augen.

In der That war dieser Gorilla, der sich übrigens bald als ein Männchen entpuppte, das grösste unter den wenigen Exemplaren, welche lebend nach Europa gelangten. Er befand sich, wie Mr. Clark, der Capitain des oben genannten Dampfers berichtete, bereits sechs Jahre in der Gefangenschaft eines Eingeborenen, eines Häuptlings am Gabun in Westafrica, einige hundert Meilen von der Küste entfernt. Ein weisser Elephantenjäger brachte ihn nach der Küste in die französischen Besitzungen von Nieder-Guinea, wo ihn Capitain Clark entdeckte, kaufte und nach Liverpool überführte. Man kann sein Alter also auf etwa 8 Jahre schätzen, während der frühere 3 bis 4 Jahre alt sein mochte. Er befand sich Anfangs in gutem Ernährungszustande, magerte aber schnell ab und war schliesslich das reine Skelet.

Die ihm in den Käfig gegebenen wollenen Decken benutzte er, um sich ein weiches Lager zu bereiten, das er offenbar liebte. Er holte dabei die Decken zusammen, setzte sich darauf, erfasste deren hervorragende Enden mit der Hand, schob sie an oder unter sich und setzte den rechten Fuss darauf. Das wiederholte er so lange, bis die ganze Unterlage einem runden Neste ähnlich war. Verliess

er freiwillig sein Lager, so schleppte er die Decken nach und richtete sich an einer anderen Stelle in gleicher Weise ein. Wurde er zum Verlassen seines Sitzes gezwungen, so kehrte er zu demselben zurück, sobald er vor weiteren Störungen sicher zu sein glaubte. Er schlief in seinem Neste — so möchte ich seine Unterlage bezeichnen — sitzend und liegend: sitzend, wenn er sich mit dem Rücken anlehnen konnte, liegend, wenn sein Nest mitten im Käfig bereitet war. Im letzteren Falle legte er sich, die Füsse vor sich und die Arme um den Körper gelegt, auf den Bauch und mit dem Gesicht auf die Decke. Seltener lag er auf dem Rücken, doch stemmte er dann die Füsse gegen die Wand oder legte die Beine auf die erhöhte Stufe des Käfigs. Häufig lag er auf einem, etwa 2 *m* hoch angebrachten Brett, wobei er die beschriebene Bauchlage wählte und den Kopf über das Brett hinaus hängen liess, so dass man fürchtete, er könne jeden Augenblick herabstürzen.

Bei Tage sass er meist zusammengekauert auf seinem weichen Lager mit stark gekrümmtem Rücken, das gekrümmte rechte Bein vor sich, den linken Fuss auf die Decke stellend, so dass das Knie nach oben gerichtet war. Stand er auf, so stützte er sich auf die Aussenfläche seiner Finger in der Weise, dass das letzte Glied nach innen gerichtet war. So ging er auch, bei wenigen Schritten manchmal nur eine Hand gebrauchend, während er die andere auf die Brust legte oder mit ihr eine Decke zog. Zwar benutzte er beim Gehen die ganze Sohle des Fusses, doch setzte er zunächst die äussere Längsseite auf. Nur in der Nähe des Gitters oder an dem mit Sprossen versehenen Stamm richtete er sich auf.

Er machte immer den Eindruck eines mürrischen, wilden und ungemüthlichen Gesellen, an den sich niemand herantraute.

Dabei war er, Anfangs wenigstens, sehr ängstlich und scheu. Als ich am Tage nach seiner Ankunft in den Käfig trat, um ihn, der sich oben in die äusserste Ecke geflüchtet hatte, näher zu beobachten, sprang er mit einem Satz dicht an meiner Seite auf die Erde und, ohne mich anzugreifen, verliess er mit mir, der ich schleunigst die Flucht ergriff, den Käfig. Dieser befindet sich in einem Glashause. Er kletterte an dem äusseren Gitter in die Höhe und blieb hoch in der äussersten Ecke zwischen Gitter und Glaswand zwölf Stunden lang sitzen, ohne sich zu rühren, aber immer sorgsam beobachtend, was um ihn vorging. Voller Sorge, dass er eine Scheibe eindrücken oder zerschlagen und so entwischen könne, vermied ich jede Anwendung von Gewalt. Ich liess einfach die Thür seines Käfigs öffnen und Wasser und Früchte in denselben bringen, von der Meinung ausgehend, dass Hunger und Durst ihn schliesslich doch wieder zur Rückkehr nöthigen würden. Das ist denn auch geschehen, aber doch erst spät Abends, als kein Licht mehr brannte und er die zu seiner Beobachtung aufgestellten Wärter nicht mehr wahrnehmen konnte.

Vor dem Stock oder der Peitsche hatte er grosse Furcht. Er musste wohl in seiner früheren Gefangenschaft eine genaue Bekanntschaft damit gemacht haben. Denn anders kann ich mir sein Verhalten nicht erklären. Trat ich nehmlich in den ersten Tagen an das Gitter seines Käfigs, so blieb er, allerdings ohne ein Auge von mir zu wenden, ruhig sitzen, selbst dicht am Gitter. Als ich aber einmal zufällig mit einem Stock in den Vorraum seines Käfigs trat, floh er, mich zornig anblickend, in die äusserste Ecke. Von diesem Tage ab hasste er mich und flüchtete schon, wenn ich mich dem Käfig, ohne Stock oder Peitsche in der Hand zu haben, näherte. Dabei stiess er unmuthig Töne aus, die dem Grunzen des Schweines ähnlich waren. Schrie ich ihn an, ohne die Peitsche in der Hand zu haben, so wurde er meist so wüthend, dass er sich laut schreiend und dabei

das Maul weit aufreissend auf mich stürzte und durch das Gitter nach mir langte. Ohne gereizt zu werden, griff er indessen niemals an. Er wollte nichts, als in Ruhe gelassen sein. Den Käfig konnte der Wärter ohne Gefahr reinigen. Allerdings liess er ihn dabei nicht aus den Augen. Kam der Besen dem Gorilla zu nahe, so schlug er darnach und stiess dabei grunzende Töne aus. Reichte ihm der Wärter im Käfig eine Frucht, so schlug er sie ihm, immer grunzend, meist aus der Hand oder er nahm sie bei wiederholtem Anerbieten und warf sie auf die Erde. Durch das Gitter nahm er mitunter eine Dattel, die er aufass.

Auf seiner Fahrt von der Westküste Africa's nach Liverpool und wahrscheinlich auch in seiner Heimath hatte er fast allein von Bananen gelebt und er war so sehr daran gewöhnt, dass er, als ich keine erhalten konnte, zwei Tage hungerte, ehe er andere Früchte nahm. Unter den ihm gebotenen wählte er schliesslich Datteln, denen er auch dann den Vorzug gab, als ihm wieder Bananen gereicht werden konnten.

Anfangs nahm er wohl täglich zwei Pfund Datteln zu sich, später begnügte er sich mit der Hälfte und schliesslich verringerte sich sein Appetit immer mehr. Es kam auch öfter vor, dass er einen oder auch zwei Tage gar nichts frass.

Wasser trank er gern und viel. Der Behälter stand auf der Erde. Um zu trinken, stützte er sich auf die Hände, senkte den Kopf und schlürfte mit gespitzten Lippen das Wasser.

Im Ganzen verhielt sich der Gorilla theilnahmlos und ruhig, immer mürrisch, wenn man sich ihm näherte. Er war das gerade Gegentheil seines, immer zu tollen Streichen aufgelegten, übermüthigen Käfignachbars, des Chimpanse. Für diesen zeigte er einiges Interesse. Er setzte sich mitunter dicht an das, die beiden Käfige trennende Gitter und sah dem tollen Treiben seines nächsten Verwandten aufmerksam zu. Der Chimpanse kam dann öfter an das Gitter, steckte einen Finger durch dasselbe und berührte damit den Gorilla. Auffallender Weise liess sich dieser das ruhig gefallen, allerdings, ohne weiter darauf zu reagiren. Von seinem Wärter litt er es nie. Versuchte dieser, ihn zu krauen, so schlug er nach der Hand oder machte Miene zu beissen. Mit Rücksicht auf diese ungewöhnliche Freundlichkeit des sonst ewig mürrischen Hypochonders wagte ich es eines Tages, den Chimpanse zu ihm in den Käfig zu lassen.

Der Gorilla nahm Anfangs keine Notiz von ihm. Als der Chimpanse indessen eine Decke erfasste, stand der Gorilla auf und in demselben Momente hing sich der kleine Kerl an die Brust des grossen nach Affenart. Dieser liess sich das gefallen und setzte sich. Als der Gorilla sich sodann wieder erhob, kletterte der Kleine, wie er das beim Wärter zu thun pflegt, auf seinen Rücken, sprang herunter und turnte sodann an einem Strick, unter den der Gorilla sich gesetzt hatte. In der übermüthigsten Laune am Stricke hängend, den Kopf nach unten, berührte er diesen nun zunächst mit einem Finger, dann mit der Hand, fuhr ihm damit ins Gesicht und ging schliesslich in seinem Zutrauen so weit, sie in den Mund zu schieben. Zu meiner Ueberraschung blieb der Gorilla ganz liebenswürdig; ja, als der Chimpanse, plötzlich die Balance verlierend, vom Strick auf den Gorilla fiel und sich an dessen Brust hing, drückte dieser mit seiner grossen Hand den Kopf des Kleinen an sich, was einen so komischen Anblick gewährte, dass wir Zuschauer unwillkürlich laut lachen mussten. Sodann nahm der Kleine eine Decke nach der andern fort und tollte damit im Käfig umher. Holte sie der Gorilla zurück, sofort zog der Chimpanse wieder damit ab. So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als es dem Gorilla zu viel wurde. Er fing bei dem Zerren mit der Decke an, seine bekannten, Unmuth verrathenden, grunzenden Laute aus-

zustossen, und als der Chimpanse sich dann zu nahen wagte, fasste er ihn am Arm und biss darauf, so dass der Kleine schreiend von dannen floh. Zwar hatte er nur eine kleine Wunde davon getragen, aber die Lust, den Gorilla zu necken, war ihm vergangen, und so oft ich ihn auch später wieder in den Käfig liess, niemals hat er sich dem Gorilla wieder genähert.

Zu dem Schnupfen, den dieser von der Reise mitbrachte, gesellte sich bald auch etwas Husten. Natürlich sonderte die Nase Schleim dabei ab. Der Gorilla beseitigte diesen in der Weise, dass er oft lange Zeit unausgesetzt den Zeigefinger einer Hand in die Nasenlöcher und sodann in den Mund steckte. Den Kindern machte dieser Anblick immer viel Vergnügen, während viele Damen ihn als eine Unart empfanden, welche sie nicht lange mit ansehen mochten. Dem Wunsche einer Dame entsprechend, gab ich ihm einmal ein Taschentuch. Indessen wusste er nichts anderes damit anzufangen, als es wie eine Decke unter sich zu schieben.

Du Chaillu berichtet, dass der Gorilla, wenn er zum Angriff schreite, seine Brust mit den Fäusten schlage, dass es schalle, wobei er ein grässliches Gebrüll ausstosse. Aehnliches erzählt Koppenfels, der Mitte der Siebenziger Jahre die Gabun- und Ogowe-Länder besuchte. Ich kann diese Beobachtungen auf Grund der an unserm Exemplar gemachten Wahrnehmungen bestätigen. Zweimal erfolgte dieses merkwürdige Schlagen der Brust. Es geschah in Augenblicken grosser Aufregung, in die er einmal dadurch gerathen war, dass wir ihn mehrfach hintereinander bei Magnesiumlicht zu photographiren versuchten. Das plötzlich aufflackernde Licht hatte ihn erschreckt. Er stieg auf das Brett, setzte sich und wüthend blickend schlug er mit beiden Händen die Brust, dass es laut tönte.

Er trommelte aber nicht mit den Fäusten, wie uns mitgetheilt wird, sondern mit seinen flachen Händen, diese abwechselnd schnell hintereinander viermal gebrauchend. Dieses Trommeln geschah in kurzen Zwischenräumen zweimal. Sein Wärter hat es während seiner Flucht aus dem Käfig ebenfalls zweimal wahrgenommen. Er stützte hierbei einen Fuss auf das Gitter, den andern auf den Ventilationsschacht. Bei unserem früheren Gefangenen habe ich es nie beobachtet, während Falkenstein berichtet, dass derselbe während seines Aufenthaltes in Africa die Brust öfter mit den Fäusten bearbeitet habe. Um so interessanter waren mir daher meine jetzigen Wahrnehmungen.

Koppenfels erzählt ferner von dem in der Erregung sich sträubenden Kopfhaare des Gorilla. Dass sich bei manchen Thieren das Haar an einzelnen Stellen des Körpers sträubt, ist allgemein bekannt. So kann man beim Chimpanse häufig sehen, wie bei jeder Erregung das Haar auf Kopf, Arm und Rücken sich aufstellt. Bei unserem Gorilla habe ich das nicht in gleichem Maasse wahrgenommen. Hier war es im Wesentlichen nur das Haar am Hinterkopf und im Genick, welches sich so verhielt. Es machte dann den Eindruck, als ob er mit einer Krause versehen sei, die sich von einem Ohr zum andern über das Genick hinziehe.

Der Gorilla befand sich, wie sich nachher herausstellte, im Zahnwechsel. Zwei Schneidezähne hatte er oben, einen unten neu erhalten, — Zähne von ansehnlichen Dimensionen.

Er maass vom Scheitel bis zur Fusssohle 119 *cm*, 67 bis zum Steiss, 52 von da bis zur Fusssohle. Die Länge des Armes von der Schulter bis zur äussersten Fingerspitze betrug 78 *cm* (53 *cm* bis zur Handwurzel, die Hand 12, der Mittelfinger 13 *cm*); die Fusssohle vom Hacken bis zur Zehenspitze 21 (die Zehen selbst 5 *cm*); der Brustumfang 66 *cm*, Schulterbreite 30 *cm*.

Damit wäre das erschöpft, was ich über den Gorilla zu berichten habe. Den Sectionsbefund wird Hr. R. Virchow mittheilen; sonstige wissenschaftliche

Resultate dürften wohl an anderer Stelle veröffentlicht werden, da mehrere angesehene Forscher die einzelnen Theile des Kadavers bearbeiten.

Die Abbildungen sind nach den photographischen Momentaufnahmen wiedergegeben, welche der Hofphotograph Carl Günther im Käfig von dem Gorilla gemacht hat.

Hoffen wir, dass es gelingen möge, bald wieder einen lebenden Gorilla in der Gefangenschaft beobachten zu können. —

Hr. R. Virchow:

Ich habe den prächtigen Affen wiederholt besucht und ihn stets mit grösstem Interesse in seinem Thun verfolgt. Wie schade, dass auch er so schnell dahingeschieden ist! Sein Zustand erschien, soweit er sich von Weitem beurtheilen liess, nichts weniger, als bedenklich. Ein einfacher, stark absondernder Nasenkatarrh war das einzige sichtbare Krankheitssymptom.

Da der Leichnam zwischen verschiedene Institute vertheilt worden ist, so konnte ich eine regelrechte Sektion nicht vornehmen. Ich erhielt nur durch die Güte des Hrn. Fr. Eilh. Schulze die Brust- und Baucheingeweide, erstere zum Theil zerschnitten. Indess liess sich doch bestimmt nachweisen, dass die sämmtlichen Organe oberhalb des Diaphragma keine nennenswerthe Abweichung darboten. Auch in diesem Falle, wie in den meisten früheren bei Anthropoiden (Verh. 1879, S. 385), ist der Tod nicht durch Schwindsucht erfolgt.

Auch die Unterleibsorgane zeigten viel weniger, als ich nach früheren Erfahrungen erwartet hatte. Das Einzige, was bemerkenswerth war, aber doch auch nicht wohl als Todesursache betrachtet werden kann, war eine grössere Zahl von kirschengrossen Knoten, welche an verschiedenen Punkten des Darms hervortraten und in welchen sich beim Anschneiden submucös je ein Strongylus eingelagert fand. Im Uebrigen erschien die Schleimhaut des Digestionstractes etwas dick und succulent und der Darm sehr weit. Es dürfte also nach dem gesammten Verlaufe des Falles der Tod doch wesentlich durch Verhungerung herbeigeführt sein.

Ich benutzte die Gelegenheit, einige Punkte in der vergleichenden Anatomie des Menschen und des Gorilla festzustellen. Zunächst in Betreff der Länge des Darmes. Derselbe maas im Dünndarm 5,40, im Dickdarm nur 1 *m*, — ein recht bemerkenswerthes Verhältniss. Der Wurmfortsatz hat eine Länge von 93 *mm*.

Die Nieren zeigten dieselbe Beschaffenheit, wie ich sie früher (a. a. O. S. 387) bei den drei anderen Anthropoiden hervorgehoben hatte: sie besitzen keine Eintheilung in Reneuli und daher auch keine Columnae Bertini; die durchweg einfache Marksubstanz wird allerdings durch die ein- und austretenden Gefässe in eine Reihe von Abtheilungen zerlegt, aber es schiebt sich hier keine Corticalsubstanz ein. Dies ist ein tiefeinschneidender Gegensatz zum Menschen.

Auch die Milz hat so wenig Menschliches an sich, dass sicherlich kein Anatom, dem eine solche vorgelegt würde, im Zweifel darüber bleiben könnte, dass es keine menschliche sei. Sie hat die lange, platte, verhältnissmässig dünne Beschaffenheit, die uns von unseren Schlacht- und Experimentirthieren her als Eigenthümlichkeit der höheren Säugethiere geläufig ist.

Die Leber unterscheidet sich von der menschlichen hauptsächlich dadurch, dass der Lobus Spigelii aus seiner hinteren Stellung in eine obere und zum Theil vordere verschoben ist. Man sieht ihn daher sofort von der vorderen Fläche aus, wo das Ligamentum coronarium tief herunterreicht und mit stark verbreitertem Ansatz den Lobus Spigelii umfasst. Letzterer hat vorn eine Breite von

5 bei einer Höhe von 4 *cm*; hinten misst er 8,7 *cm* in der Breite und 2,5 *cm* in der Höhe. Seine Oberfläche ist durch mehrere seichte Furchen eingekerbt. Vorn erstreckt sich das Ligamentum suspensorium bis gegen die Mitte dieses Lappens heran. — Ausserdem finden sich noch zwei tiefe Furchen an der vorderen Fläche: die eine geht schräg von oben nach unten gegen den rechten Rand, der davon durchschnitten wird; die andere zieht, fast parallel dem Ligamentum suspensorium, über den linken Lappen. —

Hr. Morgen hat einen Brief mit der Nachricht erhalten, dass ein Gorilla von 139 *cm* Brustumfang unter 4° nördl. Breite erlegt worden sei. Hiernach würde sich die Grenze der geographischen Verbreitung des Thieres weiter nach Norden hin verschieben. —

(30) Hr. Ascherson spricht über

die Sage von angeblichem Goldkraute aus dem Mittelmeergebiete.

Der Vortrag wird später geliefert werden. Die Diskussion wird vertagt. —

(31) Hr. C. F. Lehmann macht Mittheilung

über eine erhöhte Form des solonischen Gewichts.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit für einen Augenblick erneut[1]) auf das zehnte Capitel der aristotelischen Schrift vom Staate der Athener lenken, welches die Münz-, Gewichts- und Maassreform Solon's behandelt.

Hr. Blass hat neuerdings als Ergebnisse seiner am Original des Papyrus selbst vorgenommenen Studien eine Anzahl wichtiger Verbesserungen der Lesung des Textes veröffentlicht[2]).

Von diesen betrifft eine die schwierigste Stelle des genannten Capitels[3]), welche in der Gestalt, wie sie bisher gelesen wurde, aller Erklärungsversuche spottete. Sie wird nun aufgeklärt und erweist sich als eine äusserst wichtige Angabe. Danach hat Solon, welcher für die Münze die euböische Norm (Mine von 436,67 *g*) in Athen einführte, nach dieser Norm auch das Handelsgewicht fixirt, hier aber dem Talent von 60 Minen einen Zuschlag von 3 Minen gegeben, der pro rata auf die Unterabtheilungen der Talents (Mine, Stater u. s. w.) vertheilt wurde; d. h. es gab neben der gemeinen euböisch-solonischen Norm in Athen eine um $^1/_{20}$ derselben erhöhte Norm des Gewichts (die erhöhte Mine also etwa 458,5 *g*). Ob nun nur die letztere erhöhte Form oder beide Formen als Handelsgewichte Verwendung fanden, bedarf weiterer genauer Untersuchung.

Dass das Bestehen einer solchen erhöhten Norm neben der gemeinen Norm, wie in Babylonien und sonst im vorderen Orient, so auch in den abgeleiteten Systemen des Alterthums überall in Betracht zu ziehen sei, hatte ich längst lediglich aus dem Befund der antiken Münzen und Gewichte geschlossen. Als ursprünglichen und häufigeren Betrag dieser Erhöhung hatte ich $^1/_{24}$ des betreffenden Gewichts gemeiner Norm ermittelt, aber bereits als wahrscheinlich hingestellt, dass daneben auch eine Form hergegangen sei, in welcher diese Erhöhung $^1/_{20}$ (5 pCt.)

1) Vergl. meine Abhandlung: Zur *Ἀθηναίων πολιτεία*. Hermes, 27 (1892) S. 530 ff.
2) Fleckeisen's Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Bd. 145/146, (1892) S. 572.
3) Gegen Ende von Cap. 10 ist danach zu lesen: „*ἐποίησε δὲ καὶ σταθμὰ πρὸς τ[ὸ] νόμισμα τ[ρ]εῖς καὶ ἑξήκοντα μνᾶς τὸ τάλαντον ἀγούσας καὶ ἐπιδιενεμήθησαν [αἱ γ]' μναῖ τῷ στατῆρι καὶ τοῖς ἄλλοις σταθμοῖς.*“

betrug. (S. Verhandl. 1889 S. 274 ff., S. 277 f., Hermes 27, S. 546 f. Anm. 1, S. 551 Anm. 1, vergl. S. 558 Anm. 3).

Diese wichtigen Thatsachen erhalten nunmehr durch die Angabe des Aristoteles zum ersten Male ihre Bestätigung aus der historischen Tradition des classischen Alterthums. Näheres demnächst im „Hermes." —

(32) Hr. Maass stellt der Gesellschaft vor:

1. Den im hiesigen Passage-Panopticum sich zeigenden sogenannten

Tigermenschen.

Derselbe, Ash Ben, ist ein Neger vom Kaffern-Stamme. Er ist am 23. September 1873 in der Capstadt von normalen Eltern erzeugt und war bei der Geburt auch von normaler dunkler Hautfärbung. In seinem fünften Jahre bekam er ein scheckiges Aussehn, d. h. die gleichmässig dunkle Haut bekam über den ganzen Körper zerstreut grosse helle Flecken. Auf dem Vorderkopfe hat er einen Büschel weisser Haare, den er wie einen Hahnenkamm zur Schau trägt. —

2. Die

zusammengewachsenen weiblichen Zwillingskinder Radika und Doadika.

Sie sind 3 Jahre alt und aus der Landschaft Orissa in Bengalen gebürtig. Ihr Impresario, Mr. Colman, zeigt sie im Passage-Panopticum. Sie stammen von gesunden Eltern vom Paria-Stamme und haben fünf normale Geschwister. Beide sind in der Gegend vom Brustbein abwärts durch einen ungefähr 10 bis 15 *cm* breiten Strang verwachsen, in welchen einige innere Organe (Leber u. s. w.) übergehen. Beide Herzen fühlt man getrennt an den äusseren Rippen klopfen. Jedes Kind hat die ihm zukommenden Organe, doch haben beide nur einen gemeinsamen Nabel. Bis dahin reicht die Verwachsung vom Brustbein aus. —

Hr. Virchow dankt sowohl Hrn. Maass für seine Vermittelung, als namentlich der Direktion des Passage-Panopticum für ihr sehr freundliches Entgegenkommen. Beide Fälle verdienen in höherem Grade die Aufmerksamkeit der Naturfreunde, wie er nach einem früheren Besuche bei denselben bezeugen könne.

Der Zustand des Tigermenschen ist zweifellos ein pathologischer. Er fällt unter die Kategorie der erworbenen Leukopathie, bei der jedoch in diesem Falle weder die Gesundheit überhaupt leidet, noch die afficirten Theile weitere Veränderungen erkennen lassen. Sie fühlen sich noch weicher und zarter an, als die sonstige Haut des Mannes. Sie sowohl, wie der sonderbare Haarkamm, der sich wie die Raupe eines Kriegerhelmes von der Stirn her über den Mittelkopf zieht, sind rein weiss. Sonderbarerweise traf Hr. Virchow fast unmittelbar darnach in einer Gesellschaft einen jüngeren deutschen Gelehrten, der genau denselben weissen Kamm über der Stirn hat, aber sonst keine Flecken zu besitzen scheint.

Die beiden kleinen indischen Mädchen sind in jeder Beziehung anziehend, nicht nur durch ihre mediane Verwachsung bei sonst gut entwickeltem Körper, wodurch sie bestimmt erscheinen, in der Schätzung der Menschen an die Stelle der siamesischen Zwillinge zu treten, sondern auch durch ihre fast gymnastische Leibesfertigkeit und ihren heiteren, frohen Sinn. Die Verwachsung liegt so sehr in der Mittellinie und bei voller Annäherung der Körper erscheint sie so unmittelbar, dass man kaum begreift, wie die Kinder sich ganz schnell gegen einander drehen und zugleich von einander entfernen können, so dass sie sich neben einander

niedersetzen. Dabei zieht sich ein langer und breiter Strang gleichsam aus dem Leibe heraus, der nachher aber ebenso leicht wieder zurücksinkt. An der Basis dieser Stelle fühlt man von dem Brustbein her festere Theile sich um dieselben herumstrecken, aber die Verbindung der inneren Organe scheint sich auf ein geringes Maass zu erstrecken, an welchem wahrscheinlich Gefässe und Leber Antheil nehmen. —

(33) Eingegangene und erworbene Schriften und Geschenke:

1. Rost, P., De insciptione Tiglat-Pileser III. regis Assyriae quae vocatur analium. (Inaug.-Diss.) Lipsiae, 1892. Gesch. d. Verf.
2. Doren, A., Untersuchungen zur Geschichte der Kaufmannsgilden im Mittelalter. (Inaug.-Diss.) Leipzig 1892. Gesch. d. Verf.
3. Blumenfeld, A., Die Lendenkrümmung der Wirbelsäule bei verschiedenen Menschenrassen. (Inaug.-Diss.) Berlin 1892. Gesch. d. Verf.
4. Wanjura, W., Von der genetischen Beziehung der über der Wirbelsäule gelegenen circumscripten Hypertrichosen zu Spina bifida occulta. (Inaug.-Diss.) Berlin, 1892. Gesch. d. Verf.
5. Serrurier, Verslag van den directeur van's rijks ethnographisch Museum te Leiden. Leiden 1891. Gesch. d. Verf.
6. Bahnson, K., Etnografien fremstillet i dens Hovedtraek. København 1892. (Lief. I). Gesch. d. Verf.
7. Hoernes, M., Die ornamentale Verwendung der Thiergestalt in der prähistorischen Kunst. Wien 1892. (S. A. a. Bd. XXII. d. Mitth. d. Anthr. Ges. i. Wien). Gesch. d. Verf.
8. Bazing, H. und Veesenmeyer, G., Urkunden zur Geschichte der Pfarrkirche in Ulm. Ulm 1890. Gesch. d. Ver. f. K. u. Alterthum i. Ulm.
9. Pleyte, C. M., Plechtigheden en gebruiken uit den cyclus van het familieleven der volken van den indischen Archipel. Amsterdam 1891. (Sep.-Abdr. Bijdr. v. d. Taal.-Ld. e. Volk. v. Ned.-Indië). Gesch. d. Verf.
10. Kollmann, J., Die Formen des Ober- und Unterkiefers bei den Europäern. Zürich 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Schweiz. Vierteljahrs. f. Zahnheilkunde.) Gesch. d. Verf.
11. Derselbe, Mittheilungen aus dem anatomischen Institut im Vesalianum zu Basel. Basel 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Verh. d. Naturf. Ges. z. Basel.)
   Nr. 9 u. 10 Gesch. d. Verf.
12. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1874 bis 1891. (III Folge, Heft 18—35.) Im Austausch.
13. Topinard, P., L'anthropologie du Bengale ou Étude des documents anthropométriques, recueillis par M. Risley. Paris 1892. (Sep.-Abdr. L'anthrop. 1892. tom. III. Nr. 3). Gesch. d. Verf.
14. Barlaeus, Rerum per octennium in Brasilia et alibi nuper gestarum sub praefectura comitis J. Mavritii Nassoviae. Amstelodami 1647. Gesch. d. Hrn. Rob. Hartmann.
15. Martin, Rud., Ein Beitrag zur Osteologie der Alakaluf. Zürich 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Vierteljahresschr. d. naturf. Ges.) Gesch. d. Verf.
16. Morgen, C., Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889—1891. Leipzig 1893. Gesch. d. Hrn. F. A. Brockhaus.

17. Brinton, D. G., Current notes on anthropology V.—XVI. New York 1892. (Science).
18. Derselbe, The Etruscan ritual book. New York 1892. (Science).
    Nr. 16 u. 17 Gesch. d. Verf.
19. Buschan, G., Die tretiären Primaten und der fossile Mensch Südamerikas. Stuttgart 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Ausland Nr. 44.) Gesch. d. Verf.
20. Jiménez de la Espada. Observaciones á la nota del Sr. Lázaro sobre antiguedades Peruanas. Madrid 1891. (Actas de la Soc. esp. de historia natural).
21. Derselbe, Una antigualla Peruana. Madrid, 1892.
22. Cobo, P. B., Historia del nuevo mundo. Tomo III. Sevilla 1892.
    Nr. 20 bis 22 Gesch. d. Hrn. M. Jiménez de la Espada.
23. Müller, M., Ueber die Einheit des Menschengeschlechts. Berlin 1892. Gesch. d. Hrn. Künne.
24. Zimmer, M., Die bemalten Thongefässe Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Breslau 1889. Gesch. d. Hrn. Grempler.
25. Jahres-Bericht des städtischen Museums Carolino-Augusteum zu Salzburg für 1891. Gesch. d. Museum.
26. Radloff, W., Vorläufiger Bericht über die Resultate der Expedition zur Archäologischen Erforschung des Orchon-Beckens. St. Pétersbourg 1892. Gesch. d. Verf.
27. Lehmann, C. F., Zur Athenaiōn Politeia. Berlin 1892. (Sep.-Abdr. Hermes, Zeitschr. f. class. Philologie.) Gesch. d. Verf.
28. Zacharias, O., Ueber gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Leipzig 1887.
29. Geiseler, Die Oster-Insel. Eine Stätte prähistorischer Kultur in der Südsee. Berlin 1883. (Sep.-Abdr. a. Nr. 44 d. Beihefts z. Marineverordnungsbl.)
    Nr. 28 u. 29 Gesch. v. d. Frau Sanitätsrath Schlemm.
30. Hazelius, A., Afbildningar af föremål i nordiska musseet. 4/5. Svenska Byar och gårdar. 6/7. Spetsar. Stockholm 1892.
31. Derselbe, Minnen från nordiska musseet. Stockholm 1892. Bd. II Heft. 3/4.
    Nr. 30 u. 31, Gesch. d. Verf.
32. Actes de la société scientifique du Chili. Santiago, 1892. (tom II. 1 Liefr.) Gesch. v. d. Ges.
33. Bahnson, K., Etnografien fremstillet i dens Hovedtraek. Kobenhavn 1892. II Liefr. Gesch. d. Verf.
34. Ottenberger. Treue Abbildungen der Egyptischen, Griechischen und Römischen Alterthümer. I. Abtheilung. Prag 1819. Gesch. v. Hrn. Brunner.
35. Compte-rendu du Congrès intern. des Américanistes. 8. session Paris 1890. Paris 1892.
36. Pector, D., Jose Triana. o. O. 1892. (Extr. Arch. Soc. Amér. de France. 1892. Nr. 1.)
37. Derselbe, Aperçu des princip. communications relat. à la Linguistique. Paris 1890. (Extr. Revue de Linguist.)
38. Derselbe, Indication approx. de vestiges laissés par les populat. précolomb. du Nicaragua. Berlin 1888. (Extr. C. R. Congr. Int. Am. 7. Session).
39. Derselbe, Voyages et travaux géographiques au Nicaragua. Paris. 1891. (S. A. Congr. Int. scienc. géogr. Paris 1889.)
40. Derselbe, Sur le nom Amerrisque. Paris 1892.

41. Pector, La nuova città America ed il R. Prinzapulka nel Nicaragua. o. O. 1889/91. (Estr. Cosm. Guido Cora.)
42. Derselbe, Notice sur l'archéol. du Salvador précolombien. Leiden, 1892.
    Nr. 33—42 Gesch. v. Hrn. Consul D. Pector.
43. Batres, L., Plano de la ciudad de Tenochtitlan en 1519. Mexico 1892.
44. Santamaria, Br., Huelva y la Rábida. Huelva 1878.
45. Buelna, E., Arte de la lengua Cahita. Mexico 1891.
46. Derselbe, Peregrinacion de los Aztecas. Mexico 1892. II. Aufl.
47. Cordero, T. F. Estud. sob. etnografia Americana. Merida, Venezuela 1892.
48. de Marsy, L'influence des œuvres de Pierre d'Ailly s. l. projets de Christophe Colomb. Compiègne 1892.
49. Comite départ. du Calvados, 4. Centenaire de la découverte du nouveau Monde. Caen 1892.
50. Denancy, E., Christophe Colomb. Paris 1892.
51. Esguerra, J., Nota al Congreso intern. d. Americanistas. Bogotá 1891.
52. Ferraz, J. F., Nahuatlismos de Costa Rica. San José de Costa Rica 1892.
53. Derselbe, Lenguas indigenas de Centro America en el Siglo XVIII. San José de Costa Rica 1892.
54. de Ceuleneer, Ad., Type d'Indien du nouveau monde représ. sur un bronze ant. du Louvre. Bruxelles 1890.
55. Derselbe, Le Colorado. Anvers 1890. (Extr. Bull. Soc. Royale Géogr.)
56. Montojo, P., Las primeras tierras descubiertas por Colón. Madrid 1892.
    Nr. 43—56 Gesch. v. Hrn. Consul E. Toda.
57. de Hoyos Sáinz, L., de Aranzadi, T., Un avance à lo anthropologia de España. Madrid 1892. (Sep.-Abdr. Anal. de la Soc. Esp. de Hist. Nat.)
58. Derselbe, Notas para un estudio antropológico sobre el Crecimiento. Madrid 1892. (Sep.-Abdr. Anal. de la Soc. Esp. de Hist. Nat.)
59. Derselbe, Notas para un avance de la Bibliografia antropologica de España. Madrid 1892. (Sep.-Abdr. Actas de la Soc. Esp. de Hist. Nat.)
    Nr. 57—59 Gesch. d. Verf.
60. Erinnerungen, gesammelte, an die Congresse der Deutschen anthropolog. Gesellschaft. 1881—1889 und 1891—1892. Gesch. vom Hrn. Oberstabsarzt Dr. M. Vater.
61. Belck, W. und C. F. Lehmann, Inuspuas, Sohn des Menuas. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. Zeitschr. f. Assyriologie, VII). Gesch. der Verf.
62. de Baye, J., La nécropole de Mouranka. Paris 1890. (S.-A. Revue Archéologique.) Gesch. d. Verf.

Corrigenda:

Verhandl.	1891,	Seite 853,	Zeile 7	von unten:	statt	Garlstorf lies Garlstedt-Ohlenstedt.
„	1892,	„ 220,	„ 2	„ „	„	1888/89 lies **1887/88.**
„	„	„ 221,	„ 7	„ oben:	„	1888 lies **1887.**
„	„	„ 222,	„ 15	„ „	„	*km* lies Seemeilen.
„	„	„ 226,	„ 19	„ unten:	„	nie lies ein.
„	„	„ 227,	„ 3	„ oben:	„	Kawa lies Kopra.
„	„	„ 230,	„ 2	„ „	„	habe lies bin.
„	„	„ 429,	„ 25	„ „	„	77,1 lies **71,1.**

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1892.

Autoren-Verzeichniss.

Sach-Register.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

M.

N.

O.

P.

V.

W.

Ed. Krause.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstrasse 17a.

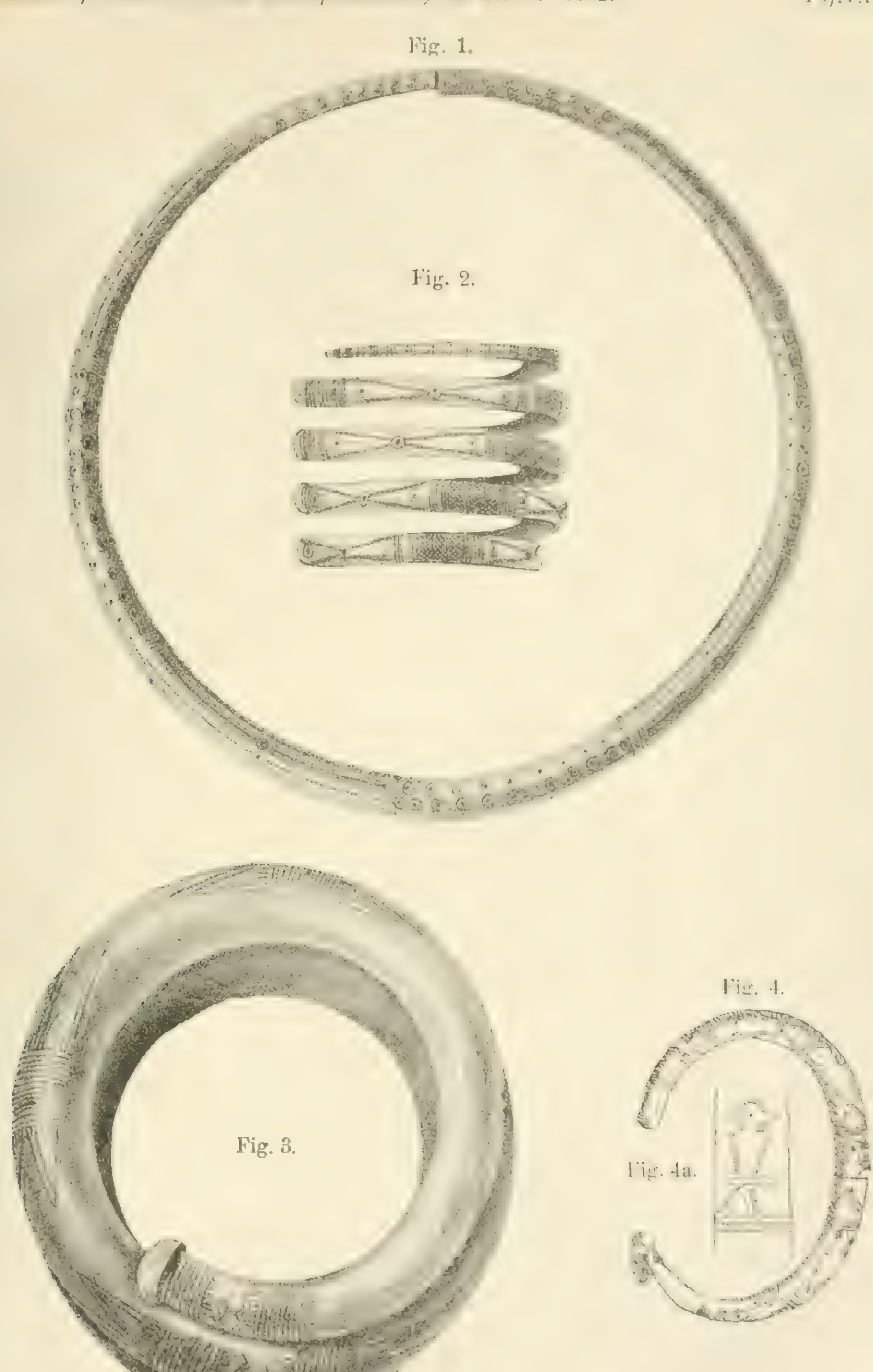


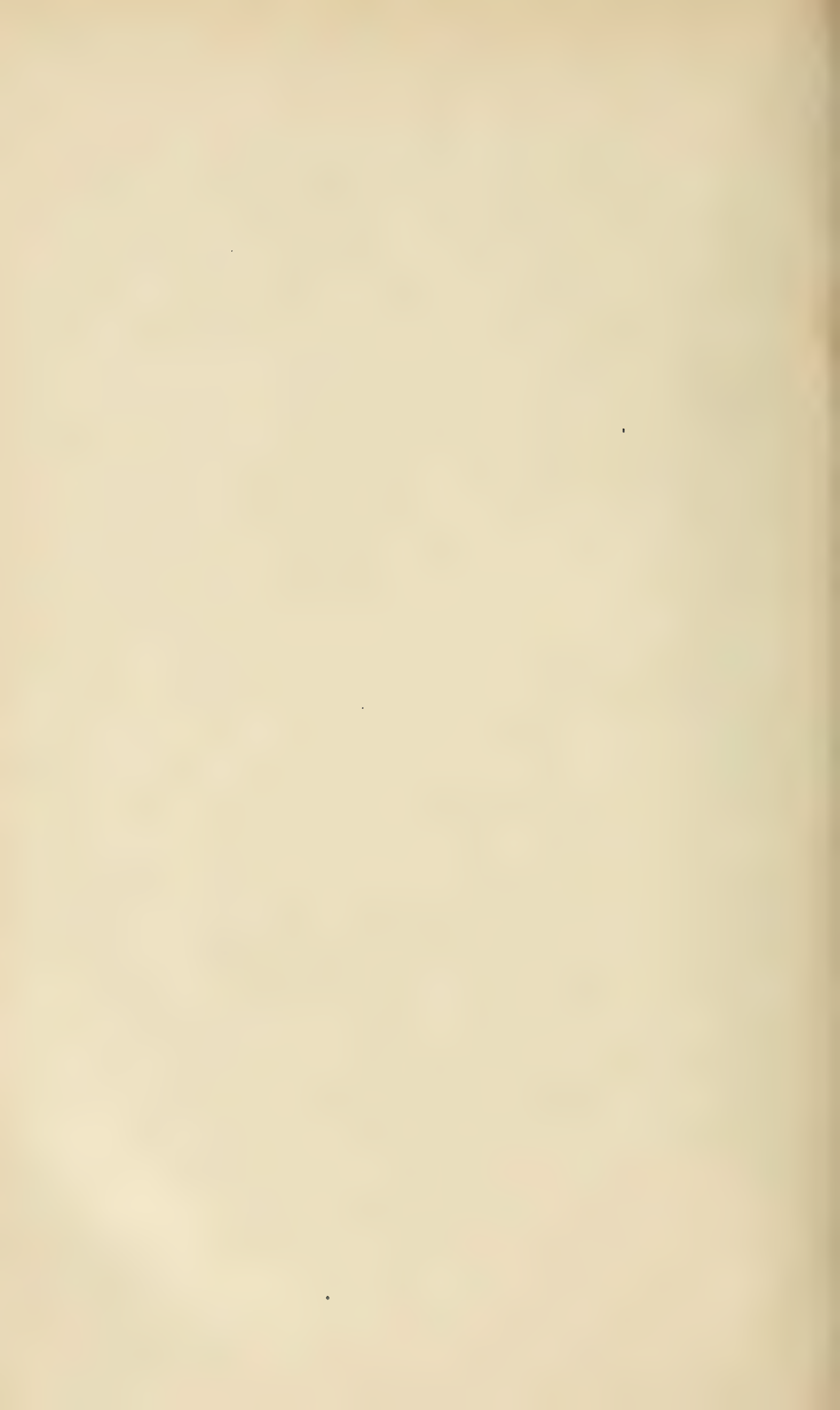
Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 4a.

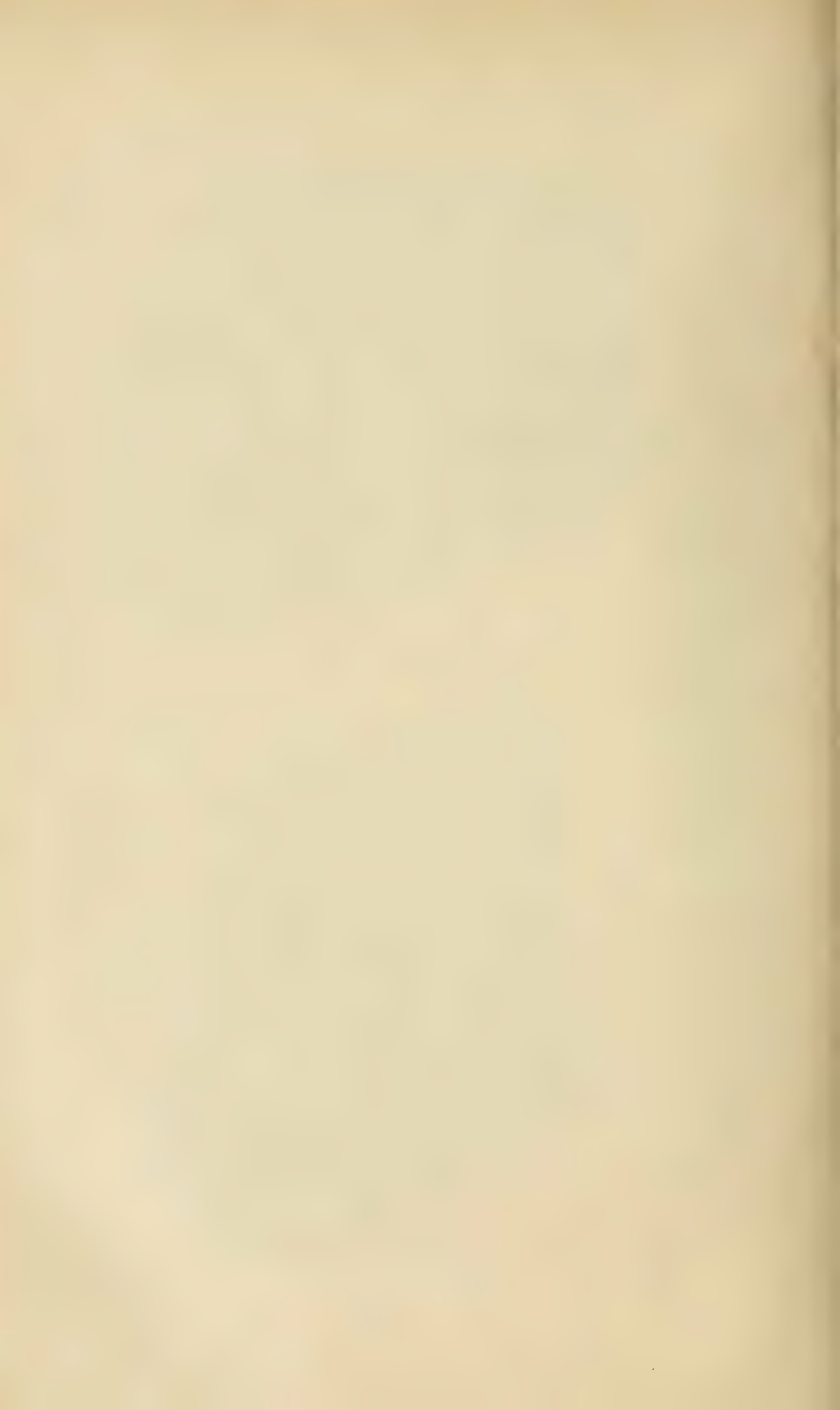




1.



2.







3







